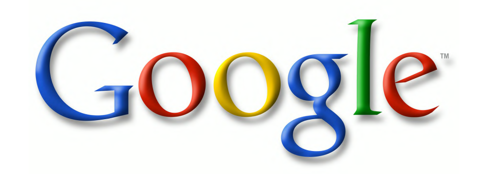

Google



Socialist

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Jahrgang 1840.
Erster Band.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1840.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Systematischer Index

zum

Jahrgang 1840 der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

4. Riedel, Nationalökonomie. — Sept. S. 430. — Eiselen.
5. Courtet de l'Isle, la science politique. — Oct. S. 661. — Heusinger.
6. Gavarret, Principes généraux de statistique médicale. — Nov. S. 783. — Moser.
7. Ryan, Prostitution in London. — Nov. S. 695. — Heusinger.
8. Hoffmann, die Lehre von den Steuern. — Dec. S. 929. — v. Prittwitz.
9. Hegel, Schubarth, und die Idée der Persönlichkeit in ihrem Verhältnifs zur preussischen Monarchie. Von Dr. Ogienski. — Dec. S. 958. — Riedel.
10. Friedrich des Grofsen Versuch über die Regierungsformen u. s w. herausgegeben von Schubarth. — Dec. S. 958. — Riedel.
11. Friedrich des Grofsen staatsrechtliche Grundsätze. Herausgegeben von Wolf. — Dec. S. 958. — Riedel.

V. Geschichte.

1. Fallmerayer, Geschichte der Halbinsel Morea. — Jan. S. 31. — Schönwalder.
2. Heeren und Uckert, Geschichte der europäischen Staaten. — Jan. S. 57. — Aschbach.
3. Schäfer, Geschichte von Portugal, zweiter Band. — Jan. S. 57. — Aschbach.
4. Leben des Thomas von Canterbury. Herausgegeben von Immanuel Bekker. — Febr. S. 284. — Diez.
5. Hoffmann, die Iberer im Westen und Osten. — Febr. S. 217. — Ferd. Müller.
6. F. Müller, der ugrische Volksstamm. — März S. 440. — v. Brandt.
7. Uebelen, Eberhard der Erlauchte. — März S. 471. — G. Lange.
8. Brougham, Historical Sketches of statesmen in the time of George III. — Mai S. 724. — Bülau.
9. Geschichte der Mark Brandenburg. — Mai S. 797. — Riedel.
10. Arnold, Umrisse und Studien zur Geschichte der Menschheit. — Juni S. 911. —
11. v. Gevay, Urkunden zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oestreich und der Pforte. — Juni S. 913. — Wilmans.
12. Hurter, Denkwürdigkeiten aus den letzten Decennien des 18ten Jahrhunderts. — Juni S. 867. — Varnhagen v. Ense.
13. Köppen, Friedrich der Grofse und seine Widersacher. — Juni S. 822. — Varnhagen v. Ense.
14. Spieker, Kirchen- und Reformationsgeschichte der Mark Brandenburg. — Juli S. 87. Riedel.
15. Geschichtliche Nachrichten von Brandenburg. Zweite Aufl. — Aug. S. 241. — Riedel.
15. Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Neue Folge. Erster Bd. — Aug. S. 292. — Abeken.
17. Buchez et Roux, histoire parlementaire de la révolution française. — Sept. S. 433. — Wachsmuth.
18. Fidicin, historisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte Berlin's. — Sept. S. 391. — Riedel.
19. v. Schöning, die Generale der Chur-Brandenburgischen und Königl. Preussischen Armee von 1640 — 1840. — Sept. S. 502.
20. Arndt, Erinnerungen aus dem äufseren Leben. — Oct. S. 568. — Varnhagen v. Ense.
21. v. Langen, Herzog Albrecht der Beherzte. — Oct. S. 540. — Böttiger.
22. Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. — Oct. S. 606. — Binder.
23. Correspondance du Comte Capodistrias. — Nov. S. 783. —
24. Gerhard v. Halem's Selbstbiographie. — Nov. S. 838. — Varnhagen v. Ense.
25. Höfler, die deutschen Päpste. — Nov. S. 773. — Wilmans.
26. Annuaire historique pour l'année 1837. — Dec. S. 873. — Waitz.
27. Bulletin de la société de l'histoire de France. — Dec. S. 873. — Waitz.

VI. Philologie.

1) Allgemeine Sprachkunde.

1. Bindseil, Abhandlungen zur allgemeinen vergleichenden Sprachlehre. — April S. 509. — Höfer.
2. Fritsch, Kritik der bisherigen Grammatik und der philosophischen Kritik. — April S. 603. — Hartung.

2) Orientalische Philologie.

1. Ebn Esra, Sapha berura oder die geläuterte Sprache. Herausgegeben von Lippmann. — Jan. S. 157. — Lebrecht.
2. Savitri, übersetzt von Merkel. — März S. 332. — Höfer.
3. Bopp, über die Celtischen Sprachen in ihrem Verhältnifs zum Sanscrit, Zend u. s. w. — April S. 581. — Kuhn.
4. Moses ben Esra, Darstellung seines Lebens und literarischen Wirkens, nebst hebräischen Beilagen. — April S. 541. — Lebrecht.
5. Munk, notice sur Rabbi Saadia Gaon et sa version arabe d'Isaie etc. — April S. 633. — Lebrecht.
6. Pictet, de l'affinité des langues Celtiques avec le Sanscrit. — April S. 581. — Kuhn.
7. Prichard, the eastern origin of the Celtic nations proved by a comparison of their dialects with the sanscrit etc. — April S. 581. — Kuhn.
8. Lassen, Anthologia Sanscritica. — Juni S. 839. — Höfer.
9. Brockhaus, Kathásaritságara. — Sept. S. 451. — Höfer.
10. v. Humboldt, über die Kawi-Sprache. — Nov. 697. — Bopp.
11. Bopp, Glossarium Sanscriticum. — Dec. S. 841. — Kuhn.
12. v. d. Gablentz, Grundzüge der Syrjänischen-Sprache. — Dec. S. 982. — Schott.

3) Klassische Philologie.

a) Griechische Philologie.

1. Bergkii commentatio de prooemio Empedoclis. — Febr. S. 289. — Franz.
2. Empedoclis carminum reliquiae. Ed. Karsten. — Febr. S. 289. — Franz.
3. Spengelii Specimen Commentariorum in Aristotelis libros de arte rhetorica. Mai — S. 790. — Stahr.
4. Franzius, Elementa Epigraphices Graecae. — Aug. S. 321. — Keil.
5. Keilius, Specimen Onomatologi Graeci. — Aug. S. 285. — Mullach.
6. Meineke, Fragmenta Comicorum Graecorum. — Aug. S. 209. — Bernhardy.

b) Römische Philologie.

d) Moderne Philologie.

VII. Kunstkritik und Archäologie.

VIII. Kriegswissenschaften, Mathematik, Geographie, Physik, Chemie, Meteorologie.

IX. Mineralogie, Botanik und Zoologie.

X. Physiologie und Medizin.

XI. Vermischtes.

№ 1.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

I.

Ueber Shakspeare's dramatische Kunst und sein Verhältniſs zu Calderon und Goethe. Von Dr. Hermann Ulrici. Halle, 1839. bei Eduard Anton.

Shakespeare's Ruhm ist lavinenartig gewachsen. Kein Volk hat daran einen gröſsern Theil als das deutsche, weil es, durch Abstammung und Denkart ihm nahe verwandt, die philosophische Tiefe und den künstlerischen Sinn mit hinzubringt, um die Wunder seines Genies zur Anschauung zu bringen. Das sicherste Kriterium für Shakespeare's unerschöpflichen Dichterreichthum finden wir darin, daſs der Genuſs an seinen Schöpfungen sich gleichmäſsig mit der Entwickelung des philosophirenden Geistes und der denkenden Einsicht in die Geheimnisse der künstlerischen Komposition steigert. Je mehr Gedanken man zu der Beschäftigung mit ihm mitbringt, desto mehr empfängt man von ihm zurück, so daſs die Fülle der Schätze, welche er uns aufschlieſst, immer gleichen Schritt hält mit dem Reichthum, den wir bereits als wohlerworbenes Eigenthum ihm entgegenstellen. Bei keinem Dichter reicht daher der bloſse Geschmack, ja auch selbst eine sinnige Betrachtung weniger aus, als bei Shakespeare, weil hier alle Fäden in der Tiefe geknüpft werden, und die tausendfachen Verschlingungen, welche sie dem sinnlichen Auge offenbaren, eher verwirren, als uns ein nach geheimen Gesetzen wundervoll geflochtnes Netz zeigen. Nirgends rächt sich daher auch der Mangel philosophischer Tiefe schärfer, als bei Shakespeare. Selbst diejenigen, welche nur mit dichterischem Sinne begabt, sich in Shakespeare hineingefühlt, verhehlen sich nicht, wie wenig ihnen eine auf der geschmackvollsten Darstellung und der sinnreichsten Beobachtung des Einzelnen beruhende Analyse Shakespeare'scher Dramen genügt, obwohl sie eigentlich nicht anzugeben vermögen, was sie dabei vermissen. Daher befriedigten auch die übrigens so unendlich verdienstvollen Vorlesungen A. W. v. Schlegel's grade in Bezug auf Shakespeare am wenigsten, weil dieser feine Kritiker wohl die ebengenannten Eigenschaften zur Betrachtung Shakespeare's mitbrachte, dieselben aber die philosophische Tiefe, welche auf die den Leib des Kunstwerks gestaltende Idee hindringt, nicht zu ersetzen vermögen. Doch zeigt sich der ausgezeichnete Mann in seiner Uebersetzung Shakespeare's, diesem wundervollsten Denkmal dichterischer Uebertragungskunst, so mit seinem Musterbilde verwachsen, daſs wir mit ihm nicht rechten wollen, weil er nicht auch den Dichter zur freien Betrachtung und Erkenntniſs seines absoluten Gehalts sich hat gegenständlich machen können. Die in unendliche Breite auseinandergehenden und von schwächlicher Sentimentalität oft durchbrochenen Erläuterungen F. Horns dürfen, trotz mancher höchst schätzenswerthen Bemerkungen im Einzelnen, ebenfalls keinen Anspruch machen, das Bedürfniſs nach Erkenntniſs der Shakespeare'schen Weltanschauung befriedigt zu haben. Den Mangel an philosophischer Tiefe bei A. W. v. Schlegel zeigte übrigens schon Solger in seiner gehaltreichen Beurtheilung der dramatischen Vorlesungen gründlich auf, indem er zugleich selbst durch fruchtbare Winke den unersetzbaren Werth philosophischer Bildung an den Tag legte, und dadurch eine glänzende Aussicht eröffnete, auf diesem Wege die reichsten und bisher ungeahnte Resultate zu finden. Aus der Fortbildung des philosophischen Bewuſstseins entstand die von Eduard Gans gegebene geistvolle Auffassung des Hamlet, und des Referenten ausführliche Entwickelung des König Lear, welche derselbe seiner Abhandlung über die Stellung der Philosophie zum einzelnen Kunstwerke als Beleg für die philosophische Methode beigefügt hat. Hr. Dr. Ulrici, sonst schon der gelehrten Welt durch seine Geschichte der griechischen

Poesie vortheilhaft bekannt, hat in dem vorliegenden umfassenden Werke über Shakespeare einen in jeder Rücksicht höchst verdienstvollen Versuch gemacht, die innere Architektonik der dichterischen Weltanschauung Shakespeare's aufzuschlieſsen und sowohl aus seinen eigenen Schöpfungen als durch Vergleichung mit andern Dichtern zu erläutern. Er ist zu diesem Zwecke sowohl mit einer achtungswerthen Fülle von historischem Wissen, als auch, was uns das Wesentlichste ist, mit einer Vertiefungsfähigkeit, welche den Dingen in das Herz zu schauen trachtet, ausgerüstet. Das Werk hat daher einen höchst wohlthuenden Eindruck auf uns gemacht. Es ist von einer reinen Begeisterung für die Erkenntniſs des groſsen Dichters durchdrungen und durchgängig von dem Triebe erfüllt, den Künstler in seiner geheimsten Werkstatt zu belauschen und bis in die Einsamkeit des Bewuſstseins vorzudringen, in der dasselbe den ursprünglichen Schöpfungsakt der idealen Conception vollbringt. Wir bekennen daher gern, daſs wir dieses Werk gründlichen Fleiſses und philosophischen Forschens als einen für die Erkenntniſs des Shakespeare'schen Genius höchst wichtigen Beitrag begrüſsen, in welchem zur Weiterentwickelung in das Besondere und Einzelne eine Fülle fruchtbringender Keime niedergelegt ist. Selbst da, wo wir uns genöthigt sehn, dem Verf. entgegen zu treten, ist er uns doch stets anregend und in Harmonie mit sich selbst erschienen. Dabei verbannt er aus seinen Darstellungen jene spielende Willkühr, welche den Gedanken oft auch da noch, wo derselbe keine Stätte hat, herausschlagen will, und daher nicht selten in einen, den Genuſs am Kunstwerke verkümmernden Pedantismus umschlägt. Zugleich legt aber der Verf., auf der andern Seite, einen wahrhaften Respect vor der gestaltenden Kraft der Idee, als des Eins und Alles der Welt, an den Tag; eine Eigenschaft, welche einem Werke über Shakespeare unerläſslich ist, und auch dem Forscher der Kunst allein einen erhabenen Standpunkt verleiht, gegenüber jener Schaar armseliger Kritiker, deren Milde und zarte Rücksicht für die Alltagsprodukte der Gegenwart nur aus ihrer eigenen Schwächlichkeit entspringt, in der sie sich vor der erdrückenden Kraft Shakespeare'scher Schöpfungen kaum zu bergen wissen, während sie mit der kahlen Mittelmäſsigkeit vertraulich verkehren.

Wer über Shakespeare schreibt und ein Bedürfniſs der Gegenwart befriedigen will, muſs sich vor [illegible] Dingen in die Mitte seiner Weltanschauung ver[illegible] und sie zum Bewuſstsein zu bringen bem[illegible] [illegible] dieser Nothwendigkeit sehn wir auch [illegible] Hrn. Verf. durchdrungen. Nachdem uns derselbe [illegible] so weit es unsere Kenntnisse zulassen, i[illegible] menhängende Uebersicht der Geschichte [illegible] englischen Dramas bis zum Zeitalter Shakespeare's [illegible] geht er auf Shakespeare's Leben und [illegible] näher ein, und bahnt sich so den W[illegible] Vertiefung in die poetische Weltanschau[illegible] ters. Schon diese ersten Abschnitte g[illegible] Triebe des Verfs., überall die geistigen [illegible] und die organische Entwickelung zu [illegible] höchst günstiges Zeugniſs. Er faſst zu[illegible] sterien und Mirakelspiele, deren Ursprung [illegible] mit Recht als roh dramatisirte Erzählungen [illegible] schendem epischen Elemente auf, aus denen [illegible] bunden mit den weltlichen Festspielen, [illegible] Hälfte des 15ten Jahrhunderts die sogenannten [illegible] täten entwickelten, welche aus allegori[illegible] bestanden, und deren letzter Zweck [illegible] hinausging, ohne daſs deshalb der Scherz [illegible] schlossen geblieben wäre. Mit Recht er[illegible] in diesen letztgenannten Productionen d[illegible] ten des lyrischen Elements, welches eben [illegible] nem Rechte kommen muſs, und natürlich [illegible] stalt eben so einseitig auftritt, wie zuers[illegible] Element. Das letztere lieſs es nicht zu [illegible] lung des Innerlichen und Sittlichen komm[illegible] sche Element dagegen vermochte sich noch [illegible] ner menschlichen Handlung, zu einer o[illegible] Darstellung sittlicher Verhältnisse auszu[illegible] Jedes schloſs das andere von sich aus. Der Hr. Verf. weist weiter nach, wie auch für das Drama de[illegible] der Reformation nicht ohne augenblick[illegible] bleiben konnte. Man vindicirte in den [illegible] chen Gegensätze bezüglichen dramatischen Spiele[illegible] der dem episch-historischen Stoffe sein [illegible] trotz aller allegorischen Umgebung, wegen der [illegible] andrängenden historischen Wirklichkeit, nicht [illegible] sen werden konnte. So war denn au[illegible] der Uebergang zu einer Gattung gegeben, welche [illegible] strakte religiöse Tendenz und die allegorische Form gleich sehr von sich abhielt, und in der [illegible] Anfang wirklicher Komödien, als Darstellung menschlicher

Interessen, Zustände und Charaktere, erblicken. Der Verf. spricht daher den Unterschied zwischen den religiösen Dramen der spätern Zeit und den alten Mysterien sehr wahr dahin aus (p. 15), dafs hier der Stoff der heiligen Geschichte dem künstlerischen Streben „der Kunst und ihren Forderungen, dort umgekehrt die Kunst der religiösen Tendenz und dem heiligen Stoffe dienstbar gemacht war." Wir dürfen die dramatische Kunst in England mit diesem Momente als eine von der Kirche und den kirchlichen Stoffen emancipirte betrachten, welche fortan sich auf eigene Füfse stellen und selbstständig entwickeln sollte.

Aber die freigewordene Kunst mufste zuerst geschult werden. Dies ward durch den Einflufs der antiken Kunst und Wissenschaft vollbracht. Diese Einwirkung geht der Verf. nun näher im Einzelnen durch, indem er die Bemerkung macht, dafs es ein Glück gewesen, dafs der Einflufs des antiken Dramas noch nicht zu einer, wie in Frankreich, verknechtenden Tyrannei geworden sei, sondern dafs die englischen Volksdichter, unbekümmert um die Regeln des Aristoteles, frei ihre Bahn gegangen, und sich daher auch „an die dem Volke zunächst liegenden Stoffe, an die allgemein menschlichen Motive und Interessen wendeten" (p. 21). Natürlich rächte sich dies auf der andern Seite wieder durch einen Mangel an Proportion und Symmetrie, an gründlicher Motivirung der dargestellten Thaten und Schicksale (p. 23). Das Tragische schweifte daher zunächst nah in die Darstellung des Gräfslichen und Schauderhaften aus, dem in der Komödie die Freilassung roher und gemeiner Scherze entsprach (p. 24). — Der allmäligen Ausbildung des englischen Dramas bis zur Zeit Shakespeare's, wovon wir die allgemeinen Momente herausgehoben haben, läfst der Hr. Verf. Andeutungen über das Theaterwesen, die Einrichtung der Bühne, Scenerie u. s. f. vor Shakespeare und zu seiner Zeit folgen; wobei wir, da uns der Bericht darüber zu weit von unserm Ziele abführen würde, ganz auf das Werk selbst verweisen (p. 29—37). Desgleichen gestattet uns der nächste sich daran reihende Abschnitt einer näheren Charakteristik der unmittelbaren Vorgänger und älteren Zeitgenossen Shakespeare's keinen Auszug. Besondere Aufmerksamkeit verdient hier die Auffassung und lebendige Schilderung der beiden einander ergänzenden Dichter, Robert Green und Marlow, deren allgemeines Bild der Verf. an einzelnen Werken nachzuweisen strebt. Green und Marlow, welche in ihrer dichterischen Gestaltung abstrakte Gegensätze bilden, weisen auf eine höhere Einheit hin, in der die wahrhaften Seiten beider zu einer ästhetischen Totalität sich durchdrungen haben. Diese zu verwirklichen und so alle Vorzüge, welche in der Vergangenheit zerstreut von Einzelnen vertreten und daher natürlich mit Unpoetischem, Widerwärtigem und Krankhaftem gemischt erscheinen, in sich zu vereinigen und dadurch einerseits der Schlufsstein dieser ganzen sich auf dies Ziel hindrängenden Entwickelungsreihe zu werden, so wie zugleich die Aussicht in eine unendliche Zukunft zu erwecken, dies ist der gewaltige Beruf Shakespeare's, den er in dem umfassendsten Sinne erfüllt hat.

Da man keinen bedeutenden Menschen, am wenigsten aber einen epochemachenden Schriftsteller, ohne die Einsicht in die gegebenen konkreten Verhältnisse zu verstehn vermag, deren Produkt er einerseits immer bleibt, und welche bis zu einem gewissen Grade seine Schöpfungen erklären, wie weit er auch andererseits über diese bestimmten Verhältnisse hinausweist; so war auch unser Verf. natürlich darauf gewiesen, eine Darstellung des Zeitalters Shakespeare's zu geben. Dies geschieht (p. 58—74) mit sinniger Berücksichtigung aller Elemente, welche den Charakter des Zeitalters und zugleich die Entwickelungsmomente für die Anschauung Shakespeares bilden. Ein besonderes Gewicht wird mit Recht auf das noch so in das Leben und die Sitten hineinscheinende Phantastische gelegt, dafs die Wirklichkeit überhaupt noch nicht zu einer Welt der Prosa herabgesunken war. In diese Erscheinungen ragt — kann man sagen — das Mittelalter mit seiner ganzen romantischen Fülle noch hinein, während sich schon der moderne Geist aus diesen Gestalten entbindet. Diese untrennbare Einheit der noch lebendig wirkenden mittelalterlichen Herrlichkeit und des durch den Protestantismus freigewordenen Geistes, ist die negative Bedingung der Gröfse Shakespeares, der selbst die höchste Frucht dieser beiden von einander scheidenden, aber zugleich noch im Procefs miteinander begriffenen Welten ist. Dadurch ist er zugleich der weltgeschichtliche Dichter, der, wie ein Januskopf, eben sowohl die gesammte Vergangenheit, als die Momente der Zukunft überschaut. Auch hat der Hr. Verf. am Schlusse der Darstellung von Shakespeare's Zeitalter nicht versäumt, grade auf den von uns so eben herausgehobe-

nen Punkt hinzuweisen (p. 73). Einen besondern Fleifs hat der Verf. auf die Biographie Shakespeare's gewandt, welche er hier unmittelbar anschliefst. Was von nahen und entlegenen Notizen zu benutzen war, ist zu einer so viel als möglich vollständigen Darstellung des Lebens Shakespeare's verwendet worden, wobei zugleich die verschiedenen Perioden seiner dichterischen Entwickelung herausgehoben und festgestellt werden. Um aber für die wichtigsten Punkte der Weltanschauung und der künstlerischen Komposition Shakespeare's noch Raum zu gewinnen, müssen wir es uns hier versagen, das Specielle zu besprechen.

Den Mittelpunkt der Untersuchungen des Vfs. bildet mit Recht die Entwickelung der poetischen Weltanschauung Shakespeare's. Nachdem der Verf. selbst in den wenigen nichtdramatischen Werken des Dichters doch noch das dramatische Moment herausgehoben, das sich nach einem geheimen Gesetz dieses Genius überall bei demselben hervorthut, fafst er das Drama selbst als die poetische Darstellung der Weltgeschichte. Diesen Ausspruch vermittelt Hr. Dr. Ulrici darauf durch die Gegenüberstellung der Momente des Dramas als Epos und Lyrik, von denen er mit Recht dem ersteren die Darstellung der Weltgeschichte in ihrer Vergangenheit zuweist und die Lyrik als die Poesie der Subjektivität des Geistes, als Poesie der Zukunft bezeichnet, da ja die Zukunft für den menschlichen Geist an sich nur die Bedeutung des Werdens, der Entwickelung seiner selbst aus sich selbst haben könne. Wir wollen mit dieser letzten Auffassung, die freilich insofern abstrakt und daher unbestimmt ist, als sich darunter auch das Drama und im Grunde alles organisch Lebendige subsumiren läfst, nicht rechten, weil aus der ganzen Darstellung doch das volle Verständnifs der Lyrik hervorgeht und es dem Verf. hier nur besonders um den abstrakten Gegensatz gegen das Epos, als Poesie der *Vergangenheit*, zu thun war, um so für das Drama, als Einheit des *Epos* und der *Lyrik*, den Begriff der Poesie der *Gegenwart* zu gewinnen. Demnach wird dann das Drama vorzugsweise als die *Poesie der Weltgeschichte* bezeichnet, „da dasselbe erst die Entwickelung des menschlichen Geistes in ihrem Fortschritt durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zeigt, da in ihr erst die Subjektivität, wie die Objektivität des Geistes gleichmäfsige Geltung gewinnt." Der Hr. Verf. zeigt sich im ganzen Verlauf dieser Untersuchung als ein gebildeter Geist, der, mit den durch die Philosophie gewonnenen Resultaten vertraut, diese in selbstständiger Weise in frischem Flusse lebendiger Erzeugung zu entwickeln versteht, nirgends abstruse wird, und doch nicht in Trivialitäten hineingeräth. Man sieht es diesen Darstellungen auf der Stelle an, dafs sie nicht einer eingelernten Formel ihr Dasein verdanken, sondern von dem Triebe diktirt sind, ein Ganzes lebendig zu fassen und dem Leser die Anschauung desselben zu geben. In der ganzen Auseinandersetzung, welche wir als eine Einleitung in die besondere Weltanschauung Shakespeare's betrachten können, ist Nichts, dem wir unsere Zustimmung versagen müfsten. Wer wird nicht gern eine so lebendige Anschauung, wie sie der Verf. in den folgenden Worten von Shakespeare's Dichtergröfse giebt, als den Grundtext aller folgenden Untersuchungen über ihn erkennen (p. 144). „Alles ist bei ihm Handlung, jedes Wort dramatisch, nirgend leeres Geschwätz. Nichts steht bei ihm allein, jede Rede, jede That, wenn auch anscheinend rein subjectiv, hat ihre Beziehung zum Ganzen, wirkt wesentlich mit zur Entfaltung der Einen allgemein bedeutenden Grundidee des Stücks. Und dennoch hat jede Figur zugleich ihre eigne Bewegung, ihre Freiheit und Selbstständigkeit, jede verfolgt zugleich ihre besonderen Interessen, stellt sich in das ihr angemessene Verhältnifs zur Idee des Ganzen und fafst dieselbe in eigenthümlicher Weise auf. Durch dieses Kämpfen dafür und dawider, durch diese mannigfaltigen Farben und Brechungen des Einen Lichtstrahls kommt der wahre Inhalt der Dichtung mit einer Vollständigkeit, Klarheit und Bestimmtheit zu Tage, wie sie das antike Drama nie, von den Neuern nur wenige erreicht haben." Aus diesem allgemeinen Bilde entwickelt der Verf. nun die besondern Seiten, zunächst die Eigenthümlichkeit der Sprache Shakespeare's, von der er mit Recht sagt, dafs sie durchweg *geistige That* sei, die eben so individuell dem Sprechenden angehört, als sie wesentliches Glied der ganzen Aktion ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

Ueber Shakespeare's dramatische Kunst und sein Verhältniſs zu Calderon und Goethe. Von Dr. Herrmann Ulrici.

(Fortsetzung.)

Auch uns ist der unversiegbare Zauber der sprachlichen Darstellung Shakespeare's stets darin erschienen, daſs sich das Wort bei ihm immer, wie eine dichte Hülle, um das Individuum schmiegt und dasselbe in allen seinen Lebensbewegungen bezeichnet, und doch zugleich der ideale Ausdruck der allgemein menschlichen Natur ist; weſshalb die Sprache Shakespeare's die verschiedenartigsten Individuen fesselt und in den Kreis ihrer Schönheit magisch hineinbannt, ohne doch jemals der individuellen Färbung zu ermangeln. Darum ist es bei Shakespeare nicht genug, selbst ein glänzendes Bild für sich abzulösen, und in seiner vom Individuum, auf welches dasselbe sich bezieht, unabhängigen, also allgemeinen Schönheit zu betrachten. Man nimmt ihm dadurch zugleich den Grund und Boden, worauf es gewachsen ist; es gleicht dann einer wundervollen Pflanze, welche man der nährenden Erde entnommen hat und zur augenblicklichen Augenweide herumzeigt. Die nährende Erde ist die geheimniſsvolle Tiefe des bestimmten Individuums, welches dies Bild unter diesen Umständen und als ein also organisirtes aus sich entläſst und sich darin gegenständlich wird. So erscheint es uns erst wie eine von der heimischen Luft und der ganzen Natur ihres mütterlichen Bodens umgebene Pflanze.

Von der Sprache sich zu der Weise Shakespeare's zu charakterisiren hinwendend, erkennt der Verf. hier, daſs dieselbe nicht aus einer Fülle von empirischen Beobachtungen, sondern aus der dichterischen Anschauung der Idee der Menschheit hervorgegangen ist. Daher die ewige Wahrheit und Bedeutsamkeit aller Shakespeare'schen Gestalten. Shakespeare ist, wie auch der Verf. zu bemerken nicht unterlassen hat (p. 149—152), gleichweit davon entfernt, abstrakte, zu Gattungsbegriffen ausgehöhlte Gestalten, wie davon, bis in die Zufälligkeiten eines bedeutungslosen Details ausgearbeitete Figuren auftreten zu lassen. Ueberall ist die volle Gedrungenheit ächt menschlicher Persönlichkeiten, die in jedem Momente ihr individuelles Leben bekunden und doch zugleich ein in sich Allgemeines ausstrahlen.

Wir verweilen nicht bei der von dem Verf., nach manchem glücklichen Vorhergang, abgewiesenen Vorstellung, als sei Shakespeare nur ein regelloses blindlaufendes Genie gewesen (p. 152 u. s. w.). Indem ihm mit Recht die höchste Herrschaft über seinen Stoff vindicirt wird, tritt er uns als der besonnene Werkmeister entgegen, der, wie sehr er auch von den Wogen der Begeisterung getragen wird, doch auch zugleich immer der über den Wassern schwebende Geist bleibt. Alles, was der Hr. Verf. hierüber, wie über die Erfindung bemerkt, stimmt so sehr mit unsern Anschauungen überein, daſs wir nur auf seine Darstellung verweisen. Indessen gewinnen Erfindung, Komposition, Charakteristik und Sprache erst ihre volle Bedeutung und Abgeschlossenheit in der *poetischen Weltanschauung*. Der Verf. bezeichnet sie zunächst p. 159 u. s. f. als eine *christliche* und hebt ihren Unterschied von der antiken sehr gut hervor; indem er das Wesen der ersteren als das Ineinanderweben der göttlichen Gerechtigkeit und Liebe einerseits, und der menschlichen Selbstthätigkeit in ihrer objektiven und subjektiven Freiheit andererseits, bezeichnet.

In der näheren Erörterung dieser Weltanschauung Shakespeare's hat der Hr. Verf. besonders von den Entwickelungen Solgers seinen Ausgangspunkt genommen, obgleich er desselben dabei nicht besonders gedenkt. Die tragische und komische Weltanschauung sind Hrn. Dr. Ulrici — und darin stimmen wir ganz bei — nur verschiedene Seiten einer und derselben christlichen Weltanschauung. Demnach stellt sich ihm

die Tragödie Shakespeare's dar „als das unmittelbare Walten der göttlichen Gerechtigkeit und der sittlichen Nothwendigkeit. Das Tragische liegt bei ihm stets in dem Leiden und Untergange des menschlich Grofsen, Edlen, Schönen, sobald es der menschlichen Schwäche und Verkehrtheit verfällt, der blos weltlichen Seite sich hingibt, im irdischen Dasein allein seine Befriedigung und Erfüllung sucht und also, von diesem beherrscht, wider seine wahre objektive Freiheit handelt und der sittlichen Nothwendigkeit Hohn spricht." Wir können uns mit diesem Gedanken nur theilweise einverstanden erklären. Der Verf. sieht das Tragische im Leiden und Untergange des menschlich Grofsen, sobald es der menschlichen Schwäche, der sittlichen Verkehrtheit verfällt. Demnach läge die Trauer über den Untergang der tragischen Helden darin, dafs diese hochbegabten, thatkräftigen Naturen sich einen ihrer unwürdigen Zweck gesetzt, ihrem Pathos einen unsittlichen Spielraum gestattet hätten und für einen unberechtigten Inhalt in die Schranken getreten wären. Hier wäre die Trauer bei ihrem Leiden und Falle eigentlich ohne Versöhnung, indem uns nur die schmerzliche Empfindung bliebe, dafs grade die hochbegabtesten und gehaltreichsten Naturen sich zu menschlicher Verkehrtheit verirrt und das Ziel ihres Lebens verfehlt hätten. Die Versöhnung läge dann nur in dem sie ereilenden Geschick, durch welches die diesen Mifsbrauch so herrlicher Gaben strafende göttliche Gerechtigkeit die Verkehrung derselben zu vergänglichen Zwecken rächt. „*Ihr irdisches Dasein findet den Untergang, weil sie das Vergängliche selbst wollten.*" Der Hr. Verf. ist hier, indem er in dem Negativen, oder der Schuld des Helden nicht zugleich das Positive, oder ihr Recht herausgehoben hat, in einer Halbheit der Erkenntnifs befangen geblieben, die sich auch bei der Auffassung mancher Schöpfungen des Dichters rächen mufste. Nicht durch die sittliche Verkehrtheit, nicht weil das menschlich Grofse und Edle sich an das Vergängliche gekettet und dies gewollt hat, gehn die tragischen Figuren zu Grunde, sondern weil ihr an und für sich auch noch so berechtigtes Pathos, da es ausschliefsend den ganzen vollen Menschen beherrscht und gleichsam absorbirt, gegen die Totalität der Momente, welche alle zu ihrem Rechte kommen sollen, einseitig und beschränkt ist. Die göttliche Gerechtigkeit hebt also im Grunde nur diese Schranke auf, und der Untergang ist nothwendig, weil das Individuum, *einer* Energie hingegeben, diese für die Welt, und das sittliche Universum selbst genommen hat und daher die Berechtigung auch anderer Energien an sich selbst erfahren mufs. In allem Pathos liegt, so zu sagen, bewufstlos der Hochmuth, allein sich im Rechte zu glauben. Indem sich derselbe praktisch macht, rächen sich an ihm diejenigen Mächte, die er verkannt und verletzt hat. So bringt die Tragödie immer das Universum auf einem Punkte, und von einem Standpunkte aus zur Erscheinung. Wir können uns also dem Helden mit der vollen Liebe zuwenden, welche sein von ihm verfochtenes Recht fordert, und wir erheben uns schon, indem wir ihn sein ganzes Denken und Wollen in die Wagschaale werfen sehn, die er herniederzwingen will. Nicht also die menschliche Schwäche und Verkehrtheit, nicht die Hingebung an das Irdische und Vergängliche führt den Untergang herbei, sondern die Energie, welche ihr Herzblut für einen Inhalt versprützt, der zwar in sich selbst berechtigt, aber doch nicht das Ganze ist. Wer sich aber einer substanziellen Macht hingibt und keinen Sinn, kein Organ mehr für die andern Mächte des Lebens behält, den erschöpft eben dieser einseitige Inhalt vollständig. Dies ist sein Tod. In dieser Einseitigkeit, die aber deshalb noch nicht ein Wollen des Vergänglichen ist, liegt die Stärke wie die Schwäche des Helden. Das Maafs der von ihm entwickelten heroischen Kraft, durch welche er uns fesselt und in seinen Zauberkreis hineinbannt, steht gleichsam mit seiner theoretischen Vernunft in umgekehrtem Verhältnisse. Je concretirter sein Wollen und Handeln, desto gewaltiger reagirt die von ihm verhöhnte Macht gegen ihn. Das Resultat aber ist die wirklich gewordene göttliche Vernunft, die jede besondere Seite zum Bestehn, wie zum Fall hat kommen lassen, und darin das Recht, wie das Unrecht aller Lebenselemente von einem bestimmten Standpunkte aus geoffenbart hat. Daher erheben wir uns auch sogleich, indem wir die Kämpfer in ihrem gesättigten Pathos erscheinen sehn, weil es des Menschen Hoheit und göttliche Abkunft bekundet, Ernst zu machen mit seiner vollen Hingebung an ein Recht und an eine Idee, die uns ganz ausfüllt. Darin ist der Mensch auch an sich schon mit dem absoluten Rechte zusammengeschlossen, darin die sittliche Nothwendigkeit bereits enthalten. Der Procefs der Tragödie bringt dieselbe nur zur vollen Entwickelung, worin allen be-

sondern Rechten ihr höchstes Recht zu Theil wird, als ein Moment eingeordnet zu werden in die göttliche Vernunft, die dadurch erst als die allgegenwärtige Seele erscheint.

Die Auffassung des Verf. hat natürlich nicht ohne Wirkung auf die Darstellung des Besonderen bleiben können. Wir heben dies gegen den Hrn. Verf. so eben Ausgeführte an einem besondern Beispiele noch hervor. Der Verf. sieht, in Uebereinstimmung mit seiner Theorie des Tragischen, den Untergang *Romeos und Juliens* gleichsam als Folge des *Mifsbrauchs* der göttlichen Gaben der Liebe an p. 187 u. s. f. „Grade dies Höchste und Herrlichste der Liebe, heifst es, so lange es behaftet ist mit dem Endlichen, der Begierde und Leidenschaft, wird unmittelbar selbst zur fatalistisch vernichtenden Macht, die ihren Triumph in Tod und Untergang feiert. Grade weil sie, ihrer wahren Wesenheit nach, göttlicher Abkunft ist, ergreift sie den Menschen, der die göttliche Gabe mifsbraucht und in den Abgrund der Selbstvergessenheit versinkend, die ganze Kraft des göttlichen Geschenkes an sein *irdisches Dasein* verschwendet, mit dämonischer, unwiderstehlicher Gewalt."

Romeo und Julie gehn aber wahrlich nicht zu Grunde, weil ihre Liebe den Charakter ausschliefslicher und unbedingter Leidenschaft trägt; dies ist keine Verkehrung der göttlichen Liebe, kein Mifsbrauch der göttlichen Gabe. Es ist vielmehr das heilige, unveräufserliche Recht jener Individuen, diese absolute Wahlverwandtschaft der Persönlichkeiten zu behaupten und gegen alle Gefahren und Hemmungen siegreich zu bewähren. Dafs beide Individuen Ernst machen mit dem erhabenen Eigensinn, nur mit einander leben zu wollen, weil die Natur sie für einander bestimmte, ist ihr Recht; hierin sind sie weder der göttlichen Vernunft, noch der sittlichen Nothwendigkeit gegenübergetreten. Wir folgen darum angstvoll allen Krümmungen ihres Geschicks, weil diese Leidenschaft so gearteter Gestalten eine berechtigte ist. Diese Innerlichkeit macht aber solchen Ernst mit ihrem Rechte, dafs sie denselben durch den Tod besiegelt. Der Tod ist einerseits nur die Offenbarung der über den ganzen Umfang irdischer Gewalten triumphirenden Liebe, welche sich grade dadurch von allen irdischen Schlacken reinigt. — Es möchte sich die Schranke in des Verfs. Theorie der Tragödie nirgends greller herausstellen, als hier, wo sie ihn bis zu einer so völligen Verkennung des Substanziellen dieser Leidenschaft hinreifst, dafs er ausruft p. 188: „Beide sind hohe, reichbegabte, edle Naturen, aber sie verwandeln das Schönste und Herrlichste selbst in Verderben und Unheil, *sie schänden ihre eignen Gaben, weil sie sich selbst gegenseitig zum Abgott ihres Daseins machen und fanatisch diesem Götzendienste opfern.*" Das Ungenügende in des Verfs. theoretischer Auffassung hat sich bei Romeo und Julie durch eine fast prosaische Betrachtungsweise, und eine gewisse Kanzelweisheit in Betreff dieser *heiligen* Leidenschaft gerächt. Wer das Universum in einem geliebten wahlverwandten Wesen anschaut und aus diesem sich völlig zurückempfängt, — wer Alles daran setzt, das einzige Gut zu besitzen, welches für ihn einen absoluten Werth hat und das wahrlich kein blofses Phantom ist, der sündigt nicht, wenn er nicht mit zahmer Geduld den Werkeltagsgang abwartet, und nicht mit nüchterner Selbstbeherrschung auf den vollen Besitz, auf die volle Sättigung der Leidenschaft verzichtet. *So* gehn die göttliche Vernunft und die Poesie nicht auseinander; was sie doch müfsten, wenn in jener leidenschaftlichen, rücksichtlosesten Hingebung der wahlverwandten Wesen *der Mifsbrauch der göttlichen Gabe läge,* — wenn dies ihre Sünde, ihre Verkehrtheit wäre. Nein, diese Gestalten sind von Hause aus schon in eine Welt gestellt, in der dieser Laut der Liebe ein schneidender Mifston und Widerspruch ist mit allen Verhältnissen, denen sie angehören. Dadurch ist schon ihr Erscheinen tragisch; dadurch erschüttert das Werden dieser Leidenschaft so gewaltig, weil es sich sogleich als eine tragische Kollision mit ihrer Welt ankündigt, der sie als Opfer fallen müssen. Diesem so zerrissenen und zerrütteten Zustande anzugehören, ist ihre *Ate*, durch welche sie, gleichsam schon von Hause aus, als dem Untergange Geweihte erscheinen. Nun treibt die inmitten des Hasses aufgesprossene Leidenschaft der Liebe, eben weil sie ausschliefslich ist, zur Verletzung des sittlichen Kreises, dem die Liebenden auch angehören, und der ebenfalls sein Recht hat, nämlich des Kreises der Familie; eine Verletzung, die nothwendig zurückschlägt und den Untergang der Liebenden herbeiführt. Im Tode derselben aber werden diejenigen recht eigentlich ergriffen, welche sich in Hafs zerfleischt haben; durch Zerstörung des ihnen Theuersten büfsen sie ihre Schuld. Für Romeo und

Julie ist der Tod vielmehr Verklärung als Enthüllung ihrer Schuld; für die sich zerstörenden Familien erfüllt sich daran aber der Fluch ihres Hasses. Erst durch diese Opfer gemahnt, kehren sie in sich ein und sühnen die Schuld früherer Geschlechter und ihre eigene.

Die erwähnte aus der Theorie des Verfs. entsprungene Auffassung der Leidenschaft Romeos und Juliens, als eines Mifsbrauchs der göttlichen Natur der Liebe, hat noch ein anderes Mifsverständnifs nach sich gezogen. Der Verf. sieht nämlich Romeo nur als einen, von Anfang an, von einer höhern durchaus dämonischen Gewalt ganz willkührlich gelenkten Mann an, und betrachtet seine Schwärmerei für Rosalinden als einen Zug, der dazu diene, „*diese Willkühr klar und scharf hervorzuheben.*" Der Verf. scheint uns dies Verhältnifs ganz falsch zu deuten. In Romeo ist der Genius der Liebe mächtig; die Leidenschaft der Liebe ist der Pulsschlag seines Daseins; in ihr empfindet er die Aufgabe seines Lebens; zu ihrer Verwirklichung stehn gleichsam alle seine Kräfte in Blüthe. Ehe er das Ziel seines Lebens in der Leidenschaft zu Julien gefunden, hat er sich in sehnsuchtsvolles Verlangen zu Rosalinden verirrt. Sein Verhältnifs zu ihr beruht auf einem Wahne; die Hingebung an sie hat den Schein wirklicher Leidenschaft, ist aber im Grunde nichts anders als der erste Ausdruck, das erste Zeichen eines Gemüths, das in der Unendlichkeit der Liebe die Wurzel seines Wesens hat. Da aber in der That dieses Verhältnifs nur auf einem Wahne beruht, und nichts von dem Charakter jener heiligen, den ganzen Menschen durchlodernden und verklärenden Leidenschaft an sich trägt, so müssen auch die Wirkungen diesem Zuge entsprechen. Wir sehn daher Romeo träumerisch, lebensmüde, unkräftig; und, da die wirkliche Poesie des Lebens ihm noch nicht aufgegangen ist, spricht er seine Stimmung in künstlichen und frostigen Antithesen aus. Sobald der Anblick Juliens für sein ganzes Leben entschieden, — sobald er nun die volle Bahn für seine Liebesmacht gefunden hat, da tritt auch eine totale Umwandlung des ganzen Menschen ein. Der hinbrütende, krankhafte Romeo verschwindet und der frische, begeisterungsvolle, über den ganzen Umfang seiner Kräfte gebietende Jüngling, steht vor uns; aus dem Schönredner ist ein Dichter geworden, dem sich die ganze Schöpfung verklärt hat. So erscheint also Rosalinde nur wie eine Vorschule zu Julien, wie ein erster mifsglückter Versuch, die Aufgabe seines Lebens in dem ihm von der Natur zugewiesenen Kreise zu lösen; kurz das ganze Verhältnifs ist eine wesentliche Folie für die ächte, göttliche Leidenschaft beider Liebenden.

Wir müfsten unsere Beurtheilung selbst zu einem Buche erweitern, wenn wir dem Verf. in der Auffassung der einzelnen Tragödien nachgehn und dabei diejenigen Punkte herausheben wollten, wo seine Grundanschauung derselben ihn zu einer irrthümlichen, oder einseitigen Deutung verführt hat. Wir verweisen in dieser Rücksicht nur noch auf *Othello*, p. 197 u. s. f., wo der Hr. Verf. die Ehre als das Pathos des Helden bezeichnet, und sie als die nothwendige Bedingung der männlichen Thätigkeit begreift, welche hier von ihrem sittlichen Boden losgerissen, nur in Beziehung auf das endliche und irdische Dasein gefafst werde. „Wie Romeo, so mifsbraucht auch Othello die göttlichen Gaben, indem er, sich selbst vergessend, sie und sich nur seinem weltlichen Dasein widmet." Dem Othello gebricht, nach dem Verf., der nothwendige Haltpunkt, welchen die wahre Ehre gewährt, da die Ehre von ihm nur als Haltpunkt für dieses *irdische* Dasein, nicht als Moment des ewigen Lebens gefafst wird. Auch hier wiederholt sich der Irrthum, in dem tragischen Pathos und in der Schuld, welche durch dasselbe herbeigeführt wird, nur die Schuld zu sehn; denn indem sich das Unendliche nur zu einem Irdischen, Vergänglichen verkehrt, hat es eben dadurch die Natur des Rechts eingebüfst; es ist eine Verzerrung des ursprünglich Heiligen und Wesenhaften geworden. Aber jenes Pathos offenbart in seiner Erscheinung selbst auch ein Recht, d. h. das Substanzielle ist auch in ihm erhalten. Weil aber dies Substanzielle als Leidenschaft, alles Andere um und neben sich verkennend, auftritt, führt es zu einer Verletzung. Deshalb ist es aber nichts desto weniger noch immer Moment des ewigen Lebens und nicht zu einem nur Irdischen und Vergänglichen umgeschlagen. Die Tragödie selbst weist es vielmehr als Moment auf, d. h. sie ordnet es der Totalität ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

Ueber Shakespeare's dramatische Kunst und sein Verhältniſs zu Calderon und Goethe. Von Dr. Herrmann Ulrici.

(Fortsetzung.)

Wollen wir uns noch, — wie wir es doch wohl dem vorliegenden Werke und der Wichtigkeit des Gegenstandes schuldig sind, — zum Begriff der komischen Weltanschauung wenden, so müssen wir hier die Entwickelung der Shakespeare'schen Tragödien mit der Versicherung abbrechen, daſs uns namentlich in der Darstellung des Organismus derselben philosophische Tiefe und dichterischer Sinn überall entgegen leuchten; daſs wir in den Grundanschauungen, besonders aber in der Gliederung der Tragödien und in der Gruppirung der dramatischen Figuren unsere innerste Ueberzeugung gröſstentheils bestätigt und höchst sinnvoll ausgesprochen finden. Bei einem so reichen Genius wie Shakespeare werden sich natürlich in jeder, auf wirklicher Kunstanschauung gegründeten Darstellung Abweichungen von anderen Auffassungen finden, die deshalb aber nicht als Verneinungen, sondern vielmehr als Ergänzungen zu betrachten sind, durch welche sich das Verständniſs nur immer mehr abrundet. Eine wirkliche Durchführung aller unserer abweichenden Ansichten würde ein an Umfang nicht geringeres Werk als des Hrn. Dr. Ulrici bedingen, und würde mehr eine mit der seinigen parallellaufende eigenthümliche und ergänzende Darstellung, als eine eigentliche Kritik sein. Bei Werken, wie das vorliegende, liegt ja auch das Verdienst und die Bedeutung gar nicht sowohl in dem, was wir als baare Münze und als eine fertige Wahrheit einstreichen können, sondern in dem Geistesschwunge, dem Standpunkte und der idealen Bildung, welche es erzeugt haben und daraus wieder befruchtend wirken.

Das Wesen der *komischen Weltanschauung* Shakespeare's begreift der Hr. Verf. also: p. 163 u. s. f. „In der Komödie thut sich uns eine Welt der Verkehrtheit, der Schwäche und Unsittlichkeit aller Art auf, deren Wurzel die Willkühr ist. Es erscheint also vor unsern Augen eine Welt voll Widersprüche und Ungereimtheiten, eine plan- und zwecklose Welt. Eine solche Welt kann sich nicht behaupten; sie muſs in sich selbst zusammenfallen. Indem Zufall und Willkühr, Schwäche und Verkehrtheit, Irrthum und Thorheit sich selbst gegenseitig aufheben, so daſs zuletzt doch das Gute und Vernünftige geschieht und als das wahrhaft Beständige sich erweist, so ist damit die komische Weltanschauung im Sinne der christlichen Kunst gegeben." Im weitern Verlauf bezeichnet demnach der Verf. das Komische der Kunst als die Dialektik der Ironie, die nicht nur das menschliche Leben einseitig als eine Welt der Widersprüche und Ungereimtheiten auffaſst, sondern auch die Einseitigkeit der Auffassung selbst verbessert, indem sie Zufall und Willkühr in allen ihren Formen und damit die von ihnen beherrschte und gebildete Welt sich selbst auflösen läſst und in ihr Gegentheil verkehrt. Darin erblickt er zugleich jene über die Darstellung ergossene Heiterkeit, deren Gefühl uns ergreift, indem wir unsere ganze menschliche Schwäche und Verkehrtheit in der dargestellten Welt wiederfinden, aus der aber doch überall die göttliche Liebe hervorbricht, welche alle Verirrungen des Herzens und Verstandes und alle Zufälle sich gegenseitig durch sich selbst vereiteln läſst.

So weit gehn wir mit dem Verf. Hand in Hand. Auch wir erkennen die Natur der Shakespeareschen Komödie zunächst in dieser Vernichtung des Scheins, des Wesenlosen, welches sich in der ihm entsprechenden Form buntester Willkühr vor uns aufthut, aus der aber doch das Gesetz auftaucht und sich als das dieser Welt eigentlich Immanente hervorbringt. Alle Komödien dieser Gattung, welche Shakespeare eigentlich erst geschaffen und in der sich auſser ihm fast kein Dichter weiter versucht hat, sind gewissermaſsen nur ver-

schiedene Erscheinungsweisen der einen Grundanschauung, welche in den Namen zweier Shakespeareschen Lustspiele selbst höchst symbolisch ausgedrückt ist: *Was ihr wollt, und Wie es euch gefällt.* Diese Titel sind gleichsam die symbolische Abbreviatur für diese gesammte Gattung. Die heitere Lust der Willkühr, das bunte Leben des Zufalls, das scheinbar gesetzlose Dasein, welches sich ohne je den Erfolg zu berechnen, ohne je sich einen äufsern Zweck zu setzen, in ungestörter Sorglosigkeit forttreibt, sind, wie das allen diesen Schöpfungen nothwendig innewohnende Element des Phantastischen, die Grundzüge der meisten Shakespeareschen Komödien. Ja der Name enthält, weil er nur die eine Seite, die der bunten Willkühr und Zufälligkeit ausdrückt, die Ironie in sich selber; denn die Komödie zeigt uns vielmehr die Umkehrung des Was ihr wollt, und Wie es euch gefällt; indem sie die Willkühr aufhebt und die zufällige Lust in Ernst verwandelt.

Aber der Verf. mischt in diese, noch durch manche höchst geistreiche Bemerkung (wie z. B. über den innern Zusammenhang des Phantastischen mit dieser Gattung der Komödie p. 171 u. s. f.) werthvolle Darstellung einen Zug, der uns wie ein Fremdling in dieser Welt erscheint, und, — betrachtet man ihn genauer — eigentlich sich wie ein Spiefsbürger in die Region von Feen und Elfen eingeschlichen hat. Wir meinen damit die auch schon der Auffassung der Tragödie nicht ganz fremde Einmischung des sogenannten moralischen Standpunkts, wonach in dem phantastischen Lustspiel die Individuen am Schlufs als *gebessert* erscheinen sollen, und diese Komödie auch noch eine moralische Korrektion derselben zu bewirken hat. „Man wird", heifst es p. 169, „in allen Shakespeareschen Komödien finden, dafs die handelnden Personen durch die komische Paralyse ihres verkehrten Wollens und Thuns zugleich *gebessert* werden." Dies macht vielmehr den absoluten Unterschied der phantastischen Komödie von dem sogenannten Intriguenlustspiel aus, wie es zunächst in der neuen Komödie der Griechen erschienen, dann von den Römern aufgenommen, und mit völliger Selbstständigkeit und nationalem Gepräge von den Franzosen, besonders durch Molière, wiedergeboren worden ist. Hier wird allerdings eine verkehrte Richtung des Individuums, eine Schwäche oder ein Aberwitz, der sich selbst bis zur Verletzung substanzieller Verhältnisse steigern kann, durch den Verlauf der Komödie vernichtet und am Individuum abgearbeitet. Da erfährt das Individuum, indem es aus allen Schanzen seiner Verkehrtheit hinausgetrieben wird, das Grundlose, Nichtige seiner Richtung, indem es, wo möglich, durch seine eigenen Waffen bekämpft und zum Bekenntnifs seiner Ohnmacht genöthigt wird. In dieser Gattung gehn die Individuen, an denen der Dichter eine solche Einseitigkeit und Verkehrtheit offenbaren wollte, gereinigt und gebessert aus der Komödie hervor, welche daher immer einen Sieg der Idee enthüllt. Das vollendetste Meisterwerk dieser durch Spanier und Franzosen so reich angebauten Gattung erkennen wir in *Donna Diana* von Moreto, wo der Dichter, vermittelst der bewunderungswürdigsten Komposition, die verkehrte Richtung der Heldin, ihren, gegen die ewigen Naturgesetze behaupteten und daher in sich selbst unhaltbaren Stolz, der in der Liebe eine, eines freien weiblichen Geistes unwürdige Knechtschaft erblickt, durch ihre eignen Waffen vernichtet, und indem er sich ganz in den Umkreis der vermeinten Stärke der Heldin stellt, sie endlich, die durch alle Stufen der Peinigung hindurchgeführte, zum Bekenntnifs ihres ohnmächtigen Wollens nöthigt. Hieher gehört ferner Lessings Minna von Barnhelm und unter den Shakespeareschen Lustspielen vorzugsweise die gezähmte böse Sieben.

Von dieser Gattung gilt also allerdings, dafs die Individuen wirklich aus dem Gange der Komödie geläutert und sittlich gebessert hervorgehn. Dies ist aber bei dem phantastischen Lustspiel, — man vergönne uns diesen Namen, als eine Abbreviatur für die besprochene Gattung —, durchaus nicht der Fall. Ja, es würde das Wesen dieser Kunstgattung selbst zerstören. Der Zufall und die Willkühr erscheinen, wie der Vf. selbst an einem andern Orte sagt, hier als das *objective Princip* der Entwickelung, d. h. sie beherrschen scheinbar diese ganze Welt. In dieser Schöpfung sind eigentlich die verkehrten Lebensrichtungen der einzelnen Individuen gar nicht so zu Hause; denn Alles ist von der Willkühr und Gesetzlosigkeit durchzogen, die grade, indem sie sich in sich selbst aufhebt und parodirt, die innere Gesetzmäfsigkeit ans Licht zieht. Die Individuen sind gleichsam nur die Organe, durch welche unbewufst das Vernünftige zu Stande kommt, während sie in ungetrübter Lust, in harmlosester Heiterkeit verharren, und der Zerstörung ihrer nächsten Zwecke auch ziemlich gelassen entgegen sehn; denn den Abgrund

ihrer Seele berührt dies nie. Diese Gestalten, welche mehr die allgemein menschliche Gebrechlichkeit zur Anschauung bringen, als sie dieselbe auf den Punkt einer einzigen sie ausschliefslich beherrschenden verkehrten Richtung concentriren, gehn daher auch eigentlich nicht in sich, und werden sich auch gar nicht ihrer besondern Unangemessenheit zu dem, was sie sein sollen, bewufst. Dies brächte vielmehr etwas Moroses in diese ungehemmte Lust. Der Hr. Verf. würde auch grofse Mühe haben, wenn er Ernst machen wollte, die sittliche Besserung der komischen Individuen dieser Gattung der Komödie nachzuweisen; je phantastischer das Lustspiel, desto mehr würde sich ihm die Unhaltbarkeit seiner Ansicht darstellen.

Ref. hat noch einen zweiten Punkt zu berühren, wobei indessen mehr nur eine Ergänzung des vom Vf. Gegebenen angedeutet, als eine Opposition geführt werden soll. Hr. Dr. Ulrici setzt, wie wir gesehn, das Wesen der komischen Weltanschauung Shakespeare's darin, dafs das ganze menschliche Leben durch sie als eine Welt der Widersprüche und Ungereimtheiten aufgefafst werde, welche sich aber zugleich aufheben und so, durch das waltende Princip der göttlichen Liebe aufgelöst, sich in ihr Gegentheil verkehren. Ueberall ist es, nach dem Verf., die göttliche Liebe, welche, durch die Vernichtung hindurch, vermittelst derselben das menschliche Leben zum wahren Heile zu führen sucht. Dies ist auch unsere Auffassung; aber wir gehn noch einen Schritt weiter. Die Verkehrtheiten und Ungereimtheiten heben sich nicht nur gegenseitig auf und bilden dadurch eine göttliche Weltordnung ab, in der das Rechte auch durch die Thorheit und Willkühr hindurchbricht; es ist die Shakespeare'sche Komödie nicht nur die Dialektik dieser Widersprüche, sondern sie geht auch bis zu der Vernichtung der Parodie selbst fort. Wenn einerseits die Schwäche der menschlichen Natur durch ein anderes ihr zur Seite gestelltes Verhältnifs parodirt wird, so ist zugleich in dem parodirenden Elemente das Wesentliche aufbewahrt; oder die scheinbare Auflösung irgend eines Lebensverhältnisses, welches in seiner Verkehrtheit durch ein anderes, wie seine Karrikatur auftretendes Verhältnifs, vernichtet wird, enthält zugleich auch noch die Grundzüge unserer höheren Natur. Diese werden gleichsam noch aus der umgekehrten Handschrift herausgelesen. Auf diese Weise bringen nicht nur die sich gegenseitig aufhebenden Ungereimtheiten durch die in dieser Vernichtung waltende göttliche Liebe die sittliche Weltordnung hervor, sondern in der Parodie selbst ist auch schon, so zu sagen, ihre eigene Vernichtung enthalten, da aus ihr zugleich auch der Ernst hervorleuchtet, indem sie auch eine substanzielle Seite unserer menschlichen Natur aufbewahrt hat. Dadurch parodirt sich gleichsam die Parodie selbst und stellt das Wesentliche und Wahrhafte unserer göttlichen Natur auch wieder her. Das verspottete, verkehrte Ideale scheint mithin in dieser Verkehrung selbst noch in seiner substanziellen Bedeutung, in seinem absoluten Werthe hindurch. Die göttliche Liebe, welche der Verf. als das Agens in der Shakespeare'schen Komödie ansieht, ist daher nicht nur dadurch der thätige Werkmeister, dafs sie sich in der Lust der Vernichtung geniefst und vermittelst derselben das Wahre in uns aufbaut, sondern dafs sie zugleich in der Abirrung selbst, in der Verkehrtheit und Thorheit auch noch die Grundzüge unserer göttlichen d. h. durch die ewige Liebe uns zugetheilten Natur hindurchscheinen läfst, und so auch die Thorheit, Verkehrtheit und Albernheit gleichsam dadurch aufhebt, dafs wir inne werden, wie in aller dieser Nichtigkeit auch das Positive enthalten, auch in dieser Verkehrtheit noch ein wesentliches Element aufbewahrt ist. Darin liegt die unendliche Lust und die Heiterkeit des Gemüths, wie zugleich auch das Rührende, dafs wir in aller Thorheit, in aller Lächerlichkeit doch eine über das Endliche weit hinausgehende Macht erblicken, durch welche auch das scheinbar Sinnlose mit dem Vernünftigen verknüpft ist. In diesem Sinne erfahren wir auch in der Shakespeare'schen Komödie diese heilsame Demüthigung, selbst in dem von uns vornehm nur für Thorheit und Aberwitz Ausgegebenem doch eine Verwandtschaft mit unserer idealen Natur erblicken zu müssen. Deshalb bleibt jedoch nichts desto weniger auch die Shakespeare'sche Komödie die Auflösung der Ungereimtheiten und Widersprüche, wie sie der Hr. Verf. dargestellt und in den einzelnen Werken nachgewiesen hat.

Zum nähern Verständnifs unserer Anschauung wollen wir noch dieselbe an einer bestimmten Komödie Shakespeare's mit Wenigem andeuten; wobei sich denn auch der Unterschied und die Erweiterung unserer Auffassung gegen die des Verfs. herausstellen wird. Wir wählen den *Sommernachtstraum*. Der Verf. bezeichnet ihn als eine phantastische Schöpfung, der man,

nach dem ersten Eindrucke, allen tiefern Sinn absprechen möchte. Mit Recht erkennt aber derselbe die komische Weltanschauung als die Ader dieser wunderbaren Komödie an. „Sie spricht sich hier ohne allen Hehl aufs deutlichste und prägnanteste aus, sofern nicht nur im Einzelnen die tollsten Neckereien des Zufalls, wie menschliche Willkühr, Narrheit und Verkehrtheit sich gegenseitig aufheben, sondern auch die allgemeinen Hauptrichtungen und Hauptgebiete des menschlichen Lebens in heiterer Ironie sich gegenseitig parodiren und paralysiren." Der Hr. Verf. weist dies in den einzelnen Kreisen nach. Hier beginnt nun unser Differenzpunkt, den wir im Obigen anzudeuten versucht haben. Der Verf. erblickt nämlich in der Paralyse, oder in den parodirenden Elementen nur die Parodie, nicht aber auch zugleich die Aufhebung derselben, indem, wie wir uns ausdrückten, auch selbst in dem parodirenden Elemente das ideale Moment noch aufbewahrt ist, und nur aus der umgekehrten Handschrift gelesen werden mufs. Nirgends tritt dies greller hervor, als in der dem idealen Theile unserer Komödie parallellaufenden Darstellung der rohen täppischen Gesellen, von deren groben und ungeschickten Händen das zarte Saitenspiel der Poesie gar erbärmlich gehandhabt wird, ja welche überhaupt wie die ärgste Ironie auf das luftige Elfenreich und die idealen Gestalten der Komödie erscheinen. Diese Rollen erfüllen sie allerdings auch vollständig. Der Verf. sagt p. 29. „In der Bande von Zimmerleuten, Schreinern, Webern, Kesselflickern und Schneidern ist im Gegensatz zu jener hohen die niedrigste, gemeinste Region des Lebens, die volle Prosa der Alltäglichkeit dargestellt. Aber auch diese, statt in ihrer prosaischen Gemeinheit, in der sie ihren guten Sinn und ihre Berechtigung hat, zu bleiben, schraubt sich vielmehr hinauf in das Gebiet der tragischen Poesie, und zeigt sich damit nicht nur selbst in ihrer ganzen Blöfse und Inhaltslosigkeit, parodirt nicht nur sich selbst, sondern zugleich die tiefe, tragische und heroische Seite des Lebens." Dies scheint uns, nach dem oben von uns Entwickelten, nur einseitig wahr. Allerdings bilden die rohen, täppischen Gesellen einen schneidenden Kontrast sowohl zu der hohen Region des Lebens, wie zu der tragischen Poesie, die sie auf das grausamste mifshandeln und parodiren. Aber wir dürfen in diesen Naturen nicht nur die prosaische Gemeinheit erblicken. Selbst in der rohen Weise, in der sie die Poesie handhaben, in der plumpen Darstellung ihres Gegenstandes, durch welche derselbe freilich sogleich in die niedrigste Sphäre herabgezogen wird, erblicken wir dennoch die wesentlichen Züge unserer idealen Natur. Denn es ist eine und dieselbe Macht der Phantasie, welche diese täppischen Gesellen aus der drückenden Enge des Werkeltagslebens, aus der mühseligen Arbeit, die ihnen das tägliche Brod erwirbt, hinaustreibt in eine Region, wo sie sich von der Noth des gemeinen Lebens entlastet fühlen. Es kommt zwar diese Sehnsucht nach einer andern, über das endlichste und gemeinste Bedürfnifs erhabenen Befriedigung in roher und plumper Gestalt zur Erscheinung; aber nichts destoweniger ist doch das Treibende auch in dieser verzerrten Form, in dieser Mifshandlung, welche die Poesie unter den Händen dieser Handwerker erfährt, immer der ideale nach einem Genufs in dem Reiche der Phantasie lechzende Sinn. Dieser Trieb ist die geheime Gewalt, der wahre eigentliche Impuls ihres ganzen Thuns. So hebt sich die Parodie selbst auf, weil wir selbst in dieser Verkehrtheit noch Züge erblicken, die wir als verwandt mit unserer idealen Natur anerkennen müssen. Darum mischt sich auch in das Spiel dieser rohen Gesellen, inmitten des Ergötzens über die plumpe Wahrheit und Unbehülflichkeit, doch eine gewisse Rührung, weil wir uns den Trieb und die Sehnsucht nach einer idealen Lust und Heiterkeit hier nicht verläugnen können, ja weil eigentlich dies Spiel, welches zunächst nur eine Ironie auf alle Poesie zu sein scheint, doch aus dem tiefsten Abgrunde unserer übersinnlichen Natur entsprungen ist. Darum wird auch am Schlufs unserer Komödie ihr Mühen freundlich aufgenommen, denn auch sie haben das Beste dargebracht, was in ihren Kräften stand. So aufgefafst gehören sie aber unserer Komödie recht innerlich an; denn sie sind durch das gemeinsame, alle Gestalten umschlingende Band der freien luftigen Phantasie mit den übrigen Elementen, die sie parodiren, selbst wieder verknüpft. Wir haben an diesem Beispiel das an mehreren Komödien Shakespeare's nachweisbare Moment der sich selbst aufhebenden Parodie anzudeuten versucht, nur um das oben im Allgemeinen Ausgesprochene ganz klar zu machen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 4.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

Ueber Shakespeare's dramatische Kunst und sein Verhältnifs zu Calderon und Goethe. Von Dr. Herrmann Ulrici.

(Schlufs.)

Der Raum gestattet uns auch leider bei den Komödien nicht, den Auffassungen der Grundgedanken nachzugehn, denen wir übrigens gröfstentheils beistimmen, und die wir oft höchst geistreich und schlagend finden. Für den vorzüglichsten Theil des Buchs möchten wir indessen die Nachweisung des inneren Zusammenhanges des Cyclus der historischen Schauspiele Shakespeare's halten. Der Verf. behandelt sie mit Recht wie eine grofse, die Weltgeschichte auf diesem Punkte abspiegelnde Poesie. Wir können aus dieser geschlossenen Darstellung Nichts Einzelnes herausheben und drücken nur unsere innigste Freude darüber aus, dafs wir des Hrn. Verfs. Anschauungen hier durchgängig theilen können. Ja wir haben namentlich in der Darstellung der drei Theile Heinrich des sechsten und Richard des dritten unsere aus vielfacher Beschäftigung mit diesen Werken gewonnenen Resultate bei dem Hrn. Verf. auf eine überraschende Weise ausgesprochen und dargelegt gefunden. Uns bleibt hier nichts als die Verweisung auf diese Abschnitte des Buches selbst.

Eine nicht geringere Freude ward uns, als wir am Schlusse des Abschnitts über Shakespeare, der die angezweifelten Dramen des Dichters umfafst, namentlich rücksichtlich Eduards III. unsere, aus dem ersten Eindruck uns sogleich gewordene, und bei oft wiederholtem Lesen, immer von neuem bestätigte Ueberzeugung, hier sei uns ein ächtes Shakespeare'sches Stück der vortrefflichsten Art geboten, so kräftig und eindringlich durch den Hrn. Verf. ausgesprochen fanden. Leider hat diese aufserordentliche Schöpfung bisjetzt noch nicht diejenige Aufmerksamkeit erregt, die man bei einem Werke, das sich so entschieden als ein Produkt Shakespeare's ankündigt, wohl unbedingt hätte erwarten dürfen. Möchte der Vf. durch seine Auffassung mit dazu beigetragen haben, das Publikum auf dieses schöne historische Drama hinzuführen und die Theilnahme dafür zu vermehren. Nicht ganz aber können wir in das herabsetzende Urtheil einstimmen, das Hr. Dr. Ulrici über den Londoner verlornen Sohn fällt, den er Shakespeare abspricht. Wir halten ihn freilich auch nur mehr für einen Entwurf, und daher die Situationen und Charaktere in manchen Beziehungen nicht genugsam motivirt; aber derselbe birgt auch zugleich wieder Züge der tiefsten Art, welche Shakespeare's durchaus würdig sind. Der Raum verbietet uns freilich diese hier näher herauszuheben, indessen werden wir unsere Ansicht an einem andern Orte bald ausführlicher rechtfertigen, und es sollte uns eine nicht geringe Genugthuung sein, auch den Hrn. Verf. von diesen Meisterzügen zu überzeugen. Uebrigens haben wir dabei Lessings gewichtige Autorität, der das Werk gern auf die Bühne gebracht wissen wollte, wie die A. W. Schlegels für uns. Die Ansichten über die andern, dem Dichter zugeschriebenen Werke theilen wir dagegen durchgängig und bekennen, überall einem feinen Takte und einem sinnvollen Urtheil begegnet zu sein.

Der Verf. hat dieselbe Ausführlichkeit, welche er Shakespeare angedeihen läfst, nicht auf Calderon erstreckt. Indessen ist doch dessen Weltanschauung vollständig dargelegt. Der Verf. geht davon aus, dafs der katholische Geist nicht nur die religiöse Grundlage, sondern selbst ein unmittelbar wirksames Lebenselement der Calderonschen Poesie bildet p. 509 u. s. f. Daher erscheint bei Calderon die Kirche und Religion, ganz dem katholischen Standpunkte gemäfs, als eine durchaus objektive äufsere Macht, welche der subjektiven Persönlichkeit gegenübersteht, nicht innerlich aus und mit ihr wirkt. Diese Macht ist die in der Welt sich offenbarende Thätigkeit Gottes und seiner Gnade, der gegenüber der Mensch keine Selbstständigkeit, ja auch eigent-

lich keine Freiheit hat. Dies ist eine Grundanschauung Calderons, die sich nirgends grandioser abspiegelt als in der Andacht zum Kreuz, wo die Rettung nur als eine äufsere, durch Wunder und Zeichen an den Menschen gelangende auftritt. Es ist nicht zu läugnen, dafs die Wiederkehr dieser Tendenzen eine gewisse Einförmigkeit in die spanische Poesie und auch selbst in die Calderonsche Weltanschauung und ihre Gestaltung hineinbringt, die nur durch das eminente Genie Calderons, seine unerschöpfliche Fülle der Phantasie, seine immer frischquellenden dichterischen Anschauungen sich lebendig erhält und vor einem starren Mechanismus geschützt wird. Diejenigen Dramen, in denen der Held durch die Allmacht seines Glaubens, also durch die Intensität seiner mit der Handlung selbst wachsenden Innerlichkeit sich frei über die irdischen Drangsale emporschwingt und selbst mit Freudigkeit in den Tod geht, wie dies so grofsartig im standhaften Prinzen dargestellt ist, sind verhältnifsmäfsig die bei weitem seltneren. Aber sie beweisen, wie der Vf. p. 516 sehr gut bemerkt, wenigstens „dafs der Gegensatz zwischen der göttlichen Leitung der Welt und der menschlichen Selbstständigkeit nach Calderons Anschauung keine absolute ist."

In Rücksicht der sittlichen Principien Calderons hält der Hr. Verf. den richtigen Gedanken fest, dafs sie, bedingt durch den starren Katholicismus, wonach die sittliche Qualität des Menschen gegen die immer wiederkehrende Demüthigung unter die Kirche völlig zurücktritt, auch ganz geschieden von der religiösen Gesinnung des Menschen erscheinen können. Der Vf. weist dies ausführlicher nach in dem Gesetzbuch der national spanischen Sittlichkeit, als welches er mit Recht die Begriffe der Ehre bezeichnet, welche zu einem consequent durchgeführten, den Einzelnen gleichsam unter eine abstrakte Macht beugenden System ausgearbeitet sind. Der Hr. Verf. führt das daraus hervorgehende Widerstreben des einzelnen Individuums, dessen Bewufstsein selbst bisweilen gegen jenes System ankämpft, das aber doch dieser kalten Nothwendigkeit sich nicht zu entwinden vermag, als eine Folge dieser Stellung der Ehre an, wofür er die gewichtigen Worte aus dem Maler seiner Schande als schlagenden Belag citirt p. 522. Aus der ganzen Weltanschauung Calderons ergibt sich, dafs aus ihr weder eine so reine, in der Tiefe des Herzens verarbeitete und aus der Handlung sich hervorbringende Versöhnung, noch eine solche Mannigfaltigkeit und innere Lebendigkeit der Individualitäten, wie bei Shakespeare, resultiren könne. Die relative Einförmigkeit der Calderonschen Poesie gegen Shakespeare's unendlichen Reichthum in der Charakteristik, wie in der Komposition, hat ihren letzten Grund in der, durch die spanisch-katholische Weltanschauung bedingten, ein für allemal fertigen Objektivität aller Mächte des Lebens, welche den Individuen gleichsam nur gestatten, die Gefäfse dieser an und für sich festen, substanziellen Gewalten zu sein. Diese Objektivität erscheint in der spanischen Poesie, so zu sagen, mehr wie eine vorausgesetzte, über allen Zweifel erhabene Macht, als dafs sie sich aus der Handlung und den Charakteren von selbst hervorbrächte. Darum kann es auch bei Calderon selbst nicht zu einer solchen Vertiefung der Subjektivität, und also auch nicht zu einer solchen Fülle und Individualisirung der Charaktere kommen, wie bei Shakespeare, weil dieser ganzen Weltanschauung die unendliche Freiheit und Spontaneität der Persönlichkeit nicht aufgegangen ist. Aus demselben Grunde hat auch der *Humor*, das Produkt der unendlichen Freiheit des Gemüths, hier keine Stelle, weil der Mensch unter dem Drucke der Objektivität gehalten, sich noch nicht die letzte Versöhnung in sich selbst erkämpft hat, vermittelst welcher er mit dem ganzen Umfange des Endlichen spielt, und doch zugleich alles Unendliche wieder auf ein Endliches bezieht und dadurch beide Seiten ununterbrochen miteinander vermittelt. Darum ist natürlich auch der Charakter der harmlosen Lust und jener schrankenlosen Heiterkeit, den die Shakespeare'schen Komödien haben, den Calderonschen Komödien fremd. Hr. Dr. Ulrici bemerkt sehr gut (p. 535), dafs man bei Calderon auch das phantastische Lustspiel im engeren Sinne nicht zu suchen habe, „denn in ihm schafft des Dichters Geist aus seiner Individualität heraus eine, der Verkehrtheit der handelnden Personen entsprechende, wunderbare, unwirkliche Welt, die ohne den ächten sie belebenden Humor in das Nichts einer eitlen Träumerei aufgehn würde. Zu solcher Freiheit der schöpferischen Phantasie kann sich der an die Begriffe seiner Zeit überall gebundene Geist Calderons nicht erheben."

In dem Calderonschen Lustspiel regiert wesentlich der Zufall; er erscheint als das den Knoten schürzende und lösende Agens, der die Plane, Zwecke und Leidenschaften der Menschen eben so sehr durchkreuzt

und vernichtigt, als auch aus ihrer Negation wieder das Heil und Glück für die Individuen werden läfst. Hr. Dr. Ulrici bemerkt daher sinnreich (p. 535), dafs die meisten Komödien Calderons den Titel: die Verwicklungen des Zufalls führen könnten. Wir haben oben in gleichem Sinne in den Namen: Was ihr wollt und Wie es euch gefällt, den symbolischen Ausdruck für die Shakespeare'schen Komödien gefunden. Ja, diese Gegeneinanderstellung ist bedeutsamer, als sie auf den ersten Augenblick erscheint. Sie drückt nämlich den Gegensatz des *Zufalls* und der *Willkühr* aus. Beide bezeichnen das in sich Ungesetzmäfsige und daher doch sich selbst Zerstörende. Die Wahrheit des Zufalls aber ist die Nothwendigkeit, die Wahrheit der Willkühr ist die Freiheit. Der Zufall ist die Willkühr der objektiven Welt, also einer dem Menschen äufserlichen und von aufsen an ihn kommenden Macht; die Willkühr ist die Zufälligkeit des Denkens und Wollens, mithin ein Produkt des Subjekts. Beide heben sich durch sich selbst auf. Den Zufall zerstört, gleichsam als sein eigenes Correktiv, der Zufall und paralysirt ihn auf diese Weise; so entsteht uns eine Welt innerer Zweckmäfsigkeit, worin die einzelnen durch den Zufall hin und hergeworfenen und durch ihn in ihren Plänen durchkreuzten Individuen ihr Wohl gesichert erblicken und ihre wahre Befriedigung finden. Die Willkühr zerstört sich gleichfalls durch sich selbst und hebt sich an der Zufälligkeit des Denkens und Wollens Anderer auf; so resultirt eine Welt der Lust und Freiheit, in der sich Alle zuletzt in das Reich unendlicher Liebe aufgenommen erblicken. Hier wurzelt mithin Alles in der Subjektivität; aus ihrer Tiefe schlägt jene Heiterkeit heraus, welche in den Shakespeare'schen Komödien so versöhnend und wohlthuend wirkt. Also auch in diesem Gegensatze des Zufalls und der Willkühr spiegelt sich der Gegensatz der dem Subjekt gegenübertretenden Objektivität des spanisch-katholischen Lebens und der aus der freien Subjectivität sich herausgestaltenden Ordnung der protestantischen Welt ab.

Sehr richtig hat der Hr. Verf. aus dem Standpunkte Calderons gefolgert, dafs auf diesem Boden kein eigentlich historisches Drama gedeihen könne, sondern die dramatische Legende an dessen Stelle trete (p. 538). „Die Geschichte, deren Wesen durchaus Entwickelung ist, widerspricht jener äufserlichen, fixirten Objektivität des Katholicismus." Werden historische Stoffe von Calderon behandelt, so gestalten sie sich sogleich in spanische Begriffe so um, dafs sie sich vielmehr als Allegorien spanischer Anschauungen, denn als der wirklich sich entfaltende, objektive Geist der Geschichte darstellen. Die Unterschiede der Shakespeare'schen und Calderonschen Poesie erstrecken sich natürlich durch alle Aeste und Zweige hindurch, und es bildet ein wesentliches Verdienst des Verfs., diese Unterschiede an den besonderen Momenten, der Komposition, Charakteristik und Diktion, nachgewiesen und ihre innere Uebereinstimmung mit den Grundanschauungen beider herausgehoben zu haben p. 544 u. s. f.

Der Universalität Shakespeare's, welche alle Zeiten und alle Völker umfafst, — die aus ihrem unerschöpflichen Born ununterbrochen das allgemein Menschliche in den Situationen und Charakteren heraufbeschwört, steht die Nationalität Calderons als die feste Schranke seiner Poesie gegenüber, welche, da sie an der spanisch-katholischen Weltanschauung ihre Grenze hat, auch nur Verhältnisse und Charaktere dieser Welt zu gestalten vermag. Zum vollen Genusse an der Poesie Calderons müfsten wir uns gewissermafsen in Spanier des siebzehnten Jahrhunderts metamorphosiren, während die Shakespeare'schen Schöpfungen uns gleichsam unserer besonderen Nationalität entbinden, und die verschiedensten Völker in das gemeinsame Pantheon des allgemein Menschlichen versammeln, wo sie alle in der Verehrung und Anbetung des einen, über alle nationalen Besonderheiten übergreifenden christlichen Gottes ihre Geistesverwandtschaft feiern.

So schwer es uns wird, so müssen wir doch hier von dem trefflichen Buche des Hrn. Dr. Ulrici Abschied nehmen; indem wir uns nur mit Mühe enthalten, ihm auch in seinen Betrachtungen über Goethe und dessen Verhältnifs zu Shakespeare nachzugehn. Aber hier würde uns auch die Darstellung des Verfs. zu mannigfaltigen Ergänzungen und theilweiser Gegenrede nöthigen, die unsere Beurtheilung weit über alles Maafs auszudehnen drohte. Die Achtung, welche wir dem Hrn. Verf. durchgängig an den Tag gelegt haben, mag ihm das beredteste Zeugnifs ablegen, wie ungern wir uns diese Selbstbeschränkung auflegen, welche uns den Genufs raubt, an der Hand des vorliegenden Buchs wichtige Lebensfragen in Bezug auf Goethe weiter zu erörtern.

H. Theod. Rötscher.

II.

Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters von Jac. Phil. Fallmerayer, königl. Prof. und ordentlichem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in München. 1ster Bd. 1830. 432 *S. Vorrede XIV. 2ter Bd.* 1836. 455 S. *Vorrede XL. Dazu die Abhandlung: Welchen Einflufs hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slaven auf das Schicksal der Stadt Athen und der Landschaft Attika?* 1835. 112 S. *Stuttgart u. Tübingen, bei Cotta.*

Das hohe Interesse, welches der Aufstand der Griechen gegen die Pforte erregt hat, wurde in Deutschland ohne Zweifel bei einem grofsen Theile des Publikums durch den ruhmvollen Namen des hellenischen Alterthums geweckt und gefördert, und man kann es als die Wirkung der hohen Verehrung vor klassischer Bildung ansehen, dafs Hoffnungen der Wiedererstehung des alten Griechenlandes mit seiner Freiheitsliebe, seinen Spielen, seiner Kunst und Wissenschaft sich vernehmen liefsen. Dabei wurde freilich die Veränderung der Weltverhältnisse nicht in Betracht gezogen; über dem Hilferuf christlicher Brüder und ihren heldenmäfsigen Anstrengungen vergafs man gern den üblen Ruf des Volkes und die Erfahrungen, welche man an dem handelnden Theile desselben gemacht hatte. Nun aber die Noth des Kampfes überstanden ist, die Wahrheit nicht mehr vom Mitleid gefesselt wird, hat die Wissenschaft angefangen, diese Hoffnungen näher zu beleuchten und die Bestandtheile des heutigen griechischen Volkes zu analysiren. Der Hr. Verf. hat sich das Verdienst erworben, aus den Steppen der byzantinischen Literatur die Data herauszusuchen, welche auf den dunklen Zeitraum von 2000 Jahren, der die heutigen Griechen von den alten Hellenen trennt, einige Lichtstrahlen werfen. Eine fortlaufende Geschichte des Volkes in dieser Zeit lag nicht in seinem Plane (1, 349) und dürfte unmöglich sein nicht blofs wegen zufälligen Mangels an Nachrichten, sondern weil ein Volk ohne geistige Thätigkeit auch keine Geschichte haben kann. Indefs folgt sein Werk der chronologischen Ordnung; der erste Theil führt die Schicksale Griechenlands vom Alterthume bis auf Wilhelm I. Ville-Harduin herab, der 2te Theil (von 1250—1500) bis auf die Eroberung durch die Türken und erwähnt gelegentlich der neuern Ereignisse. Zwischen Erscheinung des ersten (1830) und zweiten Bandes (1836) unternahm der Hr. Vf. eine dreijährige Reise durch die Länder zu beiden Seiten des ägeischen Meeres, was sehr geeignet ist, das Vertrauen auf die Zuverläfsigkeit seines Urtheils zu vermehren, und als erste Frucht derselben erschien 1835 eine in der k. bayerschen Akademie der Wissenschaften gelesene Abhandlung, in welcher die im ersten Bande aufgestellten Ansichten über die Entstehung der heutigen Hellenen näher begründet wurden. Mit den 2 Bänden der Geschichte und dieser Abhandlung erklärt der Verf. seine Arbeit für geschlossen, in welcher es zunächst seine Absicht war, den Glauben an ein ungemischtes, kunstsinniges Hellenenvolk zu zergliedern und den sanguinischen Hoffnungen der Hellenenfreunde (er bezeichnet 2, 301 in der Anmerkung mit Namen, wen er meint) entgegenzutreten. Refer., welcher als jüngerer Beobachter zu diesem Streite, bei dem Alle gelernt haben, hinzutritt, macht es sich zur Aufgabe, die Resultate der Forschungen des Verfs. zusammenzufassen und wo möglich den wahren Stand der Sache in ein bestimmteres Licht zu setzen. Denn die Darstellung des Verfs. bleibt sich aus *Vorliebe für starke Schattirungen* nicht gleich, manche seiner historischen Ansichten haben sich erst im Verlaufe des Werkes gebildet und zuweilen scheinen selbst die Principien zu wechseln. Z. B. liest man (1, 9): „keine unmoralische Herrschaft kann auf die Länge bestehn", und p. 73: „Roms Herrschaft beruhte auf Unmoralität; defswegen hat seine Macht auch länger gedauert als die Gewalt vieler Könige, die edel und menschlich etc. gewesen sind." 1, 53 sagt der Verf.: „wir wüfsten von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage kein einziges Beispiel anzugeben, dafs Könige und Machthaber in was immer für einer Gestalt Böses zu thun länger verschoben hätten, als bis sie es nach Mafsgabe ihrer Einsicht mit Sicherheit und Gewinn thun zu können glaubten u. s. w."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 5.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters von Jakob Phil. Fallmerayer.

(Fortsetzung.)

„Sollte jemand als Beweis des Gegentheils die Zeitperiode vom Sturze Napoleons bis zum Jahr 1828 geltend machen, die Ruhe des heftig erschütterten Welttheils der Friedensliebe, der Uneigennützigkeit, der Gerechtigkeit und dem Tugendgefühle der christlichen Grofsmächte zueignen, so wollten wir die Träume eines solchen gutmüthigen Schwärmers mit der einzigen Bemerkung widerlegen, dafs zwar die Fürsten Europa's in der eben genannten Zeitperiode nicht durch Furcht vor einem thronenzermalmenden Eroberer und Kriegsgotte in den Schranken der Mäfsigung festgehalten und wenigstens unter sich selbst gerecht zu sein gezwungen waren, sondern dafs eine Macht, viel furchtbarer als der geharnischte Phalanx der Macedonier, die Schwerter unserer Könige in der Scheide hielt, nämlich das Bewufstsein, dafs die Nationen durch unerhörte Unglücksfälle, durch langes Leiden und Forschen endlich zur Kenntnifs der Natur und unzerstörbaren Tendenz aller Macht gekommen seien, und auf Mittel sannen, wie sie ähnlichen Jammerscenen für die Zukunft vorbauen, und überhaupt nach den Bedürfnissen vernünftiger Wesen regiert werden könnten. Diese Idee (doch wohl die Constitution) ist das Palladium der europäischen Freiheit, ist das Medusenhaupt, vor welchem die aller menschlichen Gewalt angeborne Neigung zur Ungerechtigkeit zurückbebt." Nach solchen Explicationen mufs es auffallen, dafs das praktische Resultat des Werkes der Rath an die jetzigen Machthaber in Griechenland ist, zu regieren wie die Turko-Russen, da diese beiden Regierungen doch gewifs nicht als Beschützer des angegebenen Palladiums der europäischen Freiheit anzusehn sind. Ist es aber mit dieser Nachahmung der Türken oder Russen ernstlich gemeint, so begreift sich wieder sehr schwer, wie der Verf. überzeugt sein kann, dafs Gott den jetzigen Fürsten Griechenlands besonders erkohren habe, um die Welt mit dem Königthume wieder auszusöhnen, und den Glanz der Kronen, welchen unglückliche Ereignisse in Europa verdunkelt hatten, in seiner alten Herrlichkeit wieder herzustellen (A. 112). So viel mag hinreichen, um die lebhafte, aber ungleiche und nicht immer haltbare Farbengebung des Werkes zu bezeichnen; im Verlaufe der Berichterstattung werden noch andre Punkte zur Sprache kommen, welche in ähnlichem Zwielichte stehen.

Die historische Untersuchung über die Ausrottung der althellenischen Raçe nimmt folgenden Gang. Nachdem bei Chaeronea und Megalopolis Hellas und der Peloponnes ihre Selbstständigkeit an Macedonien verloren hatten, Macedonien (seit 198 v. Ch.) seine Schutzherrschaft über Griechenland an Rom abtreten mufste, schien die alte Zeit wiederzukehren; die Römer liefsen auf dem Isthmus die Freiheit verkündigen und im Jubel und in der Entzückung über das wiedergewonnene Kleinod erdrückten die Griechen fast den römischen Feldherrn Quinct. Flamininus mit Kronen, Bändern und Beifallsbezeugungen und gelobten bei seinem Abzuge (1, 45), einig und tugendhaft zu sein. Aber zur Freiheit im Leben der Völker gehört mehr als eine solche Aufwallung; die Griechen waren längst nicht mehr im Stande, frei und selbstständig zu leben; man würde Unrecht thun, mit dem Verf. (1, 73) die Römer zu beschuldigen, dafs sie die Griechen unmoralisch gemacht haben, um sie unterdrücken zu können. Die Griechen waren es schon hinlänglich und konnten nur noch durch Gewalt in Ordnung gehalten werden; ihnen ist nichts anderes zu Theil geworden, als was sie verdienten, seit sie sich selber nicht mehr zu regieren verstanden; man kann im Gegentheil das Glück preisen, welches ihnen unter römischem Schutze noch einen schönen Nachsommer literärischer Blüthe gewährt hat. Wenn das Welt-

interesse sich von einem Lande wegwendet, so giebt es kein Mittel gegen Verödung (1, 77); Residenzen, Hauptstädte werden zu verlassenen Landstädten und so sind Hellas und der Peloponnes durch Veränderung der Mittelpunkte des politischen Lebens vergessene Winkel des römischen Reiches und die Hellenen zu Romäern geworden. Freiheit und Glaube, die Wurzeln der Nationalität, waren abgefault, ein neuer Glaube gewinnt seit St. Paulus Aufenthalte in Griechenland Anhänger; zu Corinth, Patras, Lacedaemon entstanden in den ersten 3 Jahrhunderten christliche Gemeinden. Ob ohne gewaltsame Einführung des Christenthumes noch heute Christen und Zeusanbeter im Peloponnes neben einander wohnen würden, ob es sich in der That nur darum handelte, das Bild des Zeus und der Athene mit dem Bilde des Gekreuzigten und der Madonna gloriosa zu vertauschen, ob Julianus, wenn er länger gelebt hätte, im Peloponnes gewifs siegreich gewesen sein würde, braucht nicht erst gefragt zu werden — die Geschichte hat gesprochen. Genug, dafs im J. 312 Constantin und Licinius (1, 112) den Christen gleiche staatsbürgerliche Rechte mit den Heiden einräumten, dafs Theodosius 395 heidnischen Cultus, olympische Spiele und Zeitrechnung untersagte (1, 135), dafs 396 die arianischen Westgothen unter Alarich durch die Thermopylen und über den Isthmus drangen, Eleusis, Olympia, Lacedaemon, Megalopolis zerstörten und dafs man das Jahr 396 als den Zeitpunkt ansehn kann, in welchem der öffentliche Götterdienst auf der Halbinsel untergegangen ist. Aber nicht Alarich hat durch Zerstörung der Tempel die Lebenswurzel der Nation in ihrem innersten Keime getödtet (1, 136); die Tempel würden wie einst nach Xerxes Zuge herrlicher wieder aufgeführt worden sein, wenn der alte Glaube noch im Volke lebendig gewesen wäre. Dafs niemand sie wieder aufgebaut hat, dafs die heidnischen Denkmäler gröfstentheils spurlos vom griechischen Boden verschwunden sind, kommt aller Wahrscheinlichkeit nach weit mehr auf den Glaubenseifer der christlichen Einwohner als die Zerstörungswuth der Barbaren, welche Gold und Brod aber keine Steine suchten. Von diesen germanischen Horden, den Westgothen unter Alarich, und den Vandalen, welche im J. 467 unter Genserich die Südküsten des Peloponneses plünderten, sind indefs keine Ansiedler im Lande zurückgeblieben. Die Stürme der Hunnen, der Bulgaren haben die Halbinsel nicht erreicht, aber seit dem J. 572 sind zuerst die Avaren mit Susdalischen Slaven aus der Gegend von Moskau und Smolensk eingedrungen, haben sich, jene in Messenien, diese in Elis und Arcadien (1, 188) festgesetzt und Slavinia heifst seitdem durch mehrere Jahrhunderte alles Land vom Ister bis Morea. Diese slavischen Einwanderungen haben nach des Verfs. Ansicht fortgedauert bis auf das J. 746 (1, 209), wo nach einer verheerenden Pest der ganze Peloponnes mit slavischer Bevölkerung erfüllt worden ist und bei dieser Gelegenheit ist auch der Taygetos mit den Melingiotischen Slaven besetzt worden. Hiermit schliefst die slavische Einwanderung und nach des Verfs. früherer Ansicht im ersten Theil sind als Orte mit *griechisch* christlicher Bevölkerung in dieser Zeit noch übrig: Patras, Corinth mit Cenchrae und Lechaeum, Argos mit Nauplion, Prasiae (Prasto) mit den 14 Ortschaften der Tzakonen, Monembasia, Lacedaemon, Coron, Modon, Arcadia, also nur Küstenorte; in der Mainotischen Bergkette läfst er neben $\frac{5}{6}$ Slaven $\frac{1}{6}$ alte heidnische Hellenen (1, 230, 260) im Castrum Mani an der Seeküste bestehen, welche erst im 9ten Jahrhundert bekehrt worden sind. Die *slavische* Bevölkerung hat sich in Laconien, Arcadien, in Elis und Triphylien (Skorta) von der Neda (Buzi) bis zur Kamenitza bei Olenos festgesetzt; Messenien würde, wenn man den Verf. beim Worte nimmt, *avarische* d. h. tatarische Bevölkerung haben. Denn Navarino = Avarino ist bei ihm Avarenstadt. Aber bei Einzelnheiten der etymologischen Derivationen halten wir uns nicht auf, da es wohl wenig Glauben finden wird, wenn z. B. Peribolia, Livadia zu slavischen Namen gemacht werden oder wenn die Mardaiten (= Maroniten vom Libanon) wegen einer vielleicht appellativisch gebrauchten Bezeichnung bei Const. Porphyrogen. aus Asien in den Taygetos versetzt und mit den althellenischen Bürgern im Castell Maina verbunden werden, nur um den Namen Mainat = Mardait zu erklären. Es bleiben noch genug unzweifelhafte Anzeichen slavischer Einwirkung. In der Abhandlung von 1835 wird die Behauptung über die Ausrottung des hellenischen Stammes dahin verstärkt, dafs Slaven von Ezero bis Vostitza, von Prasto bis Chlumutzi wohnten (96), dafs (59) überhaupt keine einzige Ortschaft des Peloponneses unzerstört geblieben ist, so dafs mit Ausnahme einiger berühmten Namen selbst die Lage derselben bei Wiederaufrichtung der christlich-byzantinischen Herrschaft aus der Erinnerung

der Menschen verschwunden war, und (62) dafs als altgriechischer Ueberrest nur die Tzakonen (in Astros, St. Peter, St. Johann Platanos, Meligu, Proastion (Prasto, nicht von Prasiae), Leonides, Cyparissia, Rheontas, Sitanas) zu betrachten sind. — Indefs dieser slavische Peloponnes ist unter der Kaiserin Irene (1, 216) durch ihren Feldherrn Staurakios 783 und unter Theodora 840 (1, 223) dem byzantinischen Throne wieder unterworfen worden, und zuletzt sind die Stämme der Ezeriten an der lakonischen Südküste bei Helos und der Melingi in den Schluchten des Taygetos um Lacedaemon um die Mitte des 10ten Jahrhunderts ebenfalls zinspflichtig geworden (1, 349). Alle Slaven aber wurden Christen (1, 220. 227), wurden Romäer, und dieser Zeit verdankt das Neugriechenthum seine Entstehung. Im Jahr 1205 bei der Ankunft der Lateiner ist aufser den Melingi am Pentedactylos Alles wieder griechisch (1, 269), nur das Gebiet dieser Melingi heifst *τὰ Σκλαβικά* (1, 238) und auf dieses Gebiet allein kann es sich auch nur beziehen, wenn Chalcondylas im J. 1470 von Sparta bis Taenaron (2, 447) einen Volksstamm erwähnt, welcher in Sitte und Sprache den moskowitischen Sarmaten vollkommen ähnlich sei. Wenn der Verf. vermuthet (2, 452), dafs noch heute im Pentedactylos slavisch gesprochen wird, so ist doch bis jetzt nichts davon bekannt geworden und es würde auch nichts weiter beweisen, als dafs von der slavischen Bevölkerung, welche man nicht ableugnen kann, sich noch eine abgesonderte Spur erhalten habe.

Der Beweis, dafs $\frac{7}{8}$ des Peloponneses slavinisirt worden seien, beruht auf den slavischen Ortsnamen, deren der Verf. (im 5. Capitel Th. 1. und A 68 pp) wohl über 300 gesammelt hat. Z. B. die Gebirge Zagora (Helicon), Chelm (Cyllenius), Malevo (Parnon), die Orte Goritza (Goertz) bei Mantinea, Krakova und Varsova im Gebirge auf der Grenze Arkadiens und Achaja's, Vostizza (Aegium); in Arkadien Glogova (Glogau), Tzelechova (Züllichau), Sopoto (Zobten); Camenitza (Camenz) Stadt und Bach bei Olenos; Chlumutzi (Chlumecz) = Castel Tornese; Pirnatscha = Pamisus; Krywitza zwischen Coron und Modon; Veligosti (Wolgast) bei Londari, Slavitza bei Amyclae, ein andres Varsova bei Mistra, Lutzena (Lützen) im Taygetos, Planitza bei Argos u. s. w. Morea (*ὁ Μορέας*) selbst ist ihm Mor-land, d. h. Seeland. Mit diesen Slaven ist, wie der Verf. bemerkt (1, 192), ungefähr in derselben Zeit dieselbe Veränderung vorgegangen wie im östlichen Deutschland, sie sind (1, 201) dort in Deutsche, im Peloponnes in Griechen umgewandelt worden. Würde er aber die heutigen Brandenburger, Sachsen aus dem Königreich, Niederschlesier u. s. w. darum, weil sie zum Theil in Ortschaften mit slavischen Namen wohnen (z. B. Leipzig, Meifsen, Görlitz, Glogau, Breslau, Züllichau u. s. w.), weil ihre Vorfahren zum Theil slavischen Ursprungs sind, und selbst in Sitte, Einrichtungen, Mundart (1, 249) das slavische Element noch durchschimmern soll, — nicht als Deutsche oder nur als eine schlechtere, unfähigere Sorte von Deutschen im Vergleich mit Schwaben, Franken, Niedersachsen anerkennen wollen? Das bildsame, slavische Element hat sich in Griechenland noch weit rascher der griechischen Sprache und Kirche ergeben, mag nun eine griechische Einwohnerschaft übrig geblieben oder von den Byzantinern erst wieder eingeführt worden sein, und man hat keine Nachricht, dafs auf offnem Lande eine slavische Bevölkerung, wie die wendische in Deutschland, sich erhalten habe. Von den Hellenen des Alterthums war so wenig wie von den Römern der Kaiserzeit neues Leben zu erwarten; frische Kräfte mufsten hinzugeleitet werden; in Italien, Frankreich, Spanien geschah die Mischung durch Germanen, in Hellas durch Slaven, und überall haben die Sieger sich der Sprache und dem Glauben der Besiegten bequemt. Mag die slavische Einwanderung an Menschenzahl bei weitem die germanische übertroffen haben, so ist doch der geistige Einflufs auf die Sprache weit geringer gewesen, da selbst der Vf. nur die hackende Accentuation, den Verlust des spirit. asper und was sehr zweifelhaft sein dürfte, die Vorliebe für diminutiva davon herleitet. Das Neugriechische ist immer noch dieselbe Sprache und steht zum Altgriechischen nicht in dem Verhältnifs wie das Italienische, Französische, Spanische zum Lateinischen. Die gemischte Abstammung würde auch die Griechen gar nicht hindern, ein edles Volk zu sein; die meisten Nationen Europa's und die gefeiertsten Bürgerschaften des Alterthums sind aus gemischter Bevölkerung entstanden, und der Adel der Völkerindividualitäten wird wohl nicht in unvermischter Reinheit des Blutes, sondern in Thaten und geistigen Produktionen (in Gesetz,

Religion, Kunst und Wissenschaft) zu suchen sein. Das Quantum aber der slavischen Einwohnerschaft nach heutigen Ortsnamen zu bestimmen, mufs als sehr mifslich erscheinen, weil es danach leicht zu gering angeschlagen werden könnte; denn wir besitzen keine vollständige Sammlung aller slavischen Ortsnamen, noch weniger wie stark oder gering sie bevölkert waren, sie sind zum Theil wieder verschwunden und der byzantinische Kanzlei- und Kirchenstyl, unsre Hauptquelle der griechischen Geschichte, hat stets die alten Namen beibehalten. Gewifs allein ist das Resultat aus dieser dunklen Ursprungszeit des neugriechischen Volkes, dafs die Slaven zu Griechen geworden sind; das Verschwinden der slavischen Sprache beweist zur Genüge, welcher der beiden Volksgeister hier der siegreiche war; ob physische Gewalt von den Byzantinern angewandt worden sei, um die Slaven zu graecisiren, davon ist noch nichts bekannt geworden; die Kirche allein scheint zu einer so vollkommenen Umbildung auch nicht hinreichend; denn in Servien, in Bosnien, wo der griechische Einflufs geringer war, haben sich die Slaven zwar zur griechischen Kirche bekehrt, aber die slavische Sprache beibehalten. Man wird also wohl bis auf weiteres festhalten müssen, dafs eine durch Bildung überlegene griechische Bevölkerung die Einwanderung der Slaven überdauert und dafs sie, durch die byzantinische Regierung wieder zum physischen Uebergewicht gelangt, die Umwandelung zu Stande gebracht hat.

Morea ist von Neuem byzantinische Provinz gewesen vom 9. bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts, verwaltet durch den Strategos zu Corinth, die Küstenstädte durch kaiserliche Archonten; im innern Lande bildete sich nach slavischer Art die Herrschaft der Kirche und des Herrenstandes aus. Der Fall von Byzantion brachte auch Morea ohne bedeutenden Widerstand unter fränkische Herrschaft (1205 — 1383), erst als Lehn von Makedonien, dann von dem fränkischen Kaiserthum in Byzanz, seit 1266 als Bailat von Neapel; den ersten Regenten aus der Familie Ville Harduin waren sogar eine Zeit lang der Megaskyr von Athen, der Markgraf von Budonitza, die zwei Markgrafen von Negroponte und der Herzog von Naxos als Hintersassen zugetheilt. Die Ackerbau treibende Klasse blieb in demselben Verhältnisse wie unter den griechischen Imperatoren, sie wurde durch gesetzliche Zusicherung ungestörten Gottesdienstes (I, 381) gewonnen; selbst die Melingi und Mainoten ergaben sich in die Schutzherrschaft Wilhelms II. und wurden durch die 3 Festungen Mistra, Mani, Leutron (I, 414) im Zaume gehalten. Die lateinischen Ritter theilten sich nach Mafsgabe ihrer Macht in die eroberten Ländereien und verpflichteten sich zu ununterbrochenem Kriegsdienste; nach dem Muster der Feudalassisen von Jerusalem (I, 399) wurde eine Liste der Lehnsgüter entworfen und unter diesen Lehnsleuten spielt seit jener Zeit der Freiherr von Karitene eine verhängnifsvolle Rolle. Auch Templer und Johanniter erwarben Besitz; die lateinische Kirche wurde mit $\frac{1}{3}$ der Staatsgüter ausgestattet, dem Erzbischofe von Patras wurden Bischöfe zu Olenos (Andravida), Koron, Modon, Veligosti, Nicli, Lacedaemon beigegeben. Der fränkische Hof zu Andravida und Glarentza bietet eben kein erfreuliches Schauspiel, besonders seitdem für die Auslösung des in der Schlacht von Serlepe 1259 in byzantinische Gefangenschaft gerathenen Wilhelms II. Monembasia, Maina, Mistra an die Palaeologen zurückgegeben wurde und ein beständiger kleiner Krieg zwischen fränkischer Tapferkeit, Herrschsucht der lateinischen Kirche und der List der paläologischen Strategen in Mistra, welchen die griechische Bevölkerung im Geheimen geneigt war, sich eröffnete. Und auch in diesem Kampfe haben die Griechen mit Hülfe türkischer und albanischer Miethstruppen wieder gesiegt, nur noch einzelne fränkische Namen und Worte sind in der neugriechischen Sprache zurückgeblieben und die Burgruinen der Ritter hängen noch heut als Palaeocastra an den Felsengipfeln, aber von fränkischer, katalonischer, burgundischer Bevölkerung ist nichts mehr zu finden, und die lateinische Kirche hat dieses Gebiet bis auf eine geringe Zahl von Anhängern wieder verloren.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters von Jacob Phil. Fallmerayer.

(Schlufs.)

Der Peloponnes ist zum dritten Mal byzantinisch geworden; seit 1383 hat der abendländische Einfluſs aufgehört und 1430 ist die letzte von einer fränkischen Familie besessene Herrschaft an die Paläologen gekommen. Attica dagegen ist bis auf die Eroberung durch die Türken unter abendländischem Regiment geblieben. Im Peloponnes war auch die byzantinische Regierung (1357—80 Manuel Cantacuzenos in Mistra, 1380—1407 Theodorus Palaeologus) in stetem Streit mit den griechischen Archonten und den fränkischen Baronen; schon Manuel hielt eine Leibwache von Albanesen, Theodor (2, 257) zog an 10000 derselben mit Weib und Kind ins Land, und nach der groſsen Pest von 1347 bis auf Scanderbegs Tod 1467 sind *Albanier* (= Arnauten, Schkypitar, Illyrier) in Elis, Arcadien und dem Alpheusthale angesiedelt worden; zwischen 1373—82 durch Nerio von Corinth (2, 261) längs des Meerbusens von Patras bis Phlius, in den Capitanien von Corinth und Megaris; durch die groſse Gesellschaft im offnen Lande von Attica und in Boeotien; selbst die Inseln Salamis (A 49), Spezia, Hydra, Poros sind von ihnen bewohnt. Sie bilden noch heute mehr als die Hälfte der Bevölkerung in Hellas und dem Peloponnes, aber sie sind nicht als feindliches Element zu betrachten; die Zurückgebliebenen gehören derselben Kirche an, sie lernen die griechische Sprache, nicht umgekehrt die Griechen das Albanesische; die albanesiche Sprache steht zu der griechichen ungefähr in demselben Verhältniſs wie das Wendische in der Lausitz oder das Polnische in Ober-Schlesien zum Deutschen, sie ist im Ersterben begriffen. Dies ist um so merkwürdiger, da die Schkypitars im Ganzen der streitbarere Theil sind; man kann dabei an das Verhältniſs von Hellenen und Pelasgern denken.

Die *Türken* sind zuerst in byzantinischem Solde in den Peloponnes gekommen, seit 1397 zum ersten Mal als Feinde, seit 1453 wurden ihnen die Paläologischen Fürsten zinspflichtig und Mahomed suchte denselben durch vernünftige Rathschläge ihre Herrschaft zu erhalten. Aber die Griechen konnten sich unter einander nicht mehr ertragen; die empörten Arnauten boten mit ihnen um die Wette den Türken Zins an, und um dem Lande Ruhe zu geben, setzte Mahomed 1460 den Palaeologen Demetrius von Lacedaemon auf Pension und der Bruder desselben Thomas floh nach Italien. Die Türken waren damals an Disciplin, Rechtlichkeit, Tapferkeit bei weitem überlegen. Statt des Gegensatzes der latein. und griechischen Kirche trat nun eine Spannung zwischen Christenthum und Mohamedanismus ein; die Griechen, obwohl der unterdrückte Theil, sind doch durch ihren Glauben zusammengehalten worden, ein Beweis, welche erhaltende Kraft das Christenthum selbst in seiner Verderbniſs in sich trägt. Die türkische Herrschaft ist zwar noch nicht verwischt, türkische und albanesische Namen (1, 315) haben zum Theil die slavischen verdrängt, aber es giebt keine Türken mehr im Lande. Noch weniger Spuren hat die Herrschaft der Venetianer zurückgelassen, welche lange Zeit Argos, Nauplion, Modon, Coron, Navarin und von 1685—1714 den ganzen Peloponnes besessen haben. Von allen im Laufe der Jahrhunderte eingedrungenen Ankömmlingen, von Gothen, Avaren, Slaven, von Franken aller Art, Illyriern, Osmanli's, Aegyptern, Juden sind heute, ein kleiner Bestandtheil von Wlachen und Zigeunern in Aetolien und Locris ausgenommen, nur noch Griechen und Schkypitars zu unterscheiden und auch diese sind im Identificirungsprozesse begriffen. So hat also das Griechische seit 3000 Jahren unter fortwährenden fremden Einflüssen auf diesem Boden sich erhalten und wenn man das Pelasgische für die hellenische Ursprache ansieht, so kann man noch ein vier-

tes Jahrtausend dazuzusetzen. Obwohl das Land in verschiedenen Zeiten Achaja, Slavinia, Neufrankenland hiefs und heute nach des Verfs. Meinung (2, XXVII) Neu-Albanien heifsen sollte, so wird es doch wohl bei dem Namen Hellas sein Bewenden haben.

So viel über die Geschichte des neugriechischen Volkes. Die Ansichten des Verfs. über den gegenwärtigen Zustand desselben, die Aussichten für die Zukunft, welche, obwohl sehr ins Dunkle gezeichnet, doch viel Wahrheit enthalten, lassen sich unter 4 Hauptgesichtspunkte zusammenfassen.

1) „*Das alte hellenische Nationalwesen ist gänzlich erstorben; es ist keine einzige Familie, deren Ahnen nicht Slaven, Arnauten, Franken, Amulgavaren oder gräcisirende Anatolier wären; täglich treten die beiden Fractionen der Slaven und Arnauten deutlicher hervor, der Aufstand war nicht hellenisch, sondern rein arnautisch* (2, *XXX*); *das griechische Volk ist als geistig todt, als eine ungleichartige, rohe, brachliegende Masse zu betrachten* (2, *VIII*); *Kunst und Schönheitssinn fehlt ihm ganz, die Natur hat ihm diese Gabe versagt.*" — In Betreff der Abstammung ist dem Verf. schon von seinen Gegnern erwidert worden, dafs es durch seine Forschungen noch keinesweges zur Evidenz gebracht sei, dafs nicht das althellenische Element in Tzakonien, in der Maina, vielleicht im nördlichen Theile Arcadiens, am Olympus, auf einigen Inseln sich erhalten habe; aber Ref. sieht nicht ein, was für ein anderes als etwa sprachliches Interesse es haben kann, wenn auch wirklich altgriechische Bauern aus Perikles oder gar aus Deukalions Zeit ganz unberührt sich erhalten hätten, da ja die jetzige Erhebung Griechenlands nicht vom althellenischen, sondern vom christlichen Geiste und allerdings zum grofsen Theile von Arnauten ausgegangen ist. Was kann eine verkommene, abgestorbene Nationalität für Interesse erregen, wenn sie auch noch so grofse Ahnen zählt? Dafs die Neugriechen nicht die unvermischten Abkömmlinge der Altgriechen sind, ist gewifs, aber dafs sie trotz griechischer Sprache, Religion, Grund und Boden gar keine Griechen wären, dafs die griechische Nationalität sich nicht durch ununterbrochene Ueberlieferung auf sie fortgepflanzt hätte, dagegen streitet alle Erfahrung. Auch ist dem Verf. (A. 111.) selbst ein Zugeständnifs entschlüpft, welches zur Vereinigung führen kann. „Nenne man Griechenland immerhin Hellas und seine Bewohner Hellenen. Sie sind Hellenen in der That, jedoch neuerer Formation, sie athmen hellenische Lüfte und die Sonne des Perikles glänzt noch über ihren Häuptern." — Als äufserlich erkennbarer Bestandtheil (als Fraction) ist die slavische Bevölkerung nicht mehr zu erkennen, aber allerdings zeigen sich im griechischen Nationalcharakter, sei es nun durch ursprüngliche Verwandtschaft, durch Einwanderung oder ähnliche politische Schicksale und Verhältnisse, mancherlei Analogien mit den Slaven. Dahin kann man rechnen die Anstelligkeit und Schlauheit sich in jede Lage zu schicken, verbunden mit Unzuverläfsigkeit und Charakterlosigkeit; die schmiegsame Unterwürfigkeit gegen Gewaltige, und Hochmuth und Halsstarrigkeit, wo nichts zu fürchten ist. Die Folge davon ist grofse Freiheitslust und Abneigung gegen freiwilligen Gehorsam. Als Folge ihrer politischen Verhältnisse ist die patriarchalische Gewalt der Väter anzusehen und in der Gerechtigkeitspflege das allgemeine Vorurtheil, dafs der Kläger nur mit Geschenken sein Recht finden zu können glaubt. Wie bei den slavischen Nationen beruht der gesellige Verband bei mangelhafter Ausbildung des Bürgerstandes vorzüglich auf Geistlichkeit und Primaten, das Volk ist willenlos; und in Handhabung der Souverainität haben die Griechen bisher dieselbe Unmündigkeit gezeigt, durch welche z. B. Böhmen und Polen um ihre Selbstständigkeit gekommen sind. Man mufs aber nicht vergessen, dafs sie seit der Schlacht von Chaeronea nicht aufgehört haben, unter fremdem Einflusse zu stehen. Was dieses Volk in Kunst und Wissenschaft zu leisten vermag, ist wohl noch zu zeitig zu entscheiden. Dergleichen läfst sich nicht mit der Wünschelruthe hervorzaubern oder wie verschüttete Ruinen aus dem Boden hervorgraben. Die Jugend ist empfänglich und lernbegierig und wird noch lange zu lernen haben, ehe sie sich aneignet, was Europa ihr bieten kann. Wie im ersten Jahrh. nach Chr. Apollonius von Tyana klagt, so ergreift noch heute jeden gebildeten Europäer in Griechenland das Gefühl, dafs er verwildert (1, 86).

2) „Der Aufstand ist nicht so fast durch ein Mifsverhältnifs der türkischen Verwaltung mit dem Bildungsgrad und den socialen Verhältnissen der christlichen Unterthanen Griechenlands, sondern wie im Jahr 1770 hauptsächlich durch ein von aufsen angelegtes Feuer entzündet worden und folglich nicht ausschliefslich ein

Werk des Volkes, sondern zum Theil auch der Fremden" (2, I). Diese Bemerkung findet schon ihre Ermäſsigung in einer andern Stelle (2, X), wo es heiſst: „der Lebenskern, durch welchen sich die Griechen als ein von den Osmanen abgesonderter Völkercomplex erhielten, lag nicht im Blute, in alten Erinnerungen, sondern in der Kirche; als romäische Christen haben sie die Stürme überdauert; das groſse Unrecht der Türken bestand nicht in ihrer drückenden Herrschaft, sondern in ihrem mohamedanischen Glaubensbekenntniſs." Bei Aufregungen von auſsen muſs man unterscheiden, ob Brennstoff im Innern vorhanden war. In Europa, wo die Wirkungen der Civilisation fast immer gegenseitig sind, ist es schwer zu trennen, was von auſsen oder innen kommt und Griechenland hat offenbar an europäischen Einwirkungen Antheil genommen. Die geographische Schichtung der europäischen Völker in 3 groſse Lagen ist auch in ihrer historischen Entwickelung nicht zu verkennen. Am frühsten war Herrschaft und Bildung bei den romanischen Völkern und dem römisch-katholischen Glauben, dann kamen die rein germanischen Völker mit den evangelischen Confessionen an die Reihe, im letzten Jahrhundert ist endlich auch der groſse slavische Stamm griechischer Kirche erwacht und schon zeigt sich die Wirkung dieses Geistes von Ruſsland durch Moldau, Wallachei, Servien, Herzogewina bis nach Griechenland. Dieser Aufschwung ist von gestern und heute, den slavisch griechischen Nationen steht ihre Gröſse noch bevor, und man könnte grade darum die Griechen zu neuem Leben berufen glauben, weil auch slavisches Blut in ihren Adern ist. Uebrigens unterscheidet sich diese Aufregung durch das vorherrschende kirchliche Element durchaus von der politischen Gährung, in welcher die romanischen Völker begriffen sind; die Freiheitstheorien der wenigen europäisch gebildeten Griechen sind der Volksmasse ganz unverständlich (2, XV).

3) „Ohne gewaltthätiges Einschreiten vermittelnder Mächte würde der Versuch die Landesregierung in Griechenland zu ändern, auch dieses Mal völlig gescheitert und die christliche Bevölkerung, die man zu einem ihre Kräfte weit übersteigenden Unternehmen verleitet hatte, dem Loose überwundener Aufrührer nicht entgangen sein." Wer die Mittel des Widerstandes an Ort und Stelle kennen gelernt hat, wird auch zugeben, daſs die Schwäche der bestehenden Regierung den Aufstand sehr begünstigt hat, und daſs Griechenland gegen den kräftigeren ägyptischen Gegner nur durch das untowarde Ereigniſs von Navarino oder die Theilnahme der europäischen Mächte erhalten worden ist. Dadurch ist ihm ein überraschend glücklicher Erfolg zu Theil geworden; aber wenn es seine Unabhängigkeit nicht mit eigner Kraft zu behaupten im Stande ist, so werden auch heute die Römer nicht fehlen, um es unter Obhut zu nehmen.

4) In Betreff von Griechenlands Zukunft spricht sich der Verf. (A. 1. u. 112.) im Jahre 1835 folgender Maſsen aus: „Durch die Wiederherstellung Griechenlands als der Vorhalle des Orients ist eine neue Bühne, ein frisches Feld für unsre Glückseligkeitslehre gewonnen, denn in Europa ist jener Brunn der Glückseligkeit, aus welchem — wie die vier Ströme aus dem Paradiese — das geistige Leben in wundervollen Kanälen zu allen Nationen befruchtend hinausflieſst. König Otto I. ist wie ein zweiter Cecrops nach Athen gekommen, um die zerstreuten und alles innern Zusammenhanges ermangelnden Elemente jener Volksstämme durch eine neue Gesetzgebung zu verschmelzen und den Geistern insgesammt das gemeinschaftliche Gepräge des neuen von Europa ausgehenden Hellenenthums d. i. Herrschaft der Gesetze und Achtung des königlichen Namens einzudrücken. Die zweite groſse Lebens- und Weltepoche dieses Landes hat somit begonnen, ein neues unentfaltetes Volk erblicken wir auf der Bühne an der Hand eines königlichen Jünglings, um seine Lebensrolle zu beginnen. Er ist Rex Helladis, ein neuer Weltring, an welchen die Menschengeschlechter, die tausend und abermal tausend Jahre nach uns Europa bewohnen, den Geschichtsfaden der Ottonischen Hellenen anknüpfen werden." Wenn man damit vergleicht, was der Verf. im Jahre 1836 (Vorrede z. 2ten Th. XXXVI.) äuſsert, so drängt sich die Besorgniſs auf, daſs auch die ausgezeichnetste Persönlichkeit eines Fürsten gegen so groſse Schwierigkeiten nichts vermögen werde, und andrerseits, daſs die Experimente der Glückseligkeitslehre dem armen Griechenlande nicht etwa wie dem Vogel die Luftpumpe bekommen mögen. Denn dort (2, IV) heiſst es: „In Hellas, wie es jetzt ist, sind noch keine hinlänglich zahlreichen und hinlänglich starken Elemente für ein unabhängiges Königthum zu finden. Die Gewalt, welche Griechenland geschaffen hat, kann allein sein Dasein fristen, aber kein Reich wird bestehn, wenn es die Elemente des Lebens nicht aus sich selber erzeugt. Griechenland aber lebt nicht durch sich selbst, weil es weder zur Selbstvertheidigung, noch zur Selbstbeherrschung hinlängliche Macht besitzt. Fremdes Gold bezahlt noch jährlich den zweideutigen Gehorsam seiner Groſsen und seine Fortdauer hat keine andre Gewährleistung als die Launen seiner Beschützer" u. s. w. Weiter hin (XVI): „Wie schnell kamen einst die batavischen und nordamerikanischen Insurgenten zu Reichthum, Glanz und Macht! Wie elend und verkümmert dagegen ist dieses Griechenland nach einer langen Reihe von Friedensjahren. Seine Bevölkerung schwindet und seine Hilfsquellen mehren sich nicht, obgleich Europa sein Gold stromweise in dieses hohle Danaidenfaſs gegossen hat; — sicherer Beweis, daſs niemand daselbst zur Freiheit vorbereitet war und daſs das griechische Volk politisch nicht reifer ist als die Moskowiten von Kiew und Wladimir oder die Wlachen von Jassy und Buckarest. Der Instinkt solcher Völker ist die Monarchie ohne Beisatz. Läuterung durch ein gerechtes und christlich strenges aber ganz nationales Regiment muſs dieses ex abrupto losgebundene Griechenland zum Eintritt in den europäischen Staatsverband und seiner Regierungsform erst noch lange vorbereiten. Fühlt man sich aber im Besitze einer Macht, wie sie jetzt ist, schon hinlänglich beglückt, so regiere man wenigstens wie die Turkorussen, kleide sich aber und glaube wie die Grie-

chen." Man wird indefs auch noch in den beiden letzten Stellen einigen Widerspruch bemerken, da zuerst die Unfähigkeit für ein unabhängiges Königthum, dann aber das Bedürfnifs einer Monarchie ohne Beisatz behauptet wird, der Vf. müfste unter dem ersten denn etwa ein konstitutionelles Königthum verstehn. Was diefs betrifft, so kann es nicht zweifelhaft sein, dafs ein Salto mortale aus türkischem Regiment in eine Verfassung nach französischem oder englischem Schnitt nur unglücklich ablaufen kann und die Geschichte des Aufstandes hat zur Genüge bewiesen, dafs das Syntagma für die Griechen die Büchse der Pandora ist. Denn es dürfte in Griechenland schwer sein, die einsichtsvollen Patrioten zu finden, welche nur das Heil des Ganzen bedächten und zu Opfern für das gemeinsame Vaterland bereit wären. Wo jeder nur seinen Vortheil vor Augen hat, jedes Amt (und die höchsten vorzüglich) als Pfründe betrachtet wird, die sich durch Intrike erlangen läfst, nicht das Gesetz, sondern die Auktorität in Ansehn steht, da kann eine Constitution nur die Leidenschaften entfesseln. Die jetzige Regierung hat ohne Constitution Noth genug sich über den Elementen, auf welche sie sich künftig stützen soll, zu erhalten. Sie hat die heterogenen Interessen der Moreoten, Rumelioten und Insulaner zu verschmelzen und die Auktoritäten des Landes (Capitani's, Archonten, Primaten, vor allen die Geistlichen, welche bis auf die neusten Zeiten auch Anführer im Kriege, Schiedsrichter im Frieden waren) zu brauchbaren Organen heranzubilden. Man kann der Meinung sein, dafs sie selbst sich Drachenzähne säete, als ein zum Tode verurtheilter Häuptling nicht blofs begnadigt, sondern auch zu Ehren erhoben wurde, als Klephthenführer, mit denen man nicht fertig werden konnte, in Dienst genommen wurden. Es wird an Rebellion nicht fehlen, wo man dadurch zu Ehren kommen kann. Eine Constitution würde nur die Auktoritäten wieder gegen einander treiben, dafs sie sich im besten Falle zu einer Theilung der Gewalt unter einander verständigten, und würde damit dem Volke gedient sein? Instinkt des Volkes und die Beschaffenheit des Bodens führen zur Zersplitterung, die einzelnen Theile werden stets eine grofse Selbstständigkeit behalten. Noch nothwendiger aber ist ein Mittelpunkt für die divergirenden Interessen, ein Königthum, und wenn der Verf. diesem zuruft, zu regieren wie die Turkorussen, so stimmt doch wenigstens türkisches Regiment nicht zu der christlich strengen und nationalen Regierung, die er an anderer Stelle fordert. Wir halten uns lieber an das, was er 2, XXXV sagt, „dafs jede Regierung sich auf Grundcharakter, Sitte, Religion, Geschichte des Volkes stützen müsse." Wenn aber das Volk nur erst eine dunkle Ahnung seiner eigenen Lebenskraft hat, so mufs das Bewufstsein wenigstens in der Regierung vorhanden sein und sie mufs die Macht besitzen, die indifferenten oder widerstrebenden Elemente zusammenzuhalten, selbst auf die Gefahr, dafs es nicht ohne Gewaltsamkeit abginge. Ordnung durch Zwang ist immer noch besser als Anarchie aus Freiheit, und die Griechen, seit so vielen Jahrhunderten gewohnt, die Ruthe zu küssen, welche sie züchtigt, folgen auch jetzt nur der Auktorität; wenn auf ihren freien Entschlufs revocirt wird, so kommt nur Selbstsucht zu Tage. Nächst der Gewalt erscheint wie im Alterthum so noch heut das Geld für den Griechen unwiderstehlich, die Hilfsgelder Europa's haben dort einen Stand zurückgelassen, welcher sich für berechtigt hält, vom Staate erhalten zu werden. Die Regierung (wie einst Peisistratos die unruhigen Athener) hat versucht, die Phalangiten zum Pfluge zurückzuführen; es hat aber nicht gelingen wollen. Die europäischen Unterstützungsgelder werden indefs nun nicht weiter gezahlt, und die augenblicklichen Bedrängnisse, welche daraus entstehen, können ein grofser Vortheil werden, wenn Griechenland dadurch von fremder Unterstützung unabhängig wird und sich nach seiner Decke strecken lernt. — Dafs die Bevölkerung schwinde, kann sich wohl nur auf die Auswanderung griechischer Unterthanen in die Türkei beziehn; man hat dem Ref. im Lande das Gegentheil versichert und in den Zeitungen fand sich erst neulich für das Jahr 1838 in Athen das Verhältnifs der Todesfälle zu den Geburten wie 496 : 723. Dafs aber keine amerikanische Fruchtbarkeit der Ehen Statt findet, liegt vielleicht in uralten bei dieser Nation eingewurzelten Uebeln. — Dafs die Hilfsquellen sich gar nicht mehren, scheint auch zu viel gesagt, aber dafs in materiellem Reichthum nicht die reifsenden Fortschritte Bataviens und der nordamerikan. Freistaaten bemerklich werden, ist ganz natürlich, weil zu der vollkommenen Verödung des Landes der Mangel an einem gewerbtreibenden Bürgerstande kommt, von Fabrik und Manufactur fast kein Begriff ist, der Handel dagegen alle Producte Europa's hinein, das Geld aber heraus führt. Was können die Neugriechen dafür, dafs sie in den Köpfen ihrer europäischen Freunde so grofse Hoffnungen erregt haben? Unglücklicher Weise scheinen aber auch unter den drei grofsen Schutzmächten der griechischen Unabhängigkeit über die Art, das Glück des Landes zu befördern, verschiedene Ansichten obzuwalten. An die äufserste Spitze der slavisch griechischen Völkersäule gestellt, haben die Griechen das englische Jonien zum Nachbar und kommen in den Seestädten mit dem Abendlande in beständige Berührung. Eine englische Station im Sunde von Salamis führt beständige Aufsicht über ihr Schicksal, während die Mehrzahl des Volkes seine Blicke auf die Glaubens- und Bildungsgenossen in Rufsland gerichtet hat. Dadurch gewinnt der jetzt bestehende Zustand den Charakter eines Provisoriums, welches jeder Störung des europäischen Friedens erliegen kann. Dafs das alte Hellas nicht wieder auferstanden ist, wird niemanden verwundern, aber die Umstände scheinen sogar aufserordentliche Hindernisse in den Weg zu legen, dafs es auch nur eine seiner jetzigen Weltstellung angemessene Lage erlange, und es kann nicht wohl besser werden, so lange Volk und Regierung sich nicht zu dem übereinstimmenden Bewufstsein gedrängt fühlen, ihr Heil fortan nur in sich selbst zu suchen.

Schönwälder.

№ 7.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

III.

Del Duomo di Monreale e di altre chiese Siculo-Normanne per Domenico Lo Faso Pietrasanta, Duca di Serro di Falco. Palermo, 1838. gr. fol.

Der Duca Serra di Falco, Director sämmtlicher Antiquitäten Siciliens, dem wir bereits schon die Zusammenstellung und Abbildungen der Tempelruinen von Selinunt verdanken, hat abermals ein neues Werk der vorzüglichsten Kirchen Siciliens in der vorliegenden Schrift gegeben und dadurch den Dank aller Kunstliebhaber sich erworben. Wir wollen wünschen, dafs dieser hohe Kunstfreund fortfahre, uns auch noch die Abbildungen und Beschreibungen anderer sehr interessanter Bauwerke in Palermo und der Umgegend aus den verschiedenen Kunstepochen mitzutheilen, wozu Ref. bei seiner Anwesenheit in Palermo im Jahr 1835 mehrere Vorarbeiten bereits fertig sah. Das vorliegende Werk umfafst in drei Abhandlungen die schönsten christlichen Bauwerke Siciliens aus dem 12ten Jahrhundert. In der ersten Abhandlung beschreibt der Verf.: 1) die Cathedrale zu Monreale und giebt auf den Blättern I—XII die Grund- und Aufrisse, so wie die einzelnen Details und Verzierungen derselben. Sie ist von dem Könige Wilhelm dem Guten 1170 zu bauen angefangen und 1176 vollendet worden. Sechs Jahre später wurde darauf der neben der Kirche liegende herrliche Kreuzgang, von 124 schönen Marmorsäulen umgeben, errichtet, von denen jede Säule ein anders geformtes Capitäl hat, und wovon auf Blatt XIII der Grund- und Aufrifs des Kreuzganges, auf Blatt XIV 33 Abbildungen der verschiedenartigsten Capitäle dieses Kreuzganges gegeben werden.

In der zweiten Abhandlung werden beschrieben: 1) die schöne Capelle di St. Pietro oder auch die Rogerts-Capelle genannt, in dem königlichen Pallast Cassaro (von dem Arabischen: al Cassar, der Pallast) zu Palermo; ein Bauwerk, das, wenn auch nicht grofs, doch zu den schönsten Siciliens gehört; und dazu auf den Blättern XV—XVII Grundrisse und Durchschnitte gegeben. Sie ist von dem Grafen, nachherigen Könige Roger im Jahr 1140 erbaut worden und, wenn auch ein Gemisch von arabisch-byzantinisch- und normannischer Bauart, dennoch mit einem feinen Gefühl für malerische Architectur ausgeführt. 2) Die Cathedrale zu Cefalu, ebenfalls von Roger 1145 erbaut, wozu die Grund- und Aufrisse auf den Blättern XVIII—XXII gehören, und wobei die Kreuzgewölbe über dem Sanctuario sehr bemerkenswerth sind. 3) Die Kirche Sta. Maria dell' Ammiraglis oder auch della Martorana genannt, gleichfalls von Roger im Jahr 1130 erbaut, mit dem Grundrifs und den Durchschnitten auf den Blättern XXIII und XXIV. Obgleich sie eine der ältesten Kirchen in Sicilien ist, so finden sich hier doch schon Kreuzgewölbe um die griechische Kuppel, welche mit goldenen Sternen auf azurblauem Grunde musivisch verziert sind. Es versteht sich, dafs auch die Wände in dem alten Theil dieser Kirche bis unten ganz mit Mosaik-Verzierungen auf Goldgrund bedeckt sind. Späterhin hat diese Kirche, die nicht grofs ist, mehrere Anbaue erhalten; der älteste Theil derselben ist aber auf Blatt XXIII schwarz schraffirt. — 4) Die Kirche St. Cataldo auf dem Blatt XXV im Grund- und Durchschitt gezeichnet. — 5) Die bereits zerstörte Kirche St. Giacomo la Mazara, so wie 6) die Kirche St. Pietro la Bagnara, von denen auf Blatt XXVI Grundrisse und Durchschnitte gegeben werden, welche zu den frühesten Bauwerken, die hier unter den normännischen Fürsten ausgeführt wurden, gehören.

In der dritten Abhandlung giebt der Verf. mit Zuziehung der Tafel XXVII eine vergleichende Darstellung der Grundformen der Kirchen im Occident und im Orient, so wie auf Tafel XXVIII eine Uebersicht der

Entwickelung der christlichen Baukunst bis zum 13ten Jahrhundert in Sicilien, und erläutert dies durch 12 Grundrisse der verschiedensten Kirchen. Von diesen bleibt besonders die auf Blatt 25 fig. 1. gezeichnete Kirche St. Marziano in Syracus merkwürdig. Um in das Innere derselben zu gelangen, mufs man viele Stufen in einen Felsen hinabsteigen und gelangt alsdann in den inneren Raum dieser Kirche, welcher in der Grundform ein griechisches Kreuz hat. Der Verf. hat das Alter dieser Kirche nicht angegeben, dem Ref. wurde aber bei seiner Anwesenheit daselbst mitgetheilt, dafs dies die älteste Kirche in Sicilien wäre, und ihre Entstehung in das 4te Jahrhundert zu setzen sei. An den vier Pfeilern sind die Sinnbilder der vier Evangelisten in dem ältesten byzantinischen Styl gearbeitet, welches allerdings auf ein hohes Alter schliefsen läfst. Die ersten Christen waren hier vor den Verfolgungen sicher und konnten unbemerkt ihren Gottesdient in der Stille verrichten. Diese Kirche liegt in dem Theil der alten Stadt Syracus, den die Griechen Acradina nannten, und wo der Felsen bis zum Meere eine etwas geneigte, sonst ebene Oberfläche hat; so dafs man von dem unterirdischen Bau nichts ahndet, wenn man nicht hinein geführt wird. In neuerer Zeit ist über dieser unterirdischen Kirche das Kloster St. Giovanni erbaut worden, und man nimmt einen Klosterbruder mit sich, welcher die Fremden auf Ersuchen hinabführt, um dies höchst interessante alte Bauwerk in Augenschein zu nehmen. Die an andern Orten befindlichen unterirdischen Kirchen aus den frühesten Zeiten des Christenthums, wie z. B. in den Catacomben zu Neapel u. s. w., unterscheiden sich wesentlich von jener, dafs sie in die hohlen von der Natur gebildeten Räume, die ein grottenartiges Ansehen haben, gelegt worden sind, keine Form im Grund- oder Aufrifs haben; während dem die Kirche St. Marziano sichtbar durch die Kraft von Menschen-Händen nach einem zuvor angenommenen Plan in den Felsen hineingearbeitet worden ist.

Unter allen griechischen Kirchen nimmt die Sophien-Kirche in Constantinopel den ersten Rang ein, und es ist nicht zu läugnen, dafs diese Kirche vieles Lob verdient, da die Baumeister derselben Anthemius von Tralles und Isidor von Milet bei ihr es zuerst wagten, ein ungeheures Gewölbe über den Mittelpunkt des Kreuzes auf vier halbkreisförmigen Bögen und auf den in den vier Ecken dieser Bögen zuerst angebrachten vier Eckzwickeln aufzuführen. Im Occident wurde zuerst die Marcus-Kirche in Venedig nach dem Vorbilde der Sophien-Kirche aufgeführt. Dieser Baustyl ist jetzt vornehmlich in Rufsland zu finden, wo die griechische Kirche ihren Hauptsitz hat. Die Cathedrale zu Kiew und die Sophien-Kirche in Nowgorod, die vielen Kirchen in Moskau, deren Anzahl sich auf 300 beläuft, — alle diese haben in ihrer Grundform das griechische Kreuz, und selbst die jetzt noch im Bau stehende Isaaks-Kirche in Petersburg wird nach dieser Form ausgeführt. Ref. mufs bekennen, dafs er nach der vorjährigen Besichtigung dieses Baues ihm das gebührende Lob nicht versagen kann, da derselbe immer zu den ausgezeichnetsten Bauwerken unseres Zeitalters gerechnet werden mufs.

So wie nun das Innere der Sophien-Kirche zu Constantinopel mit Säulen von antiken Monumenten, die aus Porphyr, Granit und Serpentin bestehen, verziert und die Wände und Gewölbe, theils mit Pietre dure und Marmortafeln in den verschiedensten Farben, theils mit biblischen Mosaik-Gemälden auf Goldgrund bekleidet sind; eben so findet sich diese Art der inneren Verzierungen in den Kirchen in Sicilien sowohl, als in der Marcus-Kirche zu Venedig und in den ältesten russischen Kirchen vor. Die älteste Kirche auf dem Kreml in Moskau, Blacha veschnie genannt, ist im Innern eben so reich mit heiligen Bildern auf Goldgrund durchweg verziert; die aber freilich nicht in Mosaik ausgelegt, wie dies bei den beiden erwähnten Kirchen der Fall ist, sondern die nur gemalt sind.

Die Anwendung der Basiliken-Form bei den ersten christlichen Kirchen, findet sich nur in Italien vor, und bei der Kirche St. Michele in Pavia aus dem 7ten Jahrhundert, deren Abbildung wir auf Taf. 27. sehen, finden wir die erste Abweichung von dieser Form, indem das lateinische Kreuz mit drei gleichen und einem langen Schenkel hier zuerst hervortritt.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den Kirchen, welche in der Basiliken-Form und denen, welche nach der Form eines griechischen Kreuzes erbaut sind, ist aber auch der: „dafs die Basiliken immer hölzerne „Decken, die griechischen Kirchen aber Gewölbe haben." Als man späterhin diese beide Formen zu vereinigen suchte, blieb man zwar in der ersten Zeit bei den hölzernen Decken, wie z. B. bei der Cathedrale von Pisa Taf. XXVII fig. 29; späterhin gelangte man aber auch

zu der Kunst, diese Räume vollständig mit Gewölben zu versehen, wie dies bei dem Dom zu Florenz u. m. a. der Fall ist. Nur in Sicilien wich man hievon ab. Den Einfluſs, welchen die arabische Bauart unter der Herrschaft der Sarazenen ausübte, sieht man deutlich in den Bauwerken, welche der Verf. in seiner Schrift uns vorlegt. Nur zwei Bauwerke sind aus dieser Zeit hier übrig geblieben, die Zisa und die Cuba, welche unstreitig von den Sarazenen erbaut worden sind. Auf Taf. XXVI sieht man bei den Kirchen St. Giacomo la Mazara und St. Pietro la Bagnara deutlich die Hauptformen von der mittlern Halle der Zisa mit den kleinen Säulen an den Ecken ausgeführt. Aber auch die Araber baueten in Sicilien anders als gleichzeitig in Spanien. Die von ihnen in Cordova zu gleicher Zeit erbaute Mosque hat Bogen in Form eines Hufeisens, während in Sicilien an der Zisa und Cuba nur der Spitzbogen sichtbar ist. Wie der Verf. anführt, ist der Einfluſs der byzantinischen Baukunst, die vor Eroberung der Araber in Sicilien im Gebrauch war, auch bei der Zisa and Cuba nicht zu verkennen, und es sind sehr wahrscheinlich bei dieser Eroberung die aus der damaligen Zeit bestandenen Gebäude bei Einführung des Islamismus zerstört worden.

Nach Vertreibung der Araber unter Anführung der normännischen Fürsten fingen diese an, die zerstörten Kirchen wieder neu aufzuführen, und es ist erstaunenswürdig zu sehen, wie in so kurzer Zeit der Regierung der normännischen Könige so bedeutende und äuſserst kostspielige Bauten, als die Cathedralen in Cefalu, Monreale, Palermo, Messina und die Rogerts-Capelle, zu Stande gekommen sind. Keine Mosaik-Arbeit aus der damaligen Zeit ist mit den Wandverzierungen und den Fuſsboden der Rogerts-Capelle und der Cathedrale zu Monreale zu vergleichen, da sie sowohl in Bezug auf das dabei verwendete Material als auch der Ausführung der Arbeit alles der Art übertreffen. Geschliffener und polirter Porphyr, Jaspis, Basalt, Agathe und Serpentin sind die Steinarten, mit denen die Wände farbig auf Goldschmelz bekleidet sind, und es ist daher auch nicht zu verwundern, wenn man nach Verlauf von 8 Jahrhunderten alles in seiner früheren Pracht sieht, während dem alles ähnliche, minder gut gefertigte mit der Zeit untergegangen ist.

Auch auf die Auſsenseiten der Gebäude suchte man in jener Zeit farbigte Verzierungen anzubringen, und bediente sich dazu der schwarzen Lava vom Aetna. An dem reich verzierten Chor der Cathedralen zu Palermo und Monreale sieht man diese dunkeln Verzierungen auf dem hellen Grunde des Steins noch jetzt, und die Wirkung davon ist nicht übel zu nennen. Es ist ein groſser Unterschied, ob dergleichen Verzierungen nur mit Farbe auf die Wände getragen oder ob farbige Massen in die Wände vertieft eingelegt sind, und die Wirkungen davon von ganz verschiedener Art.

Von der Kirche in Monreale sehen wir auf Taf. I und II den Grundriſs, der sich durch die Anordnung des durchdachten Planes sowohl, als durch den Reichthum des musivischen Fuſsbodens auszeichnet. Auf Taf. III befindet sich die vordere westliche Ansicht mit zwei Thürmen und die Ansicht des hohen Chores. Man sieht, wie der Spitzbogenstyl hier überall deutlich hervortritt, wenn gleich die Zeit der Erbauung in das Jahr 1170 fällt. Der obere Theil beider Thürme ist in der Zeichnung ergänzt. In der Wirklichkeit fehlt die linke Thurmspitze bis zur Dachhöhe des Schiffs, bei dem andern die obere Spitze des Thurmes. Die in den obern beiden Stockwerken der Thürme angebrachten Fenster mit runden Bögen wollen uns daher nicht zusagen; da wir deren in keinem andern Theil des Gebäudes gewahren, und selbst an der Cathedrale in Palermo nicht gesehen haben. Den Reichthum der farbigen Verzierungen an dem Chor giebt fig. 2 sehr gut wieder. Auf Taf. IV sehen wir das reiche Hauptportal mit seinen bronzenen Thürflügeln abgebildet. Die Thüreinfassungen sind von weiſsem Marmor und die Verzierungen darauf abwechselnd in den einzelnen Streifen entweder als Reliefs gearbeitet oder in Mosaik auf Goldgrund ausgelegt. Die bronzene Thür — die wir aber keinesweges für eine gute Arbeit halten — ist in 42 Felder eingetheilt, welche gröſstentheils Darstellungen aus der Bibel enthalten. Sie ist, nach der darauf enthaltenen Inschrift im Jahr 1186 von Bonannus aus Pisa gefertigt. A. D. MCXXXVI. IND. III. BONANNUS CIVIS PISANUS ME FECIT; von demselben also, welcher 1180 die bronzene Thüre an dem Dom in Pisa gemacht hatte. Sehr wahrscheinlich hat Bonannus diese Thür in Pisa gemacht und geglaubt, daſs sie eine viereckigte Oeffnung verschlieſsen sollte. Da aber die Thüröffnung spitzbogigt ist, so wird oben ein Theil der Verzierungen an der viereckigten Thüre verdeckt. — An der nördlichen Seite befindet sich eine zweite bronzene Thüre, Taf. XII abgebildet, welche in Rücksicht auf die Eintheilung die vorige übertrifft, sonst aber — wie wir uns erinnern — in der Ausführung keinesweges zu den schönen Arbeiten gerechnet werden kann. Der Verfertiger geht aus der darauf enthaltenen Inschrift: BARISANUS. TRAN. ME FECIT hervor; indeſs fehlt die Jahreszahl. Wie der Verf. richtig anführt, hat diese Thür in Beziehung auf den Styl viel Aehnlichkeit mit den Thüren in Ravello, auf denen sich die Jahreszahl 1179 befindet. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daſs Barisanus nicht allein diese Thüren, sondern auch die in Trani, auf denen sein Name sich vorfinden soll, angefertigt hat. Die Einfassung dieser Thüröffnung ist glatt und mit Mosaik-

Verzierungen auf Goldgrund ausgelegt. Auf Taf. IV befindet sich eine perspectivisch gezeichnete innere Ansicht der Kirche, welche indefs den Reichthum der kostbaren Säulen und musivischen auf Goldgrund gelegten Wandverzierungen nicht wiedergeben kann, den man bei dem Eintritt in das Gebäude gewahrt. Besser ist dies aus den Blättern VII — X zu ersehen. Bis zu dem ersten horizontal laufenden Bande sind die Wände mit weifsen Marmorplatten belegt, welche durch vertikale, schön verzierte, und in Mosaik ausgelegte Streifen auf Goldgrund, in verschiedene Felder eingetheilt werden. Das darüber befindliche horizontal laufende Band enthält eine bekannte arabische Verzierung, die ohne Farbenpracht allerdings keine so gute Wirkung hervorbringen würde, als wie dies wirklich der Fall ist. Der übrige Theil der Wände bis zur Decke ist nun ganz mit Mosaik-Gemälden auf Goldgrund angefüllt, darstellend einzelne Begebenheiten aus dem alten und neuen Testament. Oben in der Nische des Chores erblickt man Christus in halber Figur, nach einem sehr grofsen Maafsstabe mit aufgehobener rechter Hand, nach griechischem Modus, segnend die Gläubigen der Kirche, umgeben von seinen Aposteln, Evangelisten und einer grofsen Anzahl von Heiligen. Die Decken im Kreuz der Kirche und im hohen Chor sind von Holz, ganz vergoldet und mit farbigen Arabesken verziert. Fast jeder Raum hat eine besondere Decken-Construction, wodurch eine grofse Mannigfaltigkeit in den Formen hervorgebracht wird, die keinesweges dem Ganzen schadet, sondern einen schönen Eindruck hervorbringt. Im Jahr 1811 zerstörte ein Brand, welcher durch die Unvorsichtigkeit eines Chorknaben entstand, den ganzen Dachverband des Gebäudes; indefs der Schaden war doch nicht so grofs, als bei dem Brande der Pauls-Kirche in Rom. Es sind die Wände mit ihren Verzierungen sämmtlich erhalten, und das Dach durch die Munificenz des verstorbenen Königs beider Sicilien in derselben Art, wie solches früher gewesen, und mit derselben Pracht wieder hergestellt worden. — Den neben der Kirche liegenden Klosterhof nebst Kreuzgang halten wir für den schönsten, welchen wir in Italien und Sicilien sahen. Die Säulen sind alle von weifsem Marmor und die Hälfte der Anzahl mit Mosaik-Verzierungen ausgelegt. Dafs die Capitäle alle verschieden geformt sind, ist bereits schon erwähnt worden. Auch die Ansichten der Spitzbögen über den Säulen sind mit Mosaik-Verzierungen versehen.

Wenn nun gleich die auf den Blättern XV — XVII gegebenen Abbildungen der Rogerts-Capelle einigermafsen den Reichthum dieses Bijou's der normännischen Baukunst wiedergeben, so läfst sich doch der Eindruck bei dem ersten Eintreten in diese heilige Halle nicht in Worten ausdrücken. Die Rogerts-Capelle ist 30 Jahre früher als die Cathedrale in Monreale und 5 Jahre vor der in Cefalu erbaut worden, sie ist bei weitem nicht so grofs als diese; allein wir stellen sie doch in Beziehung auf die Anordnung und Ausführung des Ganzen höher, als alle vor und in dieser Zeit in ähnlicher Art ausgeführten Gebäude. Betrachten wir nur den reichverzierten Fufsboden auf Blatt XV in den verschiedenartigsten Verbindungen; die schönen grofsen Porphyrtafeln an den Wänden mit den reich verschlungenen in Mosaik verzierten und auf Goldgrund eingesetzten Bändern; so wie die oberen Wände, ganz bedeckt mit biblischen Vorstellungen, alles in Mosaik auf Goldgrund, und hiezu die künstlich zusammengestellte Form der Decke; so erhält man einen ohngefähren Begriff von dem Ganzen. Der Einflufs der arabischen Bauart ist überall sichtbar: die kleinen Säulen an den Ecken der Wände; die Construction der Decke mit den vielen kleinen übereinandergestellten Bögen; dann die Zapfen, welche in der Mitte der Decke herabhängen. Eben so ist aber auch der Einflufs der byzantinischen Kunst hervorstechend in den Bildern mit den griechischen Umschriften; ganz besonders aber auch in der Form des Kreuzes mit den darüber befindlichen Kuppeln. Auffallend bleibt aber auch hier der Spitzbogen, welcher bis auf die kleinen unter der Decke angebrachten Fenster fast überall angewendet worden ist. Es ist wohl nicht zu verkennen, dafs die Rogerts-Capelle zum Vorbilde bei dem Bau der Cathedrale in Monreale gedient hat.

Bei der Cathedrale in Cefalu auf den Blättern XVIII — XXII, finden wir den Einflufs des byzantinischen Baustyls mehr angebracht, als in den vorhingedachten Gebäuden, obgleich der Spitzbogen daran vorherrschend ist. Bei dem Hauptportal bemerken wir die Vorhalle mit zwei Spitzbogen und einen Rundbogen dazwischen, welche auf Säulen ruhen, die ein vollständiges Gebälke haben. Hier sowohl als über dem hohen Chor, bleiben die angebrachten Kreuzgewölbe eine auffallende Erscheinung. Das Schiff der Kirche hat eine hölzerne Dachverbindung. Der hintere Theil des hohen Chores ist mit Mosaik-Gemälden in derselben Art wie bei der Kirche zu Monreale verziert, der übrige Theil der Wände aber ohne jede Verzierung. Nichts desto weniger imponirt dies Gebäude durch seine grofsartigen Massen und gut durchdachten Grundplan, der später, wie eine Vergleichung der Grundrisse auf Blatt I und XVIII ergiebt, mit Vortheil bei Erbauung der Cathedrale zu Monreale benutzt worden ist.

Die Herren Hittorf und Zanth haben in ihrem 1835 in Paris erschienenen Werk Architecture moderne de la Sicile, Beschreibungen und Abbildungen der Cathedrale in Monreale und der Rogerts-Capelle gegeben; es fehlt aber darin die Cathedrale in Cefalu, und da es uns vortheilhaft erscheint, wenn man die Bildungsstufen, wie die Entwickelung der Baukunst unter den normännischen Fürsten in Sicilien sich nach und nach gestaltet hat, verfolgen kann, wie dies in der Schrift des Duca Serra di Falco der Fall ist; so kann dies Werk den Architecten und Kunstkennern sehr empfohlen werden.

Hesse.

№ 8.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

IV.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. —

Geschichte von Portugal von Dr. Heinrich Schäfer, ord. Prof. der Geschichte an der Univ. zu Gieſsen. Zweiter Band. Vom Erlöschen der echten burgundischen Linie bis zum Schlusse des Mittelalters. Hamburg, 1839. *bei Friedrich Perthes. XVII. S.* 667. *gr.* 8.

Da von vorstehendem Werke schon der erste Band in diesen Blättern besprochen worden ist, so wird hier jetzt nur der zweite beurtheilt. Als Nachtrag zum ersten Band aber ist anzusehen, was im zweiten Theil von S. 1—106 angegeben ist. Der Verf. überschreibt diesen Abschnitt: *Rückblick auf das Staatswesen vom Regierungsantritt des Königs Diniz bis zum Erlöschen der ersten burgundischen Linie.* Diese innere Geschichte des portugiesischen Volkes ist mit ganz vorzüglicher Genauigkeit und Kenntniſs der Verhältnisse und Zustände der Regierung des Landes und seiner Bewohner abgefaſst; man möchte behaupten, hie und da sind innere Verhältnisse in der portugiesischen Geschichte des Mittelalters in's Licht gestellt, wovon die analogen in Deutschland noch nicht entwickelt sind. Es werden in diesem Abschnitte nämlich besprochen die an der Regierung des Staates Antheilnehmenden und deren Verhältnisse zu einander: der König, seine Räthe und Hofbeamten; der Adel, die Cortes, die Geistlichkeit. Auſserdem findet sich die Rechtspflege und deren Entwickelung und der Zustand der Cultur und Wissenschaften in Portugal dargestellt.

Was nun die im zweiten Bande behandelte Geschichte betrifft, so umfaſst diese nur etwas über hundert Jahre von 1383—1495. Bei dem starken Umfang des Bandes ist es ein geringer Zeitraum, der behandelt wird. Hr. Schäfer entschuldigt diese Ausführlichkeit in der Darstellung damit, daſs er bei der Armuth an portugiesischen Geschichtswerken in Deutschland (und auch in andern Ländern) sich nicht kürzer fassen und auf leicht zugängliche Werke hinweisen konnte, welche dem Leser befriedigende und zuverläſsige Auskunft darböten. Auch hätte ihn zu dieser ausführlichern Darstellungsweise die Betrachtung bewogen, wie es hier die Zeiten des Aufstrebens der Portugiesen, eines oft bis zur Begeisterung gesteigerten Aufschwungs seien, um die es sich handele, und wie der Geist, der die Nation und ihre hervorragenden Führer beseele, sich nur in einzelnen Zügen, Thaten und Vorgängen ausspreche und in seiner Eigenthümlichkeit offenbare. Wenn wir auch keineswegs dem Verf. es zum Tadel rechnen, daſs er einem Nuno Alvares Pereira, jenem groſsen Staatsmanne und berühmten Heerführer Johanns I., mehr als ein Blatt in der Geschichte Portugals widmete; daſs er die Regentschaft Pedro's, seine Thaten und seine Schicksale, die für Portugal's Geschichte so bedeutend sind, mit besonderer Vorliebe in's Einzelne verfolgte und selbst hie und da der Erzählung einen poëtischen Anstrich lieh; daſs er bei der Hinrichtung des Herzogs von Braganza mit allen einzelnen Umständen den Hergang der Sache, der bisher irrig dargestellt worden, berichtet: so finden wir doch bei manchen andern Personen und Ereignissen nicht solche Entschuldigungsgründe. Die allzu groſse Ausführlichkeit bei minder wichtigen Gegenständen ermüdet, schwächt den Totaleindruck und läſst Hauptpersonen und die bedeutungsvollsten Ereignisse zu wenig hervorspringen. Bei einer gedrängteren Darstellung, in der doch nichts Wesentliches hätte übergangen zu werden brauchen, wäre Raum gewonnen worden, in diesem zweiten Band den Schluſsstein des Mittelalters in der portugiesischen Geschichte, die Regierung Emanuels des Groſsen, und die Darstellung

der Staatsverfassung und Verwaltung des zweiten Zeitraums am passenden Orte aufzunehmen, anstatt dafs jetzt dieser Theil der Geschichte in den dritten Band verwiesen werden mufste.

In dem zweiten Zeitraum aber, welcher, wie angegeben, die Jahre 1383—1495 umfafst, behandelt der Verf. in sechs Abschnitten folgende Regierungen und damit verknüpfte wichtige Ereignisse. Nachdem die Zeit des Zwischenreiches und der Regentschaft dargestellt worden, werden Johann's I. Thronbesteigung, sein Krieg mit Castilien, die ersten Eroberungen der Portugiesen und ihre Entdeckungen an der africanischen Küste erzählt. Als besonders wichtig in diesem Zeitabschnitt sind zu bezeichnen: die Versammlung der Cortes in Coimbra, die Thaten des Connetable Nuno Alvares Pereira, die durch den Infanten Heinrich bewirkten Entdeckungen und Niederlassungen der Portugiesen an der westlichen Küste Africa's. Interessant ist es zu erfahren, dafs vor dem Auslaufen der portugiesischen Flotte zur Eroberung Ceuta's ein deutscher Herzog und ein deutscher Baron (ihre Namen werden aber nicht genannt) ihre Dienste anboten. Jener zog zwar wieder ab, weil ihm der König das Ziel der Kriegsfahrt nicht sagen wollte, allein der Baron blieb und leistete mit vierzig Edelleuten, sehr wackern Rittern, treffliche Dienste. Die Eroberung Ceuta's wird nach Matth. de Pisano sehr ausführlich erzählt und dabei auch nicht unbenutzt gelassen, was andere portugiesische Geschichtsquellen darüber berichten; aber wir finden nicht, dafs die abendländischen Berichte anderer Länder über dieses damals in ganz Europa Aufsehen erregende Ereignifs zu Rath gezogen worden sind. Auch vermifst man des Königs Johann I. Antheil zur Hebung des grofsen Schisma's in der Kirche; sein anfängliches Festhalten an Papst Johann XXIII., sodann seinen Beitritt zum Constanzer Concilium und seine Schritte beim Papste Martin V., wodurch dieser bewogen ward, eine Bulle zu erlassen, worin er zum Kreuzzug gegen die Ungläubigen in Africa und zum Beistand der Portugiesen in ihren Unternehmungen gegen dieselben alle christlichen Fürsten Europa's auffordert. Freilich fand die Aufforderung bei den letztern keinen Anklang, da aber Hr. Schäfer die Verhältnisse Portugal's zu andern christlichen Staaten während der Regierung Johann's I. bespricht, so hätte dieser Dinge immerhin auch Erwähnung geschehen dürfen. Auch den Reisen und abentheuerlichen Zügen von Johann's I. Sohn, dem Infanten Peter, dessen spätere Thätigkeit und Schicksale in Portugal sehr genau und ausführlich dargestellt werden, hätte ein oder das andere Blatt gewidmet werden können. Zwar spricht Hr. Schäfer S. 458 von den Reisen des Infanten (nach Pina's Chronik) wie folgt: „Von wenigen Fidalgos und Bedienten begleitet, verliefs er im Jahre 1424 Portugal, um das heilige Land zu besuchen und zugleich mehrere Höfe und Länder zu sehen, und reiste vier Jahre in Europa, Asien und Africa. Der gefeierte Name seines Vaters und seine eigene gediegene Persönlichkeit verschafften ihm überall eine gute Aufnahme, namentlich am türkischen Hofe und am Hofe des Sultans von Babylon. Mit Auszeichnung wurde er auf seiner Rückreise vom Papst Martin V. in Rom empfangen. — Später sehen wir ihn am Hofe des Kaisers Sigmund und von diesem für seine ausgezeichneten Thaten im Kriege gegen die Türken und die Venetianer mit der Marca Trevisana beschenkt; dann an den verwandten Höfen von Dänemark, England, dem Geburtslande seiner Mutter, Castilien und Aragon, überall wohl aufgenommen, und ausgezeichnet." Aber es liefs sich nach deutschen und italienischen Berichten der Zeit, welche dieser Reise des Infanten Erwähnung thun, manche ungenaue Angabe des portugiesischen Chronikschreibers berichtigen und vervollständigen. Offenbar unrichtig ist die Zeit angegeben, in der die Mark von Treviso dem Infanten verliehen wird. Nach einer Urkunde des K. Sigmund's fand sie schon zu Constanz den 22. Jan. 1418 statt. Vgl. Chmel Regesta Friderici III. Imp. Abth. I. n. 1534. Von einem Antheile des portugiesischen Infanten Pedro an dem Hussitenkriege um 1424 spricht Aeneas Sylv. in der Hist. Bohem. c. 44., von dessen Antheile an dem Türkenkriege und seinem Aufenthalt in Ungarn im Jahre 1426 handelt Eberhard Windeck in seinem Leben K. Sigmund's c. 140.

Im dritten Abschnitte erzählt Hr. Schäfer Eduard's kurze Regierung und im folgenden die Regentschaft des Infanten Pedro, während der Minderjährigkeit Alfonso's V. Der fünfte Abschnitt behandelt Alfonso's V. Regierung, die weitern Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen an der africanischen Küste und die Verhältnisse und Berührungen Portugal's zu Castilien. Den Schlufs des Buches macht Johann's II. Regierung, welche aus dem Kampf mit den mächtigen Vasallen des Landes (Donatarios) siegreich hervorgeht.

Nach einer Mittheilung des Verfs. in der Vorrede wird vorerst von ihm die Geschichte Portugal's nicht weiter geführt. Dafür verspricht er aber, bald möglichst die übernommene Bearbeitung der spanischen Geschichte bis zu einem gewissen Punkt zu führen und sodann die hoffentlich nicht allzulange unterbrochene Fortsetzung der Geschichte Portugal's zu geben. Die vieljährigen Studien des Hrn. Schäfer in der Geschichte der innern Zustände Spaniens und seine treffliche Geschichte Portugal's bürgen dafür, dafs von ihm auch eine ausgezeichnete spanische Geschichte werde geliefert werden.

Aschbach.

V.

System der Physiologie, umfassend das Allgemeine der Physiologie, die physiologische Geschichte der Menschheit, die des Menschen und die der einzelnen organischen Systeme im Menschen, für Naturforscher und Aerzte bearbeitet von Dr. Carl Gustav Carus u. s. w. Erster Theil, enthaltend das Allgemeine der Physiologie, die physiologische Geschichte der Menschheit und die physiologische Geschichte des Menschen. Dresden u. Leipzig, 1838. *bei Fleischer. XVIII. u.* 372 *S. — Zweiter Theil, enthaltend die physiologische Geschichte des Bildungslebens, des Blut- und Lymphlebens, des Lebens der Athmung, der Absonderungen, der Ernährung überhaupt und insbesondere der Verdauung. Das.* 1839. *X. u.* 460 *S.*

Der originelle, geistreiche und vielseitige Hr. Verf. dieser Schrift charakterisirt dieselbe im Verhältnifs zum gegenwärtigen Stande der Physiologie selbst im Voraus auf folgende Weise. Die heutige Physiologie, die sich ungefähr bis auf Reil zurückdatire, habe ihre *Lichtseite:* in einem aufserordentlich erweiterten Ueberblicke über eine grofse Zahl erst genauer kennen gelernter Organismen; in seitdem erst entdeckten oder wenigstens näher erforschten wichtigen chemischen und physikalischen Erscheinungen und ihrer Anwendung auf die Physiologie; in dem durch Hülfe des vervollkommneten Mikroskops und seine fleifsigere und geübtere Benützung näher erkannten feineren animalischen Baue und endlich in einer für die Naturwissenschaften förderlicheren Form der Philosophie. Die *Schattenseite* der heutigen Physiologie bestehe aber: in ihrem Ausgehen von der anatomischen Betrachtung des Cadavers und somit vom Tode, da sie doch die Lehre vom Leben sein solle; in der sich daraus bildenden Vorstellung, als ob das Leben ein Resultat sei von todten Organen und einem durch Kraft bezeichneten abstracten und übrigens unbekannten Etwas, wogegen doch vielmehr vor Allem vom Leben aus- und zu seinen Resultaten fortzugehen sei, zu denen eben auch die Organisation gehöre; ferner in ungeeigneten Vorstellungen, welche Physiologen noch häufig in Bezug auf den Begriff von Seele und von ihrem Grundverhältnisse zum Organismus hegten, endlich in dem unstatthaften Unterschiede zwischen organisch-lebendiger und sogenannter unorganisch-todter Natur. In Rücksicht auf diese Schattenseite sei der Physiologie unsrer Tage noch eine wesentliche Umgestaltung nothwendig, wenn sie nicht als selbständige Wissenschaft aufgegeben werden und sich in blofse „Mikrolog-descriptiv-Anatomie" verlieren solle. Diese wesentliche Umgestaltung soll denn nun durch gegenwärtiges Werk versucht und dabei „eine Ansicht aus dem Ganzen," ja ein System der Physiologie angestrebt werden, welches dem Arzte und Naturforscher, dem Psychologen und Philosophen genügen könne und vorzüglich dasjenige von der Physiologie heraushebe, „worin sie sich noch wesentlich von dem Sinne einer lichtvollen, der Genesis des Lebens mit Wahrheit und Schönheit folgenden Wissenschaft entferne."

Gemäfs diesen höheren Ansprüchen des Werkes steigern sich nothwendig auch die Anforderungen an die Kritik desselben, die sich jedoch, ebenfalls jener Ansprüche wegen, vorzugsweise auf den Standpunkt und Geist, die allgemeinsten Grundlagen und die Methode des Werks zu beziehen hat.

Mit Recht fordert unser Hr. Verf. vor Allem eine allgemein-biologische Grundlage für die Physiologie. Solche Versuche sind in manchen Werken über Physiologie sehr traurig ausgefallen, weil man sie mit allzuwenig umfassendem und tief dringendem Blicke unternahm. Die neuerlichst vorherrschende Physiologie liefs sich vollends so wenig als möglich darauf ein, stellt oft von Anfang bis zu Ende fast blofs ein Fachwerk

für empirisches Material dar, das, an sich selbst häufig mehr anderer, namentlich anatomischer als physiologischer Natur, mehr nur äufserlich und theilweise durch Reflexion an einander gehalten und auf einander bezogen wird, und wodurch der eigenthümliche Charakter der Physiologie den empirischen Seiten solcher Zweige der Wissenschaft, welche jener Material und Hülfsmittel zu liefern haben, mehr oder weniger aufgeopfert wird. Unser Hr. Verf. hat es besser und ernster vor. Allein er begeht sofort den bedeutenden Mifsgriff, allgemeine Biologie mit allgemeiner Physiologie zu verwechseln. Grofsentheils aus demselben Grunde fielen aber frühere Versuche biologischer Begründung der Physiologie so unglücklich aus. Letztere hat ja nur eine besondere Form lebendigen Daseins zum Gegenstande; von ihrem Standpunkte aus kann also nicht das ganze Leben an und für sich und nach seinen verschiedenen Formen, Stufen und Seiten gewürdigt werden. Die allgemeine Biologie mufs durchaus mehr als besondere Doctrin gefordert und angebaut werden, an die dann Physiologie, Psychologie, Pneumatologie u. s. w. je in ihrer Weise besonders anzuknüpfen haben.

Unser Hr. Verf. knüpft dabei zwar alsbald selbst an Gott an; allein er thut auch diefs gewissermafsen nur einseitig unter physiologischem Gesichtspunkte. Zwar unterscheidet er eine Physik und eine Metaphysik des Lebens und betrachtet als Gegenstand der letzteren die Idee, die göttliche Idee, die allem Sinnlichen zu Grunde liege und vorausgehe; zugleich aber bezieht er diese mit Leben identificirte Idee nur auf ein „göttliches Urwesen", eine „göttliche Vernunft", ein „göttliches Mysterium", anstatt auf den offenbaren, weil geoffenbarten, geistig-persönlichen, dreieinigen Gott. Sein Standpunkt dabei ist der spinozistisch-pantheistische, dieser ebenso misfsliche als leicht bestechende Wendepunkt in der modernen Entwickelung. Von ihm aus wird ihm Gott mehr oder weniger zur blofsen mütterlichen Substanz, der zugleich eine Art träumerischer Vorstellungen oder etwas dergleichen und ein ätherischer Dunst und Nebel entsteigen, aus deren magischem Wechselspiele die Welt erwachsen soll. Die göttliche Idee bedürfe nämlich, heifst es, um zur Erscheinung zu gelangen, noch eines Anderen, sonst Materie oder Substanz genannt, hier Aether. Zwar sollen diese beiden selbst nur verschiedene Manifestationen und Pole, die ewigen Offenbarungen eines und desselben göttlichen Urwesens sein. Allein, auch abgesehen von dieser ungeeigneten Auffassung Gottes, so wird damit doch nolens volens für die Welt alsbald ein gar *fataler* Dualismus statuirt. Wäre Gott nicht so mifskannt, so würde das von Gott persönlich gewollte und geschaffene allgemeine Leben als die ursprünglich Gott nur analoge *mater* der Welt erkannt werden, somit an sich und in seiner reinen Ursprünglichkeit namentlich auch als etwas Geistartiges, dessen secundäre, theilweise materielle Erscheinung nur Resultat des von Gott in ihm angefachten *Processes* ist, den eine angemessene Dialektik mit stetem Rückblick auf Gott und Vorblick auf die wirkliche Welt zu verfolgen und nachconstruirend aufzuzeigen hat. Allein gerade rücksichtlich der Dialektik erinnert unser Hr. Verf. weniger an Spinoza, als an den jüngeren Spröfsling des Spinozismus, die letzte naturphilosophische Periode, die ebenfalls eine scharfe, gewandte und gemessene Dialektik nur zu häufig durch blofse geniale Laune oder noch Geringeres und Mifslicheres zu ersetzen suchte.

Leider entsprechen solchem Aus- und Fortgang dieser allgemein biologischen Einleitung die sich ergebenden Resultate. Da, wo eine „lichtvolle Wissenschaft der Genesis des Lebens mit Wahrheit und Schönheit folgen soll", wäre zu erwarten gewesen, dafs sofort einerseits der Eine Ur- und Proto-Organismus des Makrokosmos und andererseits die Welt der deutero-organischen Mikrokosmen zur Anschauung gebracht würden. Defsgleichen die anderwärts durch Himmel und Erde angedeutete Organisation und Grundgliederung des ersteren u. s. w. Anstatt dessen werden aber alsbald reale, spirituelle und ideelle Organismen unterschieden. Erstere sollen daraus resultiren, dafs die göttliche Idee ihrer selbst unbewufst dem Aether eine Form gebe, die zwar stets zugleich im Werden und Vergehn begriffen sei, aber doch auch einen gewissen Bestand habe, selbst noch als Leiche. Indem dabei der Begriff von Organismus fast blofs durch die Benennung „Gliedbau" erläutert werden soll, werden als reale Organismen genannt: Weltkörper, Pflanzen, Thiere und Menschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 9.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

System der Physiologie, umfassend das Allgemeine der Physiologie, die physiologische Geschichte der Menschheit, die des Menschen und die der einzelnen organischen Systeme im Menschen, für Naturforscher und Aerzte bearbeitet von Dr. Carl Gustav Carus u. s. w.

(Fortsetzung.)

Allein ist die göttliche Idee von Haus aus und in Gott eine unbewufste? Oder wie wird sie diefs, falls sie überhaupt so zu denken wäre, aus einer bewufsten und wieder umgekehrt? Zudem sind einzelne Weltkörper überhaupt keine Organismen, weder solche noch solche, sondern nur Glieder, Organe des Einen Protoorganismus, von dem selbst ganze Systeme jener eben nur Systeme des Einen Organismus sind. Diesen vermag aber unser Hr. Verf. trotz alles Gewichts, das er mit Recht darauf legt, und aller Mühe, die er sich defshalb giebt, doch nicht von der Verdammnifs zu Unorganischem zu erlösen. Diefs darum nicht, weil auch ihm der Begriff des Unorganischen im Unterschiede von Proto- und Deuteroorganischem fehlt. Es giebt aber eben doch Unorganisches und Organisches. Ersteres ist eben so wenig wegzudisputiren, wie es Hr. C. möchte, als mit Protoorganischem zu verwechseln, wie ganz gewöhnlich geschieht. Unorganisches resultirt erst secundär sowohl von Proto- als von Deuteroorganischem; wenn Theile dieser so aufser Gemeinschaft mit ihrem Ganzen gesetzt werden, dafs sie weder durch dieses, noch durch sich selbst und Anderes befähigt sind, in ihrer Art fortzuexistiren, sondern, anstatt so ferner zu wesen, vielmehr durch fremde Uebergewalt mehr oder weniger schnell zum Verwesen gebracht werden. Sodann sind denn Thiere und Menschen nur reale Organismen? Und giebt es denn für den Hrn. Verf. selbständige spirituelle Organismen, die derselbe als solche bezeichnet, wo sich die Idee als ein Bewufstes zu relativer Selbständigkeit entwickele, in welchem „Abspiegelungen, ätherische Abbilder oder Vorstellungen" von den Zuständen ihrer Erscheinung als realer Organismus zu Stande kämen? Nur Vorstellungen? Und nur von den Zuständen der eigenen realen Erscheinung? — Ideelle Organismen sollen Ganze sein, wie die Menschheit als Ganzes. Welcher willkührliche Begriff ist dabei mit dem Worte ideell verbunden? — — Schon in Bezug auf den Einen protoorganischen Makrokosmos hätte eine reale und eine ideale Sphäre erkannt, noch vorher hätten bestimmte Begriffe für real und ideal gewonnen und derselbe Gegensatz nachher in untergeordneten Wiederholungen bereits im Protoorganismus selbst nachgewiesen werden sollen, wie im Solaren und Planetaren u. s. w. Dann würde er auch im Bereiche des Deuteroorganischen auf höherer Potenz wiedergekehrt sein: am concretesten in der irdischen Sphäre in einem Pflanzen- und einem Thierreiche; weiterhin im Thiere und Menschen abermals insbesondere als Physisches und Psychisches.

In der Welt des Deuteroorganischen erkennt unser Hr. Verf. zwar eine Indifferenzsphäre von Pflanzlichem und Thierischem, ferner einen Gegensatz zwischen Pflanzen- und Thierreich und endlich im Menschen die höhere Synthese dieser an. Aber indem er Seele und Geist vereinerleit, bleibt ihm der Mensch doch nur organisches Wesen, als welches er nur höchstes Thier wäre und bliebe und für Hrn. C. auch wirklich blofs ist. Mit dem Begriffe Geist fällt auch die Möglichkeit weg, den Menschen wesentlichst als geistiges, als geistig-persönliches Wesen aufzufassen und ihm eine besondere höhere Stellung zu vindiciren. Zwar ist von Persönlichkeit des Menschen hie und da die Rede, aber so, dafs eine solche auch vom Thiere prädicirt werden könnte. Wie sollte es auch, nachdem Umgang genommen ist vom absoluten Geiste und der absoluten Persönlichkeit Gottes, des Ur- und Vorbildes, zu einem

entsprechenden Begriffe von Geist und Persönlichkeit des Menschen, des Ebenbildes, kommen? — Darum werden auch im Menschen blofs unterschieden: Geschlechtsleben, individuelles Bildungsleben, individuelles Empfindungsleben und Seelen- *oder* Geistesleben. Zwar ist die Anerkennung des Geschlechtslebens als besonderer Sphäre an sich nur zu loben. Allein Empfindungsleben ist schon Seelenleben. Mit ihm ist Seelenleben alles bewufstwerdende und bewufste — wenn auch nicht sofort eigentlich selbstbewufste — Leben in Bezug auf das eigene Sein und die Welt überhaupt blofs als solche und an und für sich; alles nur relativ innerlich und einheitlich im Gegensatze zum Physischen, dem noch gar Manches aufser dem Bildungsleben angehört, und das überhaupt sowohl, als das Psychische, am und im Menschen concreter in vegetatives, animales und humanes zu unterscheiden gewesen wäre. Geist aber endlich ist das höchste, schlechthin einheitliche und innerliche, bewufste und selbstbewufste Leben wesentlich in Beziehung auf Gott und sein Verhältnifs zur Welt, somit wesentlich religiös-sittlichen Charakters. Dieser aber kann bei solch' einem Begriffe und Ausgehen von Gott, wie wir sie in diesem Werke finden, kaum irgend auch nur berührt werden. (Dem Hrn. Vf. ist Religion die allgemeine Verbindung der Menschen unter einander zu einem gemeinschaftlichen Ganzen.) So aber kann dasselbe auch nimmermehr zu einer positiven und concreten geschichtlichen Auffassung des Lebens gedeihen, obwohl es eben so eine „Geschichte", wie ein System sein soll. Die Angel der Geschichte des Lebens ist eine religiös-sittliche; ihre Grundmomente sind Fall und Erlösung, die zwar ursprünglich nur das eigentlich geistige Leben angehen, aber unmöglich auf dasselbe beschränkt bleiben können, sondern ihre Wirkungen allenthalben hin verbreiten. Rec. weifs gar wohl, dafs Erinnerungen der Art Naturforschern und Aerzten vielfach eine Thorheit und ein Aergernifs sind. Er weifs aber auch, dafs erst da, wo die Augen diesem Lichte geöffnet worden sind und wo sie es ertragen gelernt haben, gar Vieles auch blofs in der physischen Natur erst in seiner wahren Gestalt und Bedeutung gesehen werden kann und dafs namentlich eine wahre allgemeine Biologie und Anthropologie anders schlechterdings unmöglich sind. Allerdings mögen manche sonst wohl einschlägige Schriften weit unter solch' einer Kritik und von ihr unberührt liegen bleiben können. Das gegenwärtige Werk drängt sich ihr aber selbst auf und fordert sie heraus, wie sich auch noch aus dem Nachfolgenden ergeben wird.

Die beiden ersten Abschnitte der speciellen Physiologie nämlich, welche der erste Band noch enthält, sind ebenfalls nicht, wenigstens gröfseren Theils nicht, Physiologie, sondern Anthropologie. Aber auch diese, wie die allgemeine Biologie, einseitig auf den Standpunkt der Physiologie herüber- und herab-gezerrt. Der erste dieser Abschnitte handelt aber „vom Leben der Menschheit" nach 8 wesentlichen Momenten, nach welchen jeder besondere Gegenstand in diesem Werke in Betracht gezogen wird und in deren Aufstellung und steter Wiederkehr hauptsächlich das „System" und zugleich die „Geschichte" zu suchen sind. Diese Momente sind: Entstehung — Entwickelung und Gliederung — Verhältnifs der Organe und Theile unter sich und zum Ganzen — Verhältnifs des Ganzen zu andern Ganzen und zum Höchsten — regelmäfsige Lebensperioden — Lebensstörungen — Sterben — Verhältnifs zur (sog.) göttlichen Idee. Wir referiren aus diesem Abschnitte nur Folgendes. Es sei nicht zu denken, dafs die Entstehung der Menschheit (aus Urbläschen) nur ein- oder zweifach erfolgt sei, sondern in „gewaltiger Menge." Der Fötalzustand der Menschheit sei noch heute in den Bosjesmen, Papus u. dergl. repräsentirt. Weil es viererlei epitellurische Geschöpfe (Protoorganismen, Pflanzenthiere oder Thierpflanzen, Pflanzen, Thiere und Menschen) und vier Tagszeiten gebe, so gebe es auch vier Menschenraçen, nämlich Nachtmenschen oder Aethiopen, Tagmenschen oder kaukasisch-europäische, Morgendämmerungs-Menschen oder mongolisch-malayisch-hindostanische und endlich Abenddämmerungs-Menschen oder Uramerikaner. Indem wir uns jeder Bemerkung über diesen für gleich neu und wichtig gehaltenen Fund enthalten, werde nur noch erwähnt, dafs als weitere Gliederung jeder Raçe betrachtet wird: Verschiedenheit der Individuen nach Alter, Geschlecht und Persönlichkeit — Dinge, wodurch sich Individuen gegen Individuen charakterisiren, wohingegen die Raçen sich in der That weiter gliedern in Völkerstämme, einzelne Völker, Volkszweige, Stände oder sog. Menschenklassen und Familien, deren unmittelbare Bestandtheile endlich erst Individuen sind. — In Bezug auf die Geschichte der Menschheit wird nur bemerkt, dafs sie, jedoch nur auf ideelle Weise (!), den-

selben Typus der Spirallinie befolge, wie der individuelle Organismus, und dafs einzelne Perioden durch Entstehen neuer und Erlöschen älterer Vermögen begründet seien. Nebenbei und Beispielsweise heifst es noch: die griechische Volksbildung habe die Idee der Schönheit zuerst rein verwirklicht, das Christenthum die Idee der reinen Liebe und vollendeten Güte, die neueste Zeit habe die Bestimmung, durch wissenschaftliches Streben die Idee der Wahrheit zu verwirklichen, und das Ziel der Menschheit sei die Weisheit. Uebrigens wird das Ende, das Sterben der Menschheit den fruchtlosen Speculationen müfsiger Köpfe überlassen. Wie wohl dabei namentlich auch Christus und seine Apostel wegkommen? Und wie sich wohl die Hauptthatsachen der Geschichte zu dem vorher angedeuteten Fortschritt verhalten?

Soviel ist übrigens klar, dafs dieses System der Physiologie in diesem Abschnitte Physiologie zu bleiben sich nicht bescheidet, sondern sich vollauf als Anthropologie zu geriren strebt. Auch das ist klar, dafs diefs mit sehr wenig Glück geschehen ist und besser ungeschehen geblieben wäre. Dafs der unnöthige und undankbare Versuch nicht wohl anders ausfallen konnte, mufste schon aus den Grundzügen der allgemeinen Biologie klar werden. Nicht wohl abzusehen dagegen ist es, warum der Hr. Verf. nicht in der Sphäre der Physiologie geblieben ist. Zwar wäre es ganz in der Ordnung gewesen, wenn er eine, wo nur sonst geeignete, allgemein biologische Einleitung bis zum Ausgangspunkt der Anthropologie und bis zur Aussicht auf deren Grundgliederung fortgeführt hätte, um sodann nur die physiologische Richtung zu verfolgen, die anderen Seiten und Stufen der Anthropologie aber soviel möglich auf sich beruhen zu lassen. Dann wäre auch das zu billigen gewesen, dafs die Physiologie als solche, d. h. als Lehre vom lebendigen physischen Sein, mit möglichst unmittelbarer Beziehung auf das Menschengeschlecht als solches und auf seine gröfseren Bestandtheile bis zum menschlichen Individuum begonnen worden wäre. Allein so ist sich ohne Noth und Beruf auf ein fremdes Feld *verirrt* worden. Gerne wollen wir gestehen, dafs dazu eine gute, obwohl nicht zur Klarheit gebrachte, Ahnung mit getrieben haben mag. Die nämlich, dafs möglichste Begründung und Vollendung der Physiologie des Menschen grofsentheils davon abhänge, dafs sie durch und durch nur als besonderes Element der gesammten Anthropologie, neben der Psychologie und Pneumatologie des Menschen u. s. w., betrachtet und behandelt werde; eine Entwickelungsepoche jener und dieser, die nicht ausbleiben wird, ja die sich bereits immer näher aufdrängt, durch welche diese verschiedenen Seiten und Stufen des Ganzen der Anthropologie mannichfache Beschränkungen, Ergänzungen und Beziehungen, mit all' dem aber eben so mannichfache Berichtigungen und Vervollkommnung erfahren werden und müssen. Ernster und allseitiger Anbau der Anthropologie wird mehr und mehr dringendes Bedürfnifs der allgemeinen Bildung, und die Medicin insbesondere hat zu ihrer nähern Begründung blofs an der Physiologie für sich keineswegs genug, sondern fordert dazu immer gebieterischer die ganze eigentliche Anthropologie. Allein hier sollte und konnte es sich nur um Physiologie handeln. Auch eine Psychologie des Menschen konnte für sich dem Hrn. Verf. bis auf einen gewissen Grad gelingen, wie sie in seinen gedruckten Vorlesungen vorliegt. Zu einer vollen Anthropologie fehlen ihm aber die wesentlichsten Prämissen. Wie diefs aus seinen allgemein biologischen Grundsätzen und dem bisher Erwähnten erhellt, so namentlich auch aus der in dem allgemeinen Theile gegenwärtigen Werks vorkommenden Abgrenzung folgender Lebenskreise: eines kosmischen, eines tellurischen und eines epitellurischen, welchem letzteren eben die gewöhnlich nur sog. organischen Wesen mit dem Menschen angehören sollen. Nun fehlt es zwar nicht an gegenseitigen Andeutungen; immer aber drängt sich dabei die Vorstellung wieder auf, als ob es in derselben Ordnung, in welcher jene Lebenskreise genannt sind, vom Gröfseren und Bedeutenderen zum Entgegengesetzten herabgehe. Diefs um so mehr, als nicht unterlassen ist, namentlich an die Anthroporganismen ein epiorganisches Nebenreich der Ento- und Epianthropica als Fortsetzung anzureihen. —

Der zweite Abschnitt der speciellen Physiologie hat „den Menschen", d. h. das menschliche Individuum, zum Gegenstande. Auch das aber wieder nicht blofs in physiologischer Hinsicht, sondern soviel möglich überhaupt in anthropologischer. Wenn einmal vorzugsweise vom Allgemeinen aus- und zum Besondern fortgegangen werden sollte, so hätte wohl dem vorigen generellen Theile jetzt in dem Sinne ein specieller folgen sollen, dafs ihm die Betrachtung des jedem mensch-

lichen Individuum, so zu sagen, nach einem mittleren Durchschnitte, Gemeinsamen von Seiten des physischen Menschenlebens als Gegenstand anheimgefallen und ein individueller Theil gefolgt wäre, welcher die Eigenthümlichkeiten und Unterschiede menschlicher Individuen nach Lebensalter, Geschlecht, Constitution u. s. w. — immer aber nur nach ihrer physischen und somit physiologischen Seite — abzuhandeln gehabt hätte. Diesen Gang findet Refer. auch für die ganze Anthropologie fortwährend am geeignetsten. Dann hätten sich als Unterabtheilungen für den zweiten oder mittleren Theil dargeboten: Vegetatives, Animales und Humanes des physischen Menschenlebens. So hätte das Ganze eine concretere Gestalt gewonnen. Unser Hr. Verf. hat sich aber einmal als Schema vorgesetzt: Menschheit, Mensch (Individuum) und die einzelnen organischen Systeme, um sie nach den oben bezeichneten 8 Momenten in Betracht zu ziehen, wodurch freilich bedingt ist, dafs der Mensch in seiner Totalität und als Einheit allmälig in feinste Fäserchen zersetzt wird und unter der Hand verschwindet, anstatt von jeder Einzelheit aus immer wieder, nicht blofs, wie hier allerdings geschieht, auf die Idee, sondern auf das concrete Ganze selbst zurückzukommen. Uebrigens kommen hier die Eigenthümlichkeiten menschlicher Individuen, Lebensalter, Geschlecht u. s. w., sogleich im zweiten Theile an die Reihe, und zwar nicht blofs von physischer, sondern auch von psychischer Seite, und darum auch die Temperamente und der Charakter, für welchen letzteren es jedoch mit dem hinreichenden Begriffe von Geist und Persönlichkeit allzusehr an Basis fehlt. Auch vermifst man andere solcher individuellen Unterschiede ganz, wie Naturelle und Gemüthsarten, denen gar wohl ebenfalls besondere Begriffe zu vindiciren sind.

Unter den Lebensaltern wird auch eines des latenten Lebens *vor* der Fötalperiode gezählt und seine Dauer auf 10 bis 3 × 10 Erdumläufe angeschlagen, welches jedoch nicht sowohl ein Lebensalter des menschlichen Individuums, als vielmehr die Lebenszeit des menschlichen Eies ist. *Nach* dem Fötalleben folgt die Periode des „Menschenlebens", welche Geburt, Reife und zuletzt „Vernichtung des Menschen als solchen durch den Tod", so wie ferner umfassen soll: 1) das Säuglingsalter, 2) das Kindesalter, ungefähr bis zum 17. Jahre = Entwickelung zum „reifen Menschen", 3) die Jugend bis zum 28. Jahre, während welcher der „innere eigentliche Mensch" zu dem ausgebildet werde, was wir Charakter nennen; 4) das Mittelalter, bis zum 49—59. Jahre, wo die Rückbildung beginne, welche 5) im Greisenalter durch 3 bis 4 × 10 Erdumläufe geschehe. Es kann zwar nicht unbemerkt bleiben, dafs es mit der allseitigen Bestimmung der menschlichen Lebensalter, vom Zahnen und Zahnwechsel, der Pubertätsentwickelung und Vollendung des Längenwachsthums abgesehen, zur Zeit überhaupt noch sehr dürftig stehe. Dennoch aber hätten wir hier mehr erwartet, als sich wirklich findet: bei vielem unsicheren Schwanken wenig Resultat und noch weniger Wahrheit. Weder einigermafsen umsichtige physische noch psychische Erörterung. Von Pneumatologie vollends ist hier, wie anderwärts in diesem Werke, gar nichts anzutreffen, und defshalb besonders ungefähr das letzte Drittel der Lebensdauer ohne allen positiven Charakter, was freilich leider auch bei anderen Versuchen der Art häufig der Fall ist, dann aber auch den mifslichsten Standpunkt für die Betrachtung des Todes bedingt. Weniger in dem obigen Auszuge, als in dem übrigen Theile der Darstellung der Lebensalter in der vorliegenden Physiologie, fällt noch besonders ein Halten auf eine Decimalrechnung mit Erdumläufen auf, von der sich in der Natur gar wenig beobachten läfst.

In Bezug auf sämmtliche hier in Betracht kommende Eigenthümlichkeiten und Unterschiede menschlicher Individualität fällt überhaupt der Umstand übel auf: dafs einerseits theils namentlich die Aerzte so grofses Gewicht auf das Individualisiren legen, theils die Wichtigkeit dieser individuellen Eigenthümlichkeiten sich im wirklichen Leben so vielfach bewährt, und dafs doch andrerseits die wissenschaftliche Erkenntnifs derselben so dürftig und abweichend gefunden wird. Ein Hauptgrund davon ist sicherlich, dafs die einzelnen Elemente der Anthropologie, wie Physiologie, Psychologie u. s. w., gegenseitig noch so isolirt cultivirt werden. Diefs geschieht nun zwar im ersten Theile vorliegenden Werkes, obgleich im Verhältnifs zu seiner eigentlichen Bestimmung mit Unrecht, weniger, leider aber ebenfalls mit allzu wenig beifallswürdigem Erfolge.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

System der Physiologie, umfassend das Allgemeine der Physiologie, die physiologische Geschichte der Menschheit, die des Menschen und die der einzelnen organischen Systeme im Menschen, für Naturforscher und Aerzte bearbeitet von Dr. Carl Gustav Carus u. s. w.

(Schlufs.)

So hatte doch der Herr Verf. in seinen Vorlesungen über Psychologie wenigstens im Allgemeinen die relative Selbständigkeit der Temperamente als Eigenthümlichkeiten des psychischen Lebens anerkannt; hier neigt er sich aber wieder zu dem alten und noch so verbreiteten Mifsgriff hin, die Temperamente mehr nur als Wirkungen der Leibesconstitutionen anzusehen, obwohl man die Sache ganz mit demselben Rechte oder eigentlich Unrechte umkehren könnte. Er unterscheidet übrigens nur ganz kurz eine nervose, sinnliche, athletische, phlegmatische, apathische, schwächliche, böotische, plethorische, pneumatische (respiratorische), cholerische, atrophische, chlorotische, phthisische, atrabilarische, lascive und sterile Constitution, so wie mancherlei Combinationen unter diesen.

Wir heben jedoch nur noch eine pathologische Ansicht aus dem Inhalte des ersten Bandes aus, nach welcher das Fieber als Urform der Krankheit gilt, Entzündung als secundäre, und zwar als localisirtes Fieber, Verbildungen aber endlich als Tertiarkrankheit. Jede dieser Formen komme theils vielfach modificirt für sich, theils mannigfach mit den andern combinirt vor. —

In besonderer Beziehung auf den zweiten Theil dieses Werks werde nur Folgendes bemerkt. Als seinen Inhalt giebt schon das Titelblatt an: physiologische Geschichte des Bildungslebens, des Blut- und Lymphlebens, des Lebens der Athmung, der Absonderungen, der Ernährung überhaupt und insbesondere der Verdauung. Jeder dieser Gegenstände ist soviel möglich nach den oben angeführten 8 Momenten in Betracht gezogen. Das letzte Moment gilt immer dem Verhältnifs des einzelnen Systems und seiner besonderen Lebensidee zur Grundidee des Organismus *oder* der psychischen Bedeutung dieses Systems, woraus zugleich erhellt, dafs der Hr. Vf. die allgemeine Lebenseinheit jedes menschlichen Individuums noch fortwährend mit Seele identisch nimmt, obwohl manche Aeufserung im ersten Bande dahin zu deuten schien, dafs er zwischen beiden, wie billig, ja nöthig, unterscheide. Uebrigens und im Allgemeinen können wir diese jeweilige Rubrik nur billigen. Denn es ist etwas Anderes, Physiologie und Psychologie willkührlich mit einander zu vermengen und sie nothwendiger Weise auf einander zu beziehen. Je reiner physiologisch die Haltung des Werks wird und je weiter es in's Specielle vorschreitet, desto reicher wird es an vortheilhaft anregenden Ansichten und Andeutungen. Zwar wäre auch hier noch manches zu beanstanden. Allein umständlicher auf das Einzelne einzugehen, würde zu weit führen, und nur hie und da etwas auszuheben, dürfte zu willkührlich erscheinen und nicht fruchtbar genug sein. Uebrigens dürfte das ganze Werk seinen Hauptreiz und das am Meisten und Besten Anregende gerade in einer Masse einzelner, häufig nur wenig ausgeführter und gegenseitig vermittelter Bemerkungen und Beziehungen haben, was um so geflissentlicher bemerkt werden soll, als wir uns in Bezug auf die allgemeineren Grundlagen und die Systematik des Ganzen vorzugsweise tadelnd aussprechen mufsten und auf das Speciellere weniger eingehen können.

Wir hoffen, der Hr. Verf. werde die tadelnden Bemerkungen selbst nur zu Gunsten der Sache, nicht zu seinen Ungunsten wenigstens gemeint halten, so viel oder so wenig er sie auch vorerst begründet finden möge. In Bezug auf ihn durfte und mufste nur na-

mentlich geltend gemacht werden: wer viel hat (und viel verspricht), von dem wird viel gefordert. Jedenfalls hat er sehr Löbliches und Nöthiges angestrebt. In Bezug auf höhere und umfassendere wahrhaft *wissenschaftliche* Anforderungen, ja selbst nur in Bezug auf Sinn dafür und guten Willen dazu, steht es bei der gegenwärtig vorherrschenden Weise, die Physiologie zu behandeln, — Ausnahmen, wie z. B. die in dem Grundrisse der Physiologie von Schultz an den Tag gelegten Bestrebungen, in Ehren gehalten, — in der That wenigstens verhältnifsmäfsig schlechter, als in mancher früheren Periode. Es ist zwar nicht zu verkennen, dafs die heutige Phase der Physiologie wesentlich durch die ihr zunächst vorausgegangene naturphilosophische Periode mit ihrem Mangel an gesichertem empirischem Material und an zureichender Methode, solches zu constatiren und zu vermehren, bedingt sei, und dafs jene diesem Mangel bereits in beträchtlichem Maafse auf sehr dankenswerthe Weise abgeholfen habe und diefs noch weiter thun werde. Sie hat sich aber wegen dieser negativen Seite ihrer Vorgängerin zu sehr in Gegensatz zu derselben gesetzt und deren, freilich ebenfalls noch sehr zu vervollkommnende, positive Seite zu sehr vernachläfsigt und verkannt. Sie hat sich darüber mehr und mehr allzu einseitig negativ-kritisch charakterisirt, sich einem üblen Analogon des Geldgeizes und der Geldaristokratie hingegeben und bei einem merklichen Abstande zwischen ihrem Leben und Geist und zwischen ihren Mitteln weder die ärztliche noch die allgemeine Bildung im Verhältnisse zu ihrem Selbstgefühle gefördert, oder wenigstens, indem sie diefs auf der einen Seite that, dieselben auf der andern Seite selbst gefährdet. Allerdings also ist Veranlassung genug gegeben, unter Anerkennung und Benutzung des vorhandenen Guten, das Bessere anzustreben und geltend zu machen. Allein leicht wird der Sache selbst zur Schuld und zum Nachtheile angerechnet, was nur auf Rechnung einer unvollkommnen oder verfehlten Art, sie zu behandeln, kommen sollte, wenn diese nicht allen Ernstes alsbald gerade von Solchen gerügt wird, welche Absicht und Ziel theilen, aber dabei gar wohl unter den Mitteln, sie zu erreichen, unterscheiden und es damit strenger nehmen.

Leupoldt.

VI.

Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Mit Angabe der Literatur nach den Quellen bearbeitet. Erste Abtheilung. Einleitung und Geschichte der griechischen Philosophie. Auch unter dem Titel: Geschichte der griechischen Philosophie. Mit Angabe der Literatur nach den Quellen bearbeitet von Dr. G. O. Marbach. Leipzig, 1838. *Verlag von Otto Wigand.*

Neben den gröfseren Werken über Geschichte der Philosophie vermifste man seither ein kleineres Handbuch, welches zugleich mit der Quellenangabe den höheren Standpunkt der Wissenschaft zu unserer Zeit wenigstens nicht verleugnen möchte. Der zuletzt von *Wendt* herausgegebene Grundrifs *Tennemann's* ist nicht mehr geeignet, diesen Anforderungen entsprechen zu können, es ist daher verdienstlich, dafs der Vf. in dieser ersten Abtheilung seines Lehrbuchs dem bisher gefühlten Mangel abzuhelfen sucht, und ihn wirklich in mehr als einer Rücksicht beseitigt. Die Hauptpunkte stets in deutscher Uebersetzung mittheilend, weist er nicht nur auf die Quellen hin, sondern ergänzt auch und vervollständigt die von *Tennemann* und *Wendt* gegebene Literatur; erscheint freilich der höhere Standpunkt öfters von empirischem Stoff fast verdeckt, so ist derselbe doch überall mehr oder weniger bemerkbar. Der Vf. hat dabei die löbliche Absicht, dafs seine Darstellung die einzig würdige Auffassung der Geschichte der Philosophie weiter verbreiten, und zugleich das Vorurtheil widerlegen soll, als ob die neuere Philosophie die Geschichte construire, wogegen sich Hegel überall erklärt, und ob sie die gelehrte Forschung verschmähe oder gar gering achte. Während neuerlich *Bayrhoffer* besonders die ideelle Organisation der Geschichte der Philosophie im Aug' gehabt, mit Abscheidung alles Zufälligen und Partikulären, geht unser Vf. überall empirisch zu Werke, und bemüht sich, aus dem geschichtlichen Material, und wo es auf die Begriffsentwickelung ankommt, nach Aristotelischer Weise aus der Vorstellung den zu Grunde liegenden Gedanken zum Bewufstsein zu bringen. Dieser seinem Zwecke im Ganzen angemessene Weg verleitet ihn aber, dafs er, den Aristoteles im ersten Buch der Metaphysik als Vorbild aufstel-

lend und deshalb alle Eintheilung nach Perioden verwerfend, wieder nach Abstammung, Vaterland, Schulen, Personen ordnet, wie sonst üblich war. Aristoteles kann nicht Maafsstab sein für unser ganzes Denken und Wissen, so viel und Grofses ihm auch die Welt verdankt; es geht ihm diejenige systematische Bildung ab, die jenes innerlich ordnet und rundet, welche nach so vielen Versuchen erst in der neueren Zeit als die mit dem Inhalt identische Form der speculativen Methode von *Hegel* entdeckt wurde. Und selbst nach der inneren Kritik des Aristoteles dürfte eine andere Ordnung getroffen und gerechtfertigt werden können, als die von ihm gemachte äufserliche Anordnung zuzulassen scheint.

Der Verf. geht in der *Einleitung* von der einfachen Vorstellung der Geschichte aus, um den Leser aus derselben zum Begriff zu führen. Das unmittelbare Denken ist vernünftig, aber weifs nicht, *wie* vernünftig es ist. Von jenem ausgehend sucht er dieses, und damit die Vermittlung im Unmittelbaren selbst nach Art des Aristoteles aufzuzeigen. Daneben kommt er auf den Unterschied der Philosophie von den andern Wissenschaften, den Erfahrungs- und Verstandeswissenschaften zu sprechen. Diese sagt er, bleiben theils im Aeufsern stehen, gehen nicht zur Erkenntnifs des Innern fort, theils haben sie, wie die Mathematik, die blofse Abstraction ohne Wirklichkeit zum Inhalt, wie denn die Mathematik die Unwirklichkeit ihrer Gegenstände selbst ausspricht (Linie, Ebene, Zahlen, $\sqrt{-1}$). Solche Wissenschaften, bemerkt der Verf., lehren daher nicht, was wahr und wirklich ist. Von den übrigen Wissenschaften unterscheide sich die Philosophie dadurch, dafs sie allein innere Geschichte (Entwickelung des Einen Inhalts) habe, während in den Verstandeswissenschaften nur das Hinzukommen neuer Wahrheiten zu schon früher gefundenen statt finde, und das Resultat der Erkenntnifs ohne fernere Entwickelung stehen bleibe. Der Verf. macht deshalb an den Geschichtsschreiber der Philosophie die Forderung, dafs er selbst Philosoph sein soll, nicht blofser Historiker, der nichts weiter brauche, als einen feinen Tact, um das Bedeutende in dem weltgeschichtlich oft so unbedeutendem Stoffe aufzuspüren; in der Philosophie gelte nur das Begriffene und Erkannte, so dafs der Geschichtsschreiber der Philosophie kein anderes Kriterium habe, als die Ewigkeit des Inhalts. Nachdem der Vf. ferner die vielen Definitionen und Bestimmungen der Geschichte der Philosophie, welche sich in den verschiedenen Handbüchern finden, angegeben und beurtheilt hat, stellt er als die seinige auf: das Kommen der Idee zur adäquaten Erscheinung.

Die Betrachtung des *Inhalts selbst* eröffnet der Verf. damit, dafs er nachweist, wie die Gesetzgebung, Kunst, Religion und Philosophie im griechischen Leben anfing und Wurzel schlug, und erörtert alsdann ihr Verhältnifs zu einander. Das Aristotelische Bewufstsein von der Philosophie (als Vorstellung) stellt er an die Spitze, denn sie ist die griechische, und Aristoteles führt sie selbst als solche an. Es folgt nun die Anordnung der ältern griechischen Philosophen nach Aristoteles; solche Anordnung scheint aber, wie schon erinnert, selbst bei Aristoteles äufserlich zu sein, und wir werden sehen, wie sie durch die innere Kritik des Aristoteles sich selbst meistens widerlegt. Der Verf. behandelt zuerst die *Jonier* unter A. Aber zu den Joniern rechnet er, aufser *Thales*, *Anaximander*, *Anaximenes* und *Diogenes von Apollonia*, auch den *Heraklit*, *Empedokles*, *Anaxagoras*, *Archelaus*, *Leucipp* und *Demokrit*. Nach Aristoteles nehmen die Jonier Materielles (ἐν ὕλης εἴδει) zum Princip, indem das Wesen, die Substanz (οὐσία) bleibe, aber nach seinen Bestimmungen (πάθεσι) sich umgestalte; dies, sagen sie, sei das Element (στοιχεῖον) und der Anfang des Seienden, und deswegen, meinen sie, werde nichts entweder noch vergehe es, da dieselbe Natur (Substanz) sich stets erhalte. Hierzu führt der Verf. die Kritik des Aristoteles an, de coelo III, 5, wornach das Eine vielmehr das Erste sein müfse, nicht τὸ μέσον, d. h. Eins der Vielen selbst. Sollte selbst dies Princip für so viele der genannten Philosophen wirklich ausreichen? *Heraklit* und *Anaxagoras* haben doch wahrlich ideale Principe aufgestellt, und können deshalb darunter nicht befafst werden.

Der Verf. will die frühe Stellung *Heraklits* gleich nach Anaximenes und Diogenes von Apollonia dadurch rechtfertigen, dafs Heraklit sich noch des Bildes bedient habe. Dies ist kein Grund, er mufste alsdann auch *Parmenides* hierher rechnen. Obgleich Jonier von Geburt ist Heraklit doch kein Jonischer Philosoph, Zeit, Feuer sind nach ihm, wie der Verf. aus Sext.

Empir. adv. Mathem. selbst anführt, nur Vorstellungen und Symbole für die ewige Bewegung des Werdens als der Einheit vom Sein und Nichtsein, wie Aristoteles sich ausdrückt. Folgen wir ferner der Kritik des Aristoteles über die *Pythagoräer*, die nicht sagen, „wie aus ihren Principien Bewegung entstehen oder ohne Bewegung Entstehen und Vergehen stattfinden könne," so sehen wir aus diesem Mangel, wie Heraklit innerlich nach seinem Princip später zu setzen ist, als die Pythagoräer und selbst die Eleaten. Hinsichtlich der Eleaten sucht der Verf. sich damit zu helfen, dafs Heraklit das Bewegende und Bewegte noch nicht bestimmt unterschieden habe; alle früheren Philosophen hätten nur das Bewufstsein Einer Welt gehabt, und dies wäre auch der Fall bei den Eleaten, indem sie, der Sinnenwelt alle Wirklichkeit absprechend, das der veränderlichen Welt entgegengesetzte Bewegungslose als das Wahre, Eine, allein Seiende hingestellt hätten, ohne freilich zu bestimmen, was denn das Eine sei. Diese Bestimmungslosigkeit ist eben der Mangel, warum sie ihre Stelle früher erhalten müssen. Die Eleaten haben sich mit dem reinen Sein begnügt und haben das Nichtsein geleugnet; dagegen hatte Heraklit das Bewufstsein, dafs reines Sein, weil unbestimmt, nicht verschieden ist vom Nichtsein, dafs beides im Werden eins und verwickelt die höhere, wahrhaftere Bestimmung ist. Immerfort die Ineinssetzung der Entgegengesetzten als das Wahre aussprechend, erklärt er die sinnliche Welt und Erkenntnifs für unwahr; wahr ist ihm nur die vernünftige, den λόγος erfassende Wissenschaft. Heraklit betrachtet nichts, wie noch die Eleaten thun, vereinzelt und losgerissen, vergl. die Stellen in *Ritter's* und *Preller's* hist. phil. Graeco-Rom. S. 24 und 25. Aus demselben Grunde folgen auch *Empedokles*, *Anaxagoras* innerlich später als die Jonier. Nirgends zeigt sich deutlicher, als bei Heraklit, dafs der Genius sich frei und schöpferisch über die Schranken der Umgebung und Tradition zu erheben weifs, dafs er an das Vaterland und Oertlichkeit ausschliefslich nicht gebunden ist. Zugleich sieht man aus diesem Beispiel die Mangelhaftigkeit einer Anordnung blofs nach Abstammung und Vaterland.

Der Verf. rechnet dem *Thales* zum grofsen Verdienst an, dafs er den Begriff des Princips erkannt habe, dafs das Eine das Wirkliche sei, und sich so im Gegensatz sowohl gegen die ihn umgebende sinnliche Welt, als gegen die Poeten, Theologen und die sieben Weisen selbstständig hinstellte und behauptete. Die Reden des Thales von den Göttern, von denen alles Wahrnehmbare voll sei, versteht der Verf. als die Vorstellung dessen, was wir Lebensprincip nennen; nicht hätten Götter selbst, wie *Cicero* meint, die Welt aus Wasser gebildet, sondern die Welt selbst wäre als ungeformtes Wasser ein göttliches Leben. Mit Unrecht nennt der Verf. das ἄπειρον des Anaximander ein Mittleres zwischen Luft und Wasser, es läfst sich für diese Annahme keine Stelle mit Bestimmtheit aus den Alten anführen. Aristoteles Phys. D 4 ist geradezu dagegen, wie *Reinhold* Gesch. der Phil. 1, 9. richtig argumentirt hat. Andere Stellen, z. B. Simpl. in Phys. fol. 32. und Diog. Laer. II, 1. sprechen entschieden dafür, dafs Anaximander dem ἄπειρον keine bestimmte Gestalt weder der Luft noch des Wassers gegeben habe. Der Verf. weist *Ritter* zurück wegen des Ausscheidens des Anaximander aus den Joniern; und in der That umfafst das Unendliche Anaximanders alles Einzelne, es ist nur die unbegrenzte Materie, aus der das Einzelne in der Weise ausgeschieden wird, wie es vorher schon darin war. Der weitere Fortschritt im Denken ist nach dem Verf. bei *Anaximenes*, dafs dieser das Unendliche nicht mehr als Substanz fafste, sondern als Prädikat: die Luft ist unendlich; aber der Verf. hätte bestimmter entwickeln können, worin hier der Fortschritt zu sehen ist. Zweifelhaft ist die Stellung des *Diogenes von Apollonia*. *Brandis* stellt ihn gleich nach *Anaxagoras*, während der Vf. ihn unmittelbar auf *Anaximenes* folgen läfst. Sicherlich kannte Diogenes als der jüngste der Physiker den Heraklit und Anaxagoras; und seine νόησις in der alles beherrschenden, ordnenden Luft ist nicht so gering zu achten, wie der Verf. meint.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 11.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Januar 1840.

Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Mit Angabe der Literatur nach den Quellen bearbeitet. Erste Abth. Einleitung und Geschichte der griechischen Philosophie. Auch unter dem Titel: Geschichte der griechischen Philosophie. Mit Angabe der Literatur nach den Quellen bearbeitet von Dr. G. O. Marbach.

(Schlufs.)

Wie schon gezeigt, tritt die Stellung *Heraklits* gleich nach den ersten Physikern nicht bedeutsam genug hervor. Es folgt nun *Empedokles*, welcher allgemein nach dem Urtheil der Alten die Heraklitische Lehre nur verflachte. Siehe z. B. Plato's Sophist. S. 242. Plato läfst hier den *Heraklit* strenge auf die *nothwendige* Einheit der Entgegengesetzten halten, den *Empedokles* aber die blos *zufällige* Einheit der Trennung der Elemente durch die idealen Principe der Freundschaft und des Streites statuiren. Der Vf. nennt es einen sonderbaren Einfall *Ritters*, welcher die Physik des *Empedokles* von den *Eleaten* ableiten wolle; er komme auf diese Entdeckung nur dadurch, dafs er auf den Gedankeninhalt nicht eingehe, und an der blofsen Aeufserlichkeit sowohl der Heraklitischen als der Empedokleischen Lehre festhalte.

Sehr gut entwickelt der Vf. die Philosophie des *Anaxagoras* und besonders das Verhältnifs des νοῦς zu den ὁμοιομερῆ. Auch setzt er mit Hülfe des Aristoteles den Unterschied von ὁμοιομερῆ und ὁμοιομέρεια trefflich auseinander. Neuerlich hat *Biese* in der Einleitung zur Philosophie des Aristoteles S. 14—17 sehr klar und bestimmt über Anaxagoras geurtheilt, und ihn richtig an das Ende der ersten Entwickelungsreihe gestellt. Denn der νοῦς ist als ächt ideales Princip sowohl über die abstracten Gedanken der Jonier und Pythagoräer als über die der Eleaten und Atomistiker erhaben. Der Grund, warum der Vf. den Anaxagoras so weit zurückstellt, ist, dafs Anaxagoras die tiefe Bedeutung seines glücklichen Fundes noch nicht eingesehen habe. Vielleicht hat der Tadel des Aristoteles den Vf. verleitet, vielleicht auch Plato im Phädon; man darf aber nie vergessen, was Aristoteles auch sagt, dafs Anaxagoras wie ein Nüchterner gegen die früher unbesonnen Redenden erschienen sei.

Der Vf. hätte die Atomistik des *Leucipp* und *Demokrit* nach dem Vorgange *Hegel's* deutlicher und bestimmter darstellen sollen. Hegel hat den metaphysischen Gehalt dieser alten Lehre aus der umhüllenden Schale meisterhaft herausgelöst und vor Augen gestellt. Der Verf. sucht die Stellung zu den Physikern, die er ihnen giebt, sowohl durch ihre Lehre selbst zu rechtfertigen als durch ihre Abstammung und das Zeugnifs der Alten. *Ritter* will die Atomistiker, und das sogar wegen ihrer Vielschreiberei, den *Sophisten* zugesellen, worüber der Verf. sich stark ausspricht. Ritter habe bei Demokrit wieder nur eine Kleinigkeit übersehen, den Gedanken, und werfe ihm noch dazu ganz unbefugt Heuchelei und niedere Gesinnung vor.

Die klare, wohlgeordnete Darstellung der unter B folgenden *Pythagoräer* gehört zu dem Besten im ganzen Buche. Der Vf. weist nach, durch unzählige Stellen, dafs nicht die Zahlen selbst, sondern die Principe der Zahlen die Principe der Dinge sind. „Die Principe sind noch materiell (ὕλη), aber nicht köperlich (σῶμα). Spricht man von den Dingen, wie sie dem Wesen nach sind, so kann man sagen: die Dinge sind Zahlen und aus Zahlen; spricht man dagegen von Dingen, wie sie mit den Sinnen angeschaut werden, so sind sie nur (noch wesentlicher) μιμήσει oder κατ' ἀριθμόν. Der Vf. entwickelt ferner aus den Quellen, die Monas habe die doppelte Bedeutung, sowohl indifferent zu sein, als auch der Art, dafs sie als mit sich identisch sich von sich unterscheide und sich selbst als der Dyas entgegentrete. *Brandis* und *Ritter* haben diese Entwickelung der

Dyas aus der Monas ganz und gar übersehen. Nach ihnen tritt die erstere blos äufserlich zu der letztern hinzu.

Nach der Reihe geht der Vf. die *Eleaten* unter C durch. In Betreff des *Xenophanes* sucht er S. 137 Anm. 1. wahrscheinlich zu machen, dafs die zu Anfange der dem Aristoteles beigelegten Schrift de Xen. Zen. et Gorg. angeführte Rede ohne Namensangabe nicht, wie man gewöhnlich annimmt, dem Xenophanes angehören soll, sondern dem *Melissus*. Gründlich behandelt der Vf. den *Parmenides* und behauptet, dafs Parmenides sich zu Heraklit verhalte, wie Einheit zum Unterschiede. Erst *Plato* soll die unterschiedene Einheit Beider aussprechen, aber nur als Behauptung und negativ beweisend im Parmenides (?), *Aristoteles* aber positiv beweisend und erkennend. Klar und sehr verständlich hat der Vf. die Beweise *Zenos* gegen die Bewegung (§. 77. Anm. 1.) dargestellt; nur vermifst man die *Lösung* der Schwierigkeit in diesen Problemen ungern.

Der Vf. geht unter D von den Eleaten zu den *Sophisten* durch die Bemerkung über, dafs weil der Gedanke bei den erstern nicht im Gegenständlichen aufgezeigt werde, derselbe blos subjectiv sei. Als Princip festgehalten werde das denkende Subject zum Inhaber der Wahrheit gemacht, wogegen nichts Gegenständliches sich erhalten könne. Und dies sei der Standpunkt der Sophisten. Den Zusammenhang der Sophisten mit den Eleaten zeigt schon *Plato* im Parmenides. Die Sophisten behaupten auf den Parmenideischen Satz gestützt: „das Seiende nur könne gedacht werden, aber das Nichtseiende gar nicht, und könne auch in keiner Weise gedacht werden"; darum gebe es gar keinen Schein, keine Unwahrheit, keine Lüge. Es sei dies alles Nichtseiendes, was doch nicht einmal gedacht werden könne; es sei vielmehr alles wahr, was wir denken und meinen. So richtig diese Consequenz zu sein scheint, ist doch solche Behauptung die totale Verkehrung des eleatischen Princips, welches eben die Welt der Meinung, die Meinung überhaupt als eine nichtseiende, unwirkliche verwirft. Es bleibt daher problematisch, ob dieser Uebergang von den Eleaten zu den Sophisten strenge gemacht werden kann. Nach *Brandis* hängen die Sophisten eben so sehr mit den Herakliteern zusammen, weil keine Bestimmung bei beiden fest und sicher, alles beweglich und veränderlich sei. Bei den *Eleaten* ist das Feste und Unveränderliche des reinen Gedankens noch abstract und unbestimmt. Eben so einseitig und unbestimmt ist noch die Flüssigkeit des Werdens bei *Heraklit*. Der νοῦς des *Anaxagoras*, der letzte Zweck alles Seins und Werdens, enthält beides mit einander verbunden, Anaxagoras vereinigt beide Hauptrichtungen in letzter Instanz. Mag nun Anaxagoras das Wesen seines Princips schon wirklich erkannt haben, oder nicht, das richtige Wort ist einmal gefunden, und das Licht des Gedankens geht auf alles über. Der Mensch sucht und nimmt nun alles in und aus sich selbst; es ist daher ein richtiger Sinn, wenn *Hegel* den Zusammenhang des νοῦς des Anaxagoras mit der subjectiv sophistischen Form nachweist, und den Uebergang aus jenem in diese macht. Sonst werden die Sophisten nach ihrem Wesen und dem Verhältnifs, was sie näher zur Geschichte Athens haben, vom Vf. ausführlicher behandelt, als gewöhnlich zu geschehen pflegt. Er theilt aus *Gorgias* Schrift vollständig wieder den Auszug des *Sextus* mit; das Recht des subjectiven Denkens sowohl, als die Unmöglichkeit, auf diesem Standpunkte zur Erkenntnifs wirklich hindurchzudringen, erhellt daraus recht deutlich. Die ordinäre Ansicht über die Sophisten, besonders *Ritter's*, bekämpft der Vf. sehr glücklich.

Unter E giebt der Vf. zunächst den Wendepunkt des griechischen Denkens durch *Sokrates* und die *Sokratiker* an. Bekanntlich ist die Ansicht über Sokrates und seine Lehre in der neusten Zeit eine ganz andere geworden, als sie früher war. Der Vf. schliefst sich dieser neu gewonnenen Ansicht an, indem er theils die Mängel des Sokratischen Standpunktes aufzeigt, theils die grofse Bedeutung des Sokrates gebührend hervorhebt. Besonders lobt er bei Sokrates das Auffinden des Allgemeinen im Einzelnen, was wir Erkennen durch Induction (ἐπακτικοὶ λόγοι) nennen. Nach dem Urtheil des *Aristoteles* nahm Sokrates das Allgemeine und die Bestimmungen noch nicht getrennt an, dies that erst *Plato*. Aber zu wenig Aufmerksamkeit hat der Vf. den Sokratikern gewidmet, besonders den *Megarikern*, die für die Platonische Philosophie doch von so grofser Wichtigkeit sind.

Es folgen *Plato* und die *Akademiker* unter F. Der Vf. scheint zu weit zu gehen in der Verwerfung der Untersuchungen über die chronologische Reihenfolge der Platonischen Dialoge, über ihre Aechtheit und Unächtheit. Auf den Inhalt selbst aber als den wahren Maafsstab legt er das gröfste Gewicht. Ueber die dialogische Form, über das Esoterische und Exoterische

urtheilt er richtig, nach dem Vorgang *Hegels;* auch nimmt er die Neuplatoniker in Schutz, die in den gewöhnlichen Handbüchern, z. B. *Krug's*, auf das Ungerechteste geschmäht werden, als wenn sie den Plato gar nicht gekannt hätten. Sie tragen zwar Manches in ihn hinein, und halten die historischen Entwickelungsstufen der Philosophie nicht gehörig auseinander. Sehr gut setzt der Vf. die Lehrweise *Plato's* durch Zusammenstellung passender Stellen aus *Plato* selbst und *Aristoteles* auseinander. Nach Plato steigt der Philosoph durch die *Dialektik* als die richtige Art zu unterscheiden und zu verbinden zu den Ideen auf, um vermittelst derselben alles zu erkennen. Die sinnliche Wahrnehmung und Vorstellung geht nur auf das blos Werdende und Veränderliche, nicht auf das Ewige und Wahre. Wie der Vf. richtig bemerkt, sind die Ideen nicht blos Gattungsbegriffe, sondern Allgemeinheiten des Denkens. Die Ideen sind nichts Festes, Ruhendes, sondern bringen sich immer selbst hervor, gleichsam im Zwiegespräch der Seele mit sich; daher Plato die dialogische Form für die passendste Methode erklärt; und im Phädrus Gorgias deutlich zu verstehen giebt, wie die fortlaufende, ununterbrochene Darstellung wegen der Ideen nicht gemäfs sei. Ungeachtet dessen geht öfters die dialogische Form in den dialektisch strengsten Dialogen in wahrhaft wissenschaftliche Darstellung über. Nach des Verfs. Andeutung hängt ferner die dialogische Form (S. 202 Anmerk. 13.) mit der Ansicht Plato's über das Wissen durch Erinnerung zusammen, wornach (siehe Theät.) die Anlage zum Denken und Wissen nur geweckt und ausgebildet wird, der Gedanke selbst aber der Seele kein Fremdes ist. Plato hält in der Vorstellung die Momente nach Art des bildlichen Ausdrucks auseinander, er stellt das, was an sich in uns ist, vor als ein Anschauen des Göttlichen vor der Geburt, das Erkennen ist ihm Wiedererinnerung des früher Geschauten. Nach dieser Vorstellung sind die Dinge Abbilder der göttlichen Urbilder; wer die letztern einst recht geschaut hat, ist entzückt, wenn er nun das ähnliche Urbild in einem irdischen Abbilde erblickt, er thut dann nichts lieber, als dafs er in die reine Gedankenwelt zurückkehrt, dem Irdischen (in Phädrus, Phädon) abstirbt, und in Gott das unsterbliche Leben führt. Mit jener Andeutung ist gleich von vorne herein der richtige Standpunkt angegeben, um, was bei Plato als Vorstellung erscheint, als Phantasie, Mythus, scheiden zu können von dem, was streng dialektisch, in eigentlicher, reiner Form dargestellt wird. Das richtige Verständnifs der Platonischen Schriften, und die Lösung aller der von Gelehrten angeregten Streitpunkte und Widersprüche beruht auf der richtigen Verknüpfung und Auffassung jener beiden Seiten. Plato ist selbst noch im Widerspruch befangen, wie jeder, der nicht zur absoluten Form des Wissens hindurchdringt. Die meiste Verwirrung in der Erklärung Plato's wurde unstreitig dadurch veranlafst, dafs man nach willkürlichen Gesichtspunkten aus den verschiedensten Dialogen Stellen zusammenlas und nun darauf los erklärte, ohne sich um den engern und innern Zusammenhang der angezogenen Aussprüche mit dem übrigen Text viel zu kümmern. Mifsverständnisse waren dabei unvermeidlich, denn jeder Dialog hat seinen eigenthümlichen Gang und überdies stellt Plato seine Meinung nicht immer klar und bestimmt hin, diese mufs aus dem Ganzen erst heraus gebildet und erkannt werden. *Hegel* zeigt erst recht, wie man dem Gange der Dialogen selbst nachgehen mufs. Einen Fingerzeig hierzu giebt auch ein Schulprogramm von *Wiek:* de Platonica philosophia. part. 1. Merseb. 1830. Wiek versucht in diesem Sinne die Dialogen Timäus, Theätet, Sophistes, Parmenides und Phädon an einander zu reihen. Den ersten Impuls zu solcher Behandlung des Plato gab zwar *Schleiermacher*, der aber mehr nur das Aneinanderreihen der Dialogen berücksichtigt, als die Verknüpfung der einzelnen Theile in den einzelnen Dialogen selbst. Auch der Vf. stellt die Lehre Plato's nicht nach einzelnen Sätzen, sondern nach ganzen Schriften dar, und so ebenfalls die Philosophie des Aristoteles. Er giebt zu dem zusammenfassenden Text in den Anmerkungen immer den Zusammenhang in den betreffenden Dialogen genau an, und theilt die nöthigsten Stellen in ziemlicher Ausdehnung übersetzt mit, was eine treffliche Einrichtung und sehr zu loben ist. Ferner hat er die Dialogen Sophistes, Philebus und Parmenides für die Platonische Dialektik ausgezogen, und die Ideenlehre nach ihren Hauptbestimmungen, besonders nach dem mehr dogmatischen Philebus dargestellt. Eins, Zahl, Unbegrenztes (ἄπειρον) sind die Momente jedes Seienden; diese drei Arten stellen das Werdende und das woraus wird, insgesammt dar; die Ursache aber, das Bewirkende ist die Vernunft, die in Allem ist. Das wahre Sein hat seine Ursache in der Vernunft, und damit in sich selbst, ist Selbstbewegung der Vernunft. Plato nennt dies auch sokratisch das Gute oder Schöne, worin sich alle Ideen als in die eine Idee aufheben. Er kann von einer Vielheit der Ideen nur reden, sofern alles als Gedanke zu bezeichnen ist. Nach dem Vf. ist diese Eine, höchste und letzte Idee bei Plato das Absolute als Vorstellung, als Gott bezeichnet; was also Plato von Gott sagt, sind den Ideen entsprechende Vorstellungen. Es ist die nothwendige Consequenz der Platonischen Philosophie, wenn anders nicht die wichtigsten Dialogen Philebus, Parmenides und Sophistes gegen die poetisirenden Stellen im Phädrus und Timäus zurücktreten sollen. *Bonitz* hat neuerlich aus Republ. VI. S. 505 nachgewiesen, dafs die Idee des Guten nach

Plato von Gott nicht verschieden ist. Gott ist bei Plato die blos vorgestellte, keineswegs schon begriffene Idee des Guten, wenn er gleich Gott als Subject der Idee als Object gegenüber bestimmt und auffaſst. *K. Fr. Hermann*, *Trendelenburg* und *Stallbaum* setzen die unwesentlichen Aussprüche Platos über die wesentlichen, ihre Opposition ist nicht haltbar. Der Vf. betrachtet ferner noch das Verhältniſs der Idee zur Sinnenwelt und erklärt den Ausdruck des *ἓν καὶ πολλὰ* richtig als die Immanenz des Allgemeinen im Vielen oder Andern, Eins (die abstracte, sich selbst gleiche Idee) wird durch sich selbst zum Vielen, und das Viele, Mannigfaltige hebt sich selbst zur Einheit auf. *Ritter* sieht blos darin die Vielheit der Prädikate für das Eine, welche ganz falsche Ansicht durch die entschiedensten Aussprüche Plato's selbst beseitigt wird. Nur hätte der Vf. mehr über die Platonischen Zahlen sagen und beibringen sollen, wegen ihrer Wichtigkeit und ihres Verhältnisses zu den Ideen. Wörtliche Auszüge aus der Republik und dem Timäus finden sich ebenfalls für die Ethik und Naturphilosophie.

Unter G betrachtet der Vf. den *Aristoteles* und die *Peripatetiker*, und entwickelt das Verhältniſs Platos zu Aristoteles so, daſs Aristoteles alle früheren Philosophen in sich vereinige, Inhalt und Form nach ihrem Zusammenhange zwar erkenne, aber noch nicht in ihrer gegenseitig sich bedingenden Nothwendigkeit erfasse. Plato erkenne wohl die Selbstbewegung der Idee an, aber führe sie nicht durch, die Idee erzeuge bei ihm die Welt nicht aus sich selbst, und diesen Mangel hebe Aristoteles auf. Zuerst entwickelt der Verf. die Logik mit reichen Auszügen aus dem Organon, alsdann auf gleiche Weise die Metaphysik von S. 250—63, ferner die Physik, die Psychologie, zuletzt die Ethik und Politik. Die fleiſsige Mittheilung aus den Quellen verdient hier allen Dank, nur bleibt ein tieferes Eingehen in die Aristotelische Lehre selbst zu wünschen übrig. In den Aristotelischen Kategorien der *δύναμις*, *ἐνέργεια* und *ἐντελέχεια* liegt der Fortschritt über die noch abstracte Platonische Idee hinaus. Die von Plato erstrebte Einheit im Unterschied ist erst in der Aristotelischen Idee als Selbstzweck, Thätigkeit und Wirksamkeit wirklich vorhanden. Dennoch ist die Aristotelische Philosophie nichts mehr, als die gelegentliche aber vielseitige Anwendung der richtigen Principe zur Lösung der sich darbietenden Schwierigkeiten in willkürlich gewählten Gegenständen; errungen ist in ihr nur die Einheit des Denkens mit der Fülle des objectiven Daseins.

Zuletzt betrachtet der Verf. „die griechische Philosophie im Römerthum", nämlich den *Dogmatismus* und *Skepticismus*. Die schwierige, selbst im Lernen producirende, speculative Forschung war für die abstracten, praktischen Römer wenig geeignet. Ihnen muſste ein festes Princip zusagen, woran sie sich halten konnten, was sie als Kriterium für alles aufzustellen und zu behaupten vermochten. Darum ihre Vorliebe für jene Richtung des abstract subjectiven Princips in der griechischen Philosophie. Dies Princip hatten die *Stoiker* aufgestellt, die *Epikuräer*, *Neuakademiker* und *Skeptiker* hatten dasselbe weiter verfolgt und ausgebildet. Das eigentliche Wesen dieser Philosophen hätte der Verf. mehr hervorheben sollen, das Resultat seiner Entwickelung ist nur, jene Philosophen hätten ihre subjective Meinung ausgesprochen, mit der Prätension, daſs sie objective Gültigkeit habe; sie hätten sich die wirkliche Mühe des Denkens erspart, darin bestände ihr Dogmatismus. *Bayrhoffer* meint dagegen wohl richtig, daſs die ganze frühere Philosophie als unmittelbar Dogmatismus genannt werden könne; nur sei sie dies noch nicht in der Form des endlichen subjectiv-objectiven Begriffs und der entsprechenden endlich-logischen Kanonik. Dieser Mangel trete aber je weiterhin, desto klarer hervor und erscheine zuletzt als alle Bestimmtheit erschütternder Zweifel.

Der Vf. schlieſst damit, daſs bei aller Tiefe des Inhalts die Form der bisherigen Philosophie bloſser Einfall der Philosophen wäre; diese Form zeigte sich in ihrer Unangemessenheit auf, und dies wäre das Ende der griechischen Philosophie. In der Einleitung demonstrirte er ganz richtig, daſs bloſse Einfälle der Gegensatz und Tod aller Philosophie sind. Die griechische Philosophie kann bei dieser leeren Negation nicht stehen bleiben, und ist dabei nicht stehen geblieben. Es muſste das positive Resultat aller Bestrebungen folgen, der alles verwirrenden und wankend machenden Skepsis; auf dem Boden jener Philosopheme, auf der abstracten Innerlichkeit und Freiheit des Geistes muſste eine höhere ideale Ansicht als der Einheit des menschlichen Geistes mit Gott und der Welt sich erheben. Diese Erhebung und Idealität des Geistes sehen wir in der Alexandrinischen Philosophie, wodurch die allgemeine, aber leere Negation des skeptischen Bewuſstseins einen absoluten Inhalt erhält. In der Alexandrinischen Philosophie kommt die griechische Philosophie zu ihrem Schluſs.

Was nun diese Geschichte der Philosophie von den übrigen Geschichtsbüchern unterscheidet, ist zunächst der empirisch aufgezeigte Gang der Entwickelung, die Sache geht ihren Weg und der Vf. bedenkt sie; dann referirt der Verf. nicht seine Auffassung der Stellen, sondern giebt die Stellen selbst als Stellen im Ganzen wieder; seine Behandlung des Plato ist durch den Aristoteles bedingt, ohne daſs er den Plato nach Aristoteles selbst darstellt; er vergleicht und beleuchtet zuletzt mit der neueren Physik die betreffenden Lehren. Die reiche Literatur- und Quellenangabe, die mit vielen Bemerkungen begleiteten Citate erschweren die Uebersicht, besonders in den ersten Partien des Buchs, wobei wir nicht leugnen wollen, daſs die Darstellung der nur aus Fragmenten zu schöpfenden Philosopheme mit vielen Schwierigkeiten verknüpft ist; die Anmerkungen hätten aber, um ihnen den Schein des chaotischen Zusammenstellens zu nehmen, durchaus vereinfacht werden müssen. Sonst ist der Fleiſs des Verfs. sehr zu loben.

Hinrichs.

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

VII.

Histoire de la littérature en Danemark et en Suède, par X. Marmier. Paris, 1839. (Félix Bonnaire, éditeur. VIII u. 452 S.)

Wenn der Bewohner eines Landes, dessen Sprache nicht so glücklich ist, sich einer europäischen Verbreitung rühmen zu können, mit dem kaiserlichen Ausspruche sich trösten mufs, dafs er einmal mehr Mensch ist, weil er eine Sprache mehr zu lernen hat, so empfindet dennoch der Schriftsteller, wie wenig dieser Trost für ihn hinreiche, und dafs die geringe Verbreitung seiner Sprache vielmehr der Fluch sei, womit er zur Welt geboren ist. Und möchte er auch, diesem Uebelstande zu trotz, seine nationelle Individualität eben so wenig als die persönliche mit irgend einer anderen vertauschen, so sieht er es doch mit Vergnügen, wenn ein Schritt dazu gethan wird, seinen einheimischen Bestrebungen die Theilnahme des grofsen europäischen Publikums zu verschaffen, es sei nun, dafs dies durch Uebersetzungen oder durch litterarische Abhandlungen geschehe. Wüfste er aber, wie illusorisch dieses Glück in den meisten Fällen ist, so würde er von seinen sanguinischen Erwartungen abstehen, sich in Demuth bescheiden und mit Resignation sich dem fatalistischen Loose der Geburt unterwerfen, so wie man sich ja überhaupt in alle, durch das unerbittliche Schicksal aufgebürdeten unheilbaren Mängel und Gebrechen mit Heiterkeit zurecht finden mufs, um ja nicht in fruchtlose Bemühungen oder eine lästige elegische Stimmung zu verfallen.

Was hier im Allgemeinen gesagt worden, findet auf scandinavische Litteratur seine besondere und ganz gemäfse Anwendung. Was hat z. B. Oehlenschläger durch die sogar von ihm selbst gemachte deutsche Uebersetzung seiner Werke an litterarischer Ausbeute gewonnen? Er gilt in Dänemark für den ersten Dichter, und wird in Deutschland kaum für den siebenten oder achten gehalten, und dem Hrn. Marmier wird es gewifs nicht gelingen, eine gröfsere Anerkennung des Dichters zu bewirken. Woran liegt es denn? Ist der erste Dichter Dänemarks so weit hinter dem ersten Dichter Deutschlands zurück, oder ist das deutsche Publikum ungerecht gegen ihn gewesen? Auf ein so schlimm gestelltes Dilemma brauchen wir uns glücklicherweise nicht einzulassen, denn die Erscheinung läfst sich aus der eigenen Natur der Sache leicht herleiten. In unserem, man darf wohl sagen, gründlicheren Zeitalter, wo man in allen Fächern, in dem philosophischen wie in dem geschichtlichen, auf die Quelle, auf das Ursprüngliche zurückgeht, und dem Abgeleiteten nur ein secundäres Interesse schenkt, mag es noch immer belohnend sein, die originellen, aus eigenem Boden emporgewachsenen Erzeugnisse einer fremden Litteratur kennen zu lernen, und in dieser Beziehung darf die scandinavische sich rühmen, durch ihre Mythologie, ihre Sagen und ihre Volkspoesie auch in Deutschland eine rege Theilnahme gefunden zu haben. Je mehr aber eine Litteratur, ihre originellen, aber kindlichen und kindischen Anfänge verlassend, den Einflufs der weiter fortgeschrittenen, reicheren Litteraturen in sich aufnehmend, sich selbst in den erweiterten Kreis der allgemeinen Bildung fortreissen läfst, und erst dadurch selbst zu einer höheren Ausbildung gelangt, um so viel mehr wird sie die allgemeine Theilnahme der fremden Völker entbehren müssen, weil diese dieselbe geistige Atmosphäre schon lange geathmet haben. Und so wird es sich ganz natürlich mit der *neueren* scandinavischen Litteratur verhalten müssen, wenn es nicht im Laufe der Zeiten geschieht, dafs eben ein scandinavischer Schriftsteller zum Repräsentanten eines neuen Wendepunktes in der Entwickelung, nicht des eigenthümlichen Nationalgeistes, sondern des allgemeinen menschlichen Geistes von der Vorsehung erkohren wird. Ein nur

flüchtiger Blick auf ein Paar Haupt-Epochen der neuern dänischen Litteratur wird das Gesagte hinlänglich erläutern. Holberg, der Stifter derselben, so wie des neueren dänischen Styls, hat sich nicht nur in seinen Komödien besonders nach Molière gebildet, sondern überhaupt in den ganzen dänischen Ton, in die ganze dänische Auffassungs- und Ausdrucksweise ein bedeutendes, gewifs nie zu verlierendes französisches Element, einen gewissen gros bon sens, hineingelegt, oder vielmehr die im Nationalcharakter gefundene Anlage in dieser Richtung ausgebildet und zu einem festen Charakterzuge gemacht. Und in unseren Tagen, als Deutschland seinen grofsen litterarischen Befreiungskrieg gegen die französische Usurpation führte, und Dänemark gegen den Einflufs dieser grofsen litterarischen Ereignisse eben so wenig unempfindlich bleiben konnte, als später gegen den der politischen, so ward Oehlenschläger das Organ dieses Einflusses. Und so wie Goethes classische Darstellung, Schillers Begeisterung, Tiecks in plastischer Hinsicht formlose und nebelhafte, in musikalischer Hinsicht tief und hell tönende Romantik in Oehlenschläger einen dänischen Repräsentanten erhielten, wodurch sie allerdings, dem selbstständigen Charakter des Repräsentanten gemäfs, in mancher Beziehung modificirt wurden, so hat auch in neuester Zeit der Goethe der Philosophen Hegel, eine dänische Schule gebildet, die es zwar noch nicht zu einer bedeutenden äufserlichen Existenz gebracht hat, deren rege Wirksamkeit aber einen feineren Beobachter als Hrn. Marmier nicht würde entgangen sein. Ob nun gleich diese Wirkungen der französischen, so wie der deutschen Litteratur — denn die übrigen Litteraturen des neueren Europa sind im Ganzen ohne allen unmittelbaren Einflufs geblieben — auf keine blofs äufserliche Weise erfolgt sind, sondern so, dafs sie sich mit der nationellen Eigenthümlichkeit innig assimilirt haben, so ist diese dennoch in ihrer reinen Ursprünglichkeit dadurch gestört worden, und darf eben deswegen nur auf geringeres Interesse im Auslande rechnen. Wenn der Franzose oder der Deutsche sich noch immerhin an den abstechenden Eigenthümlichkeiten der modernen spanischen, italienischen und englischen Poesie ergötzen kann, so wird er in der scandinavischen gar zu häufig an seine eigenen Vorbilder denken müssen, ohne die besondere scandinavische Nuance zu empfinden, die dem Scandinavier selbst deutlich genug ist, und wodurch dieser in seinen einheimischen Dichtungen, gleichsam mit fremden Reisern geimpft, den eigenen klimatischen Geschmack, den autochthonischen Charakter, nur veredelt, erkennt; hingegen wird es dem Ausländer scheinen, dafs man ihm nur das Geliehene zurückgibt, und zwar durch zufällige Abweichungen verunstaltet.

Denn was uns zu einer fremden Litteratur hinzieht, ist doch immer die Erwartung des Originellen, des Neuen, des wenigstens auf diese Weise noch nicht Gekannten. Das *Neue* mufs nun aber, und vollends wenn von Poesie die Rede ist, hauptsächlich entweder in dem poetischen Stoffe oder in der poetischen Form liegen. Das Interesse am Stoff ist aber mehr ein historisches als ästhetisches. So verhält es sich mit der Volkspoesie, wo der Stoff mehr als die Form zum Träger der Originalität wird, und durch seine mannigfachen geschichtlichen Beziehungen eine allgemeine Theilnahme in Anspruch nimmt. Je weiter aber die Poesie sich ausbildet, je höher die Gattungen der poetischen Compositionen sich steigern, z. B. wenn das Epische in das Dramatische übergeht, um so viel mehr geht das Interesse von dem Stoffe in die Form über, und wird erst dadurch eigentlich ästhetisch; aber die Originalität der Form ist weit eher erschöpft als die des Stoffes, eben weil die Form selbst höher ist als der Stoff, weil sie die Idealität des Werkes ist, und daher einen bestimmten Cyclus von Gliedern in sich enthält, wohingegen der Stoff, seiner empirischen Natur gemäfs, sich in die schlechte Unendlichkeit verlaufen kann. Es ist zwar, besonders bei dramatischen Dichtern, eine gewöhnliche und für sie allerdings recht tröstliche Meinung, dafs sie ein neues, originelles Werk hervorbringen, indem sie die von ihren Vorgängern behandelten Gegenstände, als Liebe, Tapferkeit, Collisionen in den bürgerlichen Verhältnissen und dergleichen, nur mit verändertem empirischem Detail, als anderen Personen-Namen, anderem Zeitalter, anderem Costüm u. s. w., wieder behandeln, ohne aber diesen Gegenständen der Darstellung eine neue ideale Seite abzugewinnen, ohne es in ihrer Behandlung zu einer neuen poetischen Form, zu einem neuen *ästhetischen* Gedanken zu bringen. Allein solche Dichter sind nur Copisten, die, anstatt das Neue hervorzubringen, das Alte wiederholen, indem sie das bis jetzt erworbene poetische Kaleidoskop nur umdrehen, ohne zu bemerken, dafs es dieselben Elemente in derselben wesentli-

chen Form sind, und dafs das Neue nichts als eine neue Verbindung in dem Zufälligen und Wesenlosen ist, ohngefähr wie die gerühmte Schönheit der wilden Berggegenden, in denen man freilich bei jedem Schritte eine neue Ansicht erhält, die aber ebenfalls nur kaleidoskopisch von der vorigen verschieden ist, wohingegen das Meer, das bei stürmischem Wetter auch Berge und Thäler und ganze Gebirgsgegenden hervorbringt, wenigstens so vernünftig ist, diese zufälligen, haltlosen Gestalten gleich zu vernichten, zwar um anderen derselben Art Platz zu machen, aber so doch einen flüssigen, lyrischen Pantheismus jenem fixen Eins-in-Allem entgegensetzend.

Man könnte glauben, dafs diejenigen unter Oehlenschlägers Dichtungen, welche ihren Stoff aus der scandinavischen Mythologie und Sagengeschichte genommen haben, besonders dazu geeignet wären, zu dem schon vorhandenen Interesse für jenen Stoff ein Interesse für neuere dänische Dichtkunst zu knüpfen. Und hiebei denke ich nicht einmal an die Tragödien, die Stoffe aus der heidnischen oder halb heidnischen Geschichte behandeln, denn das Interesse am Drama, wie ich schon oben Gelegenheit hatte zu bemerken, beruht vielmehr auf der poetischen Form als auf dem Stoffe. Das Drama ist die höchste, die, so zu sagen, gebildetste Gattung der Poesie, wo es denn hauptsächlich auf den *ästhetischen* Gedanken ankommt, und vollends beim Bühnendrama, welches immer mehr nach einer universellen kosmopolitischen Form hinstrebt, ebenso wie die gebildete Gesellschaft, worin man verlangt, dafs ein jeder seine eigenthümlichen Besonderheiten dem Ganzen zum Opfer bringen soll, und worin daher eine gewisse gefällige Gewandtheit nicht entbehrt werden kann, die aber eben nicht zu den Vorzügen der Oehlenschlägerschen Bühnendichtungen gehört. Hingegen die lyrisch-epischen Werke des Dichters, als seine altnordischen Romanzen, seine „Götter Nordens", sein „Helga", — (worauf Hr. Marmier den Spruch „habent sua fata libelli" mit Recht anwendet, indem dieses wahrhaft ursprüngliche Gedicht im Auslande ganz unbekannt ist, während Tegnérs ziemlich schwache Nachbildung „Frithjof" in mehrere Sprachen übersetzt worden — diese Werke, sage ich, könnten der angegebenen Absicht dienlich scheinen, und dennoch hat Oehlenschläger diese seine einzigen, ohne allen Vergleich vorzüglichsten Dichtungen in die deutsche Sammlung seiner Schriften nicht aufgenommen, und die von Anderen, z. B. von Dr. Legis gemachten Versuche einer Uebertragung scheinen eben nicht vielen Eingang gefunden zu haben, so wenig als die Uebersetzungen neuerer dänischer Romane und Novellen, die zwar den Leihbibliotheken einverleibt und unter den mehr Lesenden als Urtheilenden cursiren mögen, aber dennoch ohne eigentliche Wirkung bleiben, insofern man diese nach dem einzigen zuverlässigen Maafsstabe, dem Einflusse auf die fremde *Litteratur*, worin sie aufgenommen sind, beurtheilt. Und selbst wenn so seltene Uebersetzer, als A. W. v. Schlegel oder Gries, sich mit der Arbeit abgeben wollten, jenen herrlichen Oehlenschlägerschen Dichtungen, die freilich auch nicht die geringste Abweichung in dem Tone vertragen, ohne einen grofsen Theil ihrer Schönheit einzubüfsen, eine wahre Aufnahme in Deutschland zu verschaffen, so würde dennoch die Schwierigkeit sich einstellen, dafs scandinavische Mythologie und Sagengeschichte, von der ästhetischen Seite betrachtet, vielmehr auf ein nur particulares als auf ein allgemeines Interesse Anspruch machen können. Hat doch selbst A. W. von Schlegel durch seinen Shakspeare und Calderon auf ganz andere, eindringlichere Weise gewirkt, als durch seine Mittheilungen aus indischen Dichtern, weil das „homo sum, humani nihil a me alienum puto" einen ganz andern Anklang findet bei jenen als bei diesen; und so würde es auch mit der altscandinavischen Unmenschlichkeit gehen. Denn im Scandinavischen wie im Indischen ist das *allgemein* Interessante nicht die ästhetische, sondern die geschichtliche Seite; diese würde man aber bei einer modernen poetischen Behandlung gefährdet glauben, und es würde viel dazu gehören, die poetische Seite so lieb zu gewinnen, dafs man seine Furcht für die geschichtliche darüber vergäfse.

Es geht aber mit den Litteraturen wie mit den menschlichen Individuen. Wenn nur zwei Menschen auf der Welt wären, so würden sie sich ohne Zweifel gegenseitig suchen und dienen, und der eine würde sogar an den besondersten Eigenheiten des andern sein Gefallen haben; jetzt aber ist die Menge so grofs, dafs man unmöglich wünschen kann, die persönliche Bekanntschaft eines jeden, der uns begegnet, zu machen. Und doch hat ein jeder seine eigenthümliche Seele, die er mit keiner andern, selbst der begabteren, vertauschen möchte, und die, als Idee, zur Ewigkeit

bestimmt, wohl werth wäre erkannt zu sein. Aber freilich müſste sie dann in ihrer Idee, also in ihrem allgemeinen, nicht empirischen Wesen begriffen werden. Wenn ein Meister der Darstellung, so wie der Auffassung, die geheimen Bekenntnisse einer *schönen* Seele mittheilend, uns das Allgemeine in dem Besondern entdeckt, so vertiefen wir uns gern in eine solche Einzelheit, indem wir auch hier, nur auf particularere Weise, dasselbe finden, was wir sonst nur bei den groſsen Repräsentanten der menschlichen Gattung nach einem gröſseren Maaſsstabe zu suchen gewohnt sind. So wird denn auch die Geschichte einer beschränkteren Litteratur auf Theilnahme Anspruch machen können, wenn sie, in einem wahrhaft allgemeinen Geiste geschrieben, uns in ihrem kleineren Spiegel die Idee darstellt, welche doch immer dieselbe bleibt, und deren selbst *particulare* Entwickelungen, eben weil es die *Idee* ist, sich immer auf eine nicht nur empirisch, sondern *ideal* neue Weise gestalten, und folglich, weil eine neue Seite der Idee selbst eine neue Idee ist, uns in der That neue Ideen vorführen. So möchte es denn vielleicht einer Geschichte der Litteratur gelingen können, was die Uebersetzungen der Dichterwerke schwerlich erreichen werden.

Hätte Hr. Marmier uns eine solche Geschichte der scandinavischen Litteratur geschenkt, so würden wir ihm herzlichen Dank dafür wissen; allein der Hr. Vf. scheint durch einen auffallenden Mangel an philosophischer Bildung hauptsächlich daran gehindert worden zu sein. Ohne den Geist durch Denken gebildet zu haben, wird man heutigen Tages, und zwar mit Recht, für geistlos gehalten, und wird als Geschichtschreiber, selbst der scandinavischen Litteratur, nur eine geistlose Geschichte schreiben können. Zwar mag es, einer sehr beliebten Redensart zufolge, *verdienstlich* genannt werden, die gelehrte oder die gebildete Welt mit einer Menge ihr noch unbekannter Thatsachen bekannt zu machen; es ist aber schwer zu begreifen, worin das Verdienst einer solchen Unternehmung bestehe, und besonders zu einer Zeit, wo die Welt zu viel zu thun hat, um sich mit meris particularibus, e quibus nihil sequitur, zu befassen. Was kann es den Franzosen oder andern Ausländern helfen, zu wissen, daſs wir in Dänemark oder in Schweden so und so viele Dichter haben, die so und so heiſsen, die so und so viele Gedichte von diesem oder jenem Inhalt geschrieben, und diese oder jene Lebensumstände gehabt haben? Zwar kommen auch ästhetische Urtheile vor, namentlich Vergleichungen mit verwandten Dichtern anderer Länder, alles aber in der Form eines bloſs äuſserlichen Raisonnements, und die eigentliche Pointe der Sache kommt fast nirgends heraus. Der Verf. scheint der — ich möchte sagen — abergläubischen Vorliebe vieler seiner Landsleute für das Quantitative im Litterarischen, für die Menge der Thatsachen, scheint dieser litterarischen Gastronomie, die mehr Speisen verlangt, als der Magen verdauen kann, und die durch eine Unzahl von „Revues" — ein Modentitel, der in dieser Beziehung charakteristisch ist — genährt wird, noch mehr Nahrung haben bieten zu wollen, wie dies sogar aus seiner eigenen Rechtfertigung des Buches in der Vorrede *) erhellt. Hier heiſst es nämlich: „Faire une histoire de cette littérature, depuis le jour où elle ouvrit son aile faible et craintive jusqu'à celui où elle s'élança librement dans l'espace, c'est, à ce qu'il me semble, répondre aux besoins de l'époque où nous vivons, de cette épopue investigatrice et curieuse, qui aime à remuer les cendres du passé et à promener ses regards errants autour d'elle; c'est ajouter un anneau à cette chaine d'études qui s'étend aux deux extrémités du monde; et quand ce ne serait qu'un anneau de fer mal ciselé, n'importe encore, celui qui le tient entre ses mains doit le livrer comme un tribut." — Daſs aber diese Kette, von welcher der Hr. Verf. in so feierlichen Ausdrücken spricht, nur die Kette der empirischen Detailkenntnisse, des geistlosen Fortganges in der Richtung der schlechten Unendlichkeit ist, dies ist aus dem Buche selbst eben so leicht zu erkennen, als daſs der hier dargebotene Ring auch nur in eine solche Kette passen kann.

*) S. IV.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

Histoire de la littérature en Danemark et en Suède, par X. Marmier.

(Fortsetzung.)

Diese ganze Form eines Zusammenhäufens von Thatsachen und — weil es doch unmöglich ist bei dem rein Thatsächlichen ganz abstract stehen zu bleiben — eines losen Hin- und Herredens über die Gegenstände, eines oberflächlichen Beurtheilens, einer prosaischen Exposition des trockenen Inhaltes der Gedichte, ja sogar hier und da einer in französischer Prosa gemachten Uebersetzung solcher lyrischen Gedichte, deren Schönheit, wenn sie von Reim und Rhythmus losgerissen werden, gar nicht zu begreifen ist, endlich der minutiösen Erzählung der äufseren Lebens-Umstände der Dichter, diese ganze Form des Buches steht damit in Verbindung, dafs der Hr. Verf. seine eigene Reisebeschreibung mit seiner Geschichte der Litteratur zum Theil hat verbinden wollen. Er erzählt ganz naiv, wie und wo er die Bekanntschaft der Dichter gemacht hat, wie er von ihnen aufgenommen worden ist, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht haben, u. s. w., eine Manier, die nur Gültigkeit hat unter der Voraussetzung, dafs der Verf. eine so bedeutende oder berühmte Autorität ist, dafs es die Welt interessiren kann, mit seinen besonderen Schicksalen und Meinungen bekannt zu werden. So erzählt er z. B., dafs er sich mit Tegnér über den Werth oder Unwerth der neusten dänischen und schwedischen Dichter unterhalten hat; welches Urtheil aber Tegnér über diese Dichter ausgesprochen hat — das Einzige, was irgend ein Interesse haben könnte — erfahren wir nicht, und müssen uns dafür durch den Bericht entschädigen lassen, dafs der Verf. unterdessen mit dem geistlichen Manne Punsch getrunken hat *). So erzählt er ferner **), dafs der dänische Dichter Andersen ihm durch ein schwerfälliges Benehmen (un maintien un peu lourd) auffallend war, ihn aber später durch die Erzählung seiner Jugendgeschichte gewann; und diese Geschichte, die für den Dichter selbst und seine Freunde erbaulich genug sein mag, in einer Geschichte der Litteratur aber eine gar zu überflüssige Rolle spielt, erzählt Hr. Marmier in aller Breite nach. Wo es aber zur Darstellung von Andersens litterarischer Wirksamkeit kommt, da ist Hr. Marmier von seiner Nacherzählung so erschöpft, dafs er uns nur ein Paar nichtssagende, aphoristische Bemerkungen über den Ton und Charakter dieses Dichters mittheilt, so wie die Angabe des Hauptinhaltes zweier seiner Romane, und eine versificirte Uebersetzung eines kleinen lyrischen Gedichtes, ohne dafs die Frage über seine eigenthümliche Tendenz, oder überhaupt ob eine Tendenz bei ihm vorkomme, zur Sprache gebracht wird. Und doch ist Andersen unter allen auf Oehlenschläger gefolgten Dichtern der einzige, den Hr. Marmier einer Art von Beurtheilung würdiget; alle die übrigen sind fast nur mit Namen genannt, und Männer wie Schack, Staffeldt und Grundtvig kommen, nicht einmal dem Namen nach, vor.

Der Umstand, dafs der Hr. Verf. die scandinavische Litteratur an Ort und Stelle, in Copenhagen und Stockholm studirt hat, könnte seinem Buche ein gewisses Relief geben, eine Art von Autorität verleihen, die aber, genauer besehen, als bloſser Schein verschwindet. Bedenkt man nämlich, dafs die Pariser Bibliothek mit scandinavischer, wenigstens mit dänischer Litteratur so reichlich versehen wird, dafs kaum das Allerneuste fehlet, und dafs folglich ein Franzose, um die Geschichte unserer Litteratur zu schreiben, Paris kaum zu verlassen braucht, so wird man zugeben, dafs die einzigen etwanigen Vortheile einer Copenhagener Reise sich darauf beschränken, sich in der Sprache durch Umgang mit den Eingeborenen zu vervollkommnen, die Sitten und Gebräuche und andere Localitäten des Landes

*) S. 403. **) S. 239.

durch eigene Ansicht besser kennen zu lernen, und endlich die Anweisungen der Gelehrten und Gebildeten zu benutzen, um die wahren, manchmal versteckten Tendenzen der Litteratur oder einer ganzen Partie derselben, um die verborgenen Keime einer künftigen Entwickelung zu entdecken. Gewifs sind diese Vorzüge von Wichtigkeit; was aber den letzten und ohne Zweifel wichtigsten betrifft, so ist und bleibt er sehr precär, wenn der Reisende nicht die gehörigen Vorkenntnisse und in der Hauptsache ein schon gebildetes Urtheil mitbringt, weil es sonst ganz von dem Zufall abhängt, in welche Hände er fällt, und unter wessen Anleitung er beobachtet und schreibt. So hat Hr. Marmier sich von den Einflüssen eines gewissen esprit de coterie nicht entfernt halten können, und wo er ein Urtheil ausspricht, hört man manchmal nicht ihn, sondern dieses oder jenes Individuum, diese oder jene Gesellschaft durch ihn sprechen. Es mag allerdings die *gute* Gesellschaft sein; wie man sie aber die gute nennt,

wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt, —

so trägt sie denselben Namen, wenn sie das kleinste Gedicht richtig zu beurtheilen unfähig ist. Ueberhaupt scheint Hr. Marmier durch seinen zweimaligen Aufenthalt in Copenhagen den mitgebrachten Vorkenntnissen in der dänischen Litteratur jedesmal eine zu kurze Ausbildungszeit vergönnt zu haben. Durch einen verlängerten Aufenthalt würden seine Ansichten und Urtheile vielleicht verbessert, so wie die vielen Fehler und Mifsverständnisse in dem rein Thatsächlichen vermieden worden sein, z. B. wenn er die Könige Olaf den Heiligen und Olaf Tryggvasen mit einander verwechselt *), oder berichtet, Oehlenschläger habe *alle* Werke Holbergs ins Deutsche übersetzt **), oder von dem wenig bekannten Dichter *Rein* sagt, er sei ein dramatischer Verf., der die Geschichte von Axel und Walburg zum erstenmal auf die Bühne gebracht habe ***), u. s. w., u. s. w. Allein das grofse Zutrauen des Hrn. Marmier zur Geschwindigkeit seiner Auffassungsgabe wurde den Dänen schon damals kund, als er, während seines kurzen Aufenthalts in Copenhagen, seine beiden, dem Werke einverleibten Artikel über Oehlenschläger und Andersen in einer dänischen Zeitung und in dänischer Sprache drucken liefs, wozu allerdings eine noch gröfsere Keckheit gehörte, als einem fremden, der Sache unkundigen Publikum ein solches Gewäsch zu bieten.

*) S. 224. **) S. 217. ***) S. 175.

Um an einem auffallenden Beispiele zu zeigen, wie die Schrift des Hrn. Verfs. eine geistlose Compilation ist, theils aus bekannten Büchern, theils — was schlimmer ist — aus allerlei mündlichem, unkritischem Gerede und sogar litterarischen Klatschereien, ohne Sachkenntnifs, ohne Urtheilskraft abgefafst, werde ich den Abschnitt wählen, wo er von *Baggesen* handelt. Dieses Beispiel wird um so viel mehr ein exemplum instar omnium sein können, als Baggesen durch seine berühmte und berüchtigte Polemik gegen Oehlenschläger den letzten Haupt-Wendepunkt in der Geschichte der dänischen Litteratur bildet, das bei weitem wichtigste Ereignifs darbietet, das sich seit Oehlenschlägers erstem Auftreten zugetragen hat. Denn diese Polemik hat eine bedeutende, noch immer fortdauernde und wohl nie zu verlierende Wirkung hervorgebracht, indem sie, mehr durch den ihr einwohnenden Grundgedanken als durch die gründliche Entwickelung desselben, das kritische, bisher schlummernde Bewufstsein der Gebildeten erweckt, und damit den ästhetischen *Gedanken* in sein, durch lauter ästhetisches *Gefühl* usurpirtes Recht eingesetzt hat. Zwar ist die Unschuld des unbefangenen poetischen Genusses, die Zeit der kindlichen Bewunderungen und weiblichen Ekstasen dadurch verloren gegangen, allein der männliche Gedanke der Wissenschaft hat sich auf Kosten des verlorenen Paradieses emancipirt, und wird sich seine Freiheit nicht mehr rauben lassen. Dieser grofse Fortschritt läfst sich allerdings an Ort und Stelle besser wahrnehmen als durch das blofse Lesen der neueren Schriften, weil in diesen Vieles, worüber die öffentliche Meinung schon im Reinen ist, übergangen wird, um nicht hie und da infandum dolorem zu renoviren, Anderes nur auf verblümte Weise ausgedrückt wird, indem es so zum Verständnisse des einheimischen Publikums hinreicht, und endlich weil die Tagesblätter, insofern sie es nicht verschmähen, sich mit litterarischen Gegenständen statt mit politischen abzugeben, hier, wie überall, nur die Organe einer Partei sind, und zwar einer veralteten, so dafs sie sich gewöhnlich über das am meisten verbreiten, was in der lebendigen öffentlichen Meinung das geringste Interesse hat, hingegen dasjenige mit Stillschweigen übergehen, worin die Gegenwart lebt und ihren Kern für die Zukunft niederlegt. In der gereiften öffentlichen Meinung,

insofern sie den hier besprochenen Gegenstand betrifft, hätte Hr. Marmier durch seinen Aufenthalt in Copenhagen, und zwar mit geringer Mühe, orientirt werden können, anstatt dafs er nun auf derselben Stufe als die periodische Litteratur und die sie dirigirende Coterie stehen geblieben ist. Durch ein nur halbgründliches Studium der Baggesenschen Schriften, wenn Hr. Marmier auch nur zu einem solchen Zeit und Mufse gehabt hätte, würde er nicht zu dem für einen Geschichtschreiber der Litteratur traurigen Geständnisse gekommen sein: „Avant de blâmer, il faut comprendre, et je ne comprends pas la manière d'agir de Baggesen en mainte circonstance" *). Und was gibt es denn hier, das er nicht verstehen konnte? Es sind Baggesens „fluctuations de caractère et ses contradictions" **). Und welche sind diese? Der Verf., nachdem er die Reihe der äufseren Ereignisse in Baggesens Leben aus Molbechs Biographie des Dichters in seiner dänischen Anthologie compilirt hat, stellt uns die genannten fluctuations et contradictions so dar: „Le caractère de Baggesen est un singulier mélange de tendresse, de frivolité, et sa vie, sans cesse traversée par les idées les plus contradictoires, est comme une énigme. Il avait encensé le nom de Goethe et il l'injuria. Il était tombé aux genoux d'Oehlenschläger en l'écoutant lire *Palnatoke*, et il traita Oehlenschläger comme le dernier des écrivains. Quand *Aladdin* parut, il avait salué avec enthousiasme l'aurore de l'école romantique danoise. Il aurait pu être le chef de cette école et il en fut l'antagoniste outré. Quand il était à Paris, il déclarait qu'il n'avait pas d'autre ambition que d'écrire en danois, et il employa tous ses efforts à faire des vers allemands, et même des vers français. Il aimait sa patrie, et il ne put lui donner une larme quand elle fut dépouillée par l'invasion, désolée par la guerre" ***).

Was den Schlufssatz dieser Tirade betrifft, so wird ein jeder, der Baggesens Schriften auch nur flüchtig kennt, ihn faktisch widerlegt finden durch mehrere seiner zur Zeit des Krieges mit England geschriebenen, sowohl ernsthaften als spafshaften Gedichte, z. B. den vortrefflichen „Flaschenbrief" — einen wahren Hymnus im Volkston, — die Ode an den Admiral Sneedorff, das populär gewordene Matrosenlied, zu einer bekannten norwegischen Volksmelodie gedichtet, so wie man, um seine im spafshaften Ton geschriebenen Gedichte richtig zu beurtheilen, nicht vergessen mufs, wie oft er, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, „hinter Thränen lächelte", und wie auch hier die von Hrn. Marmier verlangte „larme" nicht gefehlt hat. Was aber die übrigen, an der angeführten Stelle enumerirten Widersprüche betrifft, so wollen wir, mit Ausschliefsung derjenigen, deren Auflösung von keinem Interesse ist, uns auf Baggesens Verhältnifs zu Oehlenschläger und zu der „école romantique danoise" beschränken.

Die Auflösung des hierin gerügten Widerspruches ist freilich von den aus dem Leben des Dichters angeführten Thatsachen nicht zu erwarten; und wenn daher Hr. Marmier von Baggesen nichts anderes weifs, als dafs er so und so viele Aemter bekleidet hat, so und so vielmal auf ausländische Reisen gegangen ist, dafs er in Paris wegen Schulden eingesteckt worden, dafs er zweimal verheirathet, hier gestorben und dort begraben ist, so ist es nicht nur kein Wunder, dafs der Hr. Verf. über Baggesens „manière d'agir" — worauf es übrigens hier nicht ankommt — keinen Aufschlufs hat erhalten können, sondern — was in einer Geschichte der Litteratur schlimmer ist — die manière d'écrire des Dichters wird ihm ein unauflösliches Räthsel bleiben müssen. Und doch, es gehörte eben nicht grofse Sachkenntnifs oder ungewöhnliche Urtheilskraft dazu, um den wichtigen, manches erklärenden Umstand nicht unbeachtet zu lassen, dafs Baggesen von Natur ein speculativer Kopf war, wodurch er schon einen entschiedenen Contrast zu Oehlenschläger bildet, dafs er sein ganzes Leben hindurch von der Philosophie eben so sehr als von der Poesie angezogen wurde, und dafs sein fortdauerndes Bestreben darauf ausging, eine speculative Poesie, eine Poesie der *explicirten* Idee zu gründen. Aber welche Nahrung erhielt seine philosophische Neigung? Sein kräftiges Mannesalter fiel in die kantische Periode, und er setzte sich mit solchem Eifer in dem Kantianismus fest, dafs er, unfähig geworden, weiter fortzuschreiten, schon bei Fichtes consequenter Ausbildung des Systemes abbrechen mufste, und weil er doch, selbst zum Behufe seiner Poesie, die Philosophie nicht entbehren konnte, bei dem objectlosen Kant aber, wie begreiflich, keine Ausbeute für die Poesie gewinnen konnte, sich zu den gemüthlichen Denkern Jacobi und Reinhold hingezogen fühlte.

*) S. 191. **) Ebendas. ***) S. 190.

So aber konnte er die Brücke nicht finden, welche die beiden höchsten Geistesthätigkeiten verbindet; hingegen ward ihm die eine in der Ausübung der anderen zum Hindernifs, und er selbst wurde gleichsam ein Zwitter, einestheils ein Stück von einem Philosophen, anderntheils von einem Poeten, das letzte aber bedeutend ausgebildeter als das erste. Hätte er Schillers tiefere Begeisterung gehabt, er würde vielleicht, wie dieser, mit Fichte fortgeschritten sein, und selbst auf dem sandigen Boden dieses Philosophen reiche poetische Früchte gesammelt haben. Was ihn aber auch daran hindern mochte, war, dafs er in der That die Forderung an eine speculative Poesie höher stellte als Schiller, der sich mit dem kleinen moralischen Gebiete begnügen liefs. Er hingegen wollte Natur und Geist, und überhaupt die äufsersten Gegensätze in der Poesie reproduciren und durch dieselbe mit einander vermitteln, wie dies selbst aus seinen mifslungensten Bestrebungen für diesen Zweck einleuchtet. Mit Schelling konnte er nicht harmoniren, weil das Uebergewicht der Naturphilosophie seinem logischen Geiste zuwider war, und Hegel hat er, wenigstens vor seinen letzten Jahren, nicht gekannt, und auf jeden Fall damals nicht so viele Agilität gehabt, dafs er sich in ein neues System hineinversetzen konnte.

Unterdessen war Oehlenschläger mit seinen ersten, Epoche machenden Dichterwerken aufgetreten. Ohne den Trieb zur Speculation empfunden zu haben, war ihm unmittelbar durch seinen Freund Steffens und mittelbar durch die deutschen Romantiker, Novalis und Tieck, ein gewisser Anflug der Schellingschen Naturphilosophie mitgetheilt worden, wodurch er freilich in rein objectiver Hinsicht Baggesen vorbeigeschritten war, subjectiv aber insofern hinter ihm zurückstand, als er selbst kein rechtes Bewufstsein über seine Richtung hatte, sondern dieselbe vielmehr unter äufserem Einflusse, seinem poetischen Instinkte gehorchend, einschlug. Aber schon die in seinen ersten Gedichten implicite vorhandene Idee liefs sich mit solcher Energie spüren, dafs es weder Baggesen noch Anderen zu verdenken war, wenn sie meinten, der Dichter würde im Verlauf seiner Hervorbringungen, in der ferneren Entwickelung seines Geistes, dieselbe Idee durch den Kreislauf ihrer weiteren Gestaltungen wahrhaft expliciren. In diesem Sinne mufs Baggesens begeistertes Lob des jungen Dichters verstanden werden. Selbst wo er das Lob moderirt, geschieht es nur, um den Jüngling an das zu mahnen, was ihm noch an der Vollendung fehlt; deswegen warnt er ihn vor der in der damaligen deutschen Schule vorherrschenden Neigung zum Katholicismus und vor dem allzugrofsen Einflufs von Tiecks breiter, nebelhafter Romantik, und dringt auf die Schilderung plastisch klarer Gestalten. Und Oehlenschläger, ohne den Rath Baggesens befolgen zu wollen, befolgte ihn dennoch. Den Katholicismus gab er auf, und nach und nach auch den Romantismus, mehr vielleicht als billig, und stellte in seinen ersten Tragödien klare Handlung statt dunkler Gefühle dar, wodurch eine neue, unerschöpfliche Seite seines poetischen Vermögens sich offenbaren zu wollen schien. Und jetzt stimmte Baggesen in das noch gröfsere Lob ein. Indem aber Oehlenschläger, auf den schon gewonnenen Lorbeeren ruhend, sich die Sache nach und nach bequem machte, und, nach aufgegebener Romantik, auch die plastischen Charaktere, die wahre Handlung, den gediegenen poetischen Gehalt in manchem neueren Werke aufgab, aus der poetischen Region nicht selten in die prosaischen Felder einer flach-moralischen Lebensansicht hinabsinkend, wo ein abstrakter Philanthropismus die Stelle der weggeflohenen Idee einnahm, da rückte Baggesen mit seiner polemischen Feder ins Feld, erstens gegen den Dichter selbst, den er noch immer zu bekehren hoffte, und zweitens gegen das Publikum, das, im blinden Autoritätsglauben befangen, jene schwachen Werke für eben so gültig hielt, als die früheren gediegenen, und überhaupt eine jede Kritik der infalliblen Muse des Dichters als aufrührerisch stempelte, während der in Kants Schule gebildete Baggesen alle Autorität verwarf, und nur die Einsicht als Geschmacksrichter wollte betrachtet wissen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 14.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

Histoire de la littérature en Danemark et en Suède, par X. Marmier.

(Schluſs.)

Die Inconsequenzen und Widersprüche dieser Polemik, indem dieselbe theils mit unerschöpflichem Witze, theils mit massiven Grobheiten, bald mit gründlicher Auseinandersetzung, bald wieder mit vorsätzlichen Miſsverständnissen, weder ehrlichen noch amüsanten Wortverdrehungen und überhaupt mit einem gewissen litterarischen Jesuitismus geführt wurde, erklären sich leicht aus dem angegebenen speculativen Standpunkte des Kritikers. Daſs Oehlenschläger, wenn er den letzteingeschlagenen Weg nicht änderte, die Poesie zu Grunde richtete, während er dazu berufen schien, sie ihrer Vollendung entgegenzuführen, und daſs es für das Publikum hoch an der Zeit wäre, sich durch die Stimme der Kritik belehren und bilden zu lassen, anstatt sich im blinden Fanatismus die Ohren zuzustopfen, dies war es ohngefähr, was Baggesen sagen und expliciren wollte; und daſs er hierin Recht hatte, wird heutigen Tages fast allgemein eingestanden. Um aber jene Wahrheiten in der Form des Begriffes auszudrükken und gehörig zu entwickeln, hätte Baggesen im Besitz ganz anderer Kategorien sein müssen, als der dem kantischen Systeme entnommenen oder wenigstens mit ihm vereinbaren. Seine eigene Aesthetik, noch in den Windeln der infantia liegend, war unvermögend, den nur gefühlten Gedanken deutlich auszusprechen. Wo nun der Philosoph zu kurz kam, da wurde ihm von dem Poeten Hülfe geleistet: die Satire trat an die Stelle der dogmatischen Belehrung, und zwar so glänzend, so energisch, daſs die besseren Theile dieser Polemik ohne Vergleich das Gediegenste sind, das Baggesen jemals geschrieben hat, und gewiſs in jeder anderen Litteratur, wo dieselben Verhältnisse stattfänden, das gröſste Aufsehen erregt und die gröſste Anerkennung gefunden haben würden. Man kann Baggesen in diesen seinen Werken am füglichsten mit Lichtenberg vergleichen (für den er auch in hohem Grade enthusiastisch war), wie groſs übrigens die Verschiedenheit beider ist: denn einestheils fehlt ihm die besonnene Ruhe dieses einzigen Schriftstellers, anderntheils hebt er sich über ihn durch seinen eminent lyrischen Geist, der ihn sowohl in Prosa als in Versen den Dichter nie verläugnen läſst; aber in der Gründlichkeit und Leichtigkeit des Witzes, und selbst in den possirlichen kleinen Chicanen, womit die Gegner geneckt werden, haben beide einen gemeinschaftlichen Familienzug. Und so wie die Stimme des Windes dem griechischen Schiffer die Worte zurief: „Der groſse Pan ist gestorben", so klang durch Baggesens ganze Polemik, als sympathetischer Ton, das leise, nicht einem jeden Ohre vernehmbare Wort: „Oehlenschläger ist geistlos geworden."

Aus dieser nur angedeuteten Charakteristik der Baggesenschen Polemik ist leicht zu erklären, warum das groſse Publikum, den eigentlichen Sinn des Kritikers nicht verstehend, hingegen die Schattenseite seiner Angriffe scharf ins Auge fassend, sich mehr und mehr von ihm abwandte, und zuletzt sogar in eine feindliche Stimmung gegen den vorher so hoch Gepriesenen gerieth. Die von seinen Feinden verbreitete Behauptung, er sei nur aus Neid getrieben, nur aus dem Aergernisse, von einem gröſseren Dichter übertroffen zu sein, fand bei dem groſsen Haufen um so viel leichter Eingang, als überhaupt die gemeinsten Motive ihm die begreiflichsten sind. Daſs auch bedeutende Männer sich über die Tendenz der Kritik täuschen lieſsen, indem sie, den Verläumdungen Ohr gebend, in der groſsen Ideen-Collision nur einen persönlichen Streit sahen, ist gewiſs sehr zu tadeln, aber doch durch die Unbestimmtheit in den von Baggesen dargestellten Principien, sowie durch die vielen Abwege, worauf

seine Polemik gerieth, einigermaſsen zu entschuldigen. Denn er selbst trägt viele Schuld; seine Wahrheitsliebe wurde manchmal von seiner Leidenschaftlichkeit verdunkelt, und er selbst verwandelte manchmal den Kampf für die Idee in Streit gegen die Person, seinem Sinne nach freilich nur so, daſs er die Person als natürliches Symbol einer geistigen Verkehrtheit betrachtete. Allein, wie schon gesagt, man ziehe diese Unvollkommenheiten ab, und es bleibt Unvergängliches zurück. Und jetzt, nachdem ein Zeitraum von beinahe dreiſsig Jahren verflossen ist, seitdem Baggesen seine Polemik anfing, und von zwanzig, seitdem er sie beschloſs, hat die öffentliche Meinung Zeit genug zur Reinigung gehabt, und ist schon lange über die ganze Angelegenheit ins Klare gekommen. Zwar gibt es noch immer eine Partei, die bei den veralteten, zum Theil von ihr selbst geschaffenen Vourtheilen stehen geblieben ist, welches allerdings aus guten Gründen zu begreifen, und aus weniger guten zu entschuldigen ist. Es ist nämlich an der Baggesenschen Polemik auch eine moralische Seite zu betrachten. Man hat seinen schonungslosen Angriffen das Dankbarkeitsgefühl wegen schon empfangener reichhaltiger Gaben, überhaupt die *Pietät* entgegengestellt, so wie man noch jetzt bei vielen Gelegenheiten dieselbe in Anspruch nimmt, und hierin mag zwar eine gute Regung des Herzens enthalten sein; die Pietät aber, wie unentbehrlich sie auch in dem Familienverhältnisse als Grundlage ist, kann doch im Litterarischen nicht unbedingt zu rühmen sein, denn in der Wissenschaft geht die Wahrheit über alles, und wenn man daher auf diesem Gebiete zur Pietät unaufhörlich recurrirt, so ist man selbst daran Schuld, wenn zuletzt die piété zur pitié wird.

Lassen wir aber dieses dahingestellt sein. Worauf es hier ankommt, ist der Umstand, daſs ein Verf., der die Geschichte einer Litteratur schreiben will, in einem so wichtigen Punkte, wie dem hier besprochenen, weder eine genaue Prüfung anstellt, noch, in Ermangelung eigener Kenntnisse, die gebildete öffentliche Meinung zu Rathe zieht, sondern sich einer, weder an Zahl noch an Intelligenz bedeutenden Partei zum Diener macht, und in ihre zwanzig- bis dreiſsigjährige Litanei einstimmt. Und hier spricht der Verf. nicht in dänischer Sprache, ganz unschädlich, zu einem kleinen, besser unterrichteten Publikum, das bei seinen gespreitzten Charlatanerien die Lust des Lachens hat, sondern er theilt dieselben in einer universellen Sprache dem gröſsesten möglichen Kreise von Lesern mit, welcher aber, mit den Thatsachen unbekannt, die Abgeschmacktheit seiner Urtheile nicht entdecken kann. Wie cavalièrement aber Hr. Marmier selbst mit Thatsachen umgeht, ist unter andern daraus zu ersehen, daſs er von Baggesen sagt, er habe sieben Jahre hindurch gegen Oehlenschläger, Bruun und Rahbek polemisirt, „contre tous ceux enfin qui admettaient en poésie la moindre innovation" *), als wenn Bruun und Rahbek jemals auf irgend eine Innovation in der Poesie gedrungen hätten, als wenn nicht Baggesens Polemik gegen die beiden letztern vielmehr darin gegründet war, daſs sie in dem Veralteten festgewurzelt standen, so wie auch die Angriffe auf Oehlenschläger nicht um der Innovationen willen geschahen, sondern — wenigstens in weit höherem Grade — wegen des Zurücksinkens auf schon zurückgelegte Standpunkte. Und um nun obendrein von jenen sieben Jahren, in welchen Baggesen erst eine tiefere poetische und kritische Tendenz an den Tag legte, und — allen schlechten Abschweifungen zu trotz — seine witzigsten und gediegensten Werke hervorbrachte, sagen zu dürfen: „Ces sept ans lui firent peu d'honneur" **), dazu gehört eine eben so gründliche Unbekanntschaft mit dem behandelten Gegenstande und eine eben so groſse kritische Unmündigkeit als die des Hrn. Marmier.

In seine Darstellung älterer Perioden hat der Hr. Verf. zwar nicht so viele falsche Thatsachen und ungültige Urtheile eingemischt, weil er hier nur aus bewährten Büchern zu compiliren brauchte, und nicht nöthig hatte, auf allerlei mündliches Gerede zu hören. Aber dieselbe Geistlosigkeit begleitet ihn durch das Aeltere, wie durch das Neuere. So wird man, nachdem man seinen langen Artikel über Holberg gelesen hat, und durch die Enumeration der mannigfaltigen Schriften dieses Autors sich von der groſsen extensiven Wirkung desselben wohl eine Vorstellung machen kann, dennoch, wenn es auf die Beurtheilung seiner Intensität, seiner wahren Qualität als Schriftsteller ankommt, ohne Hülfe gelassen. Wie und wodurch er der Stifter der ganzen neueren dänischen Litteratur und des dänischen Styls wurde, welches unauslöschliche Gepräge er dem nationalen Geschmack aufgedrückt

*) S. 189. **) Ebendas.

hat, wie er, als Komiker, sich in wahrhaft ästhetischem Sinne zu Molière und überhaupt zur Idee der Komödie verhält, darüber kommt nichts vor, und wir müssen uns dafür mit seiner Biographie, dem trocknen, faktischen Inhaltsverzeichnisse einiger seiner Gedichte und Komödien, und mit einer ganz oberflächlichen, nichtssagenden Vergleichung mit Molière begnügen. Und später, wenn der Verf. auf die Darstellung der Opposition der norwegischen Dichter gegen Ewald kommt, gibt er dem Leser auch nicht den geringsten Wink über die Bedeutung dieser Opposition, welche insofern einige Aehnlichkeit mit Baggesens Opposition gegen Oehlenschläger hatte, als sie, wenigstens objectiv betrachtet, zum Theil auf Holbergs Rehabilitation ausging, indem sie die Gefahr abwenden wollte, womit Ewalds Klopstockscbe Muse den dänischen Nationalcharakter zu bedrohen schien. So hat auch Baggesens lustige Satire über die deutsche Schwerfälligkeit der Oehlenschlägerschen komischen Dichtungen wenigstens indirecte dazu beigetragen, den Sinn für Holbergs leichte Gewandtheit zu erneuern, und in dieser Hinsicht den Nationalcharakter auf seine ursprüngliche, durch Natur und Bildung angewiesene Stufe zurückzuführen. Um aber den Werth dieser Wirkung gehörig zu schätzen, erinnere man sich, dafs die Dänen die Einzigen aufser den Franzosen sind, die eine eigene, noch immer nicht veraltete, sondern in der Gegenwart lebende, originale *Schule* in der komischen Bühnenlitteratur besitzen, und wie viel es ihnen darum zu thun sein mufs, diesen vielleicht einzigen Vorzug, den sie vor anderen Völkern haben, als Palladium der Nationalität vom Einflusse geringerer Potenzen unverfälscht zu erhalten.

Geht man auf noch ältere und auf die älteste Periode zurück, so ist z. B. die scandinavische Mythologie, ihrem faktischen Thatbestande nach, erzählt, d. h. einige der Fabeln sind, obgleich in ziemlicher Verworrenheit, andern Verfassern nacherzählt, der poetische Sinn dieser Fabeln aber, ihr logischer oder metaphysischer Standpunkt, ihre Beziehung zur Gottes-Vorstellung ist dem Leser als Räthsel zur Errathung überlassen. Und weiterhin das Einzige, dem in der Geschichte der älteren Litteratur eine interessante *ästhetische* Seite abzugewinnen war, die Volkspoesie des Mittelalters, die sogenannten Heldenlieder, sind ganz unästhetisch behandelt worden, indem sie nur einer äufserlichen Betrachtung von Seiten des Stoffes, mit eingestreuten prosaischen Uebersetzungen einzelner, wie in einer Beispielsammlung, gewürdigt sind, während die eigentlich ästhetische Seite dieser Poesie, ihre sowohl äufsere als innere Form, ihre genaue Verbindung mit der Musik, ihr Verhältnifs zum lyrischen und epischen Pole der Poesie, kurz die ganze Dialektik des hier obwaltenden ästhetischen Begriffes ganz mit Stillschweigen, und gewifs aus gültigem Grunde, übergangen worden ist.

Dies mag hinreichend sein, um das Buch des Hrn. Marmier in das gehörige Licht zu stellen. Er selbst sagt — wie ich oben angeführt habe — dafs es seine Absicht war „de remuer (umrühren) les cendres du passé", und diese Absicht hat er erreicht, denn sein Umrühren ist ihm so gut gelungen, dafs aus der Asche nichts als Asche geworden ist. Seine Behandlung der schwedischen Litteratur durch specielle Betrachtung zu beurtheilen, werde ich den besser unterrichteten schwedischen Gelehrten überlassen. Was aber die dänische Litteratur betrifft, so darf sie, wegen der Berühmtheit, die das Buch des Hrn. Marmier ihr auf eine kurze Zeit vielleicht verschaffen wird, ihm die Verse zurufen, die er sonst bei der Herausgabe des Buches auf sich selbst anwendet *):

„*Cela vaut-il ce que je laisse,*
„*Tant de silence et tant d'oubli?*"

J. L. Heiberg, in Copenhagen.

VIII.

Der Rosengarte von Wilhelm Grimm. Göttingen, 1836. *in der Dieterichischen Buchhandl. LXXXIV u.* 94 *S. in* 8.

Vorgenanntes Werk ist eine kleine, aber sehr schätzbare Gabe, welche, wie alle bisherigen des verehrten Verfassers, allenthalben von dem unverdrossensten Fleifse und der gründlichsten Sorgfalt zeugt. Wir erhalten hier nämlich nach einer, vordem in Frankf. a. M., jetzt wahrscheinlich in England befindlichen, Papierhandschrift einen bis dahin noch unbekannten Text des grofsen Rosengartens, welchem nicht blos eine genaue Auseinandersetzung der Verhältnisse der verschiedenen noch sonst vorhandenen Texte dieses Gedichtes, sondern auch eine, selbst für die allgemeine Geschichte

*) S. VII.

des Epos wichtige Untersuchung über die verschiedenen Gestaltungen der zu Grunde liegenden Fabel und ihr Verhältniſs zu dem ganzen Sagenkreise, dem sie angehört, beigegeben ist. Der Gang, den der Verf. dabei nimmt, ist folgender.

S. I wird zunächst der Hauptinhalt der Fabel angegeben, der allen bisher bekannt gewordenen Darstellungen, wie sehr sie auch unter sich im Ganzen und im Einzelnen abweichen, gemeinsam ist. Der Verf. führt sodann S. II u. III diese selbst auf, indem er mit A den in einigen Handschriften (A^a einer Dresdener, A^b einem alten Drucke) enthaltenen Text bezeichnet, welcher der in dem alten, mehrmals im 15. u. 16. Jahrhundert gedruckten Heldenbuch vorkommenden Ueberarbeitung oder vielmehr Entstellung zu Grunde liegt, mit B die abgekürzte, einen verlornen Text voraussetzende Ueberarbeitung Casp. von der Röhn *), mit C unsern Text, mit D den aus einer Vermischung zweier Papierhandschriften, einer Pfälzischen D^a und einer Straſsburger D^b, gebildeten *), mit E endlich den zu D sich neigenden Text, welchen der Anhang des alten Heldenbuchs vor sich hatte.

Es folgen nun von S. III—XXV die Besonderheiten dieser verschiedenen Texte, und zwar zunächst hinsichtlich der Personen und Oertlichkeiten, wobei, mit einiger Ausführlichkeit nur Sîfrit uz Niderlant, der Rôsengarte, Dieterîch von Berne, Hildebrant, Mönch Ilsan, Witege, Dietleip besprochen, sonst aber die in des Verfassers Untersuchung über die Heldensage bereits darüber gegebenen Erläuterungen nicht wiederholt werden.

Dagegen geht der Verf. bei der nun von S. XXV—LVI folgenden Vergleichung des eigentlichen Inhalts der angegebenen Textes-Darstellungen überall mit der ausführlichsten Genauigkeit in das Einzelne ein, und gewinnt auf diese mit musterhafter Kritik durchgeführte Weise folgendes Resultat: Unter den vier mit einander verglichenen Gedichten sind A und D die beiden Hauptstämme. Diese weichen nicht blos in dem Ausdruck des gemeinschaftlichen Inhalts so sehr von einander ab, daſs nur ein Paar Stellen, wo beide sich berühren (vgl. LIX), auf den Ursprung aus Einer Quelle hinweisen, sondern A zeigt auch einzelne Auswüchse (vgl. LXV) und in D erscheint so viel Eignes, was auf die Gestaltung des Ganzen einen so entschiedenen Einfluſs hat, daſs man jedes als ein besonderes, für sich bestehendes Gedicht betrachten muſs. Vor allem gehört dahin die Einmischung Etzels und der Hunen, wodurch das Gedicht offenbar dem Nibelungenliede näher gebracht werden soll. B hingegen weicht nur in Nebendingen von A ab, und kann als Ganzes keinen Anspruch auf Selbständigkeit machen. Eher kann dies C, indem es hier nicht an manchen Eigenthümlichkeiten fehlt (vgl. LIX), wenn wir auch bei genauer Betrachtung nur eine Vereinigung oder Vermischung von A und D, und wenigstens keinen neuen Bestandtheil finden, der so wesentlich wäre, daſs er auf die Gestaltung der Fabel selbst Einfluſs hätte.

Nach dieser Vergleichung der verschiedenen Darstellungen versucht nun der Vf. von S. LXI—LXXVIII eine Kritik der Sage, indem er zunächst durch Ausscheidung des Unechten zu dem Ursprünglichen zu gelangen sucht, und sodann diese gewonnene reinere Gestaltung mit dem ganzen Fabelkreise zusammenhält, um zu beurtheilen, in wie weit sie diesem angemessen erscheint oder widerstrebt.

Das Echte und Ursprüngliche aber sucht der Vf. mit Recht in dem Gemeinsamen, Zusätze dagegen in dem, worin die verschiedenen Darstellungen, namentlich die beiden Hauptstämme A und D, von einander abweichen. Doch dehnt er diese Regel nicht dahin aus, daſs, was lediglich in Einem Gedicht vorkommt, nothwendig verworfen werden müsse, da es im Gegentheile möglicherweise zu dem Besten gehören könne. Darnach scheint die gemeinsame Grundlage des Gedichts oder der ursprüngliche und eigentliche Inhalt desselben kein anderer zu sein, als daſs Dieterich und Siegfried, die beiden ersten Helden der Sage, sich einmal im Kampfe gegenüber stehen, Dieterichs höhere Kraft aber trotz aller Hindernisse in vollem Glanze sich bewährt.

*) Abgedruckt in dem Heldenbuch von Hagen und Primisser.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 15.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

Der Rosengarte von Wilhelm Grimm.

(Schlufs.)

Demnach verwirft der Verfasser als spätere Zusätze und willkürliche Erweiterung die in C und D einen breiten Raum einnehmende Einmischung Etzels, so wie natürlich alles, was damit in Verbindung steht; so ferner die Einführung Rüdigers, wenigstens in der Art, wie er in D thätig eingreift, mit an den Rhein zieht und dort kämpft u. s. w. Dagegen erklärt er Einiges, was in A allein vorkommt, neben manchem Unechten als zur ursprünglichen Fabel gehörig, und sucht endlich noch bei einigen Einzelnheiten des Gedichts seine Ansicht durchzuführen. „So gewinnt erst kritische Sonderung den reinen Inhalt des Gedichts, welchen keine Handschrift unverfälscht und alle zusammen vielleicht nicht vollständig bewahren."

Der Vf. gelangt nunmehr zu dem interessantesten Punkte der ganzen Untersuchung, d. i. zu der Frage, wie sich die Sage von dem Rosengarten zu dem Fabelkreise überhaupt verhalte. Er antwortet hierauf: Das Ereignifs fällt in die Zeit, wo Siegfried noch nicht mit Kriemhilde vermählt, obgleich ihr zum Gemahl bestimmt ist, also in den Zeitraum des ersten Theils des Nibelungenliedes. Dieses Gedicht konnte daher, falls es davon wufste, nicht über unsere Sage hinausgehen, oder gänzlich davon schweigen; auch war im zweiten Theil Gelegenheit genug, sich daran zu erinnern. Indessen findet sich weder im Nibelungenliede noch in andern Darstellungen seines Inhalts, namentlich nicht in der Niflungasaga, irgend eine Spur vom Rosengarten. Ebenso weifs kein anderes zum Fabelkreise gehöriges Gedicht, namentlich nicht Biterolf, bei dem die ähnlichen Ereignisse, die er erzählt, in spätere Zeiten fallen, von unserem Liede, ja es widersprechen sogar verschiedene Nebenumstände in diesem Gedichte. Diesem Allen nach ist es daher nicht wahrscheinlich, dafs der Rosengarten schon zu der Zeit vorhanden gewesen sei, in welche man das Nibelungenlied und das Gedicht vom Biterolf setzen mufs. Vielmehr entstand es am wahrscheinlichsten in der zweiten Hälfte, frühestens in der Mitte des 13. Jahrhunderts, was namentlich das älteste Zeugnifs davon bei Ottokar von Horneck um 1295 zu bestätigen dient (vgl. LXXVIII). Somit verdankt der Rosengarten seine Entstehung erst dem Trieb der Phantasie nach Ergänzung und Erweiterung der ursprünglichen Sage; und den natürlichsten Anlafs dazu gab wohl der bei der einmal bewirkten Verbreitung der Siegfrieds- und Dietrichssage sehr nahe liegende Gedanke, beide Helden, die ersten der ganzen Sage, ihre Kräfte mit einander messen zu lassen. Demnach ist der Rosengarten zwar als ein Anwuchs der Sage, aber zugleich auch als eine Erfindung zu betrachten, bei welcher Absichtlichkeit und Bewufstsein neben der unbewufsten poetischen Kraft, welche zur Ergänzung und Erweiterung der Sage antreibt, in einer Vermischung mag gewirkt haben, deren gegenseitiges Verhältnifs sich nicht bestimmen läfst. Wenn daher einerseits manche Züge auf mehr oder minder willkürliche Erfindung hindeuten, z. B. die regelmäfsige Zahl von 12 Kämpfern, die ungerechte, ganz widernatürliche Einrichtung, dafs Kriemhilde allein die Kämpfenden nach Wohlgefallen scheiden kann, die es in ihre Macht gab, die Ihrigen allezeit der Gefahr zu entziehen u. s. w., so zeugen doch wieder manche andere von volksmäfsigen Sagen und Elementen, welche zur Ausfüllung und Belebung des Ganzen aufgenommen und eingemischt wurden. So ist, um von Mehrerem, was der Verf. S. LXXIII f. anführt, nur Eins und das Andere hervorzuheben, ohne Zweifel aus lebendiger Volksdichtung entsprungen der Mönch Ilsan, der weltlichen Sinnes mit rohen Scherzen Abt und Brüder neckt und in Furcht erhält und die erste Gelegenheit ergreift, der unerloschenen Kampflust Ge-

nüge zu leisten; ja die Anspielungen im Rosengarten und Alpharts (vgl. des Vfs. Heldensage 240. 41) auf seine früheren Verhältnisse zu Dieterich machen sogar gröſseren Umfang der Sage wahrscheinlich. Auch der eigentliche Schauplatz der Thaten unseres Liedes, der Rosengarten zu Worms, so phantastisch er hier ausgemalt erscheint, ist keineswegs eine bloſse Erfindung des Dichters; vielmehr besaſs Worms ehedem wirklich einen sogenannten Rosengarten, worunter man nach *Mone* (Untersuchungen über die Heldensage S. 44) am richtigsten einen fetten mit (Rosen (?) und anderm) Gebüsch durchwachsenen Wiesengrund am Rhein zu verstehen hat, den man ursprünglich wohl, bei niederem Wasserstande, zu Belustigungen im Freien, besonders zu den Maifesten, mochte benutzt haben. Ja, die Kenntniſs der lokalen Verhältnisse springt noch mehr in die Augen, wenn, wie mich Nachforschungen auf dem hiesigen, in der letzten Zeit von mir geordneten alten Stadtarchive mit ziemlicher Gewiſsheit annehmen lassen, der Rosengarten, ganz in Uebereinstimmung mit dem Gedichte, früher, da der Rhein noch mehr östlich floſs, auf dem diesseitigen Ufer lag, bis ihn der Strom als Insel oder Wehrt losriſs und, durch die späterhin an dem jenseitigen Ufer angelegten mächtigen Dämme in seinem Laufe immer mehr westwärts gedrängt, allmählig dem letztern ganz anschwemmte. So wird er auf einem noch vorhandenen Risse von 1753 mit den Worten bezeichnet: „Bischöflich Wormsischer Rosengarten, so ehemal eine Insul gewesen, nun ein Wald ist, da das Wild gehegt wird."

Ueberschauen wir nun nochmals den ganzen Gang der Untersuchung, so scheint allerdings mit der Einsicht in die Entstehung und Fortbildung des Gedichtes ein Blick in die Werkstätte des Epos überhaupt gewonnen, namentlich insofern wir die Schranken, womit ein ernstes Gefühl von der Wahrheit der Poesie und ein besserer Glaube daran das Epos früherer Zeit umgab, durchbrochen, und eine ungebundene rücksichtslosere Phantasie eindringen sehen, die mit dem Bunten und Mährchenhaften ihr Spiel treibt und der von dem festen Grunde abgelösten Sage eine schnellere und leichtere Bewegung gibt. So gilt z. B. im Rosengarten der Kampf, den die alte Heldendichtung als die höchste Angelegenheit und Aufgabe des Lebens mit Ernst und Würde behandelt, für ein durch nichts als bloſsen Uebermuth eines Weibes veranlaſstes Spiel. Das Gefühl der Ueberzeugung und des Ernstes ist durchweg nicht mehr vorhanden, vielmehr erhält erst durch einen halb scherzhaften Ton und die Einmischung humoristischer Gestalten, wie Ilsan und Wolfhart, das Gedicht einen poetischen Grund und Boden. Und da nun zugleich der um diese Zeit völlig ausgebildete Gegensatz der höfischen Poesie das Volksgedicht der Theilnahme der höhern Stände entrückte, so wurde ihm gleichsam das wärmere Licht entzogen, dessen es bedurfte, um sich vollständig zu entfalten; daher denn das ziemlich gleichmäſsige Herabsinken der Sitte und Würde in dem Rosengarten, wobei indeſs zu bedenken ist, daſs Einiges dieser Art dem ursprünglichen Gedichte nicht zur Last fällt, sondern erst in späterer Zeit eingedrungen ist, als die unechten Zusätze, welche die Kritik der Sage ausschied, eingemischt wurden.

Noch bemerkt der Vf. über die Beschaffenheit der verschiedenen Texte Folgendes. C gewährt im Ganzen den vollständigsten Text, in D ist er lückenhafter, und zwar in D^a mehr als in D^b, verdient aber im Einzelnen oft den Vorzug; in A aber ist er so zerstört, daſs er nicht selten in völlige Auflösung des Zusammenhangs und Sinnes übergeht. Und da das Gedicht sowohl durch Handschriften, als durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt ist, so läſst sich das Verderbniſs des Textes zum Theil durch die Vermuthung erklären, daſs er aus dem Munde eines Sängers, der sein Gedicht nicht besser im Gedächtniſs hatte, aufgefaſst oder von einem leichtsinnigen Ohre angehört worden. — Was das Versmaſs angeht, so blickt die Regel der epischen Strophe des Nibelungenliedes im Ganzen zwar noch durch, allein sie ist roh und fehlerhaft (mit klingenden Endreimen, stumpfen Abschnitten) gebildet. Die Abtheilung des Textes in Strophen ist durchaus nicht in A, und in C und D nur stückweise herzustellen, da, anderer Störungen nicht zu gedenken, manchmal nur die Hälfte der Strophe erhalten ist, anderwärts zwei zu einer zusammengeschmolzen sind, sobald nur im Sinne keine offenbare Lücke entstand. — Was den wörtlichen Ausdruck betrifft, so möchte, wenn man auch nicht alles darin für verderbt erklären wollte, doch das meiste Aenderungen erfahren haben, und, falls eine Handschrift des 13. Jahrh. an den Tag käme, nur weniges sich völlig echt erweisen; der Untergang der ältern und bessern Sprachformen versteht sich ohnehin von selbst. Sonst sind die Gleichnisse und Redensarten meist nach den

herkömmlichen altepischen des 13. Jahrh., mäſsig und passend angewendet. — Der Text C ist, wie der Verf. glaubt, in den Gegenden des Niederrheins aufgeschrieben worden, indem niederdeutsche Formen eingemischt sind und mit den entschieden vorherrschenden hochdeutschen auch wohl in denselben Wörtern wechseln, wovon die merkenswerthesten Beispiele angeführt werden. Der Verf. hütete sich übrigens, einen Text von so eigenthümlicher Beschaffenheit mit der Kritik anzurühren; vielmehr bewahrte er das eingemischte Niederdeutsche und was sonst für die geschichtliche Grammatik brauchbar ist. Das Wenige, was er des Verständnisses wegen darin ändern muſste, zeigt er in den Anmerkungen an; die nöthigen Ergänzungen aber unterschieden durch den Druck. Im Uebrigen aber konnte er sich nicht überwinden, die schlechte Orthographie beizubehalten.

Es folgt nunmehr von S. 1—66 der Text C mit der Aufschrift „Der grôze Rôsengarte, von S. 67—71 die Anmerkungen dazu, von S. 71—76 die Angabe des Verhältnisses von C zu A und D, wobei die Verse, welche in C allein vorkommen, mit einem Sterne bezeichnet sind, von S. 77—83 der Mönch Ilsan und von S. 86—94 der Fährmann, zwei Stücke aus D (V. 341—508 und V. 639—778), welche der Verf. als die am reinsten erhaltenen Theile dieses Textes und in Ton und Weise nicht allzu fern vom Nibelungenliede, zumal da sie zugleich als einzelne Lieder gelten können, ausgewählt, und so gut es gehen wollte, hergestellt hat.

Dr. G. Lange, in Worms.

IX.

Die Lehre vom christlichen Kultus nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im wissenschaftlichen Zusammenhange dargestellt von Karl Wilhelm Vetter, evang. Pred. zu Jenkau. Berlin, 1839. *XII. u.* 247 *S.* 8.

Der Hr. Verf. giebt in dieser Schrift einen rühmlichen Beweis von seiner theologischen Beschäftigung auf seiner practischen Laufbahn. Er hat sich auch durch den Formalismus, den er sich angewöhnt hat, nicht zurückhalten lassen, sich auf die Sache selbst einzulassen und das zu Erkennende in eigener Gedankenthätigkeit zu verarbeiten. Er geht, laut der Vorrede, darauf aus, von dem früheren Standpunct „der blos subjectiven Gestaltung der theologischen Wissenschaft" sich zu dem objectiven zu erheben und wirft es den andern Schülern Schleiermachers vor, daſs sie dazu nicht fortgeschritten sind. Schon dieſs Gefühl des Mangels, welches das Bedürfniſs ist, verbürgt uns, daſs der Hr. Verf. mit der Zeit des rechten Weges nicht verfehlen werde. Vor der Hand zwar müssen wir daran zweifeln, da der Hr. Verf. sich in der Vorrede noch dahin erklärt, daſs jener subjective Standpunct den objectiven selbst schon enthalte und dieser besonders in dem philosophischen System Schleiermachers auf eine unverkennbare Weise angedeutet erscheine; und sei daher, sagt er, ein solches Zurückbleiben um so mehr zu beklagen, da man gerade von hier aus und auf diesem Wege die Theologie auf eine so eigenthümliche und lebensreiche Weise entfaltet haben würde, als dieſs von den Anhängern des abgeschlossenen Hegel'schen Systems niemals geschehen könne. Man sieht hieraus, daſs die höchsten Kategorien des Hrn. Verfs. auch bei seinem vermeinten Fortschritt zur Objectivität der Erkenntniſs nebst dem Lebensreichen das Eigenthümliche geblieben ist, welches als solches doch dem Object sein Recht wieder nimmt, um es an das Subject allein zu übertragen, und weit davon entfernt ist, den inneren Lebensreichthum der Sache selbst sich ruhig entfalten zu lassen. Es fragt sich daher sehr, ob der Hr. Verf. mit diesen Grundsätzen über „jene blos nach subjectiven Maximen eingerichtete Dialectik, welche den göttlichen Inhalt des Christenthums in ihren weichen Formen zu einem Inhalt menschlicher Weisheit macht", wirklich hinausgekommen ist, da dieſs noch lange nicht dadurch geschehen kann, daſs die dialectische Form allerlei Inhalt an sich heranzieht und sich daran herumbewegt. Wie wenig sein Fortschritt über jenen Standpunct ein wirklicher sei, sieht man leicht daraus, daſs der Hr. Verf. sich eben so sehr gegen die speculative Theologie erklärt und verwahrt. Er gehöre nicht zu denen, sagt er, welche in der Umgestaltung eines philosophischen Princips sogleich eine Hoffnung finden auf ein ganz neues und verändertes Leben in der Kirche. Mit dieser Aeuſserung gesellt sich der Hr. Verf. noch denen zu, welche, obgleich sie über die Philosophie, die sie verwerfen, urtheilen, doch nicht mit der zu einem berechtigten Urtheil nothwendigen Kenntniſs derselben ausgerüstet sind. Denn sonst müſste er ja

wissen, dafs diese Philosophie am wenigsten Anspruch darauf macht, nur Umgestaltung eines philosophischen Prinzips oder überhaupt selbst von bestimmtem Prinzip zu sein und dafs sie vielmehr eben darin die wahre ist, dafs sie alle philosophischen Prinzipien in sich enthält und aufhebt. Kann man sie darum ein „abgeschlossenes System" nennen, weil sie nichts aufser sich stehen läfst, nichts ausschliefst, sondern alles einander gehörig unterordnet? Wenn daher, wie der Hr. Vf. zu hoffen scheint, sich „die Differenz der wissenschaftlichen Schulen jemals lösen und die Vereinigung in der einen Wahrheit jemals gefunden werden soll," so ist nicht abzusehen, wie dieses je anders als auf dieser Grundlage geschehen soll. Die Umgestaltung eines philosophischen Prinzips, worauf es in des Hrn. Vfs. Sinn mit aller Philosophie hinausläuft, ist noch zur Zeit bei ihm dasselbige, was die Trivialität sonst in dem Satz ausspricht, dafs ja jede Philosophie die vorhergehende widerlege, woran man also leicht merken könne, dafs es mit aller Philosophie nichts sei. Noch ungerechter aber ist der Hr. Vf. darin, dafs er der speculativen Theologie die Thorheit zuschreibt, von der obigen Umgestaltung eines philosophischen Prinzips sogleich ein ganz neues und verändertes Leben in der Kirche zu erwarten, da ihre Aufgabe vielmehr immer nur die gewesen ist, das gegebene, wirkliche (= vernünftige) Leben in der Kirche zu erklären und zu begreifen und eben sie am weitesten davon entfernt ist, alles neu machen und es verändern zu wollen, was vielmehr nur der eigenthümlichen, theoretischen Erkenntnifs, auch in der practischen Theologie, zufällt. Am stärksten erklärt sich der Hr. Vf. gegen das Identificiren der theologischen Wissenschaft mit der Philosophie auch rücksichtlich ihres Inhalts, was wiederum die Trivialität, nur nicht so, sondern planer so ausdrückt, dafs die Philosophie wohl als formelle Vorbildung, als abstracte Logik und Dialektik, nicht zu verwerfen sei, falls sie nur über die Sache selbst sich kein Urtheil anmafse. Ihm sei daher, sagt der Hr. Vf., jenes Bestreben durchaus fremd, nach welchem in der Bewegung des speculativen Gedankens das Christenthum in seiner Idee aufgefunden wird. Auch diefs würde vielleicht dem Hrn. Vf. nicht so fremdartig vorkommen, wenn ihm gesagt würde, diefs heifse so viel, als dafs in der christlichen Religion Vernunft entdeckt oder diefs anerkannt würde, dafs man in ihr nichts Unvernünftiges vor sich habe und dafs sie, im Grund und in der Wurzel mit der speculativen Idee identisch, in dieser auch als die vollkommen offenbare und geoffenbarte gewufst werde. Wenn daher der objective Inhalt in der Bewegung des wissenschaftlichen Gedankens nicht aus der Idee an sich herkommt, wie der Hr. Vf. sagt, so bleibt es bei der subjectiven Gestaltung, über welche der Hr. Vf. hinaus wollte, und man hat höchstens eine (sogenannte) Idee vom Christenthum, aber nicht die Idee des Christenthums selbst, und nicht sie ist es alsdann, welche sich in den subjectiven Gedanken bewegt. Der Hr. Verf. thut daher den andern Schülern Schleiermachers Unrecht, wenn er denkt, darin irgend etwas vor ihnen voraus zu haben, sondern sein wirklicher Fortschritt wäre nur sein Uebergang in die speculative Erkenntnifs und Methode, die aber „des pikant-Geistreichen wegen in der unüberwindlichen Form ihrer Darstellung seiner Denkweise nicht zusagt," womit er denn das Beliebige in dieser selbst ausspricht. Gleichwohl ist nicht zu verkennen, dafs eben das Geistreiche, auch für Manche gewifs in unüberwindlich schwieriger Darstellung, der Standpunkt des Hrn. Verfs. selbst ist; denn dieser Standpunkt erhebt sich einerseits unleugbar über das Gewöhnliche und nähert sich der Erkenntnifs der Wahrheit, aber da er der Standpunkt des unbestimmt geistreichen und den Begriff nicht erreichenden Raisonnements ist, so eignet er sich, als stets Interessantes darbietend, viel mehr für die Conversation als für die Wissenschaft. Den Vorzug, den alles Dialektische in sich selbst hat, sich nach den verschiedensten Seiten hin zu bewegen und was zur Sache gehört, zu berühren und in die Bewegung hineinzuziehen, kurz die Sache selbst in Flufs zu bringen, hat der Hr. Vf. mit grofser Geschicklichkeit geltend gemacht. Insofern ist die Betrachtung eine vielseitige und gedankenreiche geworden, der man gern folgt; dem Gegenstande, der bewiesen d. h. begriffen werden soll, ist sie nicht angemessen. Diesem innern Mangel entspricht ganz auch die äufsere Einrichtung dieser Schrift. In solchen aphoristischen Sätzen, in solcher pikanten, prägnanten, apophthegmatischen, änigmatischen Manier, in so orakelartiger Weise kann die Wissenschaft sich nicht entwickeln.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 16.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

Die Lehre vom christlichen Kultus nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im wissenschaftlichen Zusammenhange dargestellt von Karl Wilhelm Vetter.

(Schlufs.)

Hat Schleiermacher sich dieser Form in seiner theologischen Encyclopädie bedient, so hat er dazu seine Gründe gehabt, nämlich den äufsern Zweck, eine Reihe von Sätzen aufzustellen, die der mündlichen Erläuterung bedurften und auf die letztere desto begieriger machen sollten, wie das der Zweck eines jeden guten Compendiums sein mufs. An und für sich ist die Form von Sätzen unwissenschaftlich; was Wissenschaft ist, kann sich nicht in Sätzen und Grundsätzen bewegen, weil diese Form das Subjective, Beliebige, Willkürliche noch nicht abgestreift hat, was im Satz noch nicht, selbst wenn er zum Urtheil wird, sondern allein im Begriff geschieht. Sätze und Urtheile können daher nur den Werth von Behauptungen und Versicherungen haben, so lange sie nicht bewiesen sind, was aber mit dieser fest gewordenen Form nicht vereinbar ist. Das Unbewiesene erscheint in den Sätzen meist so, dafs sie mit „Da" anfangen: „Da dem so ist — so wird dem so sein.". „Da" ist die blofse Voraussetzung. Dafs es zum Beweis d. i. zum Begriff nicht kommen soll, ist auch dadurch angedeutet, dafs es ausdrücklich bei Theorien und Constructionen bleibt, welches, da man es nicht mit einer mathematischen Aufgabe, sondern mit einer so concreten Materie, wie der christliche Kultus ist, zu thun hat, gewifs die unangemessenste Weise der Erkenntnifs ist. In zwei Theilen entwickelt sich das Ganze der Schrift. Der erste Theil enthält eine allgemeine Theorie des Kultus in einer elementarischen und einer konstructiven Abtheilung, der zweite die besonderen Theorien; das Besondere ist aber hier die Predigt, der Gesang und das Gebet. — Was nun den wesentlichen Inhalt der Schrift betrifft, so liefse er eigentlich wohl erst sich beurtheilen, wenn Schleiermachers practische Theologie endlich erschienen wäre: denn dann könnte man sehen, worin der Hr. Verf. von ihm sich unterschiede, und was das ihm Eigene und Eigenthümliche wäre. Aus der Encyklopädie noch wissen wir, dafs die ganze practische Theologie eine Theorie des Kirchenregiments und Kirchendienstes ist und die ganze Eintheilung darauf beruht. Diefs kommt auch bei dem Hrn. Verf. in der Einleitung vor, obgleich die ganze Distinction nur auf dem formellen Unterschiede des Ganzen und seiner Theile ruht. Das Kirchenregiment hat es mit dem Ganzen, der Kirchendienst mit dem Einzelnen zu thun. Wie schon bei diesem Punct, besteht, was man die wissenschaftliche Einsicht nennt, in lauter äufserlichen, die Sache selbst nur auf der Oberfläche berührenden Bestimmungen, formalen Differenzen und quantitativen Gegensätzen, die ein Verhältnifs zu einander haben und in einander hineinscheinen, die man aber, wenn man sie nur ein wenig drückt, leicht zerdrücken kann, so, dafs sie nichts mehr enthalten und aussagen. Wie schon das Ganze nichts ist ohne seine einzelnen Theile und diese, zumal wenn sie organische, also Glieder sind, nichts sind, ohne ein Ganzes zu bilden, ebenso ist es auch mit dem Begriff der Gemeinde, wie ihn der Hr. Vf. in der Einleitung noch bestimmt. Er unterscheidet sie als die werdende und gewordene. Es ist leicht zu sehen, dafs hier das zufälligste und äufserlichste Zeitmoment das Entscheidende ist, als ob ich sagte: noch nicht die Gemeinde oder schon die Gemeinde. Alles nun, was als Einwirkung auf die gewordene Gemeinde hervortritt, bildet das Gebiet des Kultus, was auf die noch werdende Gemeinde, den Jugendunterricht und die Seelsorge, nach dem Hrn. Verf. Im Begriff der Gemeinde sich bewegend, müfste man vielmehr fragen: wann oder wodurch ist die Gemeinde die wirklich

gewordene, wann ist sie die mehr als erscheinende, die wahrhaft wirklich gewordene? und es würde sich zeigen, dafs weder die Erscheinung in der Zeit, noch die im Raum oder Ort, die Localgemeinde als solche die wahrhaft wirkliche ist und man mit diesem Prädicat, die wirkliche Gemeinde zu sein, nicht so verschwenderisch sein dürfe, weder das Lebensalter, noch der Kirchenbesuch darüber entscheide; andererseits wäre zu fragen: warum die Jugend und der Einzelne nicht zur wirklich gewordenen Gemeinde gehören sollten, da sie doch die tiefsten, geistlichen Bedürfnisse zeigen und für deren Befriedigung empfänglich sind, die wirkliche Gemeinde mit der wirklich religiösen identisch ist, nach §. 13. — Es kommt dann ferner auch zu dem von Schleiermacher wieder aufgebrachten Gegensatz von Klerus und Laien, der hier als auf dem Unterschied von Mittheilung und Aneignung beruhend bestimmt wird. Auch dieser Gegensatz ist leicht in seiner Nichtigkeit aufzuzeigen, indem die eine ohne die andere nichts ist, somit beide sich in einander aufheben und nur gewaltsam als constant einen Augenblick einander gegenüber stehend fixirt werden, welches nur das Werk der willkührlichen Reflexion ist. Der Hr. Vf. selbst sagt: sie fallen beide im evangelischen Kultus vollkommen zusammen, was aber in seinem Sinn wohl auch nur äufserlich gemeint sein kann, als in dasselbe Zeitmoment fallend, oder als simultanes Zusammensein, doch nicht so, dafs sie wahrhaft identisch sind, denn dann wäre es mit dem Klericat und der Laienschaft aus, wie es der Hr. Vf. auch in den letzten Sätzen des Abschnittes zugiebt, dafs der Unterschied nicht auf einer wesentlichen Ungleichheit beruhe. Wichtiger aber wäre gewesen, zu deduciren, wo der Unterschied und die Ungleichheit eigentlich herkommt und wie sie sich aus der wesentlichen Gleichheit heraus entwickelt und dafs der Geistliche nichts anderes ist, als ganz einfach das Bewufstsein der Gemeinde. — Ueber das Verhältnifs der Kunst zum Kultus kommt manches Richtige und Schätzbare vor, besonders ist die Bestimmung, worin es zur redenden und bildenden, zur musikalischen und mimischen Kunst kommt, ganz interessant und fast ein Anlauf zum Begriff, da der Hr. Vf. sich sonst fast nur bei dem Wesen aufhält, wiewohl auch hier alles zuletzt an dem dünnen Faden des Unterschiedes zwischen Gedanken- und Empfindungsleben hängt und der Hr. Vf. selbst sagt, dafs der Gegensatz nur relativ sei. Ist überdem die eigenthümliche Welt der Kunstdarstellung nur eine niedere Stufe der Offenbarung des Geistes und im Kultus es der absolute Geist, welcher in der christlichen Gemeinde sich offenbaren will, nach dem Hrn. Verf., so wäre wohl die Frage der Berücksichtigung werth, warum denn in der griechischen Welt, welche nicht auf der Stufe der Offenbarung des absoluten Geistes steht, die Kunst ihre höchste Stufe errang und in dem evangelischen Kultus der Kunst selbst eine so bestimmte und nothwendige Gränze gesetzt ist. Was hierüber, der Hr. Vf. §. 30. sagt, ist zwar ganz richtig, reicht aber zur Beantwortung jener Frage nicht aus, daher die erstere Bestimmung selbst nicht als treffend anzusehen ist. — Von demjenigen, was der Hr. Verf. §. 152. man weifs nicht, aus welchem Grunde sagt, wäre wohl vielmehr gerade das Gegentheil als das eigentlich Begriffsmäfsige und Zeitgemäfse zu verlangen. Er sagt: „Besondere Regeln darüber aufzustellen, wie das religiöse Element im evangelischen Kultus sich rein zu erhalten suchen müsse von Elementen der Frömmigkeit, wie sie etwa in der heidnischen und jüdischen Religion zum Vorschein kommen, gehöre keineswegs in eine practische Theologie der evangelischen Kirche, demnach auch in keine Theorie des evangelischen Kultus." Denn eben aus Resten und Ausflüssen des Geistes beider genannten Religionen besteht *das* Eigenthümliche des papistischen Kultus, welchem die evangelische Kirche von Anfang an wachsam sich gegenübergestellt und welchem gegenüber ihr Kultus so eigenthümlich bestimmt erscheint. Wenn daher der Hr. Vf. unmittelbar darauf selbst von Differenzen spricht, die auch innerhalb des Christlichen überhaupt und des christlich Evangelischen insbesondere vorkommen und den wahrhaften Begriff des religiösen Inhalts alteriren, wie dieser allein im Kultus der evangelischen Kirche zur Darstellung kommen kann, so sind das eben keine anderen, als die genannten. Also dafs von jenen beiden Seiten sich nichts in den evangelischen Kultus einschleiche, ist gerade die sehr practische Aufgabe für jedes Begreifen und Gestalten des evangelichen Gottesdienstes. — So sehr man ferner die Gebiete des speculativen Denkens in der Wissenschaft und des christlichen Glaubenslebens unterscheiden und gegenseitig gehörig abgränzen mufs, damit nicht beide in sich ver-

schiedene Sphären vermischt werden und die Wissenschaft nicht das fromme Leben und dieses nicht jene ersetzen zu können oder selbst schon zu sein meine, welches letztere der noch zur Zeit herrschendste von Theologen selbst vielfältig begünstigte Irrthum ist, so ist doch, was als Wahrheit in der Wissenschaft erkannt ist, von nothwendigem Einfluſs auch auf den Kultus und es kann dieser sich solcher Wahrheit nicht erwehren wollen, am wenigsten durch solche unzulängliche Distinctionen, als die des Hrn. Verfs. sind S. 37., nach denen die speculative Idee doch immer nur (?) die eigene (?), dem Irrthum unterworfene That und nicht (?) die Gnadenthat Gottes in uns ist und also das speculative Element als solches nur in der Wissenschaft, niemals in der unmittelbaren Manifestation des religiösen Lebens selbst seinen Ort hat. Wenn so, wie nach des Hrn. Verfs. Vorstellung einerseits, die speculative Idee nur das Gebilde des subjectiven Denkens ist, woran Gott, der die Wahrheit und Heiligkeit selbst ist, keinen Antheil hat, und andererseits die Manifestation des religiösen Lebens im Kultus die gedanken- und wahrheits-lose sein darf, so ist beiden die Seele des Lebens entzogen und so ist es um beide gleich schlecht bestellt. Der Hr. Verfasser giebt es zu (was für den gegenwärtigen Stand der Erniedrigung der Wissenschaft Gottes schon viel ist) „daſs die Theologie sich dem speculativen Denken nicht entziehen kann und der Theolog den Inhalt seines Glaubens sich auch im Element des speculativen Gedankens zur Anschauung zu bringen hat, auch, daſs das Christenthum selbst nicht ohne Einfluſs auf die Bewegung des speculativen Denkens geblieben ist;" um so mehr ist zu bedauern, daſs seine Abwehr desselben nach der Seite des evangelischen Gottesdienstes hin leicht so gemiſsdeutet werden kann, als ob er der Gedankenlosigkeit in der Erbauung das Wort rede. Dagegen würde im Gegensatz von §. 168 das Mystische vom Kultus nicht auszuschlieſsen sein, wie der Herr Vf. verlangt; denn ist nicht das Sinnbildliche schon als solches das Mystische, unmittelbare Einheit des Gefühls und Gedankens? — Der Kanon, den der Hr. Vf. §. 174 aufstellt, daſs jedes religiöse Element, das im Kultus zur gemeinsamen Darstellung und Aneignung kommt, zugleich seine nothwendige Beziehung auf die Schrift ausdrücken müsse, ist nicht ausreichend und umfassend genug zur Bildung eines vollständigen Kultus auch der protestantischen Kirche; es fände bei diesem Kanon das Kunstelement kein Unterkommen im evangelischen Kultus; vom Anfang an ist die evangelische Kirche auch als solche darin thätig gewesen, und schon mit der negativen Forderung, daſs das anderweitig Entsprungene nur der Schrift nicht widerspreche, zufrieden gewesen. — Auch der Gegensatz der römischen und protestantischen Kirche in ihrem verschiedenen Verhältniſs zur Schrift, wie es der Hr. Vf. §. 182, 183 bestimmt, ist nicht richtig angegeben; denn wenn der römische Katholicismus sich die Thatsachen der Erlösung in der Schrift durch die Kirche vermittelt, die evangelische aber vermöge der unausgesetzten Wirkung des heiligen Geistes, so ist die Kirche dort keineswegs als entblöſst von den Wirkungen des heiligen Geistes gesetzt, sondern eben darein gesetzt, nur unmittelbar, so, daſs das Menschliche dort sich auch für das Göttliche ausgeben kann und kein Prinzip der Unterscheidung vorhanden ist. — Die Art und Weise, wie der Hr. Verf. zu dem Gedanken der Betrachtung und des Gebetes kommt, ist sehr künstlich und gesucht; es dreht sich alles um die beiden Bestimmungen, wie das Gottesbewuſstsein die Momente des zeitlich bewegten Lebens mit sich zusammenschlieſst und wie es sie zusammengeschlossen hat; das erstere giebt die fromme Betrachtung, das andere das Gebet. Es ist klar, daſs hier das Präsens und Perfectum, die reine Zeitbestimmung, die Entscheidung dessen hat, was der Unterschied der Betrachtung und des Gebetes ist, und daſs das auch nicht einmal eine Annäherung an den Begriff ist, der vielmehr ganz einfach als Beweglichkeit und Unbeweglichkeit auszudrücken war, auch abgesehen von dem Ueberfluſs an Worten, der dabei vorkommt. So wird auch schwerlich viel gewonnen sein mit den dialectischen Bestimmungen des Unterschiedes S. 221 z. B. „Die fromme Betrachtung ist das religiöse Denken im Gefühl der Andacht; das Gebet ist das Gefühl der Andacht, aber in religiösen Gedanken." Dem steht gleich die Unterscheidung S. 69, daſs der speculative Gedanke die Objectivität im Begriff sucht, der religiöse Gedanke aber die Objectivität an sich selbst hat. Aus solchen Bestimmungen klug zu werden oder etwas zu lernen, ist überaus schwer. — Die Nothwendigkeit des Vorlesens der Perikopen

in der Liturgie hat der Hr. Verf. allerdings sehr gut nachgewiesen und gerechtfertigt, aber da die Liturgie der Einheits- oder Vereinigungs-Punkt der Thätigkeit des Geistlichen und der Gemeinde ist, so hätte billig auch an dieser Stelle von der Nothwendigkeit des Gesanges in der Liturgie gehandelt werden müssen, den da der Chor als Vertreter der Gemeinde hat. — Dafs die Predigt im evangelischen Gottesdienst vorzugsweise und überwiegend hervortritt, wird S. 104 nicht aus dem confessionellen Charakter der evangelischen Kirche abgeleitet, sondern nur gesagt, dafs sie im unmittelbaren Zusammenhange die meiste Zeit des Kultus in Anspruch nimmt; hiedurch ist wiederum die Zeitbestimmung die Hauptkategorie, obgleich der Hr. Verf. bemerkt, dafs die Bestimmung der Dauer nach Minuten eine mechanische Ansicht sei. — Wenn die drei Bestandtheile des Kultus in ihrer organischen Zusammengehörigkeit den Gottesdienst constituiren, wie das der Hr. Vf. genügend gezeigt hat, so widerspricht es dem, dafs sie, wo sie auseinander fallen, noch unter diesen Gesichtspunkt treten dürften und solche Handlungen, wie Taufe, Abendmahl, Confirmation, Copulation, Begräbnifs, Ordination, Installation, Einsegnung der Wöchnerinnen und die Weihung der für den Kultus zu brauchenden Gegenstände noch als integrirende Theile des Gottesdienstes abgehandelt werden könnten. Sie schliefsen sich vielmehr ihm nur an, haben kein inneres, sondern nur äufserliches Verhältnifs zu ihm und beruhen allein auf persönlicher, nicht auf gemeinsamer Aneignung, welche letztere allein dem öffentlichen Gottesdienst angehört. Wie kann also vom Tauf*kultus* u. s. f. geredet werden, wenn doch, wie nach dem Hrn. Vf. selbst S. 109, die Taufe keine Handlung innerhalb des Kultus ist? Damit ist wohl vereinbar, dafs die Taufe als ein kirchlicher Act anzusehen ist, und es ist eben deshalb die Haustaufe nicht, wie S. 109 gesagt ist, als eine Ausnahme von der Regel zu betrachten; sie ist auch so doch nichts desto weniger ein Act der Gemeinde, obgleich sie nicht in dem bestimmten öffentlichen Kirchenraum geschieht, den der Hr. Verf. hier die Kirche nennt. — Die Bezeichnung des Sonntagsgottesdienstes als des unbedingten und des Festgottesdienstes als des bedingten, ist mindestens unbequem und ein nicht richtiger Ausdruck für di Verhältnifs; viel eher wäre jener der unbestimmte, di ser der bestimmte zu nennen. — Gern begleiteten w den Hrn. Vf. noch durch die sogenannten besonder Theorien der Kultuselemente, in denen überall das I teressanten und Geistreichen viel vorkommt. De den erneuerten und nothwendigen Gesetzen dieses I stituts gemäfs sollen Beurtheiler sich dessen bewuf bleiben, dafs Andere auch etwas vorzutragen haben Nur noch folgendes Wenige. In der Theorie der Pre digt ist die Kategorie der religiösen Lebendigkeit i der sogenannten Urbildung (bei der Meditation) so häu fig wiederkehrend, dafs wohl der Hr. Vf. sich fragen mufs, was darunter zu verstehen sei. Diese religiös Lebendigkeit, wie sie der Hr. Vf. selbst beschreibt, is eine zwar jetzt sehr beliebte Kategorie, aber noch e was so unbestimmtes und unmittelbares, dafs darin noch gar keine Vermittelung durch Gedanken anfängt und wohl zu fürchten steht, es werde der Meditirende, wenn er ihr sich überläfst, häufig in den Fall kommen, auf nichts Rechtes zu kommen. Wenn denn, auch nach dem Hrn. Verf., die religiöse Thätigkeit in der Urbildung auch zur Gedankenthätigkeit, deren Wesen die Begriffsbildung ist, wird, so wird wohl der ihr vorhergegangene Zustand der religiösen Lebendigkeit der des absoluten Gedankenmangels gewesen sein. — Treffend hat der Hr. Vf. das Oratorische in seiner Einheit mit dem Religiösen gefafst; aber um so weniger ist einzusehen, warum er nicht dabei geblieben und statt dessen das Poetische in der Predigt so sehr geltend macht. — Ein von der Gemeinde selbst gesprochenes Gebet im Kultus, sagt der Hr. Verf. S. 230., wäre durchaus nichts Widernatürliches; „allein da die Gemeinde in der blofsen Nachproduction der Gebete im Kultus niemals erscheinen will, so bringt der Liturg ihre Gebete zur Darstellung"; diefs aber ist keineswges der wahrhafte Grund, sondern weil es wirklich widernatürlich ist; denn es kann eine Versammlung Vieler zu gleicher Zeit wohl singen, aber nicht sprechen, wie diefs allerdings das Widernatürliche ist in der Englischen Liturgie.

D. Marheineke.

№ 17.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

X.

Sur la circulation et sur les vaisseaux laticifères dans les plantes. Par le Dr. C. H. Schultz, Profess. ord. de l'Université de Berlin. Mémoire qui a remporté le grand prix de physique proposé par l'Académie royale des Sciences de Paris pour l'Année 1833. *Avec* 23 *planches. Paris,* 1839. *et à Berlin chez A. Hirschwald.*

Unbeschadet einer von sachkundiger Hand erwarteten weiteren Besprechung des Gegenstandes obiger Schrift, glauben wir nach mehrseitiger Aufforderung einem allgemeineren Wunsch zu entsprechen, wenn wir in kurzen Zügen die Resultate dieser mehrjährigen Arbeit, soweit sie hier dargestellt sind, übersichtlich zusammenstellen. Der Hauptzweck des Werkes ist, gemäfs der von der Königl. franz. Akademie der Wissenschaften im Jahr 1830 aufgestellten Preisfrage, das durch die Entdeckung der Säftecyklose bekannt gewordene System der Lebenssaftgefäfse in allen Organisationsverhältnissen der Pflanze und des Pflanzenreichs darzustellen. Da man bisher nur *Ein* allgemeines Gefäfssystem in den Pflanzen, das der Spiralgefäfse nämlich, gehörig erkannt hatte, so war es nur durch eine umfassende Arbeit möglich, die Existenz eines zweiten neuen Gefäfssystems überhaupt allgemein nachzuweisen, und zugleich die eigenthümliche Organisation desselben so weit als möglich zu enthüllen; doch bescheiden wir uns gern, dafs auch aller Mühe und Sorgfalt ungeachtet der Gegenstand nicht erschöpft und noch manche Nachlese zu halten und manche Verbesserung hinzuzufügen sein wird. Es kam hier besonders darauf an, durch einen Reichthum bildlicher Darstellungen den Gegenstand zu versinnlichen, vorzüglich einem vielleicht überemsigen Zweifel gegenüber, der anstatt die Hand mit ans Werk zu legen, sich in theoretisirenden Bedenklichkeiten erschöpft hat, so dafs ihn die Sache erst von Aufsen her überwachsen mufste. Wir hatten es daher uns besonders angelegen sein lassen, alle unsere Beobachtungen durch naturgetreue Abbildungen anschaulich wiederzugeben und mit dem Texte des Manuscripts eine Anzahl von 100 Tafeln der franz. Akademie überreicht, welche für die Akademie selbst jede Einzelnheit der Beschreibung befriedigend mit materiellem Nachweis belegen konnte. Obgleich es nun wünschenswerth gewesen wäre, die sämmtlichen Tafeln publizirt zu sehen, um alle Details öffentlich vor Augen zu legen, so war dieses doch bei dem übermäfsigen Kostenaufwande, den der Stich aller Tafeln verursacht haben würde, kaum zu hoffen; und gewifs sind die Erwartungen in dieser Beziehung schon dadurch übertroffen worden, dafs die Akademie auf ihre Kosten eine so grofse Auswahl aus sämmtlichen Abbildungen durch Abkürzung der Figuren hat graviren lassen, dafs 23 Tafeln damit gedrängt angefüllt sind. Die Freigebigkeit der franz. Akademie verdient in diesem Betracht gewifs den besten Dank, indem nunmehr doch aus einer grofsen Anzahl von Pflanzen, die Organisationsverhältnisse des Lebenssaftgefäfssystems vor Augen liegen. Das Hauptresultat, welches hierdurch erreicht worden, ist zunächst der Nachweis, dafs alle Gefäfsbündel, die man früher einfach als aus von Zellen umgebenen Spiralgefäfsen gebildet betrachtet hatte, aus zwei verschiedenen Gefäfssystemen *zusammengesetzt* sind, nämlich aus Spiralgefäfsen und aus Lebenssaftgefäfsen. Früher galt die Benennung: Gefäfsbündel überhaupt so viel als Bündel von Spiralgefäfsen, jetzt haben wir schon an sorgfältig gezeichneten Querdurchschnitten aufs deutlichste vor Augen gelegt, dafs bei keiner Pflanze die Gefäfsbündel einfach, sondern dafs sie überall aus zwei Gefäfssystemen zusammengesetzt sind. Der erste Theil der von der Akademie gegebenen Frage: les vaisseaux du latex existent-ils dans le grand nombre des végéteaux, et quelle place y occu-

pent-ils? ist also durch die dargestellten Thatsachen dahin beantwortet, dafs überall, wo sich Bündel wahrer Spiralgefäfse im Stengel finden, in diesen Bündeln selbst neben den Spiralgefäfsen noch Lebenssaftgefäfse vorhanden sind. Die Spiralgefäfse bilden den nach der Axe des Stengels gerichteten Theil, die Lebensgefäfse machen den nach dem Umfang zu liegenden Theil des Bündels aus, und zwar so, dafs eigentlich jedes Gefäfsbündel ein Doppelbündel ist, dessen äufserer Theil das Bündel der Lebenssaftgefäfse, dessen innerer Theil das Bündel der Spiralgefäfse ist. Aus mehr denn 80 verschiedenen, S. 43 und S. 87 übersichtlich zusammengestellten Familien sind Beobachtungen gegeben. Die querdurchschnittenen Mündungen der Lebenssaftgefäfse unterscheiden sich von den Spiralgefäfsen dadurch, dafs sie ihren verschiedenen Entwickelungsstufen gemäfs nur theilweise weit offen stehen, theilweise aber mehr oder weniger durch Contraktion verengt oder ganz geschlossen erscheinen; aber eben dieser Charakter giebt den Querdurchschnitten der Lebenssaftgefäfsbündel ein so eigenthümliches Ansehen, dafs sie sehr leicht sowohl von den Spiralgefäfsen als von den umliegenden Zellen unterschieden werden können. Die Verbreitung der Lebenssaftgefäfse in der Pflanze ist jedoch nicht auf die Bündel beschränkt, sondern die Bündel bilden nur die Centralpunkte des Systems, welche wir mit dem Namen *des Heerdes* belegt haben. Die Gefäfse liegen hier gedrängt aneinander. Von diesem Heerde aus geschieht nun durch Verzweigung eine Verbreitung einzelner abgesonderter Gefäfse in alle Theile der Pflanze, besonders in die mancherlei Formen des Zellengewebes: das Mark, die Sekretionsorgane, und selbst im Holze haben wir schon einzeln verbreitete Lebenssaftgefäfse aus der Wurzel des Schöllkrauts im Jahr 1824 in der Schrift: über den Kreislauf des Saftes im Schöllkraut abgebildet. Besonders das junge Mark z. B. des Feigen- oder Maulbeerbaums ist sehr reich an Lebenssaftgefäfsen. Der zweite Theil der von der Akademie gegebenen Frage betrifft näher die Organisation der Lebenssaftgefäfse: sont-ils séparés les uns des autres ou réunis en un réseau par des fréquentes anastomoses? Wir hatten im Jahr 1830 der Akademie einige, später in den Annales des Sciences naturelles (T. 22. Pl. 1. 2.) publizirte Abbildungen mitgetheilt, in denen der netzförmige Zusammenhang auch an präparirten Gefäfsen sehr deutlich hervortritt, doch macht dieser Charakter nur einen Theil der gesammten Organisationsverhältnisse aus. Die wichtigsten hierher gehörigen Eigenthümlichkeiten der Lebenssaftgefäfse liegen in ihren Metamorphosen durch die Entwickelungsstufen. Wir haben nach den schon in der Schrift: über die Natur der lebendigen Pflanze gegebenen Beobachtungen in dem gegenwärtigen Memoir bei einer sehr grofsen Anzahl von Pflanzenfamilien die drei Entwickelungsstufen, der contrahirten Lebenssaftgefäfse (vasa laticis contracta), der ausgedehnten (vasa lat. expansa), und der gegliederten (v. lat. articulata), nachgewiesen. Die contrahirten Lebenssaftgefäfse bilden den jugendlichen Zustand, worin ihre Lebensthätigkeit am gröfsten ist. Die Hauptäufserung dieser Lebensthätigkeit liegt in der Fähigkeit sich auszudehnen und zusammenzuziehen. In den contrahirten Lebenssaftgefäfsen überwiegt die lebendige Contraktion, so dafs sie sich bis zum Verschwinden ihres Volumens verengern und den ganzen Inhalt austreiben können, daher sind sie hier von aufserordentlicher Feinheit, doch kommen immer einzelne mehr oder weniger ausgedehnte angeschwollene Stellen an ihnen vor. Sie finden sich mehr in den jüngeren Trieben der Pflanze und in dem saftreichen Zellgewebe in grofser Feinheit einzeln verbreitet, worüber wir besonders aus der Familie der Aroideen mehrere genaue Abbildungen dem Memoir beigegeben hatten, die jedoch grofsentheils nicht publizirt werden konnten, uns aber mit anderen zurückgegeben worden sind, so dafs wir sie in anderem Zusammenhang später noch zu liefern hoffen. Mit vorrückendem Alter und Wachsthum bilden sich die vasa contracta in die zweite Stufe der vasa laticis expansa um. Diese erscheinen von viel gröfserem Umfang, angeschwollen und von Saft strotzend, daher meist von körnigem Ansehen durch ihren Inhalt, obgleich die Wandungen selbst glasartig und gleichförmig durchscheinend sind, sobald der Saft entleert ist. Wie die contrahirten Lebenssaftgefäfse in der ganzen Ausdehnung verengert und nur mit einzelnen *angeschwollenen Stellen* versehen sind; so finden wir bei den expandirten im Gegentheil die ganze Länge des Gefäfses ausgedehnt und aufgeschwollen, aber mit einzelnen *contrahirten Stellen*. In ihnen ist die Contraktion schon zurücktretend und die Expansion überwiegend; doch so, dafs sie aber die Fähigkeit zur Contraktion immer noch besitzen. Ihre Wandungen werden stärker, und überhaupt ist

die Organisation hier am kräftigsten, der Saftreichthum am gröfsten. Man kann sagen, die contrahirten Lebenssaftgefäfse sind absatzweise expandirt; die expandirten sind absatzweise contrahirt. Im späteren Alter bildet sich nun durch die absatzweise contrahirten Stellen der expandirten Lebenssaftgefäfse die dritte Entwickelungsstufe derselben: die vasa laticis articulata, oder die gegliederten Lebenssaftgefäfse. In ihnen wiederholt sich die äufsere Gliederbildung der Zweige durch die Knoten, indem sich das Gefäfs der Länge nach in eine Reihe von Gliedern trennt. Hier sind nun die contrahirten und die expandirten Stellen permanent geworden, während besonders in den contrahirten Gefäfsen an jeder Stelle Contraktion und Expansion im Leben continuirlich abwechseln. Die contrahirten Stellen bilden einfache Einschnürungen, durch welche sich die ausgedehnten Gliederabsätze von einander ablösen. Diese Gefäfse haben die Fähigkeit zur Contraktion verloren, sie sind in ihrem Expansionszustande erstarrt, verholzt, bleiben daher auch nach gänzlicher Entleerung des Saftes ausgedehnt und zellenähnlich, und finden sich daher auch nur in den absterbenden, verholzenden älteren Pflanzentheilen überhaupt. Zwischen diesen drei Entwickelungsstufen finden sich nun alle möglichen Formen von Uebergängen und Mittelbildungen. Gewöhnlich findet man diese so unter einander zusammenhängend, dafs die expandirten aus den gegliederten und die contrahirten aus den expandirten wie hervorgewachsen erscheinen. Doch ist hierin bei den verschiedenen Pflanzen und Pflanzenfamilien eine grofse Verschiedenheit. Es giebt Pflanzen, wo die Gefäfse sehr lange Zeit fast immer im Zustande der jugendlichen Contraktion verharren, so dafs die älteren Stufen schwer gefunden werden, wie es sich bei den immer fleischig bleibenden bis zum Absterben nicht verholzenden Theilen der Liliaceen zeigt. Andere, wie die viele Jahre hindurch ohne zu verhärten und abzusterben fortlebenden fleischigen Euphorbien, haben nebenbei viele sehr entwickelte expandirte Gefäfse, aber nur Andeutungen der gegliederten; wogegen die leicht und schnell verholzenden Sommergewächse häufig die artikulirten Gefäfse zeigen. Im Allgemeinen sind die Gefäfse um so feiner und im Zustande der Contraktion verharrend, je weniger milchig der Lebenssaft ist, und um so mehr expandirt, je mehr der Milchsaft hervortritt. In allen diesen Entwickelungsstufen zeigen sich nun die Lebenssaftgefäfse durch Anastomosen zu einem Gefäfsnetz, ähnlich dem peripherischen Gefäfssystem der Thiere, verbunden. Die Maschen dieses Gefäfsnetzes sind aber in den verschiedenen Pflanzen und Entwickelungsstufen der Gefäfse sehr verschieden, sowohl was die Häufigkeit der Anastomosen, als was die Gröfse der Verbindungsäste und die Form der Maschen betrifft. Im Heerde der Bündel sind die Maschen sehr in die Länge gedehnt, in der Ausbreitung im Zellgewebe mehr in die Breite gezogen, in den Stengelknoten sind die Maschen dicht, in den Internodien locker, im Allgemeinen am ausgebildetsten auf der Uebergangsstufe von den contrahirten zu den expandirten Gefäfsen. Der dritte Theil der Frage heifst: Quelles sont la nature et la destination des sucs qu'ils contiennent et ces sucs ont-ils un mouvement de translation et à quelle cause faut-il attribuer ce mouvement? Diese Frage führte zunächst darauf, den Unterschied der verschiedenen Säfte gehörig festzustellen, die seit Malpighi unter dem Namen des eigenthümlichen Saftes (succus proprius) in der Pflanzenphysiologie bisher vermengt worden sind. Ein Theil dieser Säfte nämlich ist ein rein qualitatives lebloses Produkt durch Sekretion der Pflanze, wie die Balsame, Harze, aetherischen Oele. Diese Sekretionen zeigen keine Spur von innerer Organisation und die Organe, in denen sie abgelagert werden, sind ihrem ganzen Bau nach dem Zellgewebesystem angehörig und von dem oben beschriebenen Bau der Lebenssaftgefäfse ganz und gar verschieden. Dagegen zeigt der Lebenssaft eine innere Organisation und Kügelchenbildung, Fähigkeit zur organischen Gerinnung und Faserstoffbildung, und nur er ist in wahren Gefäfsen enthalten, die diesen Namen wirklich verdienen. Allein der Lebenssaft ist also, seiner Organisation und seinem Sitz in wahren Gefäfsen gemäfs, zur Bildung und Ernährung der Pflanze geschickt. Daher ist es denn überhaupt ganz unpassend, die Sekretionsorgane noch mit dem Namen der Gefäfse zu bezeichnen, und überhaupt konnte der Name: vasa propria, ohne die alte Verwirrung zu begünstigen, gar nicht beibehalten werden, um so weniger, als die Lebenssaftgefäfse eine allgemein übereinstimmende Organisation in allen Pflanzen haben, während die Sekretionsorgane, theils nach der Natur des Sekrets, theils nach Verschiedenheit der Pflanzen unter sich, auch gänzlich von einander abweichen. Die sämmtlichen Sekre-

tionen können, entsprechend dem überall blindsackartigen Bau ihrer Organe, keine strömende Bewegung haben, dagegen macht die eigenthümliche Struktur der Lebenssaftgefäfse eine Säftecirkulation in ihnen möglich und die Beobachtung zeigt sie als wirklich. Diese Cirkulation nun, welche wir zum Unterschiede von der drehenden Bewegung oder Rotation in den Schläuchen homorganischer Pflanzen mit dem Namen der *Cyklose* bezeichnet haben, ist im Allgemeinen der Form der netzförmigen Gefäfsanastomosen entsprechend: ein rein peripherisches, centrumloses Kreisen von Strömen, die zwar in sich wieder zurückkehren, zugleich aber auch theilweise in einander übergehen. Wo daher die Maschen der Gefäfsnetze sehr in die Länge gezogen und die Gefäfse wie in dem Heerde dicht neben einander liegend sind, erscheinen neben einander auf- und absteigende Ströme oft von grofser Ausdehnung; aber an bestimmten Stellen kehren die Ströme in einander um und anastomosiren mit anderen Netzen. Sind aber die Gefäfsmaschen breiter und kürzer wie bei den im Zellgewebe verbreiteten Gefäfsen, da sieht man auch die Ströme häufiger in einander übergehen und umkehren, wie z. E. in der Stipula von Ficus elastica oder im Kelchblatt von Chelidonium majus. Als ich Cuvier im Jahr 1830 diese Bewegung zu zeigen das Vergnügen hatte, rief er aus: „Voilà une circulation comme dans la patte d'une grenouille." Dieser Vergleich ist jedoch, genau so wie es Cuvier ausdrückte, nur von der Bewegung im peripherischen System der Thiere zu verstehen; eine Bewegung von und zum Centrum mit dem Gegensatz von Arterien und Venenblut findet nicht Statt und ich mufs, um den immer noch wiederholten Mifsverständnissen zu begegnen, dafs nämlich die Pflanzencyklose keine *wahre* Cirkulation sei, weil kein continuirliches arterielles und venöses Zu- und Abströmen vorhanden sei, hier von Neuem bemerklich machen, wie der Ausdruck: wahre Cirkulation, immer noch die alte ganz irrige Vorstellung eines einzig möglichen einfachen Kreislaufs nach dem Harveyschen Mechanismus beim Menschen involvirt, während diese Vorstellung schon auf die niederen Thiere nicht einmal pafst und man jetzt wohl einsehen sollte, dafs es mehrere Arten und Formen von Cirkulationen giebt, und dafs die Idee eines *einfachen* Kreislaufs im Thierreich nirgends realisirt ist, indem bei allen mit Herzen versehenen Thieren eine *zusammengesetzte* Cirkulation mit dem relativ selbstständigen Gegensatz von Peripherie und Centrum vorhanden ist, wobei der eine Gegensatz so wahr ist wie der andere. Nur mit der peripherischen Cirkulation der Thiere ist der Kreislauf bei den Pflanzen von mir verglichen, und zum Unterschiede von dem centralen Kreislauf mit dem Namen der Cyklose bezeichnet worden, die in ihrer Natur eben so wahr ist, wie die centrale Cirkulation der Thiere, während nur die Vorstellungen darüber häufig falsch sind. Anlangend die Cyklose in den verschiedenen Entwickelungsstufen des Gefäfssystems der Pflanzen, so ist sie am lebhaftesten in den jüngeren contrahirten Lebenssaftgefäfsen; die Schnelligkeit nimmt ab in den expandirten und kömmt zuletzt in den artikulirten gänzlich zum Stillstand, so dafs auch der Lebenssaft sich aus diesen Gefäfsen herauszieht und sie leeren Zellenreihen ähnlich sehen. Denkt man an die Ursachen dieser Bewegung, so begegnet hier dem Beobachter zuerst die von mir als erste Lebenseigenschaft der Gefäfse bezeichnete Contraktion und Expansion dieser Organe. Während der Beobachtung der Cirkulation, in einem lebenden Pflanzentheil selbst, bemerkt man sie am Deutlichsten und wir haben sie in dem Memoir als ein wichtiges Hülfsmittel der strömenden Bewegung kennen gelehrt. Vorzüglich sind es die feineren Ströme in den vasa laticis contracta, wo die Contraktion vom Zustande höchster Ausdehnung oft bis zum 20—30fachen des ursprünglichen Gefäfsvolumens fortgeht. Die Contraktionen und Expansionen wechseln aber nicht absatzweise pulsirend, sondern in sehr langsamen und unbestimmten Zügen, so dafs zwar dieselbe Gefäfsstelle sich wiederholt ausdehnen und wieder zusammenziehen kann, aber doch in der Regel die Expansionen an ganz anderen Stellen und in anderer Reihe wiederzukehren pflegen. Doch müssen wir in Betreff der Einzelnheiten dieser und besonders der Erscheinungen der bestimmten Richtung der Ströme auf das Memoir selbst verweisen. Auf eins erlauben wir uns aufmerksam zu machen, nämlich auf die merkwürdige Wirkung des Lichts und die Möglichkeit eines umgekehrten Säfteströmens und Wachsthums überhaupt durch die mittelst eines Spiegels von unten in einen finsteren Kasten mit keimenden Saamen dirigirten Sonnenstrahlen. Von diesem Experiment giebt Taf. 14. eine Anschauung durch Abbildung.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

Sur la circulation et sur les vaisseaux laticifères dans les plantes. Par le Dr. C. H. Schultz.

(Schluſs.)

Die Kenntniſs eines neuen allgemein verbreiteten Systems von inneren Organen der Pflanzen, wie es das System der Lebenssaftgefäſse ist, konnte nicht ohne Einfluſs auf die Ansichten von den Organisationsverhältnissen der Pflanzen überhaupt bleiben. Die Lehre von einem aufsteigenden und absteigenden Saft und die darauf gegründete Vorstellung einer Cirkulation, die oben aus dem Holz in die Rinde und unten wieder aus der Rinde in das Holz übergehen sollte; die unbestimmten Vorstellungen, daſs die Bastzellen Saftgefäſse für den absteigenden Saft seien, oder wohl gar, daſs ein Bildungssaft frei zwischen Holz und Rinde absteige, empfangen von selbst ihr Urtheil durch die nun vor Augen liegenden Thatsachen, nach denen die Rinde nicht minder als das Holz ein eigenes Gefäſssystem enthält, welches den Centralpunkt aller ihrer Entwickelungen bildet. In der That ein Organ wie die Rinde, das man im Groſsen mit bloſsen Augen als ein selbstständig und allgemein unterschiedenes Gebilde erkennt, konnte nicht die Bedeutung einer bloſs äuſsern Hülle oder Decke behalten, um so mehr als schon so viele Beobachtungen die Rinde als den wichtigsten Quell der Bildungen bezeichneten, welcher auf eigene Organe, wie die Lebenssaftgefäſse es sind, muſste schlieſsen lassen. Mit der Erkenntniſs eines neben dem Spiralgefäſssystem vorhandenen eigenen Grundorgans in den Pflanzen, wie wir es in dem System der Lebenssaftgefäſse kennen lernen, drängt sich von selbst die Frage nach dem Verhältniſs dieses organischen Systems im ganzen Pflanzenreich auf. Wie die Stufen und Formen des Thierreichs durch die Verhältnisse der inneren Organe bestimmt werden oder doch mit ihnen parallel gehen, so kann auch im Pflanzenreich ein allgemeines organisches System nicht ohne Einfluſs auf die Entwickelung der äuſseren Formen desselben sein; und in der That hängen die wichtigsten Entwickelungsstufen der Pflanzenorganisation mit den Verhältnissen des Lebenssaftgefäſssystems zum Spiralgefäſssystem zusammen, so daſs man sagen kann, daſs die gegenseitigen Verhältnisse beider Systeme vielmehr diese Entwickelungsstufen bedingen. In diesem Betracht erscheint sogar das System der Cirkulation als dominirend und seine Formen bestimmen die Entwickelungsstufen vorzugsweise, ähnlich wie im Thierreich das Nervensystem die übrigen Systeme dominirend vereint. Daher laufen denn den Haupttypen des Cirkulationssystems bei den Pflanzen die Veränderungen der gesammten inneren Organisation derselben parallel, wodurch die Typen der Hauptabtheilungen des Reichs gebildet werden, und diese lassen sich physiologisch weit naturgemäſser, als es bisher nach den Keimformen allein möglich war, bestimmen. Es bilden sich zunächst, entsprechend den beiden Haupttypen der Cirkulationsformen, die Abtheilungen der Homorgana und der Heterorgana; bei ersteren findet sich die Rotation, bei letzteren die Cyklose mit dem System der Lebenssaftgefäſse. In den Heterorgana erscheint zugleich mit dem System der Lebenssaftgefäſse auch das System der Spiralgefäſse, und aus diesen beiden Systemen entwickelen sich die zwei mit einander auftretenden und sich schon äuſserlich charakterisirenden Organe von Holz und Rinde, welche die Hauptelemente der ganzen Pflanzenorganisation auf dieser Stufe ausmachen. Beide treten aber noch in zwei natürlich von einander getrennten Formen auf. Entweder nämlich Holz und Rinde (oder Spiralgefäſs- und Lebenssaftgefäſssystem) finden sich noch in einzelnen Gefäſsbündeln vereinigt, so daſs jedes Bündel ein Doppelbündel aus Spiral- und Lebenssaftgefäſsen darstellt; dieſs sind die Synorgana oder verbundenorganigen Pflanzen. Oder die ursprünglich synorganischen Bündel vereinigen sich un-

ter sich zu einem Kreise von Gefäfsbündeln, der nun eine Doppelschicht von Gefäfsen enthält, nach innen die Spiralgefäfse, nach aufsen die Lebenssaftgefäfse. Diese Schichten trennen sich nun selbstständig von einander, die äufsere entwickelt sich zum Rindenkörper, die innere zum Holzkörper; so dafs jedes der beiden Systeme zu einer höheren Einheit in sich entwickelt, beide aber von einander getrennt, sich äufserlich als besondere Organe darstellen: diefs sind die Dichorgana oder getrenntorganigen Pflanzen, welche die höhere Entwickelungsstufe bilden. *Ohngefähr*, kann man sagen, entsprechen die Homorgana den Akotyledonen, die Synorgana den Monokotyledonen, und die Dichorgana den Dikotyledonen. Diefs hat zum Theil darin seinen Grund, dafs sich diese grofsen natürlichen Gruppen schon durch den ganzen äufseren Habitus kund geben, und dafs die von den Keimen hergenommenen Charaktere nur künstliche Merkmale für anderweitig in der Gesammtheit sich unterscheidende Abtheilungen waren. Aber eben deshalb entsprechen denn auch die organischen Abtheilungen der Homorgana, Synorgana und Dichorgana jenen älteren Abtheilungen nur *ohngefähr*, *aber nicht genau*, so dafs die Abtheilungen dieselben blieben, vielmehr werden hier nicht nur die Abtheilungen näher bestimmt und ganz anders und genauer begrenzt, sondern es treten nun auch die gesammten Verwandtschaftsverhältnisse und natürlichen Uebergangsstufen, welche in dem Kotyledonensystem nicht verstanden werden konnten und daher immer zu Widersprüchen, Ausnahmen und Anhängseln führen mufsten, in ihrem wahren Zusammenhange heraus. Insofern nun die innere Organisation auch die Generationswerkzeuge und Keime der Pflanzen durchdringt und sich hier eben so bestimmend wiederfindet, wie in den individuellen Pflanzentheilen, werden die Keime von den organischen Charakteren auch gar nicht ausgeschlossen, sondern im Gegentheil finden sie auch eine, freilich aber untergeordnete, Stelle und eben aus der Verbindung der organischen Verhältnisse der inneren Organisation überhaupt mit denen der Generationsformen bilden sich die zusammengesetzten natürlichen Charaktere, wodurch die Abtheilungen wahrhaft natürlich unterschieden werden können. So lernen wir denn kennen, dafs unter den tieferen homorganischen Pflanzen sowohl solche mit als solche ohne Kotyledonen der Keime vorkommen, z. B. Moose und Entengrütze, und dafs unter den sogenannten Akotyledonen hinwiederum einige homorganische aber auch andere viel höher stehende synorganische sich finden, die doch offenbar, wie die Farren und die Flechten, nicht zu einer natürlichen Klasse gerechnet werden können. So giebt es synorganische Pflanzen, die zu den Monokotyledonen gehören, aber auch andere, wie der Pfeffer und der Fuchsschwanz, mit zwei Kotyledonen, und hinwiederum gehören zu der Abtheilung der Monokotyledonen viele Pflanzen von dichorganischer höherer Struktur. In dieser Beziehung stand die botanische Systematik bisher auf der Stufe, wie die Zoologie zu der Zeit, wo man die Wallfische zu den Fischen, die Fledermäuse zu den Vögeln und die Amphibien als vierfüfsige Thiere zu den Säugethieren rechnete, und nachdem man dieses eingesehen, wird man sich immer bequemen müssen, die Pflanzenorganisation im Grofsen und in ihrem natürlichen Zusammenhange mit der Entwickelung des Pflanzenreichs anzuschauen, um natürliche Unterschiede, die sich von Aufsen schon dem blofsen Auge aufdrängen, auch in ihren inneren Quellen zu erkennen. Vieles ist hier noch zu thun und wir begnügen uns auch nur den Anfang gemacht und die Grundzüge einer unabweislichen Richtung der Wissenschaft angedeutet zu haben, zu deren weiterer Ausbildung die von der franz. Akademie der Wissenschaften ertheilte Anerkennung nicht minder als die nunmehrige Herausgabe des Memoirs das ihrige beitragen werden.

Dr. C. H. Schultz.

XI.

Reise um die Erde durch Nord-Asien und die beiden Oceane in den Jahren 1828, 1829 *und* 1830 *ausgeführt von Adolph Erman. Zweite Abtheilung: Physikalische Beobachtungen. Erster Band. Ortsbestimmungen und Declinationsbeobachtungen auf dem festen Lande. Berlin,* 1835. *verlegt bei G. Reimer.*

Der Verf. des vorliegenden Werkes spricht in der Vorrede den Zweck aus, welchen er bei der Unternehmung seiner Reise und der Herausgabe der Resultate vor Augen hatte. Er bedient sich dabei des Bildes von einer *Eroberung* des Gebiets des Erd-Magnetis-

mus, nachdem es vorher nur *aufgefunden* war, und sucht im voraus den Verdacht eines Mangels an Thätigkeit von sich abzulehnen, wenn man einen solchen wegen der geringern Anzahl von Ortsbestimmungen auf ihn werfen sollte. Hierauf bemerken wir, um in seinem Bilde zu verharren, dafs es zur Eroberung eines Landes mehr beitragen wird, wenn man eine *geringere* Anzahl wohl vertheilter Punkte in demselben gehörig befestigt, als wenn man *zu viel* Orte auswählt und defshalb keinen von ihnen mit bedeutender Festigkeit anlegen kann. Es konnte daher nach unserer Ansicht nur die Aufgabe des Verfs. sein, die vorhandenen Bestimmungen so genau zu geben, als die Umstände es gestatteten und lieber eine kleinere und genaue Anzahl, als eine grofse und weniger sichere herzustellen. Als hindernden Umstand führt er an, dafs er bei der Beleuchtung des Instruments von der Hülfe des begleitenden Kosacken abgehangen habe. In so fern das Werk zur Belehrung künftiger Reisenden dienen sollte, möge bemerkt werden, dafs die Beleuchtung am besten, namentlich fester erfolgen wird, wenn man sich mit einem einfachen Gestell versieht, an welches die zur Erleuchtung dienende Laterne befestigt werden kann. Dasselbe mufs so eingerichtet sein, dafs die letztere ohne Mühe, je nach der Lage des Fernrohrs höher oder niedriger zu stellen ist.

Der Hr. Verf. spricht in der Einleitung zunächst über die einzelnen Aufgaben, welche er durch seine Beobachtungen zu lösen hatte, als die Bestimmung der Declination, Inclination und Intensität des Magnetismus an den einzelnen Orten und führt die Instrumente auf, mit denen er sich zur Erreichung dieser verschiedenen Zwecke ausgerüstet hatte. Von dem gröfsten Gewichte war unter denselben das Passage-Instrument, durch welches zunächst die Zeit der Beobachtung nach den Methoden ermittelt wird, deren man sich auch auf den festen Sternwarten zu bedienen pflegt. Durch dieselbe Beobachtung wird das Azimut des Instruments bestimmt, dessen man bedarf, um die magnetische Declination, d. h. die Abweichung der Richtung der Magnetnadel von der Ebene des Meridians zu bestimmen. Zur Festsetzung der Inclination bedarf man der Polhöhe und glücklicherweise hat *Bessel* in der neuern Zeit gezeigt, wie man ein solches Instrument, durch Aufstellung seines Fernrohrs im ersten Vertikal, zur genauen Herleitung dieses Elements benutzen kann. Auf diese Weise wird die Polhöhe mit einer grofsen Genauigkeit erhalten, wie man aus den neuern betreffenden astronomischen Schriften genügend ersehen kann. Nachdem diese beiden Bestimmungen gemacht sind, ergibt sich die magnetische Declination unmittelbar durch Verbindung einer Boussole mit dem Passage-Instrument. Da in der Folge ein Reisender, welcher denselben Zweck wie der Verfasser erreichen oder der auch nur astronomische Ortsbestimmungen zu machen gedenkt, wenn es angeht, sich mit einem solchen Passage-Instrument ausrüsten wird: so scheint es ganz zweckmäfsig, dafs sich die Beschreibung dieses Apparats in gehöriger Ausführlichkeit im Werke vorfindet. Dieselbe reicht hin, um jeden, der ein solches Instrument noch nicht unter Händen gehabt hat, mit demselben vertraut zu machen.

Von der 7ten Seite an beschreibt der Verfasser das Instrument nach seinen einzelnen Theilen und zeigt z. B. auf der 14ten Seite u. d. f., wie man einen etwa stattfindenden Fehler in der Lage der Axen unschädlich machen könne. Bei dem von ihm gebrauchten Instrumente hatten die Zapfen nahe gleiche Durchmesser und und eine Verschiedenheit der Zenitdistanz übte ebenfalls keinen merklichen Einflufs. Sollte diefs bei einem andern Instrument nicht der Fall sein, so kann man nach den im Werke angegebenen Formeln die Correction bestimmen, welche aus diesem Grunde an den Angaben des Niveau anzubringen sind. Die gehörige Berichtigung des letztern ist bei Beobachtungen dieser Art von der gröfsten Wichtigkeit und die Erfahrung lehrt, dafs Unterschiede in den einzelnen Beobachtungsresultaten häufig in einer mangelhaften Bestimmung der Neigung ihren Ursprung haben. Der Verfasser zeigt daher Pag. 17 und 18, wie man dieselbe bis auf ein Minimum vermindern könne, was bei der Anwendung der später folgenden Correctionsformeln stets vorausgesetzt wird.

Hierauf betrachtet der Verfasser die Verbindung der magnetischen Beobachtungen mit den als ausgeführt angenommenen astronomischen. Eine Boussole tritt an die Stelle des Fernrohrs am Passage-Instrument und die Einrichtung mufs so getroffen sein, dafs die vorher bestimmte Neigung und Azimut unverändert bleiben, damit man die Angaben der Boussole auf sie beziehen könne. Von Seite 21 an werden analytische Betrachtungen über die Intensität und Rich-

tung der beiden hier wirksamen Kräfte angestellt, des Magnetismus und der Schwere (letztere auf die Magnetnadel wirkend). Der Verfasser untersucht die Relationen zwischen beiden auf eine weit allgemeinere Weise, als es zur vorliegenden Anwendung nöthig ist und das hier Mitgetheilte wird für viele um so lehrreicher sein, als unseres Wissens dieser Gegenstand noch nicht anderweitig öffentlich besprochen worden ist. Für solche Leser, die grade mit den hierher gehörigen Sätzen der Statik nicht sehr vertraut sind, würde eine, wenn auch kurz gefafste Herleitung der drei Bedingungsgleichungen des Gleichgewichts gewifs willkommen gewesen sein. Dasselbe gilt von den drei, gleich hernach folgenden, Gleichungen, die sich auf Transformation der Coordinaten beziehen. Hier hätte, wenn wir nicht irren, bemerkt werden sollen, dafs die Entfernung des Magnetpunktes vom Umdrehungspunkte der Einheit gleich zu setzen sei. Diese ganze Entwickelung hätte etwas ausführlicher sein können, für die davon gemachte Anwendung ist das Gegebene hinreichend. So zeigt der Verfasser von Seite 24 bis 35, wie man einer mangelhaften Horizontalität der Nadel und der Collimation abhelfen können. Der erstern wegen werden Zusatzgewichte angebracht, die letztere durch Rechnung verbessert und auf den Seiten 31 und 35 finden sich die Werthe derselben, welche im Verlauf der Reise in Anwendung gekommen sind. Die Auseinandersetzung der vorzunehmenden Operationen erscheint uns ganz klar und wir glauben, jeder andere Leser wird nach aufmerksamer Durchlesung dieses Abschnitts ebenfalls in den Stand gesetzt werden, diese Operationen am Instrument vorzunehmen, theils um dieses zu untersuchen, theils um sich mit dem Gebrauch desselben vertraut zu machen.

Von Seite 35 an setzt der Verfasser das Verfahren auseinander, welches er bei Bestimmung der Zeit, der Polhöhe, des Azimut und des Collimationsfehlers angewandt hat. Er hat, wie er selbst bemerkt, dasselbe der Abhandlung *Bessel's* entlehnt und solche Leser, denen die hier gegebenen Mittheilungen nicht genügen, können sich daher durch jene weiter belehren. Auf der Seite 41 finden sich die Ablesungen am Niveau zum Behuf der Werthbestimmung der einzelnen Niveautheile. Der Verfasser schiebt die mangelhafte Uebereinstimmung der Mittelwerthe auf die nicht ganz feste Aufstellung des gebrauchten Winkelinstruments. Es wäre wünschenswerth gewesen, dafs er diesen hindernden Umstand später beseitigt hätte, entweder durch Anwendung eines andern festen Winkelinstruments, oder einer andern einfachen Vorrichtung zur Bestimmung des Werthes der einzelnen Niveautheile. Hierdurch würde er Gewifsheit darüber erlangt haben, dafs sie unter sich gleich waren, da schon Fälle vorgekommen sind, wo bei einem sonst guten Niveau ein einzelnes Intervall falsch getheilt war. Der Verfasser hat den Mittelwerth aller Bestimmungen angewandt und sich so der Wahrheit zu nähern gesucht. Günstiger war er bei der nun folgenden Bestimmung der Fadenintervalle gestellt, indem die beobachteten Zwischenzeiten sehr nahe mit den direct gemessenen Entfernungen übereinstimmen mufsten.

Bei der von Seite 43 an erläuterten Berechnung hatte der Verfasser sich der Unterstützung des Herrn Director *Herter* zu erfreuen, eines Mannes, der auch durch anderweitig ausgeführte Rechnungen etwas Bedeutendes geleistet hat. Seine Mitwirkung kann die Sicherheit der gewonnenen Resultate nur bedeutend erhöhen. Der lästigste Theil der Rechnung mufs die Aufsuchung der betreffenden Sterne gewesen sein und da das angewandte Verfahren, nach der Versicherung des Verfassers, dem beabsichtigten Zweck entsprochen hat, dürfte es auch bei künftigen ähnlichen Operationen zu empfehlen sein. Ueber die weiter folgende Berechnung ist wenig zu bemerken, einzelne Vortheile wird jeder Rechner selbst noch herausfinden können. Die scheinbaren Oerter der Sterne hat der Verfasser nach den Formeln hergeleitet, bei denen die Sternzeit als Argument zu Grunde liegt und die nöthigen Elemente sich in den Tabb. Reg. finden. Im Fall einzelne scheinbare Sternörter zu finden sind, empfehlen wir zur Controlle eine doppelte Rechnung nach *Bessel's* Formeln, wozu die nöthigen Data im Berliner astronomischen Jahrbuch enthalten sind und wobei einmal die Sternzeit, ein andermal die entsprechende mittlere Zeit als Argument dient.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 19.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

Reise um die Erde durch Nord-Asien und die beiden Oceane in den Jahren* 1828, 1829 *und* 1830 *ausgeführt von Adolph Erman.

(Schlufs.)

Auf den Seiten 54 bis 57 sind die von *Gaufs* aufgestellten Formeln zur Anwendung der Methode der kleinsten Quadrate mitgetheilt, wozu *Encke* eine Controlle mittelst des s (Seite 57) gefügt hat. Denjenigen Lesern, welche diese Methode ausführlich kennen zu lernen wünschen, dürften die Abhandlungen des Letztern im astronomischen Jahrbuch von 1834 bis 1836 zu empfehlen sein. Die hierauf als Beispiele angeführten Rechnungsschemata werden für jeden lehrreich sein, dem es an Uebung im numerischen Calcül mangelt. Ob der Verfasser nicht bei Anwendung von Logarithmentafeln mit weniger Decimalen, etwa sechsziffrigen, Zeit hätte ersparen können, ohne der Genauigkeit der Resultate zu grofsen Abbruch zu thun, diefs ist eine Frage, deren Beantwortung nicht mehr nöthig ist, nachdem derselbe einmal die bedeutende Zeit daran gewandt hat.

Wie die Polhöhe, der Stand der Uhr aus Sonnenbeobachtungen und gegen mittlere Zeit berechnet worden, zeigt der Verfasser auf den folgenden Seiten bis 74. Hierüber ist wenig zu bemerken, zweckmäfsig sind überall, wo es anging, die Tabb. Reg. zur Reduction benutzt worden, ein Werk, welches gegenwärtig im Stande ist, gleichförmige Resultate der Beobachtungen und so auch gleichförmige Verbesserungen der Elemente zu verschaffen.

In dem Abschnitt von Seite 77 bis 243 findet sich eine Zusammenstellung der Beobachtungen am Passage-Instrument, begleitet von den Hauptmomenten ihrer Berechnung und den Resultaten. Bei den letztern würde die Angabe des wahrscheinlichen Fehlers eine passende Stelle gefunden haben, während der Verfasser denselben in den nachfolgenden Erläuterungen mittheilt. Sonst scheint uns die Fassung dieses Abschnitts ganz zweckmäfsig zu sein. Die Angabe der angenommenen Werthe erleichtert eine Verbesserung, welche später wegen genauerer Bestimmung derselben nothwendig werden könnte. Bei der Durchsicht der Resultate fiel uns die starke Veränderlichkeit des Collimationsfehlers, selbst an demselben Orte, auf. Es scheint nicht, dafs derselbe wirklich am Instrument so stattgefunden habe, sondern die beobachteten Gestirne ihn nur nicht genauer geben konnten. Was den Einflufs desselben auf die Resultate betrifft, so ist derselbe durch das Umlegen des Fernrohrs unschädlich gemacht worden, genauer würde er selbst bestimmt worden sein, wenn der Polarstern jedesmal in der beiderseitigen Lage des Instruments hätte beobachtet werden können. Die Polhöhenbestimmung von Tobolsk Pag. 121 hat der Verf. offenbar nur mitgetheilt, um seinem Grundsatz, keine Beobachtung zu verschweigen, getreu zu bleiben. Dieselbe kann wegen der mangelhaften Kenntnifs der Neigung keinen Werth haben, da es sehr schwer sein dürfte, die Gröfse der letztern in der Zwischenzeit von $3^h\ 39'$ bis $3^h\ 46'$ zu bestimmen. Die aus dieser Beobachtung hervorgehende Polhöhe weicht auch bedeutend von den beiden andern Bestimmungen vom 4. u. 7. November ab, die unter sich trefflich übereinstimmen.

Die Zusätze und Bemerkungen von Seite 244 bis 305 gehören wesentlich zu den vorhergehenden Resultaten. Sie enthalten theils Belege zur Feststellung des jenen beizulegenden Gewichts, theils anderweitige, ohne Passage-Instrument erhaltene, Bestimmungen. Zu den letztern gehören Zeit- und Polhöhenbestimmungen am Katerschen Kreise und vermittelst des Sextanten, Längenbestimmungen aus Mondhöhen und Ab-

ständen des Mondes von der Sonne. Die so erhaltenen Resultate scheinen keine grofse Sicherheit zu haben, wie z. B. aus der Längenbestimmung von *Kosuirewsk* Seite 299 zu ersehen ist.

Es folgt nun eine kleine Reihe von Längenbestimmungen durch Monds-Culminationen. Der Verfasser bemerkt sehr richtig, dafs die erhaltenen Resultate nicht die Genauigkeit haben können, welche man auf festen Sternwarten oder an solchen Orten erlangen kann, wo man gehörige Vorbereitungen zu treffen im Stande ist. Er hätte noch hinzufügen können, dafs dergleichen isolirte Resultate auch für feste Sternwarten keine Sicherheit gewähren, wie man aus den correspondirenden Monds-Culminationen ersieht. Bei diesen mag die Ursache der gröfsern Abweichungen in einer verschiedenen Vergröfserung des Mondhalbmessers in den einzelnen Fernröhren zu suchen sein, während man ihn bei der Berechnung als *absolut gleich* und nur in so fern als verschieden annimmt, als die Entfernung des Mondes von der Erde in der Zwischenzeit der Beobachtungen sich ändert. Sollte man nicht vielleicht durch Beobachtung der Culminationszeiten zweier deutlicher und bekannter Mondflecke ein Hülfsmittel erhalten, um die verschiedene Schätzung des Mondhalbmessers bestimmen zu können? Im vorliegenden Falle mufste die Unsicherheit der Bestimmungen dadurch wachsen, dafs statt correspondirender Beobachtungen nur die Tafeln anzuwenden waren und so der Fehler der letztern in den Resultaten enthalten ist. Unterschiede von 13,"3 bis 57,"1 in den Längenbestimmungen von *Erman* und andern Beobachtern, welche sich von Seite 310 bis 330 finden, scheinen uns, mit Rücksicht auf die bemerkten Umstände, nicht zu grofs zu sein.

Die nun folgenden Längenbestimmungen durch Chronometer lassen sich nicht nach dem Mafsstabe beurtheilen, welchen man bei derartigen Operationen mit mehreren guten Chronometern und auf bequemen Wegen anzuwenden pflegt. Als nothwendige und zugleich hinreichende Anzahl wohl regulirter Chronometer, die zu einer solchen Bestimmung angewendet werden sollten, betrachten wir die Zahl drei, da bei zweien eine Abweichung ungewifs läfst, welches von beiden seinen Gang geändert habe. Dem Verfasser stand nun eigentlich nur sein einzelnes Chronometer Kessels 1253 zu Gebot, indem das Boxchronometer, welches er eine Zeit lang mit benutzen konnte, sich jenem keinesweges anschlofs. Aber auch das Register des erstern zeigt dafs sein Gang durchaus nicht gegen Liegen und Fahren gleichgültig war. Während es in der Ruhe mehr oder weniger regelmäfsig voreilt, bleibt es am 24. April, 3. Mai und 15. August, nachdem es gefahren worden, zurück (Seite 333). Einen grofsen Einflufs mag später der sehr bedeutende Temperaturwechsel ausgeübt haben. Der Verfasser scheint dennoch trotz dieser Schwierigkeiten manches Befriedigende geleistet zu haben, indem er z. B. die Länge von *Tobolsk* durch Zeitübertragung zu $4^h\ 23'\ 31'',0$ bestimmt, die von der Bestimmung *Chappe's* $4^h\ 23'\ 45'',2$ nicht viel abweicht. Dafs die nach demselben Orte übertragene Länge von *Beresow* mehr abweicht, darf nicht verwundern, indem die letztere selbst isolirt dasteht und keinesweges controllirt ist. Hätte der Verfasser, wie im Anfange seiner Reise, auch später feste Punkte zur Controlle gehabt, oder sich solche durch *wiederholte* Bestimmungen vermittelst Monds-Culmination schaffen können, so würden die durch das Chronometer erhaltenen Längen gröfseres Gewicht haben, als jetzt ihnen zuerkannt werden kann.

Bei der Betrachtung der im folgenden Abschnitt zusammengestellten Höhenmessungen, welche gröfstentheils mit dem Barometer ausgeführt sind, wiederholt sich die Erscheinung, welche bei barometrischen Nivellements nicht mehr auffallen kann. Bedeutende Unterschiede finden zwischen den Resultaten des Verfassers und denen anderer Beobachter und auch zwischen den erstern allein statt, je nachdem die zu bestimmende Höhe aus der Vergleichung mit dem einen oder andern Orte hergeleitet worden ist. In Bezug auf den letztern Umstand führen wir als Beispiel die Höhe von *Pomorania* Pag. 352 an. Aus der Vergleichung mit *Danzig* ergiebt sich die Lage 5,6 Toisen *unter*, mit *Mitau* 16,0 Toisen *über* dem Meere. Das angesetzte Mittel von 5 Toisen über dem Meere hat offenbar eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit. Von Seite 356 bis 359 behandelt der Verfasser die Höhe von *Kasan*. Aus der Vergleichung siebenjähriger mittlerer Barometerstände mit den entsprechenden von *Danzig* und *Mitau* findet derselbe die Höhe des Barometers in *Kasan* 16,3 Toisen über dem Meere, während *Knorr*

hierfür den Werth 31,2 Toisen angiebt. Der Verfasser giebt einen Erklärungsgrund für diesen Unterschied an und hält sein Resultat für das richtigere, wogegen eine neuere Bestimmung in dem Werke: „Mineralisch-geognostische Reise nach dem Ural u. s. w. von Gustav Rose. Berlin 1837." auf Seite 639 diese Höhe = 30,1 Toisen, also nahe wie *Knorr* angiebt. Ferner zeigt sich noch folgender Unterschied in beiden Werken. *Erman* setzt den Niveauunterschied zwischen dem Universitäts-Gebäude und dem Wolgaspiegel nach dem Nivellement von 1824 = 11,8 Toisen, während derselbe, nach derselben Quelle, in dem genannten Werke = 21,2 Toisen angenommen wird. Der letztere würde nach *Erman* den Wasserspiegel der Wolga bei Kasan zu 4,9 Toisen *unter* dem Meeresspiegel ergeben. Wahrscheinlich hat der Verfasser die nöthigen Correctionen an den Barometern nicht angebracht, nach deren Benutzung die neueren Bestimmungen erst gewonnen sind. Ueber die verschiedene Niveaudifferenz in Kasan selbst dürfte eine zu gebende Aufklärung nicht unerwünscht sein. Betrachtet man diese Unterschiede an einem Orte, für welchen mehrjährige correspondirende Beobachtungen zur Benutzung vorhanden waren, so kann ein gröſserer Zweifel an der Zuverlässigkeit der meistens isolirt erhaltenen Höhenbestimmungen entstehen. Am sichersten dürfte man wohl noch verfahren, wenn man dieselben bloſs als beiläufig erhaltene *relative* Unterschiede ansähe, deren *absolute* Werthe einer Verbesserung bedürftig sein mögen. Das Verfahren, nach welchem der Verfasser Pag. 359 aus einem gleichmäſsigen Gefälle der Wolga und dem für eine Strecke ihres Laufes gefundenen Werthe desselben auf das Niveau des Caspischen Meeres schlieſst, ist theoretisch höchst interessant, in Bezug auf die Praxis kann das gewonnene Resultat wohl von keinem Werthe sein, weshalb der Verfasser dasselbe auf der Seite 407 auch nicht *ohne* das Zeichen der Unsicherheit hätte aufführen sollen. Schlieſslich bemerken wir noch, daſs der Verfasser bei denjenigen Höhenbestimmungen, die aus mehrjährigen Barometerbeobachtungen erhalten worden sind, den wahrscheinlichen Fehler des angesetzten Mittelwerthes hätte beifügen können.

Am Ende des Werkes findet sich eine tabellarische Zusammenstellung der gewonnenen Resultate; hier scheint uns ein kleiner Fehler in der Form bemerkenswerth. Der Verfasser hat an solchen Orten, wo er *nur* die magnetische Declination mehrmals bestimmt hat, die Länge, Breite und Höhe immer wieder aufgeführt, woraus mancher Leser schlieſsen könnte, daſs dieses eben so viele einzelne Bestimmungen der letztern Gröſsen seien. Hiernach dürfte derselbe sich verleiten lassen, diesen Werthen ein gröſseres Gewicht beizulegen, als sie der Natur der Sache nach verdienen.

Nachdem wir so den Inhalt des Werkes übersichtlich betrachtet, erlaubt sich Referent zum Schluſs folgendes individuelles Urtheil über dasselbe auszusprechen. Die Hauptaufgabe, die magnetische Declination für eine Anzahl Orte zu bestimmen, hat der Verfasser in einem bedeutenden Maaſse gelöst, indem sich für nahe 80 Orte diese Bestimmung vorfindet und letztere wegen des angewandten Beobachtungsverfahrens alles Vertrauen verdient. Den in noch gröſserer Anzahl gewonnenen Breitenbestimmungen kann ebenfalls ein bedeutendes Gewicht beigelegt werden. Dagegen dürften die Längen- und Höhenbestimmungen nur bedingterweise als richtig angenommen werden und können beide in der Folge durch wiederholte Bestimmungen eine Correction erleiden. Für die Bestätigung der erstern ist im Laufe dieses Jahres ein Mittel geboten, indem im März eine in ganz Asien und dem europäischen Ruſsland sichtbare ringförmige Sonnenfinsterniſs eintritt. Möchte die Russische Regierung sich doch bewogen fühlen, diese Gelegenheit durch Aussendung der nöthigen Beobachter zu benutzen! — Auſser den eben kurz beurtheilten Resultaten enthält das Werk eine Darstellung des Beobachtungs- und Rechnungsverfahrens, und diese wird unbedingt für viele Leser interessant und belehrend sein.

Wolfers.

XII.

Italia, herausgegeben von Alfred Reumont. Zweiter Jahrgang. Berlin, 1840. Verlag von Alexander Duncker. VI. 327 S.

Es ist gewiſs als ein höchst erfreuliches und dankenswerthes Unternehmen des Hrn. Dr. *Reumont* anzuerkennen, wodurch es ihm gelungen ist, eine Anzahl

von deutschen Literaten, in so weit sich ihre Studien oder Dichtungen auf Italien beziehen, unter dem Namen dieses Landes zu vereinigen, den Jüngeren unter ihnen ein gemeinsames Lokal für Arbeiten geringeren Umfanges darzubieten und damit allen Freunden Italiens eine Gabe zu reichen, worin das Lehrreiche mit dem Unterhaltenden verbunden ist, und die Verschiedenheit der Gegenstände und der Behandlung einen stets abwehselnden Reiz gewährt. Auch ist zu erwarten, dafs der vorliegende zweite Jahrgang der Italia, nicht minder als der erste, die Theilnahme und den Dank des Publikums gewinnen wird, da er ebenfals eine Sammlung von interessanten, theils poëtischen, theils historischen Arbeiten enthält.

Referent will dieselben einzeln durchgehen, indem er sie so zusammenstellt, wie sie als historische und poëtische zusammengehören, und seine Bemerkungen hinzufügen, ohne damit den Anspruch einer erschöpfenden Beurtheilung zu verbinden, welche ohnehin bei einzelnen Aufsätzen der Art von verschiedenen Verfassern nicht gut möglich ist.

Eine rein wissenschaftliche, kunsthistorische Arbeit ist der Aufsatz des Herrn Dr. *Gaye* über die Bronzethüren des Lorenzo Ghiberti. Die Einleitung enthält eine treffliche Beurtheilung über den verschiedenen Charakter der florentischen und sanesischen Kunstthätigkeit, und eine kurze Uebersicht der Entwickelung, welche die florentinische Kunst vom dreizehnten bis funfzehnten Jahrhundert genommen hat. Es folgt dann eine gute historische Darstellung, wie es mit den Thüren des L. Ghiberti gegangen, welche Kontrakte darüber eingezogen wurden, mit welcher Hülfe, mit welchen Schülern und in wieviel Zeit der Meister seine Arbeiten vollendete. Alles wird mit Stellen aus dem eigenen Memoire von Ghiberti (welches Unkundige nicht mit der anmuthigen Dichtung von Hagen: die Chronik des L. Ghiberti, in 2 Theilen, verwechseln mögen!) und mit Dokumenten belegt, die der Verf. bei seinen fleifsigen Stndien in den florentinischen Archiven aufgefunden hat; alte Irrthümer werden daraus berichtigt, und Alles auf guten und sicheren historischen Grund gestellt. — In der Beurtheilung des Kunstcharakters von Ghiberti zeigt sich der Verfasser als gründlicher Kenner, indem er nicht blofs bei dem Allgemeinen stehen bleibt, dafs Ghiberti malerischen Charakter in seine Skulptur gebracht, sondern auch zeigt, worin dies Malerische liegt, wie der Meister durch eignes Naturell und Zeitforderungen dazu geführt worden, und wie der Uebergang vom antiken plastischen Charakter zum modernen malerischen in seinen Werken selbst sich nachweisen läfst, wenn man die Arbeiten am Taufbecken in San Giovanni zu Siena als Mittelglied, wie sie es auch der Zeit nach sind, betrachtet, zwischen den Jugendarbeiten an der ersten Thüre von S. Giovanni zu Florenz, und seinen Meisterwerken an der zweiten. Von der letzteren sagt Ghiberti selbst: „Ich bemühte mich die Natur, so viel nur in meinen Kräften stand, mit jeglichem Maafs nachzuahmen, mit allen Linien, die mir zu Gebote standen, mit schönen Erfindungen und Reichthum von vielen Figuren. Gegen hundert Personen habe ich in einzelnen Geschichten angebracht, in anderen weniger, in anderen mehr. Mit den gröfstem Fleifs und mit der gröfsten Liebe habe ich dieses Werk vollendet. Was an Gebäuden vorhanden ist, stellt sich so dar, wie es das Auge mifst, und wie die Natur es zeigt; so dafs es denen, welche in einiger Entfernung stehen, heraus zu treten scheint. Es hat sehr geringes Relief, und auf den Plänen erscheinen die Figuren, welche näher sind, gröfser, diejenigen, welche entfernter sind, kleiner, so wie die Natur es uns zeigt." — Man sieht, er rühmt an seiner Arbeit, was eben wesentlich malerische Eigenschaften sind, Reichthum an Figuren und, durch diesen nöthig gemacht, die Perspektive; obwohl die Perspektive der Skulptur so wenig wesentlich ist, dafs sie die Alten kaum gekannt zu haben scheinen. Nachdem man die Kunstmittel gewonnen, führte die Freude am technischen Gelingen die Zeit und die Künstler zum Verwechseln des Künstlerischen mit dem Künstlichen und Schwierigen. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 20.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1840.

Italia, herausgegeben von Alfred Reumont.
(Schlufs.)

In einem andern historischen Aufsatz erzählt Hr. *Barthold* die Abentheuer des Roger von Flor, Templers von Brindisi. Dieser diente zuerst den Christen im Morgenlande bei der Belagerung von Akkon, dann den Genuesern, so lange sie im Bann des Papstes waren, dann dem Friedrich von Sicilien gegen die fränkischen Herrscher in Neapel. Als dann der Frieden geschlossen wird, so ist hier für ihn mit seinem Haufen von Katalanen und Almugavaren keines Bleibens mehr, und er begiebt sich zum Kaiser Andronikus, der ihn als Megadux in den Sold nimmt; als solcher ist er siegreich gegen die türkischen Emire in Anatolien, schwingt sich bis zur Cäsarenwürde auf, und unterliegt endlich nur dem Neid und tückischen Verrath des Fürsten und Thronerben Michael, der ihn nach Adrianopel zu sich einlud und da ermorden liefs. — Wie ein glänzendes Meteor ging er auf und verschwand, ohne andere Spur von sich zurückzulassen, als die Räuberherrschaft, welche „die grofse Compagnie", die er verbunden, in Livadien begründete.

Der Verf. hat hauptsächlich den Ramon Muntaner, der des Roger Begleiter und Sekretär war und seine Thaten beschrieben hat, benutzt, und damit die griechischen Berichte verglichen. Er beweist ein ausgezeichnetes Talent, lebendig zu schildern und die erzählten Geschichten dem Geiste und Auge des Lesers zu vergegenwärtigen. Diese Absicht würde er noch mehr erreichen, wenn er seinen Styl etwas leichter und rascher machte, und nicht durch Zusammendrängen des zu Vielen bisweilen selbst den aufmerksamen Leser ermüdete. —

Ganz in die historische Gegenwart werden wir versetzt durch die Lebensbeschreibung des Conte Giacomo Leopardi von Hrn. Heinrich Wilhelm *Schulz*.

Zwei Gegensätze herrschen jetzt im gebildeten Italien, leichtsinnigster Lebensgenufs, ohne jene eigentliche Frohheit und Lust dabei, welche nur das Vollgefühl der Kraft verleihen kann, und tiefster Unmuth über die gegenwärtigen Verhältnisse, der bei edleren Gemüthern eine selbst verschiedene Richtung nimmt, zu schwindelnden Hoffnungen einerseits, welche hauptsächlich die Jugend zu gewagten Unternehmungen verleiten, andrerseits zu herber verzehrender Schwermuth, welche da einen poëtischen Charakter annimmt, wo sie sich der vergangenen Gröfse Italiens erinnert. Diese Schwermuth und ihre Poesie wurde zugleich mit schönem Talent dem Grafen Leopardi zu Theil, der sich in neuester Zeit gleich sehr als Gelehrter in der klassischen Literatur und als Dichter in seiner eigenen Sprache auszeichnete. Herr Schulz giebt einen kurzen Abrifs seines Lebens, folgt ihm in seiner gelehrten und poetischen Thätigkeit und begleitet ihn bis zu seinem Tode, wo er noch selbst ihm mit Platen, einem nahen Geistesverwandten des italiänischen Dichters, als Freund zur Seite stand. — Die hinzugefügte Probe aus dem Gedicht: i paralipomeni etc. hätte ich hier nicht mitgetheilt, da sie den Dichter nur in der Beschränktheit des Italiäners zeigt, welcher vom alten Ruhme Italiens träumend, damit dem Auslande auf eine Weise entgegentritt, die eben so beleidigend für dasselbe als unwahr ist. —

Von poetischen Produktionen begegnet uns in dieser gemischten Sammlung zuerst ein erzählendes Gedicht: Sklavin und Königin, von *Ida Gräfin Hahn-Hahn*. Diese Dichtung hat zum Inhalt das Unglück und die heimliche Liebe der Königin Johanna von Neapel, und den Mord ihres Gemahls Andreas von Ungarn durch einen Uberto, der sie selbst leidenschaftlich und hoffnungslos liebt, und in dieser Liebe sich für sie opfert. — Es findet sich darin bei manchem Sentimentalen, das man der Dichterin gern verzeiht, eine hie und da recht anmuthige poetische Beschreibung in

fliefsenden Versen. Man wird es der Dichterin auch nicht verdenken, dafs sie mit der Absicht, die Königin von der Schuld des Mordes zu befreien, für ihr Geschlecht Parthei nimmt; wenn nur der liebende Uberto, der mit seiner Liebe zuerst nur fürchterlich erscheint, dann mit weiblicher Entsagung sich für seine Königin aufopfert und so dem Nebenbuhler den beneideten Platz ungestört einräumt, besser mit sich selbst und dem italiänischen Charakter zusammenstimmte.

Der *Herausgeber* selbst hat einen hübschen Beitrag von toskanischen und einigen sardinischen Volksliedern geliefert, und aufserdem eine Erzählung: „Die Herzogin von San Giuliano," (wo ich nicht irre, ist sie aus dem Italiänischen des Guerrazzi) mitgetheilt. Die „entsetzliche Geschichte" ist die von einem, auch sonst in Italien so häufigen, Mord aus Eifersucht. Referent bemerkt, dafs ihm in der Darstellung dieser Erzählung zu viel Kunst, mit zu wenig versteckter Absicht, aufgewendet scheint. Es scheint damit fast eher auf ein Drama abgesehen zu sein, als auf eine Erzählung; so viel ist darin von Dialog und von raschem bühnenartigem Scenenwechsel. Es folgen schnell hintereinander ein Gastmahl beim Herzog, eine geisterhafte Erscheinung zur Geisterstunde bei der Geliebten, eine Wirthshausscene, eine Nachtscene auf der Strafse, eine Toilette beim Herzog, bei welcher ihm der blutige Kopf der Geliebten unter der Wäsche präsentirt wird. Die Absicht wird durch diesen Aufwand eher verfehlt als erreicht; denn das Interesse wird eben dadurch, dafs man überall zugleich sein soll, zu sehr getheilt, und man bleibt nicht im Flusse der Handlung. Auch ist zu viel die Einkleidung des Geheimnisses und des Räthselhaften gebraucht, welche, wenn sie zu oft kommt, eher ermüdet als spannt.

Was Ref. so eben vermifste, einfache und ungekünstelte Darstellung, bei der man nur für die Haupthandlung in Anspruch genommen wird, das findet er auf sehr gelungene Weise in der Novelle: Der Stumme, von Franz *Freiherrn von Gaudy*. — Diese Novelle ist mit hinreifsender Lebendigkeit vorgetragen und mit vortrefflicher Oekonomie durchgeführt. Ihr Inhalt ist die glühende Liebe eines Italiäners, dem der Autor in einer Berliner Weinstube begegnet ist. Nur eben dieser Eingang der Erzählung ist Ref. zu breit, zu geschwätzig vorgekommen, wenn nicht etwa die Behaglichkeit dieses Berliner Philisteriums in der Weinstube der glühenden Leidenschaft des Italiäners in dem hinreifsenden Vortrag derselben, der dann folgt, zur Folie dienen sollte. Der Italiäner selbst erzählt, und wir fühlen uns gleich ganz auf italiänischem Boden. Die Liebe nimmt ihren Anfang schon, da er die Geliebte nur einmal gesehn, sie als Kind, er selbst noch Knabe. Der Eindruck ist mächtig und unauslöschlich gewesen, er sieht sie wieder als Jüngling und jener Eindruck wird zur glühenden Leidenschaft, um so mächtiger und unbezwinglicher als sie hoffnungslos zu sein scheint, um so quälender, als er täglich um die Geliebte sein mufs. Die Katastrophe tritt schnell und zerstörend ein: es ereignet sich ein Vorfall, wie bei Dante mit Francesca da Rimini, bei Goethe mit Tasso; aus der Verzweiflung wird der Unglückliche zum Taumel der Freude erhoben, als ihm mit der Verzeihung zugleich ein Hoffnungsstrahl gegeben wird. Da eben, als ihn der Taumel übermannt, wird ihm von Kundschaftern ein Geheimnifs abgewonnen, das seinen Wohlthäter und die Tochter, die Geliebte, ins Unglück stürzt. Er hat seitdem seiner vorlauten Zunge ewiges Schweigen auferlegt. — Der Ort der Geschichte ist Rom, die Zeitverhältnisse sind die der französischen Gewaltherrschaft. Bei jener letzten Katastrophe wird der Karnaval eingeführt; man erkennt an der Lebendigkeit der Schilderung in wenig Zügen, dafs der Verfasser ihn erlebt; den richtigen Takt des trefflichen Erzählers nimmt man an der weisen Sparsamkeit wahr, womit dies und sonst Lokales eingeführt wird; er bringt davon nur so viel, als gerade nöthig zu sein scheint für die Hauptsache, und Alles bleibt auf diese concentrirt. —

Herr *von Rumohr* hat uns in dieser Sammlung mit einer Malernovelle beschenkt: Lehr- und Wanderjahre des Raphael Santi von Urbino. Sie ist nicht Erzählung von einer abgeschlossenen Begebenheit, sondern ein Stück Leben von Rafael, da er noch ein Werdender war. Einem aufserordentlichen Genie in seinen Anfängen nachzugehn, ist überall reizend, besonders aber bei dem in Werken und Leben überall so höchst liebenswürdigen Raphael. Herr von R. nimmt sein Leben da auf, wo er nach Assisi zum Meister Ingegno kommt und eine Zeit lang bei ihm arbeitet. Dann begleitet er den Jüngling nach Perugia zum Meister Perugino, dessen Kunst schon damals zum Handwerk zu werden anfing, wie sie es beim Pinturicchio schon geworden. Mit der Abreise Rafael's nach Ca-

stello schliefst die artige Erzählung, worin der geistreiche Verf. sehr belehrende Urtheile über die genannten Künstler einflicht und auf eine lebendige Weise in das Kunsttreiben jener Zeit versetzt, indem er bedeutend genug, gewifs nicht ohne Beziehung auf die Gegenwart, ein tiefes und inniges Kunstbestreben, das nur die Wahrheit und Hoheit der Kunst selbst will, wie es sich bei Rafael kund gibt, einem den Anforderungen der Zeit und des Publikums handwerksmäfsigem Genügen entgegensetzt. Der Verf. schaltet frei mit den historisch so ungewissen Daten aus Rafael's Jugendzeit. Warum sollte es ihm nicht eben so oder mehr noch, als dem Vasari, erlaubt sein, Wahrheit und Dichtung zu mischen, da er nur eine Novelle, nicht Geschichte, geben will? Es kam nur darauf an, den Geist und den Ton der Zeit richtig zu treffen, und das ist dem Verf. unsres Erachtens glücklich gelungen.

Carl Hegel.

XIII.

Sapha berura oder die geläuterte Sprache von R. Abraham Ebn Esra. Nach einem handschriftlichen Exemplare in der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München kritisch bearbeitet und mit einem Commentar nebst Einleitung versehen von Dr. Gabriel Lippmann. Fürth 1839 (*im Verlage der Müllerschen Buchhandlung zu Fulda*). 21 *Seiten Vorrede und Einleitung des Herausgebers in deutscher Sprache und* 51 *Blatt hebräisch. Text und Comment.* 8.

Für Leser, die nicht schon bei der obigen Titel-Angabe erschrocken „sauve qui peut!" rufen, also für Gelehrte und Freunde der Philologie wäre es nur gerecht, wenn wir voraussetzten, dafs der Name Ebn Esra keiner ist, den sie nie gehört, oder dessen sie sich nur mit Mühe erinnern. Jeder von ihnen wird wissen, dafs unter den hebräischschreibenden Philologen des Mittelalters Ebn Esra den Ehrenplatz einnimmt, und dafs, wie man aus Wolf, De Rossi u. a. sieht, die Produkte seines aufserordentlichen Geistes eben so zahlreich wie reif waren. Die mit der biblischen Philologie näher Vertrauten werden auch den Hrn. Herausgeber des vorliegenden Werks als einen fleifsigen Bearbeiter der Ebenesra'schen Schriften seit längerer Zeit kennen. Er hat 1827 das wichtige grammatische Werk Zachoth mit einem hebräischen Commentare herausgegeben; 1834 sich noch verdienter gemacht, indem er ein noch bis dahin ungedrucktes Werk, Sepher Haschem, edirte und ebenfalls mit einem hebr. Commentar begleitete. Durch diese frühern Leistungen hat er das Vertrauen zu seiner kritischen Fähigkeit festgestellt; ob er aber dieses durch seine neuesten Bemühungen gerechtfertigt oder erhöht hat, wollen wir erst dann zu beurtheilen versuchen, wenn wir ein Paar Worte über den neuesten Gegenstand seiner Wahl, über das Buch *Sapha berura* selbst, gesagt haben werden.

Ebn Esra verschmähte es, sich in einem bestimmten Wirkungskreis niederzulassen, sich einen festen Lehrstuhl zu erbauen, von welchem herab er an wifsbegierige Zuhörer den Segen seiner Gelehrsamkeit gespendet hätte; er zog es vor, die Welt zu durchwandern und sich Ehre und Geschenke überall zu holen, statt sich diese von überall nach seinem Wohnsitze bringen zu lassen. Wie ganz anders, wie viel edler strebte sein jüngerer Zeitgenosse Maimonides. Hätte Ebn Esra zu Toledo, seiner Vaterstadt, eine Schule eröffnet, sie würde bald zur Hochschule geworden sein, zu welcher man von nah und fern wanderte, und sein Genie hätte seinen Ruhm weiter getragen, als er es mit seinen schwachen Füfsen konnte. Der Kontinent war ihm zu klein, er mufste auch England durchziehn; Europa war ihm zu enge, auch Asien mufste er besuchen, und zwar, einem Meistersänger gleich, überall sein Wissen feil zu bieten. Ein Mann wie dieser machte sein Leben lang den Reichen den Hof! Wir glauben, dafs diese Lebensweise vielen Einflufs auf den Ton seiner Schriften hatte. An seinem heimathlichen Heerde friedlich wirkend, würde er seine Vorgänger mit mehr Liebe und Schonung behandelt haben; als gelehrter Abenteurer empfahl er sich bei seinen Wirthen durch Witzelei, und setzte sich bei reichem Pöbel dadurch in Achtung, dafs er auf ehrwürdige Namen schimpfte. Jedenfalls hinderte ihn diese Lebensweise, die nöthige Feile an seine Arbeiten zu legen, da er seine meisten Werke, Grammatiken sowohl als Commentare bald auf Verlangen einer Gemeinde, bald auf den Wunsch eines freigebigen Privatmannes ausarbeitete, und diese Gelegenheits-Werke weiter nicht berücksichtigt wurden. Dieses ist auch der Grund, warum wir verschiedene Recensionen eines und desselben Werks von ihm besitzen. In London schrieb er aufs neue einen Commentar zu dem Buche, das er in Mantua commentirt; in Rom schrieb er unter einem neuen Namen die Grammatik, die er in Rhodus behandelt u. s. w. Unser Sapha berura ist die 5te auf diese Weise entstandene hebräische Grammatik. Er selber spricht sich am Ende seiner Einleitung (Bl. 15) so darüber aus: „Als einer der Lernbegierigen hörte, welche Sprache ich über die Dichter geführt (er sagt nämlich früher, die Hymnendichter treten die Sprachgesetze mit Füfsen), so verlangte er von mir die Anfertigung eines Buches, woraus er die Regeln der Sprache erkennen könnte. Diese Zumuthung war hart für mich, da ich über Grammatik schon geschrieben habe, zu Rom das Buch *Mosnaim*, zu Lucca die Bücher *Jesod* und *Sephath Jether*, in Mantua endlich das Buch *Zachoth*. Er aber antwortete, es wäre keiner im Besitze dieser Bücher, der sie ihm geben wolle. Auch ich selbst hatte diese Bücher nicht, denn meine Art ist zu schreiben was mir in den Sinn kommt. Auch sind Zeiten, und besonders jetzt, wo mein Herz nicht frei von Zerstreuungen ist (im Texte falsch ושאין, es mufs heifsen שאין). Der Lernbegierige, der im Anfange der Verse genannt ist, drang aber so sehr in mich, dafs ich ihm willfahrte." Dieser Lernbegierige war ohne Zweifel mit der Arbeit zufrieden, wahrscheinlich viel zufriedener als die gegenwärtigen Leser. Das, höchstens zwei

Bogen starke, *Sapha berura* ist nur eine kleine Sammlung grammatischer Notizen, keine Grammatik, und diese sind blofse Reminiscenzen, die hier ohne Ordnung und ohne hinreichende Belege zusammengeworfen sind. Auch an Sprache und Polemik erkennen wir den Löwen Ebn Esra nicht wieder; die erstere war sonst nicht so zahm, die zweite nicht so wortreich und doch unsicher. Es ist bekannt, dafs manche Werke, die unter Ebn Esra's Namen bekannt sind, der Hand eines Schülers desselben angehören, der die Vorträge des Lehrers gesammelt und unter dessen Namen verbreitete. So z. B. der Commentar zu Exodus. Von Sapha berura glauben wir dasselbe, wenn man nicht zugeben will, dafs ein nicht ungeschickter Schelm sich der Sprache und des Namens eines berühmten Grammatikers bemächtigte, um damit Glück zu machen. Doch, ist das Opusculum von Ebn Esra selbst, so hat er's geschrieben, als er nicht mehr Ebn Esra war; starke Spuren von geistiger Altersschwäche kommen an mehreren Stellen zum Vorschein. Wir erinnern uns auch nicht, das S. B. als ein Ebn Esra'sches Werk bei Schriftstellern vor dem 16. Jahrh. erwähnt gesehn zu haben.

Durch Obiges haben wir uns einen schicklichen Uebergang zur Beurtheilung des Verdienstes des Hrn. L. vorbereitet. Nach unserer ausgesprochenen Meinung über das *Sapha berura* können wir die Wahl des Hrn. Herausgebers keine glückliche nennen. Auch mufs man sich über den Eifer dieses Unternehmens verwundern, wenn man die dabei benutzten Hülfsmittel beim rechten Namen kennen lernt. Nicht etwa eine alte, werthvolle Handschrift liegt der Ausgabe zum Grunde, wie man aus dem täuschenden Titel zu glauben berechtigt wird, sondern eine nachlässig genommene Abschrift von der editio princeps (Konstantinopel 1530)! Diese Abschrift ist nun so fehlervoll, dafs es dem Hrn. L. einerseits sehr leicht war, durch gewöhnliche Sprachkenntnifs zu verbessern, andrerseits aber sehr schwer war, bei der grofsen Zahl der Fehler keinen zu übersehn. Der Commentar des Hrn. L. besteht zur Hälfte aus solchen Verbesserungen, und da er einmal im Zuge war, nahm er auch Emendationen auf, die füglich hätten wegbleiben können. Sollte man es glauben, nicht einmal gesehn hat Hr. L. den gedruckten Text, geschweige verglichen. Er hat die verstümmelte Abschrift wie es scheint nur deshalb so eilig abdrucken lassen, damit er seinen Witz und seine Konjekturalkräfte üben kann. Wozu wäre es sonst so dringend nöthig gewesen, ein unbedeutendes Werkchen ins Publikum zu schleudern, ehe man die gedruckte Ausgabe hat? Wollte Hr. L. das Buch durchaus ediren, so hätte er sich vor allem diese verschaffen müssen; zu haben ist sie ja, wenigstens in Parma und Oxford eine Vergleichung anzustellen; und hätte er sie nicht auftreiben können, so hätte er seine Neigung zu ungewöhnlichen Ausgaben noch eine Zeitlang mäfsigen sollen. Wie sehr die Literatur gewonnen hätte, wenn Hr. L. sein Talent, statt dieser voreiligen Ausgabe, einem wichtigern Codex der reichen Münchener Bibliothek zugewendet hätte, sieht man an seinen Commentarien zu den 3 von ihm edirten Werken. Seine neueste Arbeit vorzüglich ist so reich an fleifsigen Forschergaben, dafs man von der Freude darüber das Bedauern nicht trennen kann, dafs so schöne Thätigkeit sich an einen, nach obiger Bemerkung, unzeitigen Gegenstand gefesselt. Wie dankbar würden ihm die Freunde der Literatur des Mittelalters gewesen sein, wenn er z. B. ein auf der Münchener Bibliothek befindliches Werk des *Jehuda Chiug* veröffentlicht hätte! Dieser *Jehuda Chiug* wird seit dem Anfange des 11. Jahrhunderts von den jüdischen Gelehrten einstimmig mit einer Art von Kultus, als ein von Gott gesandter Wiederhersteller der Sprachreinheit gefeiert, und dennoch ist nichts von ihm gedruckt. Dieser so berühmte Mann hat von der Geschichte seiner Lebensverhältnisse keine Spur hinterlassen. Wir wissen nur, dafs er in Nordafrika geboren war und *wahrscheinlich* ums Jahr 1000 n. C. geblüht hat. Es wäre daher wohl für seine eigene Lebensgeschichte und für die vieler seiner Zeitgenossen wichtig, ihn selber sprechen zu lassen, indem ihn eine kenntnifsreiche Kraft aus dem Grabe der Bibliotheken herauf beschwört.

Ueber das mehr oder minder Geleistete des Hrn. L. gehn wir, nach unserer erklärten Ansicht über sein Unternehmen, fast gleichgültig hinweg. Er gehört nicht zu den gewöhnlichen *federleichten* Schriftstellern der Zeit, die vom Raube oder Gnadenbrote anderer ihre Ruhmsucht oder ihre Familie ernähren. Ob er da oder dort geirrt hat, ob er das und jenes hätte besser machen können, darüber wollen wir mit ihm nicht rechten. Dankbar wollen wir ihm jedenfalls für manche literarhistorische Notiz sein, die wir bei ihm zum ersten Male gefunden haben.

Lebrecht.

XIV.

(*Gymnasiallehrer v.* **Gruber** *in Stralsund*) *Verzeichnifs sämmtlicher Abhandlungen in den auf preufsischen Gymnasien erschienenen Programmen von* 1825—1837, *nach dem Inhalte wissenschaftlich geordnet. Berlin* 1840. *Verlag von W. Logier.* 4. 36 *S.*

Eine nützliche und interessante Zusammenstellung, deren Fortsetzung und Ausdehnung auch über die nicht-Preufsischen Gymnasien und über die Universitäten nach etwa 5 oder 10 Jahren sehr zu wünschen ist. Auch schon in der gegenwärtigen Uebersicht sind die Schulschriften einiger weniger fremder Gymnasien (Braunschweig, Frankfurt am Main, Schwerin), so wie die gelegenheitlichen Abhandlungen der Greifswalder Universität verzeichnet. Eine gröfsere Vollständigkeit wird ohne Zweifel in Folge des seit dem Jahre 1837 weiter ausgedehnten Programmentausches (der aber doch noch nicht ein allgemeiner ist) Statt finden können. Die Anordnung macht nicht auf wissenschaftliche Schärfe, sondern auf praktische Uebersichtlichkeit Anspruch, und die Rubrik *Verschiedenartiges* nimmt zuletzt noch einiges auf, was wohl in andere Rubriken, vornehmlich in die „*Litteratur*" gehört. Als Berichtigung wollen wir nur bemerken, dafs die interessante Abhandlung über die Sixtinische Madonna von Michelet im Programm des Berliner Französischen Gymnasiums *nicht* französisch geschrieben ist, wie im Verzeichnifs angegeben ist.

№ 21.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

XV.

Wilhelm Heinse's sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Heinrich Laube. Zehn Bände. Leipzig, 1838. *im Verlag von F. Volkmar.*

Das Publikum muſs für die Gesammtausgabe der Werke Heinse's, welche noch nie gesammelt erschienen und einzeln theils beinahe unbrauchbar, theils vergriffen sind, dem Hrn. Laube oder vielmehr dem Verleger Dank wissen. Denn dieser „verlegende Buchhändler", bekennt Laube, habe eigentlich zuerst die Idee hierzu gehabt und er selbst sei zu dem schon fertigen Unternehmen nur hinzugetreten. So glaubte sich Laube gegen den Vorwurf decken zu müssen — einen *Wilhelm Heinse* wieder an's Licht gezogen zu haben, und er vertheidigt in der Einleitung eigens sein Beginnen.

War diese sorgsame Verwahrung nothwendig, so ist sie ein neuer Beweis, wie sehr Heinse unter uns miſskannt wird. Da wir jetzt seine Werke gesammelt besitzen, so liegt uns der Versuch nahe, durch eine Charakteristik seiner menschlichen und literarischen Persönlichkeit sein halb erloschenes und entstelltes Andenken zu erneuern und ein Endurtheil über den Totalwerth dieses seltenen, ja beinahe einzigen Schriftstellers vorzubereiten. Ich thue dieses um so mehr, da sich Heinse's auch sein eigener Herausgeber nicht, wie er es sollte, annimmt. Vielleicht um nicht in den Verdacht einer bedenklichen und unzeitigen Vorliebe zu kommen, ist Laube in seiner Anerkennung eben so bedingt, als in seinem Tadel verschwenderisch.

Johann Jakob Wilhelm Heinse (eigentlich Heinze, wie der alte Thüringer Name seiner Familie war, B. IX, S. 93) ist in Langewiesen, einem Stadtflecken an der Ilm, bei Ilmenau, im Jahr 1746 oder nach andern Nachrichten 1749 geboren. Sein Vater scheint hier Bürgermeister, Stadtschreiber, Organist und Landschaftsdeputirter in Einer Person gewesen zu sein. Der Unterricht, welchen er durch einen Kandidaten erhielt, wurde später auf dem Gymnasium zu Schleusingen fortgesetzt. Er muſs hier einen guten Grund in den alten Sprachen gelegt haben, denn er las, wie wir aus seinen Briefen sehen, lateinische und griechische Dichter und Philosophen im Urtexte. In Jena und Erfurt sollte er Jurisprudenz studiren, aber jedes Brodstudium war seinem freien Geist durchaus zuwider, und so versäumte er es, sich die Mittel zu einer bürgerlichen Existenz zu verschaffen, was, da er selbst ganz ohne Vermögen war, seine Zukunft bestimmte und entschieden auf ihn selbst zurückwirkte. Zu den ersten dichterischen Versuchen hatte ihn — Hofmannswaldau gereizt, und in Erfurt übte Wieland einen ausschlieſsenden Einfluſs auf ihn aus. Nach Wieland's Vorgange dachte und lebte der Student sich in ein phantastisches griechisches Lebensideal um so leidenschaftlicher hinein, jemehr er vom wirklichen Leben gequält wurde, und fuhr fort in der Wielandischen Manier die Träume seiner glühenden Sinnlichkeit poetisch zu gestalten. Wieland machte den Hülflosen mit dem Beschützer jedes aufblühenden Talentes, mit Gleim, bekannt. Aber die Hoffnung auf eine Hauslehrerstelle scheiterte, und so schloſs sich Heinse in seiner Noth, wunderlich genug, an einen Abenteurer, einen ehemaligen preuſsischen Hauptmann an, welcher sich General-Reise-Inspektor bei der dänischen Zahlenlotterie nannte und eine eigene Lotterie anlegen wollte. Er reisete mit ihm an den Rhein und von hier nach Baiern, fand aber seine Lage bald so unerträglich, daſs er, von Gleim wieder mit Geld unterstützt, nach seinem Thüringer Wald zurückwanderte. Aber eine Viertelstunde vor Langewiesen hörte er, daſs der Ort abgebrannt sei; sein Vater hatte nichts gerettet, als sein Clavier und einige seiner liebsten Bücher. Der gute Gleim schickte dem Vater Geld, damit er für seine abgebrannten Bäume junge pflanzen könnte, und verschaffte dem Sohn eine

Hauslehrerstelle in Halberstadt. Hier lebte er unter dem Namen Rost vom Herbst 1772 bis zum Frühjahr 1774, wo im Umgang mit Gleim, Klamer Schmidt, Georg Jacobi und mit gebildeten Frauen seine brausenden Kräfte in's Gleichgewicht kamen und sein Urtheil reifte. Durch Georg Jacobi liefs er sich bestimmen für einen Gehalt von 300 Thalern die Mitredaktion der *Iris*, einer neuen Zeitschrift, die Friedrich Heinrich Jacobi in Düsseldorf herausgab, zu übernehmen. Heinse reis'te im Frühjahr 1774 über Hannover nach Düsseldorf. „Ich sehe bis jetzt, schreibt er, keinen andern Weg nach Rom und Neapel und dem Aetna, als über Düsseldorf." Hier im Jacobischen Hause, wo er unter den bedeutendsten Männern auch Goethe kennen lernte, führte er seine Bildung nach einem gröfsern Plane weiter aus, und verschaffte durch die Musik, die er eifrig betrieb, durch die Gemäldegallerie in Düsseldorf und den Umgang mit Malern seinem Genius eine eben so erwünschte als homogene Nahrung, steigerte aber durch diese Kunstgenüsse die tiefe Sehnsucht nach Italien so sehr, dafs ihn Jacobi endlich mit Geld zur Reise ausstattete. Im Juni 1780 sehen wir ihn zu Fufs den Rhein herauf wandern, Süddeutschland und die Schweiz durchziehen und von hier über Marseille nach Genua und Venedig reisen. In Italien und zwar meistens in Rom blieb er bis zum Herbst 1783. Im folgenden Jahr finden wir ihn wieder in Düsseldorf, und 1787 erhielt er endlich eine Anstellung, er wurde Lector des Kurfürsten von Mainz, später Kurerzkanzlerischer Hofrath und Bibliothekar. Er starb im Todesjahre seines geliebten Gleim und Klopstoks, am 22sten Juli 1803.

In diese Zeitperiode ist das Dasein eines ausgezeichneten Geistes eingeschlossen, über dessen äufsere Lebensumstände wir leider nur fragmentarische Nachrichten aus seinen Briefen an Gleim und Jacobi besitzen.

Heinse war von der Natur durch alle Keime seines Wesens zum Dichter und Künstler bestimmt, ja auf denselben beschränkt, und wenn er als solcher das Höchste nicht erreichte, so trägt hauptsächlich sein Schicksal die Schuld, welches er nicht, wie Schiller das seinige, überwand, eben weil er nur Dichter war. Nicht Mangel an Talent, denn er hatte eine aufserordentliche Leichtigkeit der Auffassung und ein scharfes Urtheil, sondern eine unüberwindliche Abneigung hielt ihn ab, je eine Brodwissenschaft zu studiren; es war ihm unmöglich, einen anderweitigen ernsten Lebenszweck zu verfolgen, die Triebfedern des Ehrgeizes, des Besitzes, der blofsen Wifsbegierde u. s. w. waren für ihn nicht vorhanden. So sehr beherrschte ihn sein Genius, dafs er nur diesen ausleben wollte, und sich nur in dessen Genusse glücklich fühlte. Er erkannte dieses mit immer steigender Klarheit. „Ein bis an mein Lebensende fortdaurendes Amt anzunehmen" sagt er 1776 (B. 8. S. 133) „ist meinem Geiste jetzt gänzlich zuwider." — „Ein innerer Beruf treibt und quält mich und reifst mich ohne Unterlafs dahin zu den Ländern der Schönheit, um mein Wesen mit allem dem zu vereinigen, was das Geschlecht der Menschen je Grofses, Edles und Liebevolles hervorgebracht." — Und in ähnlicher Weise äufsert er sich im Juli 1778: „Ich bin zu allem andern, aufser Natur und Kunst, verdorben. Meine Tage fliehen dahin in verzehrendem Feuer" u. s. w. Als er seines Wunsches theilhaftig geworden war, schlug er alle Beschwerden und Noth für gering an. In Genf, wo er mit leerem Beutel herumging und mit einem Gefühl, „als hätte er Galgen und Rad verdient", half ihm nur sein meisterhaftes Billardspiel aus der äufsersten Verlegenheit; in Südfrankreich kämpfte er mit den gröfsten Drangsalen; in Venedig lag er, um nicht halb zu erfrieren, des Tages gewöhnlich achtzehn bis zwanzig Stunden im Bett und brütete über dem Tasso, und afs alle vier und zwanzig Stunden die wohlfeilste Kost; in Florenz mufste er fürchten, aus dem Wirthshause, wo er nicht zahlen konnte, und aus der Stadt, mit Schimpf und Schande hinausgejagt zu werden; in Rom afs er, um das Geld für eine Reise nach Sicilien zu sparen, wenig anderes, als Milch und Reis. Aber nichts von all' dem konnte ihm je eine Klage, ein Wort des Unmuths entlocken, und er meinte, Noth sei der Uhrschlüssel, womit die Springfedern des Herzens von neuem wieder aufgezogen würden. Nie aber sparte er das Geld, wenn eine Oper zu hören, ein Kunstwerk zu sehen war, und nie vergafs er des heiligen Zweckes seiner Pilgerschaft, so wenig als ihm der Körper je den Dienst versagte. „Meine Nerven", schreibt er an Jacobi, „sind von Stahl und Eisen; wenn nur mein Blut und meine Lebensgeister minder feurig wären! Ich kann's Ihnen nicht sagen, wie es oft unterwegs gebrannt hat. Müde bin ich nie geworden, meinen Gemslauf über die Furka ausgenommen." In Rom lernte er Klingern kennen, und wenn er ihm einige

seiner kleinen Märsche erzählte, so kam den russischen General ein Grausen an (B. 9. S. 161).

Eine solche Wanderlust lag ganz in seiner Sinnesweise. Er meinte, der Mensch, das endlose Geschöpf, sei dazu gemacht, von Zone zu Zone zu wandern, um mit seiner Seele Besitz zu nehmen von allem, was gut und schön ist, und das sei sein wahrer und einziger Reichthum. Er ruft aus: „Ich würde vor Gleichgültigkeit erblassen, wenn ich jeden Tag das Nämliche sehen, thun und handeln müfste." Nach der Lebensweise des Wieland'schen Aristipp sucht er alles Gute und Schöne an sich zu ziehen, was ihm dieses wechselnde Leben brachte, und es war ein Grundsatz von ihm, mit den Glücklichen sein und ihr Glück zu theilen, ohne es ihnen zu beneiden oder zu rauben (B. 9. S. 114). Nie aber sank seine Genufsliebe zur Gemeinheit hinab, und was Laube sagt, dafs Heinse aller Orten Liebschaften angeknüpft habe, wird er nicht belegen können. Wäre er nicht ein sittenreiner Mensch gewesen, er würde in der Jacobischen Familie nicht geduldet worden, nicht der Freund des Fritz Jacobi geblieben sein. Er trennte seine Freude nicht von der Tugend. „Sie sind ein glücklicher Mann", schreibt er an Jacobi, „und mit allen Tugenden, werth es zu sein — *und diefs ist das höchste Loos der Menschheit*" (B. 9. S. 235). Nirgends hören wir ihn ein hartes Urtheil über Andere aussprechen, so himmelweit er auch von sentimentaler und indolenter Gutmüthigkeit entfernt ist. Für menschenfreundliche Neigungen war er wie geschaffen. An seiner Familie scheint er mit inniger Liebe gehangen zu haben, er nennt seinen Vater einen der besten Menschen, die er kenne, und die Schilderung desselben beweis't seine kindliche Liebe (B. 8. S. 61). Es finden sich noch Bruchstücke von seinen Briefen an seine Eltern und Geschwister vor, in welchen sich die wärmste, kindliche und brüderliche Theilnahme ausspricht. Das schönste Document seines Gemüthes ist aber sein inniges Verhältnifs zu Gleim, welchen er Zeitlebens als seinen Wohlthäter enthusiastisch verehrte. Noch im Jahr 1796 schreibt er ihm: „Ich Sie vergessen! — Sie waren der Mann, der sich zuerst meiner annahm, mich jungen herumirrenden Wilden grofsmüthig in die Welt einführte, immer als väterlicher Freund für mich sorgte!" — Mit so fester Anhänglichkeit schlofs er sich auch an Fritz Jacobi und dessen Familie an, und er scheint überhaupt etwas Vertrauenerweckendes und eine grofse Anziehungskraft gehabt zu haben, dafs er überall Freunde und Bekannte fand, unter denen in Rom nur der Maler Müller genannt werden mag.

Laube in seiner voranstehenden Biographie nennt unsern Dichter an mehreren Stellen eitel. Ich wüfste aber nicht, mit welchem Rechte ihm diefs Prädikat in einem höherem Grade zugeschrieben werden könnte als dem Ersten Besten, z. B. Goethen.

Wie er für Lebensgenufs und Freundschaft empfänglich war, so setzte er dem Ungemach und der Mifsgunst die Festigkeit einer starken Seele entgegen. „Dieses, schreibt er schon 1772, war in der kleinen Zahl meiner Lebenstage immer die Hauptquelle meiner Glückseligkeit, dafs mir die Natur einen Geist gegeben, welcher Uebel erdulden kann, unter welchen andere Geister in die Sphäre des armseligen Pöbels hinabsinken müfsten" u. s. w. Er meinte, die Natur habe ihn mit einem guten Humor ausgesteuert, womit er alles Düstere von sich wegscherzen könne. „Sie wissen, schreibt er einmal an Jacobi, dafs ich mit leichtem Schritt einen tüchtigen Bündel Noth forttragen kann." Allenthalben ist es ersichtlich, dafs sein unverwüstlicher Frohsinn aufser seinem festen Körper einen erhabenen geistigen Hintergrund hatte. „Was in mir ist, macht mich erst allein stolz und glücklich, und wenn's mir eine Hölle von Teufeln ableugnete, und kein Ruf, kein Titel, kein Rang."

Diese hohe, stolze Gesinnung kehrte er, wenn es sein mufste, den Menschen entgegen. Nie, sagt er selbst (B. 8. S. 76), sei Menschenfurcht in ihn gekommen. „Frei wie ein Grieche kann ich unter Sklaven leben, und spartanischen Muth dem anbieten, der mir das Joch der Knechtschaft auflegen will." „Ich bin ein so freier Mensch", heifst es an einer andern Stelle, „als vielleicht einer auf Gottes Erdboden herumgeht." Diese Selbstständigkeit des Charakters bildete sich bei ihm zu einer wahrhaften republikanischen Denkungsart aus, und Laube hat sehr Unrecht, seine hierauf hindeutenden Aussprüche als blofse Wallungen eines erhitzten Blutes auszulegen. Sie flossen vielmehr nothwendig aus seinem innersten Wesen. Als Klinger in Rom damit umging, ihn zum Bibliothekar des Grofsfürsten zu machen, äufserte er sich (B. 9. S. 155): „Wer in das Haus eines Despoten geht, bleibt ein Sklave, ob er gleich frei hineinkam, und weit vom Hofe, weit von der Hölle", welche Worte er später noch, in Mainz,

seinem Ardhingello in den Mund legte. „In den Himmel, sagt er in einer andern Stelle, würde ich, wie in eine Hölle, gehen, wenn ich meine Freiheit darin entbehren sollte" (B. 8. S. 38). Noch am Hofe des Erzbischofs von Mainz nennt er sich ein Kind der Natur; er sei seiner guten Mutter treu geblieben, und weder Hof noch Rom hätten ihn von ihr abgebracht. So wenig Gefallen er an dem neuern Staatsleben aber auch hatte, so war er mit Gleim doch ein Verehrer Friedrichs des Großen, und der französischen Revolution wie es scheint, nicht hold. Wenigstens nennt er die Einführung der Republik in Mainz eine *Freiheitsfarce* (B. 9. S. 251).

Schon im väterlichen Hause und nachher im Gymnasium zu Schleusingen scheint ihm das Christenthum durch den lutherischen Katechismus und als Dogmatik in dürren orthodoxen Formeln aufgenöthigt worden zu sein, wodurch es ihm für immer zuwider wurde. Die christliche Religion und Kirche als solche waren für seine Ueberzeugungswelt gar nicht vorhanden. Doch schlägt eine tiefere religiöse Empfindung durch seinen poetischen Natursinn, als sie den Griechen je zu Theil werden konnte; und als ihm einst als Jüngling zugemuthet wurde, Spottgedichte auf die christliche Religion zu machen, erklärte er, unmöglich sich so weit erniedrigen zu können, er könne sich nicht zwingen, Leuten, die, ohne zu wissen, warum, Religionsverächter seien, auch nur ein freundliches Gesicht zu machen. Ohne Achtung vor Religion würde er gewiſs sich nicht in der Freundschaft des Jacobi erhalten haben, obgleich er im Anfang seiner Bekanntschaft mit ihm meint, Jacobi stecke noch tief im *Vorurtheil.* So nennt er gemeinhin alle Anhänglichkeit an das geschichtliche Ueberlieferte.

Dagegen lebte Heinse ganz in den Werken der Alten und in dem Besten, was die gebildeten Völker der neuern Zeit in Kunst und Literatur hervorbrachten. Als ihm Jacobi Vossen's Odyssee nach Italien sandte, machte er aus der bloſsen Erinnerung (denn das Original hatte er nicht in seine Jagdtasche stecken können) Berichtigungen (B. 9. S. 228). Nach Haus zurückgekehrt, las er zum Ersatz für alles, was er entbehrte — („Es ist bei uns alles so kalt, so kalt, muſste er klagen, und kein edler Geist findet Unterstützung") — die Alten, und wenn er irgend eine Gesellschaft junger Freunde wüſste, meinte er, um ihnen die Lust an den heitern Griechen mit dieser Göttersprache mitzutheilen, wollte er sich sogleich wieder auf den Weg machen. Nur „zum Schulmeisterleben auf Universitäten spüre er keine Neigung." Er hatte die Alten in Geist und Wahrheit lebendig aufgefaſst, und wuſste in reiferen Jahren ihnen gegenüber so gut, als Goethe „dichtend und denkend die Eigenthümlichkeit seines Geistes zu behaupten." „Jeder arbeite für das Volk, spricht er, worunter ihn sein Schicksal geworfen, und er die Jugend verlebte, suche dessen Herzen zu erschüttern, und mit Wollust und Entzücken zu schwellen; suche dessen Lust und Wohl zu unterhalten, zu verstärken und zu veredlen, und helf ihm weinen, wenn es weint. Was geht uns Vorwelt und Nachwelt an! Jene ist vergangen" u. s. w. (B. 8. S. 168). Die meisten ausländischen Sprachen verstand er, das Italienische sprach er sogar in den verschiedenen Mundarten. Ein weites Feld des Gelesenen, des Gesehenen und Gehörten stand seinem glücklichen Talente augenblicklich zu Gebote.

Laube spricht Heinsen, im Gegensatz von Lessing, nur eine reiche *Empfänglichkeit* zu, und sagt, sein Urtheil über gleichzeitige Literaten sei nur selten bedeutend gewesen. Wie wenn der Dichter auf Receptivität beschränkt wäre, und nicht auch die weitere Fähigkeit nöthig hätte, das Aufgefaſste poetisch zu verarbeiten! Aber auſser dieser dichterischen Bildungskraft besaſs Heinse offenbar ein auſserordentlich festes, sicheres, immer den Hauptpunkt treffendes Urtheil über Bücher und Menschen, gleichzeitige oder frühere, worauf es hierbei ja gar nicht ankommt, eben so, wie über Musik, Gemälde, Statuen, Gebäude und andere Gegenstände, und beinahe überall sind seine Urtheile nicht allein geistreich und eigenthümlich, sondern schlagend richtig. Von *Goethe* schreibt er am 13. December 1774 von Düsseldorf aus: „Goethe war bei uns, ein schöner Junge von fünf und zwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke ist; ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo." Und am 13. October: „Ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre, wie er. Da ist kein Widerstand; er reiſst alles mit sich fort" u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

Wilhelm Heinse's sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Heinrich Laube.

(Fortsetzung.)

In einem spätern Briefe aus Rom (B. 9. S. 81) kann er Lessing's Meinung, dafs nicht viel aus Goethe werden werde, nicht beipflichten. Ueber eine Menge bekannter Männer, mit denen er in Düsseldorf, Zürich, Genf, Rom zusammenkommt, enthalten seine Briefe die treffendsten Aussprüche. So ist auch alles, was er über frühere Schriftsteller sagt, gleichsam aus der Wahrheit selbst herausgegriffen, und beweis't eben so viel Verstand als Bildung. Eine metaphysische, reichhaltige Gedankenader zieht sich durch alle Perioden seiner Entwickelung, und überraschend treten uns allenthalben in seinen Schriften tiefe philosophische Ideen entgegen.

Seine Beobachtungsgabe ist auch in der Schilderung angedeutet, die uns Jung Stilling von seinem Aeufsern gibt, der einzigen, welche wir bis jetzt von ihm besitzen: „Heinse, der sich durch schöne Schriften berühmt gemacht hat, war ein kleines, junges, rundköpfiges Männchen, den Kopf etwas nach einer Schulter gerichtet, mit schalkhaften hellen Augen, und immer lächelnder Miene; er sprach nicht, sondern beobachtete nur; seine ganze Atmosphäre war Kraft und Undurchdringlichkeit, die alles zurückhielt, was sich ihm nähern wollte." Aus dem Briefwechsel (B. 8. S. 275) erfahren wir, dafs Heinse sein Portrait, von Eich gemalt, an Gleim geschickt hatte. Hätte Laube sich nicht bemühen sollen, durch Mittheilung seines Bildnisses uns eine Anschauung von *dem* Manne zu verschaffen, der selbst, Goethen ausgenommen, mehr als ein anderer deutscher Schriftsteller, alles zu veranschaulichen suchte? Sein Facsimile wenigstens hätte er uns nicht vorenthalten sollen.

Die fröhliche Tüchtigkeit seiner Geisteskräfte wurde durch eine blühende, stählerne Gesundheit unterstützt. In Düsseldorf, im Jahr 1778, wurde er zum erstenmal, wie der Arzt sagte, aus Ueberfülle strotzender Gesundheit heftig krank. In Italien, bei einer ärmlichen Kost, bei Beschwerden und Noth, bei kaltem Wetter in seinem abgetragnen, dünnen Röckchen, war er immer gesund. Die Römer sagten von ihm, er sei mehr für ihr Klima geboren, als sie selbst, und mit Haut und Haar am Körper der Sallustische Katilina (B. 9. S. 199). Er reis'te, seine Jagdtasche um die Schulter, beinah immer zu Fufs — damals ein seltenes Beispiel — und wie er alles mit Macht trieb, so machte er die angestrengtesten Märsche. „Ich halte das Reisen zu Fufs, oder, wenn man schwach und steif ist, zu Pferde für die einzige, wahre Art, zu Land zu reisen: im Wagen bleibts ein abenteuerlich Stubensitzen und eine folternde wandernde Modekerkerei" u. s. w.

Nach allem dem tragen wir kein Bedenken, das Urtheil, welches der Maler Müller über ihn fällte, zu unterschreiben, *dafs Heinse eine doppelte Grundsäule von Kunst und ursprünglicher Menschheit gewesen sei.*

So stellt sich Heinse in seinen Briefen dar, und wie er sich hier unwillkührlich gibt, so webte und lebte er, das ist ohne Zweifel sein ächtes Bild.

Diesen *Briefen* scheint Laube nur einen untergeordneten Werth beizulegen — er wirft ihm eine unordentliche Schreibart vor, doch bessere sich hie und da der Stil; überhaupt sei Heinse nicht für den „erklärenden, ausfüllenden" Brief gewesen, aus Italien habe er *lange* Briefe an Jacobi geschrieben. Was kann es aber Schrecklicheres geben, als „erklärende und ausfüllende" Briefe! — Freilich in Heinse's frühesten Briefen an Gleim herrscht die Sprache eines schwärmerischen Jünglings, der seine Begeisterung, halb mit Fleifs, poetisch ausschmückt, um sich bei dem Dichtergreis in Kredit zu setzen, und der wohl auch mit citirten

Dichterstellen und Belesenheit einen leeren Prunk treibt. Hierauf hat Laube mit Recht aufmerksam gemacht, nur hat er in seinem Eifer, seinen Schriftsteller „kühl anzusehen", unbeachtet gelassen, wie gefällig und anmuthig und durchaus sprachrein auch schon diese Jugendbriefe sind. Aber Heinse's Briefe von Düsseldorf, der Schweiz und Italien gehören zu den trefflichsten, die wir im Deutschen besitzen! Sie vereinigen mit einem freien, graziösen Gang und den übrigen Reizen des ächten Briefstils einen so mannigfaltigen, unmittelbar menschlichen Inhalt, dafs ihnen sogar die Korrespondenz zwischen Schiller und Goethe in dieser Hinsicht weit nachsteht. Diese Briefe zeigen ihn uns in den verschiedensten Gemüthszuständen und im Fortgange seiner Bildung. Jeder Satz ist ein Zeugnifs seines Innern, und alles spielt in dem frischesten Leben.

Man mufs in dem Leben Heinse's *drei Perioden* unterscheiden:

1) Die Jugendperiode, bis zu seiner Abreise von Halberstadt nach Düsseldorf im Jahr 1784.

2) Die Periode der Ausbildung in Düsseldorf und Italien durch das Studium der Alten und Italiener, plastische Kunst und Musik, bis zu seiner Rückkehr aus Italien im Herbst 1783.

3) Die Periode der Reife von 1783 bis zu seinem Tode 1803.

In die *Jugendperiode* fallen der Reihe nach folgende Schriften: *Sinngedichte*, *Begebenheiten des Enklop aus dem Satyrikon des Petron*, die *Kirschen* und *Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse*. Nur die erste und die letzte Schrift sind Originalaufsätze. Von den *Sinngedichten* läfst sich freilich im Voraus von einem ein und zwanzigjährigen Jüngling wenig erwarten; es sind meistens lyrisch ausgesprochene unbedeutende Gedanken. Das leichtfertige Gedicht, *die Kirschen*, ist von Dorat's Cerises ins Deutsche überarbeitet. In diesem Gedichte, und in den beiden angehängten Idyllen, *die eilfertige Schäferin*, und *die Schäferstunde*, überbietet die sinnliche Gluth des „Feuergenius" seinen Meister Wieland in nackter Darstellung der Geschlechtsverhältnisse. Das letzte und wichtigste Werk der Jugendperiode war *Laidion* oder *die Eleusinischen Geheimnisse* — wie Laube sagt, ein Dithyrambus nach griechischen, und, könnte man hinzusetzen, Wielandischen Studien. Es wurde zu Erfurt begonnen und zu Quedlinburg 1771 geendigt (B. 8. S. 80). Es sind lyrische Briefe der auf den Abendstern in's Elysium versetzten bekannten Schönen, Lais von Korinth, an den Weisen Aristipp, der noch auf Erden weilt. Die Himmelserhöhung der Lais, das Gericht, welches von Orpheus, Solon und Aspasia über sie gehalten wird, die Genüsse dieser und anderer griechischen Celebritäten im Elysium, der Lebenslauf der Lais auf Erden, die Gespräche, Vergnügen, Beschäftigungen der Seligen, und durch alles dieses die Darlegung einer heiteren, auf sinnlichen und geistigen Genufs abzielenden Lebensphilosophie, überall mit leisen poetischen Anspielungen auf die bestehende Religion, auf die Scholastik der Wissenschaft und den unnatürlichen Zwang der bürgerlichen Verhältnisse — diefs ist der Hauptinhalt dieses, ganz in Phantasie schwebenden Gedichts. Nur wo Heinse die Lais ihr Erdenleben beschreiben läfst, wird die Darstellung fester und anschaulicher. Aber nirgends verliert sich diese überirdische Schilderung in Schwulst und in's Ueberschwengliche, und der Ausdruck ist überall vortrefflich. Auch in der Form erinnert manches an Wieland, z. B. die in die Prosa eingeschobenen poetischen Stellen, und die literarischen oder didaktischen Ueberschriften der einzelnen Briefe, welche die Illusion sehr unterbrechen und stören, indem sie immer an den Verfasser erinnern.

Diesen Eleusinischen Geheimnissen ist die *erste Hälfte des fünften Gesanges eines unvollendeten Heldengedichtes* angehängt, welches in den Zeiten Alexanders des Grofsen spielen und aus zwanzig Büchern bestehen sollte. Heinse hatte sich für die Ausarbeitung des Ganzen zehn Jahre festgesetzt. Es sind die ersten Stanzen, welche nach der ganz regelmäfsig italienischen Form in fünf weiblichen Reimen im Deutschen gedichtet worden sind, und sie möchten an musikalischer Schönheit von keinen andern in unserer Sprache übertroffen werden.

Die erste Stanze heifst:

„O schwebe doch nun auch zu mir hernieder,
Du schönstes Kind der hellgestirnten Nacht!
Zum drittenmal hab' ich voll Feuer wieder
Den Morgenstern mit mattem Blick erwacht.
Es locken dich der Nachtigallen Lieder,
Der Blüthen Duft, von Lunen angelacht
So süfs, als ob im Schatten dieser Bäume
Endymion von ihrer Liebe träume."

Dieses Fragment und hauptsächlich zwei Strophen waren es, derentwegen sein bisheriger Gönner Wieland, in

einem Briefe an Gleim, seinen heftigen Zorn gegen Heinse ausschüttete, weil er in denselben allen sittlichen Anstand verletzt habe. Wieland fühlte sich in seinem Recht, schlüpfrig zu schreiben, beeinträchtigt, und was er selbst bemäntelte, das sah er auf einmal von seinem Schüler an den lichten Tag gestellt. *Gruber* in seiner Biographie Wieland's (B. 3. S. 113) gibt über diesen interessanten Streit die näheren Aufschlüsse, und Laube hat das Vertheidigungsschreiben Heinse's aufgenommen, worin er dem guten Alten begreiflich macht, „dafs er das ganze vollständige Magazin chirurgischer Instrumente zu seiner Kur nicht nothwendig gehabt hätte, denn er habe keines Sokrates bedurft, der ihm beweise, dafs das moralisch Schöne keine Chimäre sei." Der ganze Brief ist ein vollgültiges Document von der ehrenhaften Gesinnung seines Verfassers. Wie kann Laube (B. 1. S. XXXV) den Ausfall Wieland's auf die *Kirschen* beziehen, die doch nur eine Uebersetzung des Dorat sind, und in welchem Gedichte von einer Lisette, aber nicht von einer Almina die Rede ist, die allein, sowohl in den Stanzen, als in dem Vertheidigungsschreiben Heinse's an Wieland (B. 10. S. 97) genannt wird?

In seiner *zweiten Lebensperiode*, in Düsseldorf und Italien, suchte sich Heinse auf die seiner Natur eigenthümliche Weise zu entwickeln, und schriftstellerte nur, um sein Leben zu fristen. Das Studium der Alten und Neuern, der Umgang mit geistreichen Männern und Frauen im Jacobischen Hause und auf Reisen, eine leidenschaftliche Beschäftigung mit der Musik und der plastischen Kunst, Billard- und Schachspiel, körperliche Uebungen, wie das Schlittschuhlaufen und das Fufsreisen, und endlich sein Aufenthalt in Italien vollendeten seine körperliche und geistige Bildung. Wie Schiller seiner Poesie durch Philosophie und Geschichte, Goethe der seinigen durch Naturwissenschaft und plastische Kunst eine feste Unterlage gab, so kam Heinse seinem dichterischen Talente durch eben diese bildende Kunst und durch Musik zu Hülfe. Die Musik scheint er schon mit der Muttermilch eingesogen zu haben, seine Familie war musikalisch, bei seiner Reise von Halberstadt nach Düsseldorf wurde er in Hannover wegen seines Clavierspiels bewundert, und in Düsseldorf scheint er, wie man aus seinen Briefen aus Italien sieht, in den musikalischen Kreisen als sachverständiger Meister gegolten zu haben. Der Sinn für plastische Kunst, so wie für das Schöne in der äufsern Natur, ging ebenfalls aus seinem ganzen Wesen hervor, und fand in der Gemäldegallerie zu Düsseldorf die erwünschteste Befriedigung. Alles, wofür er sich interessirte und thätig war, gliederte sich zu einem vollständigen Systeme ab, und fiel in einen Mittelpunkt seines Lebens zusammen. Alle seine sonstigen Beschäftigungen halfen sein *poetisches*, schriftstellerisches Talent ausbilden, und lieferten demselben Material. Er schrieb über Malerei, Bildhauerei, Musik und über das Schachspiel.

In dieser mittlern Periode erschien von ihm in der Iris das *Leben des Torquato Tasso* und als Probe eine Uebersetzung des befreiten Jerusalems, die *Armida*. „Ich wollte den Deutschen nur Gelegenheit verschaffen, durch den Tasso mich in einen guten Stand zu setzen — allein sie sind und bleiben Barbaren, bei denen alles im Unkraut aufwachsen und sich selbst forthelfen mufs." Doch machte er sich später in Italien auf den Antrag des Professors Klein in Mannheim (B. 9. S. 52) abermals an diese Uebersetzung. Er gofs das schon Uebertragene in Venedig völlig um, und brachte hier das Ganze zu Stande. „O Tasso, Tasso ruft er aus, dein befreites Jerusalem hat mir viel zu schaffen gemacht! Beinahe wäre ich, wie du, darüber zum Narren geworden" u. s. w. In Rom übersetzte er auch noch den *Ariost*, einen ihm viel verwandtern und von ihm mit Recht viel höher gestellten Geist — beide in *Prosa*. Läfst man prosaische Uebersetzungen poetischer Produktionen gelten, — und wer möchte diefs nicht, nachdem ihnen Goethe auf eine so einleuchtende Weise für gewisse Kulturkreise das Wort geredet hat? — so kann man diesen freien Heinsischen Uebersetzungen den Werth nicht absprechen, wie es Laube ungerechter Weise gethan hat (B. 1. S. LXXI). Wie unbillig wäre es auch, das Ideal einer *vollendeten* Uebersetzung unserer Zeit in das Jahr 1781 zurückzusetzen! Liegt denn die Form eines poetischen Werkes allein in dem Rhythmus? Wenn uns eine Uebersetzung das wesentlich Poetische wiedergibt, wollen wir es ihr nachsehen, wenn sie die metrische Form zurückläfst, welche von mancher Uebertragung nur mit Aufopferung des innern poetischen Geistes erreicht wird. „Vers und Reim sind nur Verzierung, sagt Heinse mit Bezug auf Boccaccio, wie Licht und Schatten bei der Malerei, und nicht das Wesentliche."

In der Iris erschien von Heinse in dieser Periode

auch eine *Lebensbeschreibung der Sappho*, mit welcher Dichterin er sich schon früher beschäftigt hatte. Diese Arbeit gewann ihm das Wohlwollen vieler Gelehrten von strikter Observanz, und wurde von ihm selbst hochgeschätzt (B. 8. S. 123). Dann übersetzte er die *Briefe der Theano an junge Frauen* aus dem Griechischen und verfasste einige kleinere Aufsätze: *Erziehung der Töchter*, *Frauenzimmerbibliothek* und *Geschichte des Kalenders*. Auch gab er 1775 in zwei Bänden *Erzählungen für junge Damen und Dichter* heraus, die aber nur weniges von ihm selbst enthalten.

Das bei weitem Beste aus dieser Periode sind aber seine an Gleim gerichteten und zuerst im Merkur erschienenen *Kunstbriefe über die Gemäldegallerie zu Düsseldorf*, zu welchen auch ein langer abhandelnder Brief aus Rom an Gleim über das alte Tibur und die Umgegend gerechnet werden kann (B. 9. S. 154 ff.). Man muſs sich wundern, dafs Laube diese meisterhaften Schilderungen in Briefform in Heinse's Korrespondenz mit Gleim einrangirte, und die Gründe, warum er es gethan haben will (B. 1. S. LXXVI), sind doch gar zu schwach. „Als Pfeffel hörte, erzählt Heinse, dafs die Beschreibung der Amazonenschlacht von mir wäre, so fiel er mir um den Hals und küfste mich, wie seine Braut, und sagte: es sei ihm gewesen, als ob er auf einige Momente sein Gesicht wieder bekäme, und eins der höchsten Meisterwerke der Kunst anschaute" (B. 9. S. LXXXVI). Gleichermafsen entzückt spricht sich *Rahel* noch im Jahr 1808 über diese Gemäldebriefe aus: „Warum hast Du mir das Buch nicht viel heftiger empfohlen? da Du doch von Schlegel's Gemäldebeschreibung so eingenommen bist! Wie ganz anderer Art sind die Heinse's! Dem hat Gott seine richtigen fünf Sinne gegeben — vor allen ein weites Gesicht — und dann *den* köstlichen, von Musen und Grazien bereiteten, von Apoll bewilligten, dazu, der sie alle zusammenhält; kann mir wirklich einen gut ausgestatteten, einen solchen nicht denken, ohne einen Areopag von Göttern, die ihm Gaben mitgeben auf die Erde" u. s. w. Zuletzt sagt sie, dafs sie *seine Arbeiten* nicht kenne, aber das „Eigene, Herz und inneres Leben Ansprechende, was er selbst hat, müssen sie immer haben." Rahel hält also Heinsen selbst für einen Maler. Und er war es, ein Maler des *Worts!* Diese Schilderungen scheinen mit der gröfsten Leichtigkeit hingeworfen zu sein, aber aus manchen Andeutungen sieht man, dafs unser Meister des Stils mit grofser Sorgfalt schrieb. „Man liest so etwas, sagt er in Bezug auf die Gemäldebriefe, wie anderes Geschreibsel, ohne daran zu denken, wie viel Studium hat vorhergegangen sein müssen, ehe es da sein konnte, und wie wenig Gründliches und Zweckmäfsiges von Alten und Neuen, selbst von den vergötterten, über die Kunst ist gesagt worden" (B. 8. S. 252). So ist die bekannte Beschreibung des Schaffhauser Rheinfalls die dritte von ihm geschriebene, er hatte deren vorher schon zwei gemacht an Ort und Stelle (B. 9. S. 87). Vorläufige Nachrichten über die Düsseldorfer Gallerie, eine geistvolle Theorie des Schönen, der Kunst und des Kunstgefühls, eine unvergleichliche Charakteristik einiger Maler, besonders des Rubens, das Verhältnifs der Kunst zur Natur, der Malerei zum Wort, und dann zwischen all' dem, was die Hauptsache ist, die Beschreibung einer Reihe von Gemälden, des Johannes in der Wüste von Raphael, der heiligen Familie von Michel Angelo, der Amazonenschlacht, des Sanherib von Rubens und von andern, alles in der freisten und buntesten Zusammenfügung, wie ein anmuthiger Spaziergang durch einen englischen Park, mit überall hervorblitzender Originalität des Verfs., jedes Bild im eigensten Kolorit des Gefühls und des Ausdrucks — diefs ist der Inhalt und die Gestalt der Briefe, die schwerlich ihres Gleichen haben. Die hier beschriebenen Bilder sind in Bilder des Wortes verwandelt, und interpretiren sich selbst, und es ist, als wenn sich jedes Gemälde eine eigenthümliche Sprache gebildet hätte, um ein zweites, höheres Leben in der menschlichen Rede zu finden.

In die *dritte Lebensperiode* fallen Heinse's berühmteste Werke, *Ardhingello oder die glückseligen Inseln* und *Hildegard von Hohenthal*, wozu noch eine Schrift, *Anastasia oder über das Schachspiel*, kommt. Mit seinem Hauptwerke, dem Ardhingello, scheint er sich schon in Italien beschäftigt zu haben, fertig wurde es aber erst nach seiner Zurückkunft, und im Jahr 1787 gedruckt; die Hildegard erschien im Jahr 1795, und das Buch über das Schachspiel in seinem Todesjahr, 1803. Das erste Werk besonders machte aufserordentlich viel Aufsehn, alle drei erlebten neue Auflagen. Ueber ihre Abfassung wissen wir eben so wenig, als über Heinse's letzte Lebensjahre.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 23.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

Wilhelm Heinse's sämmtliche Schriften, Herausgegeben von Heinrich Laube.

(Fortsetzung.)

Der Roman Ardhingello gehört nicht nur deswegen mit Heinse ganz zusammen, weil sein Name an dieses berühmte Werk geknüpft ist, sondern auch deswegen, weil er den Charakter des Helden aus sich selbst construirt hat. Nicht nur Ardhingello, sondern auch die übrigen Menschen, welche Heinse darstellt, sind von ausgezeichnet *schöner* Bildung, und es scheinen dem Dichter für die Zeichnung der meisten antike Göttergestalten vorgeschwebt zu haben. So ist Tolomei ein junger Bacchus, dem Demetri fehlt zu einem Zeus nur Donnerkeil und Adler, Fulvia ist eine Bacchantin, Lucinde eine bezaubernde Heilige, den Ardhingello selbst hat sich Heinse offenbar als einen zweiten Apollo gedacht. Man sieht dies sogar in vielen einzelnen Zügen. So wirft Ardhingello seine Cither über die Schulter, „dafs sie stürmisch erklingt" (B. 1. S. 116), er ist ein anderer Apollo, der vom Apennin herabgekommen (B. 1. S. 126). In diesen Gottmenschen nun hat Heinse seinen eigenen unbändigen, alles überwältigenden und doch zugleich besonnenen und milden Charakter, und die meisten Züge der Neigung und Kultur aus sich selbst hineingetragen. Wie Heinse selbst, reist Ardhingello zu Fufs (B. 1. S. 115), ist er ein junger Pilgrim, der nach dem Vortrefflichen auf Erden wandert (B. 2. S. 36), spürt er nichts von der Seekrankheit (B. 1. S. 133), spricht er: „O gütiger Himmel, lafs mich nie an Einer Stelle bleiben!" (B. 1. S. 161), spielt er Schach (B. 1. S. 191), ist er gekräftigt und ausgebildet am Körper und schliefst eine ungeheure glühende Lebenskraft in sich, die ihn nach kurzem Schlummer oft vom Lager auftreibt (B. 1. S. 122) u. s. w. Bei beiden die gleiche Sehnsucht nach dem Archipelagus, dieselbe Abneigung vor dem modernen Staatsleben und Kirchenglauben, dieselbe leidenschaftliche Begeisterung für die nackte menschliche Gestalt, dasselbe menschenfreundliche Gemüth! (B. 1. S. 51.) Beide sind stolze, grofse Menschen, die den Tod verachten (B. 1. S. 95, 98 und 132).

Dieser Roman kann zugleich als eine Fortsetzung der oben angeführten Gemäldebriefe betrachtet werden. Ansichten über Kunst im Allgemeinen, über das Verhältnifs der verschiedenen Künste zusammen (ein geistvoller Nachtrag zu Lessings Laocoon), eine kurze Geschichte der Kunst in grofsen Umrissen, Charakteristiken von Raphael, Michel Angelo, Albrecht Dürer und andern, Beschreibungen von einer Menge Gemälden, Bildsäulen, Gebäuden — all' das ist in den Roman eingestreut. Wie tief hatte er über die Kunst nachgedacht! Wie lebten ihm die Kunstwerke und Naturscenen in Gemüth und Phantasie! Denn auch eine Masse entzückter Naturschilderungen enthält der Roman, wodurch er sich an Heinse's Briefe aus Italien anschliefst, und überall zeigt sich eine erstaunliche Lokalanschauung, bis in die zufälligsten Details hinein, so dafs man sich nicht überreden kann, der Roman sei von einem Spätgebornen im Norden geschrieben. Aufserdem sind Gedanken niedergelegt über griechische und italiänische Schriftsteller, über griechische Sprache, Accent und Pronuntiation, und ein langer Spaziergang durch das Labyrinth der Metaphysik wird unternommen (B. 2. von S. 89 bis 170). Durch all dieses Beiwerk und durch den reichen Ideengehalt ist die eigentliche Geschichte sehr beschränkt, und von einer kunstvollen Anlage des Ganzen, von Verwickelung der Begebenheiten und den übrigen Kunstgriffen, die Aufmerksamkeit zu spannen, von Entfaltung der Charaktere findet sich keine Spur. Ueberhaupt versteht es Heinse, das *Daseiende*, nicht das *Werdende und sich Entwickelnde* zu schildern, so dafs in dem Roman sich nirgends ein fortschreitender Bildungsgang

der Charaktere findet. Der Held ist auf dem ersten Blatt des Buches derselbe, wie auf dem letzten. Besonders ist der zweite Theil des zweiten Bandes des Werkes, der dem ersten in jedem Betracht nachsteht, mit Natur- und Gemäldeschilderungen überladen, die, so vortrefflich jede für sich sind, den Leser doch zuletzt ermüden. Es ist ordentlich, als wenn der Verf. alle seine Kenntnifs Italiens hier wie in einem Magazin hätte aufspeichern wollen, und die Geschichte ist am Ende viel zu kurz abgefertigt. Die Uebersiedelung Ardhingello's und seiner Freunde nach den Cykladen und die Gründung eines neuen Staates mit demokratischer Verfassung, Gemeinschaft der Weiber und einer neuen Naturreligion auf diesen „glückseligen Inseln", nach welchem Ziel eigentlich der ganze Roman hinstrebt, ist viel zu wenig motivirt, und zuletzt ist alles nur notizenmäfsig erzählt. Hätte hier der Verf. seiner Hauptpflicht genügen wollen, so hätte er für alle seine trefflichen Kunst- und Naturbetrachtungen schwerlich mehr viel Raum gehabt. Das Gelungenste in Erfindung und Ausführung ist der erste Theil des ersten Bandes (vom Anfange bis S. 109). Die Bekanntschaft Ardhingello's mit dem Venetianischen Nobili, die Reise nach dessen Landgut am Gardasee, die Erzählung seiner frühern Lebensschicksale und der Fortgang der Geschichte bis zur Ermordung des Bräutigams der Cäcilie, alles ist meisterhaft. Als Ardhingello dem Freunde seine frühere Geschichte zu Ende erzählt hat, schliefst sich das bisher Dargestellte überraschend schön an, und die Geschichte geht ihren einfachen und ungezwungenen Gang fort.

Wie im Ardhingello, so hat sich Heinse auch in dem Helden des zweiten Romanes, im *Lockmann*, welcher ebenfalls „einer der wohlgebildetsten jungen Männer ist" (B. 3. S. 22), und zwar hier von Seiten seiner ausgezeichneten musikalischen Bildung dargestellt, und endlich haben wir auch in dem jungen genialen Reisenden, welchem die Briefe in der letzten Schrift beigelegt werden, leibhaftig die Person unseres Vfs., welcher seine grofse Kenntnifs und Geschicklichkeit des Schachspiels hier auf eine eben so anmuthige, als belehrende Weise vorträgt. Von der *Hildegard* sagt Laube, dafs sich darin die geschmackvollste Kenntnifs der Musik entwickle, welche am Schlusse des vorigen Jahrhunderts aufgezeichnet sei. Wie im Ardhingello plastische Kunstwerke, so werden in diesem Roman die vorzüglichsten musikalischen Kompositionen und in dem letzten Buche die vornehmsten Züge des Schachspiels charakterisirt. Die Gesetze beider Künste werden entwickelt, und ihre höhere Bedeutung und idealen Bezüge auf das Ganze und auf die Kultur überhaupt allenthalben auf eine geniale Weise nachgewiesen, alles aber ist uns in individueller Einfassung vor die Augen gestellt. Wir aber gehn auf diese letzten Werke Heinse's nicht näher ein, um über seinen *schriftstellerischen Charakter im Allgemeinen* noch etwas sagen zu können.

Zunächst geht aus dem Angeführten hervor, dafs in allen seinen Schriften ein bedeutendes *didaktisches Element* enthalten ist. In den Eleusinischen Geheimnissen begründete er sein antikes Lebensideal, dem er zeitlebens treu blieb; in Ardhingello spricht er zur Hälfte des Buches über plastische Kunst; die Hildegard handelt mit noch speciellerem Interesse über die Musik, und die Briefe über das Schachspiel sind ganz belehrend, so dafs der kurze Roman nur Beiwerk ist. Mit jeder folgenden Schrift nimmt also das Didaktische bei ihm zu. Hätte er noch länger gelebt, so würde er einen Roman geschrieben haben, dessen Mittelpunkt das *Billardspiel* war. Aber Niemand versteht es, so leicht und graciös zu lehren, als er, und von Rhetorik ist bei ihm nicht der leiseste Anflug. Er schrieb nur über das, was er durch und durch verstand, wovon er den sinnlichsten Begriff hatte, wovon seine Seele voll war. Daher die überwältigende und treffende Wahrheit seiner Darstellung.

Seine Meisterschaft liegt in der *Malerei* von Naturscenen und Kunsterzeugnissen und in der Menschenschilderung. Er war dazu geboren, die vom Göttlichen durchdrungene Sinnenwelt in der Sprache abzubilden und alles Tiefste in der Menschenbrust findet durch ihn einen andeutenden Ausdruck. Aug' und Ohr wären aber so sehr ausgebildet, als sein innerer Sinn, um alles Schöne aus Natur, Kunst und Leben herauszufühlen. Heinse war mehr ein schöner, als erhabener Geist, und er ist durch einzelne Bilder und nicht durch grofsartig angelegte ganze Kunstorganisationen ausgezeichnet. Rahel lobt mit Recht seine charakteristische Darstellung, die unübertrefflich eigenen, bezeichnenden Worte, welche er wählt, so dafs alles zum wirklichen Portrait und zur Statue wurde (B. 1. S. LXV). —

(Der Beschlufs folgt.)

XVI.

Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi von J. D. Passavant. 2 Th. mit 14 Abbildungen. Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1839. 8.

Ein neues Buch über Rafael! Was kann man Neues über Rafael sagen? fragen Viele. Stellt man ihnen aber die Gegenfrage nach einer ausführlichen Beschreibung seines Lebens, nach einer vollständigen, chronologischen Aufzählung seiner Werke, nach einer genügenden Erklärung, nach einer unbefangenen und gründlichen Kritik derselben, so müssen sie gestehen, dafs nur wenig Aechtes hie und da zerstreut, Vollständiges nirgend zu finden, und dafs bei etwaigem Reichthum, soviel Willkührliches und Unbegründetes mit unterlaufe, dafs — weit entfernt, dafs bereits zu viel geschehen — eher die ganze Arbeit noch ungethan sei. Rafael ist nicht nur ein Künstler wie manche Andre, ausgezeichnet durch Schöpferkraft, Talent und sonstige bildnerische Gaben: — er ist ein Moment in der Geschichte; nicht nur der reichste und schönste Genius der neuern Kunst, sondern ein Ausgangspunkt derselben, man möchte sagen die Absicht ihrer jahrhundertelangen Arbeit. Neben dem Geist, der Anmuth und der Fülle seiner Werke haben wir also auch die Erscheinung eines solchen Menschen im Ganzen zu würdigen, ihr Verhältnifs zur Entwickelungsgeschichte der neuern Kunst überhaupt und somit zur Geschichte der Menschheit.

Wie aber ist diefs möglich, so lange noch über Zahl und Umfang eben der Werke, die seine Bedeutung erklären, über ihre Zeitfolge, über ihren Inhalt, ja sogar über ihre Gültigkeit Zweifel bestehen? — Diese nothwendige Vorarbeit ist die Aufgabe des gegenwärtigen Buches, zu dem der Verf. als wissenschaftlich gebildeter Mann und zugleich als ausübender Künstler, durch jahrelange vielfältige Forschungen in Sammlungen, Archiven und Bibliotheken, durch ausgedehnte Reisen nach allen Gegenden und Städten Europa's, wo sich Spuren Rafaelischer Thätigkeit finden, sich befähigt hat, so dafs wir in seinem Buche fast nur Ergebnisse eigner Erfahrung und Selbstanschauung vor uns haben. Diese sind nun von solchem Umfang und solcher Bedeutung, dafs sie für alle Zukunft die Grundlage für Darstellungen Rafaelischer Wirksamkeit bilden werden und somit sein Buch zum unentbehrlichen Hülfsmittel für Arbeiten im Gebiet der neuern Kunstgeschichte machen.

Die grofse Manhigfaltigkeit des Inhalts, so wie die allerdings sehr verschiedene Behandlungsweise desselben hindern uns, ausführlich in diesen Blättern über denselben zu berichten; wir hoffen dessen ungeachtet durch eine beschränkte Auswahl eben so wohl dem Interesse der Leser zu entsprechen, als das des Buchs zu fördern.

Ein Verdienst, das von dem Vf. noch kein deutscher Kunstgeschichtschreiber und — Pungileoni's elogio storico di Giovanni Santi pittore e poeta etc. abgerechnet — überhaupt Keiner, und auch dieser nicht in gleichem Umfang sich erworben, ist die Ausführlichkeit über die Werke des alten Santi von Urbino, des Vaters Rafaels. Mit Recht stellt der Verf. diesen ehrenwerthen Künstler in die ersten Reihen der umbrischen Meister, und erkennt in dessen lange übersehenem tiefem Gemüth und zartem Schönheitssinn den Schatz, den Rafael durch sein ganzes Leben als ein heiliges Erbe bewahrt und der in seiner Hand eine zuvor nicht gekannte Ausdehnung gewann. Suchen wir die Züge auf, durch die sich schon Rafaels früheste Arbeiten von denen seines Lehrers Perugino, in denen so Vieles — selbst die süfse Seelenstimmung der Hingebung und Andacht — conventionell erscheint, unterscheiden; sehen wir nach jenen Eigenschaften, die bei ihm, sobald er die Schule verlassen, wie mit einem Male und im vollen Glanze und im unverkennbaren Gegensatz gegen jene hervortreten, so ist es eben die vom Vater überkommene Reinheit, Schönheit und Innigkeit der Empfindung, die in ihm auch die volle, reine und schöne Form gewann. An diese unbeachteten Quellen Rafaelischer Anschauungsweise führt uns der Verf., indem er die Gemälde des alten Santi, denen er mit Eifer und Sorgfalt nachgegangen, vor uns aufstellt. Die bedeutendsten unter diesen sind: die Heimsuchung in S. Maria nuova zu Fano; und in S. Croce daselbst eine Madonna mit Heiligen; der h. Hieronymus in S. Bartolo bei Pesaro; Madonna in trono im Hospital zu Montefiore; die Verkündigung in der Brera zu Mailand; eine Madonna in trono zu Gradara bei Pesaro, eine andre im Berliner Museum, wieder eine andre sehr schöne im Franciscaner-Kloster Monte-Fiorentino, und noch eine in S. Francesco zu Urbino. Wie unvollkommen auch in mancher technischen Beziehung diese Werke denen des Sohnes gegenüber erscheinen, so herrscht doch in ihnen und namentlich in den aufgeführten Kinder- und Engelköpfchen jene Lieblichkeit, die fast in gleichen Zügen bei denen Rafaels wiederkehrt und durch die er so grofsen Zauber ausübt.

Wollen wir nun zu diesen Werken übergehen, so müssen wir gestehen, dafs — so bezaubernd auch seine Madonnen, so bewundernswürdig auch seine Altargemälde, so ergreifend seine Darstellungen aus der Apostelgeschichte sind: die bedeutendsten seiner Schöpfungen bleiben die Fresken der vaticanischen Stanzen. Hier steht sein Genius auf dem höchsten Gipfel, denn hier erglänzt er im Licht des Gedankens, dem organischen Mittelpunkt im Sonnensystem der Geschichte. Ihn an dieser Stelle zu erkennen, haben frühere Zeiten der unsrigen überlassen, und dem Vf. gebührt der Dank derselben, die Erkenntnifs vermittelt zu haben. Es ist vielleicht eins der sprechendsten Zeugnisse für den Verfall der Kunst und Wissenschaft in Italien im 16ten Jahrhundert, dafs man schon unmittelbar nach Rafaels Tod von seinen Gemälden wenig Bescheid mehr zu geben wufste; dafs man z. B. in der Schule von Athen die Vereinigung der Philosophie und Theologie vermittelst der Astrologie, oder die Bekehrung der Philosophen durch Paulus und Petrus und dergl. mehr sah, und dafs Keiner mit einer nur leidlich genügenden Erklärung auftrat, bis zuerst Bellori zu Ende des 17ten Jahrh. wenigstens soviel herausfand, dafs der Gegenstand des Bildes griechische Philosophie sei. Bis zum eigentlichen Motiv der Conception ist indefs vor dem Vf. kein Erklärer durchgedrungen, und da die von ihm gegebene Erläuterung seine Verdienste am hellsten zeigt, auch wohl die Leser dieser Blätter vor andern interessirt, so möge sie statt aller andern hier in gröfserm Auszug mitgetheilt werden.

Obschon die dem Rafael für die vaticanischen Gemälde gestellte Aufgabe, die Verherrlichung der päpstlichen Macht, und zwar insonderheit der von Julius II. und Leo X, zum grofsen Theil jenseit der Grenzen unsrer unmittelbaren Theilnahme steht, und wir namentlich solche Themata, wie: Ein Bischof kann nur von Gott gerichtet werden (Leo's III. Selbstentlastung von der Anklage der Neffen Hadrians), für welche Gesellen und Meister vom Stuhl Petri besonderes Interesse haben mögen, nicht ohne das die römische Auslegung vernichtende evangelische Wort: Keine Obrigkeit, ohne von Gott! weder auf- noch annehmen werden, so hat sie doch auch den Blick in eine, lange Zeit verschlossen gewesene Welt geöffnet und Gelegenheit zu den geistreichsten und tiefsinnigsten Darstellungen gegeben, um die allein es sich der Kräfte und des Aufwandes der Kunst vom allgemeinen Standpunkt aus zu lohnen scheint. Ist nämlich die päpstliche Macht, wie sie vorgiebt und wie wenigstens Julius und Leo es verfochten wissen wollten, eine universelle, so hat sie nicht nur weltlichen Besitz (durch Constantins Schenkung); nicht nur geistige, ja dämonische Gewalt über Hunnen, Sarazenen, selbst über die Elemente; nicht nur kommen ihr zu Ehren Engel vom Himmel und Blutstropfen aus einer Hostie, sondern es fliefst auch von ihr aus alle geistige Kraft der Menschheit und unter ihrem Schutz erblühen Theologie, Philosophie, Poesie und Jurisprudenz.

Letztere nun bilden das Thema für die Gemälde der Stanza della Segnatura. Die Anordnung im Allgemeinen darf als bekannt vorausgesetzt werden. Wir erinnern nur daran, dafs zwischen den vier allegorischen runden Deckengemälden unterhalb vier kleine oblonge Darstellungen in den Ecken des Kreuzgewölbes folgen, die man und zwar mit Recht in Beziehung zu den vier grofsen Gemälden der Wände gestellt. Mit gröfserm Rechte nun macht der Vf. auf ihre zweifache Beziehung zu den zwischen ihnen befindlichen Hauptbildern aufmerksam. Zwischen dem Bilde der Theologie und dem der Jurisprudenz steht als Uebergangsbild: der Sündenfall, ebensowohl als Nothwendigkeit des Gesetzes, als als Grund der Erlosung. Auf der andern Seite

nach der Poesie zu ist die von Apoll über Marsyas verhängte Strafe abgebildet, einmal nach Dante Paradiso I. auf die Befreiung irdischer Hülle zur Aufnahme des göttlichen Geistes; ein andermal auf den Sieg der Dichtkunst über das Gemeine zu deuten. Zwischen Poesie und Philosophie sieht man eine allegorische Figur als Betrachtung der Weltkörper, ebensowohl den Höhenflug der erstern, als die Universalität der andern zu bezeichnen. Wenn sodann Rafael zwischen Philosophie und Jurisprudenz das Urtheil Salomonis stellte, so gab er zwar im „Richterspruch" ein Symbol der letztern, allein dadurch, dafs dieser nicht nach geschriebenem Gesetz erlassen wurde, sondern als ein aus der Kenntnifs der Leidenschaften und Triebe geschöpftes, philosophisches Urtheil anzusehen, ebensowohl eine Beziehung zur erstern.

An diese, die Philosophie, wollen wir uns nun stellen, um der Fähigkeit des Vfs., Führer zu den Werken Rafaels zu sein, vollkommen inne zu werden. „Es stellt dieses Bild, sagt er uns, eine Versammlung von Philosophen der alten Welt in einer weiten prachtvollen Halle vor, die in Forschung und Demonstration begriffen, und in verschiedene Schulen geordnet, uns ein überraschend klares Bild des Lebens der Philosophie vor Augen stellen." Gegen die verschiedenen Annahmen über das Motiv der Anordnung stellt sodann der Vf. die Ansicht auf, dafs Rafael damit den Entwickelungsgang der Philosophie bei den Griechen habe veranschaulichen wollen. Sokrates mit seinen Anhängern und Gegnern bildet den Uebergang zu Plato und Aristoteles, welche von ihren Schülern umgeben, in der Mitte des Bildes stehend, den Culminationspunkt der griechischen Philosophie nach zwei Richtungen hin bezeichnen. Weiter zur Rechten befinden sich die Stoiker, Cyniker, Epikuräer nnd einige der spätern Philosophen; zuletzt noch stehen im Vorgrunde rechts die mehr dem Realen zugewendeten Lehrer, unter welchen der Mathematiker Euklid besonders bemerklich. Diese freilich bis jetzt unbeachtet gebliebene chronologische Anordnung giebt dem Verfass. den Schlüssel zu dem ganzen Bilde in die Hand. In der Gruppe links im Vorgrund sind vier Gründer philosophischer Schulen dadurch bezeichnet, dafs sie auf besondern Postamenten sitzend oder stehend, als unabhängig erscheinen; diese sind: Pythagoras, ganz im Vorgrund in ein Buch schreibend; Teleauges oder ein anderer Schüler hält ihm die Tafel mit den von ihm gefundenen Tonverhältnissen vor; die weibliche Gestalt hinter Pythagoras ist wohl seine Frau Theano, der ältere, nachschreibende Mann sein Schüler Archytas; der andre herabblickende mit Knebelbart und Turban Alkmäon aus Crotona. Den Gegensatz zu dieser Gruppe bildet Heraklit, der, eine Feder in der Hand, in tiefes Nachdenken versunken, rechts an einem Postamente sitzt. — Zwischen Heraklit und Pythagoras, aber zu diesem gewendet, steht Anaxagoras, der seiner ersten Bildung nach der ionischen Schule angehörend, dadurch dafs er den *Νοῦς* über die Materie setzte, das Verbindungsglied zwischen beiden, und den Uebergang zur Ethik der Sokratischen Schule bildet, unmittelbar unter welche er von Rafael gestellt ist. Hinter ihm sein jüngerer dichterischer Zeitgenosse Empedokles (zugleich Bildnifs des Franc. Maria della Rovere, Herzogs zu Urbino). Links dem düstern Heraklit gegenüber an eine Säulenbasis gelehnt, steht (wahrscheinlich) der Abderite Demokritos, der heitre Naturforscher, mit Laub bekränzt in einem Buche blätternd. Der ihn umfassende Jüngling hinter ihm dürfte der nachmalige Lehrer Epikurs, Nausiphanes aus Tejos sein. Der Greis mit dem Kinde könnte Zeno vorstellen, da er den Uebergang zu der Gruppe der Sophisten auf der obern Stufe bildet, in denen man den Atheisten Diagoras, den Gorgias und den Kritias erkennt. Dagegen tritt Sokrates mit seiner bündigen Schlufsfolge auf; vor ihm in kriegerischer Rüstung Alcibiades, in gewöhnlicher Kleidung ein schlichter Bürgersmann, dann im Laubkranz der Stifter der Genufsschule, Aristipp. Der Jüngling, der sich neben Sokrates auf das Gesims stützt, dürfte Xenophon sein. Ob dann der gemeine Mann, der die Sophisten redend abwehrt, der arme Wursthändler, nachmalige Redner Aeschines sei, läfst der Vf. dahingestellt; so wie, ob der Mann im Hintergrunde Euklid oder Antisthenes. Die Gruppe von Plato und Aristoteles bildet nun bekanntermafsen die Mitte, und über die Bedeutung ihrer Bewegung besteht kein Zweifel. Unter den zahlreichen Schülern Platos an dessen Seite erkennt der Verf. Speusippus aus Athen, den Cyniker Menedemus, Xenokrates, Phädros und Agathon; unter denen des Aristoteles Theophrast, Eudemus von Rhodus und weiter nach hinten Dikäarch und Aristoxenus, den Musiker; in den drei vordern aber die Stoiker Zeno, Kleanth und Chrysipp, den Dialektiker. In dem hinter diesen wandelnden Philosophen sieht der Verf. eine Anspielung auf den Namen der Peripatetiker. In der Mitte auf den Stufen liegt nachlässig der Cyniker Diogenes. Die Stufen herab steigt dem zunächst Epikur im Gespräch mit dem jüngern Aristipp, der eine auf die Stoa, der andre auf den Cynismus, als ihnen fremde Thorheiten, zeigend. — Hiemit war der producirende Geist der griechischen Philosophie an seine Grenzen gelangt. Als Repräsentant des nun beginnenden Eklektizismus ist der an die Wand gelehnte Jüngling, der im Begriff ist (auf dem übergeschlagenen Beine) zu schreiben, anzusehen. Dem (Wahrheiten sammelnden) gegenüber tritt der (alle Wahrheit läugnende) Skeptiker Pyrrho von Elis auf; er lehnt sich müfsig an eine Säule und sieht spöttisch in das Buch des neben ihm schreibenden Jünglings; in dem daneben mit dem Kopf nach der einen, mit dem Körper nach der andern Seite gewendeten Philosophen sehen wir den Stifter der neuen Akademie Arkesilaos, halb Skeptiker, halb Stoiker; und wäre der mit einem Stab herbeikommende Alte einer der von Lucian verspotteten spätern Cyniker, so würde der davoneilende Jüngling den Ausgang griechischer Philosophie aussprechen. Nun endlich die vordre Gruppe rechts gegenüber der theoretischen Mathematik des Pythagoras die praktische des Archimed (oder Euklid) (Bildnifs Bramanti's), der seinen Schülern die isagonische Figur mit dem Zirkel vordemonstrirt. Dabei stehen als Repräsentanten der Astronomie und Astrologie Ptolomäus und Zoroaster; endlich zwei Gestalten, in denen wir nur Freunde der Philosophie zu erkennen haben, es sind die Bildnisse von Rafael und Perugino. — Auch die Architektur und die als Verzierung angebrachten Skulpturen des Bildes sind als nicht ohne Bedeutung für die ganze Darstellung aufgeführt, und so hat denn wirklich zum ersten Male diese grofse kenntnifsvolle, einsichtreiche Composition ihre volle Erklärung gefunden, ohne die wir zuletzt immer nur Aeufserliches, schöne Gruppen und Gestalten, nicht aber den innerlichen, sie gestaltenden Gedanken vor uns haben, der nun schon in der allgemeinen Anordnung fühlbar ist, in welcher uns Rafael das allmählige Aufsteigen, den Höhenpunkt und das Herabkommen der Philosophie hat anschaulich machen wollen.

Um solcher und ähnlicher lichtvoller Erläuterungen willen kann man dem Vf. manche Sonderbarkeit in diesem Gebiet nachsehen, wie z. B. dafs der alte Santi in einem Engel eines Altarbildes sein Söhnchen abgebildet habe, allein, da dieses zur Zeit der Beschaffung des Gemäldes erst sechs Jahr alt war, der Engel aber deren zwölf zu zählen scheint, „das Bild seines reiferen Sohnes im Geiste tragend, ihn im Ideale vorgebildet." — Eben so dürfen wir über dem Reichthum an höchst schätzbaren Nachrichten über sämmtliche Werke Rafaels, über ihre Bestellung und Bezahlung, über ihren Zustand, ihre Schicksale, Ausbesserung und die Stelle, wo sie sich jetzt befinden, über Cartons, Zeichnungen, Studien und deren Abweichungen, über alte Copien und Wiederholungen, über Kupferstiche und Lithographien, über Aechtes und Unächtes, Vorhandenes und Verschollenes; endlich über die Vorgänger, Zeitgenossen und Schüler Rafaels, eine gewisse Inconsequenz der Anordnung, eine oft hinderliche Weitläufigkeit und eine den Ueberblick verwirrende Weise der Darstellung vergessen. An zurechtweisenden Registern und Ueberschriften jeder Seite fehlt es ohnehin nicht. — Die Buchhandlung ihrerseits hat durch eine vortreffliche Ausstattung jeden denkbaren Anspruch befriedigt; die Beigabe von Kupfertafeln, meist unedirten Inhalts, Werke des Vaters, Jugendarbeiten des Sohnes, Bildnisse des letztern, Facsimiles, Baupläne u. s. w. werden von Allen mit grofsem Danke aufgenommen und dem Buche seine Stelle in unserer Kunstliteratur nie streitig gemacht werden.

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

Wilhelm Heinse's sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Heinrich Laube.

(Schlufs.)

„Das Classische überall ist das gedrängt Volle, wenn einer alles Wesentliche und Bezeichnende von einem Gegenstand herausfühlt und nachahmt." — „Ein Ding recht fassen, zeigt den trefflichen Menschen und macht den Virtuosen." — „Das Todte kann auch der blofse Fleifs darstellen, aber das Leben nur der grofse Mensch. Wen beim Ursprung seiner Existenz nicht die Fackel der Gottheit entzündet, der wird weder ein hohes Kunstwerk, noch eine erhabene Handlung hervorbringen" Diese und hundert ähnliche goldne Sprüche werden von Heinse bewahrheitet. Seine Schildereien sind, wie hingehaucht, unmittelbare, treue Abdrücke der wahrsten innern Anschauung, wie sich in dem Daguerrotyp die Aufsenwelt rein und voll auffängt und ausprägt. Die Natur und die Dinge selbst scheinen sich in seinen Schilderungen fortzusetzen, und weiter zu organisiren, so ganz trifft er mit seinem geeignetsten Ausdrucke immer die Sache. In allem, was er schreibt, ist eine unvergleichliche Frische, Lebendigkeit und Neuheit; wodurch sein freier und grofser Stil einen schneidenden Gegensatz bildet gegen den verkünstelten, abstrakt gehaltenen, so häufig fehlgreifenden Ausdruck so vieler Schriftsteller unserer Zeit. Ohne Zweifel kann man von allen Deutschen an Goethe und Heinse am besten lernen, was *ästhetische Darstellung* und ursprüngliche Kraft des dichterischen Genies ist. Aber man sieht an Heinse auch, dafs zur *Vollendung* eines gröfsern Ganzen ein unermüdlicher, besonnener Verstand mitwirken mufs, und es ist mehr sein Vermögen, als das zu bewundern, was er geleistet hat. Doch ist eine fleifsige Ausführung, so wie eine verständige Anlage ein allgemeines Erfordernifs. Eigenthümlich für sich hat der Dichter einzig und allein jene Darstellung.

Ohngeachtet sich, wie wir gezeigt haben, in dem Leben Heinse's mehrere Perioden von einander abtrennen, so lassen sich in seinem Stile doch keine andere Phasen namhaft machen, als, dem Inhalte nach, im Allgemeinen der Uebergang von Phantasie und Gefühl und einer untergeordneten Kultur zur Erfahrung und einer reichen und durchaus selbstständigen Weltansicht. Die Meisterschaft des Stils ist unserm Heinse angeboren. Es ist ihm aber nur eine Gattung der Schreibart gerecht, nämlich *die Briefform*, für die er aber auch ganz gemacht und unübertroffenes Muster ist. Laidion, Ardhingello und Anastasia sind ganz oder gröfstentheils in Briefen geschrieben, und auch in Hildegard von Hohenthal nähert sich die leichte, fessellose, zurückgreifende Schreibart dieser Gestalt.

Was er übte, und worin er lebte, darin wufste er auch *theoretisch* Bescheid, und so hat sich denn nicht leicht einer näher aufgeklärt, worauf es eigentlich ankomme bei aller Kunst, und worin das Wesen der Schönheit liege. „Schönheit, sagt er, ist unverfälschte Erscheinung des Wesens eines Gegenstandes, wie er nach seiner Art sein soll" (B. 8. S. 156). Oder an einer andern Stelle: „Schönheit überhaupt in allen Künsten ist leichtfafsliche Vollkommenheit für Sinn und Einbildungskraft; sie mufs mit Einem Blicke aufgewogen werden können" (B. 1. S. 250 u. 253). — „Die Griechen waren die schönsten Menschen, weil sie die vollkommensten waren; ihre Bildsäulen werden aber immer nur als wunderbar *fremd* dastehen." — „Ohne die Natur ist Alles leeres Geschwätz, welches mich nie irre machen wird, auch wenn es noch so meisterlich lautete" (B. 8. S. 166). — „Jede Form ist individuell, und es gibt keine abstrakte; eine blofs ideale Menschengestalt läfst sich weder von Mann noch Weib, von Kind noch Greis denken" (B. 1. S. 9 u. B. 8. S. 214). — „Es gibt keine ächte Form ohne *Bedeutung*; und wer die Bedeutung nicht versteht, kann auch die Form nicht er-

kennen, viel weniger sich eigen machen" (B. 8. S. 210). Wenn solche Aussprüche über die Kunst und Schönheit auch nicht immer weitläufig ausgeführt und bewiesen werden, so sind sie doch für den denkenden Leser unmittelbar in der übereinstimmenden und abgeschlossenen Weltanschauung Heinse's besser begründet, als sie immer durch Schlufs und System wissensschaftlich festgestellt werden könnten. Sie gehören zu den untrüglichen Manifestationen eines genialen Geistes. Heinse's Kunsturtheile können in jedem Betracht denen von Lessing, Goethe und Winckelmann an die Seite gestellt werden, ja er scheint ein freieres und allgemeineres ästhetisches Urtheil gehabt zu haben, als dieser letztere, dessen theilweise Befangenheit er nicht selten harmlos belächelt (B. 8. S. 168 u. B. 9. S. 175).

Heinse war durchweg ein *Sohn der Natur*, dem zuerst an der Hellenenwelt seine eigenthümliche Geistesrichtung klar geworden war. *Tapferkeit* — Muth gegen die Menschen, und Todesverachtung gegen das Schicksal — *Verstand und Liebe und Freundschaft* waren seine Kardinaltugenden, die *Freiheit* das Element seines Geistes, und die *Schönheit* die Sehnsucht seines Herzens. Aufserdem zieht sich durch seine ganze Betrachtungsweise ein rührendes und erschütterndes Gefühl der Unzulänglichkeit des Menschen und der irdischen Dinge (B. 1. S. 116, 189, 270. B. 2. S. 1, 4 u. s. w.): das ist *seine Religion*, worin sich die tiefste Demuth des Gemüthes, ohne Sentimentalität und Vorurtheil, ausspricht. Allen Einflüssen und Formen der neuern Welt, die nicht Natur sind, ist er abgeschlossen, und bildet, jedoch ohne Hafs und Polemik, einen strengen Gegensatz gegen sie. Bei seiner abgerundeten, in sich ruhenden Selbstständigkeit nimmt er nicht den ethischen Antheil an den Dingen, dafs ihn Mifsverhältnisse erbittern könnten. Ueberall, in der Malerei, der Skulptur, der Dichtkunst, der Wissenschaft, der Erziehung, der Religion, in Staat und Kirche macht er die Natur, und *sein* Reich der Schönheit, der Vernunft und der Wahrheit gegen den Mechanismus der Ueberlieferung, gegen das blinde Herkommen und gegen die willkürliche Konvenienz geltend. Man kann Heinse nicht oberflächlicher auffassen, als wenn man mit Laube (B. 1. S. LXI) meinen wollte, „seine Striche über Staat und Gesellschaft seien blofse grofsartige Zusammenstellungen eines durch alle Möglichkeiten schweifenden Dichters gewesen." Er hat ja am Ende des Ardhingello den republikanischen Staat, die ästhetische Naturreligion, die freie Gemeinschaft der Geschlechter und die Kindererziehung, welche er will, selbst deutlich genug gezeichnet, und jedes Blatt in allen seinen Schriften gibt von seiner Denkweise Zeugnifs (vgl. z. B. 1. S. 31, 201, 203 ff. S. 219 u. s. w.). Im Dienst dieser „heiligen" Natur wehrt er sich in Bezug auf Wissenschaft und Kunst gegen alles Angelernte, Nachgeahmte, indem er Alles an des Menschen eigenes Gefühl und Urtheil anknüpft. Daher sträubt er sich auch gegen die geisteserdrückende Autorität des Alterthums (z. B. B. 1. S. 35) und meint, in der neuern Zeit könne Malerei und Skulptur nur in untergeordneten Kreisen gedeihen, da ihr höchster Triumph doch immer das Nackte sei, welches die Verdorbenheit und Barbarei der neuern Zeit unsern Augen entrücke. In Bezug auf Jugendbildung sagt er unter anderem (B. 1. S. 75): „Ein einziger Gedanke, nur eine That, von scharfem tiefem Gefühl oder vielfacher Ueberlegung entsprossen, obgleich noch roh von verschiedenen Seiten, ist bei dem Zögling eine glückliche Vorbedeutung, und so Schnelligkeit zu fassen und zu behalten; hingegen Allgehorsam und Fraubasengutartigkeit, so beliebt bei Pedanten, eine unglückliche, denn da ist kein Muth und keine Kraft. Alles, was in die jungen Seelen eingetrichtert wird, was sie nicht aus eigener Lust und Liebe halten, haftet nicht, und ist vergebliche Schulmeisterei. Was ein Kind nicht mit seinen Sinnen begreift, wovon es keinen Zweck ahnet, zu seinem eigenen Nutzen und Vergnügen, das verfliegt, wie Spreu im Winde. So ist die Natur des Lebendigen vom Baum und Gras an; und der Mensch macht davon keine Ausnahme. Jeder geh' in sein Leben zurück, und sehe, ob etwas von allem dem Vorzeitigen geblieben ist, wo nicht etwa blos zum Verderb des Genusses. Viel Natur und wenig Bücher, mehr Erfahrung als Gelerntes hat die wahren vortrefflichen Menschen in jedem Stand hervorgebracht." An einer anderen Stelle (B. 8. S. 224) ruft er aus: „O heilige Natur, die du alle deine Werke hervorbringst in Liebe, Leben und Feuer, und nicht mit Zirkel, Lineal, Nachäfferei, dir will ich ewig huldigen!"

Zu dem Barbarischen in unserer Sitte und Moral, von welchem er so oft spricht, gehört nach seiner Ansicht auch die beständige und sorgfältige Bedeckung unseres Körpers durch Kleider, und er preis't allenthalben die Gymnasien der Spartaner, in denen sich nackte Jünglinge und Jungfrauen übten und dem Auge die voll-

kommenste Schönheit des menschlichen Körpers zeigten. Wie er die Schönheit *nackter Gestalt* den Triumph der bildenden Kunst nannte (B. 1. S. 243), weſswegen der modernen Kunst der Kern mangle, „nämlich der erfahrne und geübte Sinn des ganzen Volkes am Nackten" (B. 1. S. 271), so stellt uns auch seine Poesie gerne die nackten Formen des menschlichen Körpers dar, und er führt überall Gelegenheiten herbei, z. B. das Baden, Tänze u. s. w., wo er uns seine *schönen* Menschen nackt zeigen kann, mit demselben enthusiastischen Kunstgefallen, mit welchem er uns Statuen, Gemälde und Naturscenen beschreibt. Der Natursohn schildert uns ganz folgerecht, mit Beseitigung unserer willkührlichen Decenz, reine Naturmenschen, und was damit zusammenhängt, das Verhältniſs der Geschlechter unverhohlen in seiner ganzen Naturwahrheit. Seine Menschen sind, wie die Götter der alten Griechen, über die rücksichtsvollen und peinlichen Gebräuche der Sterblichen erhaben. Seine naiven Darstellungen des Nackten mögen unreifen oder schon entzündeten Gemüthern gefährlich und verderblich sein — aber für Knaben und Mädchen, und für hülfsbedürftige Seelen hat wahrlich weder Heinse, noch je irgend ein ächter Dichter geschrieben. Aber Heinse's Darstellungen der dritten Periode sind *objektive* Gemälde der nackten Natur, und unterscheiden sich hierdurch, der Art nach, von den lüsternen und schlüpfrigen Schilderungen Anderer, z. B. Wieland's, welche eben deſswegen getadelt werden müssen, weil sie nicht rein objektiv darstellen, sondern unsere Begierde anfachen wollen. Dieser Nebenzweck macht sie nicht allein sittlich, sondern auch *ästhetisch* verwerflich, eben weil sich durch ihn eine interessirte Neigung und Absicht einmischt. Es ist nämlich überhaupt ein Dreifaches zu unterscheiden: eine *sinnliche* (*anschauliche*) *Darstellung*, welche der Poesie überhaupt, gehe sie nun auf das Innere oder Aeuſsere, wesentlich ist, und eine *Darstellung des Sinnlichen und Nackten*. Die letztere ist doppelter Art: sie ist entweder, wie in der guten Zeit des Alterthums, uninteressirt, objektiv, und so wahrhaft künstlerisch und nicht unsittlich, so daſs nur aus Rücksicht einer zufälligen Konvenienz, deren sich ein weiser Dichter doch auch nicht ganz entschlagen mag, etwas gegen sie eingewandt werden kann; oder sie ist mit subjectivem Interesse und einer verführerischen Nebenabsicht des Dichters erfüllt, wodurch sie zugleich, nur aus verschiedenem Grunde, von ästhetischem und von sittlichem Standpunkte aus verwerflich wird.

Dies möchten die Hauptgesichtspunkte dieser Frage sein, auf deren „Höhe" und in deren „innere Kammer" uns Laube in seiner einleitenden Biographie geführt zu haben meint. Doch ist die objective Darstellung des Sinnlichen, wie wir sie bei *Heinse* finden, nicht dem Alterthum eigenthümlich. Heinse stellt allenthalben seine Schilderungen des Sinnlichen in Kontrast mit unserer bürgerlichen Welt, „wo alles seine sündliche Blöſse doppelt und dreifach bedeckt." Ein alter Grieche der guten Zeit würde die Geschlechtsverhältnisse nicht in diesem Geiste und nicht so eigens und ausführlich geschildert, er würde auf eine physische Verrichtung kein so groſses poetisches Gewicht gelegt haben. Nur der uns geläufige Geist der romantischen Liebe und der Konstrast mit unsern bürgerlichen Sitten giebt diesen Naturgemälden ihren Ursprung und ihren Reiz für den Leser. Die romantische Liebe ist durch sie in fleischliche Verhältnisse verpflanzt, und wir werden aus dem Zwang, den unsere Korruption uns aufgelegt hat, ursprünglichen Naturverhältnissen zurückgegeben. Ein entgegengesetztes Extrem wird uns vorgehalten, welches für den, der noch in der gesunden Natur lebt, gar nicht reizend sein und nicht einmal stattfinden kann. Insofern zeigt sich in dieser Dichtweise, mit der sich die antike Poesie nicht eigens abgiebt, eine moderne Auffassung und Kultur; die Form derselben ist aber bei Heinse objektiv, und hierdurch ächt künstlerisch. Seine ehrlichen, nackten Gemälde verführen weniger, als Wielands verhüllte und zweideutige. Weil aber das Volk in seinem Urtheil über Kunstwerke gemeinhin von seiner eingeführten Moral und angewöhnten Empfindungsweise ausgeht, so hat Heinsen nichts so sehr in Verruf gebracht, als dieses Liebesideal. Urtheilt doch sogar Schiller, freilich eine durchaus entgegengesetzte Natur: „Ardhingello bleibe bei aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Kolorits immer nur eine sinnliche Karikatur, ohne Wahrheit und ohne ästhetische Würde; doch werde diese seltsame Production immer als ein Beispiel des beinahe poetischen Schwungs, den die bloſse *Begier* zu nehmen fähig gewesen, merkwürdig bleiben." Eine gerechte Kritik wird diesen ganzen Darstellungskreis seiner Form nach als ächt poetisch, und seinem Inhalte

nach als einen integrirenden Theil von Heinse's ganzer Weltauffassung gelten lassen. In einem Naturstaat giebt es nur eine Naturliebe, und wenn die plastische Kunst, wie sie sein soll, den Menschen nackt darstellt, hat ihn die Naturpoesie schon so empfangen, wie sie ihn braucht.

Schliefslich müssen wir noch Einiges an der Laubeschen Ausgabe der Werke Heinse's tadeln, welche schwerlich den billigen Anforderungen entspricht, die unsere Zeit an solche Sammlungen macht. Der Titel verspricht „Wilhelm Heinse's *sämmtliche* Schriften." — Des Ausdrucks *Werke* wurde Heinse wohl nicht für werth gehalten. Aber zu diesen „sämmtlichen Schriften" gehören doch auch die Uebersetzungen des Satyrikon's von Petronius und des befreiten Jerusalems von Tasso, welche 1781 in Mannheim in vier Bänden, und des wüthenden Roland von Ariost, welcher 1782 in Hannover ebenfalls in vier Bänden erschien. Sollten aber in die Sammlung nur sämmtliche *Original*werke aufgenommen werden, wie konnte Laube dann dem zehnten Bande die Uebersetzungen der Sappho, der Theano und ein Bruchstück aus Tasso's befreitem Jerusalem, die Armida, einverleiben? Dieses Fragment, welches 1775 und 1776 entstand, hat Laube aus der Iris aufgenommen, und so eine unreife Jugendarbeit einer späteren vollendeten vom Jahre 1781 vorgezogen. Heinse schreibt darüber selbst am 26. Januar 1781 aus Venedig: „Den vierten und fünften Gesang, welche beide fast ganz in der Iris standen, habe ich so völlig neu übersetzt, dafs von dem Alten fast keine Zeile mehr zu sehen ist, und dafs, wer sie zusammenhält, glauben mufs, dafs zwei verschiedene Heinse sie übersetzt haben. Ich will mich deswegen auch zum Spafs auf dem Titel *Heinze* drucken lassen, welches eigentlich auch nach der thüringischen Aussprache mein uralter Thüringer Name ist. Ich hoffe wirklich etwas Gutes an dem Tasso zu liefern, auch hätte ich es nicht eher gekonnt, und ich mufste nothwendig Sturm und Wetter auf der See ausgestanden haben, um verschiedene Stanzen, wie sich gehört und gebührt, in die Heldensprache zu übertragen." Unserm Laube aber ist der Uebersetzer *Heinze* lieber als der *Heinze* oder vielmehr sein ungünstiges Urtheil (B. 1. S. LXXI) scheint nur jenen zu kennen. So hat er uns denn in einem Sinne des Wortes viel weniger gegeben, als sämmtliche Schriften Heinse's, und in dem andern beinahe einen Band zu viel. Von einer guten Gesammtausgabe aber fordert man in unserer Zeit durchaus, dafs die einzelnen Schriften so viel als es sonst thunlich ist *chronologisch* angeordnet seien, damit der Bildungsgang des Schriftstellers wahrhaft begriffen und nachgelebt, und dessen Erzeugnisse aus ihrer Entstehungszeit aufgefafst werden können. Bei den einzelnen Werken mufste dann, mit Verweisung auf die voranstehende Biographie und den demnächst folgenden Briefwechsel, die Jahreszahl der Abfassung und der Erscheinung, etwanige neue Auflagen u. s. w. genau angegeben werden. Dann hätte alles dahin gewirkt, uns eine wohlgeordnete Gesammtanschauung des Wilhelm Heinse zu verschaffen, und eins hätte das andere getragen und ergänzt, jede einzelne Schrift hätte uns aber dann leisten können, was er selbst als das Höchste ansieht: „Das Hauptvergnügen an einem Kunstwerke für einen weisen Beobachter macht immer am Ende das Herz und der Geist des Künstlers selbst, und nicht die vorgestellten Sachen" (B. 2. S. 81). Von dem allen findet sich in der Laubeschen Ausgabe gar nichts. Das bekannteste Werk Ardhingello ist nach Buchhändlergewohnheit vorangestellt, und die übrigen folgen willkührlich nach. Nach den mitten eingeschobenen zwei Bänden Briefen z. B. kommt noch ein Band, welcher aus Gedichten und vermischten Schriften besteht. Die nothwendige Inhaltsanzeige für dieses Bändchen fehlt ganz. Ein Schlufswort des Herausgebers, welches man, wenn es fehlte, nicht vermissen würde, macht das Ende. In diesem Schlufsworte lesen wir, zu unserer Verwunderung, dafs Laube „aus der Iris das (!) über den Tasso und *Ariost* habe abdrucken lassen." Aber über und von Ariost enthält die Sammlung gar nichts, als einige zerstreute Gedanken in Heinse's Briefen.

Carl Hoffmeister.

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

XVII.

Geognostische Beobachtungen, gesammelt auf einer Reise durch Italien und Sicilien in den Jahren 1830 *bis* 1832 *von Friedrich Hoffmann, herausgegeben von Heinrich von Dechen. Berlin,* 1839. *bei Reimer.*

Es ist ein schönes und edles Denkmal, welches der berühmte Herausgeber dem verstorbenen verdienstvollen Fr. Hoffmann setzt. Denn es ist wahrscheinlich keine leichte Arbeit gewesen, zerstreute Papiere, einzelne Angaben im Taschenbuch ohne Zusammenhang so mit einander zu verbinden, dafs sie ein fortlaufendes Ganzes bilden, in welchem der eigenthümliche Hoffmannsche Styl und seine Ansichten stets die Oberhand behalten, und die grofsen Verdienste des ordnenden und sichtenden Herausgebers nur dem aufmerksamen Forscher hervortreten. Dadurch haben wir ein Werk erhalten, welches offenbar *das wichtigste ist* von allen, die sich mit den geognostischen Verhältnissen von Italien beschäftigt haben; und die darin enthaltene ganz vollständige geognostische Beschreibung von Sicilien wird noch in langer Zeit nicht übertroffen werden.

Fr. Hoffmann vereinigte viele Talente, welche ihm nothwendig sehr bald den Rang unter den ersten Geognosten erwerben mufsten. Eine seltene Lebendigkeit in Auffassung und Zusammenstellung der Erscheinungen mit einer grofsen Besonnenheit im Urtheil vereinigt; eine fortdauernde Unermüdlichkeit und Beweglichkeit, die ihn doch niemals verhinderte, jeden Punct bis in die kleinsten Einzelheiten zu untersuchen, um Nichts zurückzulassen, welches zur Kenntnifs des Ganzen beitragen konnte; eine Einbildungskraft, welche alle Erscheinungen, die er oder Andere beobachtet hatten, stets um ihn her, versammelt erhielt, ohne ihn zu verleiten, über diese Erscheinungen weg in das Reich der Träume sich zu verlieren.

Auch ist er ein merkwürdiges Beispiel, wie die Persönlichkeit so mächtig auf wissenschaftliche Bestrebungen einwirken kann. Mit dem Bedürfnifs der Geselllschaftlichkeit suchte er überall die Männer zu finden, welche irgend nur eine wissenschaftliche Bildung zu haben schienen, und wo häufig Andere durch Seichtigkeit, Flüchtigkeit im Beobachten, Unbestimmtheit der Urtheile zurückgeschreckt worden wären, gelang es ihm doch allezeit eine Seite zu finden, welche für die Wissenschaften nutzbar sein konnte, und die er zu diesem Endzwecke hervorzog und anwandte. Das ganze Buch ist voller Beweise dieser liebenswürdigen und erfolgreichen Stimmung.

Der erste Theil des Buches umfafst einen vollständigen Reisebericht, welcher die Leser in den Stand setzt zu beurtheilen, wie weit H. ein Recht haben konnte, ein Urtheil über italienische geognostische Verhältnisse zu fällen, und welcher seine aufserordentliche Thätigkeit in das schönste Licht setzt. Die zweite Hälfte ist der genauen Beschreibung von Sicilien gewidmet, und gehört in Anordnung und Zusammenstellung ganz dem Herausgeber; ein Commentar zu der schönen geognostischen Charte, welche dem Buche beigefügt ist. Aus beiden mögen einige ausgehobene Ansichten das wissenschaftliche Gewicht des Werkes erweisen.

Der Besuch der berühmten Lagunen von Monte Cerboli bei Volterra erweist, dafs alle diese siedendheifse Wasserdämpfe mit den Schwefeldämpfen aus *einer Spalte hervordringen*, die unausgesetzt sich über Serezzaro und Castel Novo bis zur Madonna von Frassine verfolgen läfst, in nordsüdlicher Richtung fast $2\frac{1}{2}$ deutsche Meilen weit. Der Schwefel an der Atmosphäre gesäuert, bemächtigt sich des Kalksteins, welcher auf dem Thon liegt, veränderter Schiefer, aus welchen die Dämpfe hervorbrechen, und bildet um die äufseren Flächen des Kalksteins eine dicke Schicht von Gyps. Die zahlreichen Klüfte des Innern erfüllen sich zugleich

mit Gypskrystallen, welche fasrig gegeneinander stehen, eine Bildung, die H. später auch im Tuff von Vulcano wieder auffand und daraus *die Entstehung des fasrigen Gypses im Keuper* herleitete. Das Ganze zeigt *vor unseren Augen*, wie *alle Gypsbildungen*, wo sie auch vorkommen, aus *verändertem Kalkstein hervortreten*.

Die Untersuchung einer alten, verlassenen Grube bei Campiglia unweit Piombino enthält die ganze Theorie der grofsen Eisensteinmasse von Elba. Es ist eine in der Nähe und fast in Berührung mit *Serpentin* und *Gabbromassen* durch *ihr Hervortreten bewirkte Sublimation* des Eisenglanzes und Rotheisensteins, theils als mächtiger Stock, theils in unzählbaren Klüften durch *den Sandstein*, *der zur Formation des Macigno gehört*, das ist zum Kreidesandstein. Gabbro und Serpentin und somit auch die ganze Eisensteinslagerung sind daher neuer, als die Kreideformation. Hornblende in runden, auseinanderlaufend strahligen Kugeln, bildet einen Gang durch den Kalkstein der Kreide und in dieser Hornblende liegt der *Lievrit* in Drusen. — Gegen die Südküste von *Elba* bei Porto Longone tritt der Gneufs auf, den unzählige, zum Theil sehr mächtige Granitgänge durchsetzen, so sehr, dafs an einigen Vorgebirgen die Masse der Gänge die der Gebirgsart übertrifft, Erscheinungen, wie sie an der Küste von Cornwall oder Norwegen so häufig sind, und wie sie Mac Culloch von den Ufern der Schottischen Grafschaft Caithnefs gezeichnet hat. Der Gneufs wird, ohne Absetzung, in höheren Schichten zum Glimmerschiefer, in dem einzelne Dolomitlager auftreten, dieser zum Thonschiefer, und nun folgen, ebenfalls ohne Unterbrechung nach oben hin, der Sandstein, Macigno und dichter Kalkstein. So ist denn hier die Geschichte der Umwandlung grofser Gebirgsmassen im schönsten Profil dargelegt. Die *Gesteine der Kreideformation* werden, durch das Hervortreten des Granits, zuerst zum *festen Schiefer*, dann zum *zum glänzenden Glimmerschiefer*, in der *näheren Berührung zu Gneufs* verändert. Der wirkende Granit offenbart sich in diesem Theile der Insel nur durch die Gänge, welche aber im Macigno oder im dichten Kalkstein nicht mehr vorkommen, weil durch ihre Einwirkung beide Gesteine ihre Natur verändert haben und nicht mehr erkannt werden können. Allein die westliche Seite von Elba läfst diesen Granit ganz rein hervortreten am Monte Capanno bis über 3000 Fufs Höhe.

Auch in den Alpen, am Gotthardt ist man schon längst zu dem Resultat gekommen, dafs Kreide-Mergel durch Granit-Einwirkung zum Glimmerschiefer, endlich zu Gneufs verändert werde. Im Fichtelgebirge, im Erzgebirge sind es die Transitionsschiefer, aus welchen der Gneufs entsteht, und von dem Gneufse in Schottland hatte Mac Culloch seit vielen Jahren eine ähnliche Entstehung aus Juraschichten behauptet.

Den mehr als 4000 Fufs hohen *Montamiata* nennt H. eine, durch das Flötzgebirge aufgestiegene *grofse Trachytmasse*; das ist deshalb wichtig, weil sich dieses Vorkommen dem Trachyt anschliefst, den H. später an der Westseite des Sees von Bracciano fand, und in welchem bei Tolfa die bekannten Alaunsteingänge aufsetzen. Es bezeichnet das *östlichste* Vorkommen des Trachyts gegen das Apenninengebirge. Zwischen diesem Trachyt und dem Gebirge erscheint dann Basalt, schon bei Radicofani. Denn *basaltische Gesteine* umschliefsen wie ein Gürtel, schon vom Aetna her, und *über die Liparischen Inseln hin*, den Trachyt, gegen Osten, und trennen ihn vom Apennin. In dem basaltischen Albanergebirge giebt es keinen Trachyt. — Ueber dieses Albanergebirge selbst erhalten wir von H., ohnerachtet seiner Versicherung, keine neue Aufschlüsse. Denn dafs auf dem Gipfel des Monte Cavo, der Campo d'Annibale bis Rocca di Papa, als ein Krater angesehen werden müsse, hatte man lange vorher gesagt, selbst Breislack, und Lavenströme am Abhang, in Schluchten gegen Monte Compatro, Bänder die noch jetzt wie ein Schlammstreif am Thalboden herabgehen, waren jedem bekannt, der von Frascati Palestrina besuchte. Dagegen erhalten wir vom Herausgeber eine höchst wichtige Nachricht. Alle feste, im Peperino eingeschlossene Basaltschichten nämlich, sowohl bei Frascati, gegen Marino, als auch auf der gegenüberstehenden Seite bei Ariccia, enthalten kaum Leuzit, sondern, als *wesentlichen Gemengtheil Nephelin*, mit Augithkrystallen verbunden, wie das Gemenge, welches Dr. Batt am Katzenbuckel über dem Neckar, Dr. Gumprecht am Löbauer Berge, Hr. Klipstein bei Meiches im Vogelsberg entdeckt haben. So bestimmt es Hr. G. Rose, und das Verhalten des Basalts in Säuren beweist, dafs er noch weit mehr unerkennbaren Nephelin in seinem Gemenge enthalte. Da, wo der Leuzit, nordwärts von Rom in gewaltiger Menge und in besonders grofsen Krystallen hervortritt, bei Civita Castellana, Borghetto oder

am See von Bracciano, oder bei Bolsena, zeigt sich der Nephelin nicht.

Es mufs diese Erscheinung nothwendig unsere Aufmerksamkeit auf die grofse Rolle erregen, welche einst noch der Nephelin in der Gebirgslehre zu spielen bestimmt zu sein scheint. In dem Granit von *Miask* im Ural hat Hr. Rose statt *Quarz* überall *Nephelin* gefunden. H. sagt, im Herabgehen von Tolfa gegen Civita Vecchia habe er, bei Chietaccia schwarzbraunen Pechsteinporphyr gesehn, dessen Grundmasse nephelinartig sei, in Verbindung mit Trachyt. Worauf mag wohl diese auffallende Versicherung beruhen?

Höchst lehrreich und mit vieler Umsicht und Mühe hat Hr. *v. Dechen* alle einzelne Hoffmann'sche Anzeichnungen über *Sicilien* systematisch vertheilt und geordnet, zuerst nach Hauptformationen und in diesen wieder, nach einer geographischen Folge. Durch solche verständige Anordnung werden uns diese Anzeichnungen zu einem Archiv, aus welchem, wie in der Natur selbst, jeder Forscher die Beobachtungen hervorhohlt und zusammenstellt, welche den Gesichtspunct zu erläutern fähig sind, die ein Zufall oder irgend eine andere Beobachtungsreihe ihn eben aufzufassen vermocht hat; und hierdurch erhalten wieder diese Thatsachen einen Werth, der nie vergehen kann, denn er ist gänzlich unabhängig von unseren Fortschritten in der Kenntnifs der Lagerung und anderer Verhältnisse der Gebirgsarten auf der Erdfläche. — Aber Hr. v. Dechen hat sich nicht blofs damit begnügt; er hat auch jeder Hauptformation eine Einleitung vorangesetzt, welche in hohem Grade den scharfsinnigen und erfahrnen Geognosten verräth, dem es Gewohnheit ist, aus den verwickeltsten Einzelheiten das Allgemeine hervorzuziehen, und es mit Klarheit und Deutlichkeit vor Augen zu bringen. Ganz Sicilien, sagt Hr. v. D., läfst sich in *vier* grofse Abtheilungen bringen, welche auch zugleich durch die äufsere Form des Landes bezeichnet werden.

I. Gegen Nordosten wird die Insel von einer scharfen, mit tiefen Thälern durchfurchten Gebirgsreihe gebildet, der *Peloritanischen Kette*, welche gegen Südwesten sich zu einem Plateau verbreitet und verliert. Sie steht *ganz vereinzelt* und wird von gar keiner andern Kette fortgesetzt. Wohl aber läuft ihr in Osten parallel die aus gleichen Gesteinen gebildete höhere Kette des *Aspromonte* in Calabrien. Wahrscheinlich ist daher der peloritanische Kamm eine *Verwerfung* gegen Norden hin der Calabrischen Reihe, so ungefähr wie die Reihe des Montblanc eine Verwerfung gegen Norden aus der Hauptkette der Alpen ist, welche nur noch durch Cols, die im Verhältnifs niedrig sind, mit der Hauptkette zusammenhängt. Dem gemäfs ist auch der steilere Abfall oder das Auftreten der Schichtenköpfe auf der Seite gegen Messina und die flachere Neigung gegen Nordwesten; und *durch diese Verwerfung entsteht nun die grofse Trennung des Landes* durch die Meerenge von Messina. Gneufs, Glimmerschiefer, seltener Thonschiefer und körnige Kalklager bilden die Hauptmasse dieses Gebirges; der wirkende Granit erscheint nur in wenigen Punkten in der Tiefe, aber häufig in mächtigen, durchsetzenden Gängen durch Gneufs und Glimmerschiefer auf den Höhen über Messina. Diese schiefrigen Gesteine und der Kalkstein mögen einst Juraschichten gewesen sein; denn am Endpunkt der Kette, bei *Taormina*, stehen ausgezeichnete Juraschichten dem älteren Gebirge angelehnt, und *dies ist der einzige Ort in ganz Sicilien, wo Juraschichten vorkommen*; ganz unerwartet, vereinzelt, wie ohngefähr die Juraschichten bei Hohnstein in Sachsen. Hr. von Dechen beschreibt (p. 490) mit grofser Genauigkeit und Kenntnifs die von Hoffmann mitgebrachten Versteinerungen von Taormina, und zieht daraus die Schlufsfolge, dafs die Schichten, welche sie enthalten, nur dem unteren und mittleren Jura zugetheilt werden können. Schichten der Kreideformation oder Tertiairschichten gehen nur bis zu mäfsiger Höhe an diesem Gebirge hinauf und sind nicht verändert. Daher fällt wahrscheinlich die *Erhebung der Kette* und die Veränderung der Juraschichten *in die Zeit vor der Bildung der Kreide*. Dafs grobe Conglomerate, welche auch noch zu Juraschichten gehören sollen, und am Ende der Kette bei Alessio und am Monte Ciesi erscheinen, Granit und Gneufsstücke in grofser Menge enthalten und daher diese Gesteine bei ihrer Bildung schon vorgefunden haben müssen, ist nicht ganz einleuchtend. Denn diese Conglomerate scheinen offenbar *Reibungsconglomerate* zu sein, wie sie ziemlich überall krystallisirte Gebirgsarten umgeben.

II. Fast die ganze Nordseite der Insel und der gröfste Theil des Innern werden von Gesteinen gebildet, welche auch im gröfsten Theile des Apenninengebirges wieder vorkommen; daher man sie als *Apenni-*

nen-Formation aufführt; grauer Sandstein mit Fucoïden und Numismalen, und Kalkstein mit Hippuriten, Gebirgsarten, welche die *Kreideformation* auszeichnen. Nur die Westspitze und die Ostseite der Insel werden von Tertiairschichten bedeckt, welche die Kreideschichten darunter verstecken. Das Alles tritt gar schön auf der trefflichen geognostischen Karte ans Licht. Diese Kreideschichten bilden ein Plateau, welches am nördlichen Rande bis nahe an 4000 Fufs Höhe besitzt, dann schroff gegen die Nordküste abfällt und sich sanft gegen die Südwestküste verflacht. Ueber dasselbe erheben sich einzelne scharfe Kalksteinkämme, nicht viel unter 6000 Fufs hoch, der Nordküste nahe *le Madonie* (5936 par. Fufs), im südwestlichen Theile der *Monte Camerata* (4756 p. Fufs). — Eine bestimmte Richtung dieser Berge, irgend einem Gebirgssysteme gemäfs, ist nicht besonders auffallend; allein Hr. v. Dechen erweist, dafs dem ohnerachtet eine solche Richtung durch die Schichtung auf das Klarste hervortritt. Der Lauf der Schichten ist nämlich fast überall, in dem Raum, welchen diese Formation einnimmt, von h. 8. oder von *Nordwest gegen Südost* mit fast beständigem Einfallen gegen Südwest, und dies ist auch zugleich, welches höchst bemerkenswerth ist, die gröfste Längenausdehnung der Insel vom Cap Lylibäeum (Marsala) bis zum Cap Passaro und zugleich auch die Richtung der ganzen südwestlichen Küste. Es ist daher vollkommen die Richtung der Hauptkette der Apenninen und auch der Lauf der Pyrenäen. Dies ist ein schöner Beweis, wie es möglich ist, Gebirgsrichtungen zu erkennen, daher auch die Gebirgssysteme, zu welchen sie gehören, auch wenn diese Richtungen durch die Form der Berge sich nicht verrathen, oder vielleicht an der Oberfläche gar nicht hervortreten, oder auch wohl von späteren Hebungen und Veränderungen an der Oberfläche unkenntlich gemacht, oft fast völlig verwischt sind. Zu den einzelnen Gliedern der ganzen Formation rechnet H. und bezeichnet auf der Karte mit eigenen Farben, von unten auf

a) sehr mächtig und weit verbreitet den grauen *fucoïden Sandstein*, der aber auch zuweilen dem Quadersandstein vom Regenstein bei Blankenburg ganz ähnlich wird.

b) *Thon und Mergelschiefer* in sehr grofser Ausdehnung und Mächtigkeit, vorzüglich auf der westlichen Seite und im Innern bis zur südlichen Küste.

c) *Hippuriten-Kalk* oder Kalkstein von Palermo, oft auch mit Korallen und Nummuliten. Diese letztern sind stets kleiner als die, welche die *Nummulitenformation* zwischen der Kreide oder den *pariser* oder *Eocen*bildungen (bei Verona, Roncathal, Traunstein, ägyptische Pyramiden) so sehr auszeichnen.

d) *Kreidekalkstein*. *Creta* in Sicilien. Porös, fast erdig, in welchem H. Ehrenberg die den Kreideschichten eigenen Polythalamien und kieselartige Infusorien entdeckte. *Nur allein in diesem, der Kreideformation gehörenden Raume finden sich die unzähligen Schwefelgruben Siciliens, die Steinsalzniederlagen und die mächtige Reihe der überall darinnen hervortretenden Gypsberge.* Diese Erfahrung ist von der gröfsten Wichtigkeit. Sie lehrt, dafs auch in anderen Gegenden Steinsalz in Kreidegebirgen gesucht werden kann, dafs man daher von der Wahrheit nicht weit entfernt sein mag, dieses Salz auch bei Wieliczka oder an anderen Orten in Galicien mehr den Kreideals den Juraschichten zuzurechnen. Dennoch gehören Gyps, Schwefel und Steinsalz nicht als wesentliche Glieder der Formation, sondern sind darinnen nur gewaltsam eingedrungene Fremdlinge. Der Schwefel ist dem Kalkstein und Thon niemals gleichförmig und innig beigemengt, wie es wohl sein müfste, wenn die Bildung beider eine gleichzeitige, ununterbrochene gewesen wäre, sondern er ist stets nur in zahlreichen Klüften und Höhlungen vorhanden, und genau eben so, wie wir den Schwefel noch jetzt in Gebirgsarten sich absetzen sehen, die von schwefelhaltigen Wasserdämpfen durchzogen werden, in der Solfatara von Pouzzol, in den Fumacchien der Maremma toscana. Es kann daher wohl nicht bezweifelt werden, *dafs auch die Schwefelbildung Siciliens als durch Sublimation von Schwefeldämpfen entstanden, angesehen werden mufs.* Schwefel aber findet sich niemals in Gips; dagegen aber der letztere als Dach des Schwefels, als Ueberzug oder in Klüften und Schnüren, welche die Schwefelnieren durchsetzen. Diese und unzählige andere Erscheinungen der Schichtung und Lagerung führen auch hier zu dem oft schon gefundenen Schlufs, dafs Gips überhaupt nur durch Schwefeldämpfe entstanden ist, welche, an der Luft oder durch Zersetzung des Wassers gesäuert, sich des darüberliegenden Kalksteins bemächtigen und ihn zu Gips verändern.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

Geognostische Beobachtungen, gesammelt auf einer Reise durch Italien und Sicilien in den Jahren 1830 *bis* 1832, *von Friedrich Hoffmann, herausgegeben von Heinr. v. Dechen.*

(Schlufs.)

Eben diese Lagerung hat das, in diesem Theile Siciliens so weit verbreitete, fast überall vorkommende *Steinsalz*. Stets von *Solfaren* (Schwefelgruben) umgeben, liegt es, wie der Schwefel, ungleichförmig und *stockförmig* im Kalkstein und Thon, und nirgends, wie vielleicht noch nirgends in der Welt, hat man eine Sohle des Steinsalzes entdeckt. — Die Charte hat diese verschiedenartigen *plutonischen Wirkungen* als Salina und Solfara genau verzeichnet und zur leichten Uebersicht gebracht. Wenn wir aber alle diese Angaben in den Grenzen einschliefsen, innerhalb welcher sie noch vorkommen, so findet sich, dafs eine gerade Linie, von der Mündung des *Rio Caltabelletta* bei Sciacca bis *Randazzo* am westlichen Fufse des Aetna gezogen, genau die *nordwestliche Grenze* aller dieser Wirkungen bezeichnet; eine einzige, sehr entfernt und schon jenseit des Gebirges liegende Solfara, etwas südlich von Alia auf der Strafse von Palermo, allein ausgenommen, und noch bestimmter wird dieses plutonische Hervorbrechen *südwestlich* durch eine Linie begrenzt, von *Licata am Meere* bis *Paterno* am Fufse des Aetna. Der umschlossene Raum, welcher nahe den fünften Theil der Insel einnimmt (4,7), hat die Gestalt eines *wenig geöffneten Fächers, dessen Spitze und Knopf genau von der ungeheuren Masse des Aetna gebildet wird.* In der Oeffnung und Verlängerung dieses Fächers liegt die vulkanische Insel *Pantellaria*, welche H. besucht und von ihr eine höchst lehrreiche Beschreibung gegeben hat, und fast genau in einer Linie zwischen diesen beiden Endpunkten erhob sich die ephemere Insel *Ferdinandea*. Wie wenig in der That die Bewegungen im Aetna dem Fächerraum fremdartig bleiben, erhellet noch mehr aus einer, von H. erzählten, höchst merkwürdigen Thatsache. Jedesmal, wenn vom Aetna her Erdbeben wirken, geräth der, sonst ruhige Gas- und Schlammvulcan der Terra pilata bei *Caltanisetta*, zwölf deutsche Meilen vom Aetnagipfel entfernt, in die heftigste Bewegung, welche mehrere Tage lang anhält. Es *spaltet sich der Boden* jedesmal an demselben Orte und in derselben Richtung *von Osten nach Westen*, und mit ihm spaltet sich zugleich alles, was auf dem Wege liegt, Strafsen und Gebäude, fast zwei Miglien weit fort und Gasströme steigen aus der Spalte hervor. Stadt und Gegend sind dagegen niemals von Erdbeben erschüttert worden, welche doch die Städte der Nachbarschaft und bis weithin zusammenwerfen und zerstören. — Hr. v. Dechen fügt zu Allem diesem noch eine höchst beachtungswerthe und auffallende Thatsache. Die weit verbreitete Tertiärformation, welche an der Nordseite nur gar wenig über die Meeresfläche aufsteigt, auf der Ostseite dagegen sich in ein hoch liegendes zusammenhängendes Plateau ausdehnt, erscheint im *Fächerraum und nur allein in diesem Raum* isolirt ganz abgerissen, inselförmig, wie Festungen mit steilen Wänden, hoch oben auf den Spitzen der Berge der Apenninenformation und zuweilen in überraschender Höhe, wie sonst in keinem anderen Theile Siciliens. Der Monte Salvo bei Castel Giovanni liegt 2864 Fufs hoch, Caltascibetta 2417 Fufs, der Monte Giuliano bei Caltanisetta 2118 Fufs, der Gipfel von S. Filippo d'Argiro 2586 Fufs hoch: solche Höhen erreicht die Tertiärformation nirgends, wo sie zusammenhängend vorkommt. Ist daher nicht dieses isolirte, ungleichförmige Emporheben auf der plutonischen Spalte eine Folge der auf dieser Oeffnung sich ungleichförmig vertheilenden, hebenden und zerreissenden Kräfte? Der Widerstand der gehobenen Massen ist hier nicht mit dem zu vergleichen, den ganze Provinzen entgegen-

setzen, wenn sie gehoben werden. — Es ist wahrscheinlich, dafs mit dem Aufsteigen des Aetna zugleich diese Tertiärinseln auf der Spalte emporgerissen wurden, und zugleich auch die Tertiärschichten, jedoch *zusammenhängend*, am Rande der Spalte. Wirklich liegen Caltagirone, Niscemi, Mineo an diesem Rande, auf Höhen, welche die Tertiärformation bis zum Meere der Ostküste nicht wieder erreicht. —

III. *Die Tertiärformation.* Hr. v. Dechen belehrt uns, dafs man sie in Sicilien in drei, im Aeufsern sehr verschiedenartige Theile zerlegen kann. Der *nördliche* und *westliche Theil*, bei Palermo und über Trapani bis zum Capo Bianco bei Sciacca, folgt den Einschnitten, Busen und Ufern, welche die Apenninenformation bildet, und hebt sich nur wenig an diesen Bergen herauf. Auf sie haben die hebenden Kräfte nur wenig gewirkt. Den zweiten Theil bilden die Inseln auf der plutonischen Spalte; den dritten endlich die zusammenhängenden, über den gröfsten Theil des Val di Noto in Südosten sich verbreitenden Schichten. Doch bleibt der zoologische Charakter aller dieser verschiedenartigen Theile im Ganzen unverändert; H. v. Dechen läfst uns darüber keinen Zweifel; denn er giebt von mehr als zwanzig Orten in allen Gegenden von Sicilien die Versteinerungs-Listen, wie man sie den genauen und fleifsigen Arbeiten des Dr. Philippi verdankt; und das ist um so preiswürdiger, da man auch jetzt im Stande ist, die kleinen Veränderungen zu übersehen, welche zwischen Gegenden statt finden mögen, die durch ältere Gebirge von einander getrennt sind. Unter allen diesen Versteinerungen sind keine beständiger, häufiger und auszeichnender, als *Pecten opercularis* und *Pecten Jacobaeus*, beide noch lebend. In der Gegend von Syracus glaubt man überall die Hufe von Maulthieren in einem schlammigen Boden zu sehen; es ist immer nur das Innere dieser Muscheln. Auch ist die Uebereinstimmung mit den Muscheln der subapenninischen Formation viel gröfser, als man sie in zwei eingeschlossenen, kaum mit einander in Verbindung stehenden Meeren erwartet hätte.

IV. *Die vulcanischen Gebilde*, Basalt und Basalt-Tuff im Osttheile der Insel. Der Tuff, zuweilen von vielen hundert Fufs Mächtigkeit, ist häufig ganz mit denselben Muscheln erfüllt, welche in den Tertiärschichten sich finden, und Tuff, Basalt und Kalkstein folgen sich zuweilen bis fünfmal hintereinander. Es ist zu bewundern, mit welcher Genauigkeit und Ausdauer Hoffmann alle diese Verhältnisse in dem ganzen Raume verfolgt hat, in welchem sie vorkommen. Da in dem Wechsel dieser Schichten und in ihrer Mächtigkeit gar kein Gesetz vorherrscht, so ist die Erscheinung wohl ganz von der gröfseren oder geringeren Nähe der Quelle abhängig, aus welcher Basalt und Tuff hervorgetreten sind. Dafs diese *basaltische Thätigkeit zur Zeit der Bildung der Tertiärschichten* Statt gefunden habe, ist aus der Vermengung der Tertiärmuscheln mit dem basaltischen Tuff ganz einleuchtend, und bestätigt, was man so schön im Thale von Ronca beobachtet, und selbst auch in Deutschland am Westerwald, am Habichtswald, wo Basalte die Braunkohlen durchbrechen. Am Capo Passaro wechseln zwar auch Basalt mit Kreideschichten; allein es ist nur ein *Eindrängen* des Basalts in weit früher gebildete Gebirgsarten. Basaltstücke liegen nicht in der Kreide, und es gibt keinen Tuff, welcher sich der Kreidemuscheln bemächtiget hätte.

Hoffmann's sorgfältige topographisch-geognostische Beschreibung des Aetna behält immer noch einen sehr grofsen Werth, selbst nach der ausgezeichneten Arbeit, welche Hr. Elie de Beaumont über den Aetna bekannt gemacht hat. —

Wir gehen mit Hoffmann aus Sicilien auf das feste Land von Italien zurück. Sein Aufenthalt in Neapel war von zu kurzer Dauer, die Gegenstände zu neu, als dafs überraschende Resultate sich ihm hätten hier darbieten können. Auch hatten die glänzenden, aber wenig lehrreichen Erscheinungen einiger Lavenausbrüche des Vesuvs seine Aufmerksamkeit in zu hohem Grade gefesselt. Der Monte Nuovo blieb ihm ein Schlackenausbruch; der schöne Dom von Trachyt im Krater von Astruni erschien ihm nicht in der Bedeutung, die er in so hohem Maafse verdient, und in den Hügelumgebungen von Soccavo, Pianura, Monte Barbaro sah er mehrere Reihen hintereinander liegender Krater, welche Andere weder in solcher Folge, noch überhaupt als Krater erkennen. Und so scheint es, dafs der kleine Aufsatz, welcher 1835 in Poggendorff's Annalen eingerückt worden ist (B. 37. H. 1.), immer noch als nicht ganz überflüssig angesehen werden möge. —

Von Neapel geht H. im Dampfboot nach Livorno und findet in Pisa den Prof. Paolo Savi. Dieser Mann hatte die Gebirgsarten der Gegend und vorzüglich die inselförmig, mächtig hoch aufsteigende *Alp Apuana*

über Carrara genau und gründlich studirt, und er hatte zuerst aus dem Zusammenhange der Erscheinungen gezeigt, daſs der Marmor von Carrara ein umgewandelter Kreidesandstein sein müsse. Nach ihm bestehen diese Berge 1) aus *Verrucano*, Talk- Chlorit- und Thonschiefer, oft dem Glimmerschiefer ähnlich, 2) aus geschichtetem Kalkstein *Albarese*, in dem sich häufig Versteinerungen finden, 3) aus *Macigno*, dem Flysch der Schweizer, dem grauen Apenninensandstein mit Fucoïden, in dem untergeordnete Schiefer das bilden, was man *Galestro* nennt, ein Name, den H. häufig braucht, auch die Schweizer jetzt in den Alpen anwenden, ohne doch die Sache näher zu bezeichnen, oder sie zu beschreiben. Granit und auch Serpentin und Gabbro verändern die ursprünglichen Gesteine zu der Form, wie man sie jetzt auf den Gipfeln und an den Abhängen der Alp Apuana findet. Mit seinem gewöhnlichen Eifer reiste H. sogleich nach den Apuanischen Thälern in der *Garfagnana*, fand dort in groſser Mächtigkeit den Serpentin und den Gabbro, und an den steilen Abfällen des Monte Altissimo erschienen eine Menge Thatsachen, welche die Veränderung der dichten Kreidegesteine zu körnigen und schiefrigen Massen auſser allem Zweifel setzen muſsten. Nur möchte der Kalkstein nicht der Kreide, sondern zu Juraschichten gehören, denn der Macigno liegt überall höher. In der That beschreibt auch Hr. v. Dechen nach Emmerich (p. 266.) einen Ammonites Bucklandi (nicht Conybeari) aus diesen Kalkstein, der nur zu Liasschichten gehören kann; und die kleine Kette, welche sich von Spezia nach Porto Venere zieht, ist nur allein von Juraschichten gebildet. Das genaue und ausführliche Verzeichniſs (p. 287) der dort gefundenen Versteinerungen läſst darüber keinen Zweifel. Dies Verzeichniſs berichtiget, was de la Beche in seinem geognostischem Handbuche von den organischen Resten von Spezia gesagt hatte, und die wenigen neuen Arten von Ammoniten, welche Hr. v. Dechen noch aufgenommen hat, möchten sich wohl, bei Auffindung besserer Stücke, mit anderen, schon bekannten Arten vereinigen lassen. — Bemerkenswerth ist es, daſs H. im Herabsteigen gegen Sarzana bei Caniparola einen *Steinkohlenbergbau im Macigno* im Betrieb fand; vier Kohlenflötze übereinander etwas mehr als ¼ Lachter mächtig; Pechkohle mit häufigem Dycotelidonholz. Im Dach der Kohlen finden sich Blätter, welche an Weiden-, Pappel- und Kastanienblätter erinnern. — Steinkohlen im Macigno, Karpaten, Wiener, Fucoïdensandstein zu finden, ist wohl ein seltenes Vorkommen. — Auf dem Wege nach Genua glaubt H. sich überzeugt zu haben, daſs die berühmten *Dachschiefer* von Lavagna über Macigno liegen, daher ebenfalls zur Formation der Kreide gehören. Es ist zu erwarten, daſs wir bald genauere Aufschlüsse über die Lagerung dieser Schichten durch die fortgesetzten und mühsamen Arbeiten des Marquis Pareto erhalten werden, welche eine vortreffliche geognostische Charte des ganzen genuesischen Landes zur Folge gehabt haben. —

Mit Genua endigen sich Hoffmann's Untersuchungen über Italien. Ein an wichtigen Thatsachen so überreiches Werk hätte ohne Register der vorzüglichsten Sachen und der durch sie individualisirten Orte nicht sein sollen: da es jedem Geognosten ein fortdauerndes Handbuch bleiben muſs, so ist ein solcher leitender Faden nothwendig; und wir wollen der Hoffnung nicht entsagen, daſs der treffliche Herausgeber, der schon für Hoffmann und für sein Werk so viel gethan hat, auch diesem Bedürfniſs noch abhelfen werde. —

Leopold von Buch.

XVIII.

M. Tulli Ciceronis *de finibus bonorum et malorum libri quinque. Recensuit et enarrauit D. Io. Nicolaus* Madvigius. *Hauniae,* 1839. *Inpensis librariae Gyldendalianae. LXVIII praef.* 902 *pagg. mit Excursen, Nachträgen und Indices. gr.* 8.

Wir beeilen uns unsern Lesern ein ausgezeichnetes Werk anzuzeigen, welches in der Kritik und Erklärung der Ciceronischen Schriften über Philosophie Epoche machen wird. Hr. Prof. Madvig in Koppenhagen kündigte sich den Kennern der Römischen Litteratur schon im Jahre 1826 durch seine Emendationes in Ciceronis libros philosophicos als ein scharfsinniger Kritiker an; er vermehrte seinen Ruf durch die 1828 erschienene Epistola critica ad Orellium über die Verbesserung der beiden letzten Bücher gegen Verres, wozu ihm der Fund einer in der Koppenhagner Bibliothek befindlichen Collation einer Pariser Handschrift Gelegenheit gab; ferner durch eine Reihe vortrefflicher Abhandlungen über einzelne Gegenstände der Römischen

Sprach- und Sachgelehrsamkeit, die er in seinem Beruf als Programmatarius der Koppenhagener Universität schrieb *). Er hat im Jahre 1834 die bis dahin verfafsten Abhandlungen in verbesserter Gestalt als Opuscula academica herausgegeben, und es ist zu wünschen, dafs er auch die später erschienenen in einen zweiten Band Opuscula vereinigen möge. Seine Textesrecension von einigen zur Schullectüre bestimmten Reden Cicero's und der beiden Dialoge Cato major und Laelius (Koppenhagen 1830 und 36, mit bedeutenden kritischen Vorreden) bewährten nicht minder ein ausgezeichnetes Talent das Richtige zu erkennen und herzustellen. Die vereinigte Kunst der Kritik und Interpretation hatte er bisher noch nicht in der vollständigen Ausgabe eines Autors dargelegt. Jetzt liegt uns seine Ausgabe der fünf Bücher Cicero's de finibus vor, und wir finden, wie wir erwartet, dafs nach beiden Richtungen Vorzügliches und Eigenthümliches darin geleistet ist.

Cicero trägt in diesen Büchern das Epicurische und das Stoische System und die von Antiochus aus Ascalon unter dem Namen der alten Akademie wiedererweckte Lehre vom höchsten Gut vor; er läfst das Epicurische System von dem Stoischen, das Stoische vom Akademischen widerlegen, und letzteres sich schliefslich noch gegen einige Einwürfe der Stoiker rechtfertigen. In dieser Aufstellung und Bekämpfung der Systeme schliefst sich Cicero genau an die Schriften der damahls geltenden Vertreter der Schulen an; er übersetzt, eigentlich zu reden, sowohl System als Widerlegung aus dem Griechischen, aber mit derjenigen Freiheit, die theils bei den Alten anerkannt wurde, theils dem Cicero nöthig schien, um den Begriff schriftstellerischer Selbständigkeit für sich in Anspruch zu nehmen. Aus den Herculanensischen Fragmenten der Schrift des Epicureers Phädrus *περὶ θεῶν*, welche Prof. Petersen in Hamburg abgesondert herausgegeben hat, ergiebt sich, dafs Cicero sich bei der Darstellung des Epicurischen Systems im ersten Buche de natura deorum (unter der Person des Vellejus) ganz genau an jenen Griechischen Autor gehalten hat. Denselben Philosophen, vermuthet Hr. Madvig, hat Cicero auch im ersten Buche de finibus vor Augen gehabt. Die Widerlegung der Epicureer im zweiten Buche de finibus i[st] höchst wahrscheinlich aus Chrysippus Schrift *περὶ τελῶ[ν]* genommen. Im dritten Buche (der Aufstellung de[r] Stoischen Lehre) folgt Cicero, wie Hr. Madvig im 5 Excurse darthut, nicht dem Chrysippus, sondern des Diogenes Babylonius oder einem Nachfolger desselben, vielleicht mit theilweiser Hinzuziehung eines und des andern Späteren. Im vierten und fünften Buche endlich schliefst sich Cicero so genau an Antiochus den Ascaloniten an, dafs er, auf die Versicherung dieses philosophischen Vermittlers bauend, dem Aristoteles Lehrsätze zuschreibt, die dieser nicht hat. In der Forschung nach den Griechischen Quellen der von Cicero vorgetragenen philosophischen Ansichten, und in der Prüfung, wie Cicero sie im Einzelnen aufgefafst und dargestellt hat, setzen wir das *interpretatorische* Hauptverdienst dieser neuen Ausgabe. Hr. Madvig bewährt dabei eben so viel Gelehrsamkeit, als Schärfe des Urtheils und Freimüthigkeit über Cicero's philosophisches Verdienst. In dieser Hinsicht ist besonders der siebente Excurs über die von Cicero als unzweifelhaft angenommene Eintheilung der Schriften des Aristoteles in exoterische und esoterische, und über die dürftige Kenntnifs, welche der Römische Staatsmann von Aristoteles eigentlich philosophischen Schriften hatte (gegen Hrn. Stahr's Aristotelia und Aristoteles unter den Römern), sehr interessant; so wie sich der 4te Excurs über den Begriff der bei Cicero so häufig und unter verschiedenen Bezeichnungen erwähnten, den ältern Peripatetikern und Akademikern untergeschobenen *Prima naturae* (*τὰ πρῶτα κατὰ φύσιν*) und der fünfte über die Eintheilung der Ethik bei den Stoikern (gegen Petersen in den Fundamenta philos. Chrysippeae) durch die Genauigkeit der Untersuchung auszeichnet. Dies gründliche Eindringen in den philosophischen Stoff gereicht der Philologie eben so zur Ehre, als es unumgänglich nöthig ist bei einem Werke, welches nicht aus der Gediegenheit eigener Forschung hervorgegangen, sondern mit gewandtem Dilettantismus (wie achtungswerth auch immer mit Rücksicht auf die Person und die Umstände) aus fremden Ansichten zusammengesetzt ist, und wo aufserdem diese Ansichten selbst nicht ursprünglich entquollen, sondern vielfach *abgeleitet* sind.

(Der Beschlufs folgt.)

*) Wir haben die zwei Abhandlungen de colon. pop. Rom. jure et condicione in den Jahrbüchern 1834. Nr. 40. angezeigt.

№ 27.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

M. Tulli Ciceronis de finibus bonorum et malorum libri quinque. Recensuit et enarravit D. Io. Nicolaus Madvigius.

(Schlufs.)

Zugleich aber wollen wir bemerken, dafs das Verfahren des gegenwärtigen Herausgebers weit verschieden ist von Davisius' Parallelensammlung aus den Griechischen Autoren der Geschichte der Philosophie, deren Stelle ein leidliches Compendium dieser Geschichte vertreten kann, oder von Beiers auf das Fremdartigste abschweifenden, alles zusammenraffenden Diatriben (in seiner Ausgabe des Cicero de Officiis). Bremi beschränkte sich darauf, die Argumente der drei ersten Bücher de finibus in lichtvollem Zusammenhang, aber ohne Eindringen auf die Quellen, darzulegen. Görenz gab sich zwar das Ansehen tieferer Einsicht, leistete aber zur philosophischen Erklärung gar nichts: er that zu dem, was er abschrieb, wie Herr Madvig praef. p. LI streng aber gerecht sagt, nur die auffallendsten Irrthümer hinzu.

Mit derselben Schärfe und unnachsichtiger Wahrheitsliebe ist in der vorliegenden Ausgabe die grammatische Interpretation und, was davon nicht zu trennen ist, die Textes-Kritik behandelt. Hr. Madvig fafst besonders die Schwächen, Unbestimmtheiten und Nachlässigkeiten der Diction Cicero's in den philosophischen Schriften scharf ins Auge. Was sonst in der Regel nicht blofs entschuldigt, sondern gerechtfertigt oder gewaltsam zurecht gerückt wurde, Widersprüche im Einzelnen, Mangel an Folgerichtigkeit, das setzt er sich vor in der ganzen Blöfse eilfertiger Abfassung darzustellen. Er spricht darüber in dem letzten Abschnitt seiner Vorrede pag. LXV flg. und schliefst mit der Erklärung: *Nos vero Ciceronem admiremur in orationibus, in libris de philosophia accipiamus talem qualis esse potuit, habeamusque debitam gratiam quod et Latine philosophiam docuit et tantam materiam ad Graecorum philosophiam cognoscendam nobis servavit.* Die Sache ist richtig, und Refer. hat nichts dagegen, wenn die Diction der grofsen alten Autoren der schärfsten Prüfung unterworfen wird: es wird dadurch, wenn die Kritik mit solcher Gründlichkeit geübt wird, mehr gefördert als durch stereotypische und unverstandene Bewunderung: nur das Eine ist zu besorgen, dafs eine solche Richtung grammatischer Interpretation Anfängern gefalle, die, was an einzelnen Stellen richtig nachgewiesen ist, auf das Ganze übertragen und das Vorurtheil der Bewunderung in ein noch schädlicheres Vorurtheil der Geringschätzung umkehren. Deswegen kann Refer. nicht umhin, der entschuldigenden Tendenz, bei aller Wahrhaftigkeit, das Wort zu reden. Bei der Interpretation und Kritik im Einzelnen erklärt Hr. Madvig, den Bemerkungen seines Freundes Wesenberg, Lehrers an der Domschule zu Wiborg in Jütland, vieles zu verdanken, und Ref. benutzt diese Gelegenheit, dem gelehrten und scharfsinnigen Verfasser der Observationes criticae zur Rede pro Sextio (Viburgi 1837) seine anerkennende Hochachtung zu bezeugen.

Der Text der Bücher de finibus schien durch Görenz (1813), der im Besitze werthvoller Hülfsmittel eine doppelte Handschriften-Familie entdeckt und nach der besseren (Palat. 1 bei Gruter, Erlangensis und Spirensis bei Görenz selbst) den Text constituirt hatte (oder wenigstens hatte constituiren wollen) eine genügende Sicherheit erlangt zu haben. Orelli (1828) ging in Ermangelung neuer Hülfsmittel nicht viel über Görenz hinaus, obgleich er manches verbesserte; eben so Otto (1831), der eine Schulausgabe lieferte, bei der Görenz' Ausgabe zu Grunde gelegt und excerpirt wurde. Hr. Madvig tritt als der entschiedene Gegner Görenz' auf: seine Ausgabe ist die Destruction der Görenzischen. Das schwächliche Urtheil Görenz's, seine

mehr übertünchte als solide Gelehrsamkeit, besonders auch seine Unzuverlässigkeit in Angabe der Lesarten waren schon hie und da zur Sprache gebracht worden, aber einen solchen Gegner als Hrn. Madvig hat er noch nicht gefunden. In dem allgemeinen Urtheile, daſs die bessere Familie der Codices bei Cicero de finibus zunächst aus Pal. 1 Erlangensis und Spirensis besteht, stimmen beide überein; aber in der Entwicklung des Princips der Kritik und in der Durchführung desselben, in der grammatischen Rechtfertigung und Auslegung, ist Hr. Madvig ein Kämpe, der den mattherzigen, zierlichen, unsicheren Zwickauer Kritiker Schlag auf Schlag zu Boden streckt. Ref. will Görenz nicht in Schutz nehmen: er giebt gar zu häufige Beweise von Flüchtigkeit und Urtheilslosigkeit, wie denn auch sein Latein trotz der immer wiederholten Versicherung, wie fein er observirt habe, ein Specimen von Fehlerhaftigkeit ist; was aber das Schlimmste ist, die Unzuverlässigkeit, ja eine entschiedene Unwahrhaftigkeit in Angabe der Lesarten seiner wichtigsten Handschrift ist nicht mehr in Abrede zu stellen. Hr. Madvig hat sich nähmlich eine genaue Vergleichung des Erlanger Codex verschafft, welchen Görenz selber vor Augen gehabt hat, und da ergiebt sich trotz dem, daſs Görenz die Wichtigkeit der Handschrift für die Kritik erkannte, daſs seine Angaben nicht nur nachlässig, sondern häufig geradezu falsch und entstellt sind. Bei alle dem hätte es vielleicht genügen können, das Richtige an die Stelle des Falschen hinzustellen und die Glossen darüber dem Leser, der beide Ausgaben vergleichen wird, zu überlassen: es würde sich auch ohne Scheltreden bei den Einsichtigen bald ein Urtheil über den Werth der beiderseitigen Ausgaben gebildet haben und eben so bald allgemein geworden sein. Indessen mag dies Fegefeuer, was gelegentlich auf andere deutsche Philologen ausgedehnt wird, auch sein Gutes haben. Die Sucht neue Ausgaben der Klassiker ohne neue Hülfsmittel, ohne die Ueberzeugung Wesentliches geleistet zu haben, oft auch ohne die gehörige Sorgfalt in Benutzung des Vorhandenen, ans Licht zu stellen, ist in Deutschland gewiſs zu weit getrieben; es ist, abgesehen von merkantiler Speculation, bei manchen nur der Wunsch, seinen Autor auch in seiner Ausgabe zu lesen, wodurch immer neue Ausgaben hervorgetrieben werden. Herr Madvig kennt die deutsche Litteratur unseres Faches ganz genau, er lebt darin, *) und spricht zugleich als Fremder sein Urtheil mit einer rückhaltlosen Unbefangenheit, zuweilen aber auch mit einer Bitterkeit aus, von der wir uns in Deutschland durch die geselligen Vereine und in Folge der Klagen über Inhumanität der Gelehrten längst entwöhnt haben.

Was aber Görenz' Leistungen betrifft, so möge unser Dänische Freund doch das Eine nicht vergessen, daſs Görenz bei aller Gebrechlichkeit seines Wesens sich in der Geschichte der neuern Philologie dadurch ein bedeutendes Verdienst erworben hat, daſs er der erste gewesen ist, der den Begriff von Familien der Codices in den Gang gebracht hat. Die neutestamentlichen Kritiker haben ihn allerdings schon früher aufgestellt, aber Anerkennung hat er doch zuerst auf dem Boden der klassischen Philologie durch Görenz gewonnen; und es ist noch gar nicht lange her, daſs gewisse Kritiker, die sich auf ihren veralteten Tastsinn zu viel einbildeten, die ganze Ansicht ins Lächerliche zu ziehen sich bemühten. Wie sehr aber die Sicherheit der Kritik von der Erforschung, ob sich die Verschiedenheiten der Handschriften auf Familien zurückführen lassen, abhängt, hat Hr. Madvig durch die gegenwärtige Bearbeitung des Cicero de finibus aufs Neue bewiesen. Er spricht in der Vorrede über die Codices dieser Schrift, sowohl über die, welche frühere Editoren benutzten, als die von ihm selbst herbeigezogenen; er classificirt sie in gute, schlechte und gemischte, so genau als es die Mangelhaftigkeit der älteren Mittheilungen erlaubt: es ergiebt sich leider, daſs alle früheren Vergleichungen höchst nachläſsig angestellt oder mitgetheilt sind: von der Klasse der guten ist allein der Erlangensis jetzt im Ganzen genau verglichen: er dient als Basis um zu erkennen, was in dem codex archetypus gewesen ist; die Erwähnungen der andern guten helfen aus, und die schlechten, die auf einer durchgreifenden neuern Correctur beruhen, lassen in ihrer Verderbtheit nicht minder Schlüsse auf das, was ihnen vorlag, machen. Von dieser Klasse hat Hr. Madvig die beiden editiones principes und die Verglei-

*) Hr. Madvig bedient sich sogar des Deutschen recht geschickt zur sprachlichen Erläuterung an vielen Stellen, was die Leser diesseits der Ostsee mit gebührendem Dank erkennen werden. Nur ein Mahl S. 292 ist ihm ein Fehler gegen die Grammatik entschlüpft.

chungen einer Pariser, einer Leidener und einer Münchener Handschrift, die aber nur die 3 ersten Bücher enthält, benutzt. Es kommt dem Kritiker zunächst darauf an zu erkennen, was in dem Stammcodex gewesen ist: aber es findet sich, dafs dieser Codex selbst Fehler und Auslassungen hatte. Hier war dann nur durch emendirende Conjecturalkritik Hülfe zu schaffen. Ueber die Anwendung derselben stellt Hr. Madvig anzuerkennende und anerkannte Regeln auf, die er durch ein glänzendes Beispiel in der Verbesserung der corrupten Stelle der Rede pro Caecina c. 27. §. 76. an der Orelli verzweifelt hatte, nach der Lesart des Erfurter Codex belegt (praef. p. XLIX) und im Verlauf seiner Arbeit häufig zu bethätigen Gelegenheit findet.

Sollen wir nun über das Ergebnifs dieser kritischen Arbeit ein allgemeines Urtheil fällen, so erklären wir mit freudiger Ueberzeugung, dafs der Text eine durchgreifende Berichtigung erfahren, oder vielmehr, dafs er jetzt erst diejenige Sicherheit erhalten hat, welche ihm diplomatische Sorgfalt, soweit die Hülfsmittel reichten, mit feiner Sprach- und Sachkenntnifs hat geben können. Hr. Madvig nimmt dabei alle Gelegenheit wahr, streitige grammatische und lexikalische Punkte gründlich zu erörtern, so dafs diese Noten aufser dem nächsten Zweck die Lesart festzustellen, auch noch einen bedeutenden Gewinn für die Kenntnifs der Latinität enthalten, wie dies immer das Bestreben guter Commentatoren gewesen ist.

Dabei bedauern wir aber, dafs Hr. Madvig den vergeblichen Versuch gemacht hat, auch die Orthographie des Cicero herstellen zu wollen. Er schreibt nicht nur im Text, sondern befremdlicher Weise auch in seinem eigenen Latein *st* für *est* nach Vocalen, *quom*, *nouom*, *plurumum*, *reicere*, *adsecuntur*, *conmovere*, *ecficere*, *intellegunt* u. a. Die Mai'schen Palimpsesten selbst, auf welche Hr. Madvig sich zumeist stützen wollte, beweisen wie jenes Verfahren weder diplomatisch richtig ist, noch zu irgend einer Consequenz geführt werden kann. Schreibt doch Madvig selbst *quidquid*, was gegen alle Codices ist, die nur *quicquid* haben, und *ascitus*, *aspectus*, *arrogo*, was gegen seinen in den übrigen Zusammensetzungen befolgten Grundsatz streitet. Ref. ist immer der Ansicht gewesen, dafs wir für unsern Gebrauch und die gangbaren Ausgaben der Autoren (denn, versteht sich, ist die Sache bei Originaldrucken eine andere) bei dem geregelten Usus der Grammatiker späterer Zeit, nahmentlich bei den Vorschriften Priscian's stehen bleiben müssen. Die Alten selbst verschmähten bekanntlich die Uniformität, die wir für nothwendig halten, und achteten die ganze Sache für unerheblich. Dagegen beschäftigten sich die Grammatiker derjenigen Zeit, wo die Lateinische Sprache zwar noch lebte, wo jedoch die Fehler der vulgären Rede, Aussprache und Schrift in Schulen verbessert werden mufsten, sehr eifrig mit der Herstellung eines rationellen auf die beste Tradition gegründeten Usus. Die Codices im Ganzen betrachtet (abgesehen von den noch aus älterer Zeit stammenden Palimpsesten) repräsentiren wirklich diesen endlich festgestellten Gebrauch, und weichen darin gar nicht so sehr von einander ab, als man sich gewöhnlich vorstellt: nur die jüngsten des 14. und 15. Jahrhunderts führen wieder die Fehler der landesüblichen Aussprache in die Lateinische Schrift ein, z. B. das *c* wo es nicht hingehört (nuncius, concio), *e* für *ae*, den Ueberflufs des *h* und der Doppelconsonanten. Ref. hat aber nicht nöthig, gegen Hrn. Madvig zu polemisiren, da dieser Gelehrte selbst am Schlufs der Vorrede das Bekenntnifs ablegt, es gereue ihn, sich auf eine Sache eingelassen zu haben, die zu keinem ersprieſslichen Resultat führen könne. Und so scheint der treffliche Bearbeiter der Rede Cicero's pro Plancio, Prof. Wunder in Grimma, ebenfalls von der Aufstellung einer neuen Lateinischen Orthographie zurückgekommen zu sein, da er seit dem Jahre 1830, wo er sie in der Täuschung neuer Entdeckungen versprach, geschwiegen hat.

Dem erstrebten Abschlufs der Texteskritik des Cicero de finibus ist jedoch auch unter den Händen eines so ausgezeichneten Kritikers, wie Hr. Madvig ist, ein Umstand hinderlich gewesen, dessen Beseitigung von der Folgezeit, und am besten von Hrn. Madvig selbst, zu hoffen ist, nähmlich der noch fühlbare Mangel an genauer Vergleichung mehrer Codices. Die Zahl der Stellen, wo die Lesart noch unsicher ist, oder unbeglaubigt bleiben mufste, ist gar nicht gering. Es ist möglich, dafs ein Theil derselben bei der wahrscheinlich gemachten Fehlerhaftigkeit des Stammcodex niemahls diplomatische Sicherheit erhalten wird, aber ein anderer Theil wird zuverlässig bei besserer Kenntnifs der vorhandenen Hülfsmittel festgestellt werden können. Ref. hat die Lesarten eines Codex erhalten, der nicht zur Klasse der guten gehört, aber dennoch eine

Anzahl Stellen, wo jetzt noch gezweifelt wird, berichtigt. I, 2, 4 *Quis enim tam inimicus paene nomini Romano est, qui Ennii Medeam aut Antiopam Pacuvii spernat aut rejiciat, quod se iisdem Euripidis fabulis delectari dicat, Latinas literas oderit?* Der Codex läſst den anstöſsigen letzten Zusatz *Latinas literas oderit* aus. — I, 6, 20 *Nam si omnes atomi declinabunt, nullae unquam cohaerescent, sive aliae declinabunt, aliae suo nutu recte ferentur* etc. Der Codex hat *sive omnes*, wie der Sprachgebrauch es erfordert. — I, 7, 23 hat dieselbe Handschrift gegen die bisher bekannte Autorität *percussit*, wie Hr. Madvig emendirt. Dagegen schützt sie vorher den Conjunctiv in dem Satze *neque eum Torquatum, qui hoc primus cognomen invenerit* mit Recht, denn dieser Zwischensatz ist von der obliquen Rede nicht zu trennen, wie es allerdings in der angezogenen Parallelstelle Tuscul. IV, §. 49 der Fall ist. Eben so wenig können wir bei Cic. p. lege Manil. §. 5 *huic qui successit* für richtig verbessert halten, weil *qui successerit* die schlechterdings nothwendige Bezeichnung einer nicht mit Nahmen genannten Person, nicht ein historischer herausnehmbarer Zusatz ist. — I, 7, 25 *Nunquam hoc ita defendit Epicurus, neque vero tu, aut quisquam eorum, qui aut saperet aliquid, aut ista didicisset.* Die Schwierigkeit, daſs in der Relation von dem, was die Epicurische Schule gelehrt hat, neben dem Meister selbst mit einem Mahl der Römische Jünger genannt wird, der nie ein philosophisches Buch geschrieben, oder seine Ansicht öffentlich dargelegt hatte, ist in die Augen fallend. Der Codex hat ohne Correctur oder Glosse *neque Metrodorus* im Text, und es ist einleuchtend, daſs dieser Mitstifter der Epicurischen Schule, paene alter Epicurus, wie er II, 28 heiſst, ganz allein hieher gehört. Der Codex hat beiläufig in diesem § und überall nicht *Epicurei*, sondern *Epicurii*, über welche Formen die Zusammenstellung, welche zu V. I, 16 gegeben ist, noch zu vervollständigen war. — I, 8, 26 *Quid ei reliquisti, nisi te quoque modo loqueretur, intelligere quid diceret?* Der Codex hat *quid enim reliquisti*, wie Oxon. E§ und ohne Zweifel noch andere; denn es ist der Verbindung halber das Richtige. In demselben Satze führt die Verderbniſs dieser und anderer auch guter Codices *quoque ut id modo* auf *quocunque modo*. — Im nächsten §. 28 hat der Codex *An me, inquam, nisi te audire vellem, censes haec dicturum fuisse? Utrum igitur, inquit, praecurri omni Epicuri disciplina placet*, zum Theil fehlerhaft, aber *An*, was Hr. Madvig billigt, wird beglaubigt, und *inquit*, was er für einen Irrthum der Davisischen Vergleichung hält, wird gerechtfertigt. — I, 9 beginnt der Codex den Abschnitt so: *Primum igitur, sicut ipsi auctori hujus disciplinae placet, constituam.* Die Vulgata hat weitschweifiger *Primum igitur sic agam ut — placet: constituam*, und es findet auch dabei noch einige Unsicherheit Statt. — II, 17 ist die gewöhnliche Lesart *Sic vester sapiens, magno aliquo emolumento commotus, cum causa, si opus fuerit, dimicabit. Cum causa* wird als falsch anerkannt: man hat emendirt *animi causa*, dessen wahre Bedeutung (wie Hr. Madvig zeigt) „zum Zeitvertreib" durchaus unangemessen ist. Er selbst vermuthet *cum amico*, „der Epicureer wird selbst mit einem Freunde falls es nöthig ist streiten", und er bedauert nur, daſs die Verbesserung sich von dem Buchstaben zu weit entfernt. Uns scheint der Vorschlag aber auch dem Sinn sehr wenig zu entsprechen, denn die Epicureer rühmen sich auch ihrer Freundschaftspflege, und hier handelt es sich nur um die Behauptung, daſs nach dem Epicurischen System die Tapferkeit ihren Grund nur in dem zu hoffenden Genuſs habe. Unser Codex hat: *Vester sapiens magno aliquo emolumento proposito, cum jam sibi opus fuerit, dimicabit*, was vollkommen genügend zu sein scheint: „der Epicureer wird, wenn es um eines groſsen Vortheils wegen nöthig ist, streiten, d. h. tapfer sein." Der Codex fährt fort *si occultum facinus esse potuerit, gaudebit.* In allen Codicibus fehlt *si*, aber es ist sehr die Frage, ob sie darauf angesehen worden sind. II, 27 hat der Codex: *Etenim, quemadmodum tute dicebas, neque Epicurus nec diuturnitatem temporis ad beate vivendum quicquam afferre, nec cet.* womit alle Schwierigkeiten gehoben sind, wegen welcher Hr. Madvig die Stelle noch mit einem † bezeichnet hat. In dieser Stelle ist übrigens *Etenim* ganz richtig und nicht in *At enim*, wie Hr. Madvig nach Davisius' Conjectur im Texte hat, zu verändern. Denn der Satz enthält keinen Einwurf der Epicureer, sondern eine Bestätigung der von Cicero vorgetragenen Ansicht; selbst Epicurus sage, die Dauer der Zeit thue nichts zur Seeligkeit. Wäre es ein Einwurf, so paſste *tute* nicht. Ref. muſs sich weitere Mittheilungen für eine andere Zeit und Gelegenheit vorbehalten. Das Angeführte sollte nur als Beleg dienen, wie selbst aus einer nicht vorzüglichen Handschrift da, wo noch so wenige genau verglichen sind, manch Ersprieſsliches zur Wegräumung von kritischen Bedenken und Sicherstellung des Textes abgeleitet werden kann, und daſs die durchaus vorzügliche Arbeit des Hrn. Madvig noch einer Ergänzung von dieser Seite bedarf.

C. G. Zumpt.

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

XIX.

Die Iberer im Westen und Osten, eine ethnographische Untersuchung über deren Stammverwandtschaft, nach der Mythe und Geschichte mit Rücksicht auf die Kultur und Sprache dieses Volkes, nebst einer Ansicht der homerischen Kimmerier und der sogenannten homerischen Geographie überhaupt von S. *F. W.* Hoffmann. *Leipzig*, 1838. *XIV u.* 288 *S.* 8.

Mit Recht darf man den mächtigen und so vielfach verzweigten iberischen Volksstamm, der die älteste Völkerablagerung des europäischen Westens zu bilden scheint, und der sich in seinen Ueberresten aus der Urzeit der Geschichte bis auf diesen Tag erhalten hat, einen der interessantesten und auch wichtigsten Gegenstände der europäischen Ethnographie nennen, welcher darum in neuern Zeiten häufig die Aufmerksamkeit der Forscher auf diesem historischen Gebiete in Anspruch genommen hat. Durch die bekannten meisterhaften Forschungen über diesen Gegenstand von einem W. v. Humboldt in seinem Werke über die Urbewohner Hispaniens möchten wohl bisjetzt die wesentlichsten Punkte darüber festgestellt sein, da dieser grofse Sprachforscher den Weg bei seinen Untersuchungen einschlug, welcher allein zu sichern Resultaten führen konnte, und da derselbe mit den Forschungen der spanischen Gelehrten über diese ihnen am meisten nahe liegenden Verhältnisse wohl vertraut war. Nun hat aber wieder das Vorkommen eines gleichnamigen iberischen Volkes an den Südgehängen des Kaukasus an dem obern und mittlern Kur-Strome öfter die Aufmerksamkeit erregt und den Wunsch hervorgerufen eine Beziehung zwischen diesen beiden Völkern im äufsersten Osten und Westen von Europa nachzuweisen, was um so mehr gerechtfertigt zu werden schien, als jenes alpinische Hochgebirge des Kaukasus in seinen bis jetzt meist unzugänglichen Thälern die Ueberreste von vielen Urvölkern Europas in sich bewahrt und bei dem Gesetz der Völkerbewegungen in diesem Erdtheile häufig als der Ausgangspunkt und als das eigentliche Heimathsland der sich über die europäischen Gebiete ausbreitenden Völkerstämme betrachtet worden ist.

Dies gegenseitige Verhältnifs der kaukasischen und hispanischen Iberer ist nun der Gegenstand der Untersuchung des Verfs., dessen Unternehmen auf den Beifall der gelehrten Welt sicher Anspruch macht, obschon man nicht läugnen kann, dafs diese Arbeit im Verhältnifs zu dem hier in Betracht kommenden Gegenstande zu weit ausholt, dafs sie dem auf dem Titel angegebenen Inhalte nicht ganz entspricht und dafs auch die Resultate nicht so befriedigend genannt werden können, um jenes Verhältnifs als genügend begründet darzustellen. In der That mufs man sagen, dafs der Verf. durch seine sonst fleifsig gearbeitete Forschung jene Verwandtschaft und Abstammung der beiden iberischen Völker von einander bei den hier gebrauchten Beweisgründen nicht einmal zur Wahrscheinlichkeit erhoben und noch weniger bewiesen hat. Uebrigens bezieht sich auf diesen Gegenstand nur ein geringer Theil des Buches von S. 88 — bis 180, indem der Anfang desselben auf den ersten achtzig Seiten sich mit der homerischen Geographie und namentlich mit dem Volke der Kimmerier beschäftigt. Denn der Verf. setzt zunächst mit ziemlicher Weitläuftigkeit auseinander, welche Bewandnifs es eigentlich mit der Geographie der alten hellenischen Sänger habe, und dafs man die gedachte oder poetische und die wirkliche Geographie wohl zu unterscheiden habe, weshalb es auch ein vergebliches Bemühen sei, Homers Angaben überall unterzubringen und fixiren zu wollen, da seine geographischen Schilderungen nur innerhalb des der damaligen hellenischen Welt bekannten Gebietes von Bedeutung für

diese Wissenschaft seien. So wie jedoch der Dichter bei seinen Schilderungen niemals willkührlich seiner eigenen Phantasie folgen, sondern sich dem in dem allgemeinen Volksbewufstsein liegenden anschliefsen, diese Anschauung nur ausführen, sie näher bestimmen und die einzelnen Züge derselben nach seinen Zwecken auch lokalisiren könne, so verhalte es sich nun mit dem beim Homer genannten kimmerischen Volke, welches keineswegs als den iberischen Volksstamm im äufsersten Westen von Europa zum erstenmale bezeichnend betrachtet werden dürfte. Nicht leicht wird man dem Verf. diese Auffassung bestreiten. Auch ist es grade nicht wahrscheinlich, dafs Homer aus der appellativischen Bedeutung jenes Volksnamens sich das Volk erst gebildet habe, um die Gegend der Dunkelheit am Eingange der Unterwelt im äufsersten Westen zu bevölkern, sondern vermuthlich spielt hier die Nachricht hinein, welche damals die Hellenen von dem Volke der Kimmerier am nördlichen Küstensaume des Pontus erhielten, und der Verf. hält mit Recht dafür, dafs der Dichter dieses am Rande des Erdkreises auftretende Volk, vornehmlich bei einer damals gröfsern Ausbreitung des Pontus durch seine Verbindung mit dem kaspischen Meere, nach seinen Zwecken benutzen und ihm, gleichviel ob im äufsersten Norden oder im äufsersten Westen, seinen Wohnsitz anweisen konnte.

Bei der Vergleichung der Nachrichten über das doppelte iberische Volk hat nun der Verf. sich nicht blos damit begnügt, die Züge hervorzuheben, welche auf eine gemeinsame Abstammung desselben hinweisen könnten, sondern er hat sich auch bemüht die historischen Spuren der Wanderung der von den kaukasischen Iberiern angeblich abstammenden hispanischen Iberier zu verfolgen. Aber dies ist besonders eine sehr mifsliche Sache, wie es ja selbst bei den Völkern bekannt genug ist, welche von einer schon anerkannt gemeinsamen Wurzel ausgegangen in der historischen Zeit in weit von einander entfernten Gebieten auftreten. Auch kann man hier wie bei allen solchen Versuchen die Willkühr des Verfahrens nicht verkennen. Denn um die kaukasischen Iberier in Verbindung mit ihren dortigen Nachbaren den Legen am kaspischen Meere nach Westen zu bringen, damit dort die hispanischen Iberier und die Ligurier aus ihnen hervorgehen, wird die Mythe von dem Zuge des Herakles über die Alpen gebraucht, woran sich wieder die Verbreitung des alten Buddhaismus mit den Fufstapfen des Buddha von Osten nach Westen nebst der Butterbereitung bei den nordischen Völkern anschliefst, wie es aus den längst verschollenen Hypothesen von Ritters Vorhalle entnommen ist. Die bei des Herakles kühnem Zuge über die Alpen durch Kälte und Anstrengungen Geschwächten, welche nach den Aussagen der spätern Griechen am St. Gotthard unter dem Namen der Lepontier nach einem witzigen Wortspiele *zurückblieben*, heifsen aber auch bei den Alten Viberi und sind für den Verf. das wichtige historische Mittelglied für die doppelten Iberier im Osten und Westen, und er fügt S. 112 kühn hinzu: „Diese Verbindung der Viberi, in denen man Iberer erkennt, mit Herakles, dessen Fufstapfen in Asien wie in Japygien ein verehrtes Heiligthum waren, und eben so die Verbindung der Lepontii Viberi mit den ligurischen Taurinern, deren Name vermittelst der Ligyer oder Ligyer vom kolchischen Phasis ausgeht, und auf ein weitverzweigtes Volk deutet, lenken unsere Blicke unwiderstehlich auf die Gegend am Kaukasus, zwischen dem Pontus und kaspischen Meere, um dort das Stammland der Iberer zu suchen." Wie sehr contrastiren damit die in dieser Beziehung so wichtigen Worte des behutsamen und gründlichen Forschers W. v. *Humboldt* auf S. 110 seines Werkes, welches letztere unser Verf. bei seiner Arbeit doch vor sich gehabt hat, ohne sich durch die in ihm herrschenden Grundsätze immer leiten zu lassen.

Auch möchte es mit dem Namen des Doppelvolkes zum Beweise ihrer gemeinsamen Abstammung noch eine eigene Bewandnifs haben. Denn dafs die hispanischen Iberier sich selbst mit diesem Namen, unter welchem sie nur bei den Griechen vorkommen, genannt haben, ist noch keineswegs erwiesen und nicht einmal wahrscheinlich, da sich, den gleichlautenden Flufsnamen abgerechnet, sonst keine Spuren von demselben vorfinden und die einheimische Bezeichnung bei den heutigen Vasken, den einzigen Ueberresten jenes alten Volkes, eine solche Annahme gar nicht begünstigt. Mag nun auch das kaukasische Volk der Georgier, wie dasselbe schon seit der Zeit des Alterthums vorherrschend benannt zu werden pflegt, sich selbst jetzt den Namen der Iwerier geben, so ist es doch bemerkenswerth, dafs dieser Name in den geschichtlichen Traditionen über

seine Abstammung und Verbreitung, wie sie uns aus den einheimischen Annalen selbst in der neuern Zeit bekannt geworden sind, gar nicht vorkommt. Vielmehr finden wir nur diejenigen Namen zur Bezeichnung seiner einzelnen Zweige erwähnt, welche sich auch noch bisjetzt zur Bezeichnung der einzelnen von ihm bewohnten Landschaften am Kur-Flusse erhalten haben.

Wenn man mit dem Verf. im Allgemeinen auch das Gesetz der Völkerverbreitung in Europa von Osten nach Westen als richtig anerkennen mufs, so bleibt es doch immer gefährlich, sich dabei durch Namen leiten zu lassen. Die in der neuern Zeit häufig behandelte Urgeschichte der Deutschen, deren Verwandtschaft mit mehreren westasiatischen Völkern hinlänglich begründet ist, lehrt am besten, was aus dem Hineinziehen von vorhistorischen Verhältnissen über die Verzweigung und Verbreitung der Völker in den Kreis der Geschichte hervorgeht. Bei aller einstmaligen Verwandtschaft in der Urzeit sind sich die Völker in der historischen Zeit doch meistens einander gänzlich fremd, und versucht man dennoch eine Beziehung der auf geschichtlichem Boden fern von einander lebenden Völker auf einander nachzuweisen, so wird es freilich auf eine andere Weise gethan werden müssen, als es hier bei dem Doppelvolke der Iberier geschehen ist. Denn dafs die Angaben der Alten wie bei Varro von einer Ansiedlung der Iberier, Perser, Phönicier und anderer Völker aus dem Osten in jenem hispanischen Iberien nichts beweisen können, so wichtig sie auch dem Verf. erscheinen, erhellt leicht von selbst. Eben so wenig reicht dazu hin die Vergleichung der Lebensweise und der Sitten und Gebräuche bei beiden Völkern, da alle noch im Naturzustande lebende Völker eine gröfsere oder geringere Uebereinstimmung in dieser Beziehung werden zeigen müssen. Deshalb hat der Verf. auch noch die andern heutigen Nachbarvölker der Georgier im Kaukasus zur Vergleichung benutzen zu können geglaubt, von denen es doch allgemein anerkannt ist, dafs sie mit den Georgiern durchaus nicht verwandt sind. Ja selbst die Vergleichung des religiösen Glaubens und des Kultus bei verschiedenen Völkern dürfte für diesen Zweck kaum zulässig erscheinen, da solche Verhältnisse auf dem Standpunkte der Naturreligion, wie grade bei jenen Völkern, zu wenig charakteristisch sind, um etwas beweisen zu können.

Worauf es nun bei solchen Untersuchungen über die Verwandtschaft der Völker vornämlich ankommt, das ist der Vergleichung der Sprache. Grade dies Verhältnifs hat aber der Verf. bei Seite zu schieben gesucht, indem er bemerkt, dafs eine Vergleichung der Sprachen der östlichen und westlichen Iberier nicht geeignet sei, über ihre Verwandtschaft Aufschlufs zu gewähren, weil die der hispanischen Iberier zu wenig bekannt sei, und weil die der kaukasischen Iberier von der jetzigen georgischen Sprache zu abweichend sein müsse, um zu dem angegebenen Zwecke dienen zu können. Indessen dieser letztere Umstand ist durchaus nicht gegründet, und es liegt vielmehr in der Natur der Sache, dafs sich eine Sprache, wie die der kaukasischen Iberier, länger als bei irgend einem andern Volke in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten mufste. Und da erhellt bestimmt genug aus den Untersuchungen der neuern Sprachforscher, dafs die georgische Sprache, trotz mancher Verwandtschaft mit dem grofsen indogermanischen Sprachstamme, doch eine ganz eigenthümliche und selbstständige Gruppe unter den asiatischen und europäischen Sprachstämmen bilde, und dafs sie auch mit der vaskischen Sprache in dem heutigen Navarra in keiner nähern Verbindung stehe. Schwerlich wird man demnach eher eine Verwandtschaft zwischen jenen beiden iberischen Völkern anzunehmen berechtigt sein, als nicht die Verwandtschaft ihrer Sprachen sowohl nach dem Material, als auch besonders nach dessen Bildungsweise dargethan ist.

Den dritten Haupttheil des Buches von S. 181 bis 288 bildet eine mit den vorigen Abschnitten nur zufällig verknüpfte Abhandlung über den für uns leider verloren gegangenen Geographen Artemidorus von Ephesus aus dem Anfange des ersten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, dessen grofses geographisches und ethnographisches Werk eine Hauptquelle für die Arbeiten seiner Nachfolger in diesem Gebiete gewesen ist. Aus diesen ist daher auch die hier gegebene Zusammenstellung seiner Fragmente entnommen, durch welche sich der Verf. ein unläugbares Verdienst um die Wissenschaft erworben hat.

Ferdinand Müller.

XX.

Die heilige Sage durch A. Fr. Gfrörer. Erste Abtheilung p. VIII, 451. *Zweite Abtheil. p.* 336. *Das Heiligthum und die Wahrheit durch A. Fr. Gfrörer p.* 417. *Stuttgart,* 1838. *bei Schweizerbart.*

Wäre es Pflicht des Kritikers, ein Werk in dem Mafse zu loben, als er voraussetzen mufs, dafs der Verf., wenn er sich einmal selbst lobt, es nur in bescheidener Zurückhaltung und mit verkürztem Mafse thun werde, so müfste Ref. durch gegenwärtigen Fall in die allergröfste Verlegenheit gebracht werden. Denn gilt jener Grundsatz mit seiner Voraussetzung, wie sollte es dann noch möglich sein, das Lob zu überbieten, mit dem Hr. Gfrörer sich selbst im voraus beschenkt hat, wo sollte noch ein Lorbeerzweig herkommen, da Hr. Gfrörer, so weit wir sehen können, ganze Lorbeerwälder zerstört hat, damit denen, die vor ihm in demselben Gebiete gearbeitet haben, kein ehrendes Blatt mehr übrig bleibe, und da er sich selbst, — wir müssen fast fürchten, er erliege unter der Last — mit Siegeszeichen, mit einem nach dem anderen gekrönt hat?

Ein einziger Streich ist für Hrn. Gfrörer hinreichend, um den neuern Leviathan zu fällen; er braucht das Ungeheuer nur zu schildern und ihm dessen eigenes Bild zu zeigen, und es ist todt. Die ganze Theologie ist gegenwärtig, man kann sagen, allein — wenn es auch auf Umwegen geschieht — damit beschäftigt, die Aufgabe, die Straufs in seinem Werke gestellt hat, ihrer Lösung näher zu bringen, oder zunächst wenigstens zu bestimmen, wie weit von Straufs diese Aufgabe richtig gefafst sei. Was aber alle Theologen beschäftigt, darüber ist Hr. Gfrörer längst hinaus, von seinem Standpunkte sieht er mit Verachtung auf die „Anhänger der falschen philosophischen Theologie" herab, „die das Werk von Straufs nicht einmal zu widerlegen vermochten," (das H. und die W. p. 119), und er? Nun er braucht blos zu sagen, Straufs habe zu beweisen gesucht, „an der ganzen Geschichte des N. T. sei *kein wahres Wort*" (ebend.), er braucht blos auszusprechen, Straufs behaupte, dafs „Alles, was im N. T. steht, *erlogen* sei und nur die Ideen, zu welchen die Hegelsche Lehre den Schlüssel gebe, seien wahr," (d. h. S. II, 271) er braucht das nur auszusprechen, um alle Theologen, von denen doch nur wenige mit zaghaftem Schritte zu einer solchen Behauptung fortzugehen wagten, zu beschämen und den Todfeind der heil. Geschichte zu erlegen. Und es gehört wirklich Muth dazu, wenn man Behauptungen, welche die geängstigten Theologen doch nur wie ein letztes Mittel der Verzweiflung und gewifs auch nur unter Gewissensschlägen und andeutend vorbrachten, von vorn herein und frei von der Brust aussprechen will. Dort auf dem Gebiet der Metaphysik, auf welchem das „Endergebnifs" von Straufs, „die Verneinung," entstanden sei, (das Jahrhundert des Heils p. VII) läfst Hr. Gfrörer den ein für allemal gefallenen Leviathan liegen, er aber auf seinem Wege zum Heiligthum folgt als „Wegweiserin" einer „Wissenschaft, die *freilich* nur Wenige kennen und welche auf das N. T. noch von Keinem angewandt ist, der historischen Mathematik" (d. h. S. II, 336.). Denn „das Leben Jesu gehöre in das heilige Gebiet der Geschichte," hier sei der Historiker ein Kind vom Hause. Und wie kommt man hier zum Ziel? „Ein offener historischer Sinn, ein scharfer, *sorgsam* ausgebildeter Verstand, ein *Reichthum* von geschichtlichen Kenntnissen führen auch hier, wie in allen anderen Zweigen der Geschichte, auf den Weg zur Wahrheit. *Freilich*, setzt Hr. Gfrörer scheinbar bedauernd aber desto glücklicher auf sich zeigend hinzu, freilich sind diese Eigenschaften nicht sehr häufig" (d. H. und d. W. p. 119). Denn „das Holz, aus dem man Geschichtschreiber macht, ist ausnehmend selten" (d. h. S. VIII). Die historische Mathematik ist nach Hrn. Gfrörer die Kunst, von einem sicher stehenden Faktum auf die Reihe der folgenden zu schliefsen, sie giebt die Gewifsheit, wo „Schlufs auf Schlufs folgt, die alle mit unzerreifsbaren Ketten an einander geheftet sind" (d. H. u. d. W. p. 5). Aber wie kommt man zu solchen einzelnen sichern Fakten, deren die historische Mathematik bedarf? „Urkunden und Zeugnisse" müssen da sein und untersucht werden. Doch bei deren Untersuchung mufs man sich nur zu oft auf Gründe stützen, „die dem kritischen Gefühl entnommen sind und die sich auf die geheimen, von manchem nicht beachteten Gesetze berufen, welchen Erzähler und Geschichtschreiber gehorchen" (d. h. S. I, 93). Doch „mit diesem edlen Sinne des geschärften historischen Gefühls sind nur *Wenige* ausgerüstet" (d. h. S. II, 98).

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 29.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

Die heilige Sage durch A. Fr. Gfrörer. Erste Abtheilung. Zweite Abtheilung. Das Heiligthum und die Wahrheit durch A. Fr. Gfrörer.

(Fortsetzung.)

Wer solche seltne Gaben besitzt, ist glücklich, muſs sich hoch über die Masse erheben und endlich zu einem Fund gelangen, der von Niemandem bisher entdeckt ist. Da kann es uns nicht befremden, wenn Hr. Gfrörer sagt, daſs, z. B. Alles, was er in seinem „Jahrhundert des Heils" vorbringt, „neu" ist. (Jahrh. des H. p. XXI). Aber freilich hat die Gröſse, die neu ist, ihre Beschwerden, schwer ist schon der Pfad, den sie wandeln muſs, „schwer ist der Pfad des Geschichtschreibers, sagt Hr. Gfrörer selbst, der wie ich einen Gegenstand behandelt, der von anderen kaum oder gar nicht berührt worden ist" (d. Jahrh. d. H. p. VI). Neue Entdeckungen finden Anfangs nur schweren Eingang und werden von neidischen oder beschränkten Köpfen befeindet. Das kommt Hrn. Gfrörer bei dem Selbstbewuſstsein seiner neuen Stellung nicht unerwartet. „Ich bin auf bittere Vorwürfe gefaſst," sagt er selbst (heil. Sage, 2, 246.). Aber die Pflicht giebt die Kraft, auch das Ungewohnte kühn auszusprechen und ohnehin folgt Hr. Gfrörer zum Glück jenem Triebe, der wenn auch selten doch unwiderstehlich ist. „Der historische Trieb zwingt ihn, der Wahrheit nachzuspüren, obgleich das Ergebniſs allen bisher geltenden Wahrheiten widersprechen sollte" (d. H. u. d. W. p. 107). Sagt nun Hr. Gfrörer mit einer Art von Wehmuth: „der Weg, den ich einschlage, ist *leider* neu" (das Jahrh. des H. p. XXVII), so spricht sich sein inneres Leiden noch rührender aus, wenn er von seinem historischen Triebe zu dem Bekenntniſs gebracht wird, daſs die Synoptiker vieles Sagenhafte berichten. „Unangenehm, sagt er, mag dies Bekenntniſs sein — *auch mir thut es wehe* — aber wahr ist es und es wird geboten durch die Regeln, die überall vor guten Gerichten, wie im Bereiche der Geschichtschreibung gelten" (d. h. S. II, 243).

Kurz vorher, ehe die heilige Sage und das Heiligthum und die Wahrheit herauskam, noch in demselben Jahre gab Hr. Gfrörer seine Schrift „das Jahrhundert des Heils" in zwei Abtheilungen heraus (der Titel giebt dieselbe Jahreszahl 1838 an). Bei der Ausarbeitung derselben war er von der Ansicht ausgegangen, „daſs nur demjenigen ein sicheres Urtheil über die evangelische Geschichte zustehe, der die Zeit, in die sie fällt, genau kennt" (Jahrh. d. H. p. XXI). Wir werden auch diese Schrift in den Kreis unserer Anzeige zu ziehen uns erlauben, aber *nur so weit*, als Hr. Gfrörer selbst ihre Resultate in seine Betrachtung der evangelischen Geschichte verarbeitet hat. Hier erwähnen wir jene Schrift nur, um die Anschauung, die der Hr. Vf. von seinem Werke hat, in Kurzem zu schildern. Die fünf Bände vom Jahrhundert des Heils, der heiligen Sage und vom Heiligthum und der Wahrheit betrachtet er als ein Ganzes, zu welchem die sieben Jahre früher erschienene Schrift über Philo und die alexandrinische Theosophie die Einleitung bildet, oder, wie es der Hr. Verf. der Gröſse seines Werkes würdiger ausdrückt: das Werk über Philo „muſs als Vorhalle zu dem Dome betrachtet werden, den er (in jenen fünf Bänden) erbaut hat" (d. Jahrh. d. H. p. V). Wie es mit Bildern geht, daſs sie schillernd sich mannichfach verändern, so geschieht es auch mit diesem Bilde des Domes; hat er sogar schon seine Vorhalle in jener Schrift über Philo, so verwandelt sich auf einmal seine Gestalt, und in den fünf Bänden, die ihn bilden, bekommt er wieder seinen Vorhof. „Anfangs (d. h. so lange der Hr. Verf. der heiligen Sage in den zwei Abtheilungen, die ihrer Untersuchung gewidmet sind, auf ihrem Pfade folgt) führt der Weg über Trümmer, aber unerschüttert winkt am Ziele das Allerheiligste, die

ewige Flamme, der keine, auch die kühnste unerbittlichste Untersuchung etwas von ihrem Glanze nehmen kann. Nur die Säulen des Vorhofes, die, wie ich glaube, manchmal das herausströmende Licht verdunkelten, stürzen zum Theil ein; die ewige Flamme auf dem Hochaltare strahlt fort, in ungetrübter Glorie" (d. Jahrh. d. H. II, 444). Die beiden Abtheilungen, die der Untersuchung der heiligen Sage gewidmet sind, haben es noch mit dem „leidigen Verneinen" zu thun, aber mit dem ersten Schritt in's „Heiligthum" beginnt das Bejahen (d. h. S. II, 336) und nun geht der Hr. Verf. vom „sturmfesten Boden" aus (d. H. u. d. W. p. 106), bis er ausrufen kann: „wir haben die Wahrheit gefunden". „Bis zum göttlichen Bilde im Chore sind wir vorgedrungen und haben den Schleier, so weit es vergönnt war, gelüftet" (d. H. u. d. W. p. 118).

So schaut Hr. Gfrörer sich selbst und sein Werk an. Leider aber müssen wir diese Selbstanschauung des Hrn. Verfs. als die naivste Selbsttäuschung, die in neuerer Zeit vorgekommen ist, bezeichnen und leider können wir sie leicht als solche nachweisen. „Unangenehm, um im Pathos des Hrn. Verfs. zu reden, mag dies Bekenntnifs sein, — auch uns thut es wehe — aber wahr ist es und es wird geboten durch die Regeln, die überall vor guten Gerichten gelten." Wer wie Hr. Gfr. von seiner Mühe sagt: „eine hübsche Mauer liefse sich aufbauen aus den Folianten, durch welche ich mich durcharbeiten mufste" (d. Jahrh. d. H. p. XXV), der dürfte dann doch nicht die kleinere Mühe scheuen, auch die Octavbände, die seine Vorgänger geschrieben haben, zu lesen. Hr. Gfr. hat dies entweder gar nicht gethan, oder that er es, so geschah es mit jener Flüchtigkeit und mit dem Widerwillen, den ihm seine Verachtung gegen die Schulweisheit einflöfste und den ihm sein Wahn, etwas ganz Neues gefunden zu haben, als einen gerechten vorspiegelte. Die eitle Kaste der Gelehrten hat noch keinen gröfseren Verächter gefunden, als Hr. Gfrörer ist, die Meinung, welche der gesunde Menschenverstand der gewerbetreibenden Bürgerschaft von ihr hat, scheint in unserm Hrn. Verf. in Fleisch und Blut eines Individuum sich zusammengezogen zu haben und wenn er gelehrter ist als der ruhige Bürger, so gebraucht er die Kenntnisse nur, um seiner Verachtung eine tiefere Folie zu geben. Dafür ist es ihm aber widerfahren, dafs er in seiner Verstimmung die bedeutendsten der Vorgänger falsch beurtheilt, dafs er mit der Faust dareinschlägt, die doch sonst nur der Masse als Waffe dient, und dafs das Neue, das er mit so vielem Pomp ankündigt, in eben jener verachteten Kaste der Gelehrten längst antiquirt ist, durch einen höheren Standpunkt zum Alten oder nur zur Curiosität herabgesetzt, oder wenn es wirklich neu ist, wenigstens nur den Werth jener Einbildungen hat, die auch dem bürgerlichen Idioten in seinen Feierstunden oder bei ruhiger Händearbeit aufsteigen. Wie roh und nur bei der beschränktesten Classe der Idioten erträglich ist z. B. sogleich die Art, wie Hr. Gfrörer seinen nächsten Vorgänger, Straufs, betrachtet. „Alles im N. T. sei erlogen," wer dies Resultat dem Werke von Straufs unterschiebt, wer weiter nichts von diesem Werke zu sagen weifs, und wenn er selbst „das Heiligthum" der evangelischen Geschichte aufsuchen will, auf dem Wege dahin nirgends die Fufsstapfen seines Vorgängers untersucht, — Hr. Gfrörer nimmt nämlich nirgends auf die Untersuchungen von Straufs Rücksicht — der hat sich aufserhalb der geschichtlichen Entwicklung des neueren Bewufstseins gestellt, und, wenn es sich zeigt, dafs er nicht über derselben steht, sich selbst das Urtheil gesprochen, dafs er eigentlich gar nicht beachtet werden dürfe. Fafst ihn die Kritik dennoch in's Auge, so thut sie es, um nicht Unrecht mit Unrecht zu vergelten, und weil sie vorher, ehe sie sich nicht vom Gegentheil überzeugt hat, nicht annehmen darf, dafs ein Werk, das in der Aufregung einer kritischen Epoche entstanden ist, gar kein brauchbares Körnchen enthalte. Also in dieser guten Meinung wollen wir die Schrift des Hrn. Gfr. in ihren Hauptpunkten durchgehen. —

In den beiden Abtheilungen von der heiligen Sage, in der Vorhalle und dem verneinenden Theile, wird die Beschaffenheit der Synoptiker untersucht, ihr sagenhafter Charakter bewiesen und das vierte Evangelium auch nur so weit betrachtet, als es in den Reden der auftretenden Personen gleichfalls eine Seite besitzt, wo es der negativen Kritik eine verwundbare Stelle darbietet. Wichtig ist in dieser Vorhalle besonders der Abschnitt, in welchem Hr. Gfr. die Vorrede zum dritten Ev., dem nach seiner Ansicht ältesten, ursprünglichsten und genauesten unter den synoptischen, untersucht und daraus „die wichtigsten Schlüsse" über die Entstehung der evangelischen Geschichtschreibung zieht. Sehen wir am Ende auch nur, wie er sich in seinen Schlufsrei-

hen verwickelt und verfängt, so haben wir doch die erhaltene Warnung zum Gewinn.

Lukas beruft sich in der Vorrede, um sein Werk zu motiviren, darauf, dafs schon viele dasselbe unternommen haben, was er sich nun auch vorgesetzt habe. „Die Berichte, sagt nun Hr. Gfr. (h. S. I, 34), welche von den Vielen geordnet und zusammengestellt wurden, sind ihnen also ursprünglich in zerrissener, vereinzelter Gestalt vorgelegen." Gewifs so sieht die Sache Lucas an, wenn er von einem Anordnen und Zusammenstellen spricht, wenigstens mufs er die Ueberlieferung der Augenzeugen als etwas noch nicht statarisch geordnetes betrachten, wenn er sagt, Andere aufser den Augenzeugen haben die Zusammenstellung unternommen und versucht. „Die Späteren hofften ihre Aufgabe besser zu lösen als ihre Vorgänger" (Ebend.). Auch das! Aus welchem andern Grunde hätte man es sich bei der geordneten Darstellung der evangelischen Geschichte, die man gerade vorfand, nicht genügen lassen? Aber kannten denn diese Vorgänger des Lucas immer jeder die früheren? Ja! antwortet Herr Gfr., denn Lucas kannte ihre Arbeiten und der Grund, warum er sie kannte, „war ohne Zweifel der, weil sie in dem Lande, wo er sich befand, umliefen, und Jedermann oder doch Vielen vorlagen. Ich will damit sagen, unser Evangelium sei so gut wie die früheren, in einem beschränkten Umkreise von vielleicht 5—6 Quadratmeilen entstanden" (Ebend. p. 38, 39). Welches ist nun dieser Geburtsort der evangelischen Bearbeitungen, dieser Büchermarkt? Palästina! erwiedert Hr. Gfr.; der Kreis, wohin sich beim Falle Jerusalems „die Quellen der evangelischen Geschichte oder ihre erste Bearbeitung durch die Vielen rettete, beschränkt sich auf einige wenige Meilen Erde rings um den See Genezareth", und hier in diesem Winkel der Erde „herrschte gehäufte Schriftstellerei über einen und denselben beschränkten Gegenstand" (p. 47).

Es wäre zwar das Schönste, wenn wir zusähen, wie der stolze Bau, den hier Hr. Gfr. vor uns aufführt, ein wahrer babylonischer Thurm wird: die Hypothesen, die zu seinem Baue helfen, scheinen anfangs ganz einmüthig, verwirren sich aber allmälig so sehr, dafs sie sich nicht mehr mit einander vertragen können, davonlaufen und den Bau im Stich lassen. Es wird aber nichts schaden, wenn wir nach dem Beweise dafür fragen, dafs Palästina die Stätte jener ausgebreiteten Schriftstellerei gewesen sei. Der Beweis soll in dem doppelten ἡμῖν der Vorrede des Lucasevangelium liegen. Erstlich der Stoff der evangelischen Geschichtschreibung seien Begebenheiten, von denen Lucas sagen kann: unter uns, ἐν ἡμῖν sind sie geschehen. ἐν ἡμῖν könne hier nur heifsen: „unter uns, die wir im heiligen Lande wohnen" (p. 46). „Ob die Personen, welche Christum kannten und Augenzeugen seiner Thaten waren, selbst noch lebten, als Lucas schrieb, oder nicht, thut nichts zur Sache." Nein! so gleichgültig ist das für die Bedeutung des ἐν ἡμῖν keineswegs. Denn setzen wir den Fall, der Kreis der Personen, der mit Berufung auf die *sinnliche Gewifsheit* sagen konnte: unter uns ist das und das geschehen, sei ausgestorben, so ist das „unter uns" aus seiner ersten sinnlichen Beschränktheit schon herausgesetzt und zu einem gröfseren, geistigen und *idealen Umfang* erweitert. Zwar wendet dagegen Hr. Gfr. (ebend.) ein, „in solchen Fällen betrachte man die Einwohnerschaft eines Landes oder ein Volk als Ein Ganzes oder als eine unwandelbare Gröfse." Ja! wenn eben von einem *Volke* die Rede ist, welches immer seine natürliche Beschränktheit behält. Das ist aber hier nicht der Fall; nicht ein Volk bezieht sich hier auf sich selbst, wenn Lucas sagt „unter uns", sondern die *Gemeinde*, die über die Nationalität und deren natürliche, locale Bestimmtheit hinausgreift und diese enge Grenze an sich nicht duldet. Die Gemeinde als Ganzes konnte sich daher in diesem ihrem idealen Umfange als den Ort betrachten, wo das Heilswerk geschehen sei, wenigstens als Glied der Gemeinde könnte jeder an allen Orten der Welt sagen: unter uns ist das Heilswerk geschehen, nämlich unter uns im idealen Gegensatze gegen die Welt, die nichts davon wufste. Fährt nun Hr. Gfr. (p. 47) fort, „dann bezeichnet das zweite ἡμῖν (wie *uns* die Augenzeugen berichtet haben) Palästina eben so sicher als Vaterland der Berichte", so fehlt an der Sicherheit dieses Schlusses noch sehr viel. Auch die hebräische Färbung der synoptischen Evangelien (p. 49, 50) kann ihren Ursprung in Palästina nicht beweisen. Der Unterschied ihres Vortrages von der Diction z. B. der Paulinischen Briefe ist nicht um das geringste gröfser, als es bei der freieren Bewegung der Lehre und dem Geschichtsvortrage natürlich und zu erwarten ist. Die Lehrentwicklung war durch sich selbst zur Mannigfaltigkeit dialektischer Wendungen getrieben, und nur

so weit als diese Wendungen gehen, tritt sie aus dem hebräischen Typus heraus, sonst hat sie auch noch dessen Gepräge an sich; der Geschichtsvortrag aber, der mehr an ein Gegebenes als solches und an die erste Form, in der es empfangen wurde, gekettet ist, müfste auch noch längere Zeit den hebräischen Typus an sich tragen.

Die Frage ist nun: aus welchen Quellen schöpfte Lucas? „Aus denselben wie seine Vorgänger" (p. 52). Denn sagt er, „wie *uns* die Augenzeugen berichtet haben," so gebe er damit deutlich genug zu verstehen, dafs „beiden, ihm selbst und den Vielen, die Berichte der Augenzeugen gemeinschaftlich seien." Zuletzt kommt die Sache freilich darauf hinaus, wenn Lucas auch nicht in dem ἡμῖν nur sich und die Vielen zusammenfassen will, vielmehr mit dem „uns" auf das Ganze der *Gemeinde* zielt; zuletzt, meinen wir, kommen wir doch auch auf die Vielen, weil diese ja als Glieder der Gemeinde schrieben. Also Lucas will sagen, er habe so gut die Ueberlieferung der Augenzeugen zur Quelle, er kenne diese so gut, wie die Vielen und „nicht nur durch deren Vermittelung" (p. 59), sondern selbständig will er aus der gemeinsamen Quelle schöpfen. In welcher Form aber stand ihm diese zu Gebote, war die Ueberlieferung der Augenzeugen eine mündliche, oder fand er sie schriftlich vor? „Die Berichte der Augenzeugen, auf die sich Lucas beruft, können nur *schriftliche* Urkunden gewesen sein" (p. 59). Denn Lucas zeige sich überall als beschränkt durch schriftliche Quellen und von ihnen abhängig. Allein diese Abhängigkeit kann auch anders erklärt werden, ja sie mufs anders gedacht werden. Denn der Gegensatz der schriftlichen Anordnung, welche die Vielen versucht haben, und der Ueberlieferung, die von den Augenzeugen herrührt, hat doch nur einen Sinn, wenn die letztere *mündlich* war und nur in dieser Form dem Lucas zu Gebote stand, wie sie auch den früheren Bearbeitern vorlag. Die Kunstarbeit und das schriftlich abgeschlossene Werk der Vielen kann in diesem Gegensatze nur einem frei sich ausbreitenden, noch nicht fixirten und unabänderlich gestalteten Stoffe, d. h. der noch flüssigen mündlichen Ueberlieferung gegenüberstehen. Stände auf beiden Seiten Schriftliches, so hätte Lucas den Unterschied oder Gegensatz von beiden bestimmt angeben müssen. Es mufs also die Ueberlieferung der Augenzeugen als mündliche die Quelle sein, die Lucas benutzen will, so gut oder vielmehr besser als seine Vorgänger, die Vielen. Und sie braucht nicht schriftlich vorzuliegen, weil Lucas bei der vorausgesetzten späten Abfassungszeit seines Werkes sie als eine ihm *persönlich* zugängliche bezeichnet. Denn die Worte: wie *uns* die Augenzeugen überliefert haben, konnte er auch dann sagen, wenn deren Ueberlieferung nicht durch persönlichen Verkehr mit ihnen zu ihm kam: denn er konnte behaupten, dafs sie ihm so nahe stände wie seinen Vorgängern, den Vielen, wenn sie überhaupt in der Gemeinde lebte, und als ein Glied innerhalb der Gemeinde, als einem unwandelbaren, stets mit sich identischen Ganzen spricht er, wenn er sagt: wie *uns* die Augenzeugen überliefert haben. Im Besitze dieser Ueberlieferung will er nun die Bearbeitungen der Vielen verbessern, indem er ein vollständigeres, zuverlässigeres und mehr in sich zusammenhängendes Werk beabsichtigt. An der noch lebendigen Quelle der Ueberlieferung glaubt er ein Correctivmittel für die früheren Bearbeitungen und einen noch nicht vollständig verarbeiteten Stoff zu besitzen. Aber dieser Schein hält nicht aus. In der Arbeit selbst zeigt sich die in der Ueberlieferung vorhandene Aussage der Augenzeugen nur als ein schwaches Complement von wenig Gewalt, Lucas kann seine selbständige Stellung den Arbeiten der Vorgänger gegenüber nicht durchführen, und der *geschriebene* Stoff derselben unterwirft ihn sich nur zu bald und macht ihn von sich abhängig.

Lassen wir nun nach dieser Unterbrechung Herrn Gfrörer seinen Weg fortsetzen. Die Aussagen der Augenzeugen sind ihm also schriftliche. „Von den *Diegesen* unterschieden sie sich dadurch, dafs sie nur *einzelne Erzählungen* enthielten, während jene (die Arbeiten der Vielen) mehrere Sagen in ein Ganzes zusammenstellten" (p. 59). Die Aussagen der Augenzeugen „gleichen Fäden, die Diegesen einem aus Fäden verschlungenen Gewebe" (Ebend.).

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 30.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

Die heilige Sage durch A. Friedr. Gfrörer. Erste Abtheilung. Zweite Abtheilung. Das Heiligthum und die Wahrheit durch A. Fr. Gfrörer.

(Fortsetzung.)

Aber wie viele Fäden müfste es da gegeben haben, die vereinzelt für sich gleichsam in der Luft umherflogen? Wo her kommen auf einmal so viele Augenzeugen, die einzelne Zettel schrieben, „abgerissene, vereinzelte Erzählungen" niederschrieben? Denn viele müssen es doch gethan haben, da jeder, der mehrere Erzählungen niederschreiben wollte, sie doch verbunden haben würde. Viele, sehr viele müfsten solche fliegende Blätter geschrieben haben, mehr als jene Sage braucht, die das apostolische Symbolum durch die Beiträge der einzelnen Apostel entstehen läfst. Und was für ein sonderbares, unerklärliches Bedürfnifs müfste es gewesen sein, was die für jene Hypothese nöthige Schaar von Augenzeugen dazu trieb, einzelne Erzählungen niederzuschreiben, und befriedigt war, wenn ein Faden für den Zufall, der ihn hintragen konnte, wohin er wollte, gesponnen war? Welche Betriebsamkeit, solche einzelne Fäden zu spinnen, müfste in jenem Winkel am See Genezareth geherrscht haben, wenn so viele Augenzeugen jeder einzelne Fäden für spätere Bearbeiter, denen das Geschäft des Webens vorbehalten blieb, drehten? In Fabriken geschieht dergleichen, da wird die Arbeit vertheilt, aber im geistigen Gebiete der geschichtlichen Erinnerung ist das vereinzelte Thun unmöglich, denn ein Punkt zieht hier sogleich den anderen an, verbindet sich mit ihm; und das Einzelne sucht sich mit einander zu einem Ganzen zu verschmelzen. Auch nicht Eine Erzählung in den Evangelien hat das Gepräge, dafs sie einmal selbständig für sich einen Faden bildete oder auf einem einzelnen Zettel von einem Augenzeugen niedergeschrieben sei, keine steht isolirt für sich da, ohne dafs sie von der Beziehung auf andre oder vielmehr auf einen ganzen Kreis von andren durchdrungen wäre; denn sollten wir das von einer sagen, so müfsten die einzelnen Züge in ihr, Ort und Zeit mit einer Genauigkeit und Vollständigkeit geschildert sein, wie wir es nirgends in den Evangelien finden, und Alles müfste so nackt und prosaisch-scharf dastehen, wie es in keiner evangelischen Erzählung der Fall ist.

„Ein Thor," fährt Hr. Gfrörer p. 60 fort, „ist der Geschichtschreiber, welcher Arbeiten von Vorgängern unberücksichtigt läfst." Lucas handelte nicht so, sondern er habe auch die Bearbeitungen der Vielen gebraucht. Wir können das nicht in Zweifel ziehen, da wir es vielmehr oben natürlich fanden, dafs Lucas von dem geschriebenen Stoff der früheren Bearbeitungen der evangelischen Geschichte abhängig wurde. Aber Hr. Gfrörer sollte eigentlich den Evangelisten stolz an den Diegesen vorübergehen lassen, da er ihm ja die *schriftlichen* Aussagen der Augenzeugen als Stoff für seine Arbeit vorlegt. Läfst er den Evangelisten bei einem schriftlichen Correctivmittel vergessen, dafs ihm die Diegesen nicht genug Sicherheit zu haben schienen, so mufs er das ausgleichen oder vielmehr begründen, indem er sagt, dafs Lucas nicht blos an der Zusammenstellung der Vielen, sondern auch an ihren *Quellen* und den seinigen, an jenen *Aussagen der Augenzeugen* Sicherheit vermifste (p. 62). Denn die Worte: „wie die Augenzeugen überliefert haben," liefsen ja die Vielen als ganz abhängig von den Quellen erscheinen. Was mufs sich der unglückliche Lucas für Qualen gefallen lassen, weil Hr. Gfrörer will; der will nämlich bei seinem kritischen Bestreben dahin, wo es glaublicher scheint (p. 64), „dafs die ursprünglichen Berichte nicht von den Augenzeugen selbst schriftlich abgefafst seien, sondern erst von Späteren, die sie aus ihrem Munde empfangen haben wollten," d. h. Hr. Gfr. will in das neunzehnte Jahrhundert und zu dessen Ansich-

ten und nun zieht er auch mit Gewalt den Evangelisten mit sich fort. Lucas soll nun auch die Zweifel des Hrn. Gfrörer gegen Zettel hegen, die, wie wir sahen, unser Kritiker selbst erst geschaffen hat. Wohin sich nun Lucas dreht und wendet, ist er unglücklich genug daran; die Diegesen der Vielen hält er nicht für genügend. Denn er würde sie dem Theophilus sonst abschreiben oder einfach schicken. Die Ueberlieferung der Augenzeugen darf er auch nicht für sicher halten. Denn so wie er es will, beunruhigt ihn Hr. Gfrörer und flöſst er ihm Zweifel gegen sie ein. Aber dann ist die Frage: wie kommt denn Lucas dazu, die Bearbeitungen der Vielen nicht für so hinlänglich zu halten, daſs er nicht auch noch eine solche zu versuchen brauche. Er muſs doch eine *Norm* zu haben glauben, nach welcher er die Bearbeitungen der Vielen so weit zu beurtheilen vermochte, daſs er sehen konnte, hie und da fehle es ihnen noch an Selbständigkeit, Begründung des Einzelnen und an der gehörigen Verbindung desselben. Diese Norm (καθὼς παρέδοσαν) hält er eben für unmittelbar gewiſs, er nennt sie ja die Ueberlieferung der Augenzeugen, und in sie wagt er keinen Zweifel zu setzen. Zwar nennt er sie auch die *Quelle*, aus der seine *Vorgänger* geschöpft haben, und die Norm ihrer Arbeiten, aber meinte er nun auch, diese seien so abhängig von dem gegebenen Stoffe, daſs sie das Vorhandene nur *abgeschrieben* hätten, so würde er ja sein Werk nicht unternehmen.

Genug aber, Hr. Gfrörer setzt Zweifel in jene schriftliche Fäden, und nun spricht er es p. 67. 68 aus, daſs sie nicht von Augenzeugen herrühren, sondern von der Sage gesponnen seien. Folgenden Proceſs habe der Kern der evangelischen Geschichte durchmachen müssen, bis er mannigfach verändert zu Lucas gekommen sei. „Lange, wohl ein volles Menschenalter mag die Geschichte Jesu blos durch das Gedächtniſs verbreitet worden sein." Folge davon: „an den echten Kern der Erzählung haben sich allmälig erdichtete Sagen angeschlossen." Das führte zum „Zweifel," der Zweifel „zur Aussonderung dessen, was sicher, d. h. durch Augenzeugen beglaubigt schien, und was nicht. Die schriftliche Abfassung folgte dieser Auswahl und lieferte in abgerissener Form vereinzelte Erzählungen." Nun kamen die Diegesen jener Vielen und den Stoff, wie er in den beiden letzten Stadien vorlag, sichtete und combinirte Lucas (p. 68. 69).

Ein Proceſs ist das nicht, sondern ein Wirbel, bei dem es unbegreiflich bleibt, wie noch jemand die Besinnung behalten und den Entschluſs fassen konnte, zu prüfen, zu sichten und das sicher Scheinende zusammenzusetzen. War schon die erste Zeit so sehr mit der Sagendichtung beschäftigt, was gebot dem Strome Halt? Sein „Anschwellen," wie Hr. Gfr. andeutet (p. 68), kann diese gebieterische Kraft doch nicht gehabt haben, muſste im Gegentheil die Fluth weiter und höher treiben. Der Zweifel muſste in der Fluth ersticht werden. Und welche Kriterien sollte man gebrauchen, da ein volles Menschenalter verflossen war, als man das Ausgewählte niederschrieb, und die Augenzeugen nicht mehr zugänglich waren, wenigstens nicht in jenem Winkel am See Genezareth, wo doch der ganze Proceſs geschah, befragt werden konnten. Und in diesem kleinen Raume „von 5—6 Quadratmeilen" soll jene Fluth hin und her geströmt sein; gewiſs da müſste der stärkste Verstand in der Höhe der Fluth umgekommen sein. Das merkwürdigste ist aber die Form, in welcher Hr. Gfrörer den Kern der evangelischen Geschichte durch den Strom der Ueberlieferung hindurchgehen läſst, er habe sich nämlich „in einzelne abgerissene Erzählungen aufgelöst," diese abgerissene Gestalt sei ihm auch in der Ueberlieferung geblieben, obwohl sich doch erdichtete Sagen ihm angeschlossen haben sollen, und selbst in der ersten schriftlichen Abfassung haben die Erzählungen diese abgerissene Form „behalten." Das Bild jenes 5—6 Quadratmeilen groſsen Meeres der Sage wird dadurch noch abentheuerlicher. Ein Kessel, in dem Brocken, nichts als einzelne Brocken, durch einander gewürfelt werden! Und diese Brocken sollen sich später doch zu einem Ganzen vereinigt, noch mehr, sie sollen sich so lange erhalten haben? Das ist unmöglich! Einzelne, abgerissene Anekdoten sind einem ganz andren Geschick unterworfen; wenn sich die Menge einige Zeit an ihnen ergötzt hat, treten sie in den Hintergrund und verschwinden bald gänzlich.

Nun das Ende, in welches die Hypothese unsers Verfs. ausläuft. Die Evangelien des Lucas und Matthäus sind nach seiner Meinung bald nach einander abgefaſst, nur jenes etwas früher als das letztere und die Zeit ihrer Abfassung fällt in den Zeitraum zwischen den Jahren 80—90. (p. 82, ungefähr dasselbe heil. S. II, 245). Die ersten schriftlichen Abfassungen fallen 30—40 Jahre *vor* der Abfassung von Lucas Schrift

(heil. S. I, 70. d. H. u. d. W. p. 35). Fallen sie aber so nahe an die Zeit Jesu selbst, wie wäre dann in so kurzer Zwischenzeit ein Procefs der Sage möglich, der sich durch so viele Stadien bewegt haben soll. Dies gefährliche Bedenken scheint es zu sein, was Hrn. Gfr. anderen Sinnes machte, denn p. 332 hat er jene Annahme vergessen und nun behauptet er: „schriftliche Urkunden gab es erst *kurz* vor unseren Evangelien." Aber wie im ersten Falle für die Entwicklung der *Sage* zu wenig Zeit blieb, so nun für jene *schriftstellerische Vielthätigkeit*, für die Verfertigung der schriftlichen Fäden und Gewebe, welche Lucas voraussetzen soll. Nicht nur hebt die eine Annahme die andre auf, sondern auch jede für sich fällt durch ihre innere Unmöglichkeit.

So kann die Entstehung des Lucasevangelium nicht aufgehellt werden. Nur noch einen Augenblick Geduld und wir erhalten von Hrn. Gfrörer das unwillkürliche Geständnifs, dafs er in der That diese Aufklärung auch nicht gegeben habe. „Die schriftstellerische Thätigkeit des dritten Evangelisten, sagt er p. 382, beschränke sich auf das *blofse Abschreiben des Vorhandenen*." „Nur die Quellen, die Sagen, welche ihm vorlagen, läfst er reden" p. 381. Diese Quellen sind jene schriftstellerischen *Fäden*. Nun das Unmögliche gesetzt, dafs sie da waren, so mufsten doch die einzelnen abgerissenen Erzählungen sich mit so beschränktem Gesichtskreise nur in das Detail des Einzelnen versenken, dafs sie das Einzelne um seiner selbst willen darstellten. Im Evangelium zeigt sich aber eine solche Art der Arbeit nicht, sondern das Einzelne ist um allgemeiner Gesichtspunkte willen da und nur so weit da, als es von diesen beherrscht wird und ihnen dient. Wie ist nun Lucas zu diesen *allgemeinen Gesichtspunkten* gekommen, wie hat er nach ihnen das Einzelne bearbeitet und angeordnet? Er hat nichts von dem gethan, er ist auch in der *Anordnung des Ganzen* „älteren Diegeten gefolgt" (Ebend.). Aber schon die *Mehrheit* der Diegeten und ihre *Differenzen* mufsten ihn doch zur Reflexion und zu einer selbständigen Anordnung bringen? Auch dieser Meinung ist Herr Gfrörer nicht. Unter Diegeten versteht er zunächst solche Schriftsteller, welche die früheren abgerissenen Erzählungen jeder zu besonderen „Schichten" verbunden hatten. Diese Schichten habe Lucas wieder in Verbindung gebracht. Als ob solche einzelne Urkunden, die nur einen beschränkten Theil der evangelischen Geschichte darstellten, irgendwie möglich seien. Sollen in einer Urkunde mehrere Begebenheiten unter Einen Gesichtspunkt gestellt sein, wäre es selbst nur der äufserliche des Orts, so verliert sie sogleich den Schein der Selbstständigkeit, die ihr zugeschrieben wird; ihren bestimmten Gesichtspunkt kann sie nur fassen, wenn sie ihn gegen andre abgränzt, zu diesen in Beziehung setzt, und sie kann ihn auch nur deutlich machen, wenn sie gleichfalls den anderen zu seinem Rechte kommen läfst, d. h. die vorausgesetzte beschränkte Urkunde mufs aufhören beschränkt zu sein, mufs über ihre Grenze hinausgehen, das darüber Hinausliegende schildern und so Darstellung des Ganzen werden. Lucas konnte also solche Urkunden nicht benutzen. Nun wollen wir den letzten Fall setzen, er habe dergleichen benutzt, oder vielmehr „abgeschrieben", so mufste er doch die *unter verschiedenen Gesichtspunkten verfafsten Urkunden* in Zusammenhang setzen und verbinden. Bemerken müssen wir noch den andern Fall, der hier nothwendig vorauszusetzen wäre. Hat nämlich Lucas nur *abgeschrieben*, so müfste für jede besondere gröfsere Parthie der evangelischen Geschichte immer nur *Eine* Urkunde da sein, denn mehrere der Art würden doch sehr von einander abgewichen sein, würden, wenn sie auch in denselben Gesichtspunkten zusammentrafen, was wieder unerklärlich wäre, in der Art, wie sie Einzelnes unter einen solchen Gesichtspunkt stellten, sehr verschieden verfahren haben; dergleichen Differenzen würden aber Lucas zu sehr beunruhigt haben, als dafs er sich nur auf das Abschreiben hätte einlassen können. Aber Hrn. Gfr. diesen Fall zugegeben, dafs für jede gröfsere Parthie der evangelischen Geschichte immer nur *Eine* Urkunde da war, hat sie Lucas zum Ganzen vereinigt? Auch das soll er nicht einmal gethan haben. Denn „etliche seiner Vorgänger hatten auch das *Ganze* der evangelischen Sage bearbeitet, d. h. in Ordnung und Zusammenhang gebracht" p. 381. Und so sehr hat er sie abgeschrieben, dafs Verstöfse, die man bei ihm findet, nicht ihm zuzurechnen, sondern auf Rechnung seiner Vorgänger zu setzen sind.

Aber (nun zum Schlusse!) hatte Lukas die Arbeiten mehrerer Vorgänger vor sich, die das Ganze bereits bearbeitet hatten, so mufste er doch unter ihnen wieder die *gröfsten Differenzen in der Anordnung*

und in der Auffassung des allgemeinen Gesichtspunktes und in der Durchführung desselben finden, er konnte mithin doch nicht „abschreiben", er mufste sich einen neuen Gesichtspunkt bilden; aber wie sollte er dazu kommen? Oder hatte er nicht nur Einen Vorgänger, der das Ganze umfafst hatte, so mufste er sich, wenn er „abschreiben" wollte, für *Einen* unter mehreren entscheiden — aber wie konnte er dafür Gründe erschwingen, falls er sich nicht dem Zufall überlassen und blindlings unter den mehreren Vorgängern wählen wollte. Was wir aber doch uns und zugleich den Lucas quälen! Hr. Gfr. weifs uns und zugleich den Evangelisten aus aller Unruhe zu ziehen. „Lucas, sagt er p. 173, und Matthäus benutzten eine gemeinschaftliche Quelle" (Dasselbe p. 186, 212). Zwar spricht hier Hr. Gfr. zunächst nur von einer *einzelnen* gröfsern Urkunde, aber wie wir sahen, läfst er den Lucas Diegeten folgen, die das *Ganze* bereits umfafst hatten; wie wäre es nun, wenn jene einzelne Urkunde dem Lucas nur im *Werke* eines solchen Diegeten vorlag. Ja so ist es! sagt doch Hr. Gfr. p. 213: Lucas hat nicht *jene Urkunde selbst*, die auch Matthäus benutzt hatte, vor sich gehabt, sondern nur in der Gestalt, zu der sie einer seiner Vorgänger, dessen Zusammenstellung er benutzte, umgearbeitet hatte. Aus der Bearbeitung dieses Vorgängers erklärt sich dann das Eigenthümliche, das Lucas gegen Matthäus hat. Kurz: Lucas hat den Lucas vor sich gehabt, *Lucas hat den Lucas abgeschrieben*. Hr. Gfrörer hat uns nun zwar gesagt, dafs Lucas die Abschrift einer früheren Diegese sei, aber wie *diese* entstand, wissen wir nicht. „Der geschärfte historische Sinn, die historische Mathematik, und die Logik des gesunden Menschenverstandes" haben also Hrn. Gfrörer so wenig über die Irrthümer der Gelehrten-Kaste erheben können, dafs er nicht nur in die unglücklichsten Widersprüche fällt, sondern auch am Ende trotz aller prahlerischen Worte die Lösung des Räthsels nicht um das Geringste fördert.

Nun wir die Gesammtansicht des Hrn. Verfs. von der Entstehung der evangelischen Geschichtschreibung kennen gelernt haben, dürfen wir im Folgenden kürzer sein und uns nur auf eine allgemeine Charakteristik beschränken. In der ersten Abtheilung wird die *Zusammensetzung* des Lucasevangeliums nach der Erklärung der Vorrede im Einzelnen untersucht. Herr Gfrörer macht es nicht so mit seinen Vorgängern, wie es Lucas gemacht haben soll, der eine unbegränzte Verehrung gegen sie gehegt haben mufs, sondern er schmäht sie: so kann er nicht genug beschreiben, wie „widerlich" ihm das Ich Schleiermachers sei. Das neuere kritische Bewufstsein nimmt freilich einen höheren und freieren Standpunkt ein, als derjenige war, auf dem Schleiermacher in seiner Schrift über Lucas steht. Aber wenn Hr. Gfr. von seinem Vorgänger sich so wenig befriedigt fühlt, so müfste man doch gewifs erwarten, er schlage einen ganz anderen Weg ein, zumal er selbst das Neue seiner Arbeit überall zu rühmen weifs. Und was thut er nun Anderes, als dafs er ebenso wie Schleiermacher die *Spuren der Urkunden* aufsucht, die sich im Lucasevangelium noch verrathen. Nach „fühlbaren Enden und Anfängen" der einzelnen Berichte sucht er (p. 125), um danach zu bestimmen, wie viel vom Stoff immer einer besondern Quelle angehöre. Also ganz das Alte!

Ein Beispiel! Das erste Capitel des Lucasevangelium sei „wörtlich" aus einer „Denkschrift über das Leben des Täufers eingerückt" (p. 103). „Der Verf. dieser Denkschrift stand sogar den Begebenheiten, die er beschrieb, nicht fern, denn die Zeiten von fünf verschiedenen Herrschern, in welche er das Auftreten des Täufers verlege (Luc. 3, 1. 2. Diese Zeitbestimmung vom Auftreten des Johannes ist auch noch aus jener Urkunde entnommen.), treffen auf's Jahr überein" (p. 105). Ja, das zweite Capitel des Lucasevangelium, welches die Geburt des Herrn berichtet, ist „nach dem Vorbilde des ersten gearbeitet" (p. 106). Was zunächst die Genauigkeit der Zeitangaben betrifft, so waren doch Tiberius, Pontius Pilatus, Herodes, Philippus, Hannas und Kaiphas so bekannte Punkte, sie waren gerade durch die evangelische Geschichte so bekannt und so sehr in eine Gruppe gebracht worden, dafs jeder Spätere auch ohne alle Gelehrsamkeit sie angeben konnte, wenn er die Zeit vom Auftreten des Täufers und, was hier wichtig ist, damit zugleich, wie es doch die Absicht in C. 3, 1. 2. ist, vom Auftreten des Herrn, weil es nicht viel später falle, angeben wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 31.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

Die heilige Sage durch A. Fr. Gfrörer. Erste Abtheil. Zweite Abtheil: Das Heiligthum und die Wahrheit durch A. Fr. Gfrörer.

(Fortsetzung.)

Sodann sagt zwar Hr. Gfr. „C. 1 enthalte Berichte, die *ursprünglich nicht* zum Sagenkreise Jesu gehörten" (p. 113), aber wenden wir nur einige Blätter um, so widerlegt er sich (p. 104) selbst, wo er im Gegentheil sagt, „jene Denkschrift, die Lucas seinem Evangelium einverleibt, sei *vom christlichen Standpunkte* aus gearbeitet." Aber da mufste auch das Leben des Täufers mit dem Leben des Herrn *in Einheit* verarbeitet sein. Gerade das sagt aber auch Hr. Gfrörer, wenn er (Ebend.) fragt: „warum sollten in den ersten Christengemeinden nicht auch über Johannes, den man als den Vorläufer allgemein mit dem in Jesu erschienenen Messias in die innigste Verbindung brachte, Sagen umgelaufen sein?" Nun das heifst ja selbst nichts anderes, als: Sagen haben sich über den Täufer nur *in Verbindung mit der Geschichte des Herrn* gebildet; ferner: Sagen von der Kindheit und Geburt des Vorläufers haben sich nur in Verbindung mit den (also *bereits vorhandenen*) Sagen von der Kindheit des Herrn bilden können. Der einzig mögliche Schlufs ist dann aber nur der, dafs im Gegentheil die Sagen von der Ankündigung und Geburt des untergeordneten Vorläufers nach dem Vorbilde der Sagen von der Ankündigung und Geburt des Herrn gebildet werden konnten, nicht zu erwähnen, dafs dann *selbständige Denkschriften* über das Leben des Täufers ein Unding sind.

Im Verhältnifs zum dritten erklärt Hr. Gfrörer das *erste* der synoptischen Evangelien für jünger und noch mehr von der Sage entstellt. Sogleich im Eingange seiner Kritik des ersten Evangelium sagt Hr. Gfrörer (d. h. S. II, 7.), der Verfasser desselben „stehe darin unter Lucas, dafs er nicht wie dieser blos die Quellen sprechen läfst, sondern *seine eignen Ansichten* in die Geschichte einmischt." Unter solchen eignen Ansichten versteht Hr. Gfrörer (p. 9. 80) die Anführung von prophetischen Aussprüchen des A. T. und die Vergleichung der evangelischen Geschichte mit ihnen. Diese Vergleichung als solche gehört in jedem Falle der *Reflexion* an; aber wie fängt es denn der erste Evangelist an, dafs seine Reflexion gerade als die Einmischung seiner eigenen Ansicht in die Geschichte erscheint? „Auch im dritten Evangelium, sagt Hr. Gfrörer (ebend.), werden manchmal Prophetenstellen angeführt; allein niemals ist es der *Erzähler* selbst, der sie einmischt, sondern immer sind sie den in der Geschichte *handelnden Personen* in den Mund gelegt." Aber da folgt ja gerade das Gegentheil von dem, was Hr. Gfrörer beweisen wollte; dann geht der dritte Evangelist im Einmischen seiner Reflexionen weiter als der erste; während dieser sie noch in einfacher Keuschheit als die seinigen vom geschichtlichen Stoff unterscheidet, hat sie jener mit diesem Stoffe schon assimilirt.

Auf einen anderen Beweis für das jüngere Alter des ersten Evangelium hatte Hr. Gfrörer schon in der ersten Abtheilung der heiligen Sage (p. 332) aufmerksam gemacht. Die Fassung der Worte, die der Herr bei der Vertheilung des Brodtes und Weines während des letzten Mahles zu seinen Jüngern sprach, sei bei Lucas ursprünglicher. Besonders wichtig seien hier die Worte: „das thut zu meinem Gedächtnifs," in deren Anführung Lucas dem Apostel Paulus folge. Hätte der Herr aber jene Worte wirklich gesprochen, so wäre ihre Unbestimmtheit völlig unerklärlich. Denn eine Wiederholung des Actes, den der Herr so eben beging, wäre mit ihnen nicht blos *empfohlen*, sondern *vorausgesetzt*. Sie lauten nicht so: thut das, was ihr mich jetzt thun seht, wieder, sondern: wenn und so oft (ὁσάκις wie es bei Paulus genauer heifst) sie es thun würden, sollten sie es zum Gedächtnifs des Herrn thun.

Aber, wie sollte sich der Herr dies „so oft" gedacht haben? Soll er gemeint haben, so oft ihr das Paschamahl genieſst? So müſsten die Worte verstanden werden, wenn er sie gesprochen hat; sollten sie anders nach seiner Absicht verstanden werden, so müſste er vorher ausdrücklich gesagt haben, daſs sie überhaupt diesen Act öfter begehen sollten und zwar auch auſser der Zeit des Paschamahles. Das sagt er aber nicht, sondern die öftere Wiederholung wird als gewiſs und, um es mit Einem Worte auszusprechen, als *schon wirklich bestehend* vorausgesetzt. Der Herr kann daher diese Worte unmöglich gesprochen haben. Dasselbe beweist sich auch aus dem Theile des Zusatzes, der den Zweck der Wiederholung angiebt, daſs sie zu seinem *Gedächtniſs* geschehen solle. Die Erinnerung an den Herrn, vor allem an seinen Tod, wie es auch Paulus besonders hervorhebt, wäre dann der Zweck der wiederholten Handlung. Hätte nun *Jesus* diese Worte gesprochen, so wäre jene Erinnerung der *einzige* Zweck der wiederholten Handlung. In den anderen Worten des Herrn wird aber ein ganz anderer, ein viel wesentlicherer Zweck angegeben, der Genuſs seines Leibes und seines Blutes. Wollte der Herr unter der Voraussetzung dieses *wesentlichen* Zweckes die *Wiederholung* anempfehlen und gebieten, so hätte er es mit anderen Worten thun müssen, mit Worten, welche zugleich diesen wesentlichen Zweck als einen solchen bezeichneten, der immer bei jeder Wiederholung sich erfüllen würde. Jener Zusatz bei Paulus und Lukas ist daher von einer späteren Absicht zu den ursprünglichen Worten des Herrn gebracht, soll die Wiederholung des Mahles gebieten, setzt sie aber voraus, — ein natürlicher Widerspruch, da er sich nach und nach in der Gemeinde bildete und festsetzte, als die Feier jenes Mahles für die Gemeinde eine feste Institution geworden war. Bei Matthäus dürfen wir daher noch die ursprünglichere Form jener Worte finden.

Als den Hauptbeweis für den späteren Ursprung des ersten Evangelium hebt Hr. Gfrörer (h. S. II, 79) den Umstand hervor, daſs in den vom Verf. desselben „benutzten Quellen in keiner Beziehung *Einheit* herrschte." Die Petrinische und Paulinische Vorstellung von der Geltung des mosaischen Gesetzes ständen in jenem Evangelium friedlich neben einander und „in die Augen springe es, daſs geraume Zeit dazu gehörte, bis so widerwärtige Aussprüche sich unter einander versöhnten," wie z. B. Matth. 5, 18. und c. 24, 14. Allein faſst man die Sache wie Hr. Gfr., daſs in der ersten Stelle (kein Jota vom Gesetz soll vergehen) der Satz liege, „das Gesetz Mose sei für die Gläubigen verbindlich und der Heide, der Christ werden wolle, müsse zuvor Jude sein," daſs hingegen in der anderen Stelle (das Evangelium wird allen Völkern verkündigt werden) das Ritualgesetz als solches gefaſst werde, das auch für die Völker verjährt sei, so giebt man den evangelischen Sprüchen eine Bedeutung und Beziehung, die ihnen fremd ist. Dort, wo auch dem Jota des Gesetzes Unsterblichkeit verbürgt wird, ist gar nicht auf die *Völker* Rücksicht genommen, hier, wo das Evangelium auch zu den Völkern kommen soll, wird gar nichts vom *Gesetze* gesagt. Und wollte jemand dennoch bei jenem Gegensatze bleiben, den Hr. Gfrörer aufstellt, so könnte ihm der mit leichter Mühe entzogen werden, denn wo ist denn c. 24, 14. oder 28, 19. 20. auch nur mit Einem Worte gesagt, daſs den Völkern mit dem Evangelium *nicht* auch das Gesetz, wenn beides wirklich in der Art zusammenhängt, wie es c. 5, 18. vorausgesetzt werde, gebracht werden soll? Oder wenn c. 5, 18., was doch sogar der eigentliche Sinn des Spruches ist, die Bewahrung des Gesetzes in seiner höheren Auffassung und in seiner Aufhebung gemeint ist, kann dann nicht den Völkern mit dem Evangelium das Gesetz, nur so wie es *in diesem aufgehoben ist*, gebracht werden?

Aber Hr. Gfrörer meint, die Unvergänglichkeit des Jota und des kleinsten Theiles vom Gesetze sei c. 5, 18., wenn wir so sagen dürfen, gleichsam als die Unsterblichkeit dieses *empirischen*, *individuellen* Jota zu verstehen; denn c. 5, 17. sage ja Jesus ausdrücklich: meinet nicht, daſs ich gekommen bin, das Gesetz aufzulösen. Nun sei aber später erst nach dem Hinscheiden Jesu durch den Apostel Paulus die Frage nach der Aufhebung des Gesetzes in Gang gebracht, gegen die Lösung, die der Heidenapostel gab, seien jene Worte c. 5, 17. gerichtet und „erst geraume Zeit nach Pauli Hingange können sie in die Evangeliensage eingeschlichen sein." Und das sei unter anderen auch einer der Hauptbeweise für das späte Alter der synoptischen Evangelien. „Bei Johannes, fügt Hr. Gfrörer hinzu p. 86, findet sich kein Wort über die Gültigkeit oder Ungültigkeit des Gesetzes." An einer anderen Stelle ist Hr. Gfrörer ein ganz anderer, und wir brauchen ihn

da nur sprechen zu lassen, damit er sich selbst widerlege. Das H. u. die W. p. 42 sagt Hr. Gfrörer: „alle diese Vorurtheile (des gesetzlichen Cultus) griff die neue Lehre in der Wurzel an," und zwar meint dies Hr. Gfrörer so, dafs noch bei Lebzeiten Jesu dieser Angriff geschehen sei und zu jenem Kampf auf Leben und Tod führte, der den Herrn ans Kreuz brachte. Da kann Hr. Gfrörer die Frage nach der Gültigkeit des gesetzlichen Cultus nicht eine solche nennen, „die bei den Lebzeiten Jesu gleichgültig war" (d. h. S. II, 86). Die Sprüche Jesu über die Unverletzlichkeit des Sabbath, über das Fasten und die Reinigkeitsgesetze beweisen doch, dafs er öfter mit dem gesetzlichen Cultus in Collision gerieth und wenn er gegen jene Statute die Unendlichkeit des Inneren als das Berechtigte geltend machte, so konnte er wohl gegen manche, die den Procefs der Aufhebung als einen solchen sich dachten, der in Bausch und Bogen abzumachen sei, einwenden: glaubet nicht, dafs ich gesonnen sei, das Gesez aufzulösen. Sagt Hr. Gfr. (ebend.), jene Frage erhielt erst längere Zeit nach dem Hinscheiden des Herrn *praktische* Wichtigkeit," so fordert das als Gegensatz nicht: dafs sie bei Lebzeiten Jesu „gleichgültig," sondern erst in den theoretischen Grundlinien durchgeführt war, während die apostolische Gemeinde sie in weltgeschichtlicher Allgemeinheit zu lösen hatte.

Das Marcusevangelium betrachtet Herr Gfr. als schriftstellerische Compilation aus dem ersten und dritten. Bei der Kürze, in der wir uns hier halten müssen, ist es Refer. nicht erlaubt, genauer auf die Frage einzugehen, zumal die Untersuchung durch den aufserordentlichen Aufwand von Scharfsinn, den ihr Wilke gewidmet hat, eine den bisherigen Ansichten so ganz entgegengesetzte Wendung genommen hat. Refer. bemerkt nur, dafs Hr. Gfrörer selbst seine Ansicht nicht für genügend hält, den Ursprung jenes Evangelium zu erklären, da er zu dem Zwecke noch annimmt, dafs Marcus auch das Johannesevangelium vor sich gehabt und benutzt habe (p. 187, 201).

Wir bemerkten bereits, dafs Hr. Gfr. in den synoptischen Evangelien *Sagenhaftes* sieht. Dies Element verrathe sich aber immer dann, wenn „die Juden zur Zeit Jesu erwartet haben, der Messias werde, wenn er komme, gerade Dies und Jenes thun, was in einer evangelischen Erzählung als wirklich geschehen berichtet wird" (p. 277). Schon oft und mit Recht ist bemerkt worden, dafs viele Züge des späteren Messiasbildes bei den Juden durch die Berührung mit der christlichen Gemeinde entstanden sind. Die Kritik hat hier noch viel zu thun oder eigentlich bisher noch nichts gethan. Zu verwundern ist das nicht, wenn man sieht, dafs sie nicht einmal *in den Evangelien selbst* und in den christlichen Schriftstellern der ersten Jahrhunderte, wo sie sich auf jüdische Erwartungen berufen, ihr Messer angelegt hat. Wie viele Beziehungen auf jüdische Anschauungen sind in den Evangelien aus dem reinen *Pragmatismus der Reflexion* hervorgegangen und ohne Grund in der biblischen Dogmatik als Zeugnisse für die jüdische Vorstellung zur Zeit Jesu betrachtet worden. So ist der ganze Vorstellungskreis vom Verhältnifs des Elias und des Messias erst später, nachdem das Verhältnifs des Täufers zu dem Herrn geschichtlich vorlag, ins Detail ausgebildet worden. So ist die Frage der Jünger Matth. 17, 10. „was sagen also nun die Schriftgelehrten, dafs Elias zuerst kommen müsse," nichts als pragmatische Einleitung für die folgende Erklärung des Herrn, dafs Elias im Täufer gekommen sei. Wenn der Jude Tryphon in jenem Dialoge sagt, der Messias ist unbekannt, bis Elias kommt, ihn salbt und φανερὸν αὐτὸν πᾶσι ποιήσῃ, so verrathen selbst die Worte, dafs sie erst aus der evangelischen Anschauung hervorgegangen sind. Denn Joh. 1, 31. sagt der Täufer: ich kannte ihn nicht, aber ἵνα φανερωθῇ, deshalb kam ich mit der Wassertaufe. Nur ist das Taufen in der Anschauung, auf die sich jener Dialog bezieht, ein Salben genannt, eine Wendung, in die sich der Verfasser des Dialogs nicht finden konnte. Das Sagenhafte in den Evangelien soll nicht geläugnet werden, aber man berufe sich nur nicht auf Vorstellungen, die Produkte eines späteren Pragmatismus sind.

Indem Hr. Gfrörer zum vierten Evangelium übergeht, will er vorerst zeigen, dafs Johannes „ein Mann von ganz anderem Charakter ist als die Synoptiker, auch auf ganz andere Weise erzählt als diese" p. 282. Ob er aber besser erzählt als die Synoptiker, ob sein Charakter geeigneter ist, die geschichtliche Erscheinung des Herrn würdig zu reproduciren, das ist die Frage. Hr. Gfrörer mufs ja selbst (p. 320—333) zugeben, dafs die Reden im Johannesevangelium vom Standpunkt einer späteren Reflexion aus gemacht sind, kann es denn nun den so ungeheuren Vorzug vor den

synoptischen haben, den er ihm zuschreiben will, giebt es ihm wirklich die Waffen in die Hand, „mit denen er trotzig vor die Gegner hintreten darf", giebt es ihm Recht zu so hohen Worten, mit denen er den mythischen Standpunkt allein schon zu vernichten glaubt? Im Vergleich mit den Synoptikern mufs doch nach jenem Zugeständnifs der Verf. des vierten Evangelium weit zurückstehen, da die überwiegende Masse des Redestoffs, den jene überliefern, unverhältnifsmäfsig und über alle Vergleichung hinaus weniger von der Reflexion verändert ist. Doch auch aus den Reden schon will Hr. Gfrörer beweisen, dafs Johannes „aus dem Gedächtnifs" (also Selbstgehörtes als Augenzeuge des Lebens Jesu) geschöpft habe (p. 298). In allem aber, was Hr. Gfrörer beibringt, siegen entweder die Synoptiker, oder wenn diese einen Ausspruch in eine fremde Stellung hineingezogen haben, hat es Johannes nicht weniger gethan.

So beruft sich Hr. Gfrörer (p. 290) auf Joh. 5,33 flgd.: „ihr schicktet zu Johannes und er zeugte für die Wahrheit. Ich aber nehme kein Zeugnifs von Menschen, sondern sage dies blos, damit ihr gerettet werdet. Johannes war das brennende und scheinende Licht, ihr aber wolltet euch für eine kleine Zeit an seinem Schimmer ergötzen." Welche leere Ostentation ist es, wenn Jesus sagen soll, nur um der Leute willen berufe er sich auf das Zeugnifs des Johannes! Wie anders dagegen spricht Jesus Matth. 11, 7—14 von der prophetischen Stellung des Täufers und von der Art, wie sich das Volk zu derselben gestellt habe.

Und will man ein Beispiel von Verwirrung haben, von einer solchen, wie sie bei den synoptischen Spruchhäufungen Raum findet, welche Verwirrung ist es, wenn der Spruch, „wer die aufnimmt, die ich aussende, nimmt mich auf" bei Johannes in den Zusammenhang C. 13, 12—20 gestellt ist!

Der „Ehre, Clios Griffel zu führen und ihr Schüler zu heifsen", will sich Hr. Gfr. nun vollends würdig machen, wenn er der historischen Mathematik als Wegweiserin folgt und im „Heiligthum" die Wahrheit aufsucht. Der so pomphaft angekündigte Fund mag für Hrn. Gfrörer persönlich wichtig geworden sein, das im Chor zum Theil enthüllte Bild mag auf ihn besonders eingewirkt haben, — Hr. Gfr. sagt „auf dem mühsamen Wege historischer Studien sei er ein Christ geworden" (d. Jahrh. des H. p. XXVI) — aber diese persönliche Angelegenheit entscheidet nichts für das Allgemeine, für die *Wissenschaft*. Das fromme Gefühl, mit dem Hr. Gfr. das göttliche Bild im Chor des Heiligthums betrachtet, wird jeder achten, der aufrichtige Frömmigkeit, auch wenn sie, wie die des Herrn Verfs. mit fanatischer Einbildung auf „die Metaphysik", auf andere Richtungen gehässig herabsieht, zu achten weifs. Aber bedenken wir, dafs die fromme Erregung *an jedem beliebigen Gegenstande* sich erwecken kann, so werden wir Hrn. Gfr. nicht zugeben können, dafs von seinen „schwindelnden" Gefühlen auf die „Höhe" des Gegenstandes, der sie hervorruft (d. H. u. d. W. p. 106), ein nothwendiger Schlufs gezogen werden kann. Auch der Rationalismus kann aus dem geringen Rest, der ihm vom objectiven Inhalt geblieben ist, noch hinreichend die *subjective Frömmigkeit* beleben. Unbeschadet aller Achtung vor dem persönlichen Gefühl des Hrn. Gfr. ist es uns daher dennoch in wissenschaftlicher Hinsicht erlaubt, auf das *Mifsverhältnifs* aufmerksam zu machen, welches zwischen der Ueberschwenglichkeit desselben und dem geringen Mafse seines wirklichen Gehalts stattfindet. Das Bild, vor dem Hr. Gfr. schwindelnd steht, ist das Bild des Erlösers, der das politische Element der jüdisch-messianischen Erwartung aufgab und der Collision, welche nun zwischen jener Erwartung und seiner freieren ethischen Auffassung der Messiasidee entstand, sich freiwillig bis zum Tode aufopferte. Das und das auch nur allein ist ja aber auch die rationalistische Auffassung vom Erlösungswerke des Herrn, dafs es nur in dieser moralischen Umwandlung der jüdischen Vorstellung bestanden habe. Die „historische Mathematik," die Hr. Gfr. mit so vielem Pathos ankündigte, und die ihn zu diesem Ergebnifs gebracht hat, ist weder neu noch hat sie zu einem neuen Ergebnifs geführt, sondern der alte Pragmatismus des rationalistischen Standpunktes ist sie, und erscheint sie Hrn. Gfr. als ein neues Instrument, die Wahrheit zu fangen, so hat er wie der Idiot gehandelt, der doch auch sich einmal seine Meinung bilden will, dabei nicht weifs, dafs er es nur im Zusammenhange und in der Berührung mit einem allgemein verbreiteten Vorstellungskreise thut, und nun an seinem Funde, der doch nur Altes ist, etwas ganz Neues zu haben meint.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

Die heilige Sage durch A. Fr. Gfrörer. Erste Abtheil. Zweite Abtheil. Das Heiligthum und die Wahrheit durch A. Fr. Gfrörer.

(Fortsetzung.)

Doch etwas Neues hätte Hr. Gfrörer wirklich entdeckt, wenn das wahr wäre, was er im Jahrhundert des Heils (2te Abth. p. 219—444) zu beweisen sucht, daſs nämlich zur Zeit Jesu *vier Formen* der Lehre vom Messias geherrscht hätten, die nach dem „gemein prophetischen Vorbilde," nach dem „mosaischen," nach dem „danielischen," und nach dem „mystisch-mosaischen Vorbilde" gestaltet waren. Hier allein liegt auch der Punkt, wo die „Vorhalle" (das Jahrhundert des Heils) mit dem „Dom" (den übrigen drei Bänden) in Zusammenhang steht. Versprach Hr. Gfrörer die groſsartigsten Entdeckungen, wenn er sich vornahm, die Geburtsstätte des Christenthums aufzusuchen, wenn er eine Geschichte, ja eine „kritische Geschichte des Urchristenthums" geben wollte, so muſste man doch wenigstens erwarten, daſs er das *geistige System der jüdischen Welt*, wie er es im Jahrhundert des Heils entwickelt hatte, mochte er es auch irrig genug aus Documenten selbst des Mittelalters herausziehen, wirklich als Geburtsstätte des Christenthums fassen und das Band, das die Mutter mit dem Kinde verknüpft, überall aufsuchen würde. Nichts von alle dem hat er gethan: die Vorhalle steht völlig isolirt da, und statt zum Dom zu führen, ist sie ein müſsiges Werk, das zu nichts anderem dient, als nur zum Ruhme des Erbauers, des Verfassers, der „das Jahrhundert des Heils" geschrieben, hinzuführen. Das Einzige, dessen sich Hr. Gfrörer aus der Zeit, da er noch in der Vorhalle wandelte, erinnert, ist der Unterschied jener vier Formen des Messiasglaubens und nun behauptet er: Jesus habe sich nur an das mosaische Vorbild gehalten, nach welchem (Deut. XVIII, 15.) der Gesalbte vorzugsweise Lehrer, Prophet, Religionsstifter sei (d. H. u. d. W. p. 31). Schade ist es aber, daſs diese Entdeckung des Hrn. Gfr. an allen Seiten, die sie nur der Betrachtung darbietet, sich als Fehlgriff zeigt. Zuerst den Unterschied jener Vorbilder muſs Hr. Gfr. selbst aufheben, wenn er sagt: „so verschieden sie lauten, haben sie einen gemeinschaftlichen Kern in dem *politischen* Wahne, daſs Israel zur herrschenden Nation erhoben werden soll" (d. H. u. d. W., p. 13). Ferner: „in den alten jüdischen Urkunden, so wie auch im N. T. sind viele Züge, welche verschiedenen Sprossen des Messiasbegriffs angehören, bunt durch einander gemischt; aus allen Hauptquellen konnte ich für jedes der vier Vorbilder Beweisstellen entnehmen" (d. Jahrh. des Heils II, p. 438). Wenn Hr. Gfrörer alte Urkunden erwähnt, so versteht er darunter groſsentheils solche, die lange nach der Zeit Christi bis zum Ende des Mittelalters verfertigt sind. Wir können ihm aber *ältere Urkunden* nennen, in denen gleichfalls die verschiedensten Anschauungen vom Messias dicht zusammenstehen; es sind die prophetischen Schriften des A. T. Ein und derselbe Prophet, wie z. B. Micha, oder Jesaias feiern den Messias oft in Einem Athem als Lehrer, als Herrscher, als kriegerischen Helden, und als Persönlichkeit, die mit Jehova in wesentlicher Einheit stehe. So wenig wir schlieſsen dürfen, daſs unter den Propheten *verschiedene Theorieen* über das Wesen des Messias herrschten (*der* Messias als *dieser Reflexionsbegriff* war noch nicht einmal *Gegenstand ihres Bewuſstseins* geworden), so wenig dürfen wir das von den späteren jüdischen Urkunden sagen. Verschiedene Theorieen vertheilen sich an *gesonderte Schulen*, von denen wir in Bezug auf den Messiasglauben selbst bei den späteren Juden, auf deren Urkunden sich Hr. Gfr. beruft, nichts hören. Jene verschiedenen Anschauungen stehen noch unbefangen über ihren Widerspruch neben einander und wurden gleichmäſsig von dem Bewuſstsein festge-

halten, weil dem jüdischen Lebenskreise vor und nach der Zeit Christi *das geistige unendliche Princip* fehlte, welches das Getrennte allein hätte auch nur zusammenbringen, geschweige denn *vereinigen* und von seiner Unwahrheit, das es in der Trennung hat, befreien können. Jesus konnte nicht unter verschiedenen messianischen Vorbildern *wählen*, denn sie waren nicht *getrennt;* und er brauchte nicht aus dem Verwirrten Ein Element *herauszusuchen*, weil er in der Unendlichkeit seines Selbstbewufstseins unmittelbar den wesentlichen Gehalt und zugleich die Kraft besafs, welche das in der Volkserwartung Getrennte verband und das in der Trennung Irrende zur Wahrheit erhob.

Wenn wir der Hypothese des Hrn. Gfrörer von den verschiedenen Zweigen des Messiasglaubens bildlich Füfse, wenn es auch nur schwache sein könnten, zuschreiben dürften, so steht sie mit dem Einen — auf dem ist sie aber gefallen — in jenen „alten" jüdischen Urkunden, mit dem andren im N. T. namentlich im Evangelium Johannis. Aber auch da fällt sie. „Johannes, sagt Hr. Gfr. (d. H. u. d. W. p. 32), erkennt einen Unterschied an zwischen dem Propheten und dem Gesalbten" d. h. zwischen dem Messias des mosaischen und des prophetischen Vorbildes. Denn der Täufer antworte der Deputation der Priesterschaft, c. 1, 19 flgd., er sei weder der Gesalbte noch Elias, noch der Prophet. Dann berichte er von einem Zwiespalt unter dem Volke, von denen einige Jesum für den Propheten (nach dem mosaischen Vorbilde) andre für den Gesalbten hielten, c. 7, 40. 41. Da nun jene sagen: er ist wirklich, in Wahrheit (ἀληθῶς) der Prophet, so sei klar, „dafs Jesus selbst darauf hingewirkt habe, für den Propheten gehalten zu werden" (Ebend.). Ueber den Pragmatismus, der sich nicht auf Facta, sondern selbst wieder nur auf einen nur subjectiven Pragmatismus stützt! Denn weder jene Antwort des Täufers an die priesterliche Gesandtschaft, noch dieser Zwiespalt der Volksmeinung in der Form, die sie hier im Evangelium hat, ist ein Factum, ist nur gemachter Pragmatismus. Was jene Gesandtschaft an den Täufer betrifft, wie kann sie ihn fragen, ob er der Messias sei, da sie an ihn nur abgeschickt werden konnte, als er bereits längere Zeit gewirkt hatte, und sie dann auch wissen mufste, dafs es ihm nie eingefallen war, für den Messias gehalten werden zu wollen. Wie kann sie den Täufer fragen, ob er der Elias sei, da erst der Herr den Täufer mit dem Elias der Verheifsung in Beziehung gebracht hatte und den Gedanken, er sei der Elias, als einen neuen in ihm erst aufgestiegenen bezeichnete, wenn er sagte: es ist so, wenn ihr so annehmen wollt. Wie kann, wenn sich uns nun zeigt, dafs das Alles vom späteren Standpunkt des Evangelisten gemacht ist, der Täufer verneinen, dafs er der Elias sei? So kann er es doch nicht verneinen, dafs er meint, die Priester verständen die Weissagung des Maleachi, wie man es zu nennen beliebt, „fleischlich," denn sagt er blos: nein! so liefse er ja die Priester in ihrer fleischlichen Erwartung, nur dafs sie sich dann auf weitere Zeit vertrösten müfsten. Wenn alles dies nicht geschichtlich sein kann, dann soll noch die Frage, ob der Täufer der Prophet sei, geschichtlich sein? Nein! der Evangelist häufte alle möglichen Formen der Erwartung, auch selbstgebildete, zusammen, um sie der priesterlichen Gesandtschaft in den Mund zu legen, um zu zeigen, dafs die alte Priesterweisheit, das Abgestorbene in das Neue sich nicht finden konnte, und dafs das Neue, wie es nun der Täufer thut, nachdem sich der Verstand der Priester erschöpft hat, sich durch seine eigene Kraft ankündige.

Und was jenen Zwiespalt der Volksmeinung betrifft, so wird er als solcher insofern geschichtlich sein, als das Volk sich nicht in Jesum immer finden konnte, dafs sich verschiedene Ansichten über die Bedeutung des Herrn bildeten, aber wie der Evangelist diesen Zwiespalt nun darstellt, darin ist er nicht glücklich. Er giebt uns nicht einmal die geringste Vorstellung darüber, was denn der eine Theil des Volks unter „dem Propheten" sich dachte. Natürlich! der Evangelist weifs selbst nicht sich darüber Rechenschaft zu geben, wie die Volkspartheien in ihrer Ansicht sich unterschieden, er will nur einen Unterschied angeben und greift dabei entweder ins Unbestimmte oder in den Schatz seiner Reflexion auf verschiedene Weissagungen des A. T. Dafs er, der Evangelist, selber es sei, der von seinem späteren Standpunkt spreche, wenn Philippus zu Nathanael sagt c. 1, 46.: der, von dem Moses geschrieben hat und die Propheten, giebt ja Hr. Gfrörer selber zu (p. 33). Und mit Recht, denn dies vergleichende Bewufstsein, das sich zwischen dem A. T. und der Persönlichkeit des Herrn bewegte, bildete sich erst nach dem Hinscheiden Jesu. Hat hier der Evangelist pragmatisirt, warum an jenen Stellen auf einmal nicht?

Die Unterscheidung der Theorieen über den Messias giebt Hr. Gfrörer selbst auf, wenn er sagt: „bei weitem die überwiegende Mehrzahl des israelitischen Volks war dem prophetischen Begriff des Messias zugethan" (p. 35). Nun entsteht folgende Collision: Jesus wollte für den Propheten des mosaischen Vorbildes gehalten sein, mufste sich deshalb eigentlich gegen das prophetische Vorbild erklären, durfte es aber nicht, weil es die „Nationalmeinung" beherrschte. Diese Collision habe der Herr zwar zum Gegenstand seiner Reflexion gemacht: aber „ohne (nämlich vor dem Volke, öffentlich) die Frage zu berühren, ob die Propheten gegen den Wortsinn gedeutet werden müssen, oder ob sie die volle Wahrheit nicht geschaut, sucht Christus jene allgemein verbreiteten Begriffe von ewiger Herrschaft, Himmelreich, Gericht, künftiger Welt zu vergeistigen, damit ihnen der politische Stachel genommen würde" (p. 46). Findet sich nun im Evangelium neben jener „vergeistigten Umdeutung des Messiasbegriffs" zugleich „die volksthümliche Ansicht" (z. B. C. 5, 25. ἔρχεται ὥρα, etc.), so könne dies Nebeneinander beider Seiten und das Schwanken zwischen ihnen in Jesus nicht stattgefunden haben; denn „wer die Volksmeinungen so vergeistigt, kann nicht zugleich ihr Sklave sein" (p. 56), „ewiges Leben im mystischen Sinne und Auferstehung des Fleisches schliefsen sich aus." Jesus könne daher als Urheber der geistigen Anschauung nicht der Volksansicht zugleich gefolgt sein, sondern Johannes habe deren Bestimmungen aus seinem eigenen Vorrathe beigefügt" (p. 58). Aber ein Jünger, der sich so vortheilhaft von den Synoptikern unterscheiden soll, dafs er fast durchgehends die geistige Anschauung seines Meisters rein wiedergiebt, der hätte doch auch nicht wieder der Sklave der Volksansicht werden können. Und wie hätte der gerühmte Evangelist überhaupt etwas von jener Anschauung seines Meisters und zumal so sehr viel, als er uns giebt, wissen können, wenn der Herr in einer so ängstlichen und peinlichen Stellung sich befand, dafs er „nicht einmal seinen vertrautesten Jüngern sich ganz enthüllen, noch die Vorurtheile derselben mit der Wurzel ausreifsen durfte, weil er sonst Gefahr lief, zugleich das Band zwischen ihm und ihnen zu zerreifsen" (p. 72). Ja, wie konnte der Evangelist auch nur etwas von der geistigen Anschauung seines Meisters wissen, wenn dieser sogar erst nur am Ende seiner irdischen Wirksamkeit die Jünger wegen ihres „Wahnes von einem irdischen Himmelreich" blos nicht „ungewarnt" liefs (p. 73), wenn er ihnen nur einen Wink gab, „dafs ihre Auffassung seines Berufs nicht die wahre sei.". Sagt der Herr in seiner Abschiedsrede zu den Jüngern C. 16, 12: ich hätte euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht ertragen, dann haben sie es auch vorher nicht ertragen und er hat ihnen vorher auch nicht jene geistige Anschauung mittheilen können; sagt ferner der Herr C. 16, 25, in der Zukunft erst würde er zu ihnen (durch den Paraklet) nicht mehr in Bildern reden, so hat er *bisher* in Bildern zu ihnen gesprochen, ihnen also nicht die reine geistige Anschauung seines Werkes mitgetheilt. Doch was halten wir noch lange diese Sprache Hrn. Gfrörer entgegen, was fragen wir noch, wie die Apostel, wenn sie „ihren Meister in sehr wesentlichen Punkten nicht verstanden hatten" (p. 74), nachher wie der vierte Evangelist so fast durchgängig rein die geistigen Anschauungen des Herrn wiedergeben konnte. Hr. Gfr. fragt (ebendas.), wer es sich wohl einreden lassen werde, dafs jene Nachricht (von dem früheren Nichtverstehen der Apostel), die doch die Ehre der Apostel und in gewisser Beziehung auch die Christi so sehr gefährde, *später* erdichtet sei. Erdichtet ist sie nicht, sondern unwillkürlich gemacht und zwar gemacht von dem Standpunkt aus, auf welchem die Lebensworte des Herrn ihre unendliche Fülle zu entwickeln begannen. Da erschienen die Jünger als solche, die vorher noch nicht das wahre Verständnifs erreicht hatten; litt dadurch *ihre* Ehre Schaden, das kümmerte sie nicht, da in demselben Masse nun die hohe Weisheit Christi sich hervorhob; müssen wir zwar sagen, dafs damit auf die Lehrweisheit des *Herrn*, der sich bis zu seinem Tode vergeblich mit der Beschränktheit der Jünger abgemüht habe, ein ungünstiges Licht fällt, so merkte man das nicht, wenn nur der Gegensatz dieser Beschränktheit und der unergründlichen Weisheit des Herrn für die Anschauung gegeben war. Jene Worte: ihr könnt es noch nicht ertragen und künftig werde ich nicht mehr in Bildern zu euch reden, sind aber nicht ein bloſser gemachter Pragmatismus, sondern etwas geschichtlich-Richtiges liegt ihnen zu Grunde, die Erinnerung nämlich, dafs jene systematische, speculative Betrachtung des Himmelreichs oder des ewigen Lebens erst *später* im apostolischen Bewufstsein sich gebildet habe. Die Reden

Jesu im vierten Evangelium sind nur die systematische Verarbeitung und Durchführung einzelner schlagender Aussprüche des Herrn und durch diese *Theorie* — eine Theorie können wir dem Herrn nicht zuschreiben — brechen nicht die jüdisch-beschränkten Vorstellungen des *Evangelisten* durch, sondern vereinzelte Erinnerungen der ursprünglichen Anschauung des *Herrn*, die in ihrer Totalität von den Synoptikern bewahrt ist. Jene Collision, die den Herrn in eine so peinliche Lage gebracht haben soll, war für seine Reflexion nicht gesetzt. Der Widerspruch war nur an sich und völlig unbefangen da und bestand darin, dafs der Herr in seiner Person und stillen Wirksamkeit die Erfüllung der prophetischen Anschauungen sah und gesehen wissen wollte. Gelöst war er unmittelbar darin, dafs die Beschränktheit des prophetischen Vorbildes in der Gegenwart der Idee, in dem Selbstbewufstsein des Herrn sich schlechthin verflüchtigte. War nun zwar Beides *noch nicht für die Reflexion getrennt*, so konnte das Selbstbewufstsein Jesu auch noch von der Form der prophetischen Anschauung *beherrscht* werden, aber dann galt ihm wieder diese Form als *Form* der sonst in kurzen, schlagenden Worten ausgesprochenen *Idee*. Die *spätere Reflexion*, für deren theoretische Ausbildung die Voraussetzung, das abgeschlossene Werk des Herrn gegeben war, konnte es nun versuchen, den Widerspruch zu *bearbeiten*, sie konnte die *geistige Form der Idee* für sich entwickeln, aber da sie zugleich *geschichtlicher Bericht* sein wollte, konnte ihr Versuch nicht ganz gelingen und mufste er zuweilen *von der Erinnerung des Faktischen durchkreuzt* werden.

Der Jesus, der sich von dem politischen Wahn der Volkserwartungen lossagt, die prophetischen Verheifsungen ins Geistige umgedeutet hat und der Collision, dafs er der von den Propheten Verheifsene sein wollte und auch wieder nicht, sich zum Opfer brachte, erscheint dem Hrn. Vf. als „der Gottessohn". Indem nun des Menschen Sohn geschildert werden soll, nimmt sich Hr. Gfr. vor, „die menschliche Entwickelung Jesu zu prüfen" (p. 120). Geprüft wird aber eigentlich nur die *Glaubwürdigkeit des vierten Evangelium*, oder der Hr. Verf. sucht nach Beweisen für die Aechtheit desselben (p. 147), nach anschaulichen Bestimmungen, die einen Augenzeugen verrathen, d. h. er horcht auf den Ton der „Kinderklapper" der Anschaulichkeit, dessen Gewalt über die „guten Theologen" er sonst belächelt (d. h. S. I, 184). Und in welche von den guten Theologen längst verlassene Kreise verlockt ihn nun gar jener Ton? In die der natürlichen Erklärung. Der Wein, den Jesus den Hochzeitgästen zu Kana spendete, war vorher als Hochzeitgeschenk von ihm mitgebracht (p. 307). Die Speisung der 5000 bestand darin, dafs manche von diesen es eben so gemacht hatten, wie jener Knabe, der einige Brote und Fischlein bei sich hatte, nämlich sich mit Lebensmitteln versehen hatten und denen von ihrem Vorrathe mittheilten, die nichts mitgenommen hatten (p. 172, 173). Das Wandeln Jesu auf dem See nach der Speisung ist nur in der optischen Täuschung des Evangelisten vorgegangen: „die dampfenden Nebel, die früh Morgens aus den Seen aufsteigen," liefsen ihm Jesum als ein übermenschliches Wesen erscheinen (p. 177). Lucas hingegen liefs das Wandern auf dem See aus, weil es kein Wunder war, sondern Jesus nur am Ufer entlang ging; den Jüngern erschien es nur „durch die dampfenden Morgennebel hindurch, als ginge Christus über die Wasser" (h. S. I, 218). Also der weit spätere Lukas sah durch die Nebel der Sage deutlicher, als der Augenzeuge Johannes durch die Morgennebel, deren Vorspiegelung er doch, wenn auch nur durch eine Frage an den Herrn, hätte näher prüfen und auflösen können! Der Tod Jesu war nur scheinbar, seine Auferstehung ihm unerwartet, weil sie den jüdischen Erwartungen entsprach und das Heilswerk nun wieder mit den prophetischen beschränkten Anschauungen verband, eigentlich ein Hindernifs für die reine Auffassung der Lehre Jesu, und dafs Jesus nach der Marter der Kreuzigung am Leben erhalten, war das Werk selbst des Jüngern unbekannter geheimer Anhänger, die sich mit Pilatus verständigt und von ihm den Befehl an die Kreuzeswache ausgewirkt hatten, dafs Jesu die Beine nicht zerbrochen würden (d. H. u. d. W. p. 241—248). Nachher zog sich Jesus in eine verborgene Einsamkeit zurück. U. s. w. u. s. w.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 33.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

Die heilige Sage durch A. Fr. Gfrörer. Erste Abtheil. Zweite Abtheil. Das Heiligthum und die Wahrheit durch A. Fr. Gfrörer.

(Schlufs.)

Und dabei redet Hr. Gfr. immer noch von dem geistigen Wesen des vierten Evangelium, von seiner Anschaulichkeit, Zuverlässigkeit. Nur noch Ein Räsonnement unsers historischen Mathematikers erlaube man uns anzuführen. Dafs Johannes nicht wie die übrigen Evangelisten die Einsetzung des Abendmahls berichtet, ist Hrn. Gfr. gar kein Anstofs. Denn jene Worte des Herrn: Das ist mein Leib, seien von Jesus nur „zufällig, ohne besondere Betonung ausgesprochen." Sie bilden nur ein „unbedeutendes Beiwerk" (p. 206). Es seien ja nur „zehn, funfzehn Worte" (p. 220). Dennoch seien die Worte Jesu Joh. 6, 47—58. „die bestimmteste Andeutung auf das Abendmahl" (p. 221) d. h. von Johannes „den ursprünglichen Worten Jesu untergelegte" Anspielung auf die in der Kirche bereits geführten Liebesmahle. Und doch „Ehre, dem Ehre gebührt" d. h. „dem Augenzeugen" Johannes, denn er hat uns c. 6, 47—58. „den wahren Ursprung der Ceremonie erklärt," „der letzte Laut von Tadel mufs verstummen" (p. 222). Ja, wenn ein Erzähler in Worten, die erst eine *gemachte Anspielung* auf eine Ceremonie sein sollen, uns doch den *wahren Ursprung* derselben enthüllen soll, dann müssen wir auch vor Erstaunen verstummen.

Obwohl Hr. Gfrörer das vierte Evangelium so schwer gemifshandelt hat, so ruft er doch am Ende quasi re bene gesta triumphirend aus: „Ja, dies Evangelium ist das Kleinod und die Grundsäule der christlichen Gemeinschaft in ihrer jetzigen Entwicklung geworden, so wie das Werk der drei Synoptiker dem Christenthum der verflossenen Jahrhunderte als Strebepfeiler diente" (p. 346). Verhielte sich die Sache auch so, Hr. Gfrörer hat den Glanz und die Gediegenheit des Kleinods uns nicht gezeigt. Und es ist nicht einmal so, das vierte Evangelium ist nicht dasjenige, in welchem unsre und die sich jetzt bildende Zeit ihre Anschauung von dem Herrn wiederfindet. Im Gegentheil die Synoptiker waren bis jetzt in der Kirche nach der hohen Bedeutung, die ihnen zukommt, nicht gewürdigt worden. Das Johanneische Ev. hatte vielmehr seine Lebenskraft vollständig entwickelt, als die Kirche in den ersten Jahrhunderten ihre transscendenten Bestrebungen der Metaphysik des jenseitigen geistigen Himmels widmete und der Herr ihrer Anschauung immer nur als ὁ ὢν ἐν τῷ οὐρανῷ (Joh. 3, 13.) vorschwebte. Die vorwiegende Schätzung dieses Evangeliums erhielt sich in der Kirche, so lange die Anschauung sich noch in der Abstraction des Dogma bewegte und die Ueberschätzung, die noch in der jüngst verflossenen Zeit stattfand, beruhte nur in der sentimentalen Weichheit, welche das bestimmte Dogma nicht mehr festhalten konnte, weil sie es dennoch nicht ganz aufgeben wollte, sich in die ersten noch unbestimmten Abstractionen der himmlischen Welt zurückzog und die Kraft der Synoptiker theils nicht zu würdigen wufste, theils auch vom Kreise derselben, weil er durch den Zweifel unsicher gemacht war, sich entfernt hielt. Ist aber die Aufgabe unserer Zeit, den geschichtlichen Christus kennen zu lernen (den geschichtlichen in einem höheren Sinne, als der ist, den man gewöhnlich mit dem Ausdruck: der historische Christus, verbindet), so bricht die Zeit der Synoptiker an und die Kritik wird deren Tiefe, nicht abstracte, sondern innerlich volle und gestaltete Unendlichkeit und lebendige Kraft immer mehr zum Bewufstsein bringen.

„Unangenehm mag das Bekenntnifs sein — auch uns thut es wehe — aber wahr ist es:" der gesunde Menschenverstand ist auch etwas, woran man krank sein und gefährlich leiden kann. Mit unserm Hrn.

Verf. steht es sehr bedenklich, er ist ein schlimmer Patient, oft redet er irre, wie wir aus den köstlichen Widersprüchen sehen, in denen er sich umherwirft, und manchmal fällt er in das ausgelassenste Delirium, wo sein Verstand phantastisch wird. In solchen schwärmerischen Augenblicken hat er es besonders mit seinem Landsmann Hegel zu thun, Hegel erscheint ihm dann als ein Mensch, der „unheilbar an der Grofsen-Mannssucht und dem Aufserordentlichkeits-Fieber darniederlag" (das Heiligth. u. die W. p. 272). Die metaphysischen Schriften Hegel's machen dann auf ihn „den Eindruck des Ameisenkrabbelns und der Mückenschwärmerei vor einem kranken Auge" (ebend. p. 273); solche Phantasieen könnten Spafs machen, wenn man nicht einen Blick auf den armen Patienten würfe, der von ihnen geplagt ist.

B. Bauer, Lic.

XXI.

Handbuch der Naturgeschichte. Zum Gebrauch von Vorlesungen entworfen von Hermann Burmeister, Dr. der Medizin und Philosophie u. s. w. Erste Abtheilung. Mineralogie und Botanik. Berlin, 1836. *Verlag von Theod. Chr. Friedr. Enslin. S. I—XXVI und* 1—368. *Zweite Abtheilung. Zoologie. Berlin,* 1837. *Ebendas. S. I—XII u.* 369—858.

Es war dem Verf. offenbar darum zu thun, in Kürze eine so vollständige Uebersicht des ganzen Gebietes der N. G. zu geben, wie solche bei der Bogenzahl des Werkes irgend möglich war, und wie dieselbe wohl in keinem anderen von gleichem Umfange gefunden werden dürfte. Nur die umsichtigste Befolgung eines so wohl durchdachten Planes, welcher immer so viel, als der Wahrheit gemäfs möglich ist, zu generalisiren sucht, konnte das Ganze so inhaltsreich machen: indem sie dem Gesagten überall die weiteste, mit der Richtigkeit verträgliche Ausdehnung und Gültigkeit zu geben suchte. Eine Methode, welche sich vortrefflich dazu eignet, um durch Vermeidung aller Wiederholungen ungemein viel an Raum zu sparen.

In einem wichtigen systematischen Punkte der Mineralogie weicht der Verf. eben so sehr von allen bisherigen Ansichten der Mineralogen ab, wie er darüber allgemeine Beistimmung verdient. Er hat nämlich, überzeugt von ihrem wirklich organischen Ursprunge, die kohlig-harzigen Stoffe, welche bisjetzt ohne Weiteres dem anorganischen Reiche zugerechnet wurden, als blofse „verkohlte Vegetabilien und vegetabilische Harze," die lediglich durch nachträgliche Veränderungen in ihren gegenwärtigen, anscheinend mineralischen Zustand versetzt worden sind, von den Mineralien getrennt, zu welchen sie nach seiner gewifs richtigen Ansicht eben so wenig gehören können, wie etwa versteinerte Thierknochen (die man bekanntlich früher ebenfalls für mineralische Bildungen ansah) dahin gehören. Er führt daher jene Stoffe, nebst dem Honigsteine (Mellit) als einem „organisch saurem Salze," vorläufig nur in einem Anhange zur Mineralogie §. 147. auf: da, wie begreiflich, ihre wahre systematische Stellung im Bereiche der organischen Welt noch nicht sobald zu ermitteln sein dürfte. Dagegen dürfte die Ansicht des Verfs. über einen anderen Punkt, der in einer gewissen, nicht unwichtigen Beziehung auf den eben genannten steht, jetzt wohl nirgends mehr auf Beifall Anspruch zu machen haben. Sie betrifft das nähere Verhältnifs der organischen Bildungen der Vorwelt zu denen der Jetztwelt. In §. 36. der Einleitung (S. 16—17), wo Hr. Burmeister eine, auch sonst nicht durchgängig beifallswerthe Ansicht über die „individuelle Endlichkeit" und die allgemein „ewige Dauer" der organischen Natur-Körper ausspricht, glaubt derselbe diese Ansicht durch eine andere zu stützen, indem er meint: „es stelle sich „immer mehr heraus, dafs die eigenthümlichen und „abweichenden Formen der älteren Perioden nicht als „fehlende Glieder der noch jetzt vorhandenen organi„schen Entwickelungsreihe zu betrachten seien, son„dern als Gebilde, die für Verhältnisse geschaffen wa„ren, welche von dem jetzigen Zustande des Erdkör„pers wesentlich verschieden sind, und die mithin in „jetziger Zeit gar nicht mehr leben könnten. Daher „wollen denn auch viele der untergegangenen Orga„nismen durchaus nicht in unser System passen, wie „z. B. die Ichthyosauren, Plesiosauren und Pterodac„tylen." Wenn Letzteres eine Zeit lang Vielen so schien, so lag diefs nicht an den Thieren selbst, oder vielmehr an der Natur; sondern nur entweder an den Naturforschern, oder an dem noch mangelhaften, lückevollen Zustande unserer Kenntnisse und Einsichten. In neuerer Zeit hat sich aber gerade das Gegentheil

immer deutlicher herausgestellt, und jene längst veraltete Ansicht siegreich verdrängt. Denn erstens hat man fossile Ueberreste von nicht wenigen, früher unbekannten, untergegangenen Gattungen gefunden, die ganz entschieden entweder so genau zwischen zwei oder mehreren noch lebenden Gattungen in der Mitte gestanden haben, dafs die zwischen letzteren bis dahin vorhandene Lücke jetzt trefflich ausgefüllt erscheint, oder die zum Theil sogar manche neben einander stehende Ordnungen enger mit einander verbinden *). Zweitens hat Lyell in seiner Geologie auf die einleuchtendste Weise mit einem seltenen Aufwande von Scharfsinn, kritischer Genauigkeit und von vielseitiger Gelehrsamkeit dargethan: dafs ein sehr grofser Theil derjenigen Veränderungen, welche mit der Erdoberfläche, und in Folge dessen auch mit den organischen Körpern der Erdenwelt, vorgegangen sind, keinesweges plötzlich gekommen zu sein brauche, oder gekommen sein könne; sondern dafs viele durch solche Umstände erfolgt sein mögen oder müssen, welche, obwohl äufserst langsam und daher fast unbemerkt, auch gegenwärtig noch fortwirken.

Der Verf. hat wenigstens bei den Thieren einen Theil der sonst gebräuchlichen Terminologie, ungefähr nach Reichenbachs Weise, geändert. Er nennt „Zunft", was man sonst allgemein Ordnung nennt; und dem Worte Ordnung legt er jenen umfassenderen Sinn unter, welchen einige Zoologen (z. B. Kaup) unter der Bezeichnung „Stamm" als Inbegriff mehrerer Ordnungen verstanden. Diese Aenderung dürfte um so weniger Billigung finden, da sie eben nur eine Veränderung, aber in keiner Beziehung eine Verbesserung ist. Das einmal Gebräuchliche soll man aber nicht ändern, sobald man nicht etwas entschieden Besseres an seine Stelle setzt. Dagegen kann man es nur loben, wenn der Vf. z. B. bei den edlen Raubvögeln mehrere Gattungen von eulen- und falkenartigen annimmt, während manche Andere sie bis jetzt immer noch alle in blofs 2 Genera (Strix und Falco) zusammenzwängen. *)

Der kaum übersehbare Umfang des naturhistorischen Gesammtgebiets macht es gegenwärtig auch dem grofsartigsten Talente unmöglich, das Ganze genügend zu umfassen. Daher würde es unbillig sein, zu verlangen, dafs irgend ein, von einem einzigen Naturforscher ganz allein bearbeitetes Handbuch der Naturgeschichte aller drei Reiche durchgehends ganz zuverlässig sein und nur lauter Richtiges enthalten solle. **) Dies als Einleitung, wenn der Unterzeichnete, zum Beweise, mit welchem Interesse er das vorliegende, ausgezeichnete Handbuch durchblättert und theilweise emsig durchstudiert hat, nicht umhin kann, auf einige Einzelnheiten der Art, zunächst bei den Säugethieren, aufmerksam zu machen.

S. 783 heifst es von den Säugethieren im Allgemeinen: „Viele Säugethiere, zumal alle Hufgänger, „haben nur einerlei Haar." Aber bei den Auerochsen z. B. weifs man nicht blos, sondern man führt es auch ausdrücklich als einen physiologisch interessanten Beweis von der schnellen Einwirkung einer niedrigen Temperatur auf den thierischen Organismus und seine Erzeugnisse, als Beleg von den Gegenvorkehrungen des letzteren, an: dafs diesen Thieren unter ihrem schlichteren Oberhaare beim Eintritte stärkerer Kälte in dem kurzen Zeitraum von 8 oder höchstens 14 Tagen ein dichteres, wolliges Unterhaar nachwächst. Auch bei den wilden Schweinen, also Pachydermen, ist das Dasein einer groben Grundwolle, aufser den als Oberhaar dienenden Borsten, allgemein bekannt. S. 807 heifst es von der Familie der hasenartigen Nagethiere (Leporina): „Sie graben Löcher in die Erde, um darin zu werfen." Beides pflegen gerade die bekanntesten Thiere der Familie, die eigentlichen Hasen, nicht zu thun. S. 827 wird von den Halb-Affen (Prosimiae) gesagt: „Alle Zehen mit Plattnägeln; nur der Zeigefinger der Hinterhände mit spitzem, abstehendem

*) Es genüge, hier als Beleg für ersteren Fall Kaup's Gattung Acerotherium anzuführen, welche genau zwischen den beiden noch lebenden, bedeutend von einander verschiedenen Gattungen der Damans (Hyrax) und der Nashörner (Rhinoceros) mitteninne gestanden haben mufs: indem sie mit jenen den Mangel von Hörnern auf der Nase und den Besitz von 4 Vorder und 3 Hinter-Zehen gemein hatte, während sie in allem Uebrigen mehr mit diesen übereinkam.

Als Beispiel für den zweiten Fall dient die Gattung Hippotherium von Kaup, welche durch den Besitz von Afterhufen die lebenden Pferde enger mit den Wiederkäuern verband; ferner wahrscheinlich das Siwathier (Sivatherium (!!) Falc. und Cautl.), welches offenbar die Annäherung der jetzt lebenden Formen von Wiederkäuern an die Pachydermen, und zwar insbesondere an die zum gröfseren Theile gleichfalls ausgestorbenen elephantenartigen, vermittelte.

*) Recensent bedauert jetzt sehr, in seinem „Handbuche der Naturgesch. der Vögel Europas" (1834) selbst noch dieser Ansicht gefolgt zu sein.

**) Letzteres kann nach des Rec. festester Ueberzeugung nur dann erreicht werden, wenn der Verf. eines solchen Werkes sich entschliefst, alle diejenigen Partien, in denen er weniger zu Hause ist, solchen Gelehrten zur Durchsicht zu geben, welche die Partien zu ihren Hauptfächern gemacht haben.

„Krallennagel." Aber das Gespensthier (Tarsius) führt einen solchen auch an dem Mittelfinger der Hinterhände. Beim Wallrosse (S. 793), wo auch der, so lange unbekannte, Zahnbau des jüngeren Thieres sehr gut beschrieben wird, werden „vier Zitzen am Bauche" angegeben. Rec. weifs allerdings nicht, ob dies vielleicht auf einer guten neueren Auctorität beruht; aber Pallas, dieser treffliche Untersucher und Beschreiber, welcher, nach seiner Beschreibung zu schliefsen,*) ein Thier der Art im Fleische untersucht zu haben scheint, sagt von ihm und dem Elephanten, welche er beide in seiner Ordnung Belluae unterbringt: „Conveniunt haec „animalia . . . . mammis pectoralibus sub armis." Ein blofser Druck- oder Schreibfehler ist es wohl, wenn bei Dasypus sexcinctus (S. 805, wo durch einen anderen Druckfehler sexcinctes steht) angegeben wird: „mit $\frac{2}{4}$ Schneidezähnen" statt $\frac{2}{0}$. Ueberhaupt ist zu bedauern, dafs bei der Korrektur eine bedeutende Anzahl von Druckfehlern gerade in den systematischen Namen stehen geblieben sind. In Betreff der letzteren hat der Vf. wohl etwas zu sehr den, häufig so höchst unbilligen Ansprüchen der Anciennität gehuldigt, die manche Naturforscher, oft ohne alle Rücksicht auf die unerläfslichsten Anforderungen der Grammatik, geltend zu machen suchen. So u. A. bei dem Nachtaffen (S. 828). Hier hat der Verf. den, von Friedrich Cuvier auf die Bahn gebrachten, in doppelter Hinsicht schauderhaft ungrammatischen Namen Nocthora **) beibehalten (statt des, freilich nicht eben richtig bezeichnenden Wortes Aotus, welches nun auch schon an eine Pflanzengattung vergeben worden ist;), obwohl das von Spix gebrauchte Wort Nyctipithecus nicht blofs bezeichnend und grammatisch richtig erscheint, sondern auch bereits fast allgemein angenommen worden ist.

Refer. mufs sich der Kürze wegen zu seinem Bedauern versagen, auf eine weitere Auseinandersetzung über den Plan und die Vorzüge dieses Werkes einzugehen, unter denen namentlich manche wirklich neue Ansichten in der systematischen Anordnung der organischen Körper hervorzuheben sein würden. Die oben gegebenen allgemeinen Andeutungen hierüber sollen und werden hoffentlich hinreichen, zu zeigen, wie innig in dem Unterzeichneten die Ueberzeugung rege geworden ist, auch diese Arbeit des Verfs. jedem wahren Freunde der Wissenschaft angelegentlichst als ein Geistesproduct empfehlen zu müssen, mit welchem Niemand ohne Freude bekannt werden wird.

Druck und Papier sind gut; ersteren möchte man allerdings correcter wünschen.

Gloger.

*) Zoographia rosso-asiatica I, p. 269—271.

**) Von dem lateinischen nox, noctis und dem griechischen ὁράω, sehen!!

XXII.

Ueber das Erhabene und Komische, ein Beitrag zu der Philosophie des Schönen von Dr. Fr. Theod. Vischer, Privatdocent an der Universität zu Tübingen. Stuttgart, Druck und Verlag von Imle und Kraufs. 1837. *VI und* 230 *S.*

Der Unterzeichnete ist durch ein lebhaftes Interesse für den Gegenstand zu der vorliegenden Schrift geführt worden, nicht durch ausgebreitete Studien in dem Gebiete desselben. Seine Berechtigung, dieselbe anzuzeigen und zu besprechen, kann demnach nur in dem innigen und freien Nachdenken liegen, womit er dem Begriff des Erhabenen und Komischen in der Einheit dieses grofsen Gegensatzes nahe gekommen zu sein glaubt. Man wird ihn demnach entschuldigen, dafs er diese Arbeit übernommen, unter der Bedingung, dafs er sich bescheidet, sich im Mittelpunkte der Sache zu halten, indem er sich mit der ausgezeichneten Schrift, welche er hier zu beurtheilen hat, auseinandersetzt.

Was in der vorliegenden Schrift die Schlufspunkte der Forschungen über das Erhabene und Komische bildet, das leitet uns hinein in das Verständnifs beider Begriffe in ihrem Gegensatz und Zusammenhang, nämlich der Eindruck, welchen diese entgegengesetzten Phasen des Schönen hervorbringen, ihre Wirkung auf das Gemüth. Das Schöne in seiner Mitte, in seinen harmonischen, maafsvollen Erscheinungen wirkt ergreifend mit der sanftesten Macht, denn es ist die Güte des Lebensgeistes, welche in seinen Bildern zur Erscheinung kommt. Auf seinen Gränzgebieten aber, wo es einerseits im Erhabenen, andererseits im Komischen sich mehr offenbart, als harmonisch erscheint, wirkt es erschütternd.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 34.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

Ueber das Erhabene und Komische, ein Beitrag zu der Philosophie des Schönen von Dr. Friedr. Theod. Vischer.

(Fortsetzung.)

Diese Erschütterungen sind grundverschieden, und doch hangen sie in dem lebendigsten Gegensatze mit einander zusammen, ebenso wie jene Manifestationen, durch welche sie bewirkt werden. Aus der Wirkung im Gemüthe aber bilden wir das Urtheil über die Erscheinung, ob sie erhaben sei, oder komisch; wohin sie gehöre. Nun scheint es uns aber, dafs wir das Alles als erhaben zu bezeichnen pflegen, was uns das Gefühl der Vernichtung mittheilt, während komisch genannt wird Alles, was das Gefühl der Vollendung in uns erregt. Was uns hineinführt in den Moment, in dem wir uns in unserer Endlichkeit aufgeben und hingeben an den unendlichen Geist des Lebens, wo wir uns übergeben dem Gerichte Gottes, hingeben seinem Walten, indem wir durchschauert werden von seiner unendlich starken und guten Uebermacht, das ist das Erhabene. Was uns dagegen für einen Moment all unsre Unvollkommenheiten und Gebrechen, alle Mühe und Arbeit des Strebens nach der Vollendung vergessen macht, und uns *die Vollendung* fühlen läfst, *die wir in irgend einer augenblicklichen Beziehung* haben, das ist das Komische. Darum ist auch das Komische mit dem Profanen verwandt, so wie das Erhabene mit dem Heiligen; obwohl das Gefühl des Komischen in seinem reinen Blitz, in seinem Augenblick, wo es als das Gefühl des Schönen im kleinsten Maafs erscheint, nicht profan genannt werden darf. Es ist für den Menschen in seiner sündigen Beschaffenheit äufserst schwer, zu dem reinen Gefühle des Erhabenen zu kommen, oder sich im reinen Gefühl des Komischen zu behaupten. Das meiste Erhabene ist für die meisten Menschen noch verhüllt in das Schreckliche, in das Grauenvolle; darum nämlich, weil sie ihm mit dem Interesse des egoistischen Eigenlebens gegenüber stehn. Das Schreckliche ist nimmer dasjenige, was uns das Gefühl der Vernichtung mittheilt, sondern was uns im Willen auf's Aeufserste empört. Derselbe Seesturm, welcher dem geängstigten Passagier bei aller Kunstbildung, welche dieser besitzt, nur als etwas Grauenvolles erscheint, kann einem todesmuthigen, begeisterten Matrosen, dem alle Kunstbildung abgeht, einen dunklen Eindruck des Erhabenen geben, weil er die Fähigkeit hat, sich hinzugeben an den Geist des Sturms und der Wogen. Freilich sind die Naturvölker auch bei der tapfersten Gemüths- und Lebensweise vorherrschend mehr mit dem Schrecklichen in dem Erhabenen ihrer Umgebungen, als umgekehrt mit dem Erhabenen im Schrecklichen vertraut geworden, weil sie im dunklen, heifsen Kampfe erst den Frieden mit diesen Mächten zu erringen hatten. In dem Geiste der Furcht hat eine Stelle der Schweiz den Namen der Teufelsbrücke erhalten, wo sich gerade eines der herrlichsten Prachtstücke des Erhabenen entfaltet, und gerade da, wo die Krone ihrer feierlichen Erhabenheiten ist, im Berner Oberlande, hat sich für den Volksgeist die schauerliche Gruppe des Wetterhorns, Schreckhorns und Finsteraarhorns gebildet. Die Jungfrau scheint freilich versöhnend vor die Linie der finstern Dreizahl zu treten; aber sie verdankt keineswegs ihren Namen ihrer hehren Erscheinung im leuchtenden Schneegewande, sondern einem derben und zweideutigen Volkswitz. Wenn die Unendlichkeit in einer grofsen Erscheinung oder Handlung dem Menschen entgegentritt, dann ist sie ihm schrecklich, so lange er sich ihr gegenüber und für sich behaupten will. Ist aber die Möglichkeit oder Willigkeit zur Hingebung da, so wird er hinübergeführt durch die Schauer des Gerichts, welche ihn seine Endlichkeit und Sündigkeit empfinden lassen, in das Gefühl des Erhabenen. Die Erscheinung nimmt ihn

hin; seine Seele zittert, eine heilige Blässe geht über sein Angesicht. Aber gerade durch das Gefühl der Vernichtung findet er sich wieder. Er findet sich geläutert und beseeligt wieder in dem Unendlichen; und jetzt ist für ihn das *Unendliche*, welches vielleicht zuerst als das *Schreckliche* vor ihm stand, dann zum *Schauerlichen* und weiterhin zum *Erhabenen* wurde, in den Moment des *Feierlichen* getreten. Er findet ein königliches Loos in der Hingebung an das Gute, wie es sich ihm in seiner Unendlichkeit offenbart, in seinem Einswerden mit Gott. Freilich müssen wir, um Mifsverständnisse zu verhüten, den Kunstgenufs des Erhabenen von dem Lebensgefühl des Erhabenen unterscheiden; der erstere schliefst mit der Freude an seiner Empfindung ab, das letztere geht in das Leben der Gesinnung über. Die Wirkung des Komischen bildet den reinen Gegensatz zu der Wirkung des Erhabenen. Wenn uns das Komische erschüttert, so sind wir für einen Augenblick am Ziel, vollendet, fertig. Wir sind es freilich nur in dieser Beziehung zu der komischen Erscheinung, aber diese hat uns ja eben ganz ergriffen. Darum ist auch das Komische nur für Augenblicke, weil sich der Mensch in eine so kleine Einzelbeziehung nicht lange verlieren kann. Defswegen sind auch die Gemüther mannigfach in ihren ernsten Stimmungen, in ihrem Ringen und Streben schufsfest für die Blitze des Komischen. Aus demselben Grunde verwandelt sich die reine Lust des Komischen, die nur in einem leichten, heitern und süfsen Lächeln, oder in einem hellen Freudenjubel aufgehen sollte, so leicht durch unreine Fortsetzung in einen bittern Ekel, in ein warnend widerwärtiges Gefühl, in einen Uebermuth und Taumel des Selbstgefühls, aus dem sich der Vorsichtige wieder mit schmerzlicher Anstrengung zusammen nimmt, und in den trockensten Ernst zurückzieht. Das Gefühl des Komischen wird für den so sehr unfertigen und fehlervollen Menschen so leicht zur profanen Lust. Das Hochgefühl seiner relativen Vollendung, das ihn durchblitzt, wenn er in eine Beziehung gesetzt wird, worin er sich als den Erhabenen fühlen mufs, wenn z. B. ein Affe im Anstreben des menschlichen Thuns seine thierische Untüchtigkeit zu solcher Hoheit kund gibt, diese Empfindung darf nur über den Moment der durchgefühlten Beziehung fortdauern wollen, so verliert sie sich in's Trübe des Egoismus, und bereitet Schmerzen. An sich aber steht die reine Empfindung des Komischen mit dem Gefühl des Schönen, ja mit der feierlichsten Empfindung des Erhabenen im besten Einklang. Der heilige Geist der Alttestamentlichen Psalmendichtung läfst die gefangenen Israeliten (Psalm 126) weissagen: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, — — dann wird unser Mund voll Lachens sein." Sie werden sich als die Vollendeten fühlen, und werden lachen. Noch kühner ist es, wenn im zweiten Psalm zuerst die Empörer gegen den Herrn und seinen Gesalbten geschildert werden, die Völker, wie sie wider ihn toben, die Leute, wie sie Eitles wider ihn reden, die Könige im Lande, wie sie sich wider ihn auflehnen, und die Herren, wie sie miteinander rathschlagen, und wenn dann von Gott gesagt wird: aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer, der Herr spottet ihrer. Alle diese Heerschaaren mit ihrem Aufruhr geben ihm nur das seelige Gefühl seiner Vollkommenheit und Sicherheit, weil er sie absolut überflügelt und besiegt weifs durch seinen Geist, seinen Rath und seine Macht. Hier steht dem Erhabenen im höchsten Sinne das komisch Nichtige und Aufgeregte in weitester Ausdehnung gegenüber. Für diejenigen, welche das Böse als eine nothwendige Form für die Entwickelung der Freiheit betrachten, fliefsen auf diesem Punkte die Gegensätze des Erhabenen und Komischen in trüber Einheit, in der Gestalt der Mischung zusammen. Die helle Einheit der Gegensätze erscheint uns jedoch auf dem Standpunkte, auf welchem wir das Böse als das finstre Zufällige, welches von dem Lichte des göttlichen Waltens mit unendlicher Machtfülle überflügelt ist, betrachten, darin, dafs Gott in seiner Erhabenheit frei ist von aller Angst, Spannung und Bitterkeit, indem er die ohnmächtigen Creaturen in ihrem Rathschlagen gegen sein Regiment betrachtet, dafs er den hellen Blick hat in das absolut Nichtige ihres Trachtens, welches zum Thun nicht werden kann, ohne sofort wieder seinem Walten dienstbar zu werden, und dafs er feiernd mit dem Blicke der Liebe auch in der Verunstaltung und Verstrickung des Bösen noch sein Geschöpf erkennt. Die falsche, nichtige Scheinerhabenheit, worin eine empörte Welt ihm gegenübertritt, blickt er in der seeligen Bewegung des Geistes an, womit er sie in seiner absoluten Erhabenheit überwaltet. Das Komische in seiner Substanz wird demnach vielfach mit dem Profanen zusammenfallen; das Gefühl des Komischen wird sich in dem Menschen äufserst leicht profaniren, da es die zarteste Lust

des Gefühls der Erhabenheit ist; in sich selber aber ist es als ein reines Spiel des sichern, des persönlichen, des geistig unendlichen Lebens in seinem Triumph über das Zufällige, Zweckwidrige, Gebrechliche, da wo dieses in seiner Gebundenheit durch beruhigendes Walten erscheint, zu betrachten.

Da uns der betreffende Gegensatz von der Seite seiner Wirkungen zuerst wichtig geworden ist, so hat es uns auffallen müssen, dafs der Verf. diese wichtige Parthie seines Werkes verhältnifsmäfsig wohl zu wenig bedacht hat. Bei der Betrachtung über den subjectiven Eindruck des Erhabenen fehlt allerdings der richtige Grundgedanke nicht. Er klingt an und kehrt wieder in verschiedenen Fassungen, die nur nicht in einen reinen und bestimmten Ausdruck zusammengefafst sind. Am schönsten spricht der Verf. diese Wirkung aus, indem er von der Wirkung des Tragischen redet. „Diese Macht, die sie (die tragischen Helden) vernichtet, ist keine uns fremde, sie wohnt auch in der Menschheit, wir treten ihr näher, der Schmerz geht in eine sanfte Wehmuth, in die wohlthuende Gewifsheit über, einer höheren Weltordnung anzugehören, der auch wir willig unsere selbstischen Wünsche und Zwecke opfern. Wie daher die Furcht für menschliches Glück zur Furcht vor Gott, so wird nach eingetretenem Untergange das Mitleid mit dem Leiden des Einzelnen *zu dem allgemein menschlichen Gefühl unserer Nichtigkeit und unserer Gröfse in dieser Nichtigkeit* geläutert, es werden diese Affekte gerade dadurch gereinigt, dafs sie bis zum Aeufsersten aufgeregt werden." Bei dem kurzen Worte von dem subjektiven Eindrucke des Komischen ist uns der Verf. einen bündigen Aufschlufs schuldig geblieben. Er beschränkt sich beinahe nur darauf, das Gefühl des Komischen pathologisch zu beschreiben, wie es sich im Gelächter, im raschen Wechsel von Schmerz und Lust entfaltet. Von dem Verständnifs der Grundwirkung entfernt er sich weit, indem er bemerkt, dafs die Behauptung eines Hobbes, Addison und And., dafs das Gefühl der Ueberlegenheit über den verlachten Gegenstand der Grund des Lachens sei, in einer ästhetischen Untersuchung keine Widerlegung verdiene, und sie stehe der Wahrheit direkt entgegen. Auf diesem Punkte hätte nach unserem Dafürhalten seine Untersuchung in die Tiefe dringen müssen. Aus dem rohen Gestein der angeführten Behauptung hätte sich wohl durch Vertiefung, Richtung und Läuterung die Idee des Komischen und seiner Grundwirkung zu Tage fördern lassen. Der Verf. kömmt aber auch in seiner Abhandlung über das Komische hin und wieder in verschiedenen Aeufserungen der richtigen Auffassung der innersten Wirkung des Komischen nahe.

Wir können der Schrift nicht in ihrer ganzen Entwickelung folgen, ohne zu weitläuftig zu werden. Sie hat einen sehr klaren Gang. Nachdem in der Einleitung die früheren Leistungen besprochen sind, nimmt die Untersuchung ihren Ausgang vom einfach Schönen, worauf dann zuerst das Erhabene und weiterhin das Komische zur Sprache kommt. Beide Phasen des Schönen sind in der Stufenfolge ihrer Momente mit grofser Bestimmtheit und Klarheit dargestellt. Das Werk ist überhaupt klar gedacht und in der Ausführung rein und gehaltreich. Ein ernster, gründlicher Gedankengang bewegt sich in frischen, konkreten, anregenden Auffassungen. Der begeisterte Grundton entfaltet sich in geistvoller Darstellung. So ist also die Schrift mit gutem Erfolg auf ein Kunstwerk angelegt, und man mufs um so mehr bedauern, dafs sie durch Ungebührlichkeiten des modern-ästhetischen Polytheismus entstellt ist, wie z. B. wenn von dem Gott des Unsinns die Rede ist, wenn Eulenspiegel der Gott einer gewissen Stufe des Lächerlichen genannt wird. Der Genius des Verfs. sollte in der That über diese Modesprache des neuen Polytheismus hinaus sein. Was er S. 167 über das Verhältnifs Gottes zu dem Komischen sagt, gehört unter eine andere Rubrik, nämlich unter die des Verworrenen. Der Verf. verwechselt hier die Vorstellungen, dafs Gott den Scherz verstehe, und dafs der Scherz über ihn zulässig sei. Er ist nämlich dem Gedanken nahe gerückt, dafs auch das Erhabenste ein Gegenstand des Lachens werden könne; es wird ihm aber unmöglich, das letzte Wort in dieser Richtung zu finden oder auszusprechen, und so taumelt er denn in annähernden, verworrenen Aeufserungen, wie geblendet und fern gehalten, um den lichten Punkt der höchsten Majestät herum. Bei einer klaren Fassung des Komischen hätte es ihm nicht widerfahren können, diesen erhabenen und komischen Burzelbaum zu machen; es wäre ihm ausgemacht geblieben, dafs der endliche Geist in den seligsten Scherzen des vollendeten

Selbstgefühls nie über den Geist des absolut Vollkommnen sich erhaben fühlen kann, ohne wieder der Finsternifs zu verfallen.

Von dem einfach Schönen sagt der Verf., es stelle zunächst nur eine einzelne Idee dar, die in einer bestimmten sinnlichen Gestalt zur Erscheinung komme. „Indem es uns aber, schreibt er weiterhin, auf diese Weise die Einheit des Geistigen und Natürlichen auf einem bestimmten Punkte, in einem einzelnen Falle anschauen läfst, so bringt es uns mittelbar die höchste Einheit des Idealen und Realen, also die absolute Idee zur Anschauung. Nur mittelbar, denn die absolute Einheit des Wirklichen und des Idealen kann eigentlich nie auf einem einzelnen Punkte sich erschöpfen und fix und fertig auf die Oberfläche treten, sondern nur die Totalität alles Seienden kann den ganzen Inhalt des Absoluten verwirklicht darstellen, nur das ganze Universum kann der vollkommne Spiegel des göttlichen Lebens sein, wie z. B. nicht ein einzelner Mensch, ein einzelnes Volk die ganze Aufgabe der Menschheit, und am allerwenigsten in einem einzelnen Momente löst, sondern nur die Gesammtheit der Völker im gesammten Verlaufe der Geschichte" (S. 24). Diese Exposition scheint im Grunde die ideale Seite der Schöpfung ganz zu verkennen. Das ist ja eben das Wesen der Idee, dafs in ihr das Unendliche sich spiegelt, dafs sie einen hellen Krystall bildet, durch welchen die höchste Idee ihre Lichtfülle kund gibt. Nicht durch die realistisch summarische Zusammenfassung aller Weltbilder wird Gott gefunden, sondern durch die ideal intensive Erfassung der Gottesbilder im Weltleben. Wer nur in der äufseren Unendlichkeit der Weltentwickelung den vollkommenen Spiegel des göttlichen Lebens finden kann, der hat weit zu laufen durch den unendlichen Raum, und lange zu warten durch die unendliche Zeit, bis er im seligen Schauen Gottes Ruhe gefunden. Die Welt wird nicht durchschaut vermittelst der Umschreitung ihrer Peripherie, sondern vermittelst der Vertiefung in ihren Mittelpunkt, und wenn sie keinen solchen Mittelpunkt hätte, wenn es nicht einen in die Erscheinung tretenden vollkommnen Spiegel des göttlichen Lebens gäbe, wenn nicht die Aufgabe des Lebens ideal gefafst, einmal in einem einzelnen Volke, in einem einzelnen Menschen, in einem einzelnen Momente gelöst erschien, so würde man schwerlich in dem unendlich zerstreuten Weltglanz einen Gottesspiegel, in der unendlich zertheilten Weltmühe eine Gottesruhe gewinnen. Es ist aber festzuhalten, dafs die Schöpfung sich eben sowohl in ihrer idealen Kraft conzentriren, als in ihrer realen Fülle ausbreiten mufs, um den Logos, welcher ihr Grund ist, zu offenbaren.

Es ist uns nicht möglich, mit dem Verf. das Erhabene der Natur oder der Substanz lediglich als das Erhabene des Raums, der Zeit und der Kraft oder streng genommen als ein blofs scheinbar Erhabenes zu fassen, und von dem Erhabenen des Geistes getrennt zu denken. In der Anschauung des Meeres z. B. ist es wohl nicht blofs die scheinbar unendliche Ausdehnung, welche zu der Idee des Unendlichen hinüberleitet, sondern auch die Erscheinung einer aufserordentlichen Kraftentfaltung, einer mysteriösen Schöpfungssphäre. Das Raumgrofse wirkt wohl nie schlechthin nur als das Raumgrofse, sondern immer schon als weite Umfassung einer geweihten Region, die von dem schöpferisch allgegenwärtigen Geiste des Lebens zeugt. Wer möchte in einer erhabenen Gebirgsscene lediglich das Unendliche der Ausdehnung sehen wollen? Wie kann man mit dem Verfasser die Stufen der Pyramide, oder die Abschnitte eines hohen Thurms blofs als Anregungen des Messens der ganzen Gröfse solcher Gegenstände betrachten, und insofern als Veranlassungen, das Gefühl des Erhabenen zu wecken, da ja doch vielmehr durch diese Abtheilungen der kühne Menschengeist, welcher so hoch gebaut hat, zur Erscheinung kommt? Ob das, was der Verf. das Erhabene der Zeit nennt, nur überhaupt zum Erhabenen der Natur gerechnet werden könne, ist vorab noch die Frage. Der Verf. rechnet zum Erhabenen der Zeit, wenn „in dem ernsten Klange der mitternächtlichen Zwölfe uns die Ewigkeit gepredigt wird." Wir möchten die hier bezeichnete Empfindung des Erhabenen in das Gebiet der subjektiven Sphäre hinübernehmen. Wenigstens bringt es die Natur für sich allein zu diesem mahnenden Klange der Zwölfe nicht. Unter der Kategorie des Erhabenen der Kraft läfst der Verf. auch die Zwerge mit auftreten, weil sie furchtbar sind, weil man sich ihre Intelligenz im umgekehrten Verhältnisse zum Körper denkt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 35.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

Ueber das Erhabene und Komische, ein Beitrag zu der Philosophie des Schönen von Dr. Friedr. Theod. Vischer.

(Schlufs.)

Es ist ein genialer Zug, wie sie bei ihm reichlich vorkommen, dafs er die Zwerge hier aufführt. Es scheint aber genau genommen mit den Zwergen so zu stehen, dafs sie etwas Komisches haben, was in das Erhabene überschlägt, während die Riesen mit einem Anschein des Erhabenen auftreten, der in's Komische übergeht. — Ueber das Erhabene des absoluten Geistes hat der Vf. viel Schönes gesagt, wir müssen aber hier am Entschiedensten ihm gegenübertreten, wenn er dieses Erhabene lediglich als das Tragische erkannt hat. Diese Fassung verräth die Krankheit seines Systems, nach welchem der absolute Geist „die beschränkten (subjektiven) Geister eben so sehr aus sich hervorgehn, als auch an ihrer Unvollkommenheit und Relativität zu Grunde gehen läfst" S. 83. — An einer andern Stelle heifst es: „die Schuld ist die *Existenz*, das Heraustreten des Individuums aus der Indifferenz der allgemeinen Lebensquelle, und die Strafe dafür ist, dafs es in den dunklen Grund, aus dem es stammt, zurückgeschlungen wird" (S. 95). Mit solchen philosophischen Keulenschlägen auf die Idee der ewigen Persönlichkeit des subjektiven Geistes, der Individualitäten, mit solchen Verweisungen des lichten Lebensbewufstseins in die Finsternisse des dunklen Grundes, erzielt man keinen wahrhaft tragischen, sondern immer nur einen tragikomischen Effekt. Unter dem Einflusse dieser Voraussetzung ist die Aeufserung des Verfs. entstanden: „der religiöse Glaube hat es versucht, die subjective Gröfse des menschlichen, und die absolute des göttlichen Geistes in einem bestimmten historischen Subjekte zusammenfallen, und einander decken zu lassen, dessen Leiden daher auch nicht als ein verdientes, sondern als ein stellvertretendes aufgefafst wird. Ob sich dies vor der Vernunft halten lasse ist hier nicht zu untersuchen." Vielleicht hätte sich der Verf. an diesem gröfsten Momente der Geschichte auf eine schickliche Weise vorbei machen können; wollte er ihn aber in seiner Theorie anführen, so lag es nahe, hier das *tragisch Erhabene in seiner Erfüllung*, in seiner erschreckendsten und seligsten Erscheinung, und zwar als unbedingte Hingebung des lichtesten, reinsten Menschenlebens an das dunkelste, verhüllteste Walten Gottes, im Gefühl der Weltschuld durch Mitleid, und im Glauben an den verhüllten Frieden Gottes in seinen Gerichten selbst, zu erkennen. An dieser Stelle wäre auch noch ein näherer Aufschlufs über die mysteriöse Idee des Fluches zu erhalten gewesen, welcher gar nicht als eine überall in die Charaktere selbst hineinfallende Nothwendigkeit nach S. 122 zu betrachten ist, sondern im Allgemeinsten wohl als die Verkettung der Schuld in ihren verderblichen Folgen mit dem Leben, so dafs am Ende der reine Mensch die Schuld aller Unreinen in seinem Leben büfsen mufs, weil er durch das Band des Lebens unzertrennlich mit ihnen eins ist. So sind wir also schon mit der Entwickelung des Tragischen selber, wie sie der Verf. gibt, nicht gründlich einverstanden, obschon er vielfach herrliche und ergreifende Saiten anschlägt. Noch mehr aber haben wir gegen die Beschränkung des Erhabenen des absoluten Geistes auf das Tragische einzuwenden. Wir halten es recht vornehm in diesem Punkte mit Goethe: wir beweisen die Unsterblichkeit damit, dafs wir sie nicht entbehren können. Wir halten uns vornehmer noch an das Symbolum der Kirche, und glauben schliefslich an die Auferstehung des Fleisches, und ein ewiges Leben. Das ist ja auch die Seligkeit in dem Gefühl des Tra-

gischen; dafs man bei der Erschütterung, welche der untergehende Held zurückläfst, von der Ahnung der Wiederherstellung, der Wiederbringung ergriffen wird. Es geschieht also im Interesse des Tragischen selbst, wenn wir zu dem Erhabenen des absoluten Geistes auch die Momente des heiter festlichen, des in den Individuen selber triumphirenden göttlichen Lebens rechnen, z. B. die Verklärung auf Tabor, die Auferstehungsgeschichte, das erste Pfingstfest; oder auch verwandte, gröfsere historische Lichtmomente in der Weltgeschichte, z. B. das Feiern der Kreuzfahrer im Anschauen Jerusalems, oder erhabene Festscenen aus der Befreiungsgeschichte Deutschlands. Dafs in dem gegenwärtigen Weltlauf die tragischen Momente des Erhabenen vorwalten vor den heiter festlichen, darf uns nicht irren, da der Grundcharakter des gegenwärtigen Aeons tragisch, mit dem Kreuze gezeichnet ist. In der Welt der Auferstehung aber mufs das Erhabene den Charakter der hehren Heiterkeit haben, und in dem grofsen Chore des individuellen Schönen zur Erscheinung kommen, das harmonisch Schöne mufs in der Beziehung des Erhabenen, in der Hingebung an das Unendliche erscheinen, und die reinen Blitze des Komischen müssen geweiht in den reinen Spielen des unendlich individuellen und mannichfaltigen Lebens fortdauern, harmonisch geeinigt mit dem Erhabenen in derselben Weise, wie die Zufälligkeiten mit der allgemeinen Bestimmung, die Subjekte mit dem absoluten Geiste harmonisch geeinigt sind; sie müssen als die Einzelspiele der ewigen Sophia, die schon bei der Weltbildung vor Gott gespielt hat auf dem Erdboden nach Proverb. 8., offenbar werden, und das grundgütige Walten, welches die Schöpfung durchdringt, in den Freiheiten, Privilegien und heitern Eigenheiten des speziellsten Leben kund thun — und so müssen sie es verbürgen, dafs die alte Sage von dem Götterneide, oder von der Unerbittlichkeit des dunklen Grundes, der das persönliche Leben immer zuletzt als Verbrechen behandeln soll, ein banger und armer Wahn ist, eine tragikomische Figur gegenüber der ewigen Kraft und Heiterkeit des Individuellen, des Subjektiven, des in seiner Persönlichkeit gesicherten, ja zur freiesten Eigenthümlichkeit verpflichteten Lebens. Der Verf. hat keine Beweise für die Schuld, welche in der Endlichkeit selber liegen soll, angeführt. Unser Beweis für die Unendlichkeit des subjektiven Lebens liegt einfach darin, dafs jeder endliche Geist ein spezieller Gedanke Gottes ist, den er so noch nicht gedacht hat (nicht lediglich Gattungswesen sondern Individualität) und dafs Gott seine Gedanken nicht wieder vergessen kann.

Wir hätten noch mancherlei mit dem Vf. zu rechten. Wir wollen jedoch lieber schliefslich die Versicherung wiederholen, dafs sein Werk uns als eine höchst anregende, geistvolle, in seinem Grundton künstlerisch gehaltene Monographie über den betreffenden Gegenstand erschienen ist, und dafs wir nach einem schönen Gedichte von A. Truburg in dem Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten, betitelt *der Wasserfall*, seinen Genius (d. h. seinen Geist in der Kraft seiner Führung) betrachten möchten als den Strom, welcher den hemmenden Felsblock des vulgären Pantheismus, der Lehre von der absoluten Endlicheit des Persönlichen, im Lebensdrang zur Tiefe heitrer Thalauen triumphirend niederkämpft.

Lange, in Duisburg.

XXIII.

Die Oden des Quintus Horatius Flaccus. In den Versmafsen der Urschrift Deutsch mit beigefügtem lateinischem Text von Adolph Friedrich von der Decken. Braunschweig, 1838. *Druck und Papier von Friedrich Vieweg und Sohn.* 2 *Bde.* 8. 1*ster Bd.* X. *und* 317 S. 2*ter Bd.* 204 S.

In einer Zeit, wo das unendlich gewachsene Material der einzelnen Wissenschaften nur innerhalb der Gränzen des Fachs und unter den Händen ihrer bestellten Hüter gedeihliche Bearbeitung verspricht, wo jenseits jener Gränzen die Gemüther von den mannigfaltigen Interessen einer bunten Gegenwart hingerissen wurden, ist es in der That eine eben so seltne als erfreuliche Erscheinung, wenn sich irgend ein kecker Segler an die Küsten eines so verschollenen und industrielosen Eilandes wagt, als heutzutage der überwiegenden Mehrzahl das Alterthum erscheint. Sie ist um

so seltner, wenn er, wie Hr. v. der Decken, einem Stande angehört, der mit den Mitteln, den lebendigen Augenblick zu nutzen, diesen als seinen ausschliefslichen Besitz anzuerkennen gewohnt ist; um so erfreulicher, wenn er nicht nur an den dort inzwischen erworbenen Schätzen in behaglicher Ruhe sich labt, sondern sie der *mitlebenden* Welt mit eigner Anstrengung zuzuführen und geniefsbar zu machen gedenkt. Offenbar ist die *Uebersetzung* das für eine solche Thätigkeit geeignetste Gebiet, hier vermag ein mit productiver Kraft und sprachlicher Gewandtheit ausgerüsteter Geist auch ohne die Mühsamkeit philologischer Studien Erfreuliches, ja sogar relativ Selbständiges zu leisten, wenn er anspruchslos auf die Arbeiten gelehrter Vorgänger sich stützt und bei den von diesen gewonnenen Resultaten sich bescheidet. Das hat in der vorliegenden Uebersetzung der Horazischen Oden Hr. von der Decken gethan, dem eine eigne Constituirung und Exegese des Urtextes so fern lag, dafs er ihrer in der Vorrede mit keinem Worte gedenkt, ja nicht einmal die Recension nennt, der er gefolgt ist. So darf sich denn unsre Beurtheilung nur auf die formale Seite der Arbeit, die deutsche Gestaltung des bereits bekannt vorausgesetzten Textes richten, zumal da der Verf. seinen Zweck selbst angiebt, die Versmafse des Originals treuer und genauer, als es bisher geschehen war, im Deutschen nachzubilden. Demgemäfs theilt er denn auch sein Buch nicht nach Ueberlieferung, noch nach Chronologie, sondern nach den metrischen Schematen in 13 Abschnitte. Zunächst nun erscheint ein solches Vorhaben eben so einsichtsvoll als dankenswerth. Denn uns ist der Vers nicht mehr die goldne Kette, welche der Dichter halb als Schmuck, halb als Fessel schimmernd und klirrend hinter dem Gedanken herschleppt. Vielmehr dient er mit dem letztern eng verwachsen zum Ausdruck desselben eben so unmittelbar und nothwendig, als das Wort: Ein Horaz in Sonnetten und Trioletten mufs, trotz neuerdings wiederholter Versuche, stets eben so lächerlich und geschmacklos sich gebärden, als Cicero's Reden oder Plinius Naturgeschichte in Hexametern. Die deutsche Sprache vermag auch in dieser Weise sich antiker Form zu nähern und mufs es also auch, wenn sie den *Totaleindruck* des alten Dichters dem Deutschen vergegenwärtigen soll. Es entsteht nur die doppelte Frage, 1) wie weit diese Annäherung absolut möglich sei und 2) wenn in der Uebersetzung Wort und Vers sich streiten, welches dem andern weichen müsse.

Fürs erste nun wird die deutsche Sprache stets eine accentuirende bleiben und Ton und Quantität zugleich sich nur nach der *Bedeutung* der Silben richten. Daher gilt eine *deutsche* Länge stets vollwichtiger und kräftiger, als eine antike blofse Quantitätslänge und eine durch Vocaldehnung und Consonantenfülle beschwerte Mittelzeit wird nie zu der Eilfertigkeit einer antiken Kürze sich verflüchtigen. Daher auch irrt sich Herr von der Decken, wenn er dem Klange des Originals dadurch näher zu kommen meint, dafs er in den Choriambischen, Sapphischen und Alcäischen Maafsen die drei auf einander folgenden Längen des Originals möglichst beizubehalten sich bestrebte. Wir erkennen in Versen, die also einsilbige Stammwörter und somit Begriff auf Begriff häufend den Gedanken starr und stramm ruckweise nachzufolgen zwingen, wie: I, 17, 1. *Gott Faun behend eilt oft* vom Lycäus fort. Das. v. 7. *Wegs irr* das *Fraunheer* üppgen *Geisbocks*. III, 2, 1. Den Göttern *fremd Volk* hass' ich und treib' es fort. III, 2, End. *Nicht leicht vom Schelm läfst ab*, der vorflieht (!). IV, 15, 13: Durch welchen *Roms Glanz strahlt*. I, 2, 40: Der *Maur starrt*. I, 4, 13: Bleichenden *Tod's Fufs pocht gleich mahnenden Schlags* an Armer Obdach, — keineswegs die fliefsende Aequabilität des horazischen Numerus. Unser Spondeus ist nicht der Spondeus der Alten, und nicht durch *Beibehaltung* der dem Namen nach gleichen Versfüfse, sondern gerade durch *Modification* derselben in den antiken Metren gewinnen wir eine Annäherung an den beabsichtigten Effect. Wenn also auch die Trochäen des Kloppstockschen Hexameters zu sehr der Bequemlichkeit nachgebend den alten Vers kraftlos und lahm machen, so entsprechen sie doch, wenn ihre Thesis durch schwere Mittelzeiten ausgefüllt wird, wie bei Wolf, Vofs, Platen, Schlegel, dem alten Spondeus viel mehr, als die donnernden Urlängen des gleichnamigen deutschen Fufses, welche bei angemessenen Gedanken die Kraft des Originals allerdings zu einer Höhe steigern mögen, wie sie der alte Dichter vielleicht erstrebte, ohne sie mit seinen Mitteln erreichen zu können, bei herabgestimmtem Ausdruck hingegen oder gar in den Tändeleien eines Liebeslie-

des als wahre Afterbildungen und Carrikaturen erscheinen.

Schwieriger nun ist offenbar die zweite Frage, ob bei streitigen Fällen der Uebersetzer dem Original im Worte, oder in dem gleichberechtigten Metrum untreu werden solle, und in der That ist sie durch keine abstracte Satzung zu beantworten. Denn gerade darin, dafs der Uebersetzer denselben Kampf zwischen Gedanken und Form, den schon sein Vorgänger zu kämpfen hatte, um das Gedicht zu produciren, dessen Beschwichtigung eben das Gedicht selbst ist, wiederholen mufs, grade darin zeigt sich die Uebersetzung als ein Kunstwerk, nicht allein als Copie oder gar Daguerrographischer Abdruck. Der Uebersetzer mufs in einem andern Material, mit den heterogenen Mitteln eines andern Sprachschatzes arbeiten, er mufs, wenn er so schreiben will, „wie etwa Horaz in deutscher Sprache gedichtet haben würde" (S. VII), sich zunächst in die fremde Individualität versenken; aber in seiner Auffassung sowohl des Fremden, als in der Reproduction durch Wort, Wendung, Versmaafs wird er nothgedrungen einen Theil auch seiner Individualität niederlegen. Natürlich wird diese in demselben Maafse zurücktreten, als der Uebersetzer sich mit seinem Vorbilde, das ihm gegenüber stets als Ideal gelten mufs, zu identificiren verstanden hat — Schlechtes und Häfsliches sollte daher nie übersetzt werden. — Wenn daher der Hr. Uebersetzer den horazischen Gedichten von der rhythmischen Seite näher zu kommen meinte, als seine Vorgänger, so bedurfte es kaum der Entschuldigung (S. VI), „dafs dieses strengere und schwierigere von der gewöhnlichen mehr oder weniger bequemen Weise die alten Versarten im Deutschen nachzubilden so sehr abweichende Verfahren es ihm unmöglich machte, so *wörtlich* zu übersetzen, als manche seiner Vorgänger." Wohl aber fragt es sich, abgesehen von dem falschen Wege, den der Vf. zur Erzielung des antiken Rhythmus im Allgemeinen einschlug, ob er innerhalb dieser Gränzen uns Horatius Bild treuer zeige, als Andere. Und da mufs uns zuerst das Geständnifs bedenklich erscheinen (S. VII), dafs er mancher in der deutschen Sprache ungewöhnlicher Wortstellungen sich zu bedienen gezwungen gewesen sei, um die Erreichung seiner „metrischen Zwecke" möglich zu machen. Denn theils ist jedes Dichters nächste Aufgabe Verständlichkeit im Kreise Gleichgebildeter, der Uebersetzer mufs vor Allem diese erstreben, und Abweichung von dem ihm überlieferten Material der Muttersprache darf er nur da sich erlauben, wo auch sein Vorbild Neues mit Glück wagte. Zweitens zeichnet sich aber grade Horaz durch den reinlichen Glanz seiner Kunstwerke aus, die jede Affectation und Verschrobenheit hassen, die Natürlichkeit des Inhalts im leichten Redeflufs dem Herzen zum unmittelbaren Verständnifs zuführen und den Dichter eben darum zum Liebling der Gebildeten aller Zeiten gemacht haben. Aber selbst der Irrthum des Hrn. Uebersetzers, als sei das Werk „des grofsen Römers" nicht auch *dazu* bestimmt gewesen, „beiläufig die Mufse eines flüchtigen Weltmannes zu erheitern" (S. IX), könnte, wenn wir ihn entschuldigen wollten, doch nicht seinerseits zur Entschuldigung des bösen Umstands dienen, dafs wir an manchen Stellen, um nur irgend die Uebersetzung zu verstehen, uns aus dem lateinischen Text Rath erholen müssen. Denn wer verstände ohne diesen (Od. IX, 6, 3 ff.):

Wohl brach Monäses Heer und des Pacorus
Schon zwier den Vorschau trotzenden Römersturm,
Sah's lachend hohnvoll an, wie armes
Kettengeschmeid' es vermehrt durch Siegeraub.

I, 37, 13 ff.

Als kaum der Schiff' eins tilgender Wuth entrann,
Und ihren Irrwahn, Rausch Mareoter-Weins,
Schuf Caesar furchtbar um zur Wahrheit.

II, 1, 25:

So jede Gottheit, welche mit Zeus' Gemahl
Freund Afrer Volks, liefs nimmer gerächtes Land,
Dort sonder Macht; gab hin der Sieger
Enkel dem Tod, zum Vergelt, Jugurtha's.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 36.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

Die Oden des Quintus Horatius Flaccus. In den Versmafsen der Urschrift Deutsch mit beigefügtem lateinischem Text von Adolph Friedrich von der Decken.

(Schlufs.)

Aber die „metrischen Zwecke" beherrschen den Vf. so sehr, dafs er ihnen zu Liebe und besonders um seinen Spondäus zu retten, deutsche Satz- und Wortbildung über den Haufen wirft. Daher Zusammensetzungen, wie: Wandellustbahn (I, 9, 19, areae sollte wenigstens heifsen: Lustwandelbahn), Wahnmuth (I, 16, 19 insani leonis vis), daselbst V. 23. Hinfall, I, 5, 2: Lebart, I, 35, 19: Klammzeug (cunei), II, 5, 2: gleichthun c. acc. (aequare), II, 7, 9: Eilflucht, II, 3, 9: Fichtbaum, II, 11, 7: das Grauhaar (calvities), III, 4, 74: Abstamm (partus), I, 1, 1: Absprofs, IV, 15, 1: Burgsturm, I, 17, 23: u. II, 14, 7: Dreileib, I, 31, 15: Weichkraut (malvae), III, 11, 9: Dreijahrpferd, II, 32, 14: Grofsgott (d. i. Jupiter), II, 8, 5: würde ich glaubsam traun (crederem); darum werden Elisionen gewagt, wie: bereits (I, 6, 5), hindurchwindst (II, 19, 19), Vind'lisches Volk (IV, 14, 8); darum wird der Artikel unzählige Mal sinnentstellend ausgelassen, einfache Verba in einem Sinn gebraucht, den nur ihre Composita mit tonlosem Vorsatz haben können; so I, 16, 1: O Kind an Schönheit *dunklend* der Mutter Ruhm. Daselbst 12: Und keine Windsbraut *trümmernd* die Schiff' im Meer; darum werden Präpositionen verschmäht, wie I, 17, 7:

Das Fraunheer üppigen Geisbocks
Nicht im Gesträuch' auch erbebt den Nattern
Und jenem Raubwolf nimmer die Ziegenbrut.

II, 1, 29: Römischen Blut's gedüngt, II, 12, 3: Purpurn römischen Bluts. Wörter und Phrasen werden verstümmelt:

Lafs kurz den Prachtchor ernster Tragödia
Entfernt vom Schauplatz (paullum)

I, 37, 25: Sieht *kalt* die Wehklag' hallende Königsburg (ausa visere), II, 3, 18: Vom Hof, den *goldfarb'* *wässert* der Tiberstrom. Nomina propria werden endlich mit so undeutschem Accent angewandt, dafs der Verf. um nur leserlich zu werden, Striche und Häkchen zu Hülfe nehmen mufs. So IV, 6, 1: Niobe (sic), III, 12, 6: Lipares, II, 5, 16: Lalages, wobei er selbst nicht Inconsequenz scheut; denn I, 22 erscheint dasselbe Wort in richtiger Quantität. Gespreizte Sätze nun, wie die obigen, dürften selbst bei J. H. Vofs in seiner letzten und verknöchertsten Periode nicht aufzuweisen sein, noch Inversionen, wie diese: I, 29, 1:

Was reichen Goldberg' jetzo dem Araber
Mifsgönnst und Feldzug, Iccius, rüstest du.

II, 2, 20:

Trotz dem Volkswahn tilgt den Phraat, der zwier auf
Kyrus Thron stieg, weg aus der Zahl Beglückter,
Und den Wortbruch straft, der verfälscht, den Pöbel
Warnend, die Tugend.

I, 9 z. Ende:

Ein Pfand geraubt ward's schönem Aermchen,
Oder der schwach sich gesträubt, dem Finger.

Wer aber einmal eine solche Unnatur zulassen konnte und durch Uebung sich noch darin heimisch machte, bei dem ist es nicht zu verwundern, dafs er zuletzt selbst eine Schönheit darin sieht. „Theils habe ich," sagt der Vf. S. VII, „sie (die ungewöhnliche Wortstellung) absichtlich gesucht, weil meines Bedünkens das Ungewöhnliche dieser Wortstellungen dem Vers einen eigenthümlichen Klang und originellen Anstrich giebt und ihn mehr, *als sonst etwas* (?) über den Ausdruck der gewöhnlichen Prose erhebt." Und demgemäfs finden wir Anwendung jener Wort- und Satzverrenkungen auch ohne Versnoth durch das ganze Buch hin. Die Unnatur wird zu gleichmäfsiger Manier. Lycidas, quo calet iuventus nunc omnis (I, 4, zu Ende) wird Lycidas, der jeden Jüngling *brennt*. Statt einfacher Kühe II, 16, 30: „brüllt *reiche Kuhtrift* dir *daher* vom Eryx." Aus vino (I, 5, 5) wird „Becherumgang." Volltönende

Wortformen sollen zu diesem Phrasentumult accompagniren. Daher wird die „*Musa*" (II, 10, 18), die „*Tragödia*" (II, 1, 9) aufgeboten. Griechische Namen: *Kekrops*, *Alkaios*, *Persephone* wechseln geschmacklos mit lateinischen, und III, 11, 17 ruft der Uebers. recht im kirchlichen Gesangbuchston: „*Melodei, spiel auf, Melodei!*" (dic modos). Dazwischen kreischt dann aber als arge Dissonanz ein triviales Wort, wie „*handthieren*" (II, I, 7; in derselben Schreibart wiederkehrend II, 13, 9) und um Horatii deutsches Gewand noch buntscheckiger zu machen, wird hin und wieder ein moderner Gebrauch und Begriff eingeschwärzt, davon der Alte nichts weifs. So lernen wir II, 14 z. Ende: „die Glasur des Estrichs" kennen, I, 31, 10 wird der selige Mann, von dem im Text kein Wort, hinzugesetzt, (vgl. I, 1 gegen Ende: „der Gestirne *Dom*" (sidera) IV, 15, 6: „Roms Panier einst prangend im Partherdom" (Parthis postibus)). An sonstigen Ungenauigkeiten des Ausdrucks kann es nach dem Obigen nicht fehlen und wir dürfen hierüber, wie über exegetische Irrthümer, wenn er sie nur mit Andern theilt, nicht einmal mit dem Hrn. Uebers. rechten. So wenn er I, 31, 2 patera „gewundener Krug" übersetzt, von den per Syrtes iter *aestuosas* sagt: „*heifsen* Flugsand *wall'* ich hindurch Cyrene's," als lägen die Syrten auf dem Lande; wenn er II, 15, 15 privati „Quiriten" übersetzt (das aber sind die Römer grade als versammelte Volksgemeinde), oder endlich I, 37, 20: daret ut catenis fatale monstrum mit Vernichtung des schönen Bildes wiedergiebt: „dafs er schläng' in Fesseln Rom's grimmen Unstern."

Wenn sich also nach dem Bisherigen ergeben dürfte, dafs der Versuch des Verfassers seinen Landsleuten den Römer in würdigerer Gestalt vorzuführen als mifsglückt zu bezeichnen ist, so verdient doch immer die Uneigennützigkeit Anerkennung, die sich nicht nur in dem eben so schwierigen, als undankbaren Unternehmen selbst ausspricht, sondern in der wahrhaft prachtvollen Ausstattung des Buchs, dessen Kosten, wie es scheint, die Buchhandlung nicht übernommen hat. Von Druckfehlern haben wir nur bemerkt S. 63, 4 v. u. besiegen statt *besingen*, Th. II, S. 41, 1. Stammes statt *Stamms*.

Dr. Hertzberg, in Stettin.

XXIV.

Leben des h. Thomas von Canterbury, Altfranzösisch, herausgegeben von Immanuel Bekker. Berlin, 1838.

Hr. Prof. Bekker, welcher der romanischen Litteratur durch Herausgabe verschiedener epischer Werke bereits sehr dankenswerthe Dienste geleistet, theilt uns hier aus den Schätzen der Guelferbytana eine poetische Biographie mit, welche bis dahin, so viel Ref. weifs, nur aus einer bibliographischen Notiz in Eberts Ueberlieferungen bekannt war und von welcher sich eine zweite Handschrift im brittischen Museum befinden soll. Erstere ist unvollständig und ermangelt leider schon des Anfangs: wir finden uns sogleich mitten in den Streit versetzt über die Frage, ob Geistliche nach weltlichen Gesetzen zu richten seien, und nach einem neuen Defekt in der Handschrift sehen wir den Erzbischof bereits in der Versammlung zu Northampton (hier Norhantune genannt). Der Hr. Herausgeber nennt das Gedicht ein philologisch wie historisch merkwürdiges. In wiefern es historisch merkwürdig sei, dies auszuführen, mufs Ref. dem Geschichtsforscher überlassen: dafs dem Buche unter den Quellenschriften über jene folgenreichen an das Leben des Erzbischofs von Canterbury sich knüpfenden Ereignisse eine vorzügliche Stelle eingeräumt werden müsse, scheint keinem Zweifel zu unterliegen. Willkommen für die Beurtheilung des geschichtlichen Werthes dieser Biographie sind die Aufklärungen, welche der Verf. über seine Person und seine Tendenz am Schlusse mittheilt. Er nennt sich Guernes li clers del Punt (Guernon du Pont würde man jetzt sagen), aus Frankreich gebürtig und bemerkt in einem Zwischensatze, dafs er dem Erzbischof gedient habe (Dieu pri e le martir, que j'ai servi maint jur). Ueber Ort und Zeit der Abfassung gibt er die genausten Umstände an. Er begann das Werk zwei Jahre nach dem Tode des Heiligen und verwandte vier Jahre darauf, d. h. also von 1172—76; er schrieb es zu Canterbury zum Theil am Thomas Grabe. Eifrig verwahrt er sich gegen den geringsten Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit: seine Quellen, sagt er, seien vornehmlich die Berichte der Vertrauten des Erzbischofs gewesen; er habe sich so streng an die Wahrheit gehalten, dafs er manchmal um jeden Irrthum zu beseitigen, schon Niedergeschriebenes wieder ausgelöscht habe; alle Schrift-

steller, welche in romanischer oder lateinischer Sprache die Sache anders darstellten als er, sündigten an der Wahrheit. Es versteht sich, dafs ein Dichter, der sich die Verherrlichung eines solchen Mannes sichtbarlich zum Ziel gesteckt, nur eine Partheischrift liefern konnte; allein er thut diefs mit einer Klugheit und Mäfsigung, die den Dichtern des Mittelalters, welche für irgend eine politische Ansicht Parthei ergriffen, nichts weniger als gewöhnlich war. Indem er die Anmafsungen der Hierarchie als gerecht und vernunftgemäfs vertheidigt, will er der monarchischen Gewalt auf keine Weise zu nahe treten und weifs es am Ende so einzurichten, dafs das Königthum in seiner Fügsamkeit nur zu gewinnen scheint; eben darum erwartete er von der königlichen Familie selbst noch belohnt zu werden (S. 169, Strophe 1). Der Verf. hätte seinen Bericht gar wohl in schlichter Prosa abfassen können, allein die poetische Form verhiefs bei einem Publicum, das auch die Geschichte in dieser Form zu hören gewohnt war, leichteren Eingang und gröfsere Wirkung; überdies mufste sie ihm als die seines Themas würdigere erscheinen. Denn im Grunde galt es ihm weniger um die Person des Erzbischofs von Canterbury, als um die Lösung der wichtigsten Frage der Zeit, das politische Verhältnifs der weltlichen und geistlichen Macht, zu welchem Zwecke er nicht allein die Reden und Gegenreden beider Partheien ausführlich mittheilt, sondern auch seine eigne der Kirche ganz ergebene Polemik aufbietet. Ganz im Sinne seines ernsten, didactischen Gesichtspunctes verschmäht daher der Verfasser, wiewohl er in der wahren Blüthezeit der französischen Epik lebte, allen dichterischen Schmuck, welcher damals aus den Darstellungen der Phantasie in die der Wirklichkeit überzugehen pflegte; seine Erzählung ist nüchtern und umständlich, im Ganzen unterhaltend und gebildet, so dafs sich diese Biographie, die mit den zahlreichen gereimten Heiligenleben nichts gemein hat, den nun mit rühmlichem Eifer wieder an das Licht gezogenen poetischen Chroniken der Franzosen und Provenzalen würdig an die Seite stellt und einen ergänzenden Theil derselben bildet. Um nun auch etwas von unserm Dichter zur Schau zu stellen, wählt Referent die wichtigste historische Stelle des ganzen Buches, die Abfassung jener bekannten Aeufserung, welche König Heinrich in gerechter Entrüstung über die neuen übermüthigen Angriffe des schon begütigten und wieder eingesetzten Prälaten that und die den Tod desselben zur Folge hatten (S. 131). Das Kräftige, fast Poetische dieser Stelle ist bemerkenswerth: der Dichter scheint auf einen Augenblick den Unwillen des Königs zu theilen:

Uns huem, fait lur li reis, qui a mun pain mangié,
qui à ma curt vint povres e mult l'ai eshalcié,
pur mei ferir as denz ad sun talun drecié;
trestut mun lignage ad e mun regne avillié.
li duels m'en vait al quer, nuls ne m'en a vengié.

Hume in seiner Geschichte von England berichtet darüber: the king himself being vehemently agitated, burst forth into an exclamation against his servants, whose want of zeal, he said, had so long lefs him exposed to the enterprises of that ungrateful and imperious prelate. Hierauf verbanden sich „die Besfen des Hofes," deren Namen der Verf. aus Schonung verschweigen will, vermittelst einer blutigen Eidformel, den Widersacher aus dem Wege zu räumen:

Dunc jurerent par sainz e entreaflé sunt,
qu' en tuz les lius del siecle, à trover le purrunt,
par desuz le mentun la lengue li trarunt
e les oilz de sun chief ansdous li creverunt;
ja mustier ne altel ne tens n'i guarderunt.

Die That wird nachher von vier Rittern vollzogen und findet sich hier bis auf den kleinsten Umstand beschrieben. — Eine angehängte Wundergeschichte des Heiligen in vierreimiger Strophe ist wohl von einem andern Verfasser, da sich Guernon durchaus der fünfreimigen bedient.

Auch die philologische Seite des Buches verdient Beachtung. Der Verfasser selbst vergifst nicht, seine Sprache gut zu nennen, und scheint in der That viel Sorgfalt auf den Ausdruck verwandt zu haben. Ref. notirt einige grammatische Züge. Seltsam wird papa stets mit dem weiblichen Artikel la begleitet, wozu die Endung a verführt haben mufs. Für li plusur, li meillur steht zuweilen li plus = ital. i più und li mielz. Die 1. Pers. Plur. des Futurs iermes = lat. erimus, eine sehr seltne, auch der Chanson de Roland bekannte Form, erscheint S. 24. Vers 10. Die merkwürdige Bildung Francur aus dem latein. Genitiv Francorum, auf welche Hr. B. schon früher einmal aufmerksam gemacht hat, wird hier ganz adjectivisch gebraucht: les reis l'Engleis ne le Francur. Die zierliche Unterdrückung des Genitivzeichens findet sich sehr häufig angewandt; sie macht

Umstellungen möglich, wie la rei prisun für la prisun de rei. Auch dem Lexicon wachsen manche neue oder wenig übliche Wörter zu. Ensoffimer z. B. (S. 44.) erinnert sich Ref. nirgends gelesen zu haben und seine Deutung würde schwierig sein, wenn es aus S. 101 nicht klar wäre, dafs es aus ensofismer (durch Sophismen hintergehen) entstellt sei. Seltnere Adverbia sind nuitanter (bei Nachtzeit, mittellateinisch noctanter), ensement (provenz. ensamen), ainc für onc (prov. anc), neinsi (einsi, neufranz. ainsi, vielleicht mit vorgesetztem en, wie prov. enaissi). Nicht recht klar ist giens (S. 29); es könnte als Adverbium für gent = neufranz. gentiment gelten, wiewohl es auf den ersten Blick an das prov. gens, Verstärkung der Negation, erinnert, die sich aber im französ. noch nicht gefunden zu haben scheint.

Die Einrichtung des Textes verräth überall die sichere Hand des Critikers; kein französischer Philologe würde seine Aufgabe besser gelöst haben. Obenhin betrachtet scheint es eine gar leichte Arbeit, eine altfranzösische Handschrift heraus zu geben, allein genauer angesehen hat die Sache so gut ihre Schwierigkeiten wie alles Herausgeben aus Handschriften: auch hier wird Grammatik und Wortkenntnifs vorausgesetzt, zu welchen aber nur ein aufmerksames Studium zahlreicher Denkmäler führt. Ohne sorgfältige philologische Vorbereitung werden Misgriffe aller Art hervortreten: Ebert z. B., der mit dem Handschriftenlesen vertraut genug und in der Sprache ziemlich geübt war, hat von unserm Gedichte nicht eine Strophe richtig mitzutheilen vermocht. In einem Punkte würde Ref. von Hrn. B's. Schreibweise abweichen: für i und j, u und v nur die vocalischen Zeichen zu setzen, d. h. ia oder beiure für ja, beivre zu schreiben, ist eine diplomatische Genauigkeit, die auf Kosten der grammatischen erreicht wird. In andern Sprachen mag dies angehen, allein im französischen hat sich wenigstens j phonetisch so entschieden von i getrennt, dafs ihm in einem lesbar gemachten Texte sein eignes Zeichen nicht vorenthalten werden sollte, wiewohl die consonantische Geltung von i, wie auch von u, hin und wieder zweifelhaft sein kann. An einigen wenigen Stellen läfst sich etwas gegen die Verbindung oder Trennung der Wörter erinnern: für en soffimer (S. 44) ist ensoffimer, für en personez (S. 50) ebenso enpersonez (mittellat. unpersonatus) zu setzen. Umgekehrt scheint es nicht statthaft, jamar (S. 7. jamar entendra mais) statt ja mar zu schreiben, da ja zunächst mit mais verbunden gedacht werden mufs; auch hat Hr. B. selbst in früher edirten Texten (Ferabr. S. 163b oben) die Trennung vorgezogen. S. 12 steht fist al seignur acreire; genau genommen aber ist à von creire zu trennen. Faire wird zwar sonst durchaus mit reinem Infinitiv construirt; nur die Infinitive croire und savoir pflegen die Präposition à zu sich zu nehmen (vergl. althochdeutsch tuon zi wizzanne, zu wissen thun) und aus diesem Gebrauche ging die unrichtige Schreibung faire accroire, ital. fare accredere, fare assapere hervor, unrichtig, weil accredere (in der Bedeutung glauben) und assapere aufser dieser Verbindung unerhört sind. — Auf die Interpunction ist alle Sorgfalt verwandt, zumal der Gebrauch des Apostrophs ziemlich gleichmäfsig durchgeführt (S. 144, V. 22. für quil lat ist doch wohl qu'il l'at zu schreiben). Die Inclinationen werden dem minder geübten Auge immer Schwierigkeiten entgegensetzen, die selbst durch keine Interpunction zu beseitigen sind: hierher gehört vornehmlich der Fall, wenn sich ein Nomen mit seinem Artikel zwischen Präposition und Infinitiv drängt wie in dem Verse que mis curages est del martire suffrir d. i. de suffrir le martire, provenz. del sieu ric pretz poiar für de poiar lo sieu ric pretz. S. 7. Zeile 4 gibt einen Satz ohne Verbum (entresait ist Adverb.): man setze Zeile 3. Comma statt Punct und nehme Zeile 4. als erklärenden Zusatz. In derselben Strophe ist clere für clerc Schreib- oder Druckfehler, so wie S. 13. Z. 10. nunt für vunt, S. 66. Z. 9. ges muthmafslich für mes. Einige philologische Anmerkungen, wie sie Hr. B. z. B. dem Ferabras beigefügt hat, wären bei unserm nicht überall leichten und doch für ein gröfseres Publicum bestimmten Gedichte höchst willkommen gewesen; aber auch ohne diese schätzbare Zugabe werden alle, die sich mit Sprache, Poesie und Geschichte des Mittelalters beschäftigen, diese neue Bereicherung ihrer Litteratur mit wahrem Danke empfangen.

Fr. Diez.

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

XXV.

1. *Empedoclis Agrigentini carminum reliquiae. De vita eius et studiis disseruit, fragmenta explicuit, philosophiam illustravit Simon Karsten etc. Amstelodami*, 1838. *Sumtibus Johannis Müller.* 8. 557 S.
2. *Theodori Bergkii commentatio de prooemio Empedoclis. Ankündigungsschrift der am* 28. *Septbr.* 1839 *zu haltenden öffentlichen Prüfung u. s. w. Berlin*, 1839. 4. 34 S.

Hr. Karsten hat es unternommen, die schriftlichen Ueberreste derjenigen Philosophen, welche Platon voraufgingen, in einer Reihe von Monographien zusammenzustellen. Der Haupttitel seines Werkes ist: philosophorum graecorum veterum, praesertim qui ante Platonem floruerunt, operum reliquiae. Das erste Volumen dieser Sammlung, welches in zwei Abtheilungen erschienen ist, enthält die Fragmente des Xenophanes und Parmenides. Mit dem zweiten Volumen haben wir die oben angekündigten Fragmente des Empedokles erhalten. In den folgenden Lieferungen werden Anaxagoras, Herakleitos, Demokritos erscheinen, denen sich die Pythagoräer Philolaos und Archytas, und vielleicht auch Einiges von den Orphikern anschliefsen wird. Ein solches Unternehmen kann um so dankeswerther erscheinen, je mehr der Verf. von der Gewohnheit derer sich entfernt, welche dergleichen Sammlungen weitschichtig anlegen und ihnen ein architektonisches Aeussere geben zu müssen glauben. Mit der Masse von Gelehrsamkeit, die gewöhnlich dabei aufgeboten wird, ist der hier zu beabsichtigende Zweck nicht erreicht. Wir stehen hier auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie und begrüfsen in jeder Monographie einen jener Heroen, welche in das Wesen der Dinge, der Natur und des Geistes eingedrungen sind und nach dem Gesetze der Entwickelung des Weltgeistes zu dem Schatze unserer Vernunfterkenntnifs beigetragen haben. Was vor unserer Vorstellung vorübergehen soll, sind die Thaten des freien Gedankens. Diese sind nicht ein Vergängliches, wie das zeitliche Leben des Individuums, das sie hervorgebracht hat; sie sind das Bleibende und noch ebenso gegenwärtig, wie zur Zeit ihres Hervortretens. Denn sie sind Wirkungen des unvergänglichen Wesens des Geistes. Und solche Erkenntnifs ist eben deswegen nicht eine Gelehrsamkeit. Jede einzelne Philosophie ist aber ein Glied aus der Kette der Entwickelung des denkenden Geistes und so an sich in ihrer Beschränktheit befangen. Das einzelne System verliert an Interesse nur da, wo es nicht als ein Moment der anderen betrachtet wird, wo die Weise, wonach es sich als Selbstständiges setzte, nicht wieder aufgehoben wird. Was daher dem Unternehmen des Hrn. Karsten einen günstigen Standpunkt giebt, ist das Zusammenfassen mehrerer aufeinanderfolgender Philosophien, welche in so fern ein organisch fortschreitendes Ganzes bilden können, als sie nicht durch willkürliche Behandlung gestört werden. Darauf scheint nun Hr. Karsten nicht besonders eingehen zu wollen; er macht wenigstens keinen Gebrauch davon, wenn er gleich dafür sorgen will, ut omnes inter se ordine quodam cohaereant. Wie dies aber gemeint sei, läfst sich schon daraus entnehmen, dafs die eleatische Schule den Anfang macht und Herakleitos unter Empedokles und Anaxagoras herabgesetzt wird. Herakleitos hat auch in der Geschichte der Philosophie das eigenthümliche Schicksal gehabt, von einer Stelle zur andern wandern zu müssen. Die Beziehungen, welche hierüber entschieden, sind meist sehr oberflächlich; und die Ansicht, als ob die Philosophie in den Stufen der Idee eine andere Ordnung haben müsse, als die Ordnung, in welcher diese Begriffe in der Zeit hervorgegangen sind, ist im Ganzen unbegründet. Aber die absichtslose Ver-

nachläfsigung des Chronologischen ist in unserem Falle weniger tadelnswerth. Das Fortleitende ist die innere Dialektik der Gestaltungen, und die Geschichte der Philosophie weiset die Reihe der einzelnen Philosophien als Systematisirung der philosophischen Wissenschaft selbst nach. Nur findet hierbei der ordo quidam des Hrn. Karsten keine genügende Rechtfertigung.

Die Anordnung der vorliegenden Ausgabe der Fragmente des Empedokles ist nun folgende: von S. 1—78. handelt Hr. Karsten von den Lebensumständen des Philosophen. Hierauf folgen die Fragmente mit gegenüberstehender lateinischer Uebersetzung S. 84—155, an welche sich ein reichhaltiger Kommentar anreihet, S. 159—304. Den Schlufs macht eine in Paragraphen fortlaufende Abhandlung über die Philosophie des Empedokles, S. 307—517. Unsere Betrachtung der Leistung des Hrn. Karsten läfst sich sonach auf zwei Momente vertheilen, auf die kritische Behandlung der Fragmente und auf die Darstellung der Philosophie des Empedokles.

I. Die Behandlung der Fragmente bietet zwei Seiten der Betrachtung dar. Die eine Seite betrifft Zusammenstellung und Verknüpfung der Fragmente dem Inhalte nach; die andere Kritik und Hermeneutik des Textes.

1. Von den zahlreichen Werken, welche dem Empedokles zugeschrieben werden, sind uns durch Citationen der Alten zwei gröfsere Werke näher bekannt, das *περὶ φύσιος* und die *καθαρμοί*. Ersteres ist sein Hauptwerk. Nach den Citationen ist die Eintheilung desselben in drei Bücher anzunehmen, wovon das erste *κοσμοποιΐα* betitelt gewesen zu sein scheint (Aristot. Phys. II. 4.). Um eine Basis für die Zusammenstellung der einzelnen Fragmente zu gewinnen, legt. Hr. Karsten die von Diogenes überlieferte Eintheilung des Herakleitischen Werkes *εἰς τρεῖς λόγους, τὸν περὶ τοῦ παντὸς, πολιτικὸν, θεολογικὸν* zum Grunde. Die Zweifel, welche gegen eine solche Eintheilung bei Herakleitos erhoben werden können, sind dahin zu berichtigen, dafs die gegebenen Titel keineswegs von Herakleitos selbst herrühren, sondern wahrscheinlich von der stoischen Schule, welche die verschiedenen in dem Werke selbst nicht fixirten Momente im Allgemeinen zu bezeichnen suchte. Deshalb sind sie aber nicht zu verwerfen und können zu einer summarischen Uebersicht allerdings dienen, diefs um so mehr, da aus den Citationen des Empedokles, welche bis in das dritte Buch gehen, eine ähnliche Eintheilung hervorgeht. Man hat glauben wollen, die *καθαρμοί* seien ein Theil der Bücher über die Natur gewesen. Diese Meinung hat Hr. Karsten mit Recht zurückgewiesen. Die *καθαρμοί* haben offenbar einen andern Zweck, wenn sie gleich in vielen Stücken mit dem Hauptwerk übereinstimmen. Die Bücher der Physik sind einem berühmten Arzte, dem Pausanias, gewidmet (Vs. 54.). In den *καθαρμοῖς* hingegen spricht Empedokles zum Volke; daher *ὦ φίλοι*, welche Anrede (Vs. 407 ff.) Hrn. Karsten veranlafste, das Fragment unter die Ueberreste dieses Werkes aufzunehmen. Sonst läfst sich freilich nicht immer ermitteln, ob das Fragment wirklich den *καθαρμοῖς*, und nicht vielmehr der Physik angehöre. (Vs. 9. 10. 364—377.). Im Ganzen finden wir in der Zusammenstellung, wie sie Hr. Karsten giebt, ohne Vergleich mehr Einheit und Ordnung als bei den früheren Herausgebern. Jedem der Fragmente aus der Physik den ihm gebührenden Platz anzuweisen, ist unmöglich, es zu wollen, lächerlich. Hr. Karsten stellt den Fragmenten ein Inhaltsverzeichnifs vorauf, wonach sich für die Physik folgende Abtheilungen ergeben:

Exordium. De naturae primordiis. De mundi et rerum humanarum ortu. De humana progenie et natura. De rebus divinis. Und diefs ist genügend. Auf diese Reihe von Fragmenten läfst er folgen, was entweder entschieden oder nach wahrscheinlichen Beziehungen zu den *καθαρμοῖς* gehört. Hierauf folgt ein Fragment, das sich als aus dem *ἰατρικὸς λόγος* (Diogen. Laert. VIII. 77.) entnommen ankündigt, wobei Hr. Karsten (S. 71.) passend an die Stelle des Aristot. Poët. 1. erinnert. Den Schlufs bilden *ἐπιγράμματα, σύμμικτα, ἀποφθέγματα*. Was uns nun hier befremdet, ist, dafs wir die Stelle Platons Gorg. 493. A. als hierher gehörig unter die *σύμμικτα* (S. 154.) aufgenommen finden. Man kann zuerst mit Recht fragen, woher Hr. Karsten wisse, dafs Platon unter *τὶς τῶν σοφῶν* den Herakleitos verstanden habe und dafs der Erfinder des ersten Wortspieles ein anderer sei als der *κομψὸς ἀνὴρ, ἴσως Σικελός τις ἢ Ἰταλικός*, welches letztere doch offenbar nur eine weitere Ausführung der ersteren Angabe ist, was schon aus dem *ἄρα* erhellt. Es ist der Ironie des Sokrates eigen, alles durch Hörensagen zu wissen und es steht ihm wohl an, erst kurz *τινὰ τῶν σοφῶν* zu nennen, von dem er die Lehre erfahren habe, dann seine

Quelle näher zu bezeichnen, in dieser Bezeichnung aber wieder zweideutig zu verfahren. Die Kritik des Hrn. Karsten ist merkwürdig genug, um hier vollständig ausgeführt zu werden.

In hac Platonis sententia illud quod primum memoratur, ὡς τὸ μὲν σῶμά ἐστιν ἡμῖν σῆμα, ad Heraclitum pertinere constat; quis vero intelligendus sit ille κομψὸς ἀνήρ, qui libidinem, propter insatiabilem eius cupiditatem, quasi πίθον τετρημένον, idemque stolidos et improbos ἀμυήτους vocaverit, ab eruditis dubitatur. Schol. Ruhnk. p. 119 sq. Empedoclem intelligit, haec annotans: Σικελικὸς (Σικελός) δ' ἢ Ἰταλικός, οἷον Ἐμπεδοκλῆς. Πυθαγόρειος δὲ οὗτος ἦν, ὑπῆρχε δὲ καὶ Ἀκραγαντῖνος· .... Σικελὸν δὲ ἢ Ἰταλικόν φησιν, ἐπειδὴ πλησίον Σικελίας ὅ τε Κρότων καὶ τὸ Μεταπόντιον, αἱ πόλεις, οὗ οἱ Πυθαγόρειοι διέτριβον, αἵ τῆς Ἰταλίας εἰσίν. Eundem intelligit Olympiodorus. Cum his e recentioribus consentiunt Tiedemann et Stallbaum. in h. l. Dissentit Boeckh. Philol. p. 187 sq. qui Philolaum potius significari putat. At in Philolaum, etiamsi ipsum illud dictum congrueret, non tamen congruit hocce Σικελός τις ἢ Ἰταλικός, quippe quem Metapontinum, Italum certe fuisse omnes conveniunt. Neutrum probatur Astio in h. l. — — — Jam vero in neminem hoc alium nisi in vatem Siculum, Empedoclem dico, convenire mihi dubium non videtur. Primum in quem congruit illa appellatio Σικελός τις ἢ Ἰταλικός, nisi in Empedoclem, qui natione Siculus idemque Italicorum familiae quasi affinis fuit? cf. quae dixi supra p. 44 sq. Deinde istud παράγειν τῷ ὀνόματι, vocabula et vocabulorum significationes deflectere, omninoque rhetoricae argutiae Empedocli non alienae. — His alia accedunt. Empedoclem tacite hic a Platone significari, vel ideo probabile est, quod ille Gorgiae, qui huic dialogo intererat, magister fuit, atque adeo illius argutiis irridendis simul ipse Gorgias leniter perstringebatur, ut recte animadvertit Stallbaum. Praeterea uti hoc loco, sic et alibi Heraclitus et Empedocles coniunctim memorantur, ut Sophist. p. 242 D. ubi — Ἰάδες Μοῦσαι Heraclitum, Σικελικαὶ Empedoclem significant. Denique non est nihili putanda veterum interpretum, Olympiodori et Scholiastae, auctoritas, qui si per se parum locupletes auctores habendi sunt, at haud dubie ab antiquioribus illud hauserunt.

Hr. Karsten geht also von der Meinung aus, dafs τὶς τῶν σοφῶν der Erfinder des einen Wortspieles und κομψὸς ἀνὴρ der des andern sei, und hält es für ausgemacht, dafs der erstere Herakleitos sei; über den andern seien die Ansichten getheilt. Um hier sogleich den Leser für seine Bewegung einzunehmen, stellt er die Worte des Scholiasten voraus, welcher Empedokles nennt. Hr. Böckh weiset zwar Philolaos als den hier bezeichneten nach; indefs Philolaos könne hier nicht gemeint sein; denn dazu stimme nicht Σικελικός τις ἢ Ἰταλικός. Es mufs also durchaus ein aus Sicilien Stammender gemeint sein. Ueber das Ἰταλικὸς geht Hr. K. rasch hinweg, ohne dafs er durch seine eigene Bemerkung „quem Metapontinum Italum certe fuisse omnes consentiunt" in seinem Beginnen aufgehalten würde; eine Bemerkung, welche übrigens selbst nicht genau ist; denn hier war vor Allem die Vaterstadt des Philolaos zu nennen; diese ist aber nicht Metapontum, sondern wahrscheinlich Kroton. Da er aber selbst einsieht, dafs das Zeugnifs des Scholiasten und des Olympiodoros kein Gewicht habe, so erklärt er, dafs Σικελός τις ἢ Ἰταλικὸς nur auf Empedokles bezogen werden könne, qui natione Siculus idemque Italicorum familiae quasi affinis fuit. Das ist aber nichts weiter als eine Versicherung, kein Beweis. Denn warum sollen die beiden Bezeichnungen auf Ein Individuum fallen? Auch ist die disjunktive Form nicht zu übersehen. Der Gemeinte kann gerade ein Italer und das scherzhafte ἴσως Σικελός τις kann, wie Buttmann sehr schön bemerkt, eine flüchtige Anspielung auf Timokreon's Verse (Hephaest. p. 40.):

> Σικελὸς κομψὸς ἀνὴρ
> ποτὶ τὰν ματέρ' ἔφα

sein. Und diefs gewinnt an Wahrscheinlichkeit gerade dadurch, dafs das Wortspiel von σῶμα und σᾶμα ursprünglich von Philolaos herrührt. Hr. Böckh hat in seinem Philolaus (S. 181.) die Stelle aus Clemens (Strom. III. p. 433 A. Sylb.) und Theodoretos (Gr. aff. cur. V. S. 821. Schulz.) beigebracht: ἄξιον δὲ καὶ τῆς Φιλολάου λέξεως μνημονεῦσαι· λέγει δὲ ὁ Πυθαγόρειος ὧδε· μαρτυρέονται δὲ οἱ παλαιοὶ θεολόγοι τε καὶ μάντιες, ὡς διά τινας τιμωρίας ἁ ψυχὰ τῷ σώματι συνέζευκται καὶ καθάπερ ἐν σάματι τούτῳ τέθαπται. Wenn aber diesem das erste Wortspiel beigelegt wird, so ist natürlich, dafs das folgende eben demselben als Eigenthum verbleibe, da, wie oben bemerkt worden, kein Wechsel der Person eintritt. Das zweite ist im Allgemeinen auch mit dem ersten eng verbunden; denn es heifst in der Relation des Erzählenden, ὡς νῦν ἡμεῖς τέθναμεν καὶ τὸ σῶμά ἐστιν ἡμῖν σῆμα,

τῆς δὲ ψυχῆς τοῦτο, ἐν ᾧ ἐπιθυμίαι εἰσὶν, τυγχάνει ὂν οἷον ἀναπείθεσθαι καὶ μεταπίπτειν ἄνω κάτω. Diese Lehre wird nur durch die redselige Weise des Sokrates unterbrochen, der den Erfinder näher bezeichnen will: *καὶ τοῦτο ἄρα* u. s. f. Die weiteren Gründe, welche Hr. K. für seine Meinung anführt, zerfallen sonach von selbst. Dafs auf den Sikuler Empedokles das *παράγειν τῷ ὀνόματι* bezogen werden kann, ist wahr; aber damit wird gegen das oben beigebrachte Zeugnifs nicht erwiesen, dafs es nicht auch auf den Italer Philolaos passe. Eben so wenig kann man nun weiter auf das Folgende Rücksicht nehmen, „Empedoclis argutiis irridendis simul ipsum Gorgiam leniter perstringi," oder „etiam alibi Heraclitum et Empedoclem coniunctim memorari." Alles diefs scheitert an der richtigen Exegese der Platon'schen Stelle. Und wenn Herakleitos auch Aehnliches gesagt hat, wie nach Sext. Pyrrh. Hypot. III. 24. §. 230. *ὅτε γὰρ ἡμεῖς ζῶμεν, τὰς ψυχὰς ἡμῶν τεθνάναι καὶ ἐν ἡμῖν τεθάφθαι, ὅτε δὲ ἡμεῖς ἀποθνήσκομεν, τὰς ψυχὰς ἀναβιοῦν καὶ ζῆν,* so kann er doch aus dem einfachen Grunde hier nicht beigezogen werden, weil Sokrates den Erfinder als einen *Σικελὸς ἢ Ἰταλικὸς* bezeichnet.

Die Erklärung der Platon'schen Stelle, wie sie Hr. Böckh im Philolaos giebt, ist nicht aus der Luft gegriffen. Sie beruhet erstlich auf dem unverwerflichen Zeugnisse der Alten, wonach das Wortspiel mit *σῶμα* und *σᾶμα* dem Philolaos gehört; zweitens wird sie aus der naiven Darstellungsweise Platon's nothwendig deducirt. Hr. K. hätte beides zuerst mit Gründen widerlegen sollen, wenn er seiner Ansicht Glauben verschaffen wollte. So aber umgeht er die Beweisführung und begnügt sich mit einfachen Versicherungen, welche sich am Ende auf die leicht hingeworfene Meinung Schleiermachers stützen (Herakl. d. dunkle S. 494.), der das Wortspiel bei Platon auf Herakleitos bezog.

2. In Rücksicht auf Wiederherstellung des Textes verdient die Leistung des Hrn. K. um so mehr Anerkennung, je schwieriger das Geschäft eines Kritikers sich bei Fragmenten erweiset. Empedokles hat an vielen Stellen sichtbar gewonnen: wobei wir es jedoch nicht verbergen können, dafs die Aenderungen nicht selten das Gepräge von grofser Kühnheit an sich tragen. Wenn wir uns daher freueten, an mehreren Stellen (z. B. vs. 33. 210. 241. 247.) glückliche Emendationen zu bemerken, von denen ein Theil einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erreicht, so können wir doch an vi len anderen unsern Zweifel nicht zurückhalten. W begnügen uns hier nur Einiges herauszuheben, mit b sonderer Rücksicht auf diejenigen Aenderungen, weld Hr. K. in den Text aufgenommen hat.

Im Proömium der Physik finden wir folgende Rede

ἔστιν ἀνάγκης χρῆμα, θεῶν ψήφισμα παλαιὸν,
ἀΐδιον, πλατέεσσι κατεσφρηγισμένον ὅρκοις·
εὖτέ τις ἀμπλακίῃσι φόνῳ φίλα γυῖα μιήνῃ,
(δαίμονες οἵτε βίοιο λελόγχασι μακραίωνος)
τρίς μιν μυρίας ὥρας ἄπο μακάρων ἀλάλησθαι
γεινόμενον παντοῖα διὰ χρεὼ εἴδεα θνητῶν.
τὴν καὶ ἐγὼ νῦν εἰμι φυγὰς θεόθεν καὶ ἀλήτης
Νείκεϊ μαινομένῳ πίσυνος.

Warum Vs. 4. mit Klammern versehen ist, können wi nicht begreifen. Die Lesart *δαίμονες οἵτε* kann dadurc doch nicht sicherer werden. Es war den Abschreiben leicht, *δαίμων* in *δαίμονες* zu verwandeln, und wir kön nen uns nicht überzeugen, dafs *δαίμονες* hier besser sei solle als *δαίμων*. Diejenigen, welche zuerst *δαίμων* wiederherstellten, haben eingesehen, dafs dieser Begriff hier nicht zu etwas Gleichgültigem herabgedrückt werden dürfe. Aber im Folgenden wird durch Hrn. K's. Conjektur *χρεὼ* der Zusammenhang gänzlich aufgehoben. Die Ueberlieferung ist *χρόνον*. Die Konstruktion soll nach Hrn. K. diese sein: *χρεώ μιν γεινόμενον ἀλάλησθαι διὰ παντοῖα εἴδεα θνητῶν*. Auf das Natürliche kam Hr. K. selbst, indem er den Infinitiv *ἀλάλησθαι* als von *ἀνάγκης χρῆμα, θεῶν ψήφισμα παλαιὸν* abhängig vorstellte, wozu dann *γιγνόμενον παντοῖα εἴδεα θνητῶν* als weitere Explikation hinzutritt. Allein die Schwierigkeit lag nach seinem Urtheile in der gewöhnlichen Leseart *διὰ χρόνον*, welche er zu heben bestrebt war. Er dachte auch an *διὰ χρέος*, ein Zusatz, der höchst schleppend sein würde. Man kann aber *διὰ χρόνον* nicht wegemendiren. Wahrscheinlich wird dadurch die Ausdehnung bis zum Ende des Verwandlungs-Zeitraums angedeutet und so schreiben wir *διὰ χρόνου*. Der Vers kann also ursprünglich nicht wohl anders gelautet haben, als so:

γιγνόμενον παντοῖα διὰ χρόνου εἴδεα θνητῶν.

Im folgenden Verse läfst sich die Leseart *τὴν* als richtig annehmen. Aber Hr. K. hätte auf den Gebrauch von *εἶμι* im Sinne eines Präsens näher eingehen sollen und S. 162 wird aus der Angabe des Philoponos und Plotinos zu schnell auf die Richtigkeit dieser Form geschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 38.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

1. *Empedoclis Agrigentini carminum reliquiae. Ed. Karsten.*
2. *Theodori Bergkii commentatio de prooemio Empedoclis.*

(Fortsetzung.)

Wir behaupten dagegen, daſs ursprünglich auch hier εἰμὶ gemeint war und daſs man sich die Rede so denken müsse: τὴν καὶ ἐγὼ νῦν φεύγω καὶ ἀλῶμαι, was in Prosa eben so viel ist als: ταύτην τὴν ὁδὸν (πλάνην, φυγὴν) καὶ ἐγὼ νῦν πλανῶμαι (φεύγω).

In der Rede der Muse vs. 46. 47.:

μηδέ σέ γ' εὐδόξοιο βιήσεται ἄνθεα τιμῆς
πρὸς θνητῶν ἀνελέσθαι u. s. f.

soll nach Hrn. K. die Struktur diese sein: μηδὲ τὸ ἀνελέσθαι ἄνθεα τιμῆς βιήσεταί σε etc. Wir überlassen es gern einem Andern, der diese Erklärung als eine der griechischen Sprache angemessene vertheidigen will. Was Hr. Dr. Bergk conjicirte: μηδὲ σύ γ' εὐδόξοιο βιήσεαι ἄνθεα τιμῆς πρὸς θνητῶν ἀνελέσθαι hat alle Wahrscheinlichkeit für sich und Hr. K. hätte diese Verbesserung nicht für so überflüssig halten sollen. Man könnte zwar einen Augenblick anstehen und glauben, im vorhergehenden Verse habe ein Subjekt für βιήσεται gestanden, wie z. B. ἀεισιφροσύνη oder Aehnliches. Dieſs ist aber schon wegen der Form βιήσεται allein nicht wahrscheinlich und wir können so mit gutem Rechte an der Konjektur Hrn. Bergk's festhalten.

Eine eigenthümliche Erklärungsweise finden wir im Vs. 50.:

Ἀλλ' ἄγε ἄθρει παμπαλάμῃ πῇ δῆλον ἕκαστον,
μήτε τιν' ὄψιν ἔχων πίστει πλέον ἢ κατ' ἀκουήν,
μήτ' ἀκοὴν ἐρίδουπον ὑπὲρ τρανώματα γλώσσης etc.

Die Vulgata ist ἀλλὰ γὰρ ἄθρει πᾶς παλάμῃ u. s. f. Hr. Karsten macht daraus ἀλλ' ἄγε ἄθρει παμπαλάμῃ. Ueber die Formation παμπαλάμῃ hat er sich nicht weiter ausgesprochen, was man billig erwarten konnte. Das πᾶς läſst sich allerdings hier nicht festhalten. Denn es scheint die Muse noch die auffordernde Person zu sein. Man kann die Bewegung des Verses (ἀλλ' ἄγε ἄθρει) auch sonst nicht gutheiſsen. Es ist hier nichts natürlicher als zu schreiben: Ἀλλ' ἄγ' ἄθρει πάσῃ παλάμῃ u. s. f. Dieſs steht dem prosaischen πάσῃ μηχανῇ, πάσῃ δυνάμει zur Seite. Den zweiten Vers erklärt Hr. Karsten so: nec, si visu valeas, huic magis crede quam auditui, wonach man glauben muſs, er habe πίστει für πίστευε genommen. Im Commentar steht: olim sic corrigenda putabam: μήτε κατ' ὄψιν ἔχων πίστιν πλέον ἢ κατ' ἀκουήν; nunc cum Sturzio vulgatam retineo, quam sic interpretor; μήτε τιν' ὄψιν ἔχων, (κατὰ ταύτην) πίστει πλέον ἢ κατ' ἀκουήν. Daſs es Hr. Karsten mit den griechischen Formen nicht so genau nimmt, haben wir mit Bedauern allenthalben bemerkt. Hier findet sich die auffallende Annahme eines Verbi πιστέω. Die Erklärung Hrn. Karsten's können wir also nicht brauchen. Zu dem Imperativ ἄθρει tritt der Participialsatz μήτε — μήτε — ἔχων. Der Sinn ist klar: *er soll weder einer Wahrnehmung durch das Gesicht mehr trauen als dem Gehör noch dem Gehör mehr als dem Zeugniſs der Zunge.* Will man die Redensart ἔχειν τι πίστει πλέον beibehalten, so steht sie im Sinne: *etwas der Glaubwürdigkeit nach in höherem Grade festhalten;* über welchen Prädikatsinn man Bernhardy wissensch. Synt. S. 337. vergleichen kann. Allein es ist viel natürlicher, zu schreiben μήτε τιν' ὄψιν ἔχων πιστὴν πλέον ἢ κατ' ἀκουήν, wo κατὰ die nähere Andeutung des ungleichen Verhältnisses enthält.

Um noch ein Beispiel von Kritik in einem der grösseren Fragmente aufzuführen, betrachten wir die Verse 410—413. wo es nach der Ueberlieferung so heiſst:

μορφὴν δ' ἀλλάξαντα πατὴρ φίλον υἱὸν ἀείρας
σφάζει ἐπευχόμενος, μέγα νήπιος· οἱ δὲ πορεῦνται
λισσόμενοι θύοντες· ὁ δ' ἀνήκουστος ὁμοκλέων
σφάξας ἐν μεγάροισι κακὴν ἀλεγύνατο δαῖτα.

Hr. Karsten hat richtig eingesehen, dafs die Sätze mit οἱ δὲ und ὁ δὲ auf verschiedene Subjekte zu beziehen seyen und dafs θύειν in jenem Zusammenhange *rasen* bedeute. Nachdem ein Subjekt aufgetreten war (πατὴρ), folgt das andere οἱ δὲ (υἱοί) und die Betrachtung geht dann auf das erstere zurück (ὁ δὲ). Hierin störte Hrn. Karsten die Ungleichheit des Numerus und er umgeht diese nach dem Beispiele Scaliger's durch Konjektur; aber eine Konjektur zieht dann viele andere nach sich. Er hat so alles dieses in den Text aufgenommen:

ὃς δὲ πορεῦται
λισσόμενος θύοντ᾽· ὁ δ᾽ ἀνηκούστησεν ὁμοκλέων,
σφάξας δ᾽ ἐν μεγάροισι u. s. f.

Das ἀνηκούστησεν ὁμοκλέων, σφάξας δ᾽ verdirbt die Lebendigkeit der Rede und macht sie matt. Wir können dem δὲ hier unmöglich den Zutritt gestatten. Für θύοντ᾽ hätte sonst auch θύονθ᾽ geschrieben werden müssen. Aber so vieler Aenderungen bedarf die Stelle gar nicht. Wir haben nichts zu verwandeln als θύοντες in θύοντας und ὁ δ᾽ ἀνήκουστος in ὁ δ᾽ ἄρ νήκουστος (ὁ δὲ νήκουστος hat schon Hr. Bergk vermuthet, was auch Hr. Karsten in den Addendis S. 525. anführt); οἱ δέ πορεῦνται weicht dem οἱ δ᾽ ἐφορεῦνται von selbst. So lesen wir:

οἱ δ᾽ ἐφορεῦνται
λισσόμενοι θύοντας· ὁ δ᾽ ἄρ νήκουστος ὁμοκλέων
σφάξας ἐν μεγάροισι κακὴν ἀλεγύνατο δαῖτα.

Der Uebergang von einem Numerus in den andern hat nichts Auffallendes. Denn die Betrachtung ist eine allgemeine. Der Pluralis giebt der Rede überdiefs eine Ausdehnung auf Theilnehmer mit einer gewissen ethischen Färbung.

Weit schwieriger ist aber die Behandlung kürzerer Fragmente, deren nächsten Zusammenhang man nicht kennt. So hat Plutarch. (de fac. orb. lun. p. 920) τὸν ἥλιον ὀξὺν ἀπαντῶντα καὶ πλήκτην, ὥς που καὶ Ἐμπεδοκλῆς τὴν ἑκατέρων ἀποδίδωσιν οὐκ ἀηδῶς διαφορὰν

ἥλιος ὀξυμελὴς ἠδὲ λάϊνα σελήνη.

τὸ ἐπαγωγὸν αὐτῆς καὶ ἱλαρὰν καὶ ἄλυπον οὕτω προσαγορεύσας. Schon Xylander hat hier das Richtige getroffen, indem er ὀξυβελὴς und ἱλάειρα schreibt, welches letztere Epitheton des Mondes bei Empedokles Vs. 193 wiederkehrt. Da nun dieses Beiwort (ἱλάειρα) hier dem Metrum nicht entspricht und die Erklärung Plutarch's Hrn. Karsten nicht ganz darauf zu passen scheint, so sucht er ein anderes Beiwort. Er stellt den Vers (186) so auf:

ἥλιος ὀξυβελὴς ἠδ᾽ ἀγλαΐεσσα σελήνη.

Warum die Erklärung Plutarch's nicht auf ἱλάειρα pafst, ist nicht abzusehen. Wie er das ὀξυβελὴς durch ὀξὺ und πλήκτης erklärt, so kann er auf die Erklärung von ἱλάειρα recht wohl die drei Adjektive ἐπαγωγὸς, ἱλαρὸς und ἄλυπος verwenden. Was das Metrum betrifft, so ist der Vers allerdings nicht voll:

ἥλιος ὀξυβελής — ἠδ᾽ ἱλάειρα σελήνη.

Wer sagt aber, dafs Plutarchos einen vollen Vers hat geben wollen? Er erinnert sich, dafs bei Empedokles ἥλιος ὀξυβελὴς vorkommt und ebenso ἠδ᾽ ἱλάειρα σελήνη. Beides konnte er seiner Absicht gemäfs so lose verbinden. Die beiden Stellen können bei Empedokles sehr nahe beisammen gestanden haben, aber wer kann verlangen, dafs wir wissen, wie? Man könnte zwar einwenden, Plutarchos könne ein anderes Beiwort des Mondes im Sinne gehabt haben. Allein dagegen spricht gerade der Vs. 193 bei Empedokles, woraus hervorgeht, dafs ἱλάειρα ihm ein stehendes Beiwort des Mondes war; denn er sagt ἡ δὲ φλὸξ ἱλάειρα. Vgl. Hesych. ἱλάειρα, σελήνη.

Aber noch kühner behandelt Hr. Karsten den Vs. 189. Plutarchos a. a. O. S. 925 sagt von dem Monde: τῶν μέν γ᾽ ἄστρων κατωτέρω τοσοῦτόν ἐστιν, ὅσον οὐκ ἄν τις εἴποι μέτρον — — — τῆς δὲ γῆς τρόπον τινὰ ψαύει καὶ περιφερομένη πλησίον „ἅρματος ὥσπερ ἴχνος ἀνελίσσεται, φησὶν Ἐμπεδοκλῆς, ἥτε περὶ ἄκραν. Dazu sagt Hr. Karsten: haec vulg. est lectio, in qua haeserunt interpretes; nullus eorum vidit, quod mirere, ἥ τε solum in γῆν mutandum esse, quo talis existit versus:

ἅρματος ὥσπερ ἴχνος ἀνελίσσεται γῆν περὶ ἄκραν.

In der Mitte wird noch eine Kleinigkeit verändert und dann der Vers in den Text aufgenommen, wir können mit gutem Grunde sagen, *quod mirere*. Denn der Vers geht bei dieser Schnelligkeit zu Grunde. Wir können es überhaupt nicht billigen, wenn man sich bei Fragmenten, welche sich eben wegen ihrer Abgeschlossenheit einer eindringlichen Kritik völlig entziehen, lange aufhält. Man mufs nicht alles eben machen wollen. Diefs hat Hr. Karsten wol auch bisweilen eingesehen, denn z. B. Vs. 204 wird nicht erwähnt, wie man sich das θέων zu denken habe. Bei obigem Fragmente läfst sich weiter nichts annehmen, als die Nachstellung des Pronom. relat. ἥτε περ᾽ ἄκραν (vgl. nott. critt. ad Pindar. p. 376 sq. et ad fragm. p. 631. Corp. Inscr. n. 1064. 1688. p. 809 b.) oder ἡ περὶ ἄκραν, wenn nicht ἡ περὶ

ἄκραν das Ende des einen Verses ausmachte, worauf der zweite Vers fortfährt ἅρματος ὥσπερ ἴχνος ἀνελίσσεται. Die Wiederholung des γῆν kann im Zusammenhange überflüssig gewesen sein. Und so giebt es mancherlei Vermuthungen, welche schon an sich den Gedanken abhalten müssen, als könne man der gestörten Wortfügung eine feste Form verleihen.

Es würde ermüdend sein, wenn wir die kühnen Bewegungen, welche sich die Kritik hier erlaubte, weiter verfolgten. Wir müſsten unsere Aufmerksamkeit dann auch auf die Addenda ausdehnen, in denen neben manchen richtigen Bemerkungen (z. B. S. 520 Vs. 39 u. s. f.) noch allerlei Zweifel über gangbare Lesearten im Texte erhoben werden (z. B. S. 522. Vs. 127. wo ἕπεται ohne Grund angefeindet wird). Aber das Resultat wäre immer dasselbe; und wir wollen die Vorzüge dieser Ausgabe der Empedokleischen Fragmente keineswegs in den Hintergrund stellen. Wenn wir aber, abgesehen von der Gewandtheit, mit welcher Hr. Karsten viele schwierige Stellen zu erklären versuchte, einen Blick auf die Behandlung der alten Sprache überhaupt werfen, so müssen wir es sehr bedauern, daſs auf die Form im Griechischen so wenig Sorgfalt verwendet worden ist. Das Buch erhielt dadurch das Ansehen einer Erscheinung aus einem früheren Jahrhundert. Denn heut zu Tage denkt man nicht mehr an Formen, wie πιστεῖν (s. oben), δερκεῖν (S. 260), γείνομαι (Vs. 6 oben). Aehnliches tauchte auch im Xenophanes auf (S. 47), wo zu schreiben war πάντ' ἐσθ' ὅσα γίγνοντ' ἠδὲ φύονται. Um der Druckfehler nicht zu erwähnen, deren eine reiche Erndte stehen geblieben ist, so scheint die Konsequenz, mit welcher der griechische Accent behandelt wird, zu verrathen, daſs der Fehler oft tiefer liegt. Dahin gehört die öfter wiederkehrende Form ἄνδρασι Vs. 38. 296. S. 310. σόφος Vs. 350. 442. S. 298. ὅποταν, ὅπποτε Vs. 280. 297. 443. und die Gleichgültigkeit gegen die enclitica Vs. 25. 29. 105. 127. 254. 404. u. s. f., vieler anderer Formen nicht zu gedenken, welche ebenso verdient hätten, in das Druckfehlerverzeichniſs aufgenommen zu werden, wie namentlich παρὰ Vs. 407 u. s. f.

II. Darstellung der Philosophie des Empedokles. Nichts ist schwieriger als die Behandlung einer ältern Philosophie. Es liegt gar zu nahe, sie in unsere Form der Reflexion umzuprägen und ihr so einen Inhalt zu geben, der ihr nicht zukommt. Und dazu wird der Erklärer um so leichter fortgerissen, wenn er von einem Philosophen nur wenige Fragmente vor sich hat. Wie in der Geschichte der Philosophie, so handelt es sich bei der Herausgabe der Fragmente eines Philosophen nur darum, seine Gedankenbestimmungen, so weit sie in das Bewuſstsein herausgetreten waren, zu entwikkeln. Die weiteren Konsequenzen, wenn sie sich schon richtig aus dem Gedanken ableiten lassen, können doch mit der Bildung der Zeit, in welcher der Denker lebte, im völligem Widerspruche stehen. Eben so unfruchtbar, als eine solche Ableitung, ist aber die Hererzählung und Behandlung seiner Ideen in der Weise von Meinungen. In dieser leeren Weise sind viele Geschichten der Philosophie verfaſst. Kein Wunder, wenn die Idee der Geschichte der Philosophie so für Viele untergegangen ist. Erst Hegel hat diese würdig erläutert. Wer daher eine ältere Philosophie erklärt, kann es nicht unterlassen, vorwärts und rückwärts zu schauen, den Gang der Reflexion nachzuweisen und so auf ihren bestimmten substantiellen Inhalt zu kommen. Die Hauptsache hierbei ist das Spekulative. Wo dieses in den Hintergrund tritt, ist die Philosophie gemeiniglich von wenigem Interesse. Der bestimmte Begriff aber, welcher sie beherrscht und der in ihr wesentlich hervortritt, macht auch hier den Standpunkt aus, auf welchem sie betrachtet werden soll, und weiset ihr die ihr gebührende Stelle in der Entwickelungsgeschichte des denkenden Geistes an. Einleuchtend ist es, daſs bei einem fragmentarischen System der Versuch einer Rekonstruktion zu den Wagstücken der Erklärung gehöre. Man muſs nicht das Ganze wieder finden wollen, sondern mit einem allgemeinen Bilde sich begnügen.

Wir wollen nun keineswegs glauben, daſs Hr. K. die Absicht hatte, einen solchen Versuch mit der Philosophie des Empedokles zu machen, können aber nicht verhehlen, daſs uns seine Exposition für eine historische Darstellung des Ueberkommenen viel zu breit erscheine. Was er über diese Philosophie auf 210 Seiten sagt, hätte auf einen weit engern Raum zusammengedrängt werden können, selbst mit der Aussicht, daſs es an Klarheit gewinnen würde. Die historische Darstellung wird ferner durch eine gewisse enkomiastische Farbe allenthalben getrübt, was auf die Behandlung des Gegenstandes kein günstiges Licht wirft. Ein allgemeines Bild der Philosophie des Empedokles zu entwerfen war so schwer nicht, zumal da Aristoteles uns

ziemlich vorgearbeitet hat, der natürlich über diese Philosophie viel besser hat urtheilen können, als es uns bei den zerrissenen Bruchstücken, die wir vor uns haben, möglich ist; und es ist immer eine misliche Sache, wenn man glauben will, Aristoteles habe dem Empedokles Unrecht gethan. Ein solcher Glaube kann nur aus der Unbekanntschaft mit Aristoteles entspringen. Ihm ist es wesentlich um den bestimmten Begriff allenthalben zu thun. Seine Commentatoren aber haben meist den neuplatonischen Standpunkt im Auge.

Aristoteles (Metaph. 1. 3.) sagt: Anaxagoras sei ἡλικίᾳ μὲν πρότερος Ἐμπεδοκλέους, ἔργοις δὲ ὕστερος, woraus hervorgeht, dafs Empedokles jünger als Anaxagoras, aber in Ansehung der Stufe des Begriffes gegen den Begriff des Anaxagoras früher und unreifer sei. Diefs ist nun auch wahr. Lassen wir die Jonier weg, die das Absolute noch nicht als Gedanken fafsten, und ebenso die Pythagoräer, welche den Uebergang der realistischen zur Intellektual-Philosophie bilden, so haben wir die eleatische Schule (Xenophanes, Parmenides, Melissos, Zeno), in welchen wir das Sein und die Dialektik als Bewegung im Subjekte finden. Der weitere Schritt von der subjektiven Dialektik des Zeno ist, dafs diese Bewegung selbst als das Objektive gefafst werde. Diesen Schritt hat Herakleitos gethan, der das Absolute selbst als diesen Procefs, als Dialektik, auffafste. Auf der Stufe des Uebergangs zum Allgemeinen oder allgemeiner Bestimmtheit sind hierauf Empedokles, Leukippos und Demokritos, welche das andere Extrem, das materielle Princip, wieder aufnahmen, zu betrachten. Weiter ging Anaxagoras; von ihm wird der Verstand als Prinzip anerkannt. Er schliefst eine Periode und nach ihm beginnt eine neue. Anaxagoras ist nach Aristoteles wie ein Nüchterner unter Trunkenen erschienen. In Herakleitos' Idee als Bewegung sind alle Momente als absolut verschwindende gesetzt; in Empedokles dagegen finden wir Zusammenfassen dieser Bewegung in die Einheit, synthetisch. Leukippos und Demokritos gehen denselben Weg, mit dem Unterschied, dafs bei Empedokles die Momente dieser Einheit die seienden Elemente des Feuers, Wassers u. s. f. sind, bei diesen aber reine Abstraktionen, Gedanken. Hiedurch ist aber unmittelbar die Allgemeinheit gesetzt. Wenn bei Empedokles Bestimmtheit der Principien hervortritt, so haben die Principe hier doch mehr den Charakter von physischem Sein; die ideellere Form ist noch nicht Gedankenform. Dagegen sind die Principien des Leukippos und Demokritos ideellere. Die Philosophie des Empedokles ist eine Ausbildung der Naturphilosophie oder Naturbetrachtung. Sie ist mehr poetisch als bestimmt philosophisch. Ihr Hauptbegriff ist die Vermischung, Synthesis, welche zum Herakleitos als eine Vervollständigung des Verhältnisses gehört und sich bis auf diesen Tag noch geltend macht. So tritt Einheit der Entgegengesetzten hervor, welcher Begriff sich schon bei Herakleitos entwickelte. Die Einheit Entgegengesetzter aber in ihrer Ruhe ist für die Vorstellung in der Weise von Vermischung.

Hr. K. geht nun sehr formell zu Werke. Wir wollen seinen Gang nur wie aus der Ferne verfolgen, um den Leser nicht durch Weitläufigkeit zu ermüden. Hr. K. beginnt mit der Ansicht des Empedokles von dem Kriterium der Wahrheit. Dieses ist in seinem Werke nicht scharf ausgeprägt. Man sieht nur so viel, dafs er die Sinne nicht prädominiren lasse. In der Physik nun geht Empedokles von dem Satze der Eleaten und jedes metaphysischen Pantheismus aus: ex nihilo nihil, in nihilum nil posse reverti. Als Erstes setzt er das Eine von göttlicher Kraft und durch innere Harmonie gebunden. Diefs ist sein σφαῖρος. Diesem stellt Hr. K. das Princip des Anaxagoras gegenüber, dessen Homöomerien den νοῦς an der Spitze haben. Hr. K. hält nämlich diesen νοῦς für ein denkendes Wesen draufsen. (S. 327.). So aber wäre dem Gedanken des Anaxagoras alles philosophische Interesse benommen. Es ist das Allgemeine, was die immanente Natur des Gegenstandes selbst ist. Diefs ist das Princip. Aus dem σφαῖρος entwickeln sich die Elemente (S. 329.), deren Vierzahl zuerst Empedokles aufstellte. Die Eigenschaften dieser Elemente hat übrigens Empedokles nicht gegliedert (S. 340). Daher gebraucht er sie nicht immer als vier gleichgültige nebeneinander, sondern im Gegensatze als zwei, das Feuer für sich und die andern als Eine Natur, indem er die Eigenschaften auf zwei reducirt, auf das Warme und Kalte oder auf das Trockene und Feuchte, u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 30.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

1. *Empedoclis Agrigentini carminum reliquiae. Ed. Karsten.*
2. *Theodori Bergkii commentatio de prooemio Empedoclis.*

(Fortsetzung.)

Von dieser Betrachtung geht Hr. K. über auf die zwei andern Principe, Freundschaft (φιλία) und Feindschaft (νεῖκος), welche Empedokles neben den vier realen als ideelle gebraucht hat (S. 346). Mit ihnen ist die bewegende Naturkraft gesetzt. Aristoteles, dem es um den Begriff der Principe zu thun ist, weiset das Ungenügende dieser Verbindung nach, worin Hr. K. ihm nur theilweise beizustimmen scheint. Seine Einwendung hebt aber nichts von dem auf, was Aristoteles behauptet. Aristoteles vermiſste schon bei Herakleitos das Princip des Zweckes, des Sichgleichbleibenden; so hofft er es hier zu finden, findet es aber nicht. Lobenswerth ist allerdings dieſs, daſs Empedokles das Princip der Bewegung nicht als Eines setzte, sondern als Verschiedene und Entgegengesetzte. Und dieſs wird auch von Aristoteles anerkannt. Allein Empedokles hat die zwei ideellen Momente und die vier realen Principe nicht nach ihrem Verhältnisse zu einander bestimmt. Es läſst sich diese Unbestimmtheit aus der poetischen Form der Philosophie erklären, aber philosophisch nicht vertheidigen. Das Gedankenlose wird auch von Hrn. K. im folgenden Paragraphen zugegeben, wo er von dem Zufall und der Nothwendigkeit bei Empedokles handelt (S. 359 ff.). Eine fernere Schwierigkeit zeigt sich in der Unbestimmtheit, mit welcher Empedokles das Eins und Viele behandelt; man weiſs nicht, ob er das Eins oder das Viele zum Wesen gemacht hat, weſswegen ihn auch Aristoteles mit Recht tadelt. Aristoteles untersucht namentlich den Begriff der Bewegung und nimmt abwechselnde Bewegung und Ruhe an, Bewegung, wenn die Freundschaft aus Vielen Eins mache oder die Feindschaft aus Einem Vieles, Ruhe aber in den Zwischenzeiten. Da aber die Zeit ewig sei, so müsse auch die Bewegung als eine perpetuelle erscheinen. Auf diese Zwischenräume scheint nun Empedokles nicht geachtet zu haben. Im Gegentheil die Bewegung ist ihm eine ununterbrochene, ewige, und der spekulative Gedanke, den wir in den Versen 99. 100.

ᾗ δὲ τάδ' ἀλλάσσοντα διαμπερὲς οὐδαμὰ λήγει,
ταύτῃ δ' αἰὲν ἔασιν ἀκίνητα κατὰ κύκλον,

finden, kann nicht wohl ein anderer sein, als dieser: „darin daſs der Wechsel der Formen ein ewiger ist, ist die Ruhe des Wesens bestimmt. Es ist Bewegung, Proceſs, aber darin Ruhe." Richtig hat Hr. K. §. 13. 14. einige Folgerungen der Späteren, namentlich der Neuplatoniker, aus den Philosophemen des Empedokles als unstatthaft zurückgewiesen, wie den Satz von einer doppelten Welt, den Bau der Welt durch die Feindschaft und ihre Zerstörung durch die Freundschaft, den Untergang des Universums durch Feuer. Nachdem hierauf Hr. K. den Satz vom Wechsel der Dinge und die Kosmogonie des Empedokles im Allgemeinen betrachtet, wobei er darauf aufmerksam macht, daſs diese Philosophie mit vollem Recht Pantheismus genannt zu werden verdient, geht er über auf die entstehende Natur (S. 392 ff.). Alles Organische ist eine Verbindung aller Elemente. Mit dem in die Existenz Treten der Elemente ist ihre Vermischung nach dem Grundsatze: *Gleiches sucht Gleiches*, gesetzt. Dazu gebraucht Empedokles die πόροι und ἀποῤῥοαί. Hr. K. faſst dieſs so zusammen: elementa universum complentia finxit partim naturali suoque motu partim amicitiae impulsu irritata coisse et mundum formasse sicut unum naturae corpus, undique foraminibus pervium, per quae variae eius partes velut membra libere inter se commeare possent. Sic communione facta congruentia in unum coaluisse, inde nova genera, novas species, novas figuras et corpora exstitisse, ex his paullatim omnia, plantas, bestias,

homines formata. Propter insitam autem vim et naturalem vigorem ea perpetuo moveri, huc illuc agi; alia effluentia foras elabi, alia rursus intrare; ea ratione agere et pati omnia, variari, crescere, vetera interire, nova oriri, totam denique rerum naturam perpetua vicissitudine agitari. Der Zeitraum bis zur Vollendung der organischen Welt scheint in zwei Uebergänge getheilt, in den, wo sich einzelne Glieder bildeten, und in den, wo sich Gestalten zusammensetzten, welche sich jedoch nicht erhalten konnten. Der erste Uebergang ist eine natürliche Ansicht des Elementarischen in den organischen Regungen; der zweite bewegt sich in einer mehr mythischen Sphäre, und man könnte daran denken, dafs diese selbst durch die Beobachtung von den Spuren einer untergegangenen Welt bedingt sei. Die Dinge sind so zufällig nach Nothwendigkeit entstanden. Die ersten Produktionen sind gleichsam Versuche der Natur, von denen diejenigen nicht bleiben konnten, welche sich nicht zweckmäfsig zeigten. Daher mit Recht Aristoteles bemerkt, wer dieses zufällige Bilden annimmt, hebe die Natur und das Natürliche auf; denn diefs hat das Princip in sich; die Natur ist das, was zu seinem Zwecke gelangt. Die ferneren Stufen sind vollkommene Gestalten erst durch die Elemente, dann durch Erzeugung (S. 445). Werden und Verschwinden sind in der bekannten μῖξις und διάλλαξις ausgesprochen. Die Schwäche dieser Ansicht hat Aristoteles öfter berührt. Hr. K. meint aber doch, die Gründe des Aristoteles seien nicht alle schlagend. Die Weise der Entstehung nach Empedokles sei nur schwer zu verstehen (S. 406). Inzwischen könne man in der That mit dem Begriff der μῖξις nicht fertig werden; es scheine eigentlich κόλλησις zu sein und dazu führt er die Erklärungsweise des Galenus an. So richtig letztere Bemerkung ist, so können wir uns doch mit einer solchen Kritik im Allgemeinen nicht befreunden. Es ist ein Herüber- und Hinüberreden, ein Bestreiten und auch kein Bestreiten. Es kann dabei zu keinem eigenthümlichen wissenschaftlichen Inhalt kommen. Entweder hat Aristoteles Recht oder das Unrichtige ist zu beweisen. So wird auch anderwärts (S. 190) Aristoteles getadelt, dafs er die Stelle Vs. 77 ff.

> φύσις οὐδενός ἐστιν ἐόντων
> θνητῶν, οὐδέ τις οὐλομένου θανάτοιο τελευτή,
> ἀλλὰ μόνον μῖξίς τε διάλλαξίς τε μιγέντων
> ἐστὶ, φύσις δ᾽ ἐπὶ τοῖς ὀνομάζεται ἀνθρώποισιν,

so erklärt, dafs nichts eine Natur sei, sondern allein eine Mischung und Trennung des Gemischten (Metaph. IV. 4.). Da Aristoteles die zweite Zeile überging, aus welcher auf die ärmere Bedeutung des Wortes φύσις geschlossen werden kann, so tadelt Hr. K. diese Erklärungsweise. Nach ihm heifst es: *es giebt keine Geburt und keinen Tod, sondern nur Vermischung und Trennung des Gemischten.* Allein dafs diefs nicht der vollständige Gedanke des Empedokles ist, beweist schon der letzte Vers, wo φύσις von dem Begriff der bestimmten Einheit gesagt wird. Aristoteles hat ganz Recht, wenn er diesen Begriff der πρώτη σύνθεσις als das Leitende voraussetzt. Er hebt dadurch den unmittelbaren Gegensatz noch nicht auf. Jedes Ding ist nach Empedokles die Vermischung einfacher Elemente; es selbst wird also nicht als das Allgemeine, Einfache an sich gesetzt. — Der Mangel an einem bestimmten λόγος ist ebenfalls von Aristoteles nachgewiesen. Hr. K. meint aber hier doch damit durchzukommen, dafs die φιλία die Zufälligkeit moderire und so den einzelnen Formen einen Grad von Zweckmäfsigkeit sichere (S. 413). Bei Bildung einzelner Theile animalischer Körper erkennt übrigens Empedokles einen λόγος an (S. 450). Im Folgenden geht Hr. K. auf besondere Betrachtungen ein, wie über Wachsthum der Pflanzen und Thiere (S. 454); über den Trieb (S. 459); über Fortpflanzung (S. 461); über Entstehung, Bildung und Geburt des Embryo (S. 469); über Respiration (S. 477); über die Sinne (S. 480); über den Intellektus (S. 490); über den Schlaf und den Tod (S. 501). Interessant ist die Vorstellung, dafs die Seele selbst die Einheit, dieselbe Totalität der Elemente ist. Sie ist nach Empedokles im Blute. Die erkennende Kraft der Seele erklärte er so als ein Abspiegeln des gleichen Aeufsern in dem Innern, und fand sie daher auch überall, wo eine solche Vereinigung ist (in Pflanzen und Thieren), nur graduell unterschieden. Die ideellen Momente treten auch hier wieder koordinirt mit den realen Principien auf. Denn die Seele verhält sich nach dem Princip der Erde zur Erde, nach dem des Wassers zum Wasser, nach dem der Liebe zur Liebe u. s. f. Das Erkennen ist ihm so die in's Bewufstsein tretende Identität des Menschen und der Dinge. Die Widersprüche, die sich auch hier ergeben, hat Hr. K. richtig herausgestellt (S. 466). Die Erkenntnifs des Wahren wird so gänzlich aufgehoben. Hierauf spricht Hr. K. über die Götter, Dämonen und Seelen des Empedokles. Der höchste Gott ist der σφαῖρος, von dem schon Aristoteles

bemerkt, dafs Empedokles ihm mindern Antheil an φρόνησις lasse, als den übrigen Wesen. Götter sind ferner die vier Elemente, und die zwei ideellen Principien Φιλία und Νεῖκος. Aufser diesen werden mehrere Götter anerkannt, welche wie die Menschen durch Vermischung der Elemente entsprungen sind. Solche sind diejenigen, welche damals in Griechenland allgemein verehrt wurden. Der Begriff des höchsten Wesens (Vs. 359 ff.) ist erhaben. Um diesen mit der übrigen Philosophie des Empedokles in Einklang zu bringen, glaubt Hr. K. (S. 505), Empedokles habe unter dem σφαῖρος und den Elementen, welche ihm insgesammt Götter sind, nicht die Materie verstanden, aus der die Weltkörper entsprungen, sondern die reine Idee, das Allgemeine. Wenn der σφαῖρος so in der Form der Harmonie des Universum aufgefafst werde, so könne allerdings die Definition des höchsten Wesens auf ihn angewendet werden. Von ihm habe sich die göttliche Kraft über die Elemente ergossen und die übrigen Götter, Dämonen und Seelen hätten in sofern Antheil an ihm. Daher τὸ πάντων νόμιμον, welches sich auf alles Himmlische und Irdische erstrecke. Alles diefs sei freilich nicht philosophisch entwickelt, sondern vielmehr poetisch geweissagt. Den Göttern folgen zunächst die Dämonen, welche der Sterblichen Schicksale regieren. Sie seien von göttlichem Ursprung, aber zur Strafe für ihre Befleckung durch Mord aus dem Göttersitz in das irdische Dunkel herabgestofsene Wesen. Mit den Dämonen endlich verwandt sind die menschlichen Seelen, welche in sterblicher Hülle ihre Schuld auf der Erde, diesem Jammerthale, büfsen müssen. Dieses Loos wird von Empedokles höchlich beklagt. Sie durchirren die mannigfaltigsten Formen. Empedokles erinnert sich, dafs er einst ein Baum, ein Vogel, ein Fisch war (Vs. 380. 381.). Er tadelt diejenigen, welche glauben, dafs die Menschen, bevor sie geboren worden und nach ihrem Tode, durchaus nicht seien (Vs. 350 ff.). Dafs er das Geistige in den verschiedenen Gestalten als dasselbe anerkenne, beweisen die Verse (410—417.), nach denen einer, der ein Thier tödtet, Gefahr läuft, seinen eigenen Sohn zu tödten. Richtig bemerkt Hr. K., dafs, wenn Empedokles consequent hätte verfahren wollen, er auch die Bäume und Pflanzen auf gleiche Weise behandeln mufste. Gleichwohl scheint er nur die Bohnen und den Lorbeer (Vs. 418. 419.) unter die unantastbaren zu rechnen. Für diese Inconsequenz hat Hr. K. den Ausweg, dafs sie von dem altherkömmlichen Religionsgebrauch abgeleitet werden müsse. Aus Obigem geht aber hervor, dafs Empedokles eine Art von Metempsychose anerkannt habe. Dieser Vorstellung widerspricht nun seine Ansicht von der Seele. Sie ist ihm als durch das Blut dem Leibe genau entsprechend eine eigenthümliche Verbindung der Elemente und mufs daher als solche zugleich mit dem Leibe untergehen. Was diesen Widerspruch betrifft, so glaubt Hr. K., Empedokles habe bei seiner Metempsychose nicht an die Seele als solche gedacht (diese sei verschwindend), sondern an jene göttliche Kraft, welche wir Geist nennen, und die nach seiner Vorstellung auf der Erde in den sterblichen Leibern herumirre. Empedokles habe diese Substanz nicht näher bestimmt, sondern gedankenlos mit der Natur des Materiellen verschmolzen. Auf ähnliche Weise behaupteten die Averroisten im Mittelalter, der allgemeine νοῦς, der zum Denken assistire, sei immateriell und unsterblich, die Seele aber als numerisches Eins sterblich. Es ist daher in der That bei Empedokles keine eigentliche Metempsychose zu statuiren, wie denn auch die Aelteren von ihm nicht μετεμψύχωσις, sondern μετενσωμάτωσις sagen, worauf Hr. K. hätte aufmerksam machen sollen. Solche orphische Ansichten scheinen nun vorzüglich in den καθαρμοῖς niedergelegt gewesen zu sein, in welchen Empedokles als Sittenlehrer auftritt. Mit einem Blick auf diese Richtung schliefst Hr. K. seine Abhandlung über die Philosophie des Empedokles.

Der Fleifs, den Hr. K. auf die Darstellung der Philosophie des Empedokles verwandte, verdient alle Anerkennung. Es ist nicht leicht ein Moment zu finden, welches er nicht zur Sprache gebracht hätte. Auch trifft ihn der Vorwurf nicht, dafs er dem Philosophen Bestimmungen untergelegt habe, die nicht in ihm enthalten wären. Aber eben die allzugrofse Aufmerksamkeit, die den Einzelnheiten hier gewidmet ist, macht es dem Leser schwer, sich ein allgemeines Bild dieser Philosophie nach den Hauptzügen zu entwerfen. Diese Schwierigkeit kann Hrn. K. selbst nicht entgangen sein, da er in der Schlufsbemerkung, in welcher er das Lob des Empedokles zusammenfafst, noch der aufgeworfenen Frage erwähnt, welcher Schule Empedokles eigentlich angehöre. Hier sollen wir also erst erfahren, auf welcher Stufe der Entwickelung unser Philosoph stehe. Viele, heifst es, haben ihn den Pythagoräern zugezählt, andere den Joniern, wieder andere den Elea-

ten. Aus seiner (Hrn. K's.) Zusammenstellung gehe aber hervor, dafs die Philosophie des Empedokles mit allen diesen in Verbindung stehe. Mit den Eleaten habe er das Eine gemein, welches er auf die Naturbetrachtung übertrug, mit den Joniern aber, dafs er die Dinge in ewigem Strom begriffen sich dachte, mit den Pythagoräern endlich stimme er in den Ansichten über die göttlichen Dinge und Religionsgebräuche überein. Auf Uebereinstimmendes läfst sich leicht aufmerksam machen; das heifst aber nicht das Princip erklären oder die Stufe der Entwickelung nachweisen. Dafs in Empedokles die Idealität des Sinnlichen oder der sich in die reale Anschauung versenkende Begriff hervortritt, dafs er die Weltansicht seiner Zeit so und so verarbeitet, solche Principe angewendet und so die atomistische Philosophie hervorgerufen, indem er die Materie oder das Absolute als gegenständliches Wesen so bestimmt, dafs er die vier einfachen Elemente, wie nach ihm Leukippos und Demokritos unendlich viele Atome, nur nach Gestalt unterschieden setzt, deren Synthesen die existirenden Dinge sind u. s. f., diese allgemeinen Momente müssen sich nicht nur durch Reflexion aus der Zusammenstellung des fragmentarischen Systems ergehen, sondern zuerst bestimmt hervorgehoben werden, ehe man zu den einzelnen, weniger interessanten Entwickelungen und Anwendungen übergeht. Es ist eine natürliche Frage, die sich hier aufdrängt, in welchem Verhältnisse nämlich die vorliegende Bearbeitung der Empedokleischen Fragmente zu früheren, namentlich zu der von Sturz stehe; und da müssen wir Hrn. K. das Zeugnifs geben, dafs diefs eben das Auszeichnende ist, dafs seine Bestrebungen überhaupt keine solche Vergleichung zulassen. Bei Sturz sehen wir blofse Sammelei; hier aber Einsicht in den Stoff und einen lobenswerthen Versuch, das Dunkel der Ueberlieferungen durch Kritik aufzuhellen.

Eben als wir zum Schlusse dieser Anzeige uns wenden wollten, stiefsen wir auf die interessante Erscheinung No. 2. Hr. Dr. Bergk hat uns schon früher in verschiedenen Zeitschriften Proben seiner gründlichen Gelehrsamkeit in kritischen Erklärungen Empedokleischer Fragmente gegeben. Wir finden uns um so mehr veranlafst, auf den Inhalt dieser Abhandlung des Hrn. Bergk einzugehen und sie mit obiger Beurtheilung in Zusammenhang zu bringen, als in derselben einige Modificationen der in jener berührten Ansichten über Vertheilung einzelner Fragmente enthalten sind. Der Grundgedanke dieser Abhandlung ist Konstituirung des Eingangs der Bücher über die Natur. In Beziehung auf das Verhältnifs dieser Bücher zu den καθαρμοὶ stimmt Hr. Bergk mit Hrn. Karsten überein. Auch Hr. Bergk erkennt die καθαρμοὶ als ein besonderes obzwar mit dem anderen Werke dem Inhalte nach nahe verwandtes Buch an (S. 8). Getheilt sind beider Ansichten über die Dedikation dieser Werke, so wie über die Stelle, welche das medicinische Fragment Vs. 423—432 einnehmen soll. Allerdings giebt der Inhalt dieses Fragmentes der Annahme Raum, dafs es ursprünglich ein Theil der καθαρμοὶ war. Aber die Anrede Einer Person in demselben schien dieser Ansicht entgegen zu sein. Es ist nämlich keine nur oberflächliche Beziehung, welche man verfolgt, wenn man die καθαρμοὶ als ein an das Volk gerichtetes allgemein nützliches Gedicht sich denkt, zu welcher Ansicht der erhaltene Eingang dieses Werkes selbst auffordert. Da nun der Philosoph in dem obigen Fragment an Eine Person, wahrscheinlich an den Arzt Pausanias, sich wendet, so lag es nahe, selbiges von jenem Werke zu trennen und ihm einen anderen Platz anzuweisen, den die Ueberlieferung von einem medicinischen Werke des Empedokles εἰς ἔπη ἑξακόσια von selbst an die Hand gab. Hr. Bergk, der nun von dem Gedanken ausgeht, dafs dieses Fragment wirklich den καθαρμοῖς angehöre, nimmt an, dafs der Dichter seine Rede zuerst an das Volk, dann an den Arzt Pausanias gerichtet habe. Die Worte ἐπεὶ μούνῳ σοὶ ἐγὼ κρανέω τάδε πάντα zeigen allerdings an, dafs das Fragment mit einem an Mehrere gerichteten Werke in Zusammenhang stand, allein wir glauben nicht, dafs dieser Zusammenhang ein innerer war, sondern der ἰατρικὸς λόγος mag sich an die καθαρμοὶ vielmehr nur sehr äusserlich angereihet haben. Denn es liegt doch die Frage zu nahe, ob es wahrscheinlich sei, dafs der Dichter in einem dem Volke gewidmeten Werke eine Episode über Gegenstände, welche für das Volk von keinem Interesse sind, eingewebt habe. Nach unserer Ansicht findet der ἰατρικὸς λόγος hier seine Stelle, der offenbar ein Ganzes bildete, aber mit den καθαρμοῖς äusserlich in Verbindung gebracht gewesen sein kann.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 40.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1840.

1. *Empedoclis Agrigentini carminum reliquiae. Ed. Karsten.*
2. *Theodori Bergkii commentatio de prooemio Empedoclis.*

(Schlufs.)

Interessant ist, was Hr. Bergk hierauf von einer doppelten Dedikation der Bücher über die Natur beibringt. Wir haben oben bemerkt, dafs diese dem Arzt Pausanias gewidmet waren, wie der von Diogenes erhaltene Vers selbst bezeugt:

Παυσανίη, σὺ δὲ κλῦθι δαΐφρονος Ἀγχίτου υἱέ (Vs. 54).

Aus dieser Form der Anrede (*σὺ δὲ*) will nun Hr. Bergk ersehen, dafs ein Uebergang von einer Person zur andern zum Grunde liege, und glaubt sofort, dafs die andere Person Telauges, der Sohn Pythagoras, sei, welcher von Empedokles nach dem Zeugniss des Hippobotos bei Diogenes (VIII. 43.) irgend wo angeredet werde:

Τήλαυγες, κλυτὲ κοῦρε Θεανοῦς Πυθαγόρεώ τε. (Vs. 493).

Hr. Bergk eröffnet somit diesem Verse selbst Aussicht auf eine Stelle im Proömium. Er beruft sich auf das Beispiel des Archestratos, welcher seine *γαστρολογία* ebenfalls an zwei Personen gerichtet habe, von denen Moschos die Hauptperson sei. In dem Empedokleischen Werke sei Pausanias die Hauptperson. Des Telauges Namen sei quasi honoris causa dem Werke vorgesetzt worden. Schon Sturz war der Meinung, die Bücher über die Natur könnten diesen beiden gewidmet gewesen sein, und der Beweis, den man dagegen aus der öfter wiederkehrenden Anrede Einer Person führt, mag allerdings ungenügend erscheinen. Weit schwieriger möchte es seyn, Hrn. Bergk zuzugeben, dafs die Form *σὺ δὲ* nach dem Vokativ nothwendig einen Uebergang von einer Person zur andern anzeige; denn anders wird der Uebergang von einer Erzählung zum Anrufe einer Person auch nicht eingeleitet. Aufserdem müssen wir aber, wenn nicht zwingendere Beweise für die Einführung des Telauges vorhanden sind, doch etwas auf die Tradition geben, nach welcher das Werk einfach dem Pausanias gewidmet ist. Dafs die Nachricht von Telauges als Lehrer des Empedokles kein Gewicht habe, giebt Hr. Bergk selbst zu. Aber so gerne wir hinwiederum einräumen, dafs Empedokles mit Telauges in sonstigen Freundschaftsverhältnissen gestanden habe, so können wir es doch nicht unterdrücken, dafs, wenn Telauges wirklich *gerade in dem Werke über die Natur* figurirte, diefs um so mehr überliefert sein würde, je berühmter der Name dieses Mannes war. Uebrigens könnte es auch auffallend erscheinen, dafs aus der Existenz eines solchen Verses sofort darauf geschlossen werde, dafs er den Büchern über die Natur angehöre. Allein so war es nicht gemeint. Die Auseinandersetzung dieser Ansicht von einer doppelten Dedikation des Empedokleischen Werkes galt Hrn. Bergk vielmehr als ein nothwendiger Ausgangspunkt für die Konstituirung der Fragmente im Proömium. Diese Fragmente hatte schon Hr. K. gröfstentheils als zum Proömium gehörig vorausgestellt. Hr. Bergk weiset nun theilweise näher ihren Zusammenhang nach mit Rücksicht auf das Proömium des Parmenides und konstruirt die Aufeinanderfolge derselben, wozu er aufser dem oben angeführten Vers an Telauges noch drei andere Fragmente in ihre Umgebung bringt, von denen das erste die Anrede *ὦ φίλοι* enthält. Er giebt den Versen der so zusammengereiheten Fragmente fortlaufende Nummern; was natürlich nicht so zu verstehen ist, als ob diese Numeration mehr als eine ohngefähre Fixirung der einzelnen Fragmente bezwecke. An die Spitze wird die Anrede des Telauges gestellt, darauf folgt die an Pausanias. Beide Verse müssen als in einem ausgeführteren Zusammenhang verbunden gedacht werden. Sodann bilden die Verse bei Hrn. K. 407—409. und 32—40. eine zusammenhängendere Gruppe:

ὦ φίλοι, οἶδα μὲν οὕνεκ' ἀληθείη πάρα μύθοις
οὓς ἐγὼ ἐξερέω· μάλα δ' ἀργαλέη γε τέτυκται
ἀνδράσι καὶ δύςζηλος ἐπὶ φρένα πίστιος ὁρμή.
στεινωποὶ μὲν γὰρ παλάμαι κατὰ γυῖα κέχυνται,
πολλὰ δὲ δείλ' ἔμπαια, τά τ' ἀμβλύνουσι μερίμνας etc.

Der Inhalt der drei ersten Verse ist nun allerdings der Annahme, daſs sie zu den Büchern der Physik gehören, nicht entgegen, und wir verargen es Hrn. Bergk keineswegs, daſs er dem Zusammenhang, den sie hier darbieten, zu Liebe die Hypothese einer doppelten Dedikation dieses Werkes aufgestellt hat. In diesen Versen treffen zwei Vermuthungspunkte zusammen, von denen einer dem andern zur Stütze dient, und wenn wir gleich den Glauben, daſs diese Stelle auch in den *καθαρμοῖς* ihren Zusammenhang können gefunden haben, damit noch bei weitem nicht beseitigt sehen, so zollen wir doch dem Scharfsinne des Hrn. Vfs. gern vollkommene Anerkennung. Nach Sextus Empiricus scheint der Philosoph hierauf in den Tadel derer einzugehen, welche sich eine erschöpfende Kenntniſs der Dinge beilegen. Einem solchen Urtheile schlieſsen sich aber ungezwungen die Verse 41—53. an, in welchen der Dichter zuerst die Götter bittet, daſs sie ein so kühnes Selbstvertrauen von ihm fern halten mögen. Aus der hier lückenhaften Stelle ersieht man, daſs die Muse sprechend eingeführt wird. Hr. Bergk glaubt, daſs Empedokles hierauf wohl noch einen Blick auf diejenigen könne geworfen haben, welche behaupten, daſs dem Geiste durch göttliche Hülfe die Wahrheit nicht erschlossen werde, und weiset den Versen 84—86. hier ihre Stelle an. Der Scharfsinn des Hrn. Vfs. bewährt sich nicht minder auch da, wo er von der Weise der im Proömium zu statuirenden Lehre vom Ursprung und den Zuständen der menschlichen Seele handelt. Diese Lehre schien hm anfangs in Form eines Traumes eingeführt, eine Form, deren sich die Dichter öfter bedienen. Um dieser Ansicht näher zu kommen, betrachtet er die Stelle bei Servius (Virg. Georg. I. 34.) wo es heiſst: Varro tamen ait se legisse Empedocli cuidam Syracusano a quadam potestate divina mortalem aspectum detersum etc. Das Bild des Traumes verschwindet indeſs, während die Stelle näher betrachtet wird. Denn es ergiebt sich, daſs der Name Empedocli hier verdorben sei und daſs wahrscheinlich Empedotimo gelesen werden müsse. Dieser Empedotimus kommt auch bei dem Commentator des Aristoteles (Meteorol. I. p. 218. ed. Ideler.) vor und scheint ein Pythagoräer gewesen zu sein. Die Hauptstellen über Empedotimos finden sich übrigens bei Lobeck. Aglaoph. II. p. 935. Einer so interessanten historischen Exposition des Hrn. Bergk, welche uns gleichsam in das Drama der philologischen Erfahrung hineinzieht, haben wir gerne obigen Traum geopfert, und wir können uns mit den einfachen Wirkungen einer begeisterten Phantasie begnügen, welche der Dichter in den folgenden Versen (1—8.) als *πιστώματα Μούσης* niederlegt. Ob die Verse 380—381., welche Hr. Bergk hierauf sogleich folgen läſst, so eng mit dem vorausgehenden Fragmente zu verbinden seien, kann bezweifelt werden. Die auſserdem noch zum Proömium gehörenden Fragmente haben wegen Rücksichten des Raumes in dieser Abhandlung keine weitere Motivirung gefunden.

Nachdem wir so den Hauptgedanken dieser Abhandlung, der sich in einer sinnreichen Hypothese bewegt, summarisch angedeutet haben, können wir nicht unterlassen, auf das eigentlich Reelle hierin aufmerksam zu machen. Dieſs ist aber die kritische Wiederherstellung der Fragmente, welche ganz anspruchslos nebenbeigeht. Sehr befriedigende Verbesserungen hat das Fragment Vs. 6—14. dieser Abhandlung erhalten, wobei uns nur auffallend war, daſs unter Anderem zu Vs. 14. auf die Verbesserungsweise Hrn. K's. keine Rücksicht genommen wurde. In der Wiederherstellung der Verse 23. 24. freut sich Ref. mit Hrn. Bergk zusammengetroffen zu sein, und es scheint ihm unbezweifelt, daſs der Vers *μήτε τι ὄψιν ἔχων πιστὴν πλέον ἢ κατ' ἀκουήν* durch Veränderung des *τιν'* in *τι* ein noch höheres Ansehen von Korrektheit gewonnen habe. So gerne wir aber schon in obiger Beurtheilung der Arbeit Hrn. K's. bei den Worten *μηδέ σέ γ' εὐδόξοιο βιήσεται ἄνθεα τιμῆς* die Konstituirung Hrn. Bergk's aufgenommen haben, so müssen wir es miſsbilligen, wenn er im darauf folgenden Verse das *ἀνελέσθαι* durch *ἀναδεῖσθαι* verdrängen will. Wir wollen uns hier nicht darauf einlassen, die Unzulässigkeit der Konjektur *ἀναδεῖσθαι* zu beweisen, was nicht schwer sein würde. Es genügt anzugeben, daſs *ἀνελέσθαι* an seiner Stelle ist. Dieſs ist hier nämlich dem sonst gewöhnlichen *δρέπεσθαι* wegen des Hauptgedankens und des Zusatzes *πρὸς θνητῶν* vom Dichter vorgezogen werden. Die Redensart *τιμὴν ἀνελέσθαι* schlieſst den Gedanken *ἆθλα ἀνελέσθαι* in sich. Der Preis ist *ἐφ' ᾧθ' ὁσίης πλέον εἰπεῖν* gesetzt. Die poetische Erweiterung des Begriffes *τιμὴ* in *ἄνθεα τιμῆς* hebt aber jenen Grundgedanken nicht auf, sondern läſst ihn fortbestehen und

somit kann auch das Verbum ἀντλέσθαι beibehalten bleiben. Richtig hat Hr. Bergk den Vs. 28. erklärt und Vs. 2. die Form Ἀγχίτου (vgl. S. 8) festgestellt. Auch in dem medicinischen Fragment (S. 10) gewinnt die Konjektur τά τ' αἰθρίαν θήσονται einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Ueber die längere Stelle aus den Büchern der Physik (S. 12) können wir nicht näher zu sprechen unternehmen, da Hr. Bergk die dort gemachten Aenderungen nicht motivirt hat. Ref. schliefst diese Anzeige mit der Versicherung, dafs es ihm höchst angenehm war, in Verbindung mit der Beurtheilung der Arbeit Hrn. K's., von einer so interessanten Erscheinung, wie diese Abhandlung über das Proömium des Empedokles ist, haben sprechen zu können, und wünscht, dafs Hr. Bergk seinen Bemühungen für die Fragmente des Empedokles recht bald eine ausgedehntere Form zu verleihen Gelegenheit finden möge.

Johannes Franz.

XXVI.

Edward in Rom, eine Novelle in neun Büchern. 2 *Bd.* . *Breslau*, 1840.

Auf dieses Büchlein die Freunde der Poesie und Kunst aufmerksam zu machen, scheint uns um so angemessener, als ihm, bei seiner Anonymität, und bei manchen Sonderbarkeiten seines Inhalts sowohl, als seiner Form, leicht das Schicksal widerfahren könnte, übersehen, oder weniger beachtet zu werden, als es verdient. Darf nämlich Ref. seinem Gefühl trauen, so spricht sich, ungeachtet dieser Sonderbarkeiten, die er nicht verkennt, und die ihm selbst, wie er bekennen mufs, hin und wieder den Genufs gestört haben, ein wirklicher Dichtergeist darin aus, ein solcher, von dem man wohl reifere Productionen noch zu erwarten sich berechtigt glauben könnte. — Man erinnert sich des Urtheils, welches Tieck und nach ihm Solger über Walter Scott fällten: dafs ihm nur wenig zum wahren Dichter fehle, aber dafs dies Wenige doch am Ende das sei, was den wahren Dichter macht. Von unserm Verf. möchten wir umgekehrt sagen, dafs ihm noch viel zum wahren Dichter fehlt, aber unter diesem Vielen das *nicht*, was in letzter und oberster Potenz den wahren Dichter macht.

Da der Verf. sogleich in der Ueberschrift der Eintheilung seiner Novelle in neun Bücher gedacht hat: so wird man es nicht ungeeignet finden, wenn wir unsere Charakteristik seines Werks mit einer Namhaftmachung der neun Musen, die ihn, wie den Herodotos, zu seiner Darstellung begeistert haben, beginnen. Es sind folgende: der Monte Maris; die Monti, oder die drei Berge; der Monte Pincio und der Janiculus; der spanische Platz; das Karneval; das Forum Romanum; das Vaticanische Museum; das Kolosseum; die Fastenzeit, die heilige Woche und die Pyramide des Cestius. — Der Leser wird aus diesen Ueberschriften abnehmen, worauf auch schon der Titel des Ganzen hindeutet, dafs die Erzählung der Begebenheiten in dieser Novelle sich an eine Schilderung der Oertlichkeit des modernen Rom und an Reflexionen über Kunst, Alterthum und Gegenwart in Bezug auf die ewige Stadt anlehnt. Ja es könnte nach diesen Ueberschriften und nach der Haltung mancher einzelner Partbien des Werks leicht den Schein gewinnen, als seien diese Schilderungen und Reflexionen die Hauptsache, die Erzählung aber Nebensache, nur zur Belebung des topographischen, archäologischen und kunstphilosophischen Inhalts dienend, etwa wie in der Reise des jungen Anacharsis, oder wie, um ein näher liegendes Beispiel anzuführen, in Huber's Skizzen aus Spanien. So indefs würde man die Intention des Verfs. wohl mit Unrecht deuten. Zwar hat er es unverkennbar, und zwar mehr, als uns mit dem künstlerischen Charakter der Composition verträglich scheint, *auch* auf Uebersichtlichkeit, ja Vollständigkeit jener Schilderungen abgesehen, aber nicht so, als ob ihm die poetische Erzählung darüber aufgehört hätte, Selbstzweck zu sein. Sein Streben geht vielmehr offenbar dahin, beide Elemente, das schildernde und das erzählende, in ein Ganzes poetischer, künstlerischer Darstellung zusammenzuflechten. Wir wissen nicht, ob dem Verf. ausdrücklich dabei Victor Hugo's Notre Dame de Paris vorgeschwebt hat; bekennen jedoch, unwillkührlich durch ihn an die Art und Weise, wie jenem berühmten Romane die Schilderung des mittelalterlichen Paris einverwebt ist, erinnert worden zu sein; nur dafs in dem vorliegenden Werke, bei geringerer Bedeutsamkeit der dargestellten Situationen und der auftretenden Persönlichkeiten, die Schilderung des Topographischen und was sich daran reiht, eine verhältnifsmäfsig noch breitere Stelle einnimmt, als dort. Wenn bei Hugo durch Einen frei schöpferischen Zauberschlag seiner mächtigen Phantasie zugleich die Fabel des Romans und die historisch-topographische Scenerie desselben hervorgerufen ist, so kann man bei unserm Verf. eine unfreie Abhängigkeit nicht verkennen, worin er sich von letzterer befindet. Die Bilder der Erinnerung, die ihm, wahrscheinlich aus eigener Anschauung, in seiner Einbildungskraft gegenwärtig sind, müssen ihm sichtlich als Hebel für die Erfindung des Romans dienen, die, so viel wenigstens die Handlung als solche betrifft, auch *mit* ihnen etwas dürftig ausgefallen ist, und ohne sie wahrscheinlich noch dürftiger ausgefallen wäre. Glücklich genug, dafs diese Bilder in seiner Seele sich in hinreichendem Grade zu wirklich geistvollen, poetischen verklärt hatten, um von ihrer Poesie einen Wiederschein auch auf die Erzählung werfen zu können! Trotz der schon gerügten Dürftigkeit, und trotz ihrer vielfachen, zum Theil sehr in die Augen fallenden Mängel, gelingt es aus diesem Grunde der letzteren uns wirklich anzuziehen und zu fesseln. Dafs ihr dies hat gelingen können, ist um so mehr zu bewundern, und zeigt um so mehr für einen der Seele des Verfs. inwohnenden Kern wirklicher Poesie, als man, jeden dieser beiden abgesondert für sich betrachtet, weder dem schildernden, nach dem erzählenden Theile des Werkes eine besondere Meisterschaft der Ausführung zuschreiben kann. In dem schildernden Theile vermifst man die Kunst des vollkommen durchgebil-

deten Dichters, ohne viel Aufwand von Worten und alles prosaischen, nur den Verstand aber nicht die Phantasie in Anspruch nehmenden Beiwerks von Beschreibung entledigt, ein anschauliches, plastisch gediegenes Bild vor die Augen des Lesers zu zaubern. Der erzählende Theil aber entbehrt so gut wie ganz der Kunst des *Motivirens*: die Begebenheiten sowohl, als die Charakterzüge der handelnden Personen würden, wären sie nicht durch jene Zuthat überkleidet und auseinandergehalten, allenthalben als schroff und unvermittelt neben einander gestellt erscheinen.

Wenn wir vorhin bemerkten, dafs der Verf. uns an V. Hugo erinnert habe, so müssen wir jetzt hinzufügen, dafs hiezu auch der Charakter der dargestellten Handlung einiges beigetragen hat. Auch seine Phantasie scheint sich dem Düstern, Ahnungsvollen, Grauenhaften zuzuneigen, ja vielleicht, dieses Elementes zu bedürfen, um die poetische Wirkung hervorzubringen. Nirgends freilich streift er an das Grelle, Wilde und Frazzenhafte des gefeierten französischen Romantikers; und es ist wohl nicht blos einer geringeren Energie der phantastischen Gestaltungskraft, sondern auch einem reiner bewahrten Schönheitssinn beizumessen, wenn seine Gebilde ungeachtet jener Eigenschaft eine gemäfsigtere Haltung behaupten, welche uns mit Wohlgefallen nicht nur an ihnen vorübergehen, sondern auch bei ihnen verweilen läfst. Allein der poetische Grundton des Werkes scheint uns nicht minder wesentlich, wie bei dem genannten Dichter, und wie vielleicht noch bei manchen andern unserer Zeit, an jene Richtung geknüpft; eine Richtung, die an sich selbst freilich mit dem reinen Geiste der Poesie als solcher keineswegs identisch ist, und der höchsten künstlerischen Vollendung und Verklärung eines Dichterwerkes sogar Abbruch thun mufs. — Die zwei Hauptpersonen der Dichtung sind ein junger Deutsch-Britte, Edward genannt, aus dessen hinterlassenen Briefen und Tagebüchern, zum grofsen Theil mit wörtlicher Beibehaltung ihres Textes und ihrer Form, der Verf. die Novelle gebildet zu haben vorgiebt, und die aus Ungarn gebürtige junge Wittwe eines russischen Grafen, welcher durch ihren Geliebten, zum Behuf des Ausdrucks einer künstlerischen Wahlverwandtschaft, der Name Giorgiona beigelegt wird. Aus feuriger Liebe zu der geistvollen, hochgesinnten, im Glanze einer junonischen Schönheit strahlenden, aber scheinbar kalten Giorgiona, deren schon früher aus der Ferne angebetete Gestalt durch den Strudel des römischen Karnevals in seine Nähe herangezogen wird, entsagt Edward, den wir gleich von vorn herein aus seinen Briefen an die Genannte als einen edelsinnigen, phantasiereichen, für alles Schöne und Grofse empfänglichen, aber des gediegneren sittlichen Haltes und einer durch die Irrgänge des Lebens sicher hindurch leitenden religiösen Ueberzeugung entbehrenden Jüngling kennen lernen, seiner früheren, hoffnungsreichen Liebe zu der anmuthigen Tochter einer angesehenen brittischen Familie; er vernachläfsigt dieselbe auf eine beleidigende Weise, und tödtet einen früheren Bewerber, der sich ihrer gegen ihn annimmt, im Zweikampf. Allein bereits vor Vollführung dieser That ist aus dem unheimlichen Wolkenschleier, von welchem der Leser schon längst die Gestalt der Giorgiona ahnungsvoll drohend umgeben erblickt hat, der Blitzstrahl hervorgebrochen. Giorgiona hat bei einer nächtlichen Wanderung durchs Kolosseum ihren Geliebten, dem sie erst jetzt ihre Liebe gestund, in die Geheimnisse ihres frühern Lebensganges eingeweiht; er hat aus ihrem Munde vernehmen müssen, dafs sie des frühern unwürdigen und verhafsten Ehebandes sich durch einen Mord entledigt hat. Edward, von widersprechenden Gefühlen zerrissen, vermag weder die dargereichte Hand der keineswegs reuigen, sondern auch nach dem Bekenntnisse ihm geistes- und schönheitsstolz entgegentretenden Verbrecherin zu ergreifen, noch ihr zu entsagen. In diesem leidenschaftlich aufgeregten Seelenzustande, ohne die Geliebte, die sich freiwillig, wie es scheint, für immer entfernt hat, durchlebt und schildert er uns, von der Ahnung des nahen Todes erfüllt, in seinem Tagebuche die römische Leidenswoche und das Auferstehungsfest; er erblickt die wiedergekehrte Giorgiona noch einmal, und unmittelbar darauf macht ein Zufall, den uns der Verf. als eine sinnvolle schicksalsverhängte Nothwendigkeit darzustellen weifs, seinem Leben ein Ende. Auch Giorgiona wird durch einen zweiten Schlag derselben Macht hinweggerafft.

Um diese Hauptfiguren gruppirt sich in einer Reihe prägnanter, rasch auf einander folgender Situationen, eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Nebenfiguren, sämmtlich in scharfen Umrissen mit kräftigem, wirkungsreichem Pinselstrich hingezeichnet, so dafs es, so oft der Verf. von der Schilderung des Topographischen und Antiquarischen zur eigentlichen Erzählung übergeht, nicht an buntfarbigem und bewegtem Leben mangelt. Das meiste Interesse unter diesen nehmen zwei jugendliche, schöne, aber frivole Römerinnen in Anspruch, Marietta und Mariuccia; beide läfst der Verf. gleichfalls, sammt den von ihnen geliebten oder begünstigten Männern, dem tragischen Schicksal anheimfallen, welches über dem Ganzen waltet. In der Schilderung der Zauberkraft, welche trotz der selbstbewufsten Perfidie, mit der sie einen frühen Geliebten, der zugleich ihr Wohlthäter war, seinem Schicksale überläfst und sich einem zweiten, unwürdigen Liebhaber hingiebt, die Schönheit der Marietta auf ihre Umgebung und die ganze römische Welt ausübt, hat der Verf. die Farben etwas stark aufgetragen, ohne doch, nach unserm Dafürhalten wenigstens, poetisch oder psychologisch unwahr zu werden. Die Gestalt der Mariuccia hätte, wäre sie mit eben so viel Gewandtheit ausgeführt, als sie mit geistreichem Schöpferblick concipirt ist, eine der bedeutendsten dichterischen Frauengestalten werden können. In der Darstellung beider Frauen, oder vielmehr aller drei von uns genannten, — denn auch von der Giorgiona scheint uns ein Gleiches zu gelten, — so wie auch mehrerer anderer, männlicher und weiblicher Nebenfiguren, überrascht die Kraft der Selbstentäufserung, mit welcher der Verf. sich in die Eigenthümlichkeit fremder Nationalitäten zu versetzen gewufst hat, ohne fühlbar hervortretende Beimischung von Zügen, welche den deutschen Ursprung verrathen, und ohne Anlegung eines fremdartigen Maafsstabes ihrer Beurtheilung. Die Darstellung der eigentlichen Hauptperson, des Edward selbst, bleibt dagegen um so haltungsloser. Denn ihn hat der Verf. nicht ohne Gewaltsamkeit zum Träger nicht allein jener Schilderungen, der Charakterschilderungen nicht minder, wie der topographischen, sondern auch, zum grofsen Theile wenigstens, der ästhetischen, moralischen, religiösen und geschichtsphilosophischen Betrachtungen gemacht, mit denen er sein Buch bereichern wollte; wodurch dieser Charakter, besonders gegen den Schlufs der Novelle hin, zu einem völlig unwahren geworden ist.

Ueber die materielle Treue der topographischen Schilderungen, so wie auch der Darstellungen des Volkslebens und des Cultus, und über die Richtigkeit der Kunsturtheile des Verfs. darf sich Ref. aus Mangel eigener Anschauung der Gegenstände kein Urtheil erlauben. Nur so viel vermag er zu sagen, dafs z. B. die Schilderungen des Karnewals und der heiligen Woche, so wie auch verschiedene andere der Handlung einverwebte Schilderungen von Oertlichkeiten, für sich betrachtet, lebendige und ansprechende Bilder geben, solche, auf die man bei wiederholter Lectüre mit noch gesteigerter Lust zurückkommt. Von den allgemeineren Reflexionen haben uns die kunstphilosophischen und kunstgeschichtlichen, welche von einer gediegenen ästhetischen Bildung zeigen, mehr zugesagt, als die in das religiöse und sittliche Gebiet einschlagenden. Letztere neigen sich einem naturalistischen Pantheismus zu, wie es scheint, nicht blos aus Accommodation in den Charakter der Hauptpersonen. Dem Geiste derselben Denkweise entsprechen auch die mythologischen Deutungen, welche bei Gelegenheit des vaticanischen Museums, so wie die Deutungen des katholischen Cultus, die auf Veranlassung der heiligen Woche versucht werden; beide enthalten indefs manche sinnige, und auch wohl ernstlich beachtenswerthe Bemerkungen. — Sprache und Stil des Werkes sind zwar nicht völlig correct und zeigen von einem Mangel an hinreichender Uebung; aber sie sind unverkünstelt, lebens- und anmuthsvoll und gewifs noch einer schönen Ausbildung fähig. Die eingestreuten lyrischen Gedichte sind nie ohne wirkliche Poesie, so viel auch jedem einzelnen noch zur künstlerischen Vollendung abgeht. W.

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

XXVII.

Grundsätze des Kirchenrechts der katholischen und evangelischen Religionspartei in Deutschland von Karl Friedrich Eichhorn. Göttingen, bei Vandenhoek u. Ruprecht. Bd. I. 1831. *XXII u.* 801 *S. Bd. II.* 1833. *XX u.* 886 *S.*

Lehrbuch des Kirchenrechts aller christlichen Konfessionen. Von Ferd. Walter. Achte völlig umgeänderte Auflage. Bonn, bei Adolph Marcus. 1839. *XXII und* 798 *S.*

Die sonst so erfreuliche Einladung zur Uebernahme kritischer Anzeigen von Schriften kirchenrechtlichen Inhalts konnte bei dem Antrage einer gemeinsamen Kritik der Werke zweier Männer, über deren literarische Bedeutsamkeit sich schon längst ein allgemeines Urtheil gebildet und festgestellt hat, aus mannigfachen Gründen den Unterzeichneten zunächst nur in ein nicht geringes Bedenken, ja in eine gewisse Verlegenheit versetzen. Denn vor allem ergab sich sofort, daſs mit einer blos kritischen Anzeige und Relation derselbe viel zu spät kommen, und auch gerade hinsichtlich der Schriften dieser beiden Gelehrten dem Plane der wissenschaftlichen Jahrbücher nicht entsprechen würde. Da *Eichhorn's* Grundsätze des Kirchenrechts vor respect. acht und sechs Jahren bereits erschienen sind, von *Walter's* Lehrbuche aber, nachdem vor achtzehn Jahren dasselbe zum ersten Male herausgegeben worden, jetzt schon die achte Ausgabe vorliegt — ein Erfolg, der auf dem Gebiete des Kirchenrechts auf so glänzende Weise wohl fast noch keinem Lehrbuche, selbst den bis in die neuste Zeit so sehr beliebten: Principia juris canonici von *Georg Ludwig Böhmer* (ed. Ia 1774. ed. VIIa 1802) und allenfalls nur *Schenkl's* institutiones juris ecclesiastici (ed. Ia 1785. ed. X. 1830) zu Theil geworden —, da also mit Bestimmtheit vorausgesetzt werden darf, daſs beide Werke sich längst in den Händen aller derer befinden, welche irgend einen Antheil an diesem Zweige der Rechtswissenschaft nehmen, so muſste schon an sich eine Beurtheilung hier besonders schwierig erscheinen, und dies um so mehr, als der Unterzeichnete, was Walter's Lehrbuch betrifft, die vorhergehende siebente Ausgabe gleich nach deren Veröffentlichung im Jahre 1836 in dem ersten Bande von Richter's kritischen Jahrbüchern für deutsche Rechtswissenschaft einer ausführlichen Recension unterworfen, und Hr. Walter einen guten Theil der in derselben gemachten Bemerkungen und Ausstellungen in dieser neuen Ausgabe berücksichtigt hat.

Dessen ungeachtet hat Ref. sich der Aufforderung der verehrlichen Societät nicht entziehen mögen, da die Wichtigkeit beider Werke, welche in den Jahrbüchern eine Kritik noch nicht erfahren haben, und die Bedeutung, welche dem längere Zeit versäumten und, wie die Praxis lehrt, über Gebühr, sehr mit Unrecht hintangesetzten Kirchenrechte jetzt mit verdoppeltem Eifer gezollt wird, zu einer wiederholten Prüfung wohl veranlassen können. Auch gestaltet sich die Aufgabe für den Rec. gerade durch die gemeinschaftliche Betrachtung dieser beiden Schriften ganz eigenthümlich: denn während der Unterzeichnete in seiner früheren Kritik das Lehrbuch von Walter und v. Droste-Hülshoff gegenüberstellte, und so die einzelnen Institute des Kirchenrechts, namentlich des katholischen, vom Standpunkte der beiden in der katholischen Kirche vertheidigten Principien, des Curial- und des Episkopalsystems, als durch die beiden katholischen Schriftsteller vertreten, zu würdigen unternehmen konnte, hat er jetzt das Werk eines Protestanten und eines Katholiken neben einander in Erwägung zu ziehen, und wie einerseits die protestantische Auffassung des katholischen, so andrerseits die katholische Würdigung des protestantischen Kirchenrechts näher zu verfolgen und zu beleuchten.

Hier könnte aber sogleich ein Einwurf gegen die Zulässigkeit einer derartigen Darstellung erhoben und die Frage über die Rechtmäfsigkeit einer solchen Auffassungsweise aufgeworfen, ja vielleicht selbst daran gezweifelt werden, ob dieselbe mit den Principien einer gesunden Logik vereinbar sei. Die Antwort auf alle Bedenken wird sich indessen alsbald ergeben, wenn wir mit aller Unbefangenheit zu ermitteln bestrebt sein werden, nachzuweisen, *was* unsere beiden Autoren zu leisten *beabsichtigt* haben, von welchen *Grundsätzen* sie geleitet worden sind, und ob und in wie weit das *wirklich Geleistete* der Absicht selbst entspricht. Es wird dies um so nöthiger, damit uns nicht der Vorwurf treffe, den Eichhorn (Band I. S. VII) als bei Beurtheilungen wissenschaftlicher Werke gebräuchlich bezeichnet, dafs nämlich die Gränzen, die der Verf. seiner Darstellung gezogen, und die Anordnung, die er befolgt hat, einer sorgfältigen Kritik unterworfen, eben deshalb aber für die Beurtheilung dessen, was er *über* seinen Gegenstand gesagt hat, kein Raum mehr gefunden würde — wenn gleich auch die Berücksichtigung dieser Punkte von uns nicht unterlassen werden darf.

Eichhorn hat sich die Aufgabe gestellt „die Grundsätze des Kirchenrechts der beiden christlichen Religionsparteien, wie sie jetzt *practisch* gestaltet sind, *aus den Quellen* zu entwickeln" und *Walter* äufsert die Absicht „die Disciplin der Kirche mit steter Beziehung auf deren ursprüngliche Grundideen darzustellen, und dadurch nachzuweisen, wie dieselben unter den verschiedensten Formen aufbewahrt worden, oder welche Modifikationen dabei im Laufe der Zeit eingetreten sind — woraus folgt, dafs die Darstellung bis auf die Gegenwart herab durchgeführt werden mufs."

Beide Schriftsteller bezwecken also ein gleiches Resultat: ein auf geschichtliche Forschung gegründetes praktisches System. Die Rechtswissenschaft in ihrer Vollendung fordert aber, dafs mit dem historisch-exegetischen und praktisch-systematischen Elemente das philosophische verbunden werde. Wir vermissen dasselbe auch in beiden Werken keinesweges, finden indessen deren Verfasser von dem Wahne frei, durch apriorische Konstruktion und Demonstration zu irgend annehmbaren Ergebnissen auf diesem Gebiete gelangen zu können. Sie erkennen vielmehr an, dafs es hier nur auf eine Begreifung des Bestehenden und eine Würdigung desselben nach dem gegebenen d. h. auf Offenbarung beruhenden Begriffe der Kirche ankomme, nicht aber darauf, den Begriff der Kirche, gelöst vom Christenthum, selbst erst schaffen und auf diesen selbst gebildeten Begriff ein sogenanntes natürliches Kirchenrecht gründen zu wollen (s. Eichhorn I. S. IV u. 2. 443. 444. Walter §. 3. Anm. h). Indessen bleibt es doch Aufgabe der Philosophie, die Bedeutung und Nothwendigkeit der Offenbarung und Kirche nachzuweisen, und das Kirchenrecht wird sich darauf zu beschränken haben, diesen Beweis vorauszusetzen oder einfach zu wiederholen. Diesen Beweis aber auch vorausgesetzt, scheint eine Darstellung des Verhältnisses der Kirche zu den ethnischen und monotheistischen Zuständen, also eine Vorgeschichte des Christenthums und der Kirche durchaus erforderlich, um das Wesen der Kirche und folgeweise des Kirchenrechts ganz fassen zu können, zumal es an bestimmten Anknüpfungspunkten der kirchlichen Verfassung an einzelne Institute der Volksreligionen und der jüdischen Theokratie durchaus nicht fehlt. Zu allgemein und zu entfernt sind die darauf bezüglichen Andeutungen bei Eichhorn I, 2. 4. und in den ersten Ausgaben bei Walter. Die philosophische Betrachtung bei beiden Autoren besteht vorzüglich in einer Beurtheilung der gegebenen Data. Eichhorn wendet dieselbe besonders auf das protestantische Kirchenrecht an und erklärt (Bd. I, S. IV), dafs er das Bestehende mit der Grundlage, der öffentlich aufgestellten Lehre, nicht immer konsequent zusammenhängend gefunden habe, sondern dafs jenes oft aus unrichtiger Anwendung richtiger Grundsätze, noch öfter aber aus der Anwendung solcher Grundsätze, welche die evangelische Kirche überhaupt nicht anerkennen *kann*, entsprungen sei. Er hat es daher für angemessen gehalten, wenigstens anzudeuten, wie die bestehenden Einrichtungen im Sinne der evangelischen Lehre verbessert werden können, das Bestehende aber von dem erst zu Begründenden stets gesondert gehalten.

Sowohl dieses Verfahren, als die dadurch gewonnenen Resultate erscheinen im Allgemeinen gewifs beifallswerth, da sie aus einer höchst umsichtigen und vorurtheilsfreien Forschung hervorgegangen sind (man vgl. z. B. wegen der Beibehaltung und Anwendung des kanonischen Rechts B. I. S. 250. 251. 370 folg. und wegen des Verhältnisses desselben zu den symbolischen Büchern S. 414. 415, wegen einzelner Bestimmungen, als Ausflufs der katholischen Sacramente B. I. S. 371.

373. Anm. 6. 7. verb. II, 302, wegen der landesherrlichen Gewalt in Beziehung auf die Lehre u. s. w. B. I. S. 285. 315 u. a. B. II. S. 44 folg. u. v. a.), doch erklärt sich das Meiste dabei aus dem eigenthümlichen Entwickelungsgange der evangelischen Kirche theils im Kampfe mit der katholischen Kirche, theils aus dem Bestreben des Fortschritts, wie andrerseits auch wieder aus mannigfachen Hemmungen in der evangelischen Kirche selbst. Eine so konsequente Durchbildung, wie deren das katholische Kirchenrecht sich zu erfreuen hat, fehlt dem evangelischen, doch dürfen wir nach Eichhorn's Vorgange auch mit Zuversicht auf anderweite und erfreuliche Resultate gerade jetzt, wo so vieler Eifer sich diesem Studium zugewendet, hoffen.

Leichter ist im Ganzen eine Rechtfertigung des katholischen Kirchenrechts, wenn von bestimmten Principien ausgegangen wird, deren Unumstöſslichkeit als Postulat gesetzt ist. Historische Forschungen, welche denselben widersprechen, lassen sich leichter zurückweisen, als widerlegen, zumal wenn Berichte selbst alter und anerkannter Autoren für irrthümliche Auffassungen gelten müssen, weil sie mit den einmal beliebten Grundsätzen nicht vereinbar sind. Mehr oder weniger kann dies von sehr vielen katholischen Autoren, zumal von curialistischen Ansichten huldigenden Schriftstellern behauptet werden. So wenn *Tertullian:* de exhortatione ad castitatem cap. VII. referirt: Ecclesiae auctoritas differentiam inter ordinem et plebem constituit: so wird uns entgegnet „*Es ist nicht wahr*, was hier Tertullian sagt; denn es widerspricht ihm hierin nicht blos das ganze Alterthum, sondern er sich selbst" (*Gengler* in der Tübinger theologischen Quartalschrift. Jahrg. 1835. H. I. S. 113), oder wenn *Hieronymus* ad Tit. I, 7. (im Dekrete c. 5. dist. XCV) und ganz besonders in den Schreiben an den Evangelus (epist. LXXXV., in c. 24. dist. XCIII) von der ursprünglichen Parität der Bischöfe und Presbyterer sprechend, äuſsert, daſs nachdem Zwistigkeiten in den Gemeinden entstanden waren, „in toto orbe decretum est, ut unus de presbyteris electus superponeretur ceteris, ad quem omnis ecclesiae cura pertineret et schismatum semina tollerentur," und wenn auch auf bestimmte Beispiele hingewiesen wird „Alexandriae a Marco evangelista usque ad Heraclam et Dionysium episcopos, presbyteri semper unum ex se electum, in excelsiori gradu collocatum, episcopum nominabant u. s. w." und somit das Resultat hingestellt wird „Episcopi noverint, se magis consuetudine, quam disputationis (im Original: dispositionis) dominicae veritate presbyteris esse majores," so erhalten wir dagegen die Versicherung „das Amt der Bischöfe hat sich nicht aus dem Presbyterium, sondern aus dem Amte der Apostel und ihrer Gehülfen entwickelt. Es ist mithin wahrhaft göttlichen und apostolischen Ursprungs" (Walter §. 9. Anm. K.). Es werden dann auch gewisse Gründe angeführt, die aber nur durch allgemeinere Postulate gehalten werden können, und Hieronymus und andern wird der Fehler vorgeworfen, „daſs sie das bischöfliche Amt, welches vor der Einsetzung der Bischöfe von den Aposteln selbst verwaltet wurde, nicht zu unterscheiden verstanden" (a. a. O.). Doch darüber ist nicht weiter zu rechten und es wird hier genügen, dergleichen Punkte anzudeuten, damit die Differenz in der Behandlung des Kirchenrechts bestimmter hervortrete.

Was nun näher den *Umfang* der von beiden Verfassern gestellten Aufgabe betrifft, so will Eichhorn „sich auf die Darstellung des Rechtszustandes *beider Religionsparteien in Deutschland* beschränken" wogegen Walter, auſser Deutschland „auch den Orient, England, Holland, Dänemark und Schweden zu umfassen" beabsichtigt, indem er hinzufügt „die Würde und Groſsartigkeit dieses Stoffes gewinnt, je höher und weiter der Gesichtspunkt ist, den man dafür wählt."

Hier ist zunächst zu erinnern, daſs der Gesichtspunkt, den der Bearbeiter des Kirchenrechts einnimmt, durch die Berücksichtigung mehrer Konfessionen und Länder an sich kein höherer, überhaupt durch die materielle Erweiterung derselbe gar nicht verändert werde: denn der Standpunkt, von welchem aus eine wahrhafte Begreifung der Kirche und der geschichtlich-rechtlichen Veränderungen des Zustandes derselben allein möglich sein kann, ist schlechthin nur ein einziger, also der objektive, nämlich der christliche selbst.

Bei dem Bearbeiter der religiösen Rechtsverhältnisse verschiedener christlicher Konfessionen setzen wir darum zunächst das allgemeine christliche Bewuſstsein und die Ueberzeugung voraus, daſs die sämmtlichen Parteien, so lange und so weit sie Christum bekennen, christlich seien, also zur Kirche überhaupt gehören (ὅπου ἂν ᾖ Ἰησοῦς Χριστὸς, ἐκεῖ ἡ ἐκκλησία καθολική:

Ignatius ad Smyrnaeos cap. VIII.) *): denn theilt er diese Ansicht nicht, so kann er auch für diejenige Religionspartei, welcher er das christliche Prädikat abstreitet, ein *Kirchenrecht* gar nicht statuiren. Der Kirchenrechts-Lehrer wird aber demungeachtet persönlich einer einzelnen Konfession angehören und seine individuelle religiöse Ueberzeugung bei der Darstellung nicht durchaus zu beseitigen im Stande sein; je mehr er aber den objektiven Standpunkt festhält, und diesem seine Subjektivität unterordnet, desto mehr Anspruch wird seine Entwicklung auf allgemeine Anerkennung erheben dürfen, weil sie eben der konkreten Wahrheit möglichst nahe gekommen ist.

Die Objektivität wird hier indessen durch ein zwiefaches Moment bedingt: denn außer dem rein christlichen, biblischen, wie es uns unmittelbar in der Lehre Jesu und der apostolischen Männer vorliegt, tritt noch die Modifikation ein, welche man in dem Bekenntnisse der einzelnen Parteien zu entdecken meinen könnte. Der Kanonist hat sich hierbei streng an das zu halten, was die einzelne Konfession als ihre Lehre in den öffentlich von ihr anerkannten Schriften niedergelegt hat: denn sowohl in thesi, als in hypothesi kann für jede Partei nach Principien des Rechts nur diejenige Beurtheilung sich als eine rechtliche geltend machen, welche auf das bestimmte Bekenntniſs selbst zurückgeführt ist. Aufs Entschiedenste muſs sich Recens. gegen eine Auffassung erklären, wie dieselbe sich unter andern bei Alexander Müller (Encyklopädisches Handbuch des gesammten Kirchenrechts Band II. S. 268) findet, indem derselbe äußert „der Jurist ist da, wo das Gebiet des Glaubens seine Rechtssphäre hat, die Norm für seine Judikatur niemals gegen seine Ueberzeugung und gegen die praktische Vernunft und die Postulate des Staatsrechts blos in den herrschenden Glaubenssätzen der Dogmatik aufzufinden verpflichtet; denn die Wahrheit der praktischen Vernunft und die Rücksicht auf die den Staatsbürgern garantirte Religions- und Gewissensfreiheit muſs jedem vernünftigen Richter mehr gelten, als die historische Wahrheit dieser oder jener Methode einer kirchlichen Dogmatik."

*) Uebrigens beweist diese Stelle, daſs der Ausdruck ἐκκλησία καθολική sich schon *vor* dem Jahre 170 (s. Eichhorn I, 23. Anm. 25.) findet.

In solchem Räsonnement, das in Summa falsch ist, obgleich entfernt ein gewisses Rechtsgefühl koincidirt, ist übersehen, daſs durch ein auf praktische Vernunftsätze, vorausgesetzt, daſs diese unzweifelhaft feststehn, gegründetes Urtheil, welches mit der historischen Wahrheit einer kirchlichen Dogmatik im Widerspruche steht, die Religions- und Gewissensfreiheit verletzt wird, wenn jene Dogmatik vom Staate zugleich mit der ihr anhängenden Religionspartei recipirt und garantirt ist. Nur dann wird der Richter in judicando von der Lehre einer Partei abweichen dürfen, wenn dieselbe aus besondern Rücksichten, wegen unsittlicher oder inhumaner Grundsätze vom Staate nicht anerkannt worden. — Ein derartiges Beispiel hat Rec. in diesen Jahrbüchern. Septbr. 1839 no. 58. Sp. 458. 459. aus der katholischen Disciplin mitgetheilt. — Sonst erscheint die öffentlich recipirte Lehre in concreto als Theil des zur Motivirung eines Urtheils dienenden Gesetzes und es gilt dann die bekannte Rechtsregel: secundum leges, non de legibus judicandum. Von diesem Gesichtspunkte aus rechtfertigen sich denn auch die Erkenntnisse des Tribunals zu Königsberg vom 27. Mai 1827 in Hitzig's Zeitschrift für die Preuſs. Criminalrechtspflege Heft XVI. S. 217 folg., so wie des Oberlandesgerichts zu Hamm vom 13. Juni 1827 in: Simon und v. Strampff's Rechtssprüche der Preuſs. Gerichtshöfe B. I. S. 377 folg. in Fällen, welche nach der Maxime des Hrn. Müller gerade entgegengesetzt hätten entschieden werden müssen, wie dies auch im ersten der hier erwähnten Fälle durch den Unterrichter geschehen war.

So wie überall die Persönlichkeit des Rechts und des Berechtigten, wo eine solche besteht, zu respektiren ist, so muſs dies insbesondere auf dem religiösen Gebiete, auf welchem die Kirche selbst als moralische Person erscheint, ebenmäſsig geschehen, und daher wird es von der höchsten Bedeutsamkeit, zu ermitteln, wie die Verfasser beider hier angezeigten Werke in dieser Beziehung sich verhalten haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 42.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

Grundsätze des Kirchenrechts der katholischen und evangelischen Religionspartei in Deutschland von Karl Friedr. Eichhorn.

Lehrbuch des Kirchenrechts aller christlichen Konfessionen. Von Ferdinand Walter.

(Fortsetzung.)

Eichhorn geht (B. I. S. 455. 456 vgl. S. 675 folg.) vom Begriffe der christlichen Kirche nach dem Standpunkte aller Konfessionen aus: denn es sei dieser Begriff für alle einer und derselbe, sofern die Kirche überhaupt als die äufsere Erscheinung des geistigen Reichs betrachtet wird, welches Christus gegründet hat. Er bemerkt, alle Konfessionen sehen in der Kirche einen Verein, in welchem durch Belehrung und den Gebrauch der Sakramente, welche Christus eingesetzt hat, den Menschen der Weg zum ewigen Heil nach den Verheifsungen Christi eröffnet werden soll. In diesem Sinne glauben alle Konfessionen an eine *heilige* christliche Kirche, welche die wahrhaft Gläubigen vereint, wie grofs auch die Anzahl der Mitglieder sein mag, die ihr nur als äufserlicher sichtbarer Verbindung angehören, aber weder vom lebendigen Glauben erfüllt sind, noch Christi Geboten nachzukommen sich redlich bestreben. Allen mufs diese eine allgemeine und einige, ewig dauernde sein, wenn sich gleich nur die römische die katholische Kirche nennt, da Christus diese Eigenschaften seiner Kirche beigelegt hat u. s. w. Zum Beweise wird Bezug genommen auf die Augsburgische Konfession Art. 5. 7. 8.

Genauer verfährt Walter. Nachdem er daran erinnert hat (§. 2.), wie der ursprünglich einige und ungetheilte Glaube und die Kirche im Laufe der Zeit zerfallen wären, unter den sich bestreitenden Lehrbegriffen aber nur Einer der rechte, also nur Eine Kirche die wahre sein könne, erörtert er den Begriff der Kirche nach katholischer, griechischer und protestantischer Ansicht im Besonderen (§. 11. 12. 24. 32). Er sucht aus den eignen Erklärungen der Konfessionen nachzuweisen, wie jede derselben für sich in Anspruch nehme, die einzig wahre zu sein. Für die katholische Kirche bezieht er sich auf Stellen der heiligen Schrift, der Kirchenväter und Bellarmin de ecclesia militante. Warum aber nicht auch auf das Concilium Tridentinum, den Catechismus Tridentinus und besonders die Aussprüche der Päpste? — Er giebt auch nicht undeutlich zu erkennen, dafs ihm nur die katholische Kirche die wahre zu sein scheine, was ihm zu verargen uns nicht in den Sinn kommen kann, wenn diese Ueberzeugung nur nicht zu einer unrichtigen Auffassung eines andern Bekenntnisses, nach dessen eignem Inhalte, führt. Die griechische Kirche findet er mit der katholischen übereinstimmend, was natürlich bei stillschweigendem Hinblick auf die unirten Griechen schon geschehen mufste, wie ja ungeachtet so mancher wesentlichen Differenz die römische Kirche sich hier nachgebend gezeigt hat. Was aber die evangelische Kirche betrifft, so kann er wenigstens den „irrigen Seitenblick auf die katholische" in Betreff der Uebereinstimmung in Gebräuchen, nicht verschweigen, wobei aber, wie die §. 32. Anm. K. citirten Stellen beweisen, überhaupt nur die Nichtverbindlichkeit von Menschensatzungen hervorgehoben werden sollte, wozu der Unterschied der traditiones universales und particulares, dessen man sich gegen die Protestanten bedient hatte, Anlafs gab.

Das wesentlich Differirende zwischen beiden Kirchen ist übrigens weder von Walter, noch von Eichhorn bezeichnet worden, könnte aber wohl darin gefunden werden, dafs in der katholischen Kirche die Stellung des Einzelnen zur (lehrenden) Kirche selbst, in der evangelischen das Verhältnifs des Einzelnen zu Christo das entscheidende Moment ist, so dafs also in jener, nicht aber in dieser die Seligkeit bedingt wird durch die Vermittlung des Priesterthums (sacerdotes

sunt mediatores inter Deum et homines). Zwar behauptet Walter (§. 33.), dafs auch die evangelische Kirche „ein besonderes Priesterthum, welches zwischen Gott und der Gemeinde in der Mitte steht, anerkannt" habe; doch sind die zum Beweise angeführte Apologie der Augsb. Confession art. VII. (habet ecclesia mandatum de constituendis ministris, quod gratissimum esse nobis debet, quod scimus Deum approbare ministerium illud et esse in ministerio), so wie die Confessio Helvetica II. art. XV. (ministros ecclesiae cooperarios esse Dei fatemur, per quos ille et cognitionem sui et peccatorum remissionem administret . . . ita tamen ut virtutem et efficaciam in his omnem Domino, ministerium ministris tantum adscribamus) für diese Ansicht, der auch sonst direkt entgegen getreten wird, keineswegs von irgend einem Belange. Es beruht das Ganze hier auf dem Begriffe des ordo, welchen die evangelische Kirche durchaus anders fafst, als die katholische.

Von der höchsten Bedeutung für unsere Betrachtung wird aber noch das *Verhältnifs der sichtbaren und unsichtbaren Kirche.* — Katholischer Seits ist oft der Vorwurf erhoben worden, dafs die Evangelischen die sichtbare Kirche schlechthin negiren. So äufsert mit vielen andern *v. Drey* (Neue Untersuchungen über die Konstitutionen und Kanones der Apostel S. 164) „der Protestant hat die sichtbare Kirche, mit allem was an ihr hängt, seinem Princip aufgeopfert, und behilft sich mit der unsichtbaren Kirche. Darüber ist mit dem Protestanten nicht zu rechten, auch ist dies nicht als etwas Besonderes an dem Protestantismus, sondern eben als der Protestantismus selbst, als das allen protestantischen Schriftstellern und Nichtschriftstellern Gemeine anzusehen." — Hierüber ein Wort zu verlieren, halten wir für unwürdig. Walter ist sowohl von dieser, als auch von der Anschuldigung frei, als leugneten die Protestanten, dafs die Sichtbarkeit der Kirche von Christo selbst ausgegangen sei. — Auf der andern Seite wird dann von katholischen Autoren überhaupt die Unsichtbarkeit der Kirche verworfen. Statt vieler möge nur *Lang* (Geschichte und Institutionen des Kirchenrechts Th. I. §. 2.) genannt werden, „Die Unterscheidung in unsichtbare und sichtbare Kirche ist nicht zu begründen. Es giebt nur eine sichtbare Kirche, *weil* das Wesen der Kirche eben das Erscheinen der Religion in Zeit und Raum ist," und *Möhler* (die Einheit in der Kirche S. 193 folg.) „Die Annahme einer unsichtbaren Kirche findet sich nur in einer Begriffs-Religion." In seinen späteren Werken ist der letztere Schriftsteller jedoch dieser Annahme geneigt geworden (man vergl. seine Symbolik §. 32. und: Neue Untersuchungen der Lehrgegensätze zwischen den Katholiken und Protestanten Cap. IV. und verbinde damit: *Baur* der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus. Zweite Ausgabe S. 455 folg.), auch finden wir diesen Unterschied bei Walter §. 11. 12. anerkannt.

„Das Wesen der religiösen Gemeinschaft besteht nicht in der sichtbaren irdischen Erscheinung, sondern sie hat eine unsichtbare, Gott zugewendete Seite, wovon jene nur die äufsere Hülle ist. Wahre vollständige Glieder der Kirche sind also nur diejenigen, die mit der äufseren Theilnahme die innere lebendige Gesinnung verbinden. Menschlicher Weise betrachtet gehören jedoch auch noch die Bösen zu ihr, so lange sie sich äufserlich zu der Gemeinschaft halten; und umgekehrt kann es Glieder geben, die mit ihr blos dem Geiste nach ohne äufseres Zeichen vereinigt sind. Es können also freilich die Mitglieder, die in der sichtbaren Kirche als solche erscheinen, von denen, die es vor Gott wirklich sind, verschieden sein. Für die Wirksamkeit der Kirche auf Erden ist jedoch diese Unterscheidung gleichgültig, weil sie Kraft der Verheifsung Christi, der Beimischung falscher oder blos scheinbarer Glieder ungeachtet, im Ganzen doch immer die wahre Kirche bleibt, und die rechten Heilsmittel verwaltet."

(Die Fortsetzung folgt.)

XXVIII.

Savitri eine indische Dichtung, aus dem Sanskrit übersetzt von Jos. Merkel, Prof. und Hofbibliothekar in Aschaffenburg. 1839.

Die ungemein anmuthige und zarte Episode, von der wir Hrn. Merkel eine neue deutsche Uebersetzung verdanken, ist schon frühe durch Hrn. Prof. Bopps, des ersten Textherausgebers, getreuere, sowie durch Rückerts freiere Bearbeitung bekannt geworden. Gleichwohl scheint es nicht unnütz, den Inhalt und Zusammenhang dieser Dichtung hier kurz darzulegen, welche im Original (cf. edit. calic. Vol. I. pg. 801) den bezeichnenderen Titel *pativratâmâhâtmjaparva* führt, d. h. das Buch von der Gröfse der Gattentreuen. Die Geschichte spielt in Madra, dessen König Asvapati um Nachkommenschaft willen 18 volle Jahre sich der strengsten Bufsübungen unterzieht, bis ihm Sâvitri, die Göttin, in leiblicher Gestalt erscheint, und, als Gnade des Urvaters, ein Töchterlein verheifst. Die Tochter wird ihm von seiner Frau, die zwar hochbejahrt, geboren und aus dankbarer Erkenntlichkeit nach der Göttin selbst Sâvitri genannt. „Einnehmend wie

Srî, wuchs des Königs Selbstgeborne auf; und ward mit der Zeit ein mannbares Fräulein. Beim Anblicke der schlankleibigen, breithüftigen, strahlenden, goldenen gleichsam, dachten die Leute, ein Göttermädchen zu sehen; aber freien mochte Niemand um die lotusblattäugige, die flammende gleichsam mit Glanze, abgeschreckt durch den Glanz." So fordert sie der Vater denn auf, der beneidenswerthen Sitte ihres Landes gemäfs, selbst auf die Gattenwahl auszugehen. „Denn, heifst es, welcher Vater die Tochter nicht ausgibt, der Gatte der nicht naht, und der Sohn der nach des Vaters Tode nicht seiner Mutter Beschützer, diese sind tadelswerth." Sâvitri macht sich alsbald auf und meldet bei ihrer Rückkehr, dafs die Wahl auf Satjavân, den Sohn eines frommen, blinden, seines Reiches beraubten Königs gefallen sei. Trotz aller grofsen Vorzüge dieses Satjavân kann die Wahl von Nârada, dem anwesenden Götterboten durchaus nicht gebilligt werden: ein Fehl haftet an ihm: er wird in Jahresfrist den Leib ablegen und sterben. Der König fordert demgemäfs die Tochter auf, sich einen Andern zu erwählen, die Tochter ist indessen standhaft:" einmal fällt das Loos, einmal wird die Tochter gegeben, einmal spricht er (der Vater) ich gebe sie! dies sind die drei Einmal der Guten," — und Nârada so wie der Vater finden es unter solchen Umständen gerathen, nachzugeben, jener geht auf zum Himmel und dieser bereitet die Hochzeitfeier, welche im 4ten Gesange näher beschrieben ist. Die folgenden Abschnitte, Ges. 4—7, zerfallen dem Inhalte nach in zwei gröfsere Ganze: zuerst nämlich wird es mit Treue und ergreifender Einfalt geschildert, wie Sâvitri der Zeit entgegengeht, da ihr Mann sterben soll. Denn Nârada's Wort liegt ihr immerdar im Herzen und mit banger Angst zählt sie die Tage wie sie einer nach dem anderen verlaufen. Endlich als es nur noch 4 Tage hinaus ist, beschliefst sie eine harte dreinächtliche Bufse: die Bitten der Schwiegereltern, abzustehen von dem erdrückend Schweren, vermögen nicht, die Unerschütterliche in ihrem Entschlusse wankend zu machen: bricht das Gelübde! also zu reden vermöchte ich nicht, sagt der Schwiegervater; vollend' es vielmehr! solche Rede ziemt meinesgleichen. Stehend und in herben Schmerzen fliefst der Sâvitri die letzte Nacht hin; „jetzt ist der Tag da!" Sie begeht ihre Morgenfeier, sie opfert dem Feuer und nimmt die Trostsprüche der frommen Brachmanen entgegen, im Herzen immer nur der Zeit denkend, zu deren Abwendung sie die schwere Bufse übernommen. — Es ist ein hübscher und ein feiner Zug des Dichters, dafs nun Satjavân, als die ihm wie seinen Eltern unbewufste Zeit des Todes naht, allein in den Wald gehen will. Doch Sâvitri läfst nicht von ihm: sie fühlt sich weder erschöpft vom Fasten und Wachen, noch wird ihr die ungewohnte Wanderung beschwerlich fallen; aber Trennung vom Gatten würde ihr unerträglich sein und den schönen Wald zu sehen gewährt ihr hohes Vergnügen. So wandelt sie dem Gatten zur Seite, getheilt gleichsam in ihrem Herzen dahin. Als nun Satjavân Früchte sammelt und Holz spaltet, da befällt ihn Müdigkeit und Kopfweh, und da Sâvitri sein Haupt auf ihren Schofs gelegt, — bestimmte Stunde und Zeit treffen genau ein — da steht auch schon ein fürchterlicher, sonneglänzender, rothäugiger Mann, einen Strick in der Hand, ihr zur Seite. Es ist Jama, der Herr der Manen, der andere Menschen durch seine Boten holen läfst, dieses fromme Tugendmeer indessen seiner eigenen Ankunft würdigt. Die krasse Versinnlichung des Todesgottes nicht blofs, sondern auch des Sterbens ist leicht an keiner Stelle so weit getrieben als hier: denn „mit Gewalt reifst nun Jama den daumengrofsen Geist, mit dem Stricke gebunden aus dem Leibe, und alsbald ist der Leib dem der Geist entrissen, der Athem gewichen, ohne Bewegung und Glanz, unschön anzusehen. Indem jetzt Sâvitri dem Gotte folgt, entspinnt sich ein Gespräch; bei welchem Jama von der erhabenen Gesinnung der Gattin so entzückt wird, dafs er ihr vier Bitten nach einander erlaubt und gewährt, mit Ausnahme des Lebens Satjâvâns, bis er zuletzt, ohne diese Einschränkung, ein unvergleichbares Geschenk zu wählen erlaubt. Es versteht sich, dafs Sâvitri des Gatten Leben erbittet. Der Gott des Rechts entfesselt den Gebundenen und gewährt. Bei der Sinnlichkeit solcher Vorstellungen erwartet man fast eine Angabe, wie der Geist nun wieder in den Leib eingegangen sei: indessen findet sich darüber nichts: Satjavân erlangt auf ihrem Schofse das Bewufstsein „ich schlief sehr lange, wahrlich; warum hast du mich nicht geweckt, und wo ist der schwarze Mann der mich mit sich rifs?" — Des Gedichts andere Hälfte schildert umständlich, wie die wiederverbundenen Gatten, in Sorgen über den Kummer der besorgten Eltern, sich nach Hause begeben, und schliefst dann völlig versöhnend mit der Darstellung des Wiedersehens und des durch Jama's Gnadengewährungen erhöhten freudigen Zusammenlebens.

Indem wir uns nun zu Hrn. M's. Uebersetzung wenden, können wir versichern, dafs dieselbe im Ganzen möglichst treu ist und sich auch so leicht liest, als es bei dem Grundsatze des Verfs., das indische Metrum sorgsamst wiederzugeben, nur irgend zu erwarten stand. Zwar, um zuerst bei dem Letzten stehen zu bleiben, will uns die strenge Durchführung des Originalmetrums für gröfsere Gedichte minder passend scheinen: eine gewisse, dem Leser zumal der nur um der Sache, nicht um der Verse willen liest, lästig fallende Einförmigkeit ist gar nicht zu umgehen; Härten besonders in der Stellung der Worte, die man recht gewahr wird, will man solche künstliche Verse einmal wie Prosa lesen, sind unvermeidlich, und endlich wird das Metrum oft doch nur für den hergestellt, der auch wirklich guten Willen hat es zurechtzulesen, während es dann nur vollkommen wiedergegeben wäre, wenn der Leser sich gezwungen fühlte, so und nicht anders zu lesen, als es eben verlangt wird. Dergleichen kleine Bedenken drängten sich uns auch bei dieser in ihrer Art sehr wohlgelungenen Uebersetzung oftmals auf, und bestärkten uns in dem Grundsatze, dafs es für gröfsere Dichtungen passender sei, ein durchführbares und mehr ansprechendes Metrum zu wählen, des Uebelstandes bei diesem Metrum nur nebenhin zu gedenken, dafs hier von Vers überhaupt nur immer in den letzten vier Silben des Viertelsloka die Rede sein kann: wodurch der Leser denn nie zum Bewufstsein eines Versmafses gelangen wird. Dafs die Sache nun einmal so im indischen Slokenmafse sei, wird man wohl nicht geltend machen dürfen: es ist doch ein Unterschied, ob ein Versmafs, noch im Werden begriffen und stehen geblieben, dem Ohre durch langen Gebrauch ver-

traut geworden ist, oder ob es in Uebersetzungen auf fremdem Gebiete uns entgegentritt, gleichsam das Zugeständnifs dessen, was es selbst nicht ist, sich ertrotzend. Soviel über diesen öfter besprochenen Gegenstand, den freilich ein Jeder nur nach seinem Sinne beurtheilen kann.

Das Wortverständnifs des Gedichtes ist im Einzelnen durchaus nicht leicht, man wird sich nicht wundern, sollte man Hrn. M. hie und da fehlgreifen sehen; manche Stellen scheinen selbst ein wenig corrumpirt, in einigen findet sich die richtigere Leseart erst in der neuen Calkuttaer Ausgabe, die der Hr. Vf. wohl nicht schon benutzte. — Als Probe von Hrn. M's. Uebersetzung kann die Stelle von der Geburt der Sâvitri S. 6 dienen, welche oben fast wörtlich übersetzt ist. Sie lautet so:

Nach ein'ger Zeit Verlauf zeugte
Der König, des Gelübdes froh,
Mit der ältesten pflichttreuen
Gemahlin eine Leibesfrucht;
Im Schoofs Malavis wuchs, bester
Der Bharatas, die holde Frucht,
Wie im heiteren Luftkreise
Der Sterne Fürst an Glanze wächst.
Sie gebar mit der Zeit eine
Tochter mit Augen lotusgleich,
Die Bräuche der Geburtsfeier
Vollbrachte. froh der Männerherr,
Sie war der Savitri Gabe,
Geopfert war der Savitri;
Drum gab der Savitri Namen
Der Vater nebst Brachmanen ihr.
Und anzuschaun wie Sri lieblich
Erwuchs die Königstochter hold,
Zum Ehebund heranreifte
Die Jungfrau in der Zeit Verlauf.
Wenn man die Schlanke, Goldgleiche,
Starkhüftige erscheinen sah,
So dachte man: herannahet
Ein gottentsprofsnes Wunderkind.
Doch sie, die lotuslaubgleiche,
Die wie leuchtende Flammen warf,
Erwählte sich zur Frau Keiner,
Ueberwältigt von ihrem Glanz, u. s. w.

worin man denn kaum etwas anders wünschen könnte, es sei denn die Stelle: drum gab der S. Namen der Vater nebst Br. ihr, d. h.: Savitri, so machten darum auch die Brachmanen ihren Namen, so der Vater. — Ferner sollte im Anfange der Superlativ *g'jéshthâ* die älteste vielleicht nur durch: sehr alte, wiedergegeben sein: der Dichter spricht wohl nicht von der ältesten Frau, sondern thut nur des hohen Alters der Malavî Erwähnung, um das Wunder der Zeugung dadurch herauszuheben.

Wir nehmen zugleich Gelegenheit, einige der bedeutenderen Abweichungen der Calkuttaer Ausgabe zu besprechen. Auf den ersten Seiten finden wir unter vielen Varianten nur e i n e etwas erhebliche, nämlich I, 24b *prativârita* für *prativâdhita*, welches Hr. M. nicht eigentlich durch ü b e r w ä l t i g t, sondern durch z u r ü c k g e s c h l a g e n wiedergeben mufste. Vielleicht ist *prativârita*, das gewöhnlichere Wort für abhalten, zurückscheuchen, nur aus einem Commentare in den Text gekommen. S. II, 5a, ist die Leseart der *C. çrinu bhartâram jô' najâ vrita, i. e.* audias maritum, qui ab illa electus anstatt *bhartâ vâi jô B.* qui maritus etc. grammatisch nicht unwichtig, noch dem Sprachgebrauche entgegen; eben so findet sich auch II, 22b das Richtigere *na çakjaç c'âtivartitum*, wo das Neutrum *çakjam* bei Bopp zu *dôshas* unerträglich ist; dagegen beruht II, 18a *sô'bhavat* für *sômavat B.* auf einem offenbaren Lesefehler. Das gröfsere Metrum, viermal 12 Silben ◡ — ◡ —, — ◡ ◡ —, ◡ — ◡ —, welches Hr. M. S. VII kurz berührt, und gleichfalls immer wiedergegeben hat, ist III, 9c und 10a nicht richtig: die Calcutt. Ausgabe lieset darum besser *kathan tvanarhâ vanavâsam* (und *nivâtsjaté* für das bessere *sahischjaté*, und zwischen *sukham* und *du:kham* schiebt sie nothwendig ein *c'a* ein, wodurch der Vers vollzählig wird. Auch hat sie *jadâ* für *sadâ*. In der ersten Stelle, wo Hr. M. also übersetzt:

Wie aber, in Königspallast zu wohnen werth,
Soll Sâvitri Mühsal ertragen hier im Wald?

heifst es nun vielmehr:

Wie will doch diese deine Tochter, der Waldwohnen nicht gerecht ist, in der Einsiedelei Mühsal ertragen?

Ferner, anstatt:

Besitzes Lust, auch des Entbehrens herber Schmerz
Sind so wie mir, meiner geliebten Tochter kund,

vielmehr so: da Leid und Freude, mit dem Zustande des Seins und Nichtseins (des Ueberflusses und Mangels) meine Tochter unterscheidet (kennen gelernt hat) und ich desgleichen, ziemt an meinesgleichen eine solche Rede nicht u. s. w. V, 29b ist für *samâgatam* nothwendig *sangatam* zu lesen, so wie auch 53a *me* fehlen mufs, beides aus metrischen Rücksichten. In der unverständlichen Stelle V, 55b hat die Calcutt. Ausgabe *arôgas tava néjaçc'a* für *sthavanéjas*, man erwartete sonst etwa *sthâvirâjuçc'a*. V, 60a hat die Calc. ed. für *varân* vielmehr *ntr. varam*, so wie dieses Wort auch in den früheren Stellen, wo es bei B. als Masculinum sich findet, nur als Neutrum vorkommt, was passender scheint, obgleich das Masc. auch sonst wohl zu rechtfertigen ist. Endlich die bei Bopp verderbte Stelle VI, 31a *véda na jâc'iram*, wonach Hr. M. also übersetzt:

„Ich schlief, ich weifs nicht wie lange,
Dieses jedoch weifs ich bestimmt,
Dafs ich so lange nie früher
Geschlafen habe irgendwo"

ist mit naheliegender leichter Besserung *védanajâ c'iram* zu lesen, wie ed. Calc. auch wirklich lieset, und heifst nun: geschlafen habe ich lange mit (vor) Schmerz (Instrum. des fem. *védanâ* Schmerz), das weifs ich; und nicht habe ich früher irgendwann so lange Zeit geschlafen.

Wir könnten nun noch einige Stellen ausheben, in denen wir Hrn. M's. Uebersetzung aus anderen Gründen nicht billigen mögen, indessen brechen wir mit freundlichem Danke für die dargebrachte auch äufserlich recht nett ausgestattete kleine Gabe ab und können dem Verf. zum Schlusse die Genugthuung nicht versagen, dafs uns das ganze Büchlein schon um der Art seiner Entstehung willen eine wohlthuende, erquickliche Erscheinung bleiben wird. Schon über der Hälfte des Lebensweges stehend, sagt der Verf. im Vorworte an Hrn. Prof. Bopp, sei er von demselben zum Sanskritstudium aufgemuntert, dem er sich alsbald mit Lust und Liebe ergeben. Und als erste Frucht dieser Bestrebungen dürfen wir die vorliegende Uebersetzung ansehen, die gewifs so wie uns, jedem Leser von Muth und Ausdauer ein erfreulicher Beweis sein wird. Albert H o e f e r.

№ 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

Grundsätze des Kirchenrechts der katholischen und evangelischen Religionspartei in Deutschland von Karl Friedr. Eichhorn.

Lehrbuch des Kirchenrechts aller christlichen Konfessionen. Von Ferdinand Walter.

(Fortsetzung.)

Dies scheint nun Alles sehr plausibel und man kann dem Verf. auch in dem beitreten, was er §. 32. Anm. M. gegen die Annahme der unsichtbaren Kirche, ohne allen Zusammenhang mit dem positiven Christenthum selbst, geäufsert: denn auch nach dem evangelischen Systeme wird ein bestimmter Konnex zwischen beiden Seiten der Kirche gefordert.

Ist aber auch diese ganze Explikation der anerkannten Lehre der katholischen Kirche gemäfs? Ist es nicht vielmehr nach derselben möglich, dafs die äufsere Mitgliedschaft allein schon die Seligkeit bedingt? Nach der protestantischen Ansicht ist die wahre sichtbare Kirche diejenige, in welcher das Evangelium recht gelehrt wird und die Sakramente recht verwaltet werden. Den Beweis für die Richtigkeit in beiderlei Rücksicht nehmen die Protestanten aus der heiligen Schrift selbst, nicht aus menschlicher Autorität: denn sehr wahr erinnert *Baur* (der Gegensatz u. s. w. S. 469) „Es ist nicht einzusehen, was in der Behauptung Widersprechendes sein soll, dafs das Evangelium oder Wort Gottes objektiv aus sich selbst d. h. durch die inneren und äufseren Gründe, die seine Göttlichkeit beweisen, oder durch das in demselben sich aussprechende Zeugnifs des heiligen Geistes, und das ihm im Innern des Menschen entgegen kommende Zeugnifs des Geistes in seiner Göttlichkeit soll erkannt werden können." Ob aber die Mitglieder der sichtbaren (protestantischen) Kirche wahrhaft Gott angehören, darüber entscheidet nur Gott selbst, der das Herz jedes Einzelnen prüft.

Dagegen ist nach katholischer Ansicht nur diejenige sichtbare Kirche die wahre, welche zusammenhängt mit dem Episkopate, als der lehrenden Kirche, welche durch konstante Succession unmittelbar von Christo und den Aposteln allein zum Besitze des rechten Geistes, der wahren Tradition, des rechten Verständnisses der heiligen Schrift gelangt ist u. s. w., weshalb auch nach der Professio fidei Tridentin. jeder in ein religiöses Amt Tretende den Eid dahin leistet: „Sacram scripturam juxta eum sensum, quem tenuit et tenet sancta Mater Ecclesia, cujus est judicare de vero sensu et interpretatione sacrarum scripturarum, admitto, nec eam unquam nisi juxta unanimem consensum Patrum accipiam et interpretabor." Die dem infallibeln Episkopate angehörigen, mit demselben durchaus verwachsenen Bischöfe sind nun schon als solche begriffsmäfsig geheiligt und für sie kann der Unterschied der sichtbaren und unsichtbaren Kirche keine Bedeutung haben. In ihnen ist konkret die sichtbare und unsichtbare Seite der Kirche verwirklicht, da ihr Amt und die damit verbundene Autorität sie zu wahrhaften Gliedern der Kirche macht. Folgeweise wird aber auch für Laien, welche vollständig der Autorität und Lehre des Episkopats sich anschliefsen, ebenfalls die wahre und unbedingte Mitgliedschaft der Kirche in Anspruch genommen werden dürfen und überhaupt der ganze Unterschied der Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit der Kirche aufzugeben sein, wenn nicht die Lehre von der Autorität des Episkopats untergraben werden soll, und dies um so mehr, als es auf den Glauben und nicht auf die Sittlichkeit ankommt: denn so erklärt Leo XII. den Antikonkordatisten der Diöcese Poitiers in dem Erlasse vom 2. Juli 1826 „quisquis a catholica ecclesia fuerit separatus, quantum libet laudabiliter se vivere existimet, hoc solo scelere, quod a Christi unitate disjunctus est, non habebit vitam, sed ira Dei manet super eum." Da die catholica ecclesia aber die una sancta et apostolica ist, von der Bonifacius VIII. spricht (c. 1. Extrav. comm.

de majorit. et obed. (I, 8.)), so liegt in dem Ausspruche Leo's XII. nichts anders, als in dem von Bonifacius „Subesse Romano Pontifici omni humanae creaturae ... omnino esse de necessitate salutis." Hieraus ergiebt sich aber auch, inwiefern der bisher erwogene Unterschied sowohl für die Erde, als jenseits gleich wichtig ist: denn der Papst spricht ja denen, die nicht schon hier zur katholischen (d. i. römischen) Kirche gehört haben, das Leben d. h. doch das ewige Leben, die Seligkeit ab, und mag also Hr. Walter sehen, wie er seine mildere Gesinnung mit der Lehre der Kirche ausgleiche. Diese scheinbare Milde wird dahin gefafst (§. 11. a. E.), dafs indem die Kirche im Bewufstsein ihrer Wahrheit den ihr widerstrebenden Irrthum als einen Abfall von Christus entschieden verdammt, sie doch *über den einzelnen Irrenden* nicht richtet, sondern gleichwie sie neben der Taufe des Wassers auch eine Taufe durch das Verlangen anerkennt, sie es der Beurtheilung Gottes anheim stellt, diejenigen, welche nach dem Maafs ihrer Kräfte nach der Wahrheit gestrebt und unverschuldet dem Irrthum angehangen haben, noch jenseits in die Gemeinschaft der Heiligen oder der triumphirenden Kirche aufzunehmen.

Da der Grundsatz „extra ecclesiam romano-catholicam nulla salus," welcher in der schroffsten Form auch in der neusten Zeit von Pius VIII. und Gregor XVI. mehrfach wiederholt worden ist, vielen Anstofs erregt hat, so werden allerlei Auswege und Interpretationen versucht, die indessen bei näherer Beleuchtung als nicht-römisch erscheinen. Man ist aber nicht damit zufrieden, die römisch-katholische Kirche zu rechtfertigen, sondern wirft das ihr Aufgebürdete nun auch der evangelischen Kirche selbst vor. So wird mit Bezugnahme auf die Münchner historisch-politischen Blätter B. II. H. IX. S. 505 folg. 525 in der Tübinger katholischen Quartalschrift 1838 H. IV. S. 769 folg. erklärt: „der Satz, dafs die katholische Kirche auch individuell verdamme, hat in dem katholischen Systeme gar keinen Platz. Er findet seine Stelle nur und hat sie auch nothwendig in derjenigen Kirchenlehre, welche den Lehrsatz von der absoluten Prädestination behauptet. Denn nach diesem Lehrsatze geht die göttliche Erwählung, wie die Verwerfung schlechthin und ohne weiteres auf diesen und jenen, überhaupt auf die Individuen als solche und ohne alle Rücksicht auf ihr eigenes Wollen und Streben, ohne alle Berücksichtigung ihres zeitlichen Verhältnisses überhaupt, insoweit dasselbe durch den Gebrauch ihrer Freiheit bedingt und bestimmt ist. Diesem Lehrsatz nun ist bekanntlich die reformirte Kirche zugethan, und die protestantische wenigstens weit mehr als die katholische."

Es würde uns von unserm Plane zu sehr entfernen, wenn wir uns auf eine nähere Prüfung dieser Sätze einlassen wollten: daher nur die Bemerkung, dafs ja auch die Prädestinationslehre nur Gott und nicht einen sündhaften Menschen über Heil und Leben bestimmen läfst und die Berufung selbst nicht auf die protestantische Kirche beschränkt, während in der katholischen Kirche die Prädestination eine absolute und allgemeine ist, da nach der Erklärung des unfehlbaren Episkopats das Verbrechen allein, nicht Mitglied der katholischen Kirche zu sein, schon die Seligkeit entzieht.

Die Wichtigkeit der Sache und die Rücksicht, dafs Hr. Walter sich nicht immer streng an den Lehrbegriff seiner Kirche hält, nöthigt uns zu dieser Betrachtung. Wir kehren nun aber zu der Behauptung zurück, dafs „die Würde und Grofsartigkeit des Stoffes gewinne, je höher und weiter der Gesichtspunkt ist, den man dafür wählt." Diesen angeblichen Gewinn können wir nicht zugestehen: denn der Stoff bleibt hier immer gleich grofsartig und würdig. Höchstens können wir anerkennen, dafs die Ausdehnung der Aufgabe das Interesse zu steigern im Stande sei, wenn nur dabei auch die Ausführung, bei der gröfseren Reichhaltigkeit des zu verarbeitenden Materials, nichts an der erforderlichen Gründlichkeit eingebüfst hat. Auch in dieser Hinsicht wollen wir beide Werke vergleichen.

Eichhorn hat ein dem Umfange nach begrenzteres Thema übernommen, dieses aber auch mit einer Vollständigkeit behandelt, welche wohl wenig zu wünschen übrig läfst. Das katholische Kirchenrecht, dem es freilich auch sonst nicht an trefflichen Darstellungen fehlt, ist in erforderlicher Fülle dargestellt worden. Wenn schon für diesen Abschnitt des Handbuchs, so ist doch das betheiligte Publikum dem Hrn. Verf. noch bei weitem mehr dafür zu wahrem Danke verpflichtet, dafs auch dem evangelischen Rechte die nöthige Sorgfalt zugewendet und die gebührende Ausführlichkeit zu Theil geworden ist. Gerade hier bestand bisher für die Literatur eine sehr fühlbare Lücke und es fehlte eigentlich durchaus an einer der Bedeutsamkeit der evangelischen Kirche entsprechenden umfassenden Entwickelung des

rechtlichen Zustandes derselben. Seit J. H. Böhmer, allenfalls auch dessen Sohn Georg Ludwig, und dem an nicht wenigen Fehlern und Mängeln laborirenden Handbuche von Wiese ist für das evangelische Kirchenrecht in seiner Totalität bis auf Eichhorn fast gar nichts geleistet worden. Der Verf. hat daher das grofse Verdienst, durch ein tieferes Eingehen in die Quellen die Principien des evangelischen Kirchenrechts fester begründet und ein gediegenes System zu Tage gefördert zu haben.

Indem Walter dagegen sein Lehrbuch als ein alle christliche Konfessionen in sich aufnehmendes ankündigt, giebt er uns keineswegs, was wir hiernach zu erwarten uns für berechtigt halten müssen. Das katholische Kirchenrecht wird im Ganzen, den Grenzen eines Lehrbuchs gemäfs, in einer gewissen Vollständigkeit dargestellt, während das griechische und evangelische meistens nur einen mehr oder weniger geringen Anhang dazu bildet. Ueber das griechische Recht äufsert der Verf. selbst: „das kirchliche Recht des Orients ist nach der Beschaffenheit der Quellen einer sehr genauen und zusammenhängenden historischen Bearbeitung fähig. Hier mufste jedoch der Verf., um die gehörigen Grenzen nicht zu überschreiten, bei den Hauptpunkten stehen bleiben, und nur in einigen Fällen, namentlich bei gewissen Theilen des Eherechts, ist die Ausführung mehr ins Einzelne gegangen." In den früheren Ausgaben verspricht Hr. Walter ein eigenes Werk über das griechische Kirchenrecht. Er scheint jedoch später diesen Plan aufgegeben zu haben, was wir sehr bedauern. Möchte er sich dazu entschliefsen, in den folgenden Ausgaben das griechische Recht lieber auszuscheiden und den dadurch gewonnenen Raum benutzen, um dem stiefmütterlich behandelten evangelischen eine verhältnifsmäfsige Ausdehnung zu gewähren.

In beiden Werken vermissen wir ungern eine Darstellung des Kirchenrechts der kleineren protestantischen Parteien.

Dem Plan nach erscheint nach diesen Bemerkungen das Handbuch von Eichhorn als abgerundeter und vollendeter, und wir sind überzeugt, dafs dasselbe, wie der Verf. bezweckt „für eine Einleitung in das particuläre Kirchenrecht gelten kann" (S. IV). Indessen hätte zu dem Behufe, ähnlich wie es in der Einleitung in das deutsche Privatrecht geschehen, eine reichere Berücksichtigung des Partikularrechts selbst stattfinden können: denn die Abweichungen desselben in solchen Lehren, die in der katholischen Kirche namentlich nicht durch die Einheit des Dogma sich übereinstimmend gestalten müssen, sind viel gröfser und mannigfaltiger, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Man denke nur an die geistliche Gerichtsbarkeit, die Patronat- und Zehntverhältnisse, den Kirchenbau u. s. w. Die Quellen dafür sind auch in der neueren Zeit viel zugänglicher geworden, und man darf sich was z. B. Preufsen betrifft, nicht mehr auf Bielitz und den fehler- und lückenhaften Nachweis von Schöll zu Schenkl beschränken (s. Walter §. 57. not. y.), da durch die Fürsorge des Justizministerii für Gesetzrevision die Entwürfe der Provinzialrechte in zum Theil ausgezeichneten Bearbeitungen jetzt vorliegen. Auch hätte eine speciellere Berücksichtigung der Literatur wohl erfolgen können, wenigstens was Monographien betrifft: denn, wenn Eichhorn erklärt, er habe, da sein Bestreben durchaus auf Entwicklung aus den Quellen gerichtet war, selten andere Schriftsteller angeführt, wo es nicht aus besondern Gründen nothwendig war, wie wenn eine durchaus irrige Ansicht zu rügen oder der Vorwurf abzulehnen war, dafs der Grundsatz von einem Katholiken nicht zugegeben werden könne, weil sonst unsere Literatur an Büchern, wo sich weitere Auskunft findet, reicher sei als an solchen, die sich mit der quellenmäfsigen Entwickelung der Grundsätze befassen (I. S. VII. VIII); so ist doch gerade in einem so ausführlichen Handbuche eben auch ein Nachweis der wichtigeren Literatur und Hilfsmittel selbst durchaus wünschenswerth, ja nothwendig. Walter's Lehrbuch hat in dieser Beziehung in den neueren Editionen sehr gewonnen.

Die Form der Darstellung ist dem verschiedenen Charakter beider Werke ganz angemessen. Walter's Stil ist mehr compendiarisch, aber würdig und edel, und misbilligen können wir nur die herbe, höchst persönliche Polemik gegen Eichhorn, die, wenn auch in dieser neuen Ausgabe etwas gemildert (m. vergl. z. B. ed. VII. S. 12 mit ed. VIII. S. 12 — S. 139 mit S. 137, S. 171 not. m mit S. 168 not. k) doch um so weniger tadellos ist, als sie zum Theil auf konfessionellen Differenzen beruht und welche wir, als das Lehrbuch verunstaltend, künftig völlig ausgemerzt wünschen müssen.

Hinsichtlich einiger mehr rein wissenschaftlichen Punkte werden wir weiter unten zu ermitteln suchen, auf wessen Seite sich das Recht befindet. Eichhorn schildert mehr explikativ, wie es bei einer in's Detail eingehenden Darstellung nicht anders erwartet werden konnte, voller Klarheit und Ruhe.

Ueber die Vertheilung und systematische Anordnung des ganzen Materials (vergl. Eichhorn I, S. V—VII S. 451—454 Walter §. 6.) werden im Einzelnen nach dem Standpunkte des Schriftstellers immer gewisse Differenzen erklärlich erscheinen. Im Ganzen finden wir beide Autoren in Uebereinstimmung, indem in der Hauptsache die Scheidung von personae, res, actiones leitend geblieben ist. Es entsprechen sich daher bei beiden Buch I. u. II. die geschichtlichen Vorkenntnisse und Quellen, bei Eichh. Buch III., Walter Buch III. u. V. von der Kirchengewalt und den kirchlichen Personen, bei beiden Buch IV. von der Ausübung der Kirchengewalt nach ihren einzelnen Zweigen, bei Eichh. Buch V. u. VI., Walter Buch VII. von der Religionsübung und den besondern Instituten, welche sich auf die vita religiosa beziehen, bei Eichh. Buch VII. Walter Buch VI. von den Kirchengütern. Dazu kommt noch bei Walter ein achtes Buch: vom Einflusse der Kirche auf die weltlichen Rechte.

Indem wir es für minder erspriefslich halten, die Gliederung der einzelnen Bücher selbst noch weiter zu mustern, wenden wir uns zur Betrachtung des Materials, wobei wir die Geschichte der Bildung und Verfassung der Kirche, die Geschichte der Quellen und das System des geltenden Kirchenrechts einzeln ins Auge fassen. Wir werden uns dabei vorzugsweise auf solche Lehren beschränken, in welchen wir beide Verfasser in Gegensätzen begriffen finden.

Eichhorn beginnt seine Untersuchung mit dem Ursprunge der Kirche, und indem er die verschiedenen Bedeutungen des Ausdrucks feststellt, erklärt er S. 6 Anm. 7 „das Wort kommt ohne Zweifel von *κυριακόν*. — — Wie das griechische Wort in die germanischen Sprachen gekommen ist, bleibt zweifelhaft." Rec. hat in seinen kirchenrechtlichen Versuchen, Beitrag I. Königsberg 1831 sich die Aufgabe gesetzt, diesen Gegenstand möglichst aufzuklären. Er hat sich für den griechischen Ursprung ebenfalls entschieden, mufs aber noch jetzt darauf aufmerksam machen, dafs *Graff* im althochdeutschen Sprachschatze IV, 481 sich eher für die Ableitung aus dem Deutschen zu erklären geneigt ist, aus, wie mir scheint, durchaus ungenügenden Gründen. Was aber die Uebertragung des Griechischen ins Deutsche betrifft, so hängt dieselbe mit dem Verhältnisse Deutschlands zu Britannien zusammen. Die brittische Kirche stand mit dem Orient seit dem vierten Jahrhundert in einer sehr lebhaften Verbindung, wie wir namentlich auch daraus entnehmen können, dafs brittische Bischöfe den griechischen Synoden beiwohnten, was die Subscriptionen der Synodalakten ergeben. Diese Verbindung finden wir auch im siebenten Jahrhundert anerkannt und durch einen geborenen Griechen, den Erzbischof Theodor von Canterbury (668 — 690) noch besonders erhöht. Durch seine und des Abts Hadrian Vermittlung war die griechische Sprache dem Clerus sehr geläufig geworden, so dafs auch später noch, wie uns Beda († 735) berichtet (historia eccl. gentis Anglorum lib. IV. cap. 2.), das Griechische wohl bekannt blieb („indicio est, quod usque hodie supersunt de eorum (Theodori et Hadriani) discipulis, qui Latinam Graecamque linguam aeque ut propriam, in qua nati sunt, norunt"). Aus der griechischen Kirchensprache ward daher auch das Wort *κυριακόν* recipirt, ja vielleicht gerade von Theodor selbst eingeführt. Daher findet sich im alten Englischen (Angelsächsischen) das Wort cyrice bereits im Gebrauche. Berücksichtigen wir nun, wie von Britannien aus Deutschland christianisirt wurde und achten wir zugleich auf die seit der Zeit der brittischen Missionen üblichen deutschen Formen chirihha u. s. w. (Versuche I, 95 folg.), welche sprachlich nothwendig aus dem Angelsächsischen abzuleiten sind, wie dies mit Bezugnahme auf Grimm von mir bewiesen worden, so dürfte der von Eichhorn erhobene Zweifel unbedenklich beseitigt sein: denn Eichhorn irrt, wenn er Kero ecclesia nur durch samananga übertragen läfst, da derselbe vielmehr bereits chirihh u. s. w. kennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

Grundsätze des Kirchenrechts der katholischen und evangelischen Religionspartei in Deutschland von Karl Friedr. Eichhorn.

Lehrbuch des Kirchenrechts aller christlichen Konfessionen. Von Ferdinand Walter.

(Fortsetzung.)

An den Ursprung der Kirche knüpft Eichhorn die Entstehung des Episkopats, des Klerikats, der kirchlichen Verwaltungskreise u. s. w., wobei wir ihn mit Walter in der bedeutendsten Differenz finden. Eine Versöhnung ist hier aber zwischen denen, die eine freie Forschung anstellen und ohne vorgefaſste Meinung blos aus den Zeugnissen des Alterthums ein Resultat zu gewinnen bestrebt sind, und denen, welche durch die kirchliche Decision sich für gebunden erachten, nicht wohl möglich. Diese Decision liegt aber besonders im Tridentinischen Concil, welches Sessio XXIII. cap. IV. de sacram. ordinis deklarirt „praeter ceteros Ecclesiasticos gradus, Episcopos, qui in Apostolorum locum successerunt, ad hunc hierarchicum Ordinem praecipue pertinere, et positos, sicut Apostolus ait, a Spiritu Sancto, regere Ecclesiam Dei eosque presbyteris superiores esse." Nach seinem Standpunkte ist Walter daher nur darauf bedacht, dieses gegebene Resultat zu rechtfertigen, wobei denn die Autorität eines Hieronymus u. s. w., wie oben in Beziehung auf diesen Punkt bemerkt wurde, einfach zurückgewiesen wird. Auch die neueren Forschungen von Rothe, Baur (über den Ursprung des Episkopats S. 66 folg. 84 folg.) können das vorausgesetzte Faktum natürlich nicht zweifelhaft werden lassen. Die einzelnen von Walter S. 18. 19 not. k aufgeführten Gründe sind aber in der That ziemlich schwach. Auſser den schon berührten wollen wir nur noch seiner Deutung der Stelle des Clemens Romanus epist. I. ad Corinth. c. 42. 44. gedenken. Da dieser nämlich nur *ἐπίσκοποι* und *διάκονοι* als von den Aposteln eingesetzt erwähnt, so wird erinnert, daſs damals das bischöfliche Amt noch von den Aposteln selbst gehandhabt wurde. War denn aber Clemens nicht selbst Bischof? Waren nach der Tradition nicht bereits nach Petrus († 66) Linus († 78) und Cletus († 91) als römische Bischöfe *vor* Clemens eingesetzt? — Wo bleibt ferner bei Clemens ein Ort für die Apostel, wenn nach der von ihm l. c. cap. 40. angestellten Parallele der jüdischen und christlichen Oekonomie *ὁ ἀρχιερεύς* Christus selbst ist (vergl. cap. 58.), *οἱ ἱερεῖς* die Bischöfe (d. h. die Presbyteren) und *οἱ λευῖται* die Diakonen aber darstellen? —

Indem Eichhorn den ursprünglichen Unterschied der Bischöfe und Presbyteren, und wie uns scheint, mit Recht negirt, läſst er auch das Ordinationsrecht erst später ein den von den Presbyteren gesonderten Bischöfen zukommendes Vorrecht werden (s. I. S. 15. 24 u. a.). Er bedient sich dabei des Ausdrucks sacerdotium, als gleichbedeutend mit „die Presbyter und der Bischof," also die verwaltende kirchliche Behörde, und bezieht auch später das sacerdotium, im Unterschiede vom ministerium (I, 465.), auf alle priesterlichen, also dem Bischofe und den Presbyteren als sacerdotes zustehenden Funktionen. Dagegen bemerkt Walter S. 27 not. m „Eichhorn hat die eigentliche Bedeutung des sacerdotium und dessen ausschlieſsliche Beziehung zum Opfer nicht recht verstanden und aus der Gleichheit der Bischöfe und Priester im Sacerdotium fälschlich den Schluſs gezogen, daſs sie sich ursprünglich auch in Beziehung auf die andern sakramentalischen Verrichtungen gleich gewesen sein müſsten." Indessen thut Walter hier Eichhorn in der Sache selbst Unrecht: denn aus der genetischen Entwicklung der kirchlichen Zustände im Ganzen und des Presbyterii im Besondern gehen die Resultate bei Eichhorn hervor und es ist eben eine petitio principii Walter's, daſs schon von Beginn her die Scheidung der bischöflichen und pres-

byteralen Funktionen stattgefunden habe. Der Ausdruck sacerdotium selbst hat ja überdies auch nicht früher die bloſse Beziehung auf das Opfer, obgleich wir freilich aus dieser den Ursprung des christlichen Priesterthums selbst durch Uebertragung aus der Organisation der Synagoge herzuleiten haben dürften. Auch spricht Walter mit Unrecht von „*andern* sakramentalischen Verrichtungen:" denn die Ordination ist es zuerst allein, welche von sakramentalischen Handlungen dem Bischofe reservirt ward. Die von ihm S. 27 not. i cit. Stelle von Chrysostomus (homil. XI in I. Timoth. III, 8.) beweist dies „*Τῇ γὰρ χειροτονίᾳ μόνῃ ὑπερβεβήκασι, καὶ τοῦτο μόνον δοκοῦσι πλεονεκτεῖν τοὺς πρεσβυτέρους*", wozu noch der schon oben erwähnte Hieronymus ad Evangelum „quid enim facit, *excepta ordinatione*, episcopus, quod presbyter non faciat? kommt *)— und selbst in dieser Hinsicht hat sich auch noch später mitunter die ältere Praxis erhalten, wie wir dies z. B. von der altbrittischen Kirche wissen (vgl. *Voigt* de presbytero legitimo ordinationis ministro. *Münter* über die ursprüngliche Identität der Bischöfe und Presbyteren und über die bischöfliche Ordination: in den theolog. Studien und Kritiken 1833. H. III. S. 750 folg. 769 folg.). Zu diesen *andern* sakram. Verrichtungen wird der Verf. die Consignation (Firmung) um so weniger zählen können: denn wir könnten ihm Stellen aus Ambrosiastes, Hilarius Pictav. u. s. w. dagegen anführen, die ihm selbst nicht unbekannt sein werden. Die alte Praxis hierin besteht ja auch noch in der griechischen Kirche und die lateinische läſst auſserordentlicher Weise auch Presbyteren zu (s. Walter selbst §. 275.).

Höchst gründlich und ansprechend entwickelt Eichhorn die Bildung der kirchlichen Verfassung, und nur Einzelheiten sind uns dabei aufgefallen. So wenn die Behauptung aufgestellt wird (I, 29.), daſs die Landgemeinden immer von den Städten aus gegründet seien: denn dagegen spricht bereits Clemens Romanus epist. I. ad Corinth. cap. 42., nach welchem schon die Apostel *κατὰ χώρας καὶ πόλεις* Gemeinden begründet haben, was auch die späteren geschichtlichen Verhältnisse selbst näher erhärten. Mit Rücksicht hierauf erklärt sich auch eine Verschiedenheit in dem Zustande der Landbischöfe, welche einen selbstständigen Ursprung genommen, und derer, welche vom städtischen Presbyterio aus eingesetzt worden waren. Der Ausdruck *διοίκησις*, den der Verf. für gleichbedeutend mit dem im Occidente üblich gewordnen provincia auf den Metropolitensprengel bezieht (B. I. S. 31), bezeichnet vielmehr den aus mehreren Provinzen (*ἐπαρχίαι* s. c. 9. Conc. Antiochen. c. 9. 17. Conc. Chalcedon.) gebildeten Sprengel des Patriarchen (vergl. Zonaras ad c. 6. Conc. Constantinopol., Balsamon ad c. 9. Conc. Chalcedon. bei Beveregius I, 95. 122.).

Die verschiedene Ansicht, welche beide Schriftsteller über das Wesen und die Nothwendigkeit des kirchlichen Primats haben, konnte nicht ohne Einfluſs auf die geschichtliche Entfaltung desselben bleiben, sowohl im Allgemeinen, als in der Anwendung auf einzelne dem apostolischen Stuhle überwiesene Verwaltungszweige, namentlich rücksichtlich der päpstlichen Gerichtsbarkeit und Gesetzgebung. Wenn gleich der Unterzeichnete schon bei der früheren Beurtheilung einige hierher gehörige Punkte nicht unberührt gelassen, so kann er doch nicht umhin, dieselben nochmals in besondere Erwägung zu ziehen, da Walter die neue Ausgabe in dieser Materie fast durchaus unverändert gelassen hat.

Die dogmatische Darstellung hat hier bei Walter den erforderlichen Zusammenhang, während das Geschichtliche mehr in einzelnen an verschiedenen Stellen vorkommenden Andeutungen besteht und besonders bei der Entwicklung des Systems von Pseudo-Isidor berührt ist (s. §. 20. §. 89 folg., insbesondere §. 92. u. a. m.). Eichhorn giebt dagegen eine continuirlich-genetische Abhandlung (I, 65 folg. 140 folg. 168 folg.).

Walter geht davon aus, daſs Christus bei der Stiftung der Kirche „Einen unter seinen Schülern mit besonderm Nachdrucke als den besondern Grundstein bezeichnete, und dadurch aussprach, daſs die Kirche, um bei ihrer Allgemeinheit ihre innere Einheit zu bewahren, einen äuſseren sichtbaren Mittelpunkt anerkennen müsse. Es war also die Kirche schon in ihrem Ursprung als ein einheitlicher Körper gesetzt, dessen Glieder durch die Apostel über alle Völker verbreitet in der Verbindung mit Petrus und seinen Nachfolgern ihre Einheit haben sollten. Da nun Petrus seinen

*) Auf diese und andere Stellen stützen sich übrigens katholische Schriftsteller, um aus dem System des Hieronymus selbst den ursprünglichen Unterschied der Episkopen und Presbyteren zu erweisen, und übersehen, daſs in solchen Stellen von dem Verhältnisse die Rede ist, wie es zur Zeit des Hieronymus bestand.

Hauptsitz zu Rom erwählte und dort den Märtyrertod erlitt: so wurde der apostolische Stuhl zu Rom als derjenige anerkannt, auf den die Einheit der Kirche gegründet ist, und mit welchem alle Glieder übereinstimmen müssen" (§. 10. vgl. §. 11. 15. 17.). In der Deutung der Stellen der heil. Schrift und der Kirchenväter, auf welche man gewöhnlich zur Begründung dieser Sätze Bezug nimmt, weichen Katholiken und Protestanten natürlich von einander ab und so lassen wir billig dies hier unerörtert. Was insbesondere Irenaeus contra haeres. III, 3. betrifft, so ist, abgesehen von der Interpretation einzelner Ausdrücke, die Erklärung Walter's mit der von Gieseler (Kirchengesch. I. §. 50. not. b) nicht im Widerspruche, und diese halten wir noch immer für ansprechender, als die z. B. von *Pelt* in den wissenschaftl. Jahrbüchern 1834. B. II. nro. 8. S. 60. 61 versuchte: „Wegen ihres besondern Ansehns müssen die Gläubigen aus allen Gegenden sie besuchen und so wird von den Christen aus allen Gegenden hier die apostolische Tradition erhalten", wobei gerade das Wesentliche unbeachtet gelassen ist, dafs die apostolische Tradition sich schon ursprünglich in Rom befunden habe und noch befinde (wie Irenäus will). — Da Walter mit neueren katholischen Schriftstellern, insbesondere mit Möhler der Ansicht ist, dafs der Primat in seiner Nothwendigkeit feststehend, doch erst in *der* Zeit sichtbarer hervortritt, in welcher die Zerrissenheit der Kirche sein Einschreiten nothwendig macht, so übergeht er die älteren für dessen Wirksamkeit von manchen angeführten Thatsachen und hebt erst diejenigen hervor, in denen schon bestimmter sein Wirken soll erkannt werden können. Dies ist freilich bequem, aber auch nicht unklug: denn man vermeidet dadurch den Bericht von Ereignissen, die eher gegen den Primat in der älteren Zeit überhaupt sprechen würden, wie in den Streitigkeiten über die Osterfeier, Ketzertaufe u. s. w., wobei denn unter andern die Bezugnahme des Bischofs Stephanus von Rom auf die alleinige successio Petri als eine „aperta et manifesta stultitia" zurückgewiesen wird. Indessen soll doch der Primat einmal die Basis von Anfang an gewesen sein und auf ihn wird dann die verpflichtende Kraft der römischen Dekrete zurückgeführt. Walter bemerkt darüber §. 80. not. u. §. 92. not. k, dafs schon Siricius und noch bestimmter Leo I. sich deshalb in ihren Erlassen ausgesprochen hätten.

Um zu sichern Resultaten zu gelangen, müssen wir den Entwicklungsgang des kirchlichen Rechts seit Beginn her verfolgen. Dies ist bei Walter, dessen Geschichte der Quellen selbst wir übrigens für höchst gediegen anzuerkennen haben, leider nicht in dem rechten Umfange geschehen: denn weder reicht in dieser Beziehung der Nachweis der allgemeinen Beschaffenheit der Quellen (§. 53 folg.) hin, noch können wir das im §. 1. über die Bedeutung von canon Bemerkte für irgend genügend halten. Daher erscheint Eichhorn's treffliche Ausführung über die Bildung und eigentliche Bedeutung eines canon (B. I. S. 32 folg. 44 folg.) um so dankenswerther. Die Bedeutsamkeit des Gegenstandes fordert indessen eine nähere Beleuchtung.

In der Kirche befolgte man Anfangs die Vorschriften des alten und neuen Testaments nebst der Tradition (der Ausdruck *παράδοσις*, traditio evangelica wird von beiden gebraucht, M. s. nur *Suicer* thesaurus eccl. unter diesem Worte und verbinde damit Irenaeus adv. haereses I, 10. III, 3. c. 12. Conc. Carthag. a. 348 s. a.). Auf naturgemäfsem Wege durch Gewohnheit, Autonomie u. s. w. bildete sich dann das Recht weiter aus; jedoch mit stetem Anschlufs an die *παράδοσις*, als evangelische Wahrheit. Die Uebereinstimmung mit derselben entschied über die Autorität eines Grundsatzes, eines *κανών* (vergl. *Gieseler* Kirchengeschichte I. §. 50. not. f., *v. Drey* neue Untersuchungen über die Konstitutionen und Kanones der Apostel S. 383 folg.): denn da die Lehre der heiligen Schrift zunächst selbst ein *κανών* ist und genannt wird (Suicer s. h. v.), so konnte dieses Prädikat auch Anordnungen zu Theil werden, welche auf der Schrift beruhen. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht der Sprachgebrauch bei Basilius von Cäsarea (in Psalm. LIX.) „*Τῇ κατὰ τὸ εὐαγγέλιον ἀκριβείᾳ κανονίζειν τὴν πολιτείαν.*" Schriftgemäfse Erklärungen der Väter heifsen darum canones und werden als solche von der Kirche recipirt. Dies gilt besonders von den auf einer Synode, als einer Gemeinschaft, durch welche die Kirche repräsentirt wird, erlassenen Satzungen, und zwar seit dem vierten Jahrhundert, wie Eichhorn richtig erinnert (S. 35). Was derselbe vom Nicänischen Concil bemerkt „dessen Schlüsse die ersten waren, welche als Gesetze für die allgemeine Kirche galten und daher als canones betrachtet wurden" findet noch besondere Bestätigung in der Aeufserung des Sozomenus (hist. eccl. I, 23.) über dasselbe „*Ἡ δὲ σύν-*

οδος ἐπανορθῶσαι τὸν βίον σπουδάζουσα τῶν περὶ τὰς ἐκκλησίας διατριβόντων, ἔθετο νόμους, οὓς κανόνας ὀνομάζουσιν" und des Socrates (I, 13.) „ἐγγράψαντες ἃ κανόνας ὀνομάζειν εἰώθασιν". In gleicher Weise konnte selbst die Erklärung und das Gutachten eines Einzelnen *durch Reception* zum canon erhoben werden. Statt vieler wollen wir nur des Basilius hier gedenken, da das über ihn uns Berichtete für die Bildung des Sprachgebrauchs von Bedeutung ist. Schon Gregor von Nazianz, ein Zeitgenosse des Basilius, nennt denselben (epist. 28. (al. 38.) ad Simplicium haereticum) „τὸ τῆς πίστεως ἔρεισμα, τὸν τῆς ἀληθείας κανόνα καὶ χαρακτῆρα τῆς ἐκκλησίας"; daher konnten auch aus seinen Schriften canones entnommen werden. Dies mag theilweise bereits vor Johannes Scholasticus geschehen sein (was *Franciscus Florens* diss. de methodo atque auctoritate conlectionis Gratiani, bei *Gallande* de vetustis canonum collectionibus dissertationum sylloge T. II. p. 161 u. a. berichten, ist freilich nicht richtig), umfassender geschah es aber durch Johannes selbst, der in der Vorrede zu seinem Syntagma (in der Bibliotheca juris canonici veteris operâ Voelli et Justelli T. II. p. 500) erklärt „Βασίλειος ὁ μέγας περὶ πολλῶν ἐκανόνισεν" und deshalb 68 canones Basilii aus den auf Veranlassung des Amphilochius, Bischofs von Ikonium, verfafsten kanonischen Briefen zuerst in die Sammlung recipirte, worauf das Trullanische Concil von 692, der unbekannte Sammler, auf dessen Kollektion sich das Syntagma des Photius stützt, dieser selbst und andere jene canones Basilii beibehielten. Dafs in diesem und in andern Fällen nur die, unter Voraussetzung der evangelischen Wahrheit der canones, erfolgte Reception der Kirche den Ausschlag gab, nicht die blofse Autorität des Einzelnen, beweist der sonst festgehaltene Grundsatz, dafs der Ausspruch eines einzelnen Bischofs nur eine Meinung und keinen Kanon an sich zu schaffen im Stande sei. So sagt Basilius selbst in Beziehung auf die Ketzertaufe im can. XLVII. (Beveregius im Συνοδικον T. II. p. 104. 105) „ὥστε ἐὰν ἀρέσῃ τοῦτο δεῖ πλείονας ἐπισκόπους ἐν ταυτῷ γενέσθαι καὶ οὕτως ἐκθέσθαι τὸν κανόνα u. s. w." und ähnlich Gregor von Nyssa (can. VI., a. a. O. p. 161), worauf gestützt Photius (Nomocanon cap. IV., in der Bibliotheca juris can. T. II. p. 821. 822) allgemein ausspricht „Ὅτι οὐχ ὑφ' ἑνὸς ἐπισκόπου, ἀλλ' ὑπὸ τῆς κοινότητος οἱ κανόνες ἐκτίθενται." In der griechischen Kirche hat sich dieses Princip bis auf den heutigen Tag praktisch erhalten und so kann auch jetzt der Patriarch von Konstantinopel nur in Verbindung mit den übrigen Bischöfen einen Kanon erlassen.

Unsere Untersuchung führt uns jetzt auf den Occident, in welchem nach Walter „die Dekrete und Briefe, welche die Bischöfe von Rom theils auf ergangene Anfragen, theils aus eigenem Antrieb an die Bischöfe verrchiedener Länder über Gegenstände der Kirchenzucht erliefsen, ihre obligatorische Kraft aus dem Wesen des Primates zogen (Siricius epist I. ad Himerium episcopum Tarraconensem a 385 —. Leo IV. epist. IV. ad episcopos per Campaniam u. s. w.), welches sich auch in dieser Richtung immer bestimmter aussprach.... Seit dem fünften Jahrhundert wurden sie auch in die Kanonsammlungen aufgenommen und überhaupt den Koncilienschlüssen gleichgestellt" (Praefatio collect. Hispanae o. a. 633.) (S. 136—138). Nach Eichhorn dagegen zeigen die Schreiben der römischen Bischöfe bis ins sechste Jahrhundert, dafs sie die Bedeutung des *angesprochenen* Primats auf bestimmte Weise (I. S. 82. 83) aufgefafst und allmählig ausgebildet hatten, dafs aber „die Idee eines römischen Primats dem Glauben der Kirche fremd war, und ihr nur nach und nach aufgedrungen wurde. Das Recht, *neue* Gesetze zu geben, nehmen die römischen Bischöfe nicht in Anspruch" — — „Decreta Romanorum pontificum heifst nicht mehr, als der Ausdruck canones Basilii, und dafs die Aufnahme ihrer Lehrschreiben in kirchenrechtliche Quellensammlungen keine Anerkennung ihres Primats und einer darin liegenden gesetzgebenden Gewalt enthielt, folgt hieraus von selbst. Die Vorrede der Isidorischen Sammlung deutet sogar ausdrücklich darauf hin, dafs das Ansehn der römischen Lehrschreiben nur auf der Voraussetzung beruhe, die römische apostolische Kirche werde nach den von den Vätern überlieferten Regeln regiert, und diese Disciplin sei in jenen enthalten" (I. S. 124. 125).

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 45.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

Grundsätze des Kirchenrechts der katholischen und evangelischen Religionspartei in Deutschland von Karl Friedr. Eichhorn.

Lehrbuch des Kirchenrechts aller christlichen Konfessionen. Von Ferdinand Walter.

(Fortsetzung.)

So deduciren also aus denselben Quellen unsere beiden Schriftsteller sehr abweichende Resultate. Wir hoffen nun beweisen zu können, dafs die Auffassung Eichhorns, zumal in Beziehung auf den letzten Punkt, nicht nur durchaus richtig, sondern auch dafs die von Walter angenommene Gleichstellung der Dekrete und Koncilienschlüsse darin gegründet sei, dafs die Dekrete selbst ursprünglich wirkliche Koncilienschlüsse waren.

Verschiedene Umstände hatten sich vereinigt, dem Bischofe von Rom seit dem vierten Jahrhundert eine hohe Bedeutsamkeit zu verschaffen, welche durch ein bestimmtes prinzipmäfsiges Verfahren bald noch mehr erweitert werden konnte. Ganz vorzüglich war es wichtig, dafs in streitigen Fällen die von Rom aus vertheidigte Lehre später als die orthodoxe gewöhnlich anerkannt ward. Daher wird zur Begründung der Orthodoxie auf Rom recurrirt und es ergehen im Zweifel Anfragen dorthin. Ein Primat kann hieraus aber nicht erschlossen werden: denn nicht Rom allein ward in solcher Hinsicht ausgezeichnet. Als z. B. im Jahre 380 Theodosius der Grofse das Nicänische Glaubensbekenntnifs wieder zu Ehren brachte, bezog er sich zugleich auf Damasus von Rom und Petrus von Alexandria, als Hauptrepräsentanten der Orthodoxie (c. 2. Cod. Th. de fide catholica (XVI, 1.), c. 1. Cod. J. de summa trinitate (I, 1.).) u. a. m. Belehrungen holte man sich eben so von verschiednen Bischöfen, bald einer einzelnen Diöcese (aufser Rom besonders Alexandria u. a.), bald mehrer zugleich (wie z. B. das dritte Karthagische Koncil vom J. 397: de Donatistis placuit, ut consulamus fratres et consacerdotes nostros Siricium (von Rom) et Simplicianum (v. Mailand) (Mansi Coll. Concil. T. III. fol. 891), desgleichen das Concil. African. a 401 (vielmehr 399 Conc. Carthag. V.) von Anastasius von Rom und Venerius von Mailand (cod. T. IV. fol. 482) u. a.). Der Ton, in welchem die Gutachten von Rom aus ertheilt werden, hatten auch schon früh eine eigne Kraft und Eindringlichkeit, welche sich auf die Ueberzeugung von der Wahrheit des Mitgetheilten gründen konnte. Nach Walter soll aber auch der Beweis des Primats darin liegen. Was den von ihm angeführten Brief des Siricius an Himerius betrifft, so ist die hohe Autorität, welche jener für seine Erlasse in Anspruch nimmt, unverkennbar. Wenn wir indessen die Geschichte der Zeit und den damaligen Zustand des Kirchenrechts berücksichtigen, so können wir den Grund für dieses Ansehn der Dekrete nur in der Bedeutung finden, die man damals überhaupt kanonischen Entscheidungen auf geschehene Anfragen beilegte und unter Voraussetzung des kanonischen Inhalts nicht versagen durfte. Wiederholt fordert Siricius auf: ad servandos canones et tenenda decretalia constituta, und erklärt: Statuta sedis apostolicae vel canonum venerabilia definita nulli sacerdotum Domini ignorare est liberum, u. a. m. Er konnte dies, da seine Dekrete keine von ihm persönlich ausgehende und von den anerkannten Lehren abweichende waren. Beide Momente erfordern eine genauere Betrachtung. Also:

1) *Die dem römischen Stuhle zur Decision vorgelegten Zweifel wurden nicht durch eine höchstpersönliche (primatielle) Entscheidung, sondern durch den Schlufs einer römischen Synode, der wenigstens des römischen Presbyterii erledigt.* Die Anfragen selbst ergingen auch meistens nicht sowohl an den römischen Bischof, als an die römische Kirche, den apostolischen Stuhl, weshalb auch die Persönlichkeit des einzelnen Bischofs nicht so in Betracht kam,

wie bei Anfragen an ausgezeichnete Vorsteher anderer minder bedeutender Kirchen. Daher konnte auch die von seinem Vorgänger noch nicht erlassene Antwort durch den Nachfolger ertheilt werden. Zum Belege dient gleich das obige Schreiben an Himerius, der sich an des Siricius Vorgänger Damasus fragend gewendet hatte. Eben so ordnete Zosimus die Verhältnisse des Pelagius, obgleich dieser an Innocenz geschrieben hatte u. a. Die *römische Kirche* entschied also, wie dies denn auch von dem Erlasse an Himerius selbst sofort gilt. Dies zeigt der Eingang: cum in conventu fratrum u. s. w., die Ueberschrift des cap. VII. in der alten vatikanischen Handschrift nro. 574: de ipsa synodo: (Ballerini de antiquis canonum collectionibus P. II. cap. X. §. II. bei Gallande a. a. O. I, 513. 514). — Von allen andern Briefen des Siricius läſst sich dasselbe erweisen.

2) *Die römischen Dekrete konnten von der bereits anerkannten Lehre und Gesetzgebung nicht abweichen, sondern muſsten sich vielmehr darauf stützen.* Gerade in der Ueberzeugung, daſs in Rom die *geltenden* Grundsätze besonders bekannt seien, wendete man sich dorthin, und daher unterlassen es auch die römischen Bischöfe nicht, in ihren Dekreten stets hervorzuheben, daſs sie die Canones bei ihren Entscheidungen zum Grunde gelegt hätten. Auch in dieser Beziehung können wir uns auf das Schreiben an den Himerius selbst (z. B. cum hoc fieri et Apostolus vetet et canones contradicant u. s. w.) und die übrigen Erasse desselben berufen.

Hiernach steht wohl fest, daſs von einem förmlichen Gesetzgebungsrechte Roms oder der römischen Bischöfe im vierten Jahrhundert nicht die Rede sein kann. Das Auffallende der Nebeneinanderstellung der decreta ecclesiae Romanae und der canones schwindet nun aber auch und um so weniger kommt hier der Primat in irgend einen Betracht, als die römischen Dekrete damals keineswegs eine allgemeine Autorität in der Kirche hatten, was ja in dieser Zeit und selbst ein Paar Jahrhunderte später nicht einmal von den Canones der ökumenischen Synoden schlechthin behauptet werden kann (m. s. auch Eichhorn I, 45—47. Anm. 17.).

Einer gleichen Ausführung bezüglich der Dekrete der nächsten Nachfolger des Siricius können wir uns enthalten, da Walter a. a. O. nur noch auf Leo I. besonders hingewiesen hat. Hier müssen wir nur erinnern, daſs Leo in der Ansicht über die Dekretalen von seinen Vorgängern nicht abweicht. Er schärft wiederholt die älteren Normen ein, wacht über deren Befolgung und bindet sich beim Erlassen eigner Konstitutionen streng an die bestehende Gesetzgebung. Ob er aber stets mit seinem Klerus berathschlagt habe, geht nicht so sicher hervor, ist indessen doch höchst wahrscheinlich: denn als z. B. im Jahre 444 ein Schluſs gegen die Manichäer erlassen ward, schrieb Leo an die italischen Bischöfe ganz selbstständig, und doch erklärt er bei einer andern Gelegenheit, er habe darüber geurtheilt „residentibus episcopis ac presbyteris ac in eundem consessum christianis viris ac nobilibus congregatis" (vergl. epist. VII., bei Dionysius Exiguus nro. V. seq. (Bibliotheca juris can. I, 223 sq) und Sermo V. de jejunio decimi mensis cap. 4.). Ueberhaupt muſs man auf die Sitte der italischen Kirchenversammlungen achten, nach welchen Entscheidungen derselben gewöhnlich nur unter dem Namen des römischen Bischofs publicirt wurden, wofür wir Beispiele auch aus den folgenden Jahrhunderten in Menge anzuführen vermögen.

Groſses Gewicht legt Walter auf die Inscription in Leo's I. epist. IV. ad episcopos per Campaniam, Picenum, Tusciam et universas provincias constitutos. Da Eichhorn hierbei suburbicarias (provincias) supplirt, so erinnert Walter, daſs die Handschriften von dieser Einschaltung nichts wissen und daſs, da Campanien, Picenum und Tuscien selbst suburbicanische Provinzen waren, es im Sinne Eichhorns et ceteras provincias heiſsen müſste. Wenn diese Bemerkung auch zugestanden werden mag, so ist damit doch in der Sache selbst nichts gewonnen: denn es wird immer auf eine bestimmtere Erklärung des Ausdrucks: universae provinciae ankommen, also die Geschichte zu Rathe gezogen werden müssen, damit wir erfahren, wie weit die Macht des römischen Bischofs damals ging.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXIX.

Ueber einige Bilder der zweiten Leipziger Kunstausstellung. Von D. Mises. Leipzig, 1839.

Es könnte scheinen, als nehme dieses Büchlein ein blos locales Interesse für sich in Anspruch, wenigstens nur ein Interesse derer, welche die darin besprochenen Bilder aus eigner Anschauung kennen. Da sich, bei den gegenwärtig stattfindenden Wanderungen neu angefertigter Gemälde durch die Kunstausstellungen der meisten gröſsern Städte Deutschlands, voraussetzen

läfst, dafs die Zahl der letztern keine ganz geringe ist, so würde es ihr auch wohl in diesem Falle an einem Publicum nicht fehlen. Doch würden wir uns hierdurch noch nicht zur Anzeige derselben in einem Blatte, welches der bildenden Kunst, namentlich der Kunst des Tages, höchstens nur eine beiläufige Berücksichtigung widmen kann, berechtigt glauben. Solche Berechtigung finden wir wesentlich nur in dem Umstande, dafs die Schrift, so wenig es auch ihr Titel zu versprechen scheint, in der That ein von der unmittelbaren Bekanntschaft mit jenen Kunstwerken unabhängiges Interesse hat, ein Interesse, von welchem wir zu hoffen wagen, dafs es das Interesse des Publicums an manchen der Werke, auf die sie sich zunächst bezieht, überdauern wird.

Die Art und Weise der Kritik, welche hier an einer Reihe von Malerwerken geübt wird, unter denen keine Kunstwerke ersten Ranges, keine anerkannt classischen oder solcher Anerkennung mit Wahrscheinlichkeit entgegensehende sich befinden, wohl aber, neben einigen beifallswerthen und vorzüglichen Werken aus untergeordneten Kunstgattungen, viele mittelmäfsige oder auch geradezu verwerfliche, ist eine in unsern Tagen ziemlich selten gewordene. Der Verfasser macht keinen Anspruch auf das, was man eigentlich Kennerschaft nennt; es findet sich keine Spur in seiner Schrift weder von einem genauern Eingehen in den technischen Theil der Kunst, noch von einer gelehrten Kenntnifs ihrer Geschichte, er trägt es vielmehr ziemlich unverholen zur Schau, dafs die Kunst ihm weder im theoretischen noch im praktischen Sinne Sache der Profession ist. Eben so wenig aber macht er auf einen im strengeren Wortsinn philosophischen Standpunct der Kunstbeurtheilung Anspruch; er zeigt keine fertige Theorie über Kunst und Kunstschönheit im Hintergrunde, und der Maafsstab, den er an die einzelnen Werke legt, ist alles andere eher, als ein solcher, der einem abgeschlossenen System angehört oder einem solchen entnommen ist. Der Verfasser verhält sich vielmehr der Kunst gegenüber durchaus als Naturalist; er nimmt voraussetzungslos die Wirkungen des Gegebenen in sich auf, und reflectirt darüber auf eine zwar durchaus gebildete, den geübten Denker und Schriftsteller allenthalben beurkundende, aber von jeder Art von Schule vollkommen entfernt bleibende Weise. Solchem Dilettantismus der Kunstbetrachtung mag man immerhin von Standpuncten aus, welche auf eine oder die andere Weise über das Gesammtgebiet der Kunst die Alleinherrschaft in Anspruch nehmen, seine Berechtigung absprechen; es bleibt darum nicht minder wahr, dafs kritische Aufsätze solcher Art, mit Sinn für das Aechte in der Kunst entworfen und mit Geist und stylistischer Gewandtheit ausgeführt, auf eine beträchtliche Anzahl von Lesern in einem Grade anregend und sogar belehrend zu wirken vermögen, wie es technisch oder historisch-gelehrten oder auch speculativen Abhandlungen nur selten gelingt. Auch Diderot, an dessen Salons uns die vorliegenden Kunstbesprechungen vielfach erinnert haben, war ein Dilettant in diesem Sinne, und mit welchem Interesse lesen wir seine kritischen und raisonnirenden Betrachtungen noch jetzt, während die kunstphilosophischen Theorien jener Zeit längst vergessen und die künstlerisch-gelehrten Studien derselben längst überflügelt sind!

Der naturalistische Standpunkt des Verfs. bringt es mit sich, dafs seiner Betrachtung die reale Seite der Kunst am nächsten liegt. Allenthalben ist es zunächst die Treue und Wahrheit in der Nachbildung des Wirklichen, die er fordert, und gegen nichts ist seine Polemik entschiedener gerichtet, als gegen die falsche Idealität gewisser moderner Künstler und Kunstfreunde, „welchen es besser gefällt, die Kirschen gepflückt und auf einen Teller arrangirt entgegengetragen zu bekommen, als selber auf den Baum zu steigen und sie aus dem Gesträuch heraus zu pflücken, wo sie gewachsen sind, und wo sie freilich am frischesten schmecken." Mit der heitern Persiflage einiger Bilder, welche diese verkehrte Tendenz repräsentiren, eröffnet er seine Kritik; und wir glauben versichern zu dürfen, dafs nicht leicht etwas Geschriebenes sich finden wird, welches geeigneter sein könnte, über das Mifsverhältnifs dieser Tendenz zur wahren Kunst denen, die es bedürfen, die Augen zu öffnen, als diese wenigen Blätter, gleichviel ob man die Bilder, von denen dort die Rede ist (deren eines, wie verlautet, trotz seiner Werthlosigkeit ein zahlreiches Publicum von Bewunderern gefunden hat), selbst gesehen habe oder nicht. Manche, die den Verfasser aus seinen früheren satyrischen Schriften kennen, werden vielleicht erwarten, dafs er bei diesem negativen Geschäfte der Kritik mit mehr Vorliebe verweilt haben wird, als bei dem entgegengesetzten, zu welchem die besseren Bilder den Stoff geben. Dies ist indefs keinesweges der Fall; er verläfst das Schlechte sehr bald, um zur analytischen Betrachtung des Besseren überzugehen, von wo aus er dann nur hin und wieder einige wenige, aber scharf und sicher treffende Schläge rückwärts gegen das Verwerfliche richtet. Erst bei diesem positiveren Theile seiner Kritik wird nun auch vollkommen deutlich, was er mit dem vorhin angeführten Bilde hat sagen wollen. Sein eignes, kritisches Verfahren giebt uns davon ein Beispiel, was es für den Betrachter eines Kunstwerks heifst, selbst auf den Baum zu steigen und die Früchte aus dem Gesträuch zu pflücken, wo sie gewachsen sind, und warum es für ein Kunstwerk ein Lob ist, wenn es seinen Betrachter, solches zu thun, veranlafst. Der Verfasser verlangt von einem Kunstwerk ächter Art, dafs es die Seele des Beschauers in eine analoge Thätigkeit versetzen soll, wie in welcher der Künstler sich bei Entwerfung des Werks, der Natur und dem gegenständlichen Inhalte gegenüber befand. Er verlangt es, und er geht selbst in Bezug auf die Bilder, die ihm dies leisten, auf solche Thätigkeit ein; er läfst, so zu sagen, vor unsern Augen das Bild neu von vorne entstehen, indem er in der Natur selbst die Motive aufsucht, die den Künstler gerade zu dieser Fassung des Bildes und zu keiner andern veranlafst haben. Er prüft den Gehalt des Bildes, ob dieser ein geistreicher, aus ächter lebendiger Anschauung der Natur in einem prägnanten Momente geschöpfter ist, indem er den Versuch macht, den Inhalt dieser Anschauung in Worte überzutragen und dabei, wohl nicht ohne Grund, voraussetzt, dafs der ächte Gehalt auch in diese Form umgesetzt ein lebendiger und geistreicher bleiben und sich als solcher bethätigen wird.

Es bedarf wohl nicht erst der Erinnerung, dafs ein Verfahren der Art, wie das hier bezeichnete, keinen Anspruch darauf

machen kann, auf die letzten Gründe der Kunst zurück zu gehen und ihren ächten und grofsen Werken, wie eine im eigentlichern Sinne philosophische Kritik es beabsichtigt, ihre Weltstellung anzuweisen. Bei Werken höherer Art, bei solchen namentlich, denen schon eine bestimmte *geschichtliche* Bedeutung zukommt, würde es entweder nicht genügen, oder überhaupt auf sie keine Anwendung leiden. Aber eine andere Frage ist, ob bei Werken der Art, wie sie uns auf Kunstausstellungen geboten werden, ob in ausdrücklichem Bezug auf solche Ausstellungen selbst, dieses kritische Verfahren nicht das vollkommen richtige, ja das einzig gehörige ist wenigstens für eine solche Kritik, die auf das Interesse eines weiteren Kreises, als desjenigen, welchen die Künstler selbst oder die eigentlichen Kenner bilden, Anspruch macht. Wir unserntheils bekennen, dafs wir solchen Werken gegenüber oder bei solchen Veranlassungen eine Kritik, die von dem höchsten Standpuncte der Idee oder der grofsen weltgeschichtlichen Bezüge der Kunstentwickelung ausgeht, durchaus nicht an ihrem Platze finden können. Hier scheint uns eine Kritik, welche so zu sagen, den umgekehrten Weg geht, nicht wie jene, von der Voraussetzung des Höchsten abwärts, sondern, wie die unsers Verfassers, von dem Nächstliegenden und Untersten, der Natur und der gemeinen Wirklichkeit, zur Idee aufwärts, bei weitem ersprieſslicher und im wahrhaften Wortsinn lehrreicher. Soll die Kunst, was eben jene Ausstellungen ja doch hauptsächlich bezwecken wollen, wieder einen lebendigen Boden im Volk gewinnen, so mufs sie mit dem Volke selbst immer neu von vorn anfangen, sie mufs sich, alle geschichtlichen Antecedentien vergessend, der Natur und der lebendigen Wirklichkeit gegenüber so verhalten, als gäbe es noch gar keine Kunst, als gälte es, jetzt zum erstenmale die Wirklichkeit künstlerisch nachzubilden und durch Kunst zu verklären. Eben so mufs die Kritik, wenn sie mit *dieser* Thätigkeit der Kunst Hand in Hand gehen, wenn sie *ihr* den Eingang, das Verständnifs unter dem Volk erleichtern und dabei ihr Recht, auch die Künstler zu beaufsichtigen und wo es nöthig, zurechtzuweisen, behaupten will, den hohen Standpunct, den sie in unsern Tagen durch das vereinte Streben der philosophischen und der geschichtlichen Forschung eingenommen hat, zur rechten Zeit zu vergessen wissen; sie mufs es verstehn, den Künstler sowohl, als auch den Beschauer des Kunstwerks in die Region zu begleiten, wo er der Natur und der äufseren Wirklichkeit so zu sagen von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht, ohne dafs die Idee oder die Lokalität der geschichtlichen Kunstentwickelung für sein Bewufstsein vermittelnd dazwischen träte. Wie es für den Künstler gilt, durch Nachbildung des Wirklichen das Ideale neu zu schaffen, so gilt es hier für den Kritiker, durch Eingehen in das Verhältnifs der Kunst zur Wirklichkeit das Bewufstsein ihrer idealen Bestimmung erst zu *wecken*. Durch *Voraussetzen* der Idee, die erst durch Vermittelung des lebendig Wirklichen neu gewonnen werden soll, wird sowohl praktisch, als theoretisch alles verdorben. Daraus eben entspringt jene sentimentale und pseudoideale Afterkunst, gegen welche wir unsern Verfasser mit so viel Recht zu Felde ziehen sehen, jenes Liebäugeln der Künstler und der Kritiker mit dem leeren *Begriffe* der Kunst und des Kunstideals, welches sich heut zu Tage so vielfach in dem sublimen, aber eitlen Beginnen, das Malen zu malen und das Dichten zu dichten, kund giebt. Die grofse Aufgabe sowohl für den Künstler als für den Kritiker ist, *in der Wirklichkeit* das Ideal wieder zu finden. Wie wenig unser Verfasser, bei allem seinem ästhetischen Realismus, diese Aufgabe verkennt, davon zeugen, aufser vielen andern Stellen seiner Schrift, die goldenen Worte, die er S. 80 ff. sagt, von denen wir wenigstens einige hier einzurücken uns nicht enthalten können. „Der Künstler, der Ideales darstellen will, kann das Wirkliche dazu freilich nicht brauchen, wie er es vor sich sieht; aber er kann doch auch nicht willkührliche Darstellungsformen für diefs Ideal erdenken. Seine Aufgabe ist, aus dem, was er in der Wirklichkeit sieht, erst das zu finden, was er nicht sieht. Um einen Gott darzustellen, mufs er zusehen, nach welchem Gipfel die menschliche Natur tendirt, und, was noch fehlt zu diesem Gipfel, durch den genauesten Erfolg jener Tendenz als erreicht vor uns hinstellen. Um die Leidenschaft und Thätigkeit eines Gottes darzustellen, mufs er die menschlichen Leidenschaften und Thätigkeiten beobachten; aber zusehen, welches der Ausdruck derselben wird, im Maafse als die Leidenschaft und Thätigkeit selbst edler und reiner von irdischen Motiven wird, und auch diese Tendenz zur Gränze ergänzen. Was Störung und Irrung der Idee durch die Wirklichkeit ist, mufs er hierbei wohl von dieser Tendenz der Idee selbst zu scheiden wissen. Alles dies aber setzt nicht ein geringeres, sondern tieferes Studium der Natur voraus, als beim Genremaler, dessen ganze Idealisirung der Natur blos in Auffassung günstiger, für das Gefühl werthvoller Momente des Wirklichen selbst, wie es ist, in der Wahl ihres günstigsten Gesichtspunctes, in Beseitigung des dabei zufällig Störenden oder Ergänzung des zufällig Mangelnden, doch immer nach den Bedingungen der Wirklickkeit selbst besteht."

Die Schreibart des Verfassers kennt man aus seinen frühern Schriften als eine eben so klare und geistreiche, als reizvolle und witzige. Er hat sie nicht ohne Glück und Geschicklichkeit auf den gegenwärtigen, seinem bisherigen schriftstellerischen Kreise etwas ferner liegenden Gegenstand übertragen; doch möchten wir ihm zu bedenken geben, ob nicht die Neigung zum Piquanten, Pointen- und Antithesenreichen ihn hin und wieder etwas zu weit führt, und, wenn er sich ihr einseitig hingiebt, zur Manier zu werden droht.

W.

№ 46.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

Grundsätze des Kirchenrechts der katholischen und evangelischen Religionspartei in Deutschland von Karl Friedr. Eichhorn.

Lehrbuch des Kirchenrechts aller christlichen Konfessionen. Von Ferd. Walter.

(Fortsetzung.)

Eichhorn äufsert „Wenn die römischen Bischöfe eine Provinz zu ihrem Patriarchalsprengel rechneten, forderten sie die Beobachtung der von ihnen erlassenen Synodaldekrete vermöge ihrer *hierarchischen Gewalt.*" Eine solche macht sich hier auch wirklich in dem Schreiben Leo's geltend, indem denen, welche diese Anordnungen verletzen, Amtsentsetzung gedroht wird *). Diese Gewalt war damals (d. h. im Jahr 443, aus welchem das Decret herrührt) in den suburbicarischen Provinzen (s. *Gieseler* I. §. 92 not. c. S. 496. 497), in Ostillyrien und einem Theile Galliens anwendbar (*Eichhorn* I. S. 85. *Gieseler* a. a. O. S. 515 folg.).

Weiter würde noch in Betracht kommen, was beide Verfasser abweichend über die Geschichte des Concils von Sardika, über die Konstitution Valentinian's III. von 445. (Novella XXIV., im Anhange des Codex Theodos. ed. Gothofredus-Ritter Tom. VI. P. II. pag. 67, in Hugo's jus civ. Antejustin. tit. XVII.) u. s. w. auseinandersetzen, wenn wir nicht durch die bei der ferneren Prüfung dieser Punkte unumgänglich nothwendige Ausführlichkeit besorgen müfsten, die Grenze einer Relation zu überschreiten. Indem wir daher nur erklären, dafs Ritter's (l. c. pag. 70), Lang's (Geschichte und Institutionen des Kirchenrechts I. §. 58 not. z) und Eichhorn's (I., 77 u. a. a. O.) Resultate im Ganzen uns annehmbarer erscheinen, brechen wir hier ab und überlassen dem Urtheile unbefangener Kritiker die Entscheidung über die Haltbarkeit oder Unzulässigkeit der einen und der andern geschichtlichen Betrachtung.

*) Die betreffende Stelle aus dem Dekret steht bei Dionysius Exiguus nro. V. (biblioth. juris canon. I., 223) und als Palea im Decret c. 1 §. 1 d. XIX.

Die *Geschichte der Quellen des Kirchenrechts* finden wir in beiden Werken mit erwünschter Gründlichkeit, bei Walter verhältnifsmäfsig in gröfserem Umfange behandelt. Seinem Plane gemäfs, nur das, was für die *deutsche Kirche* wichtig ist, zu berühren, hat Eichhorn die Geschichte der Rechtsquellen der griechischen Kirche nicht weiter verfolgt, als es nothwendig war, um die Bedeutung der ältesten Grundlagen des Corpus juris canonici zu erklären, manches aber auch wieder aus eben diesem Grunde ausführlicher erörtert, als man es in einer blofsen geschichtlichen Einleitung zu einer dogmatischen Darstellung erwarten möchte, z. B. den Ursprung der sogenannten Canones Apostolorum (s. B. I. S. VI.). Seit 1831 ist für die Kirchenrechtsgeschichte sehr viel und Tüchtiges geleistet worden. Daher sind zur Ergänzung der „Grundsätze des Kirchenrechts" vorläufig noch die betreffenden Abschnitte aus der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte (B. I., S. 478 folg. 634 folg. 747 folg. B. II. S. 247 folg. B. III. S. 504 folg.) von 1834—1836 zu Rathe zu ziehen, jedenfalls aber wird eine neue Ausgabe hier noch Manches zu ergänzen und zu berichtigen haben. In Beziehung auf einige Quellen, für welche die Materialien seit der Herausgabe der Grundsätze nicht bereichert worden sind, mögen deshalb nur ein Paar Bemerkungen noch hier eine Stelle finden.

Das über die ursprüngliche Beschaffenheit der Codices canonum von den Ballerini und andern (auch Walter §. 62) Bemerkte sucht Eichhorn (I. S. 88 Anm. 3. S. 90. 91 Anm. 5.) zu entkräften. Wir zweifeln aber, dafs ihm dies zu voller Ueberzeugung gelungen sei: denn die Annahme, dafs, da alten Manuskripten die Canones von Laodicea fehlten (s. die Ballerini P. I. c. II. §. III. IV. bei Gallande I. p. 249. 250)

diese überhaupt erst später nachgetragen seien, erscheint einfacher, als die Behauptung, es hätten diese Handschriften den Text nach Willkühr zusammengestellt. Auch scheint der Schlufs, dafs, da die Canones von Antiochia der Zeit nach früher fallen (332, wie mit den Ballerini, Walter [S. 109 Anm. i], oder 341 wie Eichhorn annimmt [S. 106 Anm. 32 vgl. Gieseler I. §. 81 not. cc S. 396]), als die von Gangra (nach Eichhorn um 350, nach andern zwischen 362–370. s. Gieseler §. 93 not. cc S. 539), und doch in der Sammlung hinter den letztern stehen, dieselben erst später in den Codex eingetragen worden, wohl begründet zu sein.

Die Ausführung über das sogenannte vierte Karthagische Concil, bei Eichhorn I., 117–119, wäre wohl besser im Zusammenhange mit den übrigen afrikanischen Sammlungen S. 103 dargestellt worden, auch hätte dabei *Le Plat* de spuriis in Gratiano canonibus III., 1. 3 (bei Gallande II., 830 folg.) berücksichtigt werden können. — Was die breviatio des Fulgentius Ferrandus betrifft, so behaupten die Ballerini, er habe vom Concil von Nicäa die in afrikanischen Codicibus vorhandene Uebersetzung des Philo und Euaristus benutzt (P. IV. c. I. n. III.). Dies ist freilich nicht unzweifelhaft (s. *Spittler* Geschichte des kanonischen Rechts S. 197 Anm. q, womit aber S. 165 im Widerspruche steht), jedoch keineswegs unwahrscheinlich, da sich diese Uebersetzung der Nicänischen Canones in der Sammlung der afrikanischen Synoden befand (s. Ballerini P. II. cap. II. n. 1.). Dafs er für die übrigen griechischen Synoden keinen afrikanischen Codex benutzt habe, folgt aber wohl nicht blos aus der Aufnahme der Sardicensischen Schlüsse (Eichhorn I. S. 104 Anm. 29), sondern wohl zugleich daraus, dafs sich keine unzweifelhafte Spur der Benutzung fremder Concilien, das von Nicäa und römische Decrete ausgenommen, vor Ferrandus in der afrikanischen Kirche findet.

Die Untersuchungen über die älteren italischen Sammlungen (Walter §. 63. 81, Eichhorn I., 105 folg.) sind noch keineswegs geschlossen. Die bekannte von Paschasius Quesnell zuerst edirte, von den Ballerini verbessert herausgegebene Collection verlegt Eichhorn (I., 113—115) nach Italien, Walter (S. 150 Anm. n) nach dem Vorgange der Ballerini nach Gallien. Halten wir alle pro und contra sprechenden Gründe zusammen, so können wir nicht umhin, uns der letztern Ansicht anzuschliefsen. Wenn insbesondere Eichhorn gegen den Gallischen Ursprung sich darauf beruft, dafs sich in der Sammlung keine gallischen und spanischen Concilien finden, so läfst sich hierauf antworten, dafs man einer solchen Collection gerade zur Ergänzung der einheimischen Schlüsse, welche man auch besonders gesammelt hatte, bedurfte.

Die von Dionysius Exiguus auf Verlangen des Hormisdas angelegte Sammlung der griechischen Canones im Original, mit gegenüberstehender lateinischer Uebersetzung (s. Biener, sched. literar. de collectionibus canonum eccl. Graecae pag. 11) hat Eichhorn unerwähnt gelassen.

Martinus von Braga befand sich noch im Jahre 572 auf dem zweiten Bracarensischen Concil, kann also nicht bereits im Jahre 570 (Eichhorn I., 119) gestorben sein.

Ueber die Beschaffenheit der alten hispanischen Sammlung der Quellen des Kirchenrechts verdanken wir Eichhorn's Abhandlung von 1834 (Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften. 1836. S. 89–142) neue Aufschlüsse. Bekanntlich wird die sogenannte Collectio Isidori gewöhnlich zwischen die Jahre 633 (Concil. Toletanum IV.) und 636 (in welchem Isidorus von Sevilla starb) verlegt. Auch Eichhorn ist der Ansicht, dafs ein autorisirter Codex in Spanien bis 633 nicht vorhanden gewesen und dafs die Erwähnung eines codex canonum auf dem vierten Concil von Toledo die *Absicht*, einen solchen einzuführen, andeute. Allein schon am Ende des sechsten Jahrhunderts war wohl bereits die spanische Collection in bestimmter Weise abgeschlossen und wurde seitdem nur ergänzt. Wir halten das Concilium Hispalense II. vom Jahre 629 und das Toletanum IV. selbst für solche Nachträge, deren später noch mehrere hinzukamen. Für diese Annahme spricht, dafs in einer spanischen breviatio, welche die Ballerini P. IV. cap. IV. (Gallande I, 587 folg.) beschreiben, das letzte Stück die synodus Oscensis vom Jahre 598 ist. Freilich hat der Abbreviator aus verschiedenen Collectionen die seinige componirt, doch würde dies der Annahme nicht entgegen sein, dafs er auch die später sogenannte Collectio Isidori damals schon benutzt haben möge. Wenigstens verliert sich so leichter das Auffallende, dafs man am Ende des sechsten Jahrhunderts in Spanien noch keine autorisirte Sammlung besessen haben sollte, während Eichhorn's Annahme einer *Absicht* der Anlegung eines

ersten autorisirten Codex im Jahre 633 immer bedenklich erscheint.

Ueber Pseudo-Isidor, sowohl den Ursprung als die Erfolge der Sammlung betreffend, finden wir beide Schriftsteller in den wesentlichsten Differenzen. (Eichhorn I., 147—168 verb. deut. Rechtsgeschichte I. §. 152-155. S. 636-652. Walter §. 89—93. S. 155 bis 182). Eichhorn ist der Ansicht, es sei eine Sammlung falscher Decretalen im zweiten oder dritten Viertheil des achten Jahrhunderts zwischen Gregor III. und Hadrian I. zu *Rom* entstanden. Unter Hadrian habe man sie bereits besessen, noch über ein Jahrhundert aber vermieden, sie namentlich anzuführen. Sie sei zuerst in Auszügen im fränkischen Reiche unter Karl dem Grofsen in den sogenannten Capitula In(An)gilramno tradita und andern bekannt gemacht und eben da als ein Ganzes (decreta priscorum pontificum) durch Verbindung mit der ächten spanischen Sammlung als der später sogenannte Pseudo-Isidor hervorgetreten. — Dagegen nimmt Walter an, dafs, nachdem bereits früher allmählig verschiedene unächte Documente entstanden, diese mit vielen andern im neunten Jahrhunderte im fränkischen Reiche in die sogenannte Isidor'sche Sammlung eingefügt worden. Im westfränkischen Reiche seien auch die falschen Decretalen verfertigt und die Verbindung derselben mit der Rechtssammlung des Mainzer Diaconus (Leviten) Benedict deute beinahe mit Gewifsheit auf diesen als den Verfasser. Die sogenannte capitula Angilramni u. s. w. seien dagegen erst aus Pseudo-Isidorus selbst entnommen.

Die Untersuchung ist beiderseits mit Kritik und Gelehrsamkeit geführt, noch keineswegs aber, wie auch Eichhorn zugesteht (Rechtsgeschichte I. S. 643 Anm. k), für abgeschlossen zu halten. Wesentlich gefördert ist dieselbe jedenfalls durch Knust, sowohl in der commentatio de fontibus u. s. w. Götting. 1832. 4., als in der Abhandlung bei Pertz Monumenta Germaniae. T. IV. P. II. p. 19 seq. Um so mehr bedauern wir, dafs Eichhorn die Resultate der commentatio in der Rechtsgeschichte nicht mehr berücksichtigt, ja dieselbe nicht einmal anzuführen für geeignet gehalten hat. Uebrigens haben alle bisherigen Forscher sich fast nur auf die Untersuchung der Decretalen beschränkt, den verfälschten Concilienschlüssen dagegen entweder gar keine, oder viel zu unbedeutende Sorge gewidmet. Es kann hier nicht unsere Absicht sein, die Gründe beider Verfasser für ihre und gegen die widersprechende Ansicht einer speciellen Prüfung zu unterwerfen: denn wir würden dann eine besondere Abhandlung zu schreiben unternehmen müssen. Wir beschränken uns daher auf die Bemerkung, dafs wir Eichhorn's Annahme einer römischen Decretalensammlung, als Grundlage des späteren Pseudo-Isidor, nur für eine zwar geistreiche, aber durchaus noch nicht genügend begründete Hypothese halten können. Er bemerkt selbst (Rechtsgeschichte I., 644 Anm. b), dafs man von den unächten Stücken, welche sich in der ältesten bekannten Handschrift der vollständigen Pseudo-Isidor. Sammlung finden, nicht mit Sicherheit auf den Umfang der Sammlung schliefsen kann, welche in Umlauf war, ehe durch Verbindung derselben mit der spanischen Sammlung die Handschriften entstanden, welche wir unter einem Pseudo-Isidor. Codex verstehen. Um so nothwendiger wäre aber eine Untersuchung über die wirklich älteren einzelnen Verfälschungen gewesen. (s. Walter §. 89 not. s). Daraus hätte sich z. B. ergeben, ob die Stelle der erdichteten Synodalacten des Papstes Sylvester, welche sich in einem Capitulare vom Jahre 806 namentlich angeführt findet (s. aufserdem in der Rechtsgeschichte I., 646 Anm. c cit. Walter corp. jur. II., 228. Pertz Monum. T. III., 148) und in den Kapiteln des Angilramnus ohne Angabe der Quelle steht, wirklich aus den nach Eichhorn schon damals verbreiteten falschen Decretalen entnommen worden. Jene Stelle ist nun in der That schon eine ältere Verfälschung. (can. 3 Sylvestri. vergl. Ballerini P. III. cap. III. §. V. nro. LXXVII. bei Gallande I., 494. Die Stelle selbst steht auch bei Gratian c. 2. C. II. 9. 4). Was aber die Capitula Angilramni selbst betrifft, welche angeblich im Jahre 785 Angilrame von Hadrian I. zum Geschenke erhalten, so werden diese zuerst im Jahre 869 zugleich mit Pseudo-Isidor erwähnt (Hincmar. Rhemens. adversus Hincmarum Laudunens. cap. 24): „Res mira est, cum de ipsis sententiis (Angilramni) plena sit ista terra, sicut et de libro conlectarum epistolarum ab Isidoro u. s. w." Daraus darf jedoch nach Eichhorn (Kirchenrecht I., 157 Anm. 14) nicht auf ein gleichzeitiges Bekanntwerden beider Collectionen geschlossen werden. „Aelter als die Nachrichten von dem Dasein der verfälschten Isidorischen Sammlung sind sie höchst wahrscheinlich; denn es scheint, dafs Benedict das, was er aus den falschen Decretalen entlehnt hat, nicht aus

der Pseudo-Isidor. Sammlung, sondern aus diesen Capitulis Angilramni genommen hat." Gesetzt dies wäre richtig, was nach der Andeutung Benedicts in der Vorrede zu den Capitularien wohl möglich, so liegt die von Knust und Walter angenommene Vermuthung sehr nahe, dafs Benedict selbst eben so wohl die Capitula Angilramni, als die Collectio Pseudo-Isidoriana verfafst, und umsichtig die Materialien durch die Capitulariensammlung in halb officieller Weise verbreitet habe.

Die Bezugnahme Eichhorns auf Rom hat sowohl die unrichtige Auffassung über die Quesnell'sche Sammlung, als den liber pontificalis veranlafst. Darin, dafs die falschen Decretalen wesentlich Neues und von der Disciplin des neunten Jahrhunderts Abweichendes nicht festgesetzt haben und dafs dies Neue wirklich in das kirchliche Leben nicht übergegangen und praktisch geworden sei, können wir Walter nicht beitreten (vergl. Eichhorn I., 168. verb. II., 12. Anm. u. a. m.). Was die späteren Quellen des Kirchenrechts betrifft, so hat Walter sich über diejenigen ausführlicher verbreitet, welche die Grundlage des Corpus juris canonici bilden, Eichhorn dagegen den weltlichen Gesetzen gröfsere Sorgfalt zugewendet. Beide, insbesondere der letztere, erörtern auch speciell die jetzige Bedeutung der älteren Quellen, namentlich auch der Reichsgesetze. Was Eichhorn (I., 381 folg.) hierüber erinnert, beruht auf richtiger Würdigung der Verhältnisse und wird durch die zum Theil entgegengesetzte Ausführung von *Jung* (ein Wort über die Lehrfreiheit (Frankfurt a. M. 1837.) §. 49 folg.) nicht entkräftet. Dagegen scheint die Ausführung über die Anwendbarkeit des canonischen Rechts bei der Lehre von der Kirchengewalt in der evangelischen Kirche B. I. Seite 372 mit S. 723 nicht wohl vereinigt werden zu können. Die in der neuesten Zeit so häufig falsch aufgefafste Bedeutung der Vereinbarungen einzelner Staaten mit dem römischen Stuhle findet eine Widerlegung in der Erörterung Eichhorn's I., 407 folg. Wenn hier aber zugleich angedeutet wird, dafs die Fürstenconcordate des funfzehnten Jahrhunderts ihre praktische Bedeutung verloren haben, indem „die Regierung, welche bei jenen und dem Wiener Concordat als *Mitpaciscent* aufgetreten war, nicht mehr bestand und keine für die jetzigen Staaten verbindende Handlung die Verpflichtungen des Reichs als Mitpaciscent auf die letzteren *übertragen* hatte," so steht dieser Ansicht entgegen, was der Verfasser selbst S. 382–384 über die Bedeutung der durch die Reichsgesetze begründeten Rechte (und Pflichten, wie wir hinzufügen müssen) in den einzelnen Staaten bemerkt hat. Daher ist nicht ohne Grund *Longner*: Darstellung der Rechtsverhältnisse der Bischöfe in der oberrheinischen Kirchenprovinz. Tübingen 1840. S. 34 folg. gegen Eichhorn aufgetreten. Auch können wir uns auf die Praxis beziehen: denn da z. B. in der Diöcese Ermland die Fürstenconcordate angenommen worden sind (man vergl. *meine* Geschichte der Quellen des Kirchenrechts des Preufs. Staats. I., 1. S. 17. 18), so hat man auch nach der Emanation der Bulle de salute animarum vom Jahre 1821 sich nach jenen gerichtet. So ist im Jahre 1826 gemäfs der Bulle Execrabilis in dem Falle, da durch Verleihung eines Canonicats die von dem Domherrn bisher bekleidete Stelle als incompatibel aufgegeben werden mufste, das dadurch vacant gewordene Beneficium als zu Gunsten des Papstes erledigt betrachtet worden *).

Die Geschichte der Reformation und Bildung der evangelischen Kirchenverfassung in ihrer Mannigfaltigkeit als Consistorial-, Synodal-, Presbyterialverfassung ist bei Eichhorn sehr befriedigend ausgefallen, obwohl wir nicht umhin können, zu bemerken, dafs eine zusammenhängende Darstellung über die Gestaltung in Sachsen, welche bekanntlich meistens für die übrigen evangelischen Lande Muster ward, und in Hessen (vergl. Bd. II. S. 56—58 Anm. 6) wohl erwünscht gewesen wäre.

*) Wir verkennen übrigens hierbei nicht, dafs die neue Circumscriptionsbulle die inneren Verhältnisse der Diöcese Ermland im Ganzen nicht berührt, und dafs erst mit dem Tode des Bischofs Joseph von Hohenzollern 1837 eine Gleichstellung mit den andern Preufsischen Bisthümern erfolgt ist. Die Sache selbst wird aber dadurch nicht im Wesen modificirt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 47.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

Grundsätze des Kirchenrechts der katholischen und evangelischen Religionspartei in Deutschland von Karl Friedr. Eichhorn.
Lehrbuch des Kirchenrechts aller christlichen Konfessionen. Von Ferdinand Walter.

(Schlufs.)

Rücksichtlich der Hierarchie in der katholischen Kirche ist Walter bemüht, eine das strengere Curial- und das freiere Episcopalsystem vermittelnde Ansicht zu begründen (m. s. §. 121. 123. 133. u. a. m.). Nach ihm möchte es scheinen, als ob das Princip, dafs alle in der Kirche zur Ausübung kommende Gewalt nur Ausflufs der päpstlichen Machtvollkommenheit sei, niemals sich habe geltend machen wollen. Wenigstens drückt er sich in Beziehung auf Pseudo-Isidor nicht distinkt genug aus, wenn er äufsert (§. 92. nro. IV. S. 168. 169) „Ueber das Verhältnifs des Papstes zu den Bischöfen wenden die Dekretalen eine ursprünglich in einer andern Beziehung gebrauchte Formel an, dafs das Oberhaupt der Kirche die Bischöfe zu einem Theil der ihm zustehenden allgemeinen Sorgfalt berufen, nicht ihnen die volle Gewalt übertragen habe": denn die Vigilius epist. II. c. 7. (c. 2. C. II. 9. 6.) in den Mund gelegten Worte „Ipsa namque ecclesia, quae prima est, ita reliquis ecclesiis *vices* suas credidit largiendas, ut in partem sint vocatae sollicitudinis, non in plenitudinem potestatis" bezeichnen wohl hinlänglich, dafs die Bischöfe blos als Delegirte des Papstes zu betrachten seien. Die Streitfrage selbst aber, „ob die Bischöfe ihre Gewalt unmittelbar von Gott oder nur mittelbar durch den Papst haben, welche auch von Bellarmin sehr falsch und trocken behandelt worden ist" (§. 133. Anm. 4.) sucht er folgendermafsen zu beantworten: „Einerseits ist es gewifs, dafs jeder Bischof an der Gewalt nur durch seine Verbindung mit der Einheit, also mit dem römischen Stuhle participirt. Andrerseits ist es eben so gewifs, dafs das Episkopat in Petrus und den Aposteln als etwas Gleichzeitiges gesetzt worden ist, dafs also letztere ihre Sendung nicht mittelbar aus der Hand des Petrus empfangen haben." Die Stellung zum ökumenischen Concil fafst er dann so, dafs nur „wenn wegen einer vorhandenen Spaltung der rechtmäfsige Papst zweifelhaft, also die Kirche eigentlich ohne Haupt ist, es, wie zu Kostnitz, auf die Entscheidung des Concils ankommt" (§. 153. S. 310).

Eichhorn, der über diesen Gegenstand B. I. S. 214 folg. 222 folg. 296 folg. 574 folg. verb. II, 3 folg. das Geschichtliche exponirt, giebt keine förmliche Entscheidung, welchem von beiden Systemen der Vorzug gebühre, und doch wäre eine rein scientifische Untersuchung hier sehr erwünscht gewesen. Zwar äufsert Falck (Schleswig-Holstein Privatrecht B. III. Abth. II. S. 694 Anm. 78.): „Es ist auffallend zu sehen, dafs protestantische Kirchenrechtslehrer einerseits das Papalsystem eifrig bekämpfen, auf der andern Seite aber sich für das katholische Episkopalsystem interessiren. Es mufs ohne Zweifel jedem bei näherer Erwägung einleuchten, dafs vom protestantischen Standpunkte aus das eine System um nichts vernünftiger oder schriftgemäfser ist, als das andere." Allein nicht vom protestantischen, sondern vom katholischen Standpunkte selbst haben wir ja das ganze katholische Kirchenrecht geschichtlich und systematisch zu würdigen, und darnach kann es nicht blos wissenschaftlich, sondern auch praktisch sehr bedeutungsvoll werden, von welchem Princip aus ein katholisches Rechtsverhältnifs beurtheilt wird. Mit Bezugnahme auf die Geschichte des Concils von Kostnitz und Basel, die Fürstenkonkordate, die Wahlkapitulationen der Kaiser u. s. w. vermögen wir nun

die Richtigkeit des Episkopalsystems und damit die Rechte und Freiheiten der katholischen Kirche deutscher Nation in der That zu erweisen. Daſs hieraus sich auch wichtige Folgerungen für das Verhältniſs zwischen dem Staate und der katholischen Kirche ergeben müssen, springt in die Augen. Ueber dies Verhältniſs geben unsere beiden Autoren die erforderlichen historischen Nachweisungen, nebst einer dogmatischen Entwickelung der allgemeinen Grundsätze (Eichhorn I, 52 folg. 128 folg. 180 folg. 550 folg. Walter §. 40—45) und verbinden dann die Anwendung derselben im Einzelnen mit der Darstellung der besondern Institute. Die historische Auffassung unterliegt jedoch manchem Bedenken, wie denn z. B. wohl in einer nicht zu rechtfertigenden Weise Walter die Stellung Bonifaz VIII. (c. 1. Extr. comm. de major. et obed. (I, 8.)) und Clemens V. (2 Extr. comm. de privilegiis (V, 7.)) gedeutet hat (§. 42. not. a).

Was die Begründung der landesherrlichen Rechte in der evangelischen Kirche betrifft, so sind von Eichhorn (I, 675 folg.) und Walter (§. 36—39.) die verschiedenen Theorien hierüber dargelegt und mit Umsicht beurtheilt. Wir können keins der bekannten Systeme für richtig schlechthin anerkennen: denn immer werden die concreten Zustände und die eigenthümliche Verfassung und Verwaltung der einzelnen Territorien den Ausschlag geben müssen. Mehr liegt auch wohl nicht in der Aeuſserung Eichhorns (I, 695.): der *rechtliche Grund*, aus welchem sich die evangelischen Landesherren zur Thätigkeit in Kirchensachen ermächtigt halten können, läſst sich in den Thatsachen, welche die evangelische Kirchenverfassung begründet haben, leicht nachweisen: — freilich wird es dabei wichtig, in welchem Lichte die Facta gesehen werden und so wird eine leitende ratio nicht wohl entbehrt werden können. Das Territorialsystem insbesondere ist mit den Principien des Protestantismus unvereinbar. Sehr richtig erinnert daher Walter (S. 70) „das Episkopalsystem hat darin Recht, daſs es die Landeshoheit und das damit verbundene Kirchenregiment, als auf zwei verschiedenen Gesichtspunkten beruhend, unterscheidet." Vom Kollegialsystem bemerkt derselbe „Es liegt allerdings in den Tendenzen der Zeit und hat durch die schärfere Unterscheidung der hier concurrirenden Gesichtspunkte der Gesetzgebung für die allmählige freiere Umgestaltung der Kirchenverfassung vorgearbeitet." Was wir übrigens schon oben bezüglich der Berücksichtigung der einzelnen deutschen Staaten als ein Desiderat in Eichhorn's Grundsätzen bezeichneten, tritt hier ebenmäſsig wieder ein.

Wir glaubten der Wichtigkeit der Sache selbst und der Bedeutsamkeit der hier einer Kritik unterworfnen Werke die bisherige umfassendere Relation, besonders in Erwägung von Principien, schuldig zu sein. Bei Betrachtung der einzelnen übrigen Lehren und Institute des Kirchenrechts müssen wir uns daher schon darauf beschränken, einige von beiden Verfassern different beurtheilte Punkte hervorzuheben.

Bei der Lehre von der Verwaltung der Disciplin (Walter Buch IV. Kap. 3.) oder der Ausübung der Kirchengewalt nach ihren einzelnen Zweigen (Eichhorn Buch IV.) hat jener zuerst von der Gesetzgebung, dann von der Gerichtsbarkeit, Oberaufsicht, Strafgewalt und dem Besteurungsrecht gehandelt. Eichhorn hat die streitige und Strafgerichtsbarkeit zusammengezogen und zu den *übrigen* Zweigen der *vollziehenden* Gewalt die aufsehende gerechnet. Hiergegen ist zu erinnern, daſs die Aufsicht nicht Vollziehung an sich ist, und daſs die Vollziehung dem Entwicklungsgange nach der Aufsicht folgt.

Ueber den Ursprung des Pallii herrschen bekanntlich noch Zweifel. Eichhorn giebt die gewöhnliche, von Walter ohne nähere Begründung verworfene, Ansicht, daſs es Anfangs ein Mantel gewesen, der im Orient einen Theil der bischöflichen (soll offenbar heiſsen: der kaiserlichen) Kleidung ausmachte u. s. w. (B. I. S. 671), und erklärt, daſs vom Besitze des Pallii die Jurisdiktion eines Erzbischofs nicht abhängig sei (S. 672). Er bezieht sich dafür auf cap. 11. 15. X. de electione (I, 6.) und bemerkt, daſs nach cap. 28. §. 1. eod. nur das Recht ausgenommen sei, ein Concilium zu berufen. Walter (§. 149. Anm. g. S. 300) hält dies für irrig, gemäſs c. 3. X. de usu et authoritate pallii (I, 8.) und cap. 28. §. 1. cit. Das cap. 11. cit. handle von einem singulären Falle, der nicht ausgedehnt werden dürfe und cap. 15. cit. spreche von einem konfirmirten, aber noch nicht konsekrirten Bischofe. — Die Kanonisten sind hier überhaupt nicht einig, uns scheint aber das Recht auf Eichhorns Seite, nämlich so, daſs der konfirmirte, aber noch nicht mit dem Pallium be-

kleidete, also noch nicht konsekrirte Erzbischof im Besitze der Jurisdiktion ist, mit Ausnahme des angedeuteten Falls der Konvokation des Koncils, und dafs von dem Pallium die Pontifikalien abhängen, also insbesondere auch das Ordinationsrecht. Daher liegt auch im cap. 11. X. de elect. nichts Widersprechendes oder Singuläres: denn nach dieser Stelle kann der Erzbischof, ohne Pallium, nicht selbst ordiniren, sondern nur einem andern zur Ordination befugten Suffraganbischof dazu den Auftrag ertheilen. Diesen Auftrag giebt er jure jurisdictionis. Ein ähnliches Verhältnifs besteht für den einfachen Bischof, der bereits confirmirt, aber noch nicht consecrirt ist. Wenn gleich daher cap. 15. X. cit. nur vom Bischofe spricht, so konnte doch auch auf diese Stelle analog Bezug genommen werden. Allenfalls hätte von dem Citate dies durch den Zusatz: argumento: angedeutet werden können.

Dafs unsere beiden Verfasser über Grund und Bedeutung des Cölibats von einander abweichen (Eichhorn I. S. 521 Anm. 19. S. 528. Anm. 39. Walter §. 207. besonders S. 408 not. v) wird nicht befremden.

Viele Controversen giebt es noch überhaupt bei der Beurtheilung ehelicher Verhältnisse und eine Menge derselben finden wir denn auch bei beiden Autoren, die gerade in dieser Materie mehr, als in irgend einer andern, auf einander Rücksicht nehmen und sich bekämpfen. Als Princip jeglichen Urtheils, das in Ehesachen ergeht, scheint aber festgehalten werden zu müssen, dafs gemäfs der Verschiedenheit des katholischen und protestantischen Eherechts (Eichhorn II, 269 folg. Walter §. 288 folg.) Katholiken nur nach jenem, Protestanten nur nach diesem gerichtet werden, gleichviel ob die entscheidende Behörde eine weltliche, oder geistliche, eine dem Bekenntnisse der Parteien zugehörige sei oder nicht. Dies ist eben das von uns schon oben näher erörterte Moment der Persönlichkeit des Rechts schlechthin, dessen Anwendbarkeit wir daher auch für eine gemischte Ehe in Anspruch nehmen. Eben darum scheint eine Abweichung hievon in einzelnen Gesetzgebungen den Umständen nach eine Härte zu enthalten und die Ansicht Walters sich nicht rechtfertigen zu lassen. Derselbe äufsert nämlich (§. 294. S. 578) „die Ehen der Protestanten werden auch von den katholischen Kirchen als Ehen geachtet. Wenn jedoch eine solche Ehe vor einem katholischen Ehegericht zur Sprache gebracht wird, so kann dieselbe hierin nach den Voraussetzungen beurtheilt werden, unter welchen eine Ehe auch unter Katholiken eine vollgültige wäre." Dies wird in der Anmerkung zu dieser Stelle noch näher dahin bestimmt: „Wenn auch die katholische Kirche ihre Gesetze den Protestanten als einer getrennten Religionsgesellschaft nicht als Richtschnur vorschreibt, so begiebt sie sich darum nicht des Rechts, da wo eine bei jenen geschlossene Ehe in ihren Wirkungen auf ihrem eignen Gebiet zur Sprache kommt, diese hier bei sich nach ihren eignen Gesetzen zu beurtheilen". Aufser der Nichtachtung persönlicher Berechtigung liegt hierin zugleich eine Mifsachtung des evangelischen Kirchenrechts überhaupt. Daher ist auch von andern Katholiken, welche die Parität der Konfessionen anerkennen, in entgegengesetzter Weise geurtheilt werden (m. vergl. die Ausführungen bei *Kopp* die katholische Kirche im neunzehnten Jahrhundert. Mainz 1830). Von diesem Gesichtspunkte aus finden wir auch z. B. die Bestimmung der Corveyschen Kirchenordnung von 1690 (gedruckt Hildesheim eod. anno) Cap. V. art. II. ganz in der Ordnung, dafs wenn ein Nichtkatholik von einem Katholischen zum Gevatter gebeten wird, derselbe nicht pro patrino spiritualem cognationem contrahente ins Taufbuch eingetragen werden solle. — Walter hätte aber um so weniger jenen Grundsatz aufstellen sollen, als er selbst §. 298. S. 587 fordert: „Wenn die Staatsgewalt eine christliche sein will, so darf sie keine Verbindung erlauben, welche die Kirche wegen eines von ihr statuirten wesentlichen Hindernisses verbietet. — Dies gilt auch für einen paritätischen Staat; denn es gehört zu dessen Begriff, dafs in der Gesetzgebung auf die Katholiken und Protestanten, *Jeder nach seinem Standpunkte*, gleichmäfsig Bedacht genommen werde. Es ist aber keine Gleichheit mehr, wenn zum Beispiel das protestantische Kirchenrecht durch die weltliche Gesetzgebung unterstützt, das katholische hingegen blos als ein Gewissensrecht sich selbst überlassen wird." Wenn wir dem beitreten (vergl. übrigens was Eichhorn II. S. 336. 337 dagegen erinnert), so ergiebt sich, dafs hier doch dem Gewissen des Einzelnen noch wenigstens Raum gelassen ist, während selbst dies nach der obigen Behauptung Walters den Protestanten nicht einmal nachgegeben ist.

Walter vertheidigt die Gewissensehen protestantischer Fürsten, so wie die Befugnifs derselben, sich von der Kopulation selbst zu dispensiren (§. 294. S. 578). Dagegen sind die Gründe Eichhorns II, 329. 330. und die Ausführung *Heffter's* (die Erbfolgerechte der Mantelkinder u. s. w. Berlin 1836. §. 17 folg.) entscheidend.

Was über den Einflufs der früher (vor einem bestimmten Alter) erlangten natürlichen Reife hinsichtlich der Fähigkeit zur Eingehung der Ehe von Eichhorn II, 340. Anm. 3. gegen Walter erinnert worden, hat derselbe in den späteren Ausgaben (§. 291.) anerkannt, dagegen ist er durch die von jenem B. II. S. 353 Anm. 8. über die Bedeutung des Irrthums für die Erzeugung der Nullität einer Ehe gemachten Einwendungen nicht von seiner früheren Ansicht abgegangen (ed. IV. §. 318. neue Ausgabe §. 299.), und hat dieselbe bestimmter entwickelt. Wir können nicht umhin, uns hierin für Walter zu entscheiden und machen auf eine nicht in den Buchhandel gekommene Abhandlung über denselben Gegenstand aufmerksam: De errore qualitatis in personam redundantis, scripsit Dr. a Dittersdorf. Brunsberg 1839. 18 pp. 4. (Prooemium zum Index lectionum des Lycei Hosiani für das Ostersemester d. J.).

Indem Eichhorn (II, 355. 357.) die Grundsätze des kanonischen Rechts von Bedingungen bei der Ehe, als auf den ehemaligen Unterschied zwischen sponsalia de praesenti und de futuro zu beziehen, nur noch auf Verlöbnisse für anwendbar erklärt, und die Auflösung der Ehe von der Konsummation durch ein votum solenne aus der Lehre vom votum selbst herleitet, ohne eine Bedingung „nisi religionem ingressus fuero" für zulässig zu halten, äufsert Walter, jener habe die Doctrin und Praxis über diesen Punkt nicht angesehen, und bemerkt insbesondere: „die Eingehung der Ehe wird zwar nach der heutigen Disciplin vor dem Pfarrer regelmäfsig unbedingt ausgesprochen, und er darf ohne Erlaubnifs der bischöflichen Behörde keinen bedingten Konsens annehmen. Dabei bleibt es jedoch möglich, dafs die Ehegatten unter einander vorher Bedingnisse festgesetzt haben, also die Einwilligung vor dem Pfarrer nur mit stillschweigender Beziehung auf jene Bedingungen ertheilt wird." Achtet man zugleich auf die weiteren Restrictionen, welche Walter diesen Sätzen zugefügt, so sind beide Verfasser im Wesentlichen einig und hinsichtlich der Doctrin dürfte Eichhorn durchaus im Rechte sein. Mögen Kontrahenten immerhin stillschweigend die Bedingung: nisi religionem ingressus fuero: gesetzt haben; wenn es zur Anwendung kommt, wird das Gericht nicht wegen der Conditio, welche für dasselbe gar nicht existirt, sondern wegen des Grundsatzes, den das Conc. Trid. sess. XXIV. can. 6. hierüber aufgestellt hat, die Lösung der Ehe bewirken müssen.

Einige andere Streitpunkte bestehen wegen der kanonischen Komputation (Walter §. 303. Eichhorn II, 386 folg.), wegen des Requisits des älterlichen Konsenses bei Eingehung der Ehe (Walter §. 296, der mit Unrecht in cap. 3. X. qui matrimonium accusare possent (IV, 18.) die leges auf das germanische Recht beschränkt. Es ist vielmehr mit an das römische zu denken, welchem das ältere kanonische Recht folgt. Eichhorn II, 357. 433), wegen der Begründung der sakramentalischen Natur der Ehe (Eichhorn II, 442. 443. Walter §. 295.), der Legitimation durch nachfolgende Ehe (Eichhorn II, 450. 451. Walter §. 311. S. 620), der Unauflöslichkeit der Ehe (Eichhorn II, 465. Walter §. 313. S. 622), wegen der gemischten Ehen (Eichhorn II, 492 folg. 500 folg. Walter §. 318. not. a. S. 634) u. a. m. Der näheren Ausgleichung müssen wir uns enthalten, da nicht ohne eine vollständige Explikation des gesammten Eherechts dieses möglich sein würde. Eben so möge genügen, wenn wir erinnern, dafs bei den Lehren von der kirchlichen Baulast, den bischöflichen Gehilfen u. s. w. bei einer neuen Ausgabe von Eichhorn's Grundsätzen eine besondere Revision nothwendig sein dürfte.

H. F. Jacobson.

№ 48.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

XXX.

Lehrbuch des Lateinischen Stils von Ferdinand Hand. Zweite verbesserte Ausgabe. Jena, in der Crökerschen Buchhandlung. 1839. 8. *X u.* 502 *S.*

Practisches Handbuch für Uebungen im Lateinischen Stil von Ferdinand Hand. Jena. Crökersche Buchhandlung. 1838. 8. *X u.* 240 *S.*

Bei den Lehrbüchern des Lateinischen Stils ist man bisher gewöhnlich auf zwei Abwege gerathen. Entweder gab man allgemeine Regeln zur Rhetorik und Logik, oder man reihte einzelne Notizen mehr in zufälligem äufsern, als nothwendigem innern Zusammenhange aneinander, und verwies den, der die Kunst Lateinisch zu schreiben erlernen wollte, mehr auf eigne Beobachtung und eigenes Glück, als dafs man ihn mit bestimmten Prinzipien und Regeln ausrüstete. Der Art ist z. B. noch das neueste Werk, das sich eine Theorie des Lateinischen Stils nennt, von C. I. Grysar (Cöln 1831). Es ist das Verdienst des Hrn. Hand, zuerst auf eine wissenschaftliche Weise die Lehre vom Lateinischen Stil behandelt zu haben, und dafs sein Unternehmen mit Beifall aufgenommen worden ist, beweist die jetzige zweite Ausgabe des Buches, die der ersten in nicht langem Zwischenraume gefolgt ist. Sie ist im Allgemeinen nicht verändert; aber durch häufige Zusätze und Berichtigungen verbessert.

Hr. Hand bestimmt die Theorie des Lateinischen Stils (p. 11) als die Anweisung, wie wir Deutsche Lateinisch gut d. h. richtig und schön schreiben sollen. Vorausgesetzt wird das Geschick, richtig denken zu können, vorausgesetzt die Regeln der Rhetorik, die bei allem schriftlichen Ausdruck nothwendig sind. Es soll nur gezeigt werden, wie Beides, abweichend vom Deutschen, und als characteristische Eigenschaft des Lateinischen beim Gebrauche der Lateinischen Sprache in Anwendung kommt. Grammatisches und Lexicalisches glaubte Hr. Hand mit aufnehmen zu müssen: er bezeichnet es erst (Vorrede S. 8) als den rechten Gewinn, der aus einem solchen Lehrbuche gezogen werden kann, wenn der Leser es zu einem Adversarium macht, in das er eigene Bemerkungen unter den betreffenden Rubriken einträgt. Gewifs mit Recht. Mit dem Grammatischen und Lexicalischen würde aller wahre Inhalt eines solchen Lehrbuches wegfallen: es würde ein Fachwerk von Regeln sein, dem Brauchbarkeit fehlte. Wir würden indefs nicht, wie es S. 10 heifst, sagen: „Die Theorie des Stils hat die Regeln der Anwendung der grammatischen Gesetze zu zeigen." Welche Grammatik thut das nicht auch? Das Prinzip des Stils ist überhaupt Schönheit; Correctheit an und für sich gehört nicht in die Lehre vom Stil, es mufs über sie nur gesprochen werden, in so fern sie zur Schönheit nothwendig ist. Hieraus ergiebt sich auch die Gränze zwischen Stil und Lexicon und Grammatik. Da wir nämlich unter Lateinischem Stil den Gebrauch der Lateinischen Sprache, der sich bei den sogenannten Classikern findet, verstehen, so wird die Lehre davon als Material, mit dem sie es zu thun hat, Grammatik und Lexicon in so weit umfassen, als Beides sich bei den Classikern gebraucht findet, oder, wenn man die gewöhnliche Grammatik voraussetzt, alles das, worin ein unterscheidendes Merkmal der classischen und jeder schlechteren Schreibart liegt. Hr. Hand spricht in seinen Erläuterungen über das, was eine Theorie des Lateinischen Stils lehren soll (S. 11), diesen Grundsatz zwar nicht aus, doch beobachtet er ihn stillschweigend.

Wir kommen zum Buche selber. Es zerfällt in zwei Hauptheile, von der Correctheit und von der Schönheit: vorangeschickt sind Erörterungen über den Lateinischen Stil im Allgemeinen, über die Geschichte

und den Character der Sprache. Die Regeln werden in Paragraphen vorgetragen und ihnen in Anmerkungen Beispiele und Erläuterungen beigegeben. Ueberall erkennt man die Absicht des Hrn. Verf., nicht eine blofs mechanische Behandlung der Sprache und ein bewufstloses Aneignen ihrer Gesetze, sondern die künstlerische Handhabung derselben zu lehren. Die Verdienste des Hrn. Hand um die Lateinische Literatur sind anerkannt. Wir brauchen also nicht zu erwähnen, wie auch das vorliegende Werk überall seine gründliche Gelehrsamkeit beweist. Indessen ist es natürlich, dafs bei dem neuen Wege, den er zuerst eingeschlagen, dennoch Manches sich findet, das einer nähern Prüfung, Manches wohl auch, das einer Berichtigung bedarf. Wir wollen uns im Folgenden einige darauf bezügliche Bemerkungen erlauben.

Mit grofser Schärfe sondert Hr. H. die Begriffe und sucht Alles bis auf Einzelheiten zurückzubringen, geräth aber dabei zuweilen auf einen Abweg, der bei einem Lehrbuche am meisten zu vermeiden ist; denn für den Lernenden ist es unbezweifelt besser, wenige Rubriken, in denen das Verwandte zusammengefafst wird, zu haben, als bei vielen fein spaltenden Unterschieden das Ganze weniger übersehen zu können. In der Entwickelung des Characters der Lateinischen Sprache S. 82 folgd. werden z. B. zehn Eigenthümlichkeiten der Lateinischen Sprache aufgestellt, Mangel an Abstraction und Streben nach concreter Auffassung, objective Anschaulichkeit, Streben nach Bestimmtheit und strenger Fixirung der Behauptung, Klarheit und Einfachheit, Einheit der grammatischen Verbindung, männlicher Ernst und nüchterne Verständigkeit u. s. w. Wir glauben nicht, dafs hierdurch ein wirklich anschauliches Bild gewonnen wird. Sind zudem nicht Streben nach concreter Auffassung, objective Anschaulichkeit, Klarheit und Einfachheit, Einheit der grammatischen Beziehungen, so mit einander verwandt, dafs sie füglich zusammengefafst werden können? Alle diese Eigenthümlichkeiten konnten ferner unter eine Einheit gebracht und gleichsam genetisch entwickelt werden, wenn gehörig hervorgehoben wurde, dafs die Römische Prosa sich durch die öffentliche Beredsamkeit bildete. — Der Abschnitt von der Klarheit S. 237 zerfällt in acht Abtheilungen, von der Angemessenheit des Ausdrucks, von der Bestimmtheit des Ausdrucks, von der Einstimmung der Beziehungen, von der Anschaulichkeit, von dem Gebrauch des tropischen Ausdrucks u. s. w. Wir glauben, dafs hier der Gebrauch des tropischen Ausdrucks dem Abschnitt von der Angemessenheit des Ausdrucks untergeordnet, die drei andern Abschnitte aber in einen zusammengezogen werden konnten. Auch bei der Angabe grammatischer Regeln scheint das Bemühen, Eigenthümlichkeiten der Lateinischen Sprache aufzustellen, der Ordnung und Uebersichtlichkeit des Ganzen zuweilen Eintrag gethan zu haben. Es heifst S. 195, wo von der Verschiedenheit des Deutschen und Lateinischen in Bezug auf den Modus gesprochen wird, unter nr. 1: „Der Lateiner spricht gern im Indicativ assertorisch aus, was der Deutsche durch den Conjunctiv der Hülfswörter bezeichnet. So (Soll das *z. B.* heifsen? Die folgenden sind ja aber eben die einzigen Deutschen Hülfszeitwörter.) bei den Wörtern *könnte, dürfte, müfste, würde, wäre.*" Unter nr. 3 heifst es dann wieder: „Ein gleicher Grund liegt vor, weshalb die Römer weit seltener, als wir nach Deutschem Sprachgebrauch, der Behauptung eine Limitirung der Bescheidenheit und des Zweifels beifügen." Geschieht dies aber nicht durch eben jene schon erwähnten Hülfszeitwörter? Ferner unter nr. 4. „Der Begriff des Pflegens, des Geschehenkönnens wird dem Römer zur bestimmten Anschauung, und er spricht über ein Herkommen, eine Sitte, eine Befähigung, wie über eine Thatsache, im Indicativus." Verstehen wir dies recht (denn weder jene Regel, noch das beigefügte Beispiel Cicero p. leg. Manil. 5, 13 *quod ejusmodi in provinciam homines cum imperio mittimus* macht uns die angegebene Eigenthümlichkeit klar), so ist es wiederum dasselbe wie unter nr. 1.

Wo Hr. H. S. 115 und folgd. von der Reinheit der Sprache und zwar zuerst von der Wahl ächter, richtiger Wörter, dann von der grammatischen Richtigkeit handelt, verfolgt er im Ganzen einen negativen Weg. Er warnt vor Archaismen, vor Neologismen, vor Germanismen, vor der Täuschung, die häufig aus falschen Lesarten u. s. w. entsteht. Zweckmäfsiger, glauben wir, wäre eine mehr positive Behandlung gewesen, die das Gute, das man brauchen darf, erwähnt hätte. Als unbedingt anwendbar konnte das aufgestellt werden, was bei den uns erhaltenen Mustern des goldenen Zeitalters, bei Cicero und Caesar, vorkommt. Allein auch in der Sprache des silbernen Zeitalters ist sehr Vieles, das wirklich als ein Fortschritt und eine Fortbildung

anzusehen ist, z. B. der Gebrauch des Participii Futur. Activi zur Bezeichnung der Absicht, besonders in der Zusammenstellung mit Conditionalsätzen, die Verbindung der Adverbia *eo*, *quo* mit dem Genitiv zur Bezeichnung des Grades, der Gebrauch des Participii Perf. Pass. im Ablativ als Prädicat eines Satzes z. B. *rex, audito hostes appropinquare, copias suas contraxit*, u. s. w. Selbst bei den Vorschriften über die Wahl richtiger Wörter konnte über ganze Classen von Wörtern gesprochen werden, z. B. die Adjectiva auf bilis, der Substantiva auf us und io und mentum. Wir glauben, dafs solche bestimmte Angaben von Brauchbarem mit Warnungen vor Unbrauchbarem hätten verbunden werden müssen. — Rhetorisches ist bei Hrn. H. ganz ausgeschlossen. Ob mit Recht, läfst sich bezweifeln. Die Lateinische Sprache bildete sich in der Rede aus, die ganze Bildung der Römer war wesentlich rhetorisch: es wird also auch unter uns Niemand gut Lateinisch schreiben können, ohne ein gewisses Maafs rhetorischer Kenntnisse zu haben. Zudem brauchen wir selber die Lateinische Sprache häufig zu oratorischen Zwecken. So wie also Hr. H. über den Gebrauch des Tropus, der doch dem Redner hauptsächlich nothwendig ist, spricht, ebenso, dünkt uns, hätte er auch über den Gebrauch der Figuren, wenigstens derer, die sich auf die Darstellung beziehen, sprechen müssen. Sie sind das vorzüglichste Mittel, um dem Ausdruck Abwechselung und Mannigfaltigkeit zu verschaffen.

Man könnte die Frage aufwerfen: Ist nun Jemand, der die gewöhnliche Grammatik inne hat, wenn er dieses Lehrbuch gelesen und studirt hat, im Stande Lateinisch zu schreiben, einen Lateinischen Satz zu bilden? Wir müssen es bezweifeln. Es liegt hierin kein Vorwurf für Hrn. H.; denn eine Theorie, die er entwerfen wollte, kann nicht dem Anfänger dienen, sondern soll den schon weiter Vorgeschrittenen ausbilden und zum Selbstbewufstsein bringen. Wäre es indefs nicht zweckmäfsig, am Ende der Theorie zu zeigen, wie es der Lateiner anfängt, um einen Satz zu bilden? Die Sache scheint vielleicht zu sehr practisch, als dafs sich Regeln darüber geben liefsen, und wir läugnen nicht, dafs der gröfsere Theil der Uebung anheim fällt. Gewisse Andeutungen und Winke werden aber möglich sein, die durch Beispiele anschaulich gemacht werden können. So würde eine Vermittelung zwischen dieser Theorie des Lateinischen Stiles und dem practischen Handbuche Statt finden, die jetzt dem Lehrer oder dem guten Glücke des Lernenden überlassen bleibt.

Dafs sich bei der Menge des Materials, das verarbeitet werden mufste, auch Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten einschlichen, ist erklärlich. Wir erwähnen Einiges aus dem Capitel von der grammatischen Richtigkeit. Wenn S. 172 die Unterlassung der Verwandlung des Gerundii in das Participium Futuri pass. als archaistisch bezeichnet wird, so hätten die einzelnen Casus des Gerundii unterschieden werden müssen, da z. B. der Ablativ des Gerundii mit dem Accusativ nicht selten, der Dativ dagegen höchst selten ist. Dennoch erklärt Hr. H. eine Redeform, wie *in alloquendo victorem* bei Livius 30, 13, 9 für anwendbar, und setzt hinzu: „andere Redeformen, wie *quam* (viam) *nobis quoque ingrediendum sit*, Cicero de sen. 2, 6 oder *earum rerum infitiandi rationem*, Cicero in Verrem 4, 47, 104 bestehen durch besondern Grund der Attraction." Wir begreifen nicht, was die Attraction hier soll. Cicero wählte eine etwas ungewöhnlichere Verbindung, um den Gleichklang *infitiandarum — defendendarum* zu vermeiden, den er an anderen Stellen freilich nicht vermeidet. Aber Attraction d. h. doch hier nichts anders, als die Abhängigkeit des Genitivs vom Subst. *rationem* findet nicht weniger bei *infitiandarum* Statt. Und warum soll die Stelle de senect. 2 *tamquam aliquam viam longam confeceris*, *quam nobis quoque ingrediendum sit*, durch *Attraction bestehen?* Also besteht auch wohl, wird Jemand sagen, der Satz legi Handii *librum*, *quem* tibi quoque *legendum est* statt *qui — legendus est*. Cicero's Ausdruck an dieser Stelle ist und bleibt singulär. Was hätte er verloren, wenn es hiefse *quae* nobis quoque ingredienda sit? — S. 173 heifst es: „studere aliquid (Cic. Phil. 6, 7, 18) ist eine Construction, die fast erst eines Citats der Beglaubigung bedarf." Die Stelle des Cicero heifst: *unum sentitis omnes*, *unum studetis*, ganz gewöhnlich, als Neutrum eines Pronomens, wie *hoc operam do*, *hoc tibi auctor sum*. Wer kann aber daraus schliefsen, dafs man im Allgemeinen studere mit dem Accus. verbinden darf? Weiter in derselben Anmerkung: „Livius schrieb 5, 3, 9 *si quidquam in vobis, non dico civilis, sed humani esset*, wo die Rechtfertigung, die Worte *non dico civilis* seien Zwischensatz, nicht ganz ausreicht." Wer kann diese Rechtfertigung brauchen? Auffallend ist hier die Ver-

bindung *quidquam civilis* statt *civile;* sie findet ihre Erklärung in dem darauf folgenden *humani*, und wird durch ähnliche Stellen gerechtfertigt. Ebendaselbst in der Anmerkung zu §. 38 wird über *non* statt *ne* beim Imperativus und Conjunctivus gesprochen. Hier mufste sowohl der Imperativ und Conjunctiv, als auch die einzelnen Personen des Conjunctivs geschieden werden; das Letztere verlangt Quintilian 1, 1, 5, der *non feceris* statt *ne feceris* für einen Solöcismus erklärt. Die 2te Pers. Singul., in der vorzugsweise die befehlende Kraft liegt, wird sich aufser Horat. Serm. 2, 5, 91 *ultra non etiam sileas*, wo überdem der Sprachgebrauch auch *silueris* verlangt, schwerlich mit non verbunden finden; denn Valer. Max. 4, 3 Ext. 4 *velim non obstes*, das Hr. H. anführt, und als obsolet bezeichnet, gehört nicht hierher, und bei Seneca Quaest. Natur. 1, 3, welche Stelle in Reisig's Vorlesungen über Lateinische Sprachwissenschaft S. 588 angegeben wird, steht *ne dubitaveris*, nicht *non dubitaveris*. Die übrigen Personen erlaubt sich Quintilian selber mit non zu verbinden, z. B. 7, 1, 56 *non desperemus*; 1, 1, 5 *non assuescat*. — S. 175 in der Anmerkung zu §. 40 wird die Regel gegeben: „Die Verba accusare, damnare, absolvere verbinden sich nicht mit dem Genitiv eines jeden Nomen (?), sondern nur der speziellen Bezeichnungen bestimmter Vergehen und Strafen, und man sagt nicht criminis accusare, aber invidiae crimine und capitis." Hr. H. scheint sagen zu wollen, man könne den Genitiv solcher Substantiva, die den Begriff „Vergehen" im Allgemeinen anzeigen, nicht mit jenen Verbis verbinden. Dann würde also z. B. *peccati*, *sceleris*, *maleficii accusare* falsch sein? Denn *criminis accusare* sagt man natürlich nicht: wer sagt denn im Deutschen: Jemanden einer *Beschuldigung* anklagen; wohl aber Jemanden *mit der Beschuldigung dieses oder jenes Vergehens* anklagen, also *crimine maleficii* oder *maleficii* allein. — In derselben Note S. 176 heifst es: „Cicero und Caesar bleiben der Regel treu, nach welcher bei einem Infinitivus das Passivum (soll heifsen *des* Passivi) nicht coepisse, sondern coeptum esse gesagt wird, dagegen Sallust" u. s. w. Diese Regel ist allerdings gegeben worden, aber sie ist unrichtig; und es ist nicht gerathen, die Lateinische Grammatik noch mit Satzungen zu vermehren, von der so eclatante Ausnahmen sind, wie Cic. Brut. 27 eoque forum tenente plura *fieri* judicia coeperunt, gerade so wie Hr. *Hand* als nicht nachzuahmende Eigenthümlichkeit des Sallust anführt: alia hujusmodi *fieri* coepere.

Einen Anhang bilden Winke „zur Methodik," deren Ausführung „das practische Handbuch für Uebungen im Lateinischen Stil" ist. Hr. H. sagt in der Vorrede dazu S. 5: „Nach meiner Ansicht kommt es hauptsächlich darauf an, die moderne und mit der vaterländischen Sprache verschmolzene Abstractionsweise auf die alterthümliche und Lateinische zurückzuführen und hier soll eben die Kunst gewonnen werden, ächt Deutsche Gedanken in ächt Lateinischer Sprache auszusprechen." Das ist also die Tendenz des Buches und das Resultat der früher anzustellenden Uebungen soll sein, die am Ende angeführten Stücke aus Deutschen Schriftstellern in's Lateinische übertragen zu können, (vergl. S. 6). Wir erkennen an, dafs Jemand, der die Lat. Sprache gelernt hat, auch etwas Deutsch gedachtes und geschriebenes in's Lateinische zu übertragen verstehen mufs: und er wird es verstehen; aber als Uebungen für Anfänger halten wir solche Uebertragungen, so viel Nützliches sie auch für schon Geübte haben, für zu schwer. Wie viel Mühe macht es, etwas Lateinisches ächt Deutsch wiederzugeben; und eine wie geringere Gewandtheit können wir im Lateinischen erlangen, als wir im Deutschen besitzen! Schon bei einer neuern Sprache würde jene Methode gefährlich sein: sie aber bei der eines Volkes, das durch viele Jahrhunderte von uns getrennt nothwendiger Weise eine ganz verschiedene Denk- und Sprechweise haben mufs, anzuwenden, kann nur zu einseitiger Auffassung führen, niemals aber diejenige Gewandheit und Vertrautheit mit derselben verschaffen, die sie uns als lebende handhaben läfst. Wenn Hr. H. sich gegen den von Vielen gebilligten Weg, sich an der Uebersetzung von Stücken neuerer Latinisten zu üben, erklärt und meint, „besseres Wasser werde doch aus der reinen Quelle geschöpft," so hat gewifs Keiner von denen, die jenen Weg einschlugen, gezweifelt, dafs Stücke aus alten Schriftstellern, „an denen Alles Regel sein kann," sobald sie sich durch ihren Inhalt empfehlen, und unserer Anschauungsweise näher stehen, besser sind, als Stücke aus Neuern. Da Beides aber nicht häufig der Fall ist, so haben sie nothgedrungen zu Muret, Ernesti, Ruhnken u. s. w. ihre Zuflucht genommen.

Das Buch selber zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste enthält „Aufsätze mit Originalen verglichen" d. h. die Uebersetzung von Stücken aus Cicero, Quintilian, Seneca, Livius, die in das Lateinische zurückübersetzt, und mit den Originalen verglichen werden sollen; „Muster in ihrer Zergliederung," Stücke aus Cicero und Caesar, die in grammatischer und stilistischer Hinsicht erklärt, und zergliedert werden, eine treffliche Anleitung, wie man die Lectüre der alten Schriftsteller zur Bildung des eigenen Stils benutzen kann; endlich „Kritik und Verbesserung mangelhafter Aufsätze," wohl nur für den Lehrenden berechnet. Die zweite Abtheilung besteht aus einigen Beispielen zu einer jetzt etwas abgekommenen Art der Stilübung „zur Imitation." Es folgen „Aufgaben zur Uebersetzung" von Stücken aus Deutschen Schriftstellern; den Schlufs bilden „Themata für freie Bearbeitung," bei denen wir indefs fürchten, der Standpunkt sei zum Theil zu hoch gewählt. Wie soll Jemand, der sich im Lateinischschreiben noch übt, Aufgaben, wie: „componitur Electra Euripidis cum tragoedia Sophoclis, wobei zu bestimmen, ob das Stück dem Euripides mit Recht zugeschrieben werde oder nicht," oder de poëtis Alexandrinis oder de coloribus veterum, auch nur einigermafsen genügend behandeln? Denn es kommt hier nicht darauf an, Aufgaben zu stellen, die der Lernende allenfalls schlecht, sondern die er mit Leichtigkeit gut behandeln kann.

Dr. A. W. Zumpt.

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

XXXI.

Die Lehre vom Mord und Todtschlag, einer historisch-philosophischen Kritik unterworfen, zugleich dogmatisch, dogmengeschichtlich und mit Rücksicht auf die neuern Gesetzgebungen dargestellt von Christian Reinhold Köstlin, Advokaten zu Stuttgart. Erster Theil. Die Ideen des römischen Rechts. Stuttgart, 1838. *Verlag der J. B. Metzlerschen Buchhandlung. XVI.* 224 *S.* 8.

Wir haben hier den Anfang einer wissenschaftlichen Untersuchung vor uns, die, je nach den verschiedenen Richtungen, von denen man ausgeht, nach den Forderungen, die man von diesem Standpunkte aus an eine juristische Darstellung macht, besonders wie sie die ersten Zeilen des Titels bezeichnen, eine sehr entgegengesetzte Beurtheilung erfahren wird. Wir deuten damit schon an, wozu der weitere Titel Veranlassung giebt, dafs eben diese Richtungen und Forderungen im Verhältnisse zu der Leistung des Verfs. der Gegenstand der Besprechung und Vereinbarung werden müfsten, bevor es möglich wäre gründlich an den Inhalt zu gehen. Ja, dieser, abgesehen von dem Zusammenhange, in welchem er selbst nothwendig mit der Form und Methode steht, könnte rücksichtlich einer besondern Lehre aus einem bestimmten Zweige einer Wissenschaft, die auch wieder nur ein Glied eines gröfsern Ganzen ist, und rücksichtlich der weitern Einzelnheiten in einem gewissen Grade gleichgültig erscheinen, gegenüber der Frage nach der Methode der Behandlung, die ihren Einflufs auf das Ganze erstreckt. Diese Frage, die sich auch bei andern Gelegenheiten anbringen liefse und schon oft erörtert ist, kann hier nicht ganz umgangen werden. Der Verf. ruft sie von Neuem hervor, und mit ihr einen Streit, der, wie ich glaube, erledigt sein sollte und könnte, wenn man geneigt wäre, sich zu verständigen. Wir verwerfen wahrhaft wissenschaftlichen Streit, der sich in objektiven Grenzen bewegt, keineswegs: er ist nothwendig, weil der Begriff der Sache selbst die verschiedenen Gegensätze als Richtungen in sich fafst, sie mit ihrem Recht anerkennt und entläfst; kann das Dasein nicht geleugnet werden, so mufs auch das Recht desselben gelten; aber es findet seine gebührende Schranke durch das Verhältnifs zu andern gleich berechtigten Momenten in dem Ganzen und der Idee desselben. Aber freilich, diefs ist nicht der gewöhnliche Streit, der von dem Streben des einen oder andern Moments ausgeht, nicht als solches mit und neben den übrigen zu gelten und mit ihnen seine Wahrheit in dem Ganzen zu haben — sondern welches für sich allein gelten, die andern nicht bestehen lassen will. Hier wird es Partheikampf, behaftet mit der Subjektivität, die ihre ganze Kraft mit allen ihren Vorzügen und ihren Mängeln daran giebt. Auch von solchem Streit ist sicherlich für die Wahrheit Nutzen erwachsen — schon deshalb, weil die verschiedenen Standpunkte erst durch den Gegensatz und Widerspruch ihre Bedeutung und das Bewufstsein derselben erlangt haben — aber wir vermögen ihm nur einen relativen und bedingten Werth beizulegen, so lange er nicht sein wahrhaftes Ziel erreicht in einem Frieden, der nicht blos gegenseitiges Dulden, oder nur Ignoriren ist, oder Anerkennung einer nicht zu leugnenden Thatsache, der man nichts zugesteht, um bei günstiger Gelegenheit durch keine Verpflichtung gebunden zu sein — nein, der vielmehr die Berechtigung und Bedeutung aller wahrhaften Seiten anerkennen läfst, indem eine jede als wesentlich gilt. So gilt sie aber nur, indem die Anerkennung eine gegenseitige ist, und jede Seite ein Schmuck des Ganzen und für dasselbe unentbehrlich, zugleich alle andern voraussetzt, ja in so fern sie selbst für sich

hervortritt, jene als ergänzende an sich hat. Gelangen wir nicht dahin, so bleiben der Gegensatz unvereint, der Widerspruch unaufgelöset, die Partheien unversöhnt; oder es überwältigt, wie für diese Erscheinung die politische Geschichte, und nicht minder die der Wissenschaft uns zahlreiche Bestätigungen darbietet, für eine bestimmte Zeit die eine Richtung die andere, und gelangt zum Sieg und zur Alleinherrschaft. Aber nicht ohne die Nachtheile, die solches gegensatzlose und in sich nicht gegliederte Sein mit sich führt; nicht ohne, daſs alsbald ein unvermeidliches Streben entsteht, den Gegensatz in sich selbst hervorzurufen. So wiederholt sich die frühere Erscheinung und dient zur Bestätigung jener Wahrheit, die über allen diesen Kämpfen steht. Möchte man sich doch darüber einigen, dann mag sich jede Seite, jede Richtung in möglichstem Umfange entwickeln und ihre reichen Beiträge liefern: sie werden nicht blos dort, sondern überall eine dankbare Aufnahme finden. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, und es muſs unserer Zeit geziemen, sie in Erfüllung zu bringen, da sie das Bewuſstsein hierüber hat. Ja, so wie in der Sache selbst die Gegensätze nicht als feindliche, ausschlieſsende und unvereinbare bestehen, so sind sie auch in den sie darstellenden Individuen, die hier in Betracht kommen, nicht in solcher Schroffheit vorhanden, wie man oft behauptet und wie Manche sich selbst überreden möchten. Ich könnte dieses bestimmter nachweisen, wenn ich nicht lieber bei den Sachen stehen bliebe. Einseitige und nicht in wissenschaftlichem Geist gemachte Angriffe, von leicht zu durchschauenden Tendenzen hervorgerufene Herabsetzungen des Werths der sogenannten historischen, philosophischen, praktischen Schulen gehören nicht hieher. Fehlt es doch auch sonst nicht, bei aufrichtiger Versöhnung der Häupter, an untergeordneten Subjektivitäten, denen diese ein Aergerniſs ist. Ich meine nicht einen Frieden, der das Ergebniſs schwacher Nachgiebigkeit wäre, wo der redliche Kampf eine Pflicht ist: ich meine nicht die subjektive, wenn auch ehrenwerthe Gesinnung, die den Frieden sucht, welcher Art er auch sei. Gegen Unrecht und Unwahrheit auch in unserm Gebiete wollen wir stets nach Kräften streiten, und hierin sind wiederum alle ächt wissenschaftlichen Partheien einverstanden. Unwürdige und gehaltlose Angriffe und Verunglimpfungen der einen Richtung werden auch von der Seite nicht gebilligt werden, der sie eine Hülfe von einer Art bereiten wollen, wie jene sie nicht verlangt und nicht bedarf. Und im Gegentheil wird jede in der Gesinnung und in dem Werke gute auch einseitige Leistung anerkannt werden. Einen Frieden, wie gesagt, suchen wir, der aus der Einsicht hervorgeht, wie jene Gegensätze in einer höhern Einheit der Wissenschaft nothwendig sind; der jenen ihre gebührende Geltung sichert; der endlich, indem er objektiver Art ist, von selbst die Individuen ergreifen wird. Die Wissenschaft hat, wie des Vaters Haus, viele Wohnungen: der Reichthum der einzelnen Momente ist ihr eigen, und sie kann nichts von Bedeutung abweisen wollen. Ja die Lebendigkeit der Gegensätze ist die Bedingung ihres eignen Lebens, Gedeihens und Wachsthums.

Oder, wäre wirklich eine Ausschlieſsung und Unvereinbarkeit da? Wäre es, weil wir das Recht von seiner geschichtlichen Seite in seiner Ausbildung und als Theil der politischen und der Sittengeschichte des Volkes betrachten, — und wir müssen dieses thun, da ja das heutige ein gewordenes ist — wäre es deshalb nothwendig zu miſsbilligen, das Recht auch zum Gegenstande philosophischer Auffassung zu machen? wäre es strafbar, in dem Gegebenen, in dem Progreſs des Geschichtlichen — ähnlich wie in den Erscheinungen der Natur — auch einen Gedanken zu erkennen und einen Zusammenhang der Geschichte aller Völker, die und so weit sie mitzählen, weil sie ein Princip darstellen? Oder dürfte man die Wahrheit nur in der äuſsern Schaale zu finden hoffen? Wenn man diese beiden Gegensätze wiederum einen gleich dem andern der Anwendung und dem für diese bestimmten Studium entgegensetzt, sollte wirklich hiezu ein Grund sein?

In einer Periode, wo in dem Rechtsstudium, wie in dem der Theologie die dogmatisch-praktische Methode vorherrscht, hat man es stets für nothwendig erachtet, auch die Geschichte und die Philosophie der Lehren als Gegenstände akademischer Vorträge aufzustellen. Es ist Niemand eingefallen, einen Forscher zu tadeln, weil er neben der praktischen Richtung auch die andere befolgte. Freilich war aber damals die Beziehung unter den verschiedenen Betrachtungsweisen eine blos äuſserliche. Die Geschichte stand für sich, ohne die Vermittlung zu dem Dogmatischen zu geben; letzteres schien jener nicht zu bedürfen, und vollends die Philosophie in der Gestalt eines beliebigen soge-

nannten Naturrechts stand mit dem Positiven, dem Geschichtlichen und dem Praktischen, in keiner lebendigen Beziehung; sie wurde daher bald für verwerflich, bald wenigstens für entbehrlich ausgegeben, und etwa geduldet. Jene Vereinbarkeit also hatte ihre Stütze in der gegenseitigen Beziehungslosigkeit; man hielt sie dem Juristen für so wenig gefährlich, als etwa den vorgeschriebenen philosophischen Cursus für einen Theologen. Die Gefahr begann erst in dem Augenblicke, wo eine höhere Einsicht über jene nothwendige Beziehung sich bildet: eine Einsicht, zu der man in der Jurisprudenz aus erklärlichen Gründen später gelangt, als in andern Theilen der Wissenschaft. Der jetzt sogenannten historischen Schule ist unter andern das Verdienst zuzuschreiben, dafs sie den nothwendigen Zusammenhang des Praktischen und des heute Anwendbaren mit seiner geschichtlichen Grundlage aufgezeigt und in einzelnen Werken, die zugleich als Muster der Behandlung dienen, unwiderleglich durchgeführt hat. Ihr Princip, — es mögen Einzelne, die sich selbst mehr zu ihr rechnen, als von ihr gerechnet werden, sich noch so sehr dagegen sträuben, — ist ein philosophisches — und mit solchem vereinbar. Denn was wäre dieses anders, als eben in dem Gegebenen und Gewordenen einen organischen Zusammenhang, eine innere Nothwendigkeit zu erkennen, und den leitenden Gedanken nachzuweisen?

So war denn mit der wahrhaft geschichtlichen Auffassung zugleich die philosophische bedingt, und es war wohl nicht zufällig, dafs fast gleichzeitig eine solche philosophische Methode, die sich mit dem Positiven in nähere Beziehung setzte, sich auch im Gebiete der Rechtswissenschaft zu äufsern begann. Wie gesagt, mit dieser Beziehung entstand die Gefahr, so wie auch nur zwei Methoden, rücksichtlich der von ihnen behaupteten ausschliefsenden Berechtigung gegen eine dritte, in Kampf gerathen mufsten. *Mufsten*, weil Geschichte, Philosophie, Praktisches, noch zum Theil in einer Bedeutung genommen wurden, welche deren gegenseitige Voraussetzung nicht gelten liefs. Und wie natürlich war es denn wohl, dafs Anwendbares und für die Anwendung Bestimmtes — das angeblich allein Lebendige, Frische — einen Vorzug für sich in Anspruch nahm, gegenüber der Geschichte, der man den ungerechten Vorwurf machte, dafs sie nur mit dem Veralteten sich beschäftige, und dafs ihr das Recht, das Wohl und die Noth der Gegenwart gleichgültig sei; und dafs eben so und mit ersterem die Geschichte, auf ihrer positiven Grundlage und mit der von dieser gehofften Sicherheit, sich gegen die Philosophie erhob, von der man bei dem Streit der Meinungen überhaupt nicht wisse, was oder wo sie sei, oder deren Versuch, ein Verhältnifs zu dem Positiven herzustellen, als Anmaafsung zurückgewiesen oder als vorgebliche Abstraktion aus dem Positiven diesem vindicirt wurde?

Von jenem Standpunkte aus, der eine solche Trennung in Schulen als Partheisache nicht zugiebt, und eine sie sämmtlich umfassende Methode will, welche keineswegs eine äufsere Verbindung mehrerer verschiedener Methoden ist, sondern die *eine*, durch den Inhalt bedingte Methode, als welcher eben so sehr sein philosophisches Moment, sein historisches und sein dogmatisch-praktisches hat, sind auch meine bisherigen Beiträge zur Wissenschaft geliefert. Bei manchem mufste, je nach der Beschaffenheit der besondern Aufgabe und ihres konkreten Inhalts, bald die eine, bald die andre Seite vorherrschen, aber keine durfte ganz bei Seite gesetzt werden.

Aber, kann man fragen, wozu jetzt diese Betrachtung über viel Besprochenes, was, wenn es nicht als erledigt angesehen werden kann, durch diese Darlegung nicht spruchreif wird, welche für das anzuzeigende Buch eine vielleicht zu lange Einleitung giebt?

Ich glaube, dafs es gerade an der Zeit ist, einen Gegenstand zu berühren, zu welchem die Vorrede des Werkes, — und diese ist nicht das am wenigsten Bedeutende in demselben — eine Veranlassung darbietet, ja eine zur Pflicht sich gestaltende Aufforderung enthält, und wünschte, dafs in dem jetzt wieder mit gröfserer Lebhaftigkeit in einem mehr persönlichen Sinne geführten Streite eine Stimme nicht ganz überhört werden möge, die nur von dem objektiven Standpunkte aus im Interesse der Wissenschaft spricht, welcher, wie bemerkt, keine wahrhafte Richtung in der Sache, keine redliche Bestrebung der Person fremd sein kann.

Jene Vorrede, von der ich oben bemerkte, sie werde, wie das Werk selbst, ohne Rücksicht auf den Inhalt, schon als Darlegung der Methode sehr verschiedene Aufnahme finden, mufs ich im Ganzen loben. Ich will nicht überall die Form vertheidigen — eine gewisse Kühnheit, und selbst mehr als dieses, mag dem jüngern Schriftsteller, der sich eines guten Strebens

bewufst ist, wohl nachgesehen werden, wenn sich sonst Tüchtiges zeigt. Die Grundsätze über die Behandlung der Wissenschaft mögen im Allgemeinen um so mehr gebilligt werden, als des Verfs. Plan „durch die Betrachtung der ganzen Rechtswissenschaft in ihrer *neusten Entwicklung*" rege gemacht worden ist. (S. V.) Damit, wie aus dem weitern Inhalte ergiebt sich von selbst, wiefern es wörtlich zu verstehen sei, oder nicht, wenn es (S. XIII.) heifst: „zu solcher neuen Behandlung nur am Kriminalrechte einen Versuch zu machen, war mein Vorsatz."

Der Verf. thut den besondern Methoden, vornehmlich der historischen Schule, nicht selten Unrecht. Auch das kann ich nicht gutheifsen, dafs er diese Methoden, was allerdings in einem gewissen Sinne aber nicht durchgängig, und nicht für ihre Bedeutung, die sie im System des Ganzen haben, richtig ist, mehr nur als ein Nacheinander der Zeitfolge auffafst, und von einem selbst historischen Standpunkte aus lobt und tadelt, während sie vielmehr als ein Nebeneinander zu gelten haben, und Anerkennung fordern. Eine neue Methode, wenn sie nicht selbst als eine einseitige bald wieder das Schicksal haben soll, welches sie den andern bereitet, kann nicht auf den Trümmern der letztern, als besiegten oder vollends ganz für sich, die frühern vernichtend, ihr Werk errichten. Diejenige, welche der Verf. meint, und die weder für das Recht überhaupt, noch für das Strafrecht insbesondere in dem Sinn arm ist, dafs er sie erst ins Leben rief, (er spricht S. XVI. von dem schlimmen Zustande des Kriminalrechts, „wo man vor bewegenden Ideen aus mancherlei Ursachen eine besondere Furcht hat" was nicht ganz der Wahrheit gemäfs, und jedenfalls zu viel gesagt ist) — die wahrhaft spekulative Methode läfst dem Geschichtlichen, wie dem Praktischen das gebührende Recht widerfahren. Sie hält sich fern von dem Vorwurf, dafs sie nicht für die unmittelbare Anwendung blofse und fertige Resultate liefere — ein Vorwurf den sie sich in Gemeinschaft mit dem Geschichtlichen gefallen lassen mufs und kann. Denn einerseits ist die Aufgabe der Wissenschaft eine weiter gehende, anderseits darf wohl nicht im Ernste und nicht von unbefangenen Beurtheilern behauptet werden, dafs es der Anwendung, und dem auf diese zu beziehenden wissenschaftlichen Studium schädlich sei, wenn man den Begriff der Sache, die Verwirklichung der Ideen in der Zeitlichkeit und in geschichtlicher Bildung erfafst. Jene Methode, wenn sie diefs wahrhaft ist, weisst ferner den Vorwurf ab, den man ihr in Beziehung auf mögliche Abirrungen nicht mit Unrecht, sonst aber, wie er allgemein und gewissermaafsen a priori, als eine für alle Fälle gültige sogenannte privilegirte Exception bereit gehalten wird, allerdings mit Unrecht macht, dafs sie nämlich das Positive und Geschichtliche von vorgefafsten Ideen aus darstelle und demselben Gewalt anthue, wodurch denn freilich nicht die Wahrheit an den Tag kommt. Es sollte wohl nicht immer wiederholt werden müssen, dafs sie nicht eine Geschichte construiren, sondern aus der gegebenen und erkannten die Principien und den Geist aufweisen wolle, dafs, indem sie das Vorhandene und seine geschichtliche Entwicklung in seiner Nothwendigkeit und Vernünftigkeit zu begreifen sich bestrebe, sie zwar für ihren Zweck Manches, was von einer andern Seite der Betrachtung wichtig ist, nicht für ein wesentliches Moment anerkennen dürfe, aber dafs sie das Positive in seiner Eigenthümlichkeit erfasse. Auch für dieses, für die Behandlung eines historischen Stoffes, giebt dieselbe die entsprechende Form, und es wird einer richtigen Methode nicht beikommen, dieselbe zu verletzen. Wo es anders ist, verdient es ohne Zweifel Mifsbilligung. Aber man mache die unrichtige Anwendung und etwanige Fehler des Individuums, die auch hier nicht ganz vermieden werden können, nicht der Methode selbst zum Vorwurf.

Der Verf. spricht in der Vorrede (S. XV.) auch von gewissen Mängeln der akademischen Vorträge. Aber einmal ist diefs auch schon von Vielen anerkannt, dafs es fehlerhaft sei in einer Zeit, wo die Literatur so reich und verbreitet ist, wo das Studium auch wohl ohne solche Vorträge betrieben werden könnte, und wo diese immer nur ein Beschränktes im Verhältnifs zu dem vorhandenen zugänglichen Stoffe zu geben vermögen, — ein Surrogat, und unvermeidlich ein dürftiges, für irgend ein gedrucktes Werk zu liefern, welches den Gegenstand vollständiger, vielleicht auch besser darstellt. Ferner sind eine Reihe tüchtiger Lehrer in allen Gebieten wohl befugt, die Anschuldigung zurückzuweisen, welche der Verf. „der Mehrzahl" macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

Die Lehre vom Mord und Todtschlag, einer historisch-philosophischen Kritik unterworfen, zugleich dogmatisch, dogmengeschichtlich, und mit Rücksicht auf die neueren Gesetzgebungen dargestellt von Christian Reinhold Köstlin.

(Fortsetzung.)

Die Bedeutung und die Aufgabe des lebendigen mündlichen Vortrags, und die Verschiedenheit in dieser Hinsicht von dem geschriebenen Worte, ist den academischen Lehrern wohl bewufst, die wahrhaften Beruf haben, und deren Zahl ist Gottlob nicht so klein. Sollte der Verf. einmal einen Katheder einnehmen, und wir wünschen dieses für seine Person und für die Sache, weil er dazu geeignet zu sein scheint, so wird er vielleicht so billig werden, es zuzugestehen, dafs auch der eifrigste Lehrer sich eine Schranke gesetzt findet, die theilweise auf Form und Inhalt seiner Darstellung Einflufs hat. Es wäre freilich bequem, unmittelbar an den Genufs der Idee gehen, und die „gedruckte Literatur als bedingendes Moment für den Vortrag voraussetzen" zu dürfen. Ein altes Sprüchwort sagt: „Gelehrten ist gut predigen." Der Lehrer, der, wie unsre jetzigen Einrichtungen sind, in der Regel Anfänger in die Wissenschaft einführen, und sie mit dem Inhalte auf quellenmäfsiger Grundlage bekannt machen soll, ist nicht in der glücklichen Lage, jene Voraussetzungen machen und so fort *über* die, bereits in ihrem Material und äufsern Form bekannte, Sache sprechen zu können: er ist genöthigt *von* der Sache zu sprechen, sie selbst erst vorzulegen, und er mufs dieses um so mehr thun, je mehr er „in die Tiefe gehen" und das Geistige aufdecken will. Ohne jene Grundlage, oder auf einer solchen, die er, unter den vorhandenen, nicht anzuerkennen vermag, würde selbst dieser höhere Zweck nicht erreicht werden können.

Doch es ist Zeit zu dem Werke überzugehen.

Zuerst mufs ich Einiges gegen die äufsere Anordnung erinnern, die nicht so getroffen ist, wie sie durch den Inhalt und den Plan des Verfs. sich bestimmen sollte, und auch logisch nicht gerechtfertigt scheint. Das vor uns liegende Werk kündigt sich an: „*Erster Theil: Die Ideen des römischen Rechtes.*" Der *zweite Theil* soll die des *germanischen* Rechtes, der *dritte Theil*, das *System der C. C. C.* und *der neueren Gesetzgebungen* darstellen. Man erwartet daher allerdings eine allgemeine auf diese drei Theile sich beziehende Einleitung, die aber dann aufserhalb derselben stehen müfste, worauf dann das römische Recht als *erster* Haupttheil folgte. Die Gliederung in jene drei Theile darf nicht erst dann erfolgen, wenn vom römischen Rechte die Rede ist, dem als solchem alles andere fremd bleibt. Statt dessen wird hier unmittelbar mit einem *ersten Kapitel* begonnen, unter welchem „*Einleitung*" steht, worauf dann das römische Recht, welches den Hauptgegenstand der Betrachtung ausmacht, in das *zweite* Kapitel verwiesen wird. Aber weder die Coordination dieses Haupttheiles mit der Einleitung ist richtig, noch die Subordination dieser letztern unter den Titel des Werkes selbst. Ferner wäre zu wünschen gewesen, dafs das *zweite Kapitel*, welches von S. 10—224, also durch das ganze Buch geht, in mehrere Abschnitte getheilt worden wäre, zu denen, wie ich bei der Angabe des Inhalts zeigen werde, sich hinlängliche Veranlassung bot, während nun die ganze Darstellung ununterbrochen, ohne irgend einen Ruhepunkt für die zum Theil sehr verschiedenen Materien, erfolgt, wodurch denn die Uebersicht nicht wenig erschwert wird.

Was nun den Inhalt betrifft, so können wir nicht umhin zu bezeugen, dafs diese Arbeit in ihrer Art, als eine höchst beachtenswerthe, tüchtige, geistreiche, der Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums werth sei, in vielen Punkten verdient dieselbe volle Zustimmung, doch

sind darunter noch manche, wo der Verf. selbst nur die Ergebnisse der Forschungen Anderer bestätigt, bei einigen liefse sich Manches erinnern, bezweifeln. Doch will ich der Versuchung hiezu widerstehen, einmal weil unsere Jahrbücher selbst ihrem Plane zufolge mehr den allgemein wissenschaftlichen Charakter einer Leistung würdigen sollen, als jeden einzelnen Satz kritisiren, so fern solcher im Verhältnifs zu jener Aufgabe von minderer Bedeutung und selbst gleichgültig ist, und dann, weil der Verfasser auch durch die Weise, wie er sich seine Aufgabe gestellt, zu einer mehr allgemeinen Würdigung auffordert. Nicht als ob von einem andern Gesichtspunkte das Einzelste einer Darstellung von geringerer Bedeutung wäre, aber die hierauf sich beziehende Erörterung bleibt billig der rein juristischen Recension überlassen, welcher dann auch eine gröfsere Ausführlichkeit gestattet werden darf.

Die *Einleitung* nun, oder das *erste Kapitel* S. 1—16 stellt zunächst die in der Praxis und neuern Theorie, wie nicht minder in dem Volke lebende Ansicht über Todtschlag und Mord, beide als Arten doloser Tödtung auf, welche wiederum mit der fahrlässigen unter den allgemeinen Begriff der strafbaren Tödtung fallen, gegenüber der erlaubten oder entschuldigten. Was sich für diese dogmengeschichtlich richtige Auffassung sagen läfst, ist nicht Gegenstand unserer Erörterung, gewifs aber haben C. G. von *Wächter*, *Jarke* und *Birnbaum* — wie sehr sie auch untereinander abweichen, und E. *Henke* recht, wenn sie von andern Gesichtspunkten aus jene Weise der Klassificirung nicht durchgängig billigen, insbesondere sie nicht überall in dem Complex der verschiedenen Quellen gegründet finden, aus denen wir unser praktisches Recht schöpfen. Was ich der Ansicht von *Wächter*, dafs die P. G. O. unter Todtschlag auch jede culpose Tödtung verstehe, glaubte entgegenstellen zu müssen, habe ich in dem Archiv für das Kriminalrecht in zwei Abhandlungen über den Art. 148 ausgeführt, und beziehe mich hier auf dieselben. Der Verf. hat aber die drei, der gemeinen Theorie gegenübertretenden Ausführungen gut im Auszuge mitgetheilt, und dadurch die weitere Darstellung eingeleitet, die auf geschichtlichem Wege zeigen soll, auf welche Grundlage die Lehre vom Todtschlag gebaut werden müsse, und was in jenen verschiedenen Meinungen haltbar oder unhaltbar sei. Dieses Ergebnifs, was hier noch nicht angedeutet ist, haben wir also erst später, vornehmlich in dem dritten Theil zu erwarten, da der Verf. mit Recht nun zuvörderst dem römischen Recht für sich die Aufmerksamkeit zuwendet.

Diefs geschieht im *zweiten Kapitel*, welches nach einer allgemeinen Bemerkung über den richtigen praktischen Sinn der Römer mit dem ältesten Strafrecht beginnt. Jenes Lob ist gegründet, doch darf man nicht übersehen, dafs das alte Recht der Römer keineswegs das verständige Ergebnifs des sogenannten praktischen Sinnes sei, sondern mehr ein Traditionelles, überhaupt Gewordenes, zum Theil mit religiöser Grundlage, wie denn auch das theokratische Moment in demselben nicht von denen geleugnet wird, welche noch eine andere ursprüngliche Idee — der Subjektivität und Privatrache nachzuweisen gesucht haben. Ich habe insbesondere gezeigt, wie dieses vereinbar war, wo die Gottheiten selbst als Subjektivitäten aufgefafst werden. Und damit scheint auch der Verf. (S. 37) *zuletzt* einverstanden, wenn er gleich einen Gegensatz der Bestimmungen aus dem Sacralrecht zu denen aus der vindicta privata annimmt. Wohl: denn der Gegensatz ist nicht eine gänzliche Differenz. Die Verständigkeit der Römer tritt in einer spätern Periode hervor, wo das Wesen der Oeffentlichkeit sich noch nicht als Staat, sondern mehr als bürgerliche Gesellschaft, mit einem auch durch die öffentlichen Verhältnisse sich ziehenden privatrechtlichen Charakter zeigt, wo es denn auch möglich war, so vieles, was wir zum Strafrecht rechnen, nur privatrechtlich aufzufassen.

Die erste Untersuchung, die mit S. 41 schliefst, „umschreibt den Kreis des ältern römischen Strafrechts, und macht die verschiedenen Elemente namhaft, aus welchen dasselbe zusammengekommen ist," wie es der Verf. ausdrückt. In diesem Theile folgt er nun vornehmlich dem, was *Dirksen*, rücksichtlich der *leges regiae* und *XII. tabb. Fragment.* und ich selbst in der *Comm. de antiq. Romanorum jure crim.* dargelegt haben. Er nimmt somit die vindicta privata als Hauptgrundlage und leitende Idee an, und erklärt sich gegen *Rofshirt*, welcher jene aus den Quellen begründete Ansicht nicht widerlegt, sondern ihr nur mehr widersprochen hat. In der That wird Niemand behaupten, dafs die *Ausübung* des Strafrechts deshalb, weil jenes Moment die Grundlage bildet, auch in einer Periode,

wo bereits der Beginn, und bald der Fortschritt einer rechtlichen Ordnung ersichtlich ist, nur in der Form der Selbst- und Privatrache statt gefunden habe. Die speculative Ansicht, die auch der Verf. S. 22. 24 sich aneignet, hat es mit dem Gedanken der Sache, nicht mit der bloſsen Form für sich zu thun. Sie schlieſst bei geschichtlichen Gegenständen natürlich aus dem gegebenen Aeuſsern auf das Innere; aber ist dadurch ein fester Punkt gewonnen, so darf auch dem Gedanken sein Recht werden, wie es alle anerkennen, die sich mit Positivem beschäftigen. Ja selbst wo die Quellen so reichlich und rein flieſsen, daſs weder eine Lücke, noch eine Unvereinbarkeit erscheint, und fast hier gerade noch mehr, entsteht die Aufforderung, die leitenden Gedanken nachzuweisen. Wenn dieses (wie zum Theil in der Vorrede) der geschichtlichen Schule abgesprochen wird, wie sie es in der That nie abgewiesen hat, so thut der Verf. ihr Unrecht, oder einzelnen Individuen, die sich zu derselben ausschlieſsend, oder auch in dem oben erwähnten weitern Sinne bekennen.

Eine weitere, interessante Betrachtung, die passend auch äuſserlich mehr hervorträte, wird S. 42 eröffnet: „ob uns aus der ältesten Periode Bestimmungen begegnen, die sich auf das Innerliche beim Verbrecher beziehen, oder in wiefern sich aus der Eigenthümlichkeit der verschiedenen diesem Strafrecht zum Grunde liegenden Principien hierauf etwa Schlüsse machen lassen?"

Diese macht zunächst bis S. 87 wieder ein besonderes Ganze. Der Verf. hat hier vornehmlich *Luden* zum Gegner, der in seinem Werke über den Versuch behaupte, das Subjektive sei das Untergeordnete, und das Objektive bei der Verletzung, also der hervorgebrachte Schaden, die Hauptsache, wonach weder *dolus*, *culpa* und *casus* stets geschieden noch auf den *Versuch*, oder darauf Rücksicht genommen worden sei, ob auſser der vorliegenden materiellen Rechtsverletzung die Absicht des Verbrechers noch über dieselbe hinaus auf ein gröſseres Verbrechen gerichtet gewesen sei. Der Verf. giebt dieses zu für die Sphäre, welche die vindicta privata zur Grundlage hat, aber mit Recht nicht weiter, und selbst dort wird jener Unterschied bei einiger Ausbildung von dem subjektiven Gefühl gemacht werden, wie unter andern auch im germanischen Compositionen-System, dem man gewöhnlich auch eine bloſs äuſserliche Bemessung des Schadens beilegt, die culpa keineswegs auſser Berücksichtigung bleibt.

Für eine sonst vorkommende Wahrheit finden wir auch in der Geschichte des älteren-röm. Strafrechts eine Bestätigung, die ich in der angeführten Comm. und sonst nachgewiesen habe, und der Verf. hier noch weiter ausführt, wobei ich sein Verdienst gern anerkenne. Bei allmähliger Entwicklung im Gebiete dessen, was dem Gedanken angehört, (und nicht minder giebt auch die Natur das Beispiel) wird ein späteres System nicht unmittelbar an die Stelle eines frühern treten, und dieses gänzlich wegfallen, vielmehr werden beide eine Zeitlang neben einander bestehen und erst mit völlig erlangter Reife des neuern, womit dessen absolute Berechtigung eintritt, muſs das ältere als solches die seinige aufgeben, und kann nur als Moment noch vorkommen. Wenn ich daher in jener *Comm.* als *Beschränkungen* und *Grenzen* des öffentlichen Strafrechts die *vindicta privata*, das *domesticum imperium*, die *Privatklage* angeführt habe, so bezieht sich dieses eben schon auf die Periode eines sich bildenden Strafrechts des Gemeinwesens, neben welchem nunmehr als ergänzende und beschränkende Momente die Systeme vorkommen, die früher eine selbstständige Grundlage bildeten. Damit erledigt sich denn auch, was von dem Standpunkte eines schon vorausgesetzten Strafrechts des *Staats* (hier noch zu viel behauptet) gegen die Annahme des Princips der Privatrache vorgebracht worden ist. Dieses Nebeneinanderbestehen beider Systeme wird S. 49 richtig gewürdigt und anerkannt, daſs zunächst jedes einseitig für sich vorkomme, ja daſs durch deren Nebeneinandersein erst die Einseitigkeit recht hervorgetrieben werde; dann aber daſs sich „auch Spuren von gegenseitigem Borgen finden." „Eben dieser Dualismus nun ist das höchst Charakteristische am römischen Strafrechte. Nur wenn wir diesen festhalten, können wir die leitenden Grundsätze richtig herausfinden und in ihrer begrifflichen Geltung verstehen *)." Wird nun in dem System der Privatrache die Beantwortung der oben aufgeworfenen Frage nicht gefunden, so ist es vornehmlich das öffentliche Strafrecht, an welches wir uns zu wenden haben, „welches es

*) Von diesem richtigen Gedanken hätte in der Vorrede bei Gelegenheit des Verhältnisses der verschiedenen sogenannten Schulen oder Richtungen in der Wissenschaft, Gebrauch gemacht werden sollen.

wesentlich mit der Freiheit und dem Willen zu thun hat." „In ihm," sagt der Verf. S. 55, „erscheint das Recht als der allgemein vernünftige Wille durch das Gesetz objektivirt, nicht mehr in die einzelne Subjektivität versenkt, nicht mehr auf aufserweltlichem Boden, sondern als ein Allgemeines, Ideelles, über dem Subjekte Stehendes, aber zugleich der Realität innerlich Eingebornes." Darum könne von der Verletzung des Rechts nur auf demselben ideellen und geistigen Boden, also nur in der Sphäre des Willens die Rede sein, und im öffentlichen Strafrechte müsse der Unterschied von Absicht und Nichtabsicht überall angetroffen werden. (S. 56). Allerdings wird auch diese Erscheinung, nach dem Obigen, nicht als eine gleich anfangs fertige beobachtet werden, auch ist die Ausbeute aus den Quellen für die frühere Periode, so fern wir in dem Wenigen, was uns aufbehalten ist, eine positive Bestätigung sehen, nur gering. Aber der Verf. hat dieses Wenige so gut zu benutzen gewufst, dafs wir im Wesentlichen beistimmen, auch rücksichtlich des weitern, schon mehr durch bestimmte Zeugnisse unterstützten Fortschrittes, dem zufolge der Rest vom Sacralrecht sich vollends ganz in öffentliches Strafrecht auflösen, dagegen das Privatpoenalwesen als Gegensatz gegen das öffentliche Strafrecht schärfer hervortreten mufste (S. 60); und er thut dieses nicht auf eine willkührliche Weise, die nicht ohne Grund die sogenannten philosophischen Raisonnements verdächtig macht, sondern in fleifsiger Beachtung der positiven Gestaltungen. Ich will aber hier um so weniger näher in eine Untersuchung eingehen, als der Verf. selbst S. 90, womit wieder ein besonderer Abschnitt eröffnet werden sollte, meine sonstigen Ausführungen beifällig mittheilt, und ich, was etwa noch von meinem Standpunkte aus zu erinnern wäre, nicht an diesem Orte vorzubringen Veranlassung habe.

Weiter wird nun die Entwickelung des *subjektiven Moments* in den *perpetuae quaestiones*, und mit besonderer Berücksichtigung der *Lex Cornelia de sicariis* nachzuweisen gesucht (S. 96); indem zuerst das Erforderliche von jenem in Erinnerung gebracht, dann von der Tödtung besonders (S. 104) gehandelt wird. Die Erörterung des hier ausgesprochenen subjektiven Princips des Willens gegen den äufserlich hervortretenden Erfolg — wobei freilich Manche zu weit gehen — giebt Gelegenheit zur Prüfung mehrerer Behauptungen, welche *Luden* aufstellt, und zu einigen allgemeinen Betrachtungen, die unser Interesse in Anspruch nehmen (S. 127). Was über Strafrechtstheorien, Zurechnung, die Natur der Handlung, die von der blofsen That oder dem Thun eben durch den bestimmenden Willen unterschieden wird, bemerkt wird (S. 131), finde ich mit den von mir vorgetragenen Grundsätzen übereinstimmend *).

So kommt nun der Verf. ferner auf das Wesen der *culpa*, und ihre Begrenzung gegen *dolus* und *casus* einerseits, ihre Subsumtion unter den Begriff der Zurechnung, des Wissens und Wollens anderseits, nach allgemeinen Gründen (S. 133) und nach der Auffassung der Römer (S. 135). Hier bieten die Quellen und die Vorarbeiten Anderer, unter welchen die Leistungen von *Hasse* gebührend berücksichtigt werden, einen dankbaren Stoff, welchen der Verf., ohne auf seine Selbstständigkeit Verzicht zu leisten, fleifsig benutzt hat.

Besondere Aufmerksamkeit widmet derselbe dem *Affekt*, dem er weiter unten eine für das Verhältnifs von Todtschlag zum Mord keineswegs unpraktische Bedeutung beizulegen strebt, die ich nicht glaube durchgängig zugestehen zu können (S. 104). Die Grundsätze, welche ich hierüber in meinen Untersuchungen, namentlich in der Revision der Lehre von den angeblich straflosen Tödtungen, und mit Bezugnahme der römisch-rechtlichen Bestimmungen über den Umfang und die Grenzen der Tödtungsbefugnifs, welche dem Vater oder Gatten wider den betroffenen Ehebrecher zusteht, aufgestellt habe, scheinen dem aufmerksamen Verf. einer ausführlichen wörtlichen Mittheilung würdig zu sein (S. 167—170). Eine abweichende Meinung spricht er nur über das aus, was ich hier schon aus der *Lex Julia* glaubte ableiten zu dürfen, er aber als erst später in dieselbe hineingetragen betrachtet, — er erkennt das Princip als richtig an, dafs dem Affekt eine strafmildernde Kraft beiwohne, aber er will dasselbe der Lex Julia nicht in dem Umfange vindiciren, wie ich zu thun *scheine*.

---

*) S. unter andern: meine Untersuchungen S. 406; Lehrbuch der Straf-Rechtswissenschaft §. 69. 78. 79.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 51.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

Die Lehre vom Mord und Todtschlag, einer historisch-philosophischen Kritik unterworfen, zugleich dogmatisch, dogmengeschichtlich, und mit Rücksicht auf die neueren Gesetzgebungen dargestellt von Christian Reinhold Köstlin.

(Schlufs.)

Seine Entgegnung „*offenbar* ist die *ira*, der *impetus* in der spätern Bedeutung hier nur eingeschwärzt", steht ohne Beweis und wenn ich auch meine ohnehin nur mit besonderer Vorsicht ausgesprochene Annahme bereitwillig und pflichtmäfsig wiederholter Prüfung unterwerfen will, so vermag ich doch nicht die Berechtigung einzusehen, hier von „offenbar" zu sprechen, wo höchstens eine Vermuthung der andern gegenübergestellt werden könnte. Mehr als eine solche ist auch nicht, was als „viel natürlichere Erklärung, weshalb die Lex Julia das *in continenti occidere* aufnahm" S. 170 a. E. vorgelegt wird. Die Richtigkeit derselben, abgesehen von der Natürlichkeit, allenfalls zugestanden, würde sie nicht einmal die meinige nothwendig ausschliessen, mit welcher sie in dem Ergebnifs zusammentrifft, solcher Tödtungsbefugnifs und Ausübung des judicium domesticum eine Grenze zu setzen und ihrer Anwendung immer mehr entgegenzutreten, indem das Princip des öffentlichen Strafrechts seine ausschliefsliche Geltung zu behaupten strebt. Interpolation der Quellen ist hier weder erweislich noch zu deren Voraussetzung ein inneres Bedürfnifs.

Hier und im Verlauf der weitern Untersuchung (S. 112), wo das Bestreben dahin geht, zu zeigen, „dafs die im Affekte begangene Handlung gerade nicht als eine dolose betrachtet wurde" fürchte ich fast, dafs der Verf. sich durch eine vorgefafste Meinung einigermafsen habe verleiten lassen, die unerläfsliche Unbefangenheit bei Prüfung der Quellenzeugnisse bei Seite zu setzen. So ist er denn auch genöthigt, gegen *Elwers* zu polemisiren, welcher eine Reihe von Stellen des Cicero und Seneca, die S. 174—183 angeführt und betrachtet werden, erörtert und zu dem bisher angenommenen Ergebnifs kommt, dafs der Affekt den dolus nicht aufhebe, vielmehr die im Affekte begangenen Verbrechen nur Unterarten der dolosen Verbrechen überhaupt seien. Der Verf. glaubt (S. 186) „dafs *Elwers* jenen Aussprüchen der gedachten Schriftsteller in mehrfacher Hinsicht Gewalt angethan habe." Uebrigens kann es uns nicht entgehen, dafs, wo nicht von positiven Rechtsbestimmungen, sondern von Ansichten der Philosophen, Cicero und Seneca's, die Rede ist, deren Aussprüche, wie man sie auch auslegen möge, ihrer Wichtigkeit ohngeachtet, weder an sich, noch selbst für die Interpretation des römischen Rechts eine letzte Entscheidung darbieten. Selbst der, ohnehin von beiden, dem Verf. und von *Elwers* berücksichtigte, Einflufs der stoischen Philosophie auf die römische Jurisprudenz darf hier nur mit grofser Vorsicht in Anschlag gebracht werden. Befinden wir uns auf dem Gebiet des Willens und der Handlung, als einem allgemeinen, so macht die Wissenschaft der Psychologie sich geltend, und da mag man den Affekt würdigen, wie man wolle, er wird die Seite des Willens nicht zu verleugnen vermögen. Selbst die Gesetzgebung hat dagegen keine Macht; angenommen auch, dafs sie ausspreche, es solle die Handlung im Affekt nicht als dolose, sondern nur als culpose geahndet werden, wodurch in ein ganz anderes Gebiet durch bestimmte Aussprüche übergegangen würde. Der Verf. legt freilich auf seine Ansicht (S. 191) um so gröfseres Gewicht, als er nicht nur hierin einen Haupterklärungsgrund findet, wie in der Kaiserzeit die Theorie der *culpa* auch positiv ins Criminalrecht eingeführt werden konnte, sondern auch von diesem Ergebnifs für die Fortsetzung seiner Untersuchungen sich weitere Vortheile verspricht.

Bei der frühern Alternative, die die Richter, so

lange der alte ordo judiciorum publicorum bestand, zu beobachten hatten, entweder zu verurtheilen, oder freizusprechen, ohne auf besondere Schärfungs- oder Milderungs-Gründe Rücksicht nehmen zu dürfen (das *non liquet* gehört unter einen andern Gesichtspunkt, nicht der Rechts-Entscheidung, sondern der Thatfrage und des Beweises), konnten allerdings die feinern Nüancen der Willensrichtung nicht in Betracht kommen. Der Verf. zeigt nun S. 194 recht gut, wie dann, wo *dolus* zum Thatbestand gehört, nur dieser und *casus* einander entgegengesetzt werden, die *culpa* früher nicht zu ersterem gerechnet, und die dadurch im Strafrecht vorkommende Lücke durch das Privatpoenalwesen grofsentheils ausgefüllt wurde. Was aber nun die im *Affekt* verübten Verbrechen betrifft, so wird die Frage aufgeworfen, ob sie zu den *dolosen* gerechnet worden seien, oder nicht? Und ferner, da sie zur Kaiserzeit und nach dem Abkommen des *ordo judic. publ.* im Gegensatz zu diesem gelinder gebüfst wurden, ob ihre Bestrafung als eine Milderung oder Verschärfung des frühern Rechts anzusehen sei? Der Verf. gesteht zu, dafs da unsere Rechtsquellen nur auf die Zeit der *extraordinariae cognitiones*, welche nun die Regel sind, sich beziehen, wir eine bestimmte Antwort aus ihnen nicht erhalten, sondern nur annehmen können, es sei zur Zeit der *perpetuae quaestiones* anders gehalten, d. h. das im Affekte begangene Verbrechen entweder als ein *doloses* behandelt und mit dem *vorbedachten* gleich bestraft, oder ganz *straflos* gelassen worden, wofür er in Ermanglung der Rechtsquellen, vornehmlich *Cicero's* Reden und rhetorische Schriften als die vollgültigsten Zeugnisse für die römische Praxis in der fraglichen Zeit geltend machen zu dürfen glaubt. Er macht dabei die treffende Bemerkung, dafs da Milderungsgründe nicht selbstständig in Betracht kamen, der Vertheidiger dieselben in einer Weise benutzen mufste, welche die Richter zu dem absolvo veranlassen konnten, wie denn auch die Hauptfrage immer so gestellt wurde, „*jurene fecerit et licueritne facere?*"

Wenn nun auch nicht Alles, was zur Unterstützung der erwähnten Ansicht angeführt wird, zugegeben werden kann, so hat es doch mit der zuletzt bemerkten Alternative seine Richtigkeit. Zwar glaube ich, dafs in den meisten Fällen der Affekt zum dolus gerechnet wurde, und ich möchte nicht so bestimmt behaupten, dafs er dem Vorbedacht *gleich* bestraft, als vielmehr, dafs nach dem Standpunkt der Bildung und Rechtsansicht jener Zeit der Unterschied überhaupt nicht als ein praktisch hervortretender anerkannt und der Wille in mehr abstrakter Allgemeinheit aufgefafst wurde, womit dann gewifs vereinbar ist, dafs manche Fälle des Affekts gänzlich von der Zurechnung ausgeschlossen wurden. Auch wage ich nicht so viel Gewicht auf *Cicero's* Behauptungen zu legen, da dieser, er möge als Ankläger, oder was häufiger vorkommt, als Vertheidiger auftreten, immer auf einem partheiischen, interessirten Standpunkte sich äufsert, und für diesen sind auch seine theoretisch-praktischen Anweisungen berechnet. Man folgt mit Vergnügen der Erörterung der Ciceronianischen Sätze (S. 195) und findet hier auch den Vf. unbefangen genug, um anzuerkennen, „dafs alle Stellen, im Zusammenhange betrachtet, im Allgemeinen gegen die Ansicht sprechen, als ob in *legitimis judiciis* der Affekt in der Regel nicht zum dolus gerechnet worden wäre." Aber er beschränkt dieses dadurch, dafs er es „einerseits nur für die eigentlichen judicia legitima und andrerseits auch für diese nur *als Regel*" zugesteht. Er sucht zu zeigen, dafs die Theorie bereits damals den Affekt als etwas vom dolus Unterschiedenes ansehe, und diese Ansicht nur in den starren *ordo judiciorum publicorum* noch nicht einzudringen vermochte. So gelangt er denn zu dem Ergebnifs: „dafs in den verschiedenen Aeufserungen des Cicero zwei widersprechende Ansichten sich gegenüberstehen. Theoretisch betrachtet derselbe das Handeln im Affekte als etwas vom dolosen Handeln absolut zu Unterscheidendes, als einen Theil der imprudentia, somit als eine culpa, ganz im Sinne der von ihm belobten stoischen Philosophie, und von dieser Ansicht sagt er, dafs sie wirklich in *liberis disceptationibus* bereits Eingang gefunden habe. Dagegen behauptet er, dafs in der Praxis der *quaestiones perpetuae* in der Regel auch das affektvolle Handeln als ein doloses betrachtet, und wie dieses gestraft werde. Nur sehen wir auch hier bei solchen Fällen, die unter dem Namen des *justus dolus* begriffen werden können, eine Ausnahme gemacht. So liefert uns denn das Zeugnifs des Cicero den besten Nachweis über den innern Entwicklungsgang der Sache."

Diese Darstellung des Verfs. mufs jedenfalls als eine sehr beachtenswerthe aufgenommen werden. Was er über den Umfang des richterlichen Ermessens bei

den *extraordinariae cognitiones* (S. 202) bemerkt, wo allerdings eine freiere Ansicht in Verbindung mit der Möglichkeit der Anerkennung jener Unterschiede in der Natur des Willens sich geltend machen konnte, dürfte ergänzt und zum Theil unterstützt werden durch meine hierüber vorgelegten Nachweisungen in der Schrift „über die verschiedenen Strafrechtstheorien in ihrem Verhältnisse zu einander und zu dem positiven Recht und dessen Geschichte."

Es wird nun weiter zu der Lehre der Tödtungen und deren strafrechtlichen Behandlung im spätern röm. Recht übergegangen (S. 204), wovon ich nur hervorhebe, dafs er bei dem Todtschlag in *rixa*, wie dieser in den Quellen erwähnt wird, indem mit Grund die vorbedachte Absicht zu tödten hier entfernt gedacht wird, auf sein Ziel hinsteuert. „Das Gewöhnliche nun bei Raufhändeln ist, dafs eine dabei erfolgte Tödtung nach heutiger Ansicht zur *culpa dolo determinata* zu rechnen ist" und dafs es „schon dem gemeinen Menschenverstande monströs vorkommen mufs, zwischen *affektvoller Tödtung in Raufhändeln* und Tödtung aus *culpa dolo determinata* in solchen eine Grenzlinie zu ziehen, eine solche Unterscheidung auch sicherlich den Römern fremd war." Man kann dieses einräumen, da der ganze Begriff der sogenannten *culpa dolo determinata* — der vielmehr eine Concurrenz beider, des dolus und der culpa ist, nicht haltbar erscheint und am wenigsten als ein technischer bei den Römern gesucht werden darf. Und ferner, wenn wir lieber, wie auch der Verf. zu thun geneigt ist, *reine culpa* annehmen, dafs diese gelinder als der *dolus* geahndet und durch den Mangel der Praemeditation unterschieden wird. Aber aus der gelindern Behandlung, aus der Schwierigkeit eines Beweises, dürfen wir nicht zu viel schliefsen; insbesondere sind die Rescripte der Kaiser, wo sie eine Strafe für einen ihnen vorgelegten Fall abweichend von dem Wortverstande eines Gesetzes gelinder in Berücksichtigung der Umstände bestimmen, immer mit der Erwägung zu verstehen, wie theils jene Bestimmung selbst oft mehr aus richtigem Gefühl, als crimineller Theorie, auch aus kaiserlicher Machtvollkommenheit hervorgeht, theils die Andeutung der Gründe nicht überall passend und juristisch consequent ist. In jener Stelle würden wir vollends aus den Worten *casu magis, quam voluntate* auf noch mehr schliefsen müssen, als der Verf. selbst zugesteht. Gewifs aber macht sich auch in dieser Form eine nothwendige Unterscheidung im Gebiete der Zurechnung geltend, deren Bedeutung der Verfasser einleuchtend nachgewiesen hat. Wiefern er aber berechtigt sei, die Unterscheidungen von Tödtung im Affekt, von culposer Tödtung, die aus absichtlicher Körperverletzung hervorgeht, für spitzfindig und für Subtilitäten, auch rücksichtlich unserer Zeit, auszugeben (S. 207), wollen wir einstweilen auf sich beruhen lassen, ohne zu verkennen, dafs allerdings im Raufhandel „die Willensbestimmung überhaupt in der Regel ein Erzeugnifs des Moments und nachher selten rein zu reproduciren ist."

Unter den Gründen schwerer Strafe gegen die *famosi latrones*, wie gegen die *incendiarii* (S. 215. 217) dürfte wohl der gewerbmäfsige Betrieb, oder die Wiederholung nicht zu übergehen sein, wovon ich in einer besondern Abhandlung ausführlicher gesprochen habe *).

Das Resultat der Untersuchung ist nun (S. 222), dafs das röm. Recht nur *ein doloses homicidium* kannte, wobei auch der blofse *animus occidendi* der gleichen Strafe unterlag, er mochte sich nun ganz oder theilweise effektuirt haben: dieser animus wurde sehr umfassend, auch für Fälle aufserhalb der Tödtung genommen (*qui furti faciendi causa cum telo ambulav.*). Die Bestrafung culposer Tödtungen und das Maafs derselben ist ein Ergebnifs der erst nach der Zeit der *perpetuae quaestiones* zum Gemeinbewufstsein gekommenen, wenn auch bereits zu *Cicero's* Zeit vorbereiteten Reform criminalistischer Begriffe. Zur *culpa* wurde auch *impetus* gerechnet, und was für die Lehre des Handelns im Affekt die Philosophie der Jurisprudenz an die Hand gab, was namentlich schon *Cicero* ausgesprochen hatte, das wurde von den Kaisern und ihren Räthen positiv ins Criminalrecht eingeführt. Dafs also das röm. Recht als eine technisch besondre Art des *homicidium* die Tödtung im Affekt angenommen hätte, könne man nicht sagen: vielmehr nur: ursprünglich kannte es nur den starren Dualismus von *dolus* und *casus*. Die Mängel dieser Abstraktion kamen aber später zum Bewufstsein, und es bildete sich der neue höhere vermittelte Begriff der *culpa*, worauf nun erst die subjektive Seite vom Verbrechen in ihre

*) Archiv des Criminal-Rechts J. 1836. S. 495. 802.

Momente auseinandergesetzt und alle diese Momente im positiven Criminalrecht fixirt werden konnten. Sofort wurde also die *culpa* nach ihren *zwei Seiten*, dem *Affekt* und der *culpa im engern Sinne*, und als gelinder zu bestrafen eingeschoben, nicht so, als ob ein besonderes Verbrechen des Todtschlags im anderen Sinne angenommen worden wäre, sondern nur so, daſs eine das ganze Strafrecht durchdringende neue Ansicht auch auf das homicidium angewendet wurde." — Gewiſs werden alle Freunde der Wissenschaft wünschen, daſs der Verf. die verheiſsene Darlegung der Ansichten des germanischen Rechts, und der Theorie der Carolina bald nachfolgen lasse. Es kann nicht fehlen, daſs gar manche Sätze Gegner finden, wie ich denn selbst nicht alle Bedenken, die mir entgegengetreten, hier habe ausführen können. Aber jener Umstand, der bei keiner wissenschaftlichen Leistung ausbleibt, wird unbefangene Beurtheiler, und Alle die sich freuen, wenn etwas Tüchtiges gewollt und gethan wird, nicht abhalten, die Verdienste des Verfs. in Form und Inhalt seiner Arbeit anzuerkennen.

J. Fr. H. Abegg.

XXXII.

Lehrbuch der Chemie von O. L. Erdmann, ord. Professor der techn. Chemie zu Leipzig. Dritte völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, 1840. *Bei Barth. IV. u.* 648 *S.*

Das Werk, welches die dritte Auflage der „*Populären Darstellung der neuern Chemie*" bildet, erscheint hier in einer neuen Gestalt, welche es geeignet macht, als Leitfaden bei dem ersten Unterrichte in dieser Wissenschaft zu dienen. Der Verf. hat den Plan, nach welchem die beiden ersten Auflagen abgefaſst waren, völlig geändert, und man kann daher diese Auflage fast als ein ganz neues Buch betrachten. Wir können mit dieser Aenderung uns nur völlig einverstanden erklären. Die populäre Darstellung einer Wissenschaft ist immer etwas Gefährliches, und nur zu leicht wird die Grenze, die man sich gezogen, nach mehreren Richtungen hin überschritten; entweder wird das Buch zu gelehrt, oder es wird trivial.

Wenn nun auch die Verbreitung der Chemie unter den Gewerbetreibenden gewiſs höchst wünschenswerth sein muſs, so ist doch ein Lehrbuch zur Erfüllung dieses Zweckes am wenigsten geeignet, und der mündliche Vortrag wird immer mehr leisten. Der Plan, welchen der Verf. befolgte, ist eine kurze, gut verständliche Darstellung der Grundsätze und der Erscheinungen der Chemie, sowohl in ihrer wissenschaftlichen als praktischen Ausbildung, und wir glauben, daſs der Verf. seine Aufgabe geschickt gelöst hat. Was die Anordnung und das Detail betrifft, so fügen wir noch folgendes hinzu:

Auf die Einleitung, welche den Begriff der Chemie und ihren Unterschied von der mechanischen Naturlehre feststellt, folgt die Abhandlung der allgemeinen Chemie, mit der der Imponderabilien. Wir halten es für etwas Schwieriges, die chemische Proportionenlehre, der Verwandschaft u. s. w. Personen klar zu machen, welche mit dem Gegenstande unbekannt sind, und somit in den schwierigsten Theil der Wissenschaft hineingeführt werden.

Jedenfalls ist der andere Weg, den z. B. Mitscherlich bei seinem Lehrbuch eingeschlagen hat, wo der Schüler zuerst einige chemische Erscheinungen kennen lernt, und dann mit den allgemeinen Grundsätzen bekannt gemacht wird, der bequemere. Endlich läſst sich dagegen einwenden, daſs die Kenntniſs der chemischen Symbolik und der Lehre der Proportionen das Verständniſs einer jeden Reaction, jeder Zerlegung etc. ungemein erleichtert; dazu kommt, daſs die Chemie nur wenig allgemeine Gesetze kennt, und das Hindeuten auf dieselben das Interesse des Schülers sehr erhöht, welcher sonst, durch die Häufung der einzelnen, für ihn regellosen Thatsachen erdrückt wird, Ebenso kann man darüber streiten, ob der physikalische Abschnitt in einem chemischen Lehrbuch seinen richtigen Platz findet, oder nicht.

Wenn der Verf. sich auf das Nothwendigste beschränkt, so muſs er diesem Abschnitt doch eine groſse Ausdehnung einräumen, im Vergleich mit dem Umfange des ganzen Werkes, und dennoch wird es nicht möglich sein, dadurch den Gebrauch eines einleitenden physikalischen Unterrichts ganz überflüssig zu machen. In der Anordnung der einzelnen Elemente hat der Verf. einen eigenthümlichen Weg eingeschlagen, welcher ein sehr glücklicher genannt werden kann.

So beginnt er die Reihe der Metalle nicht mit dem Kalium, sondern mit dem Platin, da jenes bei dem Anfänger nur schwierig die Vorstellung eines Metalls erweckt. So ist die scharfe Trennung der organischen Chemie von der unorganischen, wenn auch zuweilen ein wenig gewaltsam, doch sehr vortheilhaft, und heutigen Tages noch nothwendig. In manchen Punkten weicht der Verf. von den gewöhnlichen Ansichten ab, so z. B. in der Theorie der Haloidsalze, der Wasserstoffsäure, indem er sich der Bonsdorffschen Ansicht anschlieſst, und indem er in diesen Säuren den Wasserstoff für das Radikal, und Schwefel, Chlor, Jod etc. für den säurebildenden Stoff erklärt. Diese Ansicht ist dieselbe, welcher wir uns selbst anschlieſsen. Die Abhandlung des Doppelkohlenwasserstoffs hätten wir gern aus der anorganischen Chemie ganz verbannt gesehen, und sie lieber beim Alkohol gefunden, ebenso die Kieselsäure, welche der Verf. Kieselerde nennt, aus der Reihe der Metalloxyde in die der Metalloide versetzt gesehen. Eigene neue Untersuchungen sind in dem Werke nicht niedergelegt, womit wir um so mehr einverstanden sind, da in der heutigen Journalzeit Niemand wo anders Neues sieht als in den Zeitschriften, und das auf anderem Wege bekannt Gemachte oft lange unbekannt bleibt. Die äuſsere Ausstattung ist elegant, und der Druck korrekt.

Marchand.

№ 52.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

XXXIII.

Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. Von Dr. Friedr. Jul. Stahl. Erlangen, 1840. *XIV. u.* 287 *S.* 8.

Wenn es befremdend erscheinen könnte, dafs ich, der ich nur ein Theolog bin, mich zur Beurtheilung der Schrift eines Juristen entschliefse, so könnte ich zunächst zu meiner Entschuldigung anführen, dafs, wie aus der Recension eines früheren Werkes von ihm in diesen Jahrbüchern (1839. Aug. No. 23 u. ff.) hervorgeht, der Hr. Verf. seiner Jurisprudenz selbst eine theologische Farbe aufgelegt hat. Aber viel ernstere Gründe dazu kann ich angeben. Zuerst den geringsten, persönlichen, dafs ich, da der Hr. Verf. mir die Ehre erzeigt hat, mich hie und da anzuziehen und zu bestreiten, darin die ungesuchte Veranlassung finden konnte, meine Lehre mehr zu erläutern, ob er ihr vielleicht dann weniger Böses nachzusagen für gut finden möchte, auch abgesehen davon, dafs diese meine Lehre vielleicht im Stande wäre, die seinige, wenigstens hie und da, zu widerlegen. Denn das kann doch immer nur der Hauptgrund sein, sich in eine solche nicht immer erfreuliche Discussion einzulassen, dafs das Gebiet der wissenschaftlichen Erkenntnifs rein und unverletzt bleibe, und sich zeige, dafs die Person sich nicht beabsichtige, sondern die Wahrheit uns über Alles gehe. Endlich will ich nicht verhehlen, dafs ich auch darum nicht ungern die Beurtheilung dieses Buchs übernommen habe, weil ich weifs, dafs Hr. Stahl es gar nicht allein ist, der so denkt, wie in diesem Buch geschrieben steht, sondern dafs es gar viele giebt, in deren Zuspruch und Beifall schon er einen Beweis der Wahrheit seiner Grundsätze finden könnte und denen ihrerseits gar sehr damit gedient ist, dafs diese nicht nur zu unbestreitbaren Wahrheiten erhoben werden, sondern auch in die That und das Leben der Kirche übergehen möchten. Nicht zu leugnen ist wenigstens, dafs die ähnliche Denkart keinen geschickteren, gewandteren Advocaten dafür aufstellen könnte. Auch wer in den Prinzipien mit ihm nicht einig ist, wird ihm das nicht absprechen, dafs der Hr. Verf. seine Sache mit Kraft und Scharfsinn, einige Entwickelungen auch mit Geist und Eigenthümlichkeit durchgeführt hat. Die Distinctionen sind hie und da so scharf und fein, dafs es dem ungewahrsamen Beobachter leicht begegnen kann, die nachmaligen Folgerungen daraus für blofse Erschleichungen zu nehmen und so dem Hrn. Vf. Unrecht zu thun. Auch das lebhafte Interesse, welches er an der Kirche nimmt, mufs ihm billig zur Ehre gerechnet werden. Wenn Theologen in solcher Weise sprechen, so haben sie gleich von vorn herein das allgemeine Vorurtheil gegen sich, dafs sie von Kastengeist getrieben hierarchische Zwecke verfolgen. Um so rühmlicher ist es, wenn einer, der wenigstens dem äufsern Beruf und Stande nach nicht zu den Theologen gehört, sich mit dieser Energie auf die Seite der Kirche dem Staat gegenüberstellt, wenn auch vielleicht dagegen ihm zum Nachtheil nachgesagt werden könnte, dafs er es ja doch nur als Jurist thue und die Kirche allzusehr nach der Weise des Staats beurtheilt habe. Ein Verdienst ist es schon und ein nicht geringes, aufs neue die gar practische, an das lebhafteste Bedürfnifs anknüpfende Verfassungsfrage angeregt zu haben, welche seit dem entschlafenen Synodalwesen unter uns so gut wie gleichfalls entschlafen war. Ueber Staats- und Kirchen-Verfassungen hat man zwar seit 30 Jahren schon so unendlich viel gehört und soviel Verkehrtes und Ungereimtes, dafs man nicht ohne Vorurtheil jeder neuen Erörterung darüber entgegensieht. Man hat sich endlich gegen jede neue Betrachtung der protestantischen Kirchenverfassung gleichgültig gemacht durch die oft wiederholte Wahrheit, dafs die beste Verfassung die Menschen nicht besser mache und die gute Gesinnung auch die Mängel einer unge-

nügenden Verfassung ergänze. Gleichwohl ist nicht zu leugnen, daſs die objectiven Formen der Verfassung nichts weniger als gleichgültig sind, indem sie die freie Entwickelung des Geistes hemmen oder fördern, und daſs sie, je weniger sie dem Begriff entsprechen, um so mehr die Schuld vieler Uebel selbst zu tragen haben. Mit Gedanken und Planen zur Verbesserung der protestantischen Kirchen-Verfassung sich zu beschäftigen, ist überdem von jeher für viel unverfänglicher und zulässiger gehalten worden, als mit politischen in Bezug auf Staatsverfassungen, da bei den ersteren nicht nur die Voraussetzung ist, daſs jede Kirchen-Verfassung sich nach der bestehenden Staats-Verfassung einzurichten hat, sondern auch jedermann weiſs, daſs man jede wirkliche Verbesserung an der Verfassung der Kirche, wozu es kommt, nur der Weisheit und Frömmigkeit, der Macht und dem guten Willen des Staatsoberhaupts zu verdanken hat. Aber auch abgesehen selbst von allen andern Gründen und allen innern Vortheilen zur Erledigung vieler und groſser Bedürfnisse muſs man jede solcher Verbesserungen in der Verfassung, insonderheit jede Verstärkung der kirchlichen Autorität, im Interesse des Staats selbst wünschenswerth finden. Wie vielen Molestien z. B. würden evangelische Staaten weniger ausgesetzt sein von Seiten der römischen Kirche, wenn diese in der evangelischen Kirche nicht blos dieſs Negative, im Staat Verschwommene, Akatholische, sondern eine Autorität von bestimmtem positivem Lehrinhalt, von markirter Physiognomie und Intelligenz sich gegenüber sähe!

Aber unser Hr. Verf. geht viel weiter.

Hr. Stahl kündigt schon in der Vorrede die Wiederherstellung der alten protestantischen Verfassungslehre, die durch alle die in Mitten liegenden willkührlichen und einseitigen Standpuncte entstellt worden, als das Ziel seiner Bemühung an. Im ersten Abschnitt giebt er, was er die Geschichte der Ansicht nennt, und zeigt, wie über die Kirchenverfassung von den Protestanten von Anbeginn bis auf die Gegenwart gedacht worden ist. Da sehen wir ihn denn sogleich bei dem Resultat in folgenden Worten ankommen: „dieſs führt uns denn auf die bekannten drei Systeme: das Episcopal-, Territorial- und Kollegial-System." So werden denn die drei Systeme dargestellt. Wo sie aber herkommen, woraus sie hervorgehen, warum gerade ihrer drei und nicht mehr oder weniger sein sollen, wird nicht gezeigt. Der Hr. Vf. nimmt sie als gegebene, vorhandene, als solche, die er vorgefunden. Auch daſs sie Systeme sind, ist ein als bekannt vorauszusetzendes Prädicat. Man ist es auch sonst wohl gewohnt, unter System nichts weiter verstanden zu sehen als irgend ein Aggregat von Meinungen, Bündel von Vorstellungen. Zu Systemen scheinen sie nach dem Hrn. Vf. erst geworden zu sein dadurch, daſs sie einen Namen bekamen, das eine so, das andere so *genannt* wurde. S. 1. Von diesen sogenannten Systemen, sagt der Hr. Vf., wolle er zeigen, daſs sie wahrhaft Systeme sind. Sie sind im Verlauf der Darstellung aber doch nur irgend eine bestimmte Art und Weise, wie über den Gegenstand gedacht worden, Ansichten der Protestanten, und in der Geschichte der Ansicht verspricht der Hr. Vf., an die Stelle der bisherigen Darstellung dieser Systeme, die nur eine äuſserliche sei, eine neue zu setzen, die es sich zum Ziel setzt, sie aus ihrem innersten Prinzip und nach dem ganzen Umfang ihrer Folgen aufzuhellen. Aber was ist und bleibt eine Ansicht anders, als eine äuſserliche Betrachtung? Aeuſserlich und der Sache fremd bleibt jede Darstellung in der Wissenschaft, die vom Gegebenen nicht nur ausgeht, sondern auch dabei stehen bleibt, ohne dessen innere und gedankenmäſsige Nothwendigkeit zu erkennen. Sind die drei sogenannten Systeme der evangelischen Kirchen-Verfassung, als die von vorn herein bekannten, nichts weiter, als vorgefundene, über Nacht hereingeschneite, so haben sie nichts weniger als Nothwendigkeit, sondern beruhen in reiner Zufälligkeit. Ist dieses nun eine eben nicht sehr fromme, oder theologische „Ansicht" der Geschichte, so ist es auch keine würdige und befriedigende Behandlung der Geschichte, die an ihrem Inhalt nichts weiter, als eine Masse zufälliger Ereignisse hat, die sein konnten und auch nicht, ohne daſs die vernünftige Betrachtung sie vermiſste. Eine wahrhaft historische Erkenntniſs muſs vielmehr vor allem zu der Einsicht kommen, daſs diese Systeme so wenig zufällig sind, daſs die Wahrheit der evangelischen Kirche selbst es ist, welche in ihnen allen, wenn auch von anderer Seite und in der Einseitigkeit mehr oder weniger genügend sich herausgekehrt und zur Erscheinung gebracht hat; so aber können sie selbst nicht ganz ohne Wahrheit sein. Dieſs wäre eine der Sache angemessene Betrachtung gewesen. Statt dessen stellt sich der Hr. Vf. gleich von vorn herein zu den ver-

schiedenen Systemen in das Verhältnifs der Zu- und Ab-Neigung und so ist seine ganze Behandlung derselben nicht ohne Vorliebe und Vorurtheil. Man kann auch sonst wohl die Bemerkung machen, dafs, was man Geschichte des Rechts, der Kirche u. s. f. nennt, oft nichts anderes, als das Werk und die Geschichte der subjectiven Ab- und Zu-Neigung ist, wonach man sich das historische Material auswählt. — Schon in der Darstellung des ersten Systems, des Episcopal-Systems, geht der Hr. Vf. viel zu sehr auf den geschriebenen Buchstaben aus und weiset nur nach, wie das Episcopal-System von den Juristen gebildet und ausgebildet worden, nicht aber, wie es sich selbst und in der Geschichte der evangelischen Kirche gebildet hat. Diefs ungeschriebene Recht aber ist überall die Vernunft der Sache, welche nachher nur mehr oder weniger in das geschriebene übergegangen und wiederum auch nicht ohne die Kritik, welche die Vernunft der Sache darin zu erkennen hat, darin wiederzufinden ist. Die juridischen Reflexionen vom Anfang des 17. Jahrh. sind nur als Erklärungsversuche dessen, was geschehen ist, anzusehen, nicht aber an und für sich Quellen des Rechts, sondern höchstens Autoritäten von Autoren; ihnen liegt die wahre Geschichte schon im Rücken. Die vernünftige Betrachtung ist nun offenbar die derjenigen Theologen und Juristen, welche sich soweit auch über die blofse Aeufserlichkeit und Erscheinung der einzelnen Thatsachen erheben, dafs sie die hergebrachte Jurisdiction der Bischöfe bis zum Religions-Frieden vielmehr als eine widerrechtliche Usurpation und die Wirkung dieses Friedens nicht sowohl als eine Ertheilung, denn vielmehr als eine Zurückstellung (Restitution) der Kirchengewalt an die Landesherren betrachteten. Aus diesem von der Idee durchdrungenen Urtheil weifs die so zu sagen historische Ansicht nichts zu machen; auch unser Hr. Vf. hält sich nicht dabei auf, eilt darüber weg, zieht nicht die Folgerungen daraus, die sich daraus ergeben und seiner Lehre nicht sehr günstig sind. Was aber eigentlich damit gesagt wird, ist: was geschehen, sei nur die vernünftige, erst jetzt und in der evangelischen Kirche an den Tag der Geschichte und des Rechts gekommene Nothwendigkeit und Wahrheit des Verhältnisses der Kirche zum Staat. Hiermit ist denn auch ganz wohl vereinbar, dafs es auf diesem Grunde, wie in der Praxis, so in der Theorie, auch zur selbständigen Constitution der Kirche in ihrem Unterschiede vom Staat kommt und das ist nicht weniger das Vernünftige des Episcopal-Systems. — Uebrigens folgert der Hr. Verf. aus einer Aeufserung J. H. Böhmers zuviel, wenn er sagt: nach dieser sei Entscheidung theologischer Streitigkeiten und *Herrschaft des Lehrstandes* Grundcharacter des Episcopal-Systems. Unter Concilia ist nicht Herrschaft des Lehrstandes zu verstehen, sondern freies Zusammentreten des Lehrstandes zu kirchlichen Zwecken. — Wohl kann der Hr. Verf. sagen: das sei das kirchenrechtliche System der protestantischen Orthodoxie. Nur hätte er bestimmter sagen müssen: der *damaligen* protestantischen Orthodoxie und noch dazu einer solchen, die nicht einmal aus den symbolischen Büchern oder den Schriften der Reformatoren, sondern zweier orthodoxen Theologen und zweier Kanonisten bewiesen ist.

So weit des Hrn. Verfs. Zuneigung. Es folgt nun die Abneigung, nämlich das Territorialsystem. Eine Betrachtung, frei von Vorliebe und Vorurtheil, die unpartheiische und wahrhaft historische, kann und wird das Moment der Wahrheit, welches selbst in dem Irrthum ist und ohne welches er gar nichts, auch nicht der Widerlegung werth wäre, nicht aufser Acht lassen. Ist denn das Princip der subjektiven Freiheit, der Denk- und Gewissens-Freiheit, wie es als ein gemeinsames dem Territorial- und Kollegial-System zu Grunde liegt, ein so geringes, gleichgültiges oder verächtliches? hat es nicht in jeder wahrhaft evangelischen Kirchen-Verfassung seine nothwendige Stelle? Wie äufsert sich nun der Hr. Verf. darüber zunächst in Bezug auf das Territorialsystem? Gleich von vorn herein beruft er sich auf des Thomasius falsche Rechtsphilosophie (die Falschheit ist schon anderweitig ausgemacht) und setzt sogleich hinzu: „derselbe Grundsatz nun (dafs Sittlichkeit, Religion, Seligkeit nicht Sache der Gewalt, sondern der Freiheit eines Jeden sei) ist es, von dem Thomasius bei seiner Lehre über die Kirchengewalt des Landesherrn ausgeht und das in der nachstehenden Epoche herrschende System gründet." S. 23. Von diesem System sagt er auch später noch, S. 203., dafs es auf einer Voraussetzung beruhe, die unhaltbar, ja sogar wahrhaft absurd ist. Eine der wesentlichsten Voraussetzungen, ja Grundlagen des Systems ist, dafs auf die Glaubens- und Gewissens-Freiheit Alles ankomme. Es ist allerdings ein Mangel dieses Systems, dafs es, nächst seiner ganzen negativen Tendenz, die sittlich und

kirchlich gesinnte Individualität des Landesherrn zum Schwerpunkt der ganzen Kirchen-Verfassung macht und das kann ungenügend erscheinen, wenn es sich von einer objektiven Kirchen-Verfassung handelt; aber eine historische Betrachtung sollte doch wenigstens nicht übersehen, wieviel die protestantische Kirche den verschiedenen Landesherren in allen Zeiten zu verdanken gehabt hat; wir erinnern nur an die Zeiten der Reformation selbst. Wird man auf diese Zeit, die wesentlich im Sinne des wohlverstandenen Territorial-Systems verfuhr, wohl folgendes Urtheil, womit der Hr. Verf. *anhebt*, passend finden: „Eine Kirchengewalt im eigentlichen Sinne d. i. welche die positive Förderung der Kirche, die Erhaltung des christlichen Glaubens, den ihm entsprechenden Gottesdienst und den gemeinsamen christlichen Wandel zur Aufgabe hätte, kann es nach diesem Grundsatz nicht geben; daher keine Entscheidung theologischer Streitigkeiten, keine Aufsicht über die Predigt im Interesse der Kirche, dafs die von der Kirche bekannte wahre Lehre gepredigt werde" u. s. f. S. 23. Der Mangel in der Darstellung des Hrn. Verf. ist, dafs er die Meinungen und Einseitigkeiten einzelner Rechtslehrer sogleich zu Systemen macht, die doch nach seiner eigenen Vorstellung vom System nur subjektive Ansichten sind, die grofsen, geschichtlichen Verhältnisse der evangelischen Kirche aber dabei unberücksichtigt läfst. Ein wesentlicher Grundsatz des rechtverstandenen Territorial-Systems ist z. B. die Wahrheit, dafs die evangelische Kirche, ohne darüber aufzuhören, die allgemeine zu sein, überall in der Welt die Bestimmung hat, Landeskirche zu sein d. h. innerhalb des bestimmten Staatsgebietes sich eigenthümlich zu gestalten, wodurch sie nothwendig zugleich in irgend eine Abhängigkeit kommt von dem bestimmten Staat. Kann der Hr. Verf. diefs Prinzip ohne weiteres verdammen? Mufste nicht wenigstens diefs als ein wesentliches Moment der Wahrheit dieser Theorie und Kirchen-Verfassung hervorgehoben werden? Wer sich für berufen hält, an sogenannten Systemen das Falsche aufzuzeigen, kann seine Berechtigung dazu nur dadurch erweisen, dafs er zuvor das Wahre und Richtige derselben erkannt hat, wodurch überhaupt erst das Recht entsteht, sich *dabei* aufzuhalten und sich *darüber* aufzuhalten. Ist es geschehen, dafs die protestantische Kirche in die Hände des weltlichen Regiments geliefert ist, wie der Hr. Verf. sagt, so ist es doch sehr einseitig, den Grund davon in Thomasius und Böhmer allein zu suchen. Von dem frommen Spener wird der Hr. Verf. wohl nicht behaupten, was er von der Lehre des Thomasius sagt, dafs sie allem Christenthum fremd sei; bei dem wird er gewifs einen reineren christlichen Ausdruck des Territorial-Systems finden und schon daraus hätte der Hr. Verf. erkennen sollen, dafs es auch eine unpartheiischere Darstellung dieser Theorie giebt, als die seinige. Selbst der persönlichen, wenn gleich noch so dürftigen und einseitigen Lehre jener berühmten Rechtslehrer gereicht noch manches zur Entschuldigung, wodurch erst möglich wird, die Theorie in ihrer historischen Erscheinung zu begreifen und gewissermaafsen selbst in ihrer Nothwendigkeit anzuerkennen. Diese hat sie in ihrer Zeit gehabt. Wenn man bedenkt, welch eine Wirthschaft das damals war in der evangelischen Kirche, und welch ein Kampf der Buchstabentheologen und Orthodoxen auf der einen und der Frömmler und Pietisten auf der andern Seite mit einander und wie beide Partheien um die Besitznahme der evangelischen Kirche rangen, so kann man es wohl begreiflich finden, wenn Männer von Energie und Character auf den Gedanken kamen, dafs es doch wohl möchte das Beste sein, wenn der über alle Partheien erhabene Landesherr ausschliefslich die Regierung der evangelischen Kirche übernähme und die Toleranz als den höchsten Grundsatz seiner Regierung proklamirte. Es mufs sich billigerweise sogar fragen, ob sich darin nicht mehr Frömmigkeit, als Feindseligkeit gegen das Christenthum verrieth, und ob es nicht ungerecht ist, solche Denkart mit dem Hrn. Verf. aus dem Hafs gegen die christliche Kirche abzuleiten und sie der Profanität anzuklagen. Es wäre jedenfalls besser gewesen, weniger pathetisch und rhetorisch sich auszudrücken, wenn der Hr. Verf. sagt: „Das Territorial-System in diesem bestimmten Charakter, wie es hier theoretisch vorliegt, ist zunächst nicht eine Auslieferung der Kirchengewalt an den Landesherrn, sondern vielmehr eine Aufhebung derselben, nicht eine Unterdrückung der Kirche durch den Staat, sondern eine Zerstörung und Leugnung der Kirche, die ja ohne Gemeinschaft des Glaubens und ohne eine gemeinsame Beherrschung hiefür nicht bestehen kann."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. Von Dr. Friedr. Jul. **Stahl.**

(Fortsetzung.)

Endlich hätte die historische Gerechtigkeit auch erfordert, zu bemerken, daſs diese Theorie des Territorial-Systems nirgends in der evangelischen Kirche zu ihrer vollen Anwendung gekommen, wie sehr es auch hie und da den weltlichen Regenten eingeleuchtet hat. Es sind nicht in Folge dieser Theorie sofort die symbolischen Bücher und die Consistorien abgeschafft worden; es ist dem Lehrstand noch nicht aller Antheil am Kirchenregiment entzogen worden; es ist den evangelischen Völkern noch nicht gleichgültig geworden, ob der Landesherr christlich oder heidnisch gesinnt ist. In diesem Widerspruch der Wirklichkeit und Theorie bewegt sich der Hr. Verf. Dagegen ist nicht zu leugnen, daſs er den Uebergang dieser Theorie in Cäsareopapie treffend erwiesen hat. Nur daſs man doch eben da recht deutlich sieht, wie ein solcher kanonistischer Lehrsatz, von welchem der Hr. Vf. sagt, daſs er alle Freiheit und Sicherheit der Kirche zerstöre, daſs nämlich der Landesherr ohne Zuziehung des Lehrstandes die Liturgie abändern könne, seinen Grund in der Zeit hatte, was in der erklärten Absicht auch ausdrücklich gesagt ist: daſs nämlich die Macht des geistlichen Standes dadurch gebrochen würde. Giebt es Zeiten, wo das Letztere nöthig ist, so kann man es auch nicht unerwartet finden, wenn das Erstere geschieht, z. B. auch, wenn, wie wir erlebt haben, der Lehrstand selbst, um alle Reform des Kultus zu verhindern, sich in dieser Hinsicht für insolvent und incompetent erklärt, weil das die Gemeinden erst erlauben müſsten. Muſs man, um dem Territorial-System auszuweichen, zum Kollegialsystem übergehen?

Es folgt die zweite Abneigung des Hrn. Verf., das Kollegialsystem. Hr. Stahl beschreibt es nach Pfaff, als dem Begründer desselben, welchem er dann noch Schleiermacher (Pacif. Sinc.), Wiese und Schnaubert, auch Eichhorn zugesellt. Sein eigentliches Leben und Interesse hat es in den groſsen geschichtlichen Bewegungen des Begriffs in der Kirche von England und Schottland gehabt, worauf sich aber der Hr. Verf. nicht einläſst. Dem Prinzip nach gehört dieſs System der reformirten Kirche an und ist in der lutherischen eben so wenig, ja noch viel weniger, als das territorialistische jemals ins Leben übergegangen. Es ist auch bei Pfaff offenbar puritanischen Ursprungs und kaum mehr, als ein Project; die lutherische Kirche hat in ihrer geschichtlichen Entwickelung keine Notiz davon genommen; erst in der Union ist es angeregt worden. Aber da der Hr. Verf. den Unionszustand, zu welchem es die evangelische Kirche in verschiedenen Ländern Deutschlands, besonders im Königreich Preuſsen gebracht hat, gänzlich ignorirt und sich ausdrücklich auf das Lutherische beschränkt, welches bei uns nur innerhalb der Union, auſser ihr aber nur noch separatistisch gilt, so vermag er auch nicht einzusehen, daſs das Kollegialsystem auch für die unirte evangelische Kirche ein groſses Interesse hat. Was dann die eigentliche Wahrheit dieses Systems ist, nämlich daſs es diese durchgängige Erinnerung enthält an den Ursprung aller kirchlichen Rechte, hat der Hr. Verf. gänzlich übersehen. Dagegen ist er sehr bereit, es nicht nur nach einzelnen, unzureichenden Aeuſserungen Pfaff's (von welchem er unter anderm urtheilt, Schleiermacher habe nur desselben Gedankenfolge wiederholt, was kein der Sache und Person Kundiger behaupten wird) darzustellen, sondern auch zu beurtheilen. Er erklärt die Wilkühr für das eigentliche Prinzip dieses Systems und macht sichs gar leicht, indem er das Ganze für ein Analogon der Volkssouverainität erklärt. Auch ich bin wohl eben nicht für einen Vertheidiger dieses Systems bekannt und der Hr. Verf. selbst spricht (was

ich auf sich beruhen lasse) von meinem „unbestreitbaren Verdienst, die Unhaltbarkeit sowohl des Kollegialsystems überhaupt, als auch jener Einschränkung der evangelischen Fürsten auf das allgemeine Majestätsrecht mit Evidenz nachgewiesen zu haben." S. 128. Aber es gilt auch hier, was oben gesagt worden: erst muſs man das Richtige daran erkannt haben, um die Mängel davon einzusehen. Aber Wahres, Richtiges giebt es in diesem System für den Hrn. Verf. nicht, sondern er sieht gleichsam sein Recht, es zu verwerfen, dadurch verringert, wenn er etwas Gutes daran lieſse. Es ist, nach ihm, Ergebniſs der rationalistischen Richtung und was man unter solche Kategorien, wie Rationalismus, speculative Theologie, Hegelsche Philosophie (denn das ist alles einerlei nach S. 66) bringen kann, ist doch gewiſs als hinreichend verwerflich signalisirt. Ist es denn aber damit auch widerlegt oder aus dem Leben derjenigen Völker, deren geistige Substanz darin gründet, ehe an Rationalismus gedacht war, weggeschafft? Am wenigsten kann es sich von solchen verfehlten Bestimmungen getroffen fühlen, wie, daſs es alle Ordnung und Gesetze auf den Willen der Einzelnen zurückführe, da der Grundsatz desselben vielmehr ist, daſs das Recht der Kirche in der Gemeinde und nicht in dem Einzelnen ruhe. Aehnlicher Art ist die Vergleichung des Kollegial-Systems mit dem Episcopal-System. In diesem, sagt der Hr. Verf., sei es abgesehen auf Unabhängigkeit der Kirche als solcher; in jenem dagegen auf Unabhängigkeit der Menschen, welche die Kirche bilden. Der Hr. Verf. sagt unter anderm in der Vorrede, es sei an der Zeit, daſs dieser Lehre, welche die Kirche aller Weihe und Autorität entkleidet und in ein Aggregat beliebig paciscirender Menschen zersetzt, gründliche Widerlegung werde. S. 10. Wir müssen sehr zweifeln, ob die seinige eine solche zu nennen sei; denn dadurch ist keine Einseitigkeit widerlegt, daſs man ihr nur eine andere entgegensetzt. — Die wahre Aufgabe mit diesen beiden Systemen, gleicherweise wie mit dem hierarchischen, ist vielmehr — wie sie auch von mir zu lösen versucht worden ist in der, wie es scheint, dem Hrn. Verf. unbekannt gebliebenen Abhandlung in der Zeitschr. für spec. Theol. von Bruno Bauer und kürzer in der Practischen Theologie — sie in einander überzuführen, so, daſs sie sich von ihren Einseitigkeiten reinigen; wozu freilich gehört, daſs man das Moment der Wahrheit zuvor in ihnen anerkennt und es nur frei macht; denn nur so lösen sie sich wahrhaft in sich selbst auf. Aber auf dem Wege der ruhigen Begriffsentwickelung kann man freilich nicht so gewaltsam zu Werke gehen, als der Hr. Verf. mit diesen Systemen verfährt, wobei es doch interessant bleibt, zu bemerken, wie der Hr. Verf. in der weiteren Entwickelung seiner eigenen Lehre nicht umhin kann, von wesentlichen und eigenthümlichen Bestimmungen des Territorial- sowohl, als des Kollegial-Systems Gebrauch zu machen und sie utiliter zu acceptiren; wie ja überhaupt das entschieden ausgesprochene Bestreben des Hrn. Verfs., die Selbständigkeit der Kirche gegen den Landesherrn zu behaupten, der Natur der Sache nach, nicht sehr weit abliegt von der Haupttendenz des Kollegial-Systems, wenn auch die Tendenzen von verschiedenen Prinzipien ausgehen.

Der zweite Abschnitt des Buchs stellt nun die allgemeinen Verfassungsprinzipien auf. Was in solcher Aufgabe allein richtig leiten kann, ist der klare und feste Begriff der Kirche, wie sie die christliche und evangelische ist. Der Begriff spricht sich aus als die Nothwendigkeit und als das Recht, Bestimmungen zu setzen, die aus ihm selbst hervorgehen. So sagt nun auch der Hr. Verf.: die Kirche *muſs* nicht allein solche geistige Gemeinschaft, sondern *nothwendig* auch eine äuſsere, eine Anstalt wirken; sie *muſs* zunächst ein gemeinsames Bekenntniſs des Glaubens wirken. Aber nun: die geistige Gemeinschaft *muſs* ferner eine gemeinsame Thätigkeit für die Bewahrung des Glaubens u. s. f. und eine Ordnung dieser Thätigkeit sein d. i. eine Kirchenverfassung, nicht blos eine Gemeinschaft, sondern auch eine *Anstalt*. So gewiſs das von dem innern Bildungstriebe der Kirche zu sagen ist, daſs er zur Verfassung hintreibt, so unrichtig ist es doch, die Verfassung aus der Kirche selbst und allein hervorgehen zu lassen. Hier vermissen wir vielmehr die groſse, entscheidende Frage: was ist denn Verfassung der Kirche? Den Begriff der Verfassung entwickelt uns der Hr. Verf. nicht; der Hauptgedanke seiner Schrift ist von ihm nicht klar und bestimmt gedacht und dieser Mangel hat wichtige Folgen für seine ganze übrige Darstellung. Verfassung der Kirche ist Uebergehen der Kirche in ein anderes Element, *sich* fassen *darin*, sich verfassen *daraus*; welches ist denn nun dieses Element? Nicht schon jede, nicht irgend eine Form der Erscheinung der Kirche ist schon Verfassung der Kirche. Verfassung

ist ein Inbegriff von Verhältnissen, den die Religion oder der Glaube so wenig, als die Kirche oder das gemeinsame Leben im Glauben in solcher Weise und Nothwendigkeit überall schon mit sich bringt, daſs sie gar nicht sein könnten ohne sie; wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen, sagt Christus; da ist also wohl Gemeinschaft mit ihm und unter einander, aber noch keine Verfassung. Wenn Christus die Idee der Gemeinde in die Gemüther seiner Apostel pflanzt, so, daſs sie selbst bereits in dieser Idee zu leben und zu handeln anfangen und sich die Kirche an ihnen sichtbar macht, ist das Kirchenverfassung? Nach römisch-katholischer Vorstellung wohl; denn da ist Kirche und Verfassung gar nicht unterschieden und die Stiftung der einen ist auch Stiftung der andern; aber diese Vorstellung ist unprotestantisch d. h. sie entspricht weder den Thatsachen der heiligen Geschichte und Schrift, noch dem vernünftigen Begriff der Verfassung. Das erkennt der Hr. Verf. in so fern selbst an, als er sagt: nach protestantischer Ansicht sei das Bekenntniſs das erste und oberste Moment der sichtbaren Kirche, die Verfassung das secundäre; er nennt es nachher auch das äuſserlichere Moment. Es ist ihm aber ein solches, welches nicht nur in dieser Aeuſserlichkeit, sondern auch in fester Bestimmtheit in und mit der Stiftung der Kirche gegeben ist. Hieraus würde folgen, daſs die Stiftung der christlichen Kirche auch Stiftung einer bestimmten Kirchen-Verfassung sei und das leugnen wir, so, daſs wir das keinesweges schon mit irgend einer Sichtbarkeit der Kirche, welcher Art sie sei, nothwendig mitgesetzt fänden. Nach S. 49. schlieſst die sichtbare Kirche Bekenntniſs und Verfassung ein. Der Gedanke der Sichtbarkeit ist zunächst nur der der Welt; was in der Welt der Erscheinung ist, ist das Sichtbare; das Geistige ist das Unsichtbare und die Nothwendigkeit des Ueberganges dessen, was geistig ist, in die Welt der Erscheinung ist leicht dargethan. Aber durch den Uebergang der Kirche oder ihrer Idee in die Welt ist noch keinesweges eine Verfassung der Kirche gestiftet worden. Verfassung ist ein anderer Begriff, als der der Erscheinung, wie sehr auch die Verfassung, wenn es dazu kommt, erscheinen wird. Auch dieſs muſs der Hr. Vf. zugeben, wenn er die rechte Lehre des Evangeliums und die rechte Verwaltung der Sacramente als die Sichtbarkeit der protestantischen Kirche darstellt. S. 51. Denn in diesen beiden sichtbaren Stücken ist ihm selbst doch der Begriff der Verfassung nicht erschöpft, sondern er verlangt auch die seiner Meinung nach ebendamit ursprünglich gestiftete Kirchengewalt. Aber das ist eben der Irrthum des Hrn. Verfassers, daſs er die Sichtbarkeit der Kirche in ihrer ersten Erscheinung in der Welt schon als Verfassung nimmt. Wohl muſs man mit ihm sagen: „die wahre protestantische Lehre von der Kirchen-Verfassung hat die Einheit der sichtbaren und unsichtbaren Kirche zu ihrem Fundamente" S. 53, d. h. in Wahrheit zu ihrer Voraussetzung d. h. wenn die Kirche überhaupt nicht in die Welt kommt, so kann sie auch keine Verfassung gewinnen. Aber dieſs Kommen des Himmelreichs in das Weltreich ist keineswegs an und für sich schon mit einer bestimmten Verfassung verknüpft. Die Vorschriften Christi an die Apostel kann man höchstens die (noch durchaus geistigen) An- und Grundlagen, die sittlichen Bedingungen einer künftigen Kirchen-Verfassung nennen. Aber nach seiner Weise, sich vorzugreifen und hastig zum Ziel zu eilen, sagt der Hr. Vf., da er kaum von den Vollmachten gesprochen, die Christus der Kirche verlieh: „Sonach gründet sich Alles, was da in der Kirche gilt, das Symbol, die gesetzliche Ordnung, das Lehramt, das Regiment, die Excommunication — auf das Ansehen der Kirche als bestehender, aus der Glaubensgemeinschaft hervorgegangener und ihr dienender Anstalt." S. 56. Doch unmittelbar darauf besinnt sich der Hr. Verf. Er sagt: „Mit der Verfassung hat es nun freilich eine andere Bewandniſs (als mit dem Bekenntniſs). Denn sie ist nicht, wie jenes, die unmittelbarste Beurkundung des innern Glaubens, sein Ausdruck selbst; sondern, wie es noch mancherlei dazwischen liegender Bewerkstelligungen und Einflüsse und des Zusammenwirkens vieler Menschen bedarf, damit sie ins Leben trete, also ist auch die Art ihres Bestands nicht ein unmittelbares Ergebniſs des Glaubens." S. 57. Nun giebt der Hr. Vf. selbst zu, daſs eine ausdrückliche göttliche Vorschrift über sie nicht bestehe und die protestantische Kirche die Freiheit behaupte, dieselbe in mannigfaltiger Weise einzurichten, daſs sie nur eine menschlich-kirchliche Einrichtung sei, zu guter kirchlicher Ordnung nothwendig. Doch als hätte er damit schon zuviel zugegeben, setzt er sogleich hinzu: dadurch werde die Kirchen-Verfassung nicht von dem innern, göttlichen Geiste gelöst

und dem menschlichen Belieben preisgegeben. Zur unmittelbaren Stiftung Christi rechnet er nicht nur das Apostel- und Hirten-Amt, sondern auch Kirchenzucht, Excommunication, und Aufsicht über die Lehre. Aber diefs alles kann doch nicht sogleich die Bedeutung einer dadurch gestifteten, bestimmten, starren Kirchen-Verfassung haben, kann auch Forderung der Ausübung aller apostolischen Wirksamkeit durch Lehre und Vorbild sein und läfst in der menschlichen Gestaltung von dem allen der Freiheit noch einen grofsen Spielraum. Ist nun, nach unserm Begriff, der Uebergang der Idee der Gemeinde in die Welt die *Möglichkeit* einer Kirchen-Verfassung, so ist der keineswegs gleichzeitig damit zu setzende Uebergang der Kirche in den Staat erst die *Wirklichkeit* einer Kirchen-Verfassung. Der Staat ist, um es kurz auszudrücken, die *Ordnung* der Welt, der sittliche *Geist* des Volks und erst in ihn übergehend kommt auf der Seite der Kirche zu Stande, was wir ihre Verfassung nennen. Ja nur aus Elementen des Staats eben so sehr, als ihres Glaubens, kann sich die Kirche eine Verfassung anbilden. Diefs, wie sehr es allen seinen Vorstellungen widerstreitet und der Hauptgegenstand seiner Anfeindung ist, kann man doch in des Hrn. Vfs. eigener Lehre leicht nachweisen; denn seine christliche Kirchen-Verfassung hat offenbare Staatselemente in sich, ist schon gar sehr politisch gestaltet. Woher, als von der Seite des Staats ist an das Amt die Bestimmung des *Standes* gekommen, woher die Ungleichheit und Unterordnung der Geistlichen unter einander, woher das, was wir die Localgemeinde oder Parochie mit ihrem Parochus nennen? Der Staat erst ist diese Gliederung in verschiedene Stände u. s. f. Aber so geht es immer, wenn man sich der sorglosen Sicherheit des Denkens ergiebt und in der Bewufstlosigkeit über die logische Geltung gebrauchter Kategorien dahinlebt; es geschieht alsdann zur Strafe für die Verachtung der Philosophie, dafs man in Einem Athem das Gegentheil von dem bekennen mufs, was man eigentlich will, meint und behauptet; so, indem der Hr. Vf. die Vorzüglichkeit des geistlichen *Standes* im Gegensatz zum Staat preiset, befindet er selbst sich mit diesem Stande schon immerfort auf dem Boden des Staats und preiset an dem Lehr-*Stande* nur, was, wo nicht viel mehr, doch wenigstens eben so sehr dem Staat, als der Kirche angehört. — Der Uebergang nun der Kirche in den Geist des Volks, welcher der Staat ist, ist eben so sehr auch der Uebergang des Staats in die Kirche und deshalb halten wir uns für befugt, diefs die Einheit der Kirche mit dem Staat zu nennen, wodurch allein erst eine wirkliche Kirchen-Verfassung zu Stande kommt. — Will man nun sehen, welche Folgen es hat, wenn über den Grundbegriff und dessen vollständige Entwickelung irgend eine Unklarheit und Zweideutigkeit übrig bleibt und wie schlimm es ist, eine richtige philosophische Einsicht vermissen zu lassen, so darf man hier nur hinzunehmen, wie der Hr. Verf. sich über, oder vielmehr gegen diesen Begriff der Einheit der Kirche und des Staats erklärt. Er bestreitet da (S. 126) meine Lehre, welche, wie meine ganze Theologie, nun einmal das Schicksal hat, kurzweg die Hegelsche genannt zu werden, wie wenn ich dabei ganz überflüssig und unthätig gewesen wäre, was ich mir aber allerdings zur Ehre rechne; denn ich weifs, was diesem grofsen Geist zu verdanken ist, mögen wir ihn ehren oder verfolgen. Statt von der Einheit auszugehen und sodann den eben so nothwendigen Unterschied zu setzen, doch so, dafs sich die Einheit darin nicht auflöset, stellet der Hr. Verf. sich, seiner abstracten Verständigkeit gemäfs, zunächst ganz nur in den Unterschied von Staat und Kirche und streitet von da aus gegen die Einheit und predigt: „Nun ist es aber keineswegs philosophisch begründet, dafs eine Anstalt, die sichtbar (?) von Gott gestiftet ist und eine solche, welche die irdische Geschichte gebildet (das ist die hohe Ansicht, die das historische ius vom Staat hat), eine Anstalt, deren Ziel die Ewigkeit und das Jenseits ist und eine solche, deren Ziel sich auf das Disseits beschränkt, eine Anstalt, welche die Eine, allgemeine ist für die Christenheit, und eine solche, die ihrer Natur nach nur national und territorial ist, mit einander in solcher Einheit stehen, nach welcher sie nur die verschiedenen Seiten derselben Sache (gegenseitig ihr Inneres und Aeufseres) wären und dafs sie dem entsprechend die Einheit einer gemeinsamen höchsten Autorität, Eines Oberhauptes, wäre es auch nur für die äufsere Ordnung und Leitung, als wenn diese vom Innern völlig geschieden werden könnte, erhalten müssen und sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 54.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. Von Dr. Friedr. Jul. Stahl.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht richtig, dafs im Prinzip der Reformation eine solche Einheit nothwendig sei." Wieviel liefse sich hierüber sagen? Doch der Hr. Verfasser besinnt sich selbst gleich wieder und fährt so fort: „Nur das innere Band zwischen Kirche und Staat, daher zwischen weltlicher und kirchlicher Obrigkeit, ist im evangelischen Prinzip mit Nothwendigkeit begründet und diefs ist das Wahre in Marheineke's Motiven, wodurch er gerade Schleiermacher überlegen ist, keinesweges aber eine Einheit d. i. ein Zusammenfallen beider Gewalten in einem Subjecte. Diese angebliche Einheit ist — namentlich bei dem Marheineke'schen Mangel aller Garantien, eben ein Aufgehen der Kirche im Staat und ist diese neuere, durch philosophisches Gewand täuschende Auffassung in ihren practischen Resultaten nichts anderes, als die Cäsareopapie der älteren Territorialisten, eine Auslieferung der Kirche unter die Obergewalt des Staats, und diefs ist eben ein unabweisbares Postulat der Hegelschen Vorstellungsweise." Solche mechanische Vorstellungen vom innern Bande, von Verbindungen zwischen Staat und Kirche liebt der Hr. Verf.; diese verhalten sich aber darin zu einander, nach einem Ausdruck der Concordienformel, wie zwei zusammengeleimte Bretter. In dem Regenten eines protestantischen Staats, hatte ich gesagt, ist diese Einheit der Kirche und des Staats zu schauen, repräsentirt d. h. die Idee, die Wahrheit wird in der Person des Landesherrn *wiederpräsent*, anschaubar, woran man in England, wo der König, jetzt sogar eine junge Frau, das Oberhaupt der Kirche und des Staats ist, niemals einen Anstofs genommen hat und was vielmehr ebenda ohne Zweifel der Hauptgrund der gränzenlosen Liebe ist, womit der Engländer von der Staatskirche seinem Monarchen zugethan ist. Der Hr. Verf. nennt meine Darstellung auch Entkirchlichung, als ob in ihr das läge, dafs die Kirche zu keiner Art von Selbständigkeit kommen könnte, wogegen ich mich nur auf das schon angeführte Beispiel von England berufe. Habe ich mich, wie der Hr. Verf. selbst noch anführt (S. 244), für die bischöfliche Verfassung erklärt und zwar für eine solche, die nicht ohne Autorität ist, so ist wohl zu sehen, dafs die von mir behauptete Einheit der Kirche und des Staats nicht eine solche abstracte Einheit ist, welche die Einerleiheit wäre, sondern die concrete, welche die Einigkeit ist und auch den Unterschied aus sich hervorgehen läfst und deren wesentliche Grundlage allein vermag, den Gegensatz von Staat und Kirche, worin der Hr. Verf. stecken bleibt, völlig zu beseitigen, den reinen Frieden, die wirkliche und wahrhaftige Versöhnung zwischen Staat und Kirche herzustellen — eine Lehre, die auch so die wahrhaft protestantische ist.

Nach diesem Excurs können wir uns nun in der weiteren Entwickelung der Stahlschen Lehre, um nicht das üble Beispiel einer zu langen Recension zu geben, nur noch referirend verhalten, theils um zu zeigen, was der Hr. Verf. eigentlich intendirt, theils um zum Schlufs noch Raum zu einigen Anmerkungen übrig zu behalten.

Schon überaus merkwürdig ist, wie der Hr. Verf. den Uebergang macht aus dem ersten Kapitel in das zweite, das von der Natur und dem Umfang der protestantischen Kirchengewalt handelt. Dort sagt er zuletzt: „Der gegebene Zustand (der Kirche und des Lehrstands), die Gewalt und die Rechte, welche er enthält, sei gleichsam *nach dem Prinzip der Legitimität* eine höhere Macht über die Glieder der Kirche, so, dafs sie ihn nicht abthun können *wider Willen der Machthaber, auch wenn sie einen bessern wüfsten.*" Ist man nun eben im besten Zuge, dem beizustimmen, so setzt der Hr. Verf. unmittelbar hinzu:

„Diefs war auch das Verhalten der Reformation gegen die Hierarchie, *bis endlich gewifs wurde, dafs letztere sich schlechterdings dem Evangelium, statt ihm zu dienen, widersetzen wolle.*" In dem letzteren Satz scheint nicht undeutlich die Erlaubnifs enthalten zu sein zu demjenigen, was in dem kurz vorhergehenden verboten war, nämlich in gegebenen Fällen sich über das Prinzip der Legitimität hinwegsetzen zu können. Wenn das kein Widerspruch ist, so giebt es keinen; was das Recht mit der einen Hand giebt, nimmt es mit der andern wieder. Hiernach scheint es für den Hrn. Vf. unmöglich, von der Reformation den Vorwurf wegzubringen, dafs sie doch nur eine ganz widerrechtliche Revolution gewesen, wenn man sie auch, wie der Hr. Verf., billigt. Da waren denn doch die alten Rechtsgelehrten viel weiter und weiser, auch konsequenter, die oben angeführten nämlich, welche, ganz richtig, vielmehr die päpstliche Jurisdiction nicht als das ursprünglich christliche, sondern ganz widerrechtlich eingeführte und die Reformation als die Rückkehr zum wahrhaften Recht betrachteten; denn so wenig der päpstliche Glaube durch die vorhergehenden Jahrhunderte und sein Bestehen darin der wahre wurde, eben so wenig konnte das päpstliche Recht durch längere oder kürzere Zeit (Verjährung) aus Unrecht zu Recht werden. — Als Gegenstände der Kirchengewalt stellen sich heraus: Lehre, Kultus, Disciplin. Das Wesen, ja der Begriff der Kirche ist die Erhaltung der reinen, der Kirche anvertrauten Lehre und der auf sie gegründeten Glaubensgemeinschaft. Dazu gehört nun zuerst die Entscheidung theologischer Streitigkeiten. Die Kirche kann solche Entscheidung nicht entbehren, wo sie die Heilswahrheit durch eine Irrlehre im Innersten bedroht sieht. „Noth thäte es der Kirche, den ganzen Wust rationalistischen Unchristenthums und pantheistischer Falschmünzerei von sich auszuscheiden." S. 64. Desgleichen gehört zur Aufgabe der Kirchengewalt die Aufsicht über die öffentliche Predigt und den öffentlichen Religionsunterricht. „Läugnet man das Recht der Aufsicht über die öffentliche Predigt und macht dagegen die Lehrfreiheit zum ausschliefslichen Prinzip der protestantischen Kirche — so hebt man alle Kirchengewalt und alle Kirche auf." S. 67. Ferner die Einrichtung des Gottesdienstes. Sodann die Disciplin, d. i. die Gestaltung des gemeinsamen, christlichen Wandels und die ihn bezielende Kirchenzucht. Endlich die Ehesachen. Drittes Kap. Subject der Kirchengewalt. Sie ist nicht Sache des Staats und der weltlichen Obrigkeit, sondern der Kirche, vorzugsweise des Lehrstandes. Hier fällt der Hr. Vf., obgleich er dagegen protestirt, in das Prinzip des Kollegialsystems, indem er sagt, der Sitz der Kirchengewalt sei eigentlich die Gesammtgemeinde, mit dieser und an ihrer Spitze sei der Lehrstand das Subject der Kirchengewalt. „Ist diefs nicht der Fall, sondern der Landesfürst Subject der Kirchengewalt, wie namentlich in der protestantischen Kirchenverfassung, so mufs der Lehrstand doch wenigstens die Ausübung der Kirchengewalt ihrem Inhalt nach vorherrschend bestimmen." „Christus hat die Vollmachten zwar der Kirche und nicht den Aposteln getrennt von der Gemeinde der Gläubigen und ihr gegenüber ertheilt, allein er hat sie doch den Aposteln an der Spitze der Kirche ertheilt." (Solch eine Vorstellung: an der Spitze ist ein wenig geeigneter Ausdruck für dieses unmittelbare Verhältnifs; der richtige wäre gewesen: der Gemeinde und ebendamit denen, die das *Bewufstsein* der Gemeinde sind.) Der Hr. Vf. sucht seine Ansicht, so gut es geht, von der hierarchischen wegzubringen. Die Apostel und deren Nachfolger haben, nach ihm, die Kirchengewalt (die Schlüsselgewalt „diesen Kern der Kirchengewalt") nicht in der Art, wie ein König sein Volk repräsentirt, sie besitzen nicht, wie dieser, die Gewalt ausschliefslich; aber Christus hat sie doch den Aposteln unmittelbar und als selbständig ihnen zukommend ertheilt. Dafs die Vorherrschaft des geistlichen Standes dem Protestantismus widerspreche, ist nur ein Ergebnifs der antikirchlichen Richtung. Die Gleichheit aller Glieder der Kirche bezieht sich keineswegs auf die äufsere Ordnung und organische Gestalt der Kirche. Viertes Kap. Verhältnifs der Kirchengewalt zur Kirche. Die Vollmachten sind der Kirche als innerer Gemeinschaft und äufserer Anstalt zugleich ertheilt. Dafs die Aeufserlichkeit der Gestaltung und Anstalt erst von der Seite der Welt und des Staats an die Kirche und diese selbst so erst überhaupt zu einer Verfassung gekommen, leugnet der Hr. Verf. so sehr, dafs er sagt: jenes unterscheide die Kirche wesentlich vom Staat. „Denn dieser ist eine blos äufserliche Anstalt und seine Vollmacht und Gewalt ruht *lediglich* auf der äufseren Anstalt und Einrichtung als solcher." S. 91. Was soll man von einer Rechtslehre sagen, die solche Gedanken vom Staat hat. Der Geist der Weis-

keit und Sittlichkeit des Volks ist eine blos äufserliche Veranstaltung und in dieser Aeufserlichkeit ruht seine ganze Vollmacht; so ist ja aber auch sein Recht nichts, als eine solche Aeufserlichkeit. „Indem die Kirchengewalt den bereits ausgesprochenen Glauben der Kirche aufrecht hält, den Abirrenden zurechtweiset, das Widersprechende ausschliefst, die Disciplin handhabt u. s. w., da handelt sie als Obrigkeit der Kirche, der äufsern, sichtbaren, festen Institution ähnlich, wie die Obrigkeit des Staats." S. 95. Dritter Abschnitt. Das Recht der Fürsten über die Kirche. Erstes Kapitel. Die Kirchenhoheit (Majestätsrecht) nach protestantischer Lehre. Es kommt nun hier bei dem Hrn. Verf. zu dem obigen innern Bande und Bunde zwischen dem weltlichen und geistlichen Regiment. Wenn man die Stellung betrachtet, welche der Hr. Verf. hier dem Staat und der Kirche zu einander giebt und welche die blos äufserliche Verbindung ist, so ist es ohngefähr dieselbe, welche aus den Prinzipien des Rationalismus und der Aufklärung Schuderoff (besonders in seiner Schrift: Die Juristen in der Kirche) ihnen gab; er nannte das Verhältnifs das der Confraternität, wovon ich schon damals sagte, es sei das zweier Brüder, die sich einander nicht todtschlagen. Aber die concrete Einheit, welche die des Geistes und der gegenseitigen Liebe ist und die das eigentlich Christliche in dem Verhältnifs ist, kommt nicht darin hervor, sondern es ist das Bestreben vielmehr auf Auseinandersetzung gerichtet und auf Bestimmung der Grenzen des gegenseitigen Rechts. Um dieses Recht recht zu erkennen, mufs man durchaus nicht nur die Kirche im Staat (was leicht ist), sondern auch den Staat in der Kirche d. h. ihn selbst schon als den christlichen, d. h. eben die innere Einheit beider wissen. Wie vieles gründet sich nicht im Staat und in der Kirche auf diese gegenseitige Einheit. Was ist der Eid, die Ehe, die Familie, das Erziehungs- und Armen-Wesen; wer kann sagen oder genau bestimmen, an welche Seite sie mehr gehören, ob an die des Staats oder der Kirche? Der Hr. Verf. selbst sieht sich hier zu folgender Aeufserung genöthigt: „Da die Anordnungen der herrschenden Kirche sämmtlich die bürgerliche Geltung haben sollen und müssen, so müssen sie auch sämmtlich nicht blos auf der kirchlichen, sondern zugleich auch auf der weltlichen Sanktion und Autorisirung beruhen und es kann nunmehr keine kirchliche Anordnung allein auf die kirchliche Autorität hin ins Leben treten, weil dieses das Band zwischen dem Staat und der Kirche stören würde. Der Landesfürst erscheint daher (in der Monarchie) insofern, aber auch nur insofern, als der Einheitspunct des weltlichen und geistlichen Regimentes, als die oberste (aber immer weltliche) Autorität auch für kirchliche Anordnungen. Diese Sanktion des Fürsten ist nun nicht eine *kirchliche* Sanktion, sie ist aber auch nicht eine schlechthin (abstract) *politische*, sondern sie ist specifisch eine *christlich-politische* Sanktion, eine Sanktion des christlichen Staats. Vor allem also erlangt die weltliche Obrigkeit, wenn die Kirche zur herrschenden wird, das Recht der *obersten* (formalen) Sanktion in Beziehung auf das Kirchenregiment." S. 103. Hat der evangelische Landesherr nach seinem Majestätsrecht das Recht, „selbst darüber zu urtheilen, ob eine neue kirchliche Anordnung, der er die Sanktion und Durchführung im Staat verleihen soll, dem Willen und Wort Gottes gemäfs und der Kirche zuträglich sei und im andern Falle sich ihr zu widersetzen," so mufs man wohl sehr begierig sein, zu erfahren, wie daneben die behauptete Kirchengewalt sich so unabhängig behaupten kann, als der Hr. Verf. beabsichtigt. Da kommen so feine Distinctionen hervor von Zulässigkeit, Statthaftigkeit, Möglichkeit; da wird dem Landesherrn *eine Art von Mitregierung* der Kirche zugeschrieben; da ist das Majestätsrecht doch immer noch etwas ganz anderes, als die Kirchengewalt selbst. Es bestehen eigene kirchliche Autoritäten, von welchen die kirchlichen Anordnungen ausgehen und ihre positive kirchliche Sanktion erhalten und welche Macht und Fug haben, dieselbe selbst gegen den Landesherrn zu vertreten, wenn er seine politische Sanktion ohne Grund verweigert, ja im äufsersten Falle sich im Namen der Kirche lossagen, wenn er sie thatsächlich unterdrückt, statt sie zu fördern. In der Wirklichkeit steht den evangelischen Landesherren Deutschlands nicht nur das Majestätsrecht, sondern die Kirchengewalt selbst zu. Allein nur jenes, nicht aber dieses, ist ein nothwendiges Ergebnifs der protestantischen Prinzipien. Es wird gezeigt, dafs es sich aus den äufsern Umständen zur Zeit der Reformation so ergab und nur von ihrer Statthaftigkeit, nicht von ihrer Nothwendigkeit kann die Rede sein. Eine selbständige, von dem Ansehen und Einflufs des Lehrstandes gelöste Gewalt der Fürsten in Lenkung der Kirche ist schlechterdings nicht zu

begründen und nicht zu rechtfertigen. S. 114. Es bleibt doch immer anerkannt, dafs die Kirchengewalt auf eigener, von der des Staats völlig gesonderter, göttlicher Vollmacht ruht, dafs sie unter ganz andern bestimmenden Normen steht, dafs sie (thatsächlich und materiell) von andern berufenen Subjecten, nicht blos andern Organen im Staatsorganismus ausgeübt werden mufs. S. 128. Drittes Kapitel. Der Mittelpunct der ganzen Untersuchung in diesem Buch ist die kirchenrechtliche Deduction, dafs die Kirchengewalt, wie sie noch in dem Majestätsrecht enthalten, nur möglich, zulässig, nicht aber nothwendig, die Wirklichkeit derselben aber erst durch Rechtsgründe zu erweisen sei. Diese Gründe liegen darin, dafs sie ein integrirender Theil der ursprünglichen Gestaltung der protestantischen Kirche war. An dieser Seite beseitigt der Hr. Verf. nicht untreffend die traditionelle Angabe des oberbischöflichen Prädicats (welches allerdings nur eine einseitige, momentan historische Bedeutung gehabt hat, weshalb man mit Recht wünschen mufs, dafs man eine solche Bezeichnung des Landesherrn gänzlich aufgebe, zumal doch immer dazu gesagt werden mufs, dafs der Fürst nur Quasibischof sei). Kirchengewalt und Staatsgewalt sind nach dem Hrn. Verf. streng zu sondern. Die Kirchengewalt ist nur mit ihrem Centralpuncte d. h. der obersten (formalen) Autorität völlig und ununterscheidbar in den des Staats aufgenommen, nicht aber in ihrer Entfaltung und Ausbreitung. Völlig gesonderte Gesetzgebung, Regierung, Gerichtsbarkeit (Bann) geht auf die Seite der Kirche hinüber und darauf beruht die Selbständigkeit der protestantischen Kirche. Vierter Abschnitt. Die Verfassung unter der Kirchengewalt der Fürsten. Erstes Kapitel. Die Konsistorien. Die ursprüngliche Bedeutung derselben ist treffend nachgewiesen. Sie waren kirchliche Sittengerichte. Daneben der Bischof oder Superintendent, (den man jetzt, nicht eben etymologisch richtig, als Bischof *und* Generalsuperintendent unterscheidet). Der Hr. Verf. klagt über die allmählige Verweltlichung der Konsistorien. Zweites Kapitel. Der Lehrstand. Für ihn fodert der Hr. Verf. einen selbständigen Antheil am Kirchenregiment, zunächst an der Gesetzgebung. Dafs der Fürst bei der kirchlichen Gesetzgebung den Lehrstand befragen mufs, hat den Zweck, dafs die Anordnung aus dem Geist der Kirche hervorgehe, als dessen vorzüglichster Träger der Lehrstand und nicht der Fürst betrachtet wird. Hier kann der Hr. Verf. nicht umhin, in dem Institut der Synoden eine angemessene Fortbildung der lutherischen Kirchen-Verfassung zu sehen. S. 185. Sodann das Dispensationsrecht, ferner die Besetzung der Aemter (nichts ist billiger). Ferner der kirchlichen Gerichtsbarkeit. „Der Kirchenbann, der grofse und kleine, mufs vom Fürsten und den weltlichen Behörden unabhängig sein. Diesen hat Christus in die Hände des Lehrstandes und der Gemeinden gegeben." Endlich die ständige Verwaltung der Kirche in ihrem Bereich als Aufsicht über Lehre, Gottesdienst, Disciplin. Darauf beruht die organische Einrichtung des Lehrstandes in den Synoden, Konsistorien. u. s. f. Drittes Kapitel. Von den Gemeinden. Nicht ausgeschlossen sind die Gemeinden von der Feststellung der öffentlichen Lehre und der Einrichtung der Kirche, allein daraus darf keine Gleichstellung der Laien mit dem Lehrstande gefolgert werden. Ihnen gebühret nicht die Festsetzung der Lehre und des Gottesdienstes, sondern nur die Aneignung und der Widerspruch. „Ein unbedingtes Widerspruchsrecht der Gemeinde bei Aenderungen in der Liturgie, wie Wiese, Schleiermacher, Eichhorn es behaupten, ist nur eine Consequenz des falschen Kollegialsystems." S. 209. Ebenso bei Besetzung des Lehramts, bei der Kirchenzucht. Diese ist ein eben so wesentliches Element der evangelischen, als katholischen Kirche. „Wenn Lehrstand und Kirchenregiment untreu werden und eine falsche Lehre an die Stelle der wahren setzen, dann im Falle der höchsten, äufsersten Noth sind die Gemeinden berufen, selbst die Gewalt zu üben, sich neue Lehrer zu setzen und ein neues Kirchenregiment zu errichten. Man könnte sagen (?), der Lehrstand gehe dann der Vollmachten, die ihm verliehen (Joh. 20), verlustig und es komme dadurch die Vollmacht, welche den Gemeinden verliehen (Matth. 18), zur alleinigen Geltung." S. 217. Darf aber dieselbige Revolution in den Gemeinden auch ausbrechen, wenn Bigotterie, Heuchelei, Gedankenverfolgung, oder blos wenn Rationalismus im Lehrstand überhand nimmt?

(Der Beschlufs folgt.)

№ 55.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. Von Dr. Friedr. Jul. **Stahl.**

(Schlufs.)

Viertes Kapitel. Die protestantische Kirche unter katholischen Fürsten. Sehr interessant und sachgemäfs in besonderer Beziehung auf Sachsen und Baiern untersucht. Es folgt ein zwiefacher Anhang, der eine über bischöfliche Verfassung, der andere über Rothe's Anfänge der Kirche und Vinet Freiheit der Kulte. In jenem entscheidet sich der Hr. Verf. gegen die Konsistorial- und für die bischöfliche Verfassung. In ihr erst ist die volle und oberste Repräsentation der Kirche erreicht; jene dagegen ist Einverleibung der Kirche in den Staat. Mit der Episcopal-Verfassung wird die Selbständigkeit der kirchlichen Macht (Autokratie), nicht ihre Unbeschränktheit oder Unfehlbarkeit behauptet. Mit ihr kann die evangelische Kirche über das Territorium hinausgehen und ein öcumenisches Concilium bilden. Eben so neu ist folgender Gedanke. „Es möchte auch wohl um unsre Kirche zunächst in Deutschland besser stehen, wenn die oberste Kirchengewalt für sie in den Händen eines gesammten deutschen protestantischen, resp. evangelischen Episcopats sich befände, das einen Damm gegen Bedrückung von aufsen, gleich dem ehemaligen Corpus Evangelicorum, aber zugleich auch einen Damm gegen Abfall und Zerstörung von innen und gegen das Auseinandergehen nach allen Seiten in Bestrebung und Einrichtung bildete." S. 260. Der Hr. Verf. schliefst sein Werk folgendermaafsen. „Die Kirche hat bestanden und in der tiefsten, mächtigsten Erweckung bestanden ohne Verbindung mit dem Staat und kann immerdar ohne dieselbe bestehen, wenn es gleich die wahre Aufgabe ist, diese Verbindung in rechter Weise herzustellen und zwar noch weit mehr um des Staats, als der Kirche willen. Aber die Kirche, ja wohl das christliche Leben selbst können zuletzt nicht mehr bestehen, wenn sie je mehr und mehr der Herrschaft des Staats und der weltlichen Obrigkeit unterworfen werden." S. 287.

Wir schliefsen mit einigen Betrachtungen allgemeiner Art.

1. Die Angelegenheit, welche der Hr. Verf. angeregt hat, die protestantische Kirchen-Verfassung, ist eine solche, dafs niemand sich damit in Gedanken beschäftigen kann, ohne dafs ihm sofort gar mancherlei Mängel und Gebrechen einfallen, welche der offenbaren Verbesserung bedürfen, mancherlei Bedürfnisse, die eine weise Rücksicht und Abhülfe nöthig machen. Gegen *die* Kirche, in der auch nicht einmal das Gefühl des Mangels d. i. das Bedürfnifs ist und die in so fern freilich unverbesserlich ist, ist diefs ein grofser Vorzug der protestantischen, ihrer Unvollkommenheit und der Nothwendigkeit des Fortschreitens, nicht blos im Einzelnen, sondern auch in der Ausbildung ihres ganzen und allgemeinen Organismus sich stets bewufst zu bleiben. Das wirkliche Verhältnifs der Kirche zum Staat, der Mangel aller Garantien ihres Bestandes nach aufsen, (ausser allein in der Macht Gottes und der Landesherrn), die falsche Klugheit und Sicherheit, der alle Rechtfertigung und Vertheidigung der evangelischen Kirche und Lehre überflüssig, ja anstöfsig ist, das Verhältnifs der Kirche zur Schule und Wissenschaft, die Gesetzgebung über die Ehe, die Beschränkung der kirchlichen Unterbehörden auf das Aeufserlichste der Kirche, der geisttödtende Geschäftsmechanismus, die unsägliche Actenschreiberei, und was das Schlimmste von allem ist, der Schein, dafs alles ja in der besten Ordnung sei und seinen guten Gang gehe — diefs alles fordert zu Revisionen und Reformen auf. Zu dieser Erkenntnifs trägt auch dieses Buch bei, wenn man auch nicht sich mit dem Hrn. Verf. entschliefsen kann, alles in eine so herbe Formel zu stellen, als er z. B. S. 116 thut: „Der Verfall des Protestantismus bestand

darin, dafs man die organische Gestaltung aufgab und die Wüstheit einer ausschliefslichen Fürstengewalt oder Volksgewalt für die Kirche anstrebte. Denn dafs nach dem Territorial-System der Fürst ohne Zustimmung der Kirche die Kirche beherrscht, dafs nach dem Kollegialsystem zuletzt das Volk (die Majorität der Kirchenglieder), ohne, ja gegen die Stimme des Lehrstandes und des Fürsten entscheidet, ist offenbar. Man hat damit der katholischen Einseitigkeit statt der organischen Fülle vielmehr auch wieder nur einseitig ein ausschliefsliches Element, und zwar ganz unbezweifelt ein weit schlechteres (denn der Lehrstand ist das vorzüglichste) entgegengestellt." Wie man nun aber auch die Leiden der Gegenwart fühle, mufs man deshalb mit dem Hrn. Verf. auf den Gedanken verfallen, den glückseligen Zustand der evangelischen Kirche durch eine unbedingte Rückkehr in einen längst verlassenen, veralteten Zustand herbeiführen zu wollen? Es geht nicht an, eine Zeit unbedingt auf die andere zu übertragen und alle die mancherlei Stadien der Entwickelung zu überspringen, welche zwischen jener Vergangenheit und dieser Gegenwart in der Mitte liegen und die uns zum Theil auf immer von jener trennen, dergleichen z. B. jene Orthodoxie ist, welche wir mit Recht als die todte bezeichnen. Die Substanz des Glaubens kann wohl dieselbige sein, sowie auch, was Recht ist, Recht bleiben mufs; aber jede Zeit hat auch das Recht, diejenigen Formen zu bestimmen, in denen sie sich am freisten bewegen kann und in denen ihr der Glaube sowohl, als das Recht am verständlichsten und zugänglichsten ist. So war es schon zur Zeit der Reformation. Kann doch der Hr. Verf. selbst nicht leugnen, dafs schon die nachfolgenden protestantischen Dogmatiker und Kirchenrechtslehrer nicht mehr, wie die Symbole, den Lehrstand für das eigentliche Subject der Kirchengewalt betrachtet haben, denn sie wären dadurch in Widerspruch gerathen mit dem Rechtszustande, wie er sich bis dahin festgesetzt hatte. S. 89. So kann man denn nun auch jetzt nicht so mit dem Kopf durch die Wand und die ganze Constellation der Zeit und Umstände unberücksichtigt lassen, nicht aus der Weltgeschichte herausreifsen, was durch den Einflufs des Territorial- und Kollegial-Systems einmal factisch und wirklich geändert ist. Wenn das Reden vom historischen Recht und wie der Hr. Verf. es nennt, von der durchaus historischen Richtung der protestantischen Kirche einen vernünftigen Sinn hat, so kann das Vernünftige ja nicht im blofsen Aufgreifen des Alten und Veralteten, sondern erst im Anknüpfen des Alten an das Neue, des Vergangenen an das Gegenwärtige sich zeigen. Nur aus diesem ist jenes zu verstehen, wie aus dem Neuen Testament erst das Alte; hat die Gegenwart keine Wahrheit, keinen Glauben, kein Recht, so wird ihr die Vergangenheit noch viel weniger davon haben. Was ist aller Revolutionen Unrecht, als dafs sie dagegen sündigen, dafs sie den ruhigen Gang der geschichtlichen Entwickelung gewaltsam unterbrechen, und kommt es nicht auf eins heraus, ob man gewaltsam ein Altes und Gewesenes oder ein Neues und nie Dagewesenes an die Stelle des Gegenwärtigen zu setzen strebt? Dafs das Vergangene selbst noch ein Wirkliches, und in so fern nicht Vergangenes sei, darauf kommt es an. Man sagt, wir beleben es wieder; es wird wieder lebendig in unserer Erkenntnifs. Aber so macht sich die Wissenschaft zunächst nur zu einer Anstalt der Rettung vom Scheintode und wenn es im Geistigen damit nicht besser und häufiger gelingt, als im Leiblichen, so wird damit auch nicht viel gewonnen sein, vielmehr ist das Erstorbene so auch zunächst nur im Spiritus eines Gedankens aufbewahrt. Der Irrthum ist, dafs das Todte dadurch, dafs es gedacht und durchdacht wird, wieder ein wahrhaft Lebendiges, Wirkliches werde; das ist diese Abstraction, in die, als ihr Gegentheil, die vermeintlich allein historische Forschung so leicht und gewöhnlich umschlägt; es giebt nichts Theoretischeres, Abstracteres, als dieses Verfahren. Ist das Vergangene ins Denken versetzt, so fängt die eigentliche Arbeit des Wissens und der Wissenschaft erst an, welches die Ermittelung der *wahren* d. h. vernünftigen Wirklichkeit darin ist und so erst wird die Reminiscenz zur wahrhaftigen Intelligenz. — Für den gegenwärtigen Zustand wäre schon viel gewonnen, wenn die evangelische Kirche wenigstens die Selbständigkeit und Unabhängigkeit gewönne, welche die höchsten Gerichtsbehörden haben, obwohl diefs dem Hrn. Verf. wenig genügt. Nicht zu bezweifeln ist, dafs die Kirche das Recht haben mufs, in einzelnen Fällen, wie bei liturgischen Aenderungen, öffentlichen theologischen Streitigkeiten gehört zu werden, wie davon neuerlich die Sachsen-Altenburgische Staatsbehörde ein höchst rühmliches Beispiel gegeben hat. Es ist nicht zu erwarten, dafs durch anhaltendes Andringen der Geistlichkeit auf

mehr Kirchengewalt, da sie immer den hierarchischen Schein gegen sich hat, den Hauptmängeln der Verfassung werde abgeholfen werden; sondern es kann allein geschehen von einer Seite, von der der Herr Verfasser gar nichts erwartet, nämlich dadurch, daſs im Staat selbst das freie Interesse an der Kirche einmal so groſs wird und alle Eifersucht und alles Miſstrauen so weit verschwindet, um der Kirche zuzugestehen, was für den Staat selbst vom gröſsten Vortheil ist, so wie auch dann gewiſs an allen Schritten des Kirchenregiments sich das Bewuſstsein ausprägen wird, daſs man der Kirche dienend auch dem Staat wahrhaft diene. Das heiſst: es muſs durchaus das lebhafte Gefühl der Einheit von Staat und Kirche hervordringen. Es muſs der Staat frei in der Kirche, die Kirche frei im Staat sein. Die gegenseitige Freiheit aber ist die Liebe. Soll, wie die protestantischen Symbole sagen, nach göttlicher Ordnung weltliche und geistliche Gewalt nicht mit einander gemengt werden und macht der Hr. Verf. dieſs gegen den Staat geltend, so fragen wir, woher hat die Kirche eine solche Gewalt, welche doch auch bürgerliche Folgen hat? Da zeigt sich wohl, daſs nur durch energische Festhaltung des Ausgangspuncts auch in der selbständigsten Constitution der Kirche der Ueberschlag in das Hierarchische zu verhüten ist.

2. Die Verfassung der Kirche ist nicht so ein Einzelnes, welches allein aus juridischen oder auch theologischen Prinzipien vollständig zu betrachten wäre. Sie ist die der protestantischen Kirche und diese steht in Berührung und Verbindung mit der Gesammtbildung der Zeit. Jeder Fortschritt in der Kultur, in der Wissenschaft der Natur und des Geistes ist auch ein Fortschritt in ihr und sie selbst erst hat den menschlichen Geist zu dem allen frei gemacht. Daher befördert die wahre protestantische Kirche durchaus die Wissenschaft, nicht allein die vom Glauben, sondern auch die allgemeine. Die Wissenschaft der Wissenschaften aber ist die Philosophie, und sie ist auch das Maaſs zur Bestimmung der Stufe wahrhaftiger Entwickelung, bis zu welcher es irgend eine positive Wissenschaft gebracht hat. Historisches Talent ist nur ein Subjectives und in Bezug auf das Subject Respectables; aber eine historische *Schule* giebt es nicht in der Welt; nichts an dieser Seite kann eine Epoche machen oder einen objectiven Abschnitt in der Entwickelung der Wissenschaft. Auch was der evangelische Lehrstand ist oder worauf er Anspruch macht, er kann es nur durch das Maaſs des eben so gründlichen als umfassenden Wissens, errungener Geistesbildung und Geistesfreiheit, worin er den Geist der evangelischen Kirche sich angeeignet hat. Sehen wir uns nun mit diesen Gedanken in dem Buch des Hrn. St. um, so findet sich darin keine Stelle für dieses alles, kein Wort zur Ehre der Wissenschaft, keine Forderung groſser Geistesbildung für den Lehrstand, bei allen Forderungen so groſser Rechte für denselben. Diese Spuren (des Mangels) erschrecken mich billig (vestigia von demjenigen, was nicht zu finden ist, me terrent). Es fehlt nichts, als daſs die protestantische Kirche das Element der Wissenschaft aufgiebt, um bald *unter* den Standpunct der römischen herabzukommen. Dagegen gewährt dieſs Buch mit allen seinen Planen zur Verbesserung der protestantischen Kirchen-Verfassung keine Sicherheit, und darin zeigt es sich als nicht aus ächter protestantischer Gesinnung hervorgegangen. Das Repristiniren, das Aufwärmen des Veralteten und Erkalteten trägt wesentlich selbst dazu bei, den Bildungstrieb, die Zeugungskraft in der Kirche zu zerstören und begünstigt nicht nur, sondern ist selbst auch schon die Unfähigkeit, etwas Neues und Tüchtiges zu produziren. Wie kann man nur daran denken, dem geistlichen Stande mehr Macht und Gewalt einzuräumen, so lange noch die nöthigen Garantien gegen den Miſsbrauch fehlen d. h. so lange noch ein beträchtlicher Theil dieses Standes seinen Glaubenseifer nur in der Flucht und dem Haſs des Denkens und in der Verdammung jeder freieren Geistesbildung erweiset und so viele sind, welche, wenn sie nur von Kritik und Speculation hören, ihren sogenannten heiligen Schauder empfinden und einen solchen Glauben bekennen, der das vernünftige Wissen ausschlieſst, ja ihn selbst eben dadurch erst recht zu ehren meinen. Wie gefährlich wäre es, wenn man die, welche noch solche Kinder am Geist sind, mit Schwerdtern und Bannstrahlen spielen lassen wollte, wenn das Schwerdt des Glaubens, ja selbst das Schwerdt des Wortes Gottes nicht zugleich das Schwerdt des Geistes ist, wenn diese kurze Widerlegung allein gelten sollte, welche die Verketzerung und Verdammung ist. Denkt man sich ein solches Glaubens- und Sittengericht, wie es der Hr. Verf. in diesem Buch organisirt und construirt hat, aus obigen Fanatikern zusammen-

gesetzt, wie wird es verfahren? Sämmtliche Beisitzer haben das volle Gefühl der ihnen göttlich zustehenden Schlüsselgewalt; der Kirchenbann, „der grofse und kleine," (Niddui, Cherem und Schammathah) liegt in ihren Händen. Wir wollen nur sehen, was sie alles an Einem Tage vollbringen. Da kommt zuerst einer vor, der hat statt Unsterblichkeit der Seele gesagt: Unsterblichkeit des Geistes. Er scheint die Unsterblichkeit der Seele zu leugnen. Er ist gewifs ein verkappter Hegeling, und da der Staat bisher gottlos genug war, von allen hinreichend deutlichen Denunciationen keine Notiz zu nehmen, so mufs die Kirche um so mehr zeigen, dafs sie auf die Reinheit und Wahrheit des Glaubens halte. Doch weil es vielleicht nur Versehen im Ausdruck war, so wird er für diefsmal mit dem Bescheid entlassen, *dergleichen* sich nicht wieder zu Schulden kommen zu lassen. Hierauf wird der Rationalismus hereingerufen (der arme, der ohnehin schon von der Zeit gerichtet ist). Er wird ohne weiteres in den Abgrund der Hölle hinabgeschleudert. Es kommt nun die Hegelsche Philosophie und in ihrem Gefolge die speculative Theologie vor (die ohnehin in manchen Ländern nur noch geduldet sind, wie ein unvermeidlich Uebel, wie die Juden). Sie wissen zu ihrer Entschuldigung nichts weiter als das Recht der Vernunft und die Leidenschaft für die Wahrheit anzuführen; aber damit allein haben sie schon verlorenes Spiel. Man sucht in den Gift-Etiketten herum, die man ihnen anhängen könnte, Rubriken, unter denen man sie am zweckmäfsigsten verdammen könnte. Es findet sich Pantheismus, Atheismus, auch Servilismus, auch Liberalismus. Das Beste scheint, ihnen diefs alles zugleich anzuthun. Sämmtliche Bekenner dieser Lehre werden gebannt und verbannt; das Letztere scheint darum nothwendig, damit die erledigten Stellen von Gutgesinnten besetzt werden können. Zuletzt kommt noch ein gewisser Galilei an. Sein Verbrechen ist, die Entdeckung von der Bewegung der Erde vertheidigt zu haben. Er ist ein Greis von 70 Jahren; er ist im Dienst der Wissenschaft alt und grau geworden. Er mufs seine Lehre widerrufen. Er mufs vor diesen finstern Köpfen auf seinen Knien Abbitte thun.

D. Marheineke.

XXXIV.

Der ugrische Volksstamm oder Untersuchungen über die Ländergebiete am Ural und am Kaukasus in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung von Ferdinand Heinrich Müller, Doctor der Philosophie, Privatdocenten der Geschichte an der Universität zu Berlin und correspondirendem Mitgliede der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde zu Stettin.

So wenig es geläugnet werden kann, dafs der russische Staat bei seiner jetzigen politischen Stellung und Gestaltung als einer der grofsen Mächte der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit der europäischen Kulturwelt auf sich zieht, eben so wenig ist es auch zu verkennen, dafs derselbe, trotz mancher Forschungen über ihn in der Gegenwart, rücksichtlich seiner geographischen, historischen und ethnographischen Verhältnisse in der gelehrten Welt noch nicht diejenige Würdigung und Beachtung erhalten hat, welche er unstreitig verdient. Wenigstens möchte er sich in der Behandlung seiner Natur- und Völkerverhältnisse bei den deutschen Gelehrten manchen andern europäischen Ländern heut zu Tage noch nicht an die Seite stellen können. Wohl möchte man behaupten dürfen, dafs diese mindere Beachtung jener so wichtigen wissenschaftlichen Verhältnisse bei den deutschen Gelehrten, denen sonst nichts zu entgehen pflegt, neuerer Art ist, da doch bekanntlich alle diejenigen Männer, denen Rufsland unter der grofsen Fürstin Katharina vornehmlich die Kenntnifs seines Innern verdankte, die sogenannten Akademiker, nur allein Deutsche waren, die durch die Liebe jener Fürstin zur Wissenschaft angelockt sich um ihren Thron versammelten und die Hoheit deutscher Bildung auch in jenem östlichen slavischen Europa begründeten. Wir müssen es daher dem Hrn. Dr. Müller Dank wissen, dafs er so rüstig in die Fufstapfen jener Akademiker tritt, und es unternimmt, uns mit einem Lande vertrauter zu machen, das wir so vielfache Ursache haben gründlich zu studiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 56.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

Der ugrische Volksstamm oder Untersuchungen über die Ländergebiete am Ural und am Kaukasus in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung von Ferdinand Heinrich Müller.

(Fortsetzung.)

Mit seinem, für viele Leser gewifs etwas befremdenden Titel, der jedoch schon durch den berühmten Historiker und Ethnographen J. v. Klaproth gerechtfertigt sein möchte, hat der Verf. mehrfach auf die historische Tendenz der Schrift sowohl, als den Standpunkt hinweisen wollen, von welchem aus er zu wünschen scheint, dafs man die ganze Arbeit betrachten solle. Denn der bis jetzt erschienene Anfang derselben enthält nur einen Theil der ersten Hauptabtheilung des Werkes, welche sich mit den geographischen Verhältnissen oder mit der Natur des Schauplatzes beschäftigt, auf welchem der hier zu behandelnde grofse und merkwürdige Volksstamm seine Entwickelung gehabt hat. Dafs es eine sehr schwere und grofsartige Aufgabe sei, diesen Gegenstand in seinem ganzen Umfange befriedigend zu behandeln, und die damit verbundenen Schwierigkeiten zu lösen, wird Niemand in Abrede stellen.

Wie aus der Vorrede und aus der Einleitung dieses ersten Theils erhellet, hat der Verf. die Bedeutung der historischen Aufgabe sehr wohl erkannt und den Umfang derselben nach Raum und Zeit so weit ausgedehnt, dafs man sieht, er habe alles das zusammenfassen und unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt bringen, was uns von der Verwandtschaft der Völker auf den asiatisch-europäischen Grenzgebieten bisjetzt bekannt geworden ist, und zugleich darthun wollen, wie die Entwickelung des dortigen Völkerlebens sowohl auf das asiatische Morgenland, als auch noch weit mehr auf das europäische Abendland von jeher den bedeutendsten Einflufs ausgeübt habe. Jene Gebiete auf der Grenzmark von Asien und Europa waren bekanntlich der Schauplatz, auf welchem, den abendländischen Berichten zufolge, die Völkerbewegung ihren Anfang nahm, welche wir die grofse Völkerwanderung nennen; dort traten, nach eben jenen Berichten, die für das gesammte Abendland so wichtigen Völker der Hunnen und Ungarn auf. Mögen sie nun dort ihre Urheimath gehabt haben, oder mögen sie erst aus der Mongolei und von den chinesischen Grenzen bis dahin vorgedrungen sein; dort in dem Passagelande des indischen Welthandels, wie der Hr. Verf. sich ausdrückt, zeigt sich ein uralter Handelsverkehr, der den fernsten Osten der alten Welt mit unserer abendländischen Kulturwelt in Verbindung setzte. Als gemeinsamer Mittelpunkt und Anknüpfungspunkt ergiebt sich nun dem Verf. diejenige Völkergruppe, welche er als die *ugrische* bezeichnet. Er bemerkt jedoch dabei, dafs sie die unter dem bekanntern Namen der Finnen vorkommenden Völker umfasse, obschon er diesen Namen vielleicht darum nicht hat beibehalten wollen, weil ihm derselbe zu eng erscheint und er manche andere Völker mit dieser Gruppe in Zusammenhang zu bringen geneigt ist, die man, ohne sich nicht beständigen Mifsverständnissen auszusetzen, mit jenem Namen nicht gut würde belegen können. Hierbei können wir nicht unbemerkt lassen, dafs es an einer historischen Behandlung des politischen und kommerziellen Lebens der verschiedenen Völker jener Gegend durch das ganze Mittelalter hindurch noch ganz gebricht, und dafs dieses Gebiet in Bezug auf Natur und Bevölkerung fast ganz unbekannt geblieben, bis die Eroberungen der Russen Licht in diese skythische Wildnifs trugen. Von welchem gewaltigen Einflusse das Reich der Mongolen Khane der goldnen Horde in Kaptschak auf die Entwickelung der Völker in Asien und Europa gewesen, ist allgemein anerkannt. (Man hat zwar in neu-

ern Zeiten die Münzen dieser mächtigen Herrscher in Rufsland zu sammeln und zu beschreiben angefangen, doch fehlt es noch ganz an einer Geschichte dieses Reiches, welches nach dem Verf. einen der interessantesten Theile der ugrischen Völkergruppe umfassen soll, und welches schon an sich selbst durch seine merkantilischen Beziehungen zu den europäischen Staaten die Aufmerksamkeit der heutigen Welt in Anspruch nehmen sollte).

Als Vorarbeit und als Grundlage für die Resultate seiner historischen Forschungen hat der Hr. Vf. eine Darstellung der Naturverhältnisse des hier in Betracht kommenden Gebietes voraufschicken zu müssen geglaubt. Wenn diese etwas länger, als der Hr. Verf. ursprünglich wahrscheinlich selbst vermuthete, ausgefallen und fast zu einem besondern selbstständigen Werke angewachsen ist, so hat die Wissenschaft keinen Nachtheil dabei gehabt; denn es kann bei wissenschaftlichen Arbeiten zu einem bestimmten Zwecke immer nur wünschenswerth erscheinen, dafs schon die Vorarbeiten zu eigenen wissenschaftlichen Arbeiten anwachsen, wenngleich sie auch grade nicht dem Publikum mitgetheilt zu werden brauchen. Der Hr. Dr. Müller ist mit dem heutigen wissenschaftlichen Standpunkt der Geographie, wie diese ihn durch C. Ritter errungen hat, ganz vertraut, und es mufs uns um so angenehmer sein, durch ihn jene Gebiete in dieser Beziehung näher beleuchtet zu sehen, da die genauere Kenntnifs derselben, wie der Hr. Verf. es auch andeutet, auf das Verständnifs mancher historischen Verhältnisse hinführt. Von C. Ritter sind bekanntlich die Grenzgebiete von Europa und Asien am Ural und am Kaukasus noch niemals in seinen Schriften behandelt worden, und die auf ihnen ruhende Dunkelheit ist gröfser, als man es erwarten sollte. Dennoch ist ihre Kenntnifs ein wahres Bedürfnifs der Wissenschaft, und gewifs wird man dem Hrn. Verf. dafür Dank wissen, dafs er zur Lichtung dieses Dunkels eifrigst beigetragen hat. Er selbst äufsert sich in der Vorrede darüber wohl nicht ganz mit Unrecht, dafs es leider ein nur allzuhäufiges Vorurtheil sei, in der Geographie schon längst alles für abgemacht und fertig zu halten, wo doch die Kenntnifs kaum erst ihren Anfang nehme, und wo von einer Erkenntnifs noch gar nicht die Rede sein könne. Referent mufs dieser Bemerkung völlig beistimmen, da ihm nicht bekannt ist, dafs bis jetzt auch nur *ein einziges wahrhaft geographisches Werk von wissenschaftlichem Charakter* über Ost-Europa existire, so viel Statistiken in dieser Beziehung auch vorhanden sein mögen, denen er ihren Werth in ihrer Art ungeschmälert lassen will. Dafs in diesem Gebiete noch die wesentlichsten Entdeckungen rücksichtlich der Naturverhältnisse und ihres Einflusses auf den Gang des Völkerlebens zu machen seien, worin sich eben der Charakter der wissenschaftlichen Geographie ausspricht, das ist hier, wie es dem Refer. erscheint, ziemlich klar dargethan, und daher möchte diese Arbeit auch um so gröfsere Beachtung verdienen, und auf den Dank aller Gebildeten Anspruch machen.

Vor allen Dingen wird es bei diesem so interessanten Werke darauf ankommen, es mit derselben Gediegenheit und Gründlichkeit fortgesetzt zu sehen. Dem Refer. will hier zuvörderst die Darstellung des Stromsystems der Wolga als unerläfslich erscheinen. Die Uferlandschaften der Wolga sind, wie bekannt, von jeher eine Hauptheimath verschiedener Zweige des hier genannten ugrischen Volksstammes gewesen; die mächtigsten Reiche haben an ihren Ufern die Sitze aufgeschlagen, wie die Khane von Kasan und Kaptschak, die blühendsten Handelsstädte, wie Nischnei-Nowgorod und Astrachan, haben an ihrem Wasserlaufe sich erhoben, die merkantilischen Völker der Permier, Bulgaren und Chasaren hatten einstmals hier ihre Stätten, selbst das heutige russische Staatsleben ist in den Landschaften dieses Stromgebietes grofs geworden, bis der Staat seit Peter dem Grofsen seinen Mittelpunkt in den baltischen Gestadelandschaften nahm. Das baltische Meer selbst steht durch den Stromlauf der Wolga seit uralter Zeit mit dem kaspischen Meere in merkantilischer Verbindung, und der Strom hat seit vielen Jahrhunderten zur Handelsstrafse aus dem Innern von Asien nach dem germanischen Abendlande gedient. Dafs die Natur des Stroms und seiner ganzen Thalbildung auf diesen Gang der historischen Verhältnisse einen bedeutenden Einflufs habe, ist wohl unläugbar, und wird jetzt auch so ziemlich anerkannt, nachdem uns C. Ritter gelehrt hat, auf dergleichen Verhältnisse zu achten, und wir aufgehört haben, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen.

Eine genügende Behandlung des Stromsystems der Wolga nach seinen physikalischen und historischen Verhältnissen bleibt allerdings eine schwierige Auf-

gabe. Aber sie bleibt um so unerläſslicher, als in diesen Gebieten nur auf einer tüchtigen geographischen Grundlage, wie wir sie in diesem Werke finden, eine, den jetzigen Anforderungen der Wissenschaft angemessene Geschichte gegeben werden kann, weil diese hier immer mehr oder minder einen ethnographischen Charakter tragen wird.

Das vom Hrn. Dr. Müller bebaute Feld lag eigentlich bisher brach; die Schriften der russischen Akademiker, deren Studium der Verf. zur Grundlage seiner Arbeit gemacht hat, wir dürfen es wohl sagen, waren so gut als wie nicht mehr vorhanden für uns — das für uns so wichtige nordöstliche Europa lag selbst für viele Gelehrte wie ein Reich der Versteinerung da. Es ist nicht zu viel, wenn wir den Hrn. Dr. Müller als den zweiten Entdecker dieser Regionen betrachten; aber er ist nicht bloſs der Entdecker, er ist auch unser Führer in diesen weitschichtigen Regionen. Sein Buch trägt den Stempel der gröſsten Einfachheit, indem er in einer ganz kunstlosen, von vornehmen und hochtrabenden Wörtern freien Rede nur von der Sache selbst spricht und bei den wichtigsten Verhältnissen stets hervorgehoben wird, daſs Dieses oder Jenes die Auffassung und Darstellung der Augenzeugen selbst sei; für alle, welche ein rein wissenschaftliches Interesse für die hier behandelte Sache haben, unstreitig die willkommenste Behandlungsweise.

Uebersehen wir die Arbeit des Verfs., so sollen in der geographischen Abtheilung des Werkes als charakteristische Naturformen in den weiten Ebenen auf der asiatisch-europäischen Grenzmark vornehmlich die Gebirgssysteme des Ural und des Kaukasus und der Wolga-Strom mit den ihnen angelagerten Landschaften geschildert werden. Davon finden wir hier in fünf Abschnitten zunächst nur den Ural behandelt, mit den Gebieten, welche sich an seiner Ost- und West-Seite ausbreiten, von den Ländern der Kirgisen im Südosten bis zu dem skandinavischen Finnmarken und Lappland im Nordwesten. Alle diese Landschaften gehören nach des Verfs. Auffassung zu dem Entwickelungsschauplatze dieses Volksstammes der Ugrier, als deren historisches Heimathsland oder doch Hauptsitz er das uralische Gebirge betrachtet. Die Darstellung dieses Gebirgssystems gleich im ersten Abschnitte, nach allen seinen physikalischen, ethnographischen und historischen Verhältnissen, auf eine klare und anschauliche Weise, ist eine wahre Bereicherung der Wissenschaft, da man sich darnach vergeblich in ältern und neuern geographischen Werken umsehen würde und die Benutzung des in den akademischen Schriften dargebotenen Materials, so wie die damit verbundene Anwendung der historischen Berichte der frühern Zeit lehren, daſs man dem Gegenstande, auch abgesehen von seiner wissenschaftlichen Bedeutung, ein allgemeines Interesse abgewinnen könne. Diese bisherige terra incognita wird hier zum Vortheil der historischen Forschung zum erstenmale gehörig beleuchtet. So lernt man am südlichen Ural die Baschkiren-Hauptstadt Ufa kennen, mit ihren alten Denkmalen, den Grabhügeln, deren merkwürdige Ausbreitung in den osteuropäischen Gebieten bis zum baltischen Meere bis jetzt noch zu wenig für die Geschichte beachtet worden ist. Am Südfuſse des Ural wird uns der Stromlauf des Jaik mit dem groſsen Emporium Orenburg und mit der merkwürdigen slavischen Kolonie der uralischen Kosacken vorgeführt, deren Lebensart und Beschäftigung bei dem Fischreichthum des Uralflusses genau geschildert wird. Daran reiht sich dann die interessante Episode über die Natur und über die historischen Verhältnisse derjenigen groſsen Lücke zwischen dem Südfuſse des Uralgebirges und dem kaspischen Meere, welche hier das groſse uralische Völkerthor genannt wird. Unläugbar hat hier der Verf. sehr lehrreiche Aufschlüsse über den Gang des Handelsverkehrs der Völker vom Osten zum Westen und über die Wanderungen der Völker selbst nach dem europäischen Abendlande gegeben. Eben solche Darstellung der wesentlichen Naturverhältnisse, wie in diesem Gebiete, möchte man wohl über viele andere in historischer Beziehung gleich wichtige Landschaften wünschen. Von der Zeit der alten Seren an durch die Zeiten der Hunnen, Mongolen und Tataren, sind diese Wanderungen der Handelskaravanen und ganzen Völkerstämme durch das uralische Völkerthor verfolgt bis auf die letzten Wanderungen der Kalmücken-Stämme vor einem halben Jahrhundert. Die gewöhnliche Annahme von der Einheit der alten Seren mit den Chinesen wird hier zwar verworfen, und geläugnet, daſs die Chinesen sich jemals so weit nach dem Westen verbreitet haben sollen, doch mag sich der Verf. nun mit demjenigen in's Reine setzen, was seitdem durch Ritter

über die politischen und auch militairischen Unternehmungen jenes Volkes bis zu den europäischen Grenzgebieten hin beigebracht worden ist. Am mittleren Ural treten als besonders interessante Punkte hervor: die verschiedenen Passagen über dieses Gebirge, die eisernen Pforten nach dem Lande Jugrien, womit der Entdeckungszug der Kosacken unter Jermak Timofejew nach Sibirien in Verbindung gesetzt ist, und der nördliche wüste Ural, dem jetzt alles historische Interesse abgeht, ist durch des Verfs. Studien gerade zum Mittelpunkte des Lebens für den ganzen hier behandelten historischen Kreis gemacht worden, indem wir an ihm das alte Heimathsland der Ugrier in dem Lande Jugrien kennen lernen, welches nach alten Traditionen das Vaterland der Hunnen und Ungarn sein soll. Die öden Naturgebiete sind durch eine geschickte Benutzung des historischen Stoffes auf eine treffliche Weise belebt worden und die bisher freilich mehr angedeuteten als ausgeführten Hinweisungen auf das einstmalige merkwürdige Völkerleben in diesen Regionen des Nordens lassen in dem historischen Theile die interessantesten und wichtigsten Resultate hoffen. Zu erwarten steht dann auch wohl, dafs sich der Verf. noch näher über den Ursprung, über die Entstehung und Ausbreitung dieses Namens der Ugor oder Ogor, der schon in der Geschichte der Völkerwanderung eine so grofse Rolle spielt, und der hier nur mehr von seiner geographischen als von seiner historischen Seite aus beachtet worden zu sein scheint, aussprechen werde, um dadurch auch eine wahrhafte Rechtfertigung des Titels von seinem Buche zu geben.

An die besondere Darstellung des uralischen Gebirges schliefsen sich noch vier Abschnitte allgemeinern Inhalts an, deren ersterer den Bau des Gebirges in geognostischer Beziehung charakterisirt. Man sieht zwar, dafs der Verf. kein eigenes Studium aus den Naturwissenschaften gemacht, was er auch offenherzig eingesteht, doch hat er nach Angabe der ältern und neuern Reisenden kurz und bündig dasjenige gegeben, was für die Anschauung im allgemeinen und vornehmlich für die historischen Zwecke wohl vollkommen genügen und was auch bei aller weiteren Bereicherung unserer Kenntnisse von der naturwissenschaftlichen Seite aus wohl nicht umgestofsen werden wird. Die charakteristische Bildung des Ural in Beziehung auf die ihm angelagerten Landschaften ist klar hervorgehoben. — Die beiden folgenden kleinern sich daran anschliefsenden Abschnitte über die Bewohner des Urals und über den uralischen Bergbau werden gewifs durch ihre lehrreichen und sehr reichhaltigen Mittheilungen, die mit grofsem Fleifse verarbeitet sind, und in dieser Gestalt gleichsam zum erstenmale in die Wissenschaft eingeführt werden, das allgemeine Interesse rege machen. Die bis dahin mehr nur dem Namen als der Sache nach bekannten Wogulen und Baschkiren lernen wir hier als Urbewohner des Ural und als vermittelnde Glieder zwischen der asiatischen und europäischen Völkerwelt kennen. Letztere werden hier zwar auch, ihrer Abstammung nach, dem ugrischen Volksstamme beigesellt, und es sind schon mancherlei Beziehungen derselben auf die frühern ethnographischen Verhältnisse jener süduralischen Gebiete angedeutet, doch möchte der Verf. einen üblen Stand haben, dies mit der jetzt herrschenden Auffassung von der türkischen Abstammung dieses Volkes in Uebereinstimmung zu bringen, worüber wir in dem historischen Theile natürlich die Rechtfertigung erwarten. Wer den jetzt so berühmten uralischen Goldgruben, einer der Schatzkammern Rufslands, seine Aufmerksamkeit schenkt, wird in der Geschichte des uralischen Bergbaues ohne Zweifel genügende Befriedigung finden. — Die Schlufsparthie des ganzen ersten Abschnittes bildet die Darstellung des Gegensatzes zwischen den Ebenen im Osten und Westen des Ural und der grofsen Naturgrenze in der kaspischen Steppenniederung. Die Schilderung der hier hervorgehobenen Naturverhältnisse giebt die schätzbarsten Beiträge zur Kenntnifs jener bis jetzt minder beachteten Regionen, und die sorgfältige Darlegung jener Naturgrenze, das Obtschei-Syrt, welcher die wahrhafte Grenze Europas in der grofsen Lücke zwischen dem Ural und dem Kaukasus bildet, wird diesem geographischen Theile des Werkes stets seine Bedeutung und seinen wissenschaftlichen Werth sichern.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 57.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

Der ugrische Volksstamm oder Untersuchungen über die Ländergebiete am Ural und am Kaukasus in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung von Ferdinand Heinrich Müller.

(Schlufs.)

Die beiden folgenden Hauptabschnitte führen uns nach dem asiatischen Boden zurück, wo wir die öden kirgisischen Steppen durchwandern, deren heutige Bewohner, die drei Horden der Kirgisen, nach ihrer Lebensart und politischen Verhältnissen in den Hauptzügen geschildert werden. Besonders interessant und beachtungswerth sind da die Mittheilungen über die durch Rufslands Einflufs beginnende Civilisation unter diesem rohen Hirtenvolke. Auch mufs man es rühmend anerkennen, dafs die ethnographischen Unterschiede der Völker, vornehmlich in Beziehung auf die immer noch zu wenig genau gebrauchten Namen der Türken, Tataren und Mongolen nach Anleitung Klaproths und Ritters sorgfältig beachtet worden, so dafs man hier nicht den steten Mifsverständnissen, wie sonst häufig, ausgesetzt ist. Die Darlegung des grofsen sibirischen Stromsystems des Irtisch und Obi im dritten Hauptabschnitte, nach seinem ganzen Umfange, mit steter Hinweisung auf die ältern und neuern ethnographischen und historischen Verhältnisse ist hier um so willkommner, als wir schon durch Ritter den obern Lauf desselben in seiner Beschreibung des Altai kennen gelernt haben. Unser Verf. hat zwar den obern Lauf nicht in einer, mit so erdrückender Gelehrsamkeit gegebenen Form geschildert, doch sieht man, dafs ihm die Hauptquellen darüber nicht unbekannt gewesen sind. Die Darstellung des minder bekannten mittlern Laufes, wo das merkwürdige Tobolsk in dem ursprünglichen alten Sibirien gelegen ist, so wie des untern Laufes durch die sibirischen Tundras, wo die sogenannten ugrischen Ostjaken und die Samojeden als Jägervölker umherschweifen, macht das Bedürfnifs besonders fühlbar, eine ähnliche Behandlung von dem gesammten sibirischen Norden mit seiner grofsartigen, dreifach gegliederten Stromgruppe zu erhalten. Wir müssen dies um so mehr wünschen, als wir nicht hoffen dürfen, dafs Ritters umfassende Arbeit über Asien sich diesem Gebiete bald zuwenden werde.

Indem wir in dem vierten Abschnitte nach Europa zurückkehren, finden wir hier zunächst das Stromsystem der Dwina mit dem nordrussischen Uwalli behandelt. Schon die allgemeine Uebersicht über die osteuropäischen Gebiete und die Andeutungen über die historische Bedeutung der polarischen Küstenlandschaften Europas am weifsen Meere beweisen die genaue Bekanntschaft und richtige Würdigung des von dem Verf. zu bearbeitenden Stoffes. Der ganze Stromlauf der Dwina tritt hier zum erstenmale klar in die Anschauung und die Natur des grofsen nordrussischen Landrückens, des sogenannten Wolok, in dem tschudischen Lande Sawolotschje nach den ältern Russen oder in dem Bjarmaland nach den Scandinaviern, ist hier auf eine ganz neue und lehrreiche Weise hervorgehoben worden. Die Nachweisung der historisch-ethnographischen Bedeutung dieser Naturform und die Beziehung dieser nordischen Gebiete auf das politische und merkantilische Leben des Freistaates Nowgorod auf der einen, und der Normannen in Scandinavien auf der andern Seite, ist eben so interessant, als wichtig für die Wissenschaft. Man erkennt, dafs hier fast noch eine ganz neue Welt zu entdecken ist, und dafs bei weitern Forschungen auf diesem Gebiete und von mehr Hilfsmitteln gefördert, wie sie nur den in Rufsland sich aufhaltenden Gelehrten zu Gebote stehen, die Geschichte dereinst noch zu den wichtigsten Resultaten kommen werde. — An die Naturform des nord-

russischen Uwalli schliefst sich dann unmittelbar eine Uebersicht des Waldreichthums der osteuropäischen Ebenen an, weil hier das eigentliche Revier der mächtigsten Waldungen Rufslands ist. Auf eine geschickte Weise hat der Verf. damit eine Geschichte des russischen Forstwesens in Verbindung gebracht; es wird auf den Kontrast aufmerksam gemacht, der in Beziehung auf die Waldungen zwischen den südlichen und nördlichen Provinzen Rufslands herrscht, und wie durch die grofse Verschwendung des Holzreichthums doch endlich die Organisation des Forstwesens seit der Zeit Peter des Grofsen nothwendig gemacht worden ist. Dann ist von der Ausbreitung und Beschaffenheit der Waldungen die Rede, die von den Russen selbst in schwarze, weifse und rothe Holzarten eingetheilt werden, und von dem Verhältnifs dieses Holzreichthums zu der russischen Marine auf den vier Meeren, welche Rufslands Küsten bespülen. Doch hätte sich der Vf. hier wohl etwas beschränken können, sich, wie es an mehreren Punkten geschehen ist, nicht seinem Zwecke zuwider in das statistische Detail zu verlieren, wenn gleich manche nähere Nachweisungen davon beitragen, die Sache mehr zu charakterisiren und ihr den abstrakt allgemeinen Charakter zu benehmen. Es schliefst der ganze Abschnitt über das Dwina-Gebiet mit dem Zusammenfassen aller historischen Verhältnisse in der ausführlichen und lehrreichen Schilderung des grofsen Seehafens von Archangel, dessen Geschichte von der Zeit der alten Normannen und Bjarmier bis auf unsere Tage fortgeführt ist, wobei die Unternehmungen der Engländer nach der Entdeckung des weifsen Meeres im sechszehnten Jahrhundert und die Pläne Peter des Grofsen vor der Erbauung von Petersburg zu den merkwürdigsten Verhältnissen gehören möchten.

In dem fünften und letzten Hauptabschnitte werden wir mit dem Gebiete der finnischen Seegruppe bekannt gemacht, welches zugleich den nördlichsten Theil des skandinavischen Halbinsellandes umfafst und bis jetzt auch wohl zu den minder bekannten Gebieten Europas gehören möchte. Als Heimathsland der Finnen oder eigentlich Finnländer, wie sie der Verf. von den Finnen im allgemeinen noch unterscheidet, und der Lappen sind diese von Felsklippen erfüllten und mit Seen und Sümpfen überdeckten Landschaften wichtig für eine Geschichte des ugrischen Volksstammes, von welchem die bei den germanischen Völkern sogenannten Finnen einen wesentlichen Theil ausmachen. Worauf es bei einer genügenden Darstellung der Naturverhältnisse Finnlands im weitern Sinne nach seinen Naturgrenzen oder mit Einschlufs eines grofsen Theils von Lappland ankam, ist dem Verf. nicht entgangen. Dies betrifft nämlich das Verhältnifs dieses Gebietes zu dem skandinavischen Alpenlande, worüber bis jetzt immer die falschesten Vorstellungen herrschten. So wie daher hier zunächst die finnisch-slavische Grenzmark behandelt ist, so nachher die finnisch-skandinavische, um daraus das Eigenthümliche des dazwischenliegenden Gebietes zu erkennen, in wie fern es mit den angrenzenden Landschaften in Verbindung steht und sich davon auch wieder durchaus unterscheidet. Die Schilderung der Nordenden Europas in dem sogenannten Finnmarken mit dem völligen Abbrechen des skandinavischen Alpengebirges in der Zerklüftung der finnmärkischen Fiorde ist nach den trefflichen Mittheilungen eines L. v. Buch darüber um so lehrreicher, als jene Angaben noch niemals recht benutzt worden sind, und die Durchschnittsreise durch jenes Gebiet am Torneaflusse entlang von dem Nordkap bis zur Nordspitze des baltischen Meeres läfst die Natur der angelagerten Landschaften, vornehmlich in Finnland selbst, besser erkennen, als alle allgemeine Beschreibungen. Dennoch ist auch eine kurze Darstellung der Naturverhältnisse des innern Finnlands, die dem angereiht ist, immer belehrend genug, besonders da dies noch die Gelegenheit giebt, die sonst kaum bekannten finnischen Stämme der Karelen, Tawasten und Kwänen nach ihren Sitten und Lebensart hervorzuheben. Doch sind am Schlusse auch die Finnländer noch im allgemeinen und sodann das merkwürdige Rennthier-Nomadenvolk der Lappen im europäischen Norden ausführlich behandelt worden. Die häufig besprochene Verwandschaft eben dieser Stämme mit den Ungarn, die hier nur beiläufig berührt ist, wird vermuthlich im historischen Theile noch näher betrachtet werden. Dagegen hat der Verf. nicht unterlassen, schon gleich auf die Verbreitung der finnischen und lappischen Bevölkerung der frühern und spätern Zeit im Innern von Scandinavien hinzuweisen, und mit den sorgfältigen Angaben darüber schliefst der reiche, hier kurz charakterisirte Inhalt dieses Theils.

Möge der Verf. Mufse gewinnen bald die Fortsetzung des Werkes, welche schon im vorigen Som-

mir erscheinen sollte, folgen zu lassen, und möge er die ihm von uns gegebenen Andeutungen dabei nicht unbeachtet lassen. Was auch von seinen Forschungen später, wo eine Uebersicht über das Ganze und eine Vergleichung der gewonnenen Resultate möglich ist, dahin fallen, oder sich als hypothetisch erweisen sollte, durch das Werk des Hrn. Dr. Müller ist ein grofser Schritt vorwärts geschehen — schon das bis jetzt Gegebene, dessen Werth nach dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft man dankbar anerkennen mufs, zeigt, wie viel auf diesem Gebiete durch sorgfältige Bemühung für die Geschichte und Geographie noch zu gewinnen ist.

v. Brandt.

XXXV.

Ueber die ältesten christlichen Begräbnifsstätten und besonders die Katakomben zu Neapel mit ihren Wandgemälden. Ein Beitrag zur christlichen Alterthumskunde von Dr. Christ. Fr. Bellermann, Pfarrer der St. Paul-Gemeinde zu Berlin. Mit 12 *illuminirten Tafeln, Wandgemälde der neapolitanischen Katakomben darstellend, und* 13 *schwarzen Tafeln, Aufrisse derselben. Hamburg,* 1839. *bei Friedrich Perthes.*

Zu den wichtigsten Denkmälern des christlichen Alterthums gehören unstreitig die unter dem Namen Katakomben bekannten unterirdischen Begräbnifsstätten, welche sich an mehreren Orten Italiens, namentlich zu Rom und Neapel, befinden, und in ihren ersten Anfängen bis auf die ältesten Zeiten der Kirche zurückgehn. Um so mehr ist es daher zu bedauern, dafs nicht überall die gehörige Aufmerksamkeit auf ihre Erhaltung verwendet worden, und die in ihnen befindlichen Monumente, wie Inschriften, Gemälde, Sculpturen u. s. w., die uns so wichtige Thatsachen für die ersten Anfänge einer eigenthümlichen christlichen Kunstübung liefern, gesammelt und dem Untergange entzogen sind. Nur den römischen Katakomben ist eine solche Pflege zu Theil geworden, indem hier das kirchliche Interesse die päpstliche Regierung veranlafst hat, für die Erhaltung dieser ehrwürdigen Ueberreste des christlichen Alterthums Sorge zu tragen. Die unterirdischen Gänge selbst wurden daher auf das genaueste durchforscht, und die in ihnen aufgefundenen Sculpturen, Gemälde und Inschriften gesammelt und von gelehrten Antiquaren in ausführlichen Werken erläutert. Was dagegen die zu Neapel befindlichen Grabstätten betrifft, welche den Römischen zwar nicht an Umfang und Ausdehnung, wohl aber an Grofsartigkeit der Anlage gleichkommen, ja sie hierin sogar noch übertreffen dürften, so waren sie bis zur neuesten Zeit dem Untergange und der Verwüstung Preis gegeben, so dafs nur wenige Gemälde und Inschriften sich in ihnen erhalten haben. Diefs bewog den Verf. vorliegender Abhandlung, bei einem mehrjährigen Aufenthalte daselbst, wenigstens das noch Vorhandene zu sammeln, und es dadurch einem gänzlichen Untergange zu entziehen. Die unterirdischen Gänge der dortigen Katakomben wurden daher von ihm auf das Sorgfältigste untersucht und durchforscht, und alles, was sich von Inschriften und Gemälden noch vorfand, genau verzeichnet, wobei er das Glück hatte von zwei befreundeten Künstlern unterstützt zu werden, deren er sich zu Vornahme der nöthigen Vermessungen und zum Copiren der wenigen noch vorhandenen Bilder bedienen konnte. So entstand vorliegende Schrift, worin zuerst eine ausführliche und gründliche Beschreibung dieser Grabstätten, nebst einem auf genauen Messungen beruhenden Plane derselben und einer getreuen Abbildung sämmtlicher in ihnen noch befindlichen Wandmalereien geliefert wird. Zugleich hat der Verf. alles, was sich im Allgemeinen auf die altchristlichen Grabstätten und deren kirchliche Bedeutung, so wie auf die in ihnen vorgefundenen Monumente bezieht, gesammelt und zu einer Totalanschauung zu vereinigen gesucht, wobei er mit gleicher Gründlichkeit verfahren, so dafs seine Abhandlung auch in dieser Hinsicht eine ausgezeichnete Stelle in der Litteratur der christlichen Alterthumskunde behaupten wird. Damit vereinigt sie den seltenen Vorzug einer geschmackvollen Behandlung ihres Gegenstandes, so wie einer lebendigen und zugleich klaren Darstellung, so dafs sie auch in dieser Beziehung sich vortheilhaft auszeichnet, und daher sicherlich einen weiteren Kreis von Lesern, die mehr als blofse Befriedigung eines rein antiquarischen oder kunsthistorischen Interesses suchen, gewinnen wird. Besonders

erfreulich war es dem Refer., in ihr denselben Ansichten über den Ursprung und die Bedeutung dieser Grabstätten und ihrer Denkmäler zu begegnen, die er selbst in einer vor mehreren Jahren veröffentlichen Abhandlung über diesen Gegenstand ausgesprochen *), und dadurch eine neue Bestätigung derselben zu erhalten. Indem er daher nur mit den einzelnen Behauptungen des Verfs. übereinstimmen kann, wird er sich lediglich auf eine einfache Berichterstattung von dem Inhalte dieses Werks beschränken, um dadurch die Leser der Jahrbücher zu dessen näherer Bekanntschaft einzuladen.

Der Verf. beginnt mit allgemeinen Erörterungen über altchristliche Grabstätten überhaupt, deren Ursprung und Bestimmung. Er geht dabei von der richtigen, durch äufsere Zeugnisse bestätigten Ansicht aus, dafs bereits während der Zeit der Verfolgungen die christlichen Gemeinden ihre besondern, von den heidnischen getrennten Begräbnifsorte hatten, wo sie ihre Todten zur Ruhe bestatteten, indem der Gedanke an die auch nach dem Tode fortdauernde Gemeinschaft im Glauben, welcher in den ältesten Christen so mächtig hervortrat, zu Entstehung einer solchen Gemeinde-Einrichtung nothwendig führen mufste. In der Regel war das Grab eines Märtyrers der Mittelpunkt, um den sich die gemeinsame Grabstätte allmählig bildete, da jeder in der Nähe dessen ruhen wollte, der durch seinen Tod Zeugnifs von der Kraft seines Glaubens abgelegt, um so auch jenseits des Grabes in Gemeinschaft mit ihm zu bleiben. An seinem Grabe wurde dann durch gemeinsamen Genufs des Abendmahls die Feier seines Todestags begangen, wodurch die Grabstätte auch zu einem Andachtsort wurde, ja sogar die einzige heilige Stätte der Gemeinde war, so lange noch keine Kirchen existirten. „Der gemeinschaftliche Kirchhof wurde, wie der Verf. p. 5 sagt, mit verdoppelter Liebe besucht und gepflegt, sowohl um des der ganzen Gemeinde angehörigen Märtyrers willen, als auch deshalb, weil jeder Einzelne die sterbliche Hülle der Seinigen hier in der Erde barg: er diente nun zu gleicher Zeit zu einem Andachtsorte und zu einer fortwährenden Begräbnifsstätte der Gemeinde." Entlegene, soviel wie möglich von dem Verkehr gesonderte Orte, aufserhalb der Stadt, wurden dazu erwählt, in der Regel verlafsne Tuff- oder Sandgruben, oder Steinbrüche, welche dann bei wachsendem Bedürfnifs allmählig zu einem so bedeutenden Umfange erweitert wurden, als wir sie noch gegenwärtig namentlich zu Rom und Neapel finden. Daraus erklären sich die Namen arenariae, cryptae u. s. w., womit diese Grabstätten bezeichnet werden: die gewöhnlichste und allgemeinste Benennung derselben ist die von coemeterium, Ruhestätte, da nach christlicher Ansicht der Tod nur ein Schlaf, eine Ruhe nach den überstandenen Mühen des Lebens ist. Der Name catacumbae oder catatumbae dagegen, der jetzt der gewöhnliche geworden, hatte ursprünglich, wie diefs von Refer. in jener vorhin angeführten Abhandlung ausführlicher gezeigt ist, eine rein locale auf Rom bezügliche Bedeutung, indem damit anfänglich nur die Gegend in der Nähe des Circus des Maxentius vor dem Thore S. Sebastiano bezeichnet wurde, wo sich viele Puzzolan-Gruben befanden, deren sich die dortige Christen-Gemeinde zu Bestattung ihrer Todten bediente; dann wurde er auf diese Grabstätten selbst angewendet, bis er endlich auch hier nur auf eine unterhalb der Kirche S. Sebastiano befindliche Kapelle beschränkt wurde, in der nach der Legende die Leichen der Apostel Petrus und Paulus geruht haben sollen. In jener lokalen Bedeutung finden wir den Namen schon in einem Verzeichnifs der römischen Kaiser aus dem vierten Jahrhundert bei Eccard Corpus historicorum medii aevi Tom. I. p. 31. wonach die Behauptung des Verfs. p. 7, dafs er zuerst in einem Briefe Gregors I. vorkomme, berichtigt werden mufs. Erst später, seit dem 9ten und 10ten Jahrh. finden wir ihn in allgemeinerem Sinne, als gleichbedeutend mit coemeterium, gebraucht *).

*) Roms Katakomben und deren Alterthümer in Plattner, Bunsen, Gerhard und Röstell Beschreibung der Stadt Rom. Stuttgart 1830. Band I. p. 355 flgd.

*) S. Du Cange Glossarium med. atque infim. latin. s. v. Catacumbae.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 58.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

Ueber die ältesten christlichen Begräbnissstätten und besonders die Katakomben zu Neapel mit ihren Wandgemälden. Ein Beitrag zur christlichen Alterthumskunde von Dr. Christ. Fr. Bellermann.

(Fortsetzung.)

Die Verehrung und Andacht, welche sich an diese Begräbnissstätten anschloss, verlor sich nicht, nachdem die Kirche durch Constantin Anerkennung im römischen Reich erhalten, und die Verfolgungen aufgehört hatten: sie steigerte sich vielmehr, da die Verehrung der Märtyrer immer mehr zunahm: überall wurden die Gräber derselben aufgesucht, und bald glaubte man in allen aus der Zeit der Verfolgung herrührenden Coemeterien nur Märtyrergräber zu erblicken, weswegen sie Jahrhunderte hindurch noch Gegenstand gläubiger Verehrung blieben, wie diess namentlich die von dem Vf. angeführten Zeugnisse des Prudentius, Hieronymus und Paullinus von Nola beweisen. Auch dienten sie noch lange Zeit zur Bestattung der Todten, so dass die Anlegung neuer und die Erweiterung der alten Grüfte fortwährend nöthig war, bis es ausschliessliche Sitte geworden die Verstorbenen in den Kirchen oder in besondern neben denselben befindlichen Kirchhöfen zu beerdigen. Endlich wurden in ihnen noch immer die Feste der Märtyrer an ihren Gräbern begangen, was zu grösserer Ausschmückung und Verzierung derselben Veranlassung gab. Erst nachdem die Zahl der Andächtigen, die sich zu solchen kirchlichen Feiern versammelten, so gross geworden, dass sie die engen Räume der Katakomben nicht mehr fassen konnten, wurden Kirchen oberhalb der Erde über dem Grabe der Heiligen erbaut, die gleichfalls Coemeteria genannt wurden, da sie Ruhestätten derselben sein sollten, woraus die Sitte entstanden, die wir in den meisten älteren Kirchen befolgt finden, unter dem Hauptaltare unterirdische Kapellen, sogenannte Krypten, anzulegen. Auf diese Märtyrerkirchen und nicht auf die unterirdischen Grüfte dürften auch wohl die von dem Verf. p. 13 und an andern Orten seiner Schrift angeführten Stellen des Liber Pontificalis zu beziehen sein, welche von Ausschmückungen und Restaurationen der Coemeterien durch die Päpste des 5ten und 6ten Jahrhunderts reden, und dass diese selbst in ihnen gewohnt, und heilige Handlungen verrichtet hätten. Namentlich gilt diess von der p. 13 in der Note angeführten Stelle aus dem Leben Johann III., wo Refer. der von dem Verf. im Text gegebenen Erklärung nicht beitreten kann: denn die daselbst angeführte Verordnung dieses Papstes bezieht sich offenbar auf einen regelmässigen sonntäglichen Gottesdienst in den Coemeterien, wozu die Abendmahlselemente (oblationes), so wie die gottesdienstlichen Gefässe (ampullae) und Kerzen (luminaria) aus dem Lateran geliefert werden sollten: soweit wir aber Kunde haben, fand eine solche regelmässige Feier nie in den unteridischen Grüften, wohl aber in jenen Kirchen oberhalb der Erde statt, so dass diese Stelle nur auf die letzteren bezogen werden kann. Aber auch diese gottesdienstliche Bedeutung der Katakomben verlor sich allmählig seit dem 6ten Jahrh., indem die Sitte überhandnahm, die Reliquien der Heiligen nach den Kirchen zu versetzen: zwar suchten auch noch spätere Päpste und Bischöfe ihr Andenken zu erhalten; sie hatten aber keine Beziehung mehr zu dem kirchlichen Leben der Gemeinde, sie standen daher leer und verlassen und waren der Verwüstung ausgesetzt, bis sich endlich im 16ten Jahrh. ein religiös-antiquarisches Interesse ihnen wiederum zuwendete, was dann die Folge hatte, dass man an einzelnen Orten, wie z. B. in Rom, darauf bedacht war, das noch Vorhandene wenigstens zu erhalten, und es gegen gänzlichen Untergang sicher zu stellen.

Der Verf. erläutert hierauf die Sitten und Gebräuche, welche sich an diese Grabstätten anschlossen, die

Abendmahlsfeier an den Gräbern der Märtyrer und der andern dort ruhenden Todten, die Sitte, Gastmähler zu Ehren der Todten in den Coemeterien selbst oder in den Vorhallen der Kirchen zu halten, und die Gebräuche der Todtenbestattung, wobei er auch von den kirchlichen Beamten, die mit der Anlegung und Erweiterung dieser Gänge und dem Einhauen der Gräber in die Seitenwände beauftragt waren, und fossarii oder copiatae genannt wurden, ausführlicher handelt. Die Gemälde, mit denen die Coemeterien ausgeschmückt wurden, geben ihm endlich Veranlassung auf das Verhältniſs der bildenden Kunst zur Kirche näher einzugehen. Hatte sich auch letztere anfänglich gegen bildliche Darstellungen, als eine heidnische Sitte erklärt, so konnte man ihrer doch nicht gänzlich entbehren, da sie zu tief mit allen Gewöhnungen des Lebens verflochten waren: die Kirche war daher weniger darauf bedacht, sie gänzlich zu entfernen, als vielmehr an die Stelle der heidnischen Bilder Symbole und Vorstellungen zu setzen, welche christliche Ideen ausdrückten. So wurde die Kunst zunächst für Gegenstände des gewöhnlichen Lebens, wie Siegelringe und dergl. angewendet, bis sie auch in das kirchliche Leben selbst überging, indem man die gottesdienstlichen Gefäſse und später die Kirchen mit bildlichen Darstellungen verzierte: ja im fünften Jahrhundert wurde sie sogar als ein Mittel betrachtet, um die des Lesens Unkundigen mit dem Inhalt der heiligen Schrift bekannt zu machen, gleichsam, wie der Verf. sich ausdrückt, als ein anschaulicher Unterricht, und daher als Schmuck von Kirchen und Kapellen sehr beliebt.

Nachdem so der Verf. zusammengestellt, was die Schriften der Kirchenväter und ähnliche Quellen über die Entstehung und Bedeutung der altchristlichen Grabstätten ergeben, geht er zur Beschreibung der in Italien und Sicilien noch gegenwärtig erhaltenen Katakomben und ihrer Denkmäler über, der Inschriften, Gemälde, Sculpturen u. s. w. Die Gestalt dieser unterirdischen Grüfte ist im wesentlichen bei allen dieselbe, und stimmt noch gegenwärtig mit den Beschreibungen überein, die wir bei Hieronymus und Prudentius von ihnen haben. Sie bestehen in stollenartig geführten Gängen, die entweder parallel neben einander, oder auch in mehreren durch Treppen verbundenen Stockwerken unter einander laufen, oder sich oft nach einem verworrenen durch die besondre Beschaffenheit des Terrains näher bedingten Plane durchkreuzen, und durch hin und wieder angebrachte Luftlöcher erhellt sind: die Gräber befinden sich an den Wänden, und zwar entweder repositorienartig eins über dem andern angebracht, oder auch unter besondern gewölbten Nischen, die dann in der Regel mit Malereien verziert sind: sie sind in Gestalt eines länglichten Vierecks in die Wand gehauen, und mit einer Steinplatte oder groſsen Ziegeln verschlossen, worauf sich die Inschrift mit dem Namen des Verstorbenen befindet. Hin und wieder führen Thüren in besondre in der Regel mit Malereien verzierte Grabkammern, die höchst wahrscheinlich zu Familienbegräbnissen bestimmt waren: sie enthalten gleichfalls Gräber, die hier nicht bloſs an den Wänden, sondern oft sogar im Fuſsboden angebracht sind: ja auch marmorne, mit Basreliefs verzierte Sarcophage, in denen die Todten bestattet waren, hat man in ihnen gefunden.

Von den Denkmälern, welche uns diese Grüfte aufbewahrt haben, verdienen die Malereien an den Decken der Grabkammern und in den einzelnen Gräbernischen, so wie die Sculpturen der Sarcophage vor allem beachtet zu werden. In ihnen haben wir die ersten Anfänge der christlichen Kunst, die aber hier noch nicht in einer selbstständigen und eigenthümlich ausgebildeten Form auftritt: vielmehr ist die Technik, wie die Auffassungs- und Darstellungsweise in diesen Bildwerken durchaus antik zu nennen: nur der Gegenstand ist christlich, und auch hierin mischen sich heidnische und christliche Ideen durch einander, indem wir in ihnen bacchischen Symbolen, Personificationen der Flüsse, der Sonne und des Mondes, wie sie durch die griechische und römische Mythologie ausgebildet worden, Darstellungen des Orpheus und ähnlichen dem Heidenthume angehörenden Vorstellungen begegnen. Sie bilden einen in sich abgeschlossenen Kreis stets wiederkehrender Darstellungen, die sich besonders auf Sünde, Buſse, Erlösung, den durch den Tod errungenen Frieden und verwandte Ideen beziehen, wie sie die Bedeutung des Orts, zu dessen Verzierung sie bestimmt sind, nothwendig hervorrufen muſste. Theils sind es einzelne Symbole, wie z. B. die Taube, die Palme, der Oelzweig u. s. w., wodurch diese Ideen ausgedrückt sind, theils Geschichten des alten und neuen Testaments, die entweder, wie z. B. der Sündenfall, durch ihre einfache geschichtliche Bedeutung eine solche Beziehung erhalten, oder, wie z. B. die sehr häufig vorkommende Ge-

schichte des Propheten Jonas, in allegorischem Sinne genommen sind. Wer sich näher darüber unterrichten will, der möge unsern Verf. selbst nachlesen, der sich hierüber mit ausführlicher Gründlichkeit verbreitet, und ein vollständiges Verzeichnifs aller bisher bekannt gewordenen Vorstellungen, nebst ihrer Auslegung liefert, wobei er die Arbeiten seiner Vorgänger auf das Sorgfältigste benutzt hat. Auch die Bilder der Verstorbenen finden wir hin und wieder, die in betender Stellung, mit aufgehobenen Händen, dargestellt sind.

Was die Inschriften betrifft, so entbehren sie, wie der Verf. richtig bemerkt, der Schönheit und Eleganz, welche die römischen Grabschriften aus der Blüthezeit des römischen Volks- und Staatslebens auszeichnet: sie enthalten wenig mehr als Namen, Alter und Todestag des Verstorbenen, so dafs sie für die christliche Alterthumskunde nur eine geringe Ausbeute liefern. Der Verf. geht ihren Inhalt im Allgemeinen durch, die Namen, denen wir in ihnen begegnen, die einzelnen Ausdrucksweisen, in denen sich Liebe und Anhänglichkeit an den Verstorbenen ausspricht, ferner was sich aus ihnen für christliche Antiquitäten, namentlich in Betreff der Todtenbestattung, gewinnen läfst, und endlich die Kennzeichen ihres christlichen Ursprungs. Was die Thatsache betrifft, dafs man auch Inschriften mit den bekannten die Dedication an die Todesgötter bezeichnenden Siglen D. M. S. (Diis Manibus Sacrum) in den Katakomben gefunden, woraus man hat schliefsen wollen, dafs diese Grüfte nicht blofs von den Christen, sondern auch von Heiden zu Bestattung ihrer Todten gebraucht worden, so erklärt sie der Verf., indem er diese Annahme mit Recht als der Denkweise der ältesten Christen widersprechend verwirft, dadurch, dafs man in den späteren Zeiten die heidnischen Gräber ihrer Grabsteine beraubt, und diese zu Verschliefsung der christlichen gebraucht habe. Denn mehrere derselben haben auf der entgegengesetzten Seite eine unzweifelhaft christliche Inschrift, wo dann die heidnische nach innen gekehrt und oft mit Kalk überzogen war: viele von ihnen sind auch nur verstümmelt vorhanden, indem man den Stein, um ihn der Form des Grabes anzupassen, zerschnitt. Ja wir haben sogar unzweifelhaft christliche Inschriften mit diesen Siglen, was sich aus gedankenlosem Beibehalten einer Formel erklärt, deren Bedeutung man nicht mehr verstand, weswegen sie auch nur einer späteren Zeit angehören können, in der das Heidenthum seinem Untergange entgegen ging, und nicht, wie der Verf. annimmt, der früheren, da in dieser der Gegensatz gegen dasselbe zu stark hervortrat, als dafs man nicht jede Annäherung von heidnische Sitte so viel wie möglich vermieden hätte. Besonders wichtig sind Inschriften mit Angaben von Consulaten, da sie uns Thatsachen für die Feststellung der Chronologie der Coemeterien liefern. Doch bemerkt hier der Verf. mit Recht, dafs dabei mit der gröfsten Vorsicht zu verfahren sei, da sich in den Katakomben auch viele heidnische Inschriften finden, so dafs nur solche hier in Betracht kommen können, die alle unzweifelhaften Kennzeichen eines christlichen Ursprungs an sich tragen. Seine genauen Untersuchungen ergeben für die römischen Katakomben das Resultat, dafs sich in ihnen kein älteres Datum mit Sicherheit nachweisen läfst, als das Consulat des Gallicamus vom Jahr 237; das späteste dagegen ist das Consulat des Kaisers Justinus vom J. 568.

Die heidnische Sitte dem Todten Sachen, mit denen er im Leben umgegangen, mit ins Grab zu geben, wurde von den ältesten Christen gleichfalls befolgt, woraus sich die Ringe mit geschnittenen Steinen, Schmucksachen und Gegenstände des gewöhnlichen Lebens erklären, die man in den Gräbern der Katakomben gefunden. Ebenso war die Sitte dem Todten eine Lampe anzuzünden aus dem Heidenthum auf die Kirche übergegangen, wie diefs die vielen Lampen von gebrannter Erde oder Metall beweisen, die man neben den Gräbern entweder eingemauert oder an Ketten hängend gefunden, und welche häufig mit christlichen Symbolen, z. B. dem Lamm, der Palme u. s. w. verziert sind. Von besonderer Wichtigkeit sind aber kleine gläserne Fläschchen, die entweder im Grabe neben dem Todten liegen, oder aufserhalb desselben eingemauert sind, und die gleichfalls oft bildliche Darstellungen haben. Ein rother Bodensatz, der sich in mehreren derselben vorgefunden, ist für das Blut von Märtyrern erklärt worden, das man bei ihrer Hinrichtung aufgefangen und ihnen mit ins Grab gegeben habe, weswegen die Congregatio rituum durch ein eignes Decret das Vorhandensein solcher Fläschchen für das Kennzeichen eines Märtyrergrabes erklärt hat. Refer. hat bereits in der vorhin angeführten Abhandlung sich gegen diese Ansicht ausgesprochen und zu beweisen gesucht, dafs man in jenen Gefäfsen dem Todten die Elemente

des Abendmahls mit in das Grab gegeben, und der rothe Bodensatz von dem aufgetrockneten Weine herrühre, eine Ansicht, die der Verf. gleichfalls theilt, und sie nur weitläufiger entwickelt, als es Refer. gestattet war.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen geht der Verf. endlich zur Beschreibung der Neapolitaner Katakomben über. Am nördlichen Abhange der Stadt, unterhalb der Höhen von Capo di Monte befinden sich vier alte christliche Coemeterien, unter und neben den Kirchen S. Vito, S. Severo, S. Maria della Sanità und S. Gennaro de' Poveri, von denen jedoch nur die letzteren, die Katakomben des h. Januarius genannt, noch besucht und auch allein nur von unserm Verf. ausführlich beschrieben werden. Sie bestehen aus zwei in verschiedener Höhe neben einander liegenden Stockwerken, die wiederum aus mehreren einander durchkreuzenden Gängen zusammengesetzt sind: vor den Römischen zeichnen sie sich durch gröfsere Höhe und Breite der Gänge aus, da der Tuffstein, worin sie gehauen, eine grofsartigere Anlage erlaubte, als die weichere Puzzolona, in der die Römischen gegraben sind: dagegen stehen sie den letzteren an Umfang und Ausdehnung nach. Ihre weitere Beschreibung mögen unsre Leser bei dem Vf. selbst nachsehen, der ein ausführliches und zugleich sehr anschauliches Bild von ihnen entwirft, wobei er alles genau verzeichnet, was sich in ihnen von Gemälden und Inschriften noch vorfindet. Was ihre Geschichte betrifft, so vermuthet er, dafs ihre ersten Anfänge sich in die Zeiten der Verfolgungen hinaufziehn, indem sich damals schon eine christliche Gemeinde zu Neapel befunden, der eine besondre Begräbnifsstätte Bedürfnifs sein mufste. Johannes Diaconus, ein Schriftsteller des neunten Jahrhunderts, gedenkt in seinen Lebensbeschreibungen der Neapolitaner Bischöfe, alter, nördlich von der Stadt aufserhalb derselben gelegener Kirchhöfe, woran sich die traditionellen Nachrichten der ältesten Bischöfe anknüpfen, was mit der Oertlichkeit unsrer Katakomben sehr wohl übereinstimmen würde. Dieser älteren Zeit schreibt der Verfasser die Einrichtung der beiden vorderen gröfseren Hallen des obern und untern Stockwerks zu, in denen er Ueberreste alter Deckengemälde gefunden, die sich durch ihren Styl den alten Wandgemälden von Pompeji und Herkulanum annähern, und daher leichtlich aus so früher Zeit herrühren dürften. Referent möchte jedoch diese Vermuthung nur auf die vordere Halle des obern Stockwerks beschränken, das ihm überhaupt der älteste Theil der ganzen Grabstätte zu sein scheint, dem höchst wahrscheinlich erst später das untere, hinzugefügt wurde. Hier befinden sich auch die schönen Deckengemälde von Taf. IV. und V., die sich allerdings in ihrem Style den besseren Werken der späteren Kaiserzeit annähern, und daher leichtlich dem dritten Jahrhundert angehören könnten: was dagegen das Taf. III. wiedergegebene Deckengemälde in der Vorhalle des untern Stockwerks betrifft, so ist wohl kein Grund vorhanden, es einer so frühen Zeit beizulegen, da wir in den römischen Katakomben ähnliche Verzierungen antreffen, die unzweifelhaft dem vierten Jahrhundert angehören. Nach dem Bischof Agrippinus, aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts, der in dieser Grabstätte begraben war, wurde sie ursprünglich benannt, bis im 5ten Jahrh. der Bischof Johannes I. die Gebeine des h. Januarius, dieses von der Neapolitaner Kirche so hoch verehrten Märtyrers, dorthin versetzte, wo sie nun nach diesem benannt wurde. Bei dieser Gelegenheit mochte denn auch die in den Berg gehauene Kirche entstanden sein, welche sich neben dem Eingange des untern Stockwerks befindet, mit dem sie durch zwei Seitenthüren in Verbindung gesetzt ist; wenigstens lassen die Ueberreste von Malereien, die sich in ihr noch erhalten, daraus schliefsen, dafs sie eine dem h. Januarius geweihte Grabkirche gewesen. In ihr befinden sich auch zwei Grabnischen, in denen nach der Tradition die Bischöfe Johannes I. und Paulus bestattet sein sollen. Dafs aber wenigstens die eine derselben kein bischöfliches Grab enthalten könne, zeigt deutlich das Gemälde, womit sie verziert ist, welches der Verf. Taf. X. mittheilt. Dasselbe stellt nämlich einen Bischof in seiner Amtstracht vor, mit einem Heiligenscheine, zwischen einer männlichen und weiblichen Figur stehend, die beide ihre Hände anbetend zu ihm emporheben.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 59.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

Ueber die ältesten christlichen Begräbnifsstätten und besonders die Katakomben zu Neapel mit ihren Wandgemälden. Ein Beitrag zur christlichen Alterthumskunde von Dr. Christ. Fr. Bellermann.

(Schlufs.)

Höchst wahrscheinlich sind daher die letzteren die in dem Grabe ruhenden Todten und nicht der Bischof, der kein andrer als der heilige Januarius sein kann, da sich ähnliche Darstellungen des Todten mit dem Heiligen, in dessen Nähe er bestattet worden, öfter in den Katakomben finden: unser Verf. selbst theilt ein solches Bild, das er in dem oberen Stockwerk gefunden, Taf. IX. Nr. 2. mit welches gleichfalls nach den darauf befindlichen Ueberschriften den h. Januarius mit einer Frau und einem Kinde zur Seite darstellt. Was die andern Gemälde dieser Grabkirche betrifft, so ist das Taf. XI. mitgetheilte, dessen Deutung der Verf. nicht versucht hat, wohl lediglich auf den h. Januarius und den Diacon Sosius zu beziehen, der mit ihm das Martyrium zu Puteoli erlitten, da das Gewand der neben dem Bischof stehenden männlichen Figur sie als Diacon bezeichnet. Der Vf. schreibt diese Bilder dem Bischof Paulus II. aus dem 8. Jahrh. zu, den, wie Johannes Diaconus berichtet, die damaligen kirchlichen Streitigkeiten nöthigten, seine Residenz in der Kirche des h. Januarius aufzuschlagen. Wiewohl damit nicht unsre unterirdische Grabkirche, sondern nur eine diesem Heiligen oberhalb der Erde neben dem Coemeterium erbaute Kirche gemeint sein kann, welche dieser Bischof erweiterte und verzierte und mit einem Triclinium und einer marmornen Taufkapelle versah, so vermuthet doch der Verf., dafs sein Aufenthalt daselbst ihm Veranlassung gegeben, auch für die Räume der Katakomben zu sorgen, und sie zu verzieren und mit Bildern auszuschmücken. Indefs bedarf es einer solchen Annahme nicht: nach der von dem Verf. p. 96 Not. 2 angeführten Stelle des Johannes Diaconus soll der Bischof Anastasius I. aus dem 9ten Jahrhundert die ecclesiam S. Januarii in cubiculo positam erneuert und darin die Bildnisse der vornehmsten Doctoren der Kirche haben abmalen lassen, worunter, wie unser Verf. auch mit Recht annimmt, nur die unterirdische Grabkirche unsrer Katakomben verstanden werden kann: warum sollten daher jene Malereien, die so deutlich das Gepräge des 9ten Jahrhunderts an sich tragen, nicht diesem Bischof gehören, von dem auch leichtlich jene Bischofsbilder, deren Ueberreste der Verf. in dem oberen Stockwerk gefunden, herrühren dürften? Was die oberhalb der Erde erbaute Kirche des h. Januarius betrifft, so geht der Verf. nicht näher in die Geschichte derselben und ihre Verbindung mit den Katakomben ein, was wohl dem Mangel an bestimmten Nachrichten darüber zuzuschreiben ist. Gewifs ist sie sehr alt, vielleicht schon von Johannes I. errichtet worden, als dieser die Gebeine des h. Januarius nach den Katakomben versetzte: die Erwähnung einer ecclesia S. Januarii ad corpus, die nach unserm Verf. p. 90 seit dem 5ten Jahrh. vorkommt, dürfte wohl eher auf sie, als, wie er es thut, auf das unterirdische Coemeterium zu beziehen sein: wenigstens ist Refer. nicht bekannt, dafs man je diese Grabstätten, sobald sie sich nicht an ein kirchliches Gebäude anschlossen, ecclesia genannt hätte.

Seit dem 9ten Jahrhundert verliert sich das Ansehen unsrer Katakomben. Die Gebeine des h. Januarius hatte der longobardische Herzog Sico von Benevent, als er Neapel im J. 821 eingenommen, von dort entführt, und die Ueberreste der übrigen dort ruhenden Bischöfe und Heiligen wurden nach Kirchen in der Stadt gebracht, um sie dadurch gegen die Verwüstungen der Longobarden sicher zu stellen. Dadurch war aber die Grabstätte dessen verlustig gegangen, was ihr bis dahin Ansehn und Bedeutung gegeben: sie hört daher seitdem

auf Gegenstand der Andacht und Verehrung zu sein, und die Todten, die man bis zum 9ten Jahrh. stets nur in ihr begraben hatte, werden von nun an in den Kirchen bestattet. Zwar erhält Neapel später die Gebeine des h. Januarius wiederum zurück: sie wurden aber nicht nach den Katakomben, sondern nach der in der Stadt befindlichen Domkirche gebracht. Damit jedoch das Andenken an diese Grabstätte nicht gänzlich untergehe, vereinigte Bischof Anastasius (von 850—872) mit der Kirche des h. Januarius ein Benedictinerkloster, welches die Aufsicht über die Katakomben führen sollte. Indeſs auch dieſs verfiel: der Cardinal Olivieri Caraffa, der von 1458 bis 1484 den erzbischöflichen Stuhl von Neapel inne hatte, fand es verlassen und die Kirche verfallen, und stiftete daselbst im Jahre 1474 ein Lazareth, besonders zu Aufnahme von Pestkranken, das er einer Laienbrüderschaft übergab. Den Katakomben erwuchs aber leider kein Vortheil daraus: vielmehr wurde bei dieser Gelegenheit die verfallene Kirche des h. Januarius erneuert, und zu diesem Zweck die Gräber des alten Coemeteriums ihrer Marmorinschriften beraubt, um sie zum Pflastern des Fuſsbodens zu verwenden. Die weiteren Schicksale dieses Lazareths mögen unsre Leser bei dem Verf. selbst nachsehen: die Katakomben geriethen immer mehr in Verfall, bis erst in der neuesten Zeit ihnen einige Pflege und Aufmerksamkeit zu Theil geworden ist: indeſs die wichtigsten und bedeutendsten Denkmäler sind bereits verloren gegangen, so daſs nur wenige Inschriften und Gemälde unser Verf. noch vorgefunden und in seinem Werke verzeichnet hat.

Zwei Anhänge hat der Verf. seiner Abhandlung noch hinzugefügt, von denen der erstere, „über den Ursprung der Katakomben in Italien," die vielfach aufgeworfene Frage behandelt, ob diese unterirdischen Grüfte als eine christliche Anlage zu betrachten sind, oder ob sie einer vorchristlichen Zeit ihren Ursprung verdanken und von den Christen nur zu Bestattung ihrer Todten gebraucht wurden. Er geht dabei von der richtigen Ansicht aus, daſs beide Sitten, das Verbrennen und das Begraben der Todten, im Alterthume neben einander gehen, woraus sich die vielen einzelnen Gräberkammern, und gröſseren Nekropolen in Sicilien, Italien, Griechenland und Aegypten erklären, wobei er sehr schätzbare Notizen über mehrere Todtenstädte Siciliens giebt, die er auf einer Reise durch die Insel gesammelt. Da diese ganz dieselbe Einrichtung haben, als die christlichen Coemeterien, so, schlieſst er weiter, dürfe man annehmen, daſs, wenn die Entstehung bestimmter Katakomben durch die Hände der Christen allein sich nicht gut denken lasse, sie ursprünglich heidnische Grabstätten gewesen, welche jene nur später zu Bestattung ihrer Todten benutzt hätten. Aehnliche Zweifel an dem christlichen Ursprung dieser Grüfte sind schon von älteren Schriftstellern aufgestellt worden, die in ihnen nur heidnische Begräbniſsstätten erblickten, in denen die Christen neben den Heiden ihre Todten beerdigt hätten, wobei man sich theils auf den gedrückten und verfolgten Zustand der ältesten Kirche bezog, der so ausgedehnte Anlagen ihr unmöglich gemacht, theils aber auch darauf, daſs man in ihnen heidnische Sepulcralmonumente, namentlich Columbarien angetroffen. So weit geht nun unser Verf. allerdings nicht: vielmehr wird von ihm anerkannt, wie die Ueberzeugung von der auch nach dem Tode fortdauernden Gemeinschaft im Glauben, die in den ältesten Christen so lebendig hervortrat, und der Gegensatz gegen das Heidenthum, nothwendig sehr früh zu besondern, von den heidnischen getrennten Begräbniſsstätten führen muſsten: er nimmt nur an, daſs man sich dazu nicht bloſs verlaſsner Sand- oder Tuffgruben, sondern auch alter aus längst vergangner Zeit herstammender Hypogäen, die alle religiöse Beziehung damals schon verloren, bedient, und sie zu christlichen Coemeterien eingerichtet hätte. Kann man dieſs auch im Allgemeinen dem Verf. unbedenklich zugeben, so würde doch nur bei solchen Katakomben ein vorchristlicher Ursprung anzunehmen sein, die sich durch ihren Styl unzweifelhaft als Denkmäler eines höhern Alterthums bekunden, wie dieſs vielleicht bei den zu Syracus befindlichen der Fall sein mag, von denen Referent keine nähere Kenntniſs hat. Unser Verf. bleibt aber dabei nicht stehen: indem er die wichtigsten der in Italien vorhandenen Katakomben durchgeht, um ihren Ursprung festzustellen, sind es jene vorhin angeführten Thatsachen, die ihn besonders dabei leiten, nämlich das Vorhandensein von heidnischen Sepulcralmonumenten, und der bedeutende Umfang so wie die Gröſse dieser Grüfte, welche die Annahme ihrer christlichen Entstehung unmöglich machen. Beide können aber hier nicht als sichre und bestimmte Criterien gebraucht werden: denn was die erste dieser Thatsachen betrifft, so hatten noch die

Römischen Kaiser seit Constantin das Zerstören von Grabdenkmälern unter Androhung von Geldstrafen streng verboten: stiefs man daher bei Erweiterung von Coemeterien auf Columbarien und heidnische Gräber, so blieb nichts anders übrig, als sie in den Umfang derselben mit aufzunehmen. Was dagegen die zweite betrifft, so gehören freilich die ersten Anfänge bei den meisten dieser Grüfte der älteren Zeit der Verfolgung noch an: zu dem grofsen Umfange und der Ausdehnung aber, in der wir sie jetzt erblicken, gelangten sie erst durch die Erweiterungen des 4. und 5. Jahrhunderts, so dafs sie ihrem gröfsten Bestandtheil nach dieser späten Zeit angehören, in welcher die Kirche öffentliche Anerkennung im Staat erhalten, und dergleichen Arbeiten nicht heimlich vorzunehmen brauchte. Ja auch selbst während der ersten drei Jahrhunderte gab es Perioden der Ruhe und des Friedens für die Gemeinden, in denen sie nicht nöthig hatten, sich dem Auge der Welt zu verbergen, und ihre Grabstätten öffentlich anlegen konnten; dafs diese der heidnischen Obrigkeit sogar bekannt waren, beweisen Zeugnisse bei Eusebius und Tertullian, wonach einzelne Verfolgungen damit begannen, dafs die Coemeterien geschlossen, und die Versammlungen in ihnen verboten wurden. Daher kann nicht Gröfse und Umfang der Grabstätten, sondern lediglich der Styl, der sich in dem ganzen Bau kund giebt, als sicheres Criterium einer vorchristlichen Anlage betrachtet werden. Von jenen Voraussetzungen nun ausgehend, glaubt unser Verf. den Neapolitaner Katakomben des heilig. Januarius einen vorchristlichen Ursprung vindiciren zu müssen, indem „ihr grofsartigerer und planvollerer Bau an eine Zeit zu denken nöthige, wo ein solches Werk nicht versteckt, noch von einer geringen Anzahl fliehender Menschen, sondern von einer grofsen, freien und an Hülfsmitteln reichen Population ausgeführt werden konnte." Indem hier seine gesunde Critik ihn die Träumereien älterer Antiquare, die in ihnen ein Werk der homerischen Kymmerier oder einen Theil der unter dem Namen Aquae Juliae bekannten antiken Wasserleitung erblickten, verwerfen macht, hält er sie für eine griechische Nekropole, die, nachdem durch das Eindringen Römischer Sitte und Lebensweise der Gebrauch des Verbrennens bei der Todtenbestattung überwiegend geworden, leer und verlassen dagestanden, und deren sich nun die Christen als Grabstätte bedient hätten. Dem widerspricht aber der Styl des ganzen Baus, der nicht auf die Blüthezeit griechischer Architektur, wie es nach der Annahme des Verf. der Fall sein müfste, sondern auf das 4. und 5. Jahrhundert nach Christus hinweist. Referent will hier nur an das dreifache Säulenthor im oberen Stockwerk erinnern, wovon der Verf. eine Abbildung in Taf. I. liefert, das mit seinen auf Pfeilern ruhenden Rundbögen wohl der späteren Kaiserzeit angehören kann, aber nicht einem Denkmale altgriechischer Baukunst, der bekanntlich Rundbögen fremd sind. Wir besitzen daher in jenen Katakomben unzweifelhaft ein christliches Werk, das in seinen ersten Anfängen dem 3. Jahrhundert, seinem gröfsten Bestandtheil nach wohl aber dem 4. und 5. angehört. Denn höher als das 3. Jahrhundert ist der erste Ursprung dieser Grüfte wohl nicht hinaufzurücken, da am Anfang desselben der Bischof Agrippinus starb und in ihnen bestattet wurde, was gewifs die erste Veranlassung zu ihrer Entstehung gewesen: wenigstens läfst die vorhin angeführte Thatsache, dafs das Coemeterium anfänglich nach ihm benannt wurde, darauf schliefsen. Mehr als die vordere Halle des obern Stockwerks, worin sich die trefflichen Deckengemälde von Taf. IV. und V. befinden, mochte wohl der ursprünglichen Anlage nicht angehören, so dafs der übrige Theil des obern und das ganze untere Stockwerk erst durch spätere Erweiterungen hinzugefügt sind. Was diese Vermuthung bestätigt, sind die Denkmäler, die der Verf. hier noch angetroffen: sie gehören alle dem 4., 5. oder 6. Jahrhundert an, woraus man schliefsen kann, dafs die Gänge selbst kein höheres Alter haben. Daher können diese Katakomben auch nicht die älteste Grabstätte der Neapolitaner Gemeinde gewesen sein: vielmehr möchte Referent dafür das Coemeterium bei der Kirche S. Maria della Sanità, von dem der Verf. p. 111. ausführlichere Nachrichten mittheilt, halten welches durch seine unregelmäfsigere Form sein höheres Alter bekundet. Erst nachdem die Gebeine des heiligen Januarius nach unsern Katakomben versetzt waren, verdunkelte ihr Ansehn das der andern Grabstätten, so dafs die Andacht der Gemeinde sich besonders auf sie hinrichtete, und die Todten vorzugsweise in ihnen bestattet wurden, weswegen auch der gröfste Theil derselben erst dieser spätern Zeit angehören mag.

Der zweite Anhang betrifft einen in dem obern Stockwerk befindlichen Stein von cylindrischer Gestalt,

mit einer griechischen und hebräischen Inschrift, der unzweifelhaft ein Machwerk neuerer Zeit ist, und nach des Verf. sehr wahrscheinlicher Vermuthung der von den älteren Antiquaren aufgestellten Hypothese, daſs diese Katakomben ein Werk der homerischen Kymmerier wären, seine Entstehung verdankt.

Schlieſslich muſs Referent noch lobend der trefflichen Ausstattung des Buchs gedenken, die namentlich in Betreff der Kupfertafeln nichts zu wünschen übrig läſst: besonders dankenswerth ist es, daſs bei den Gemälden nicht blos die Umrisse der Figuren, sondern auch die Farben wiedergegeben sind, wodurch dem Leser eine genauere Einsicht in den Styl derselben gewährt wird, als dieſs bei den weniger sorgsamen Nachbildungen in den Werken über die Römischen Katakomben der Fall ist.

Röstell.

XXXVI.

Eberhard der Erlauchte, Graf von Würtemberg. Ein geschichtliches Bild von Dr. Georg Uebelen, *Professor und Rektor des Königl. Gymnasiums in Stuttgart u. s. w. Stuttgart,* 1839. *Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.* 116 *S.* 8.

Vorgenannte Monographie gibt uns nicht sowohl eine Lebensbeschreibung, als ein „geschichtliches Bild" des Grafen Eberhand des Erlauchten, eines der merkwürdigsten Charaktere der ältern würtembergischen Geschichte. Die Beschaffenheit des Stoffes erlaubte dem Verf. nicht, sich jene umfassendere Aufgabe zu stellen. Denn obgleich neuerlich durch mehrere bisher nicht bekannte Notizen vermehrt, reichten die darüber vorhandenen kürzeren oder längeren historischen Daten gleichwol nicht hin, das, worin sich das individuelle Leben jenes Mannes in seiner Zeit ausspricht, in einigermaſsen genügender Weise darzulegen. So hat sich denn der Verf. mit der geringern Aufgabe begnügen müssen, diese Notizen in einem organischen, durch Zeit und Verhältnisse motivirten Zusammenhang zu vereinigen und aus ihnen ein Bild von Eberhard zu entwerfen, dessen einzelne Partieen, wenn auch gröſsten Theils nur in Umrissen, doch so gezeichnet sind, daſs sich ein in gewissen Hauptzügen wohl unterscheidbarer, origineller und in seiner Eigenthümlichkeit merkwürdiger Charakter erkennen läſst. Und selbst auch zur Lösung dieser Aufgabe muſste manche Lücke des Stoffes durch Vermuthungen ausgefüllt werden, die jedoch meistens als zum Theil nothwendige Folgerungen aus Thatsachen gezogen sind. Indem wir nun sehen wollen, in wiefern dies Alles dem Verf. gelungen ist, wollen wir zugleich mit Rücksicht auf die Tendenz dieser Blätter vorzugsweise die Beziehungen Eberhards zu den allgemeinen Verhältnissen Deutschlands ins Auge fassen.

Graf Eberhard — „Gottes Freund, aller Welt Feind!" — wird uns hier von vorn herein als ein eben so kräftiger, kriegslustiger, wildtapferer als kluger und praktisch verständiger Mann geschildert, der den bereits von seinem Vater Ulrich mit dem Daumen gefaſsten und in der Ausführung glücklich begonnenen Plan, Würtemberg höher emporzubringen, mit richtigem Takt und auſsergewöhnlicher Besonnenheit zu verfolgen wuſste.

Was wir nun zunächst über die Geburt unsers Helden, seinen ältern Bruder Ulrich, durch dessen frühen Tod im J. 1279 eigentlich erst Eberh. zu jener bedeutsamen Stellung gelangte, sowie über den Anfang seiner selbstthätigen Wirksamkeit in den nächsten 6 Jahren in den drei ersten Abschnitten — das ganze Werkchen ist nämlich in 36 gröſsere und kleinere Abschnitte eingetheilt — erfahren, beruht vielfach auf bloſsen Annahmen und Rückschlüssen, die indeſs nicht ohne jedesmalige historische Basis dastehen.

Einen festeren historischen Boden gewinnt der Vf. erst mit dem J. 1286, in welchem Eberh., obgleich erst 20 Jahr alt, als Haupt einer groſsen Partei schwäbischer Grafen und Herren, dem Versuche K. Rudolfs, die dem Reiche und dem Herzogthume Schwaben entzogenen Güter wieder zurückzubringen, mit Macht entgegentritt. Der Verf. beschränkt sich hier zu sehr auf die Anführung der allgemeineren, auch in andern Theilen des deutschen Reichs stattfindenden Verhältnisse; wenigstens hätten wir hier eine speciellere Darstellung der eigentlichen Verhältnisse Schwabens, namentlich als ehemaliges Herzogthum, gewünscht.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1840.

Eberhard der Erlauchte, Graf von Würtemberg. Ein geschichtliches Bild von Dr. Georg Uebelen.

(Schlufs.)

Die einzelnen Begebenheiten der beiden Kriege mit K. Rudolf (128⅙ und 1287) sind gröfsten Theils der *Sindelfinger Chronik* in *Haugs* vorzüglicher Bearbeitung entnommen. Am Ende des zweiten Kriegs kommt eine völlige und dauernde Sühne zwischen dem Könige und Grafen und deren beiderseitigen Helfern zu Stande; — offenbar, weil man Eberhard, dem man beim früheren Friedensschlusse im Jahre 1286, weil man ihn nur für einen jungen unbesonnenen und unbedeutenden Menschen gehalten, allzustrenge Bedingungen gesetzt hatte, diesmal auch wichtige Zugeständnisse machte. Worin dieselben bestanden, läfst der Verfasser fürs Erste unbestimmt; dagegen hebt er mit besonderer Bedeutung die Anerkennung des Werthes hervor, welche Rudolf dem jungen Eberhard dadurch bewies, dafs er in der Sühne ausdrücklich von ihm verlangte, künftig dem Reiche getreu zu sein und durch nützliche Dienste wieder gut zu machen, was er seither demselben zuwider gethan.

Jene Zugeständnisse konnten aber, wie auch Fürst *Lichnowsky* in seiner „Geschichte des Hauses Habsburg" I., 341. bemerkt, nur in dem Versprechen bestehen, das Herzogthum Schwaben nicht wieder herzustellen. Die Andeutung dieses umfassenderen und interessanteren Motivs von Eberhards jetzt beginnender Ergebenheit und Folgsamkeit bringt zwar der Verfasser im folgenden Abschnitt, theils im Text, theils selbst in einer gröfsern Note, nach; es hätte aber nach den Forderungen der pragmatischen Geschichtsdarstellung dasselbe nicht blos vorangestellt, sondern auch dem ganzen Verlauf der Dinge zu Grunde gelegt werden müssen. Die wichtige Folge dieser Wendung der Dinge wird dagegen nach Gebühr hervorgehoben: Eberhard wurde nämlich dadurch gesetzlich der erste reichsunmittelbare Graf von Würtemberg, und mit erlaubtem Selbstgefühl konnte er sich sagen, dafs durch seine Anstrengungen hauptsächlich dieses für sein Haus und alle schwäbischen Grofsen so bedeutende Ereignifs herbeigeführt worden sei.

Wir könnten jetzt wieder an der Erzählung von der Fehde Eberhards mit dem Grafen Albrecht von Hohenberg und deren gleich darauf folgender völligen Versöhnung denselben Fehler des Hysteron-Proterons rügen; denn auch hier folgt die Erörterung der Verhältnisse, aus welchen diese Begebenheit ganz eigentlich hervorging, erst nach derselben.

Eberhard erwirbt hierauf die Schirmvogtei über die Klöster Lorch und Adelberg, und zeigt hiermit seinen Nachkommen den Weg, welchen sie in Bezug auf die Klöster um sie herum zu gehen hätten, und welchen zu gehen diese Nachkommen auch nicht versäumt haben. Ueberdiefs steht Graf Eberhard um diese Zeit mit dem benachbarten Efslingen trotz der früheren Kämpfe im befsten Verhältnisse. — Gut und freundschaftlich ist auch Anfangs das Vernehmen zwischen Eberhard und dem im Jahre 1292 gewählten K. Adolf; er folgte ihm sogar 1294 nach Thüringen und diente ihm dort in seiner nicht sehr rühmlichen Sache; aber seit 1297 fafste Adolf Mifstrauen gegen Eberhard, als ob auch er der Thronerhebung Herzog Albrechts mit seinem eifrigst dafür wirkenden Schwager Albrecht von Hohenberg zugethan sei. Ob Eberhard aber wirklich so frei von Schuld, ob er wirklich nur durch Adolfs vorhergegangene Ungunst zum Abfall gezwungen gewesen? Auch

Eberhard focht mit den Seinen in der Schlacht am Hasenbühel bei Oppenheim 1298, in welcher Adolf erschlagen ward.

Bis zum Jahre 1304 herrscht wieder das beste Vernehmen mit K. Albrecht I., der Eberhard alle möglichen Vortheile, namentlich aber die mit Hohenbergs Tode erledigte Landvogtei in Nieder-Schwaben zuwandte. In dem genannten Jahre aber trat durch Verletzung gegenseitiger Interessen die erste Spannung ein, welche indefs diesmal noch zu beiderseitiger Zufriedenheit in demselben Jahre beigelegt wurde. Eberhard begleitete darauf den König auf dem in dieses Jahr fallenden Zug gegen König Wenzel II. von Böhmen. Der Verfasser entscheidet sich hier mit Recht nach den Regesten bei *Lichnowsky* für dieses Jahr, während die würtembergischen Geschichtschreiber annehmen, dieser böhmische Feldzug Albrechts falle ins Jahr 1303 oder in den Winter 130¾. Es hätte indefs der Untersuchung bedurft, ob die beiden Urkunden (Nr. 449 und 450 bei *Lichnowsky*) wirklich in dieses Jahr oder in das folgende fallen; was *Böhmer* in seinen „Regesten von Konrad I. bis Heinrich VII." S. 271 und 272 zweifelhaft macht. Denn was jetzt in jener Urkunde, wie *Lichnowsky* sagt, „augenscheinlich," oder wie unser Verfasser, „wahrscheinlich" dem Grafen als „Sold" für den bevorstehenden Feldzug gegeben wird, erschiene dann als verdiente Belohnung für geleistete Dienste und zugleich als Zeichen fortdauernden Wohlwollens.

Die Landvogtei in Nieder-Schwaben ist es nun, welche durch die mancherlei bedeutenden Erwerbungen, wozu sie dem Grafen die Mittel gab, so wie sie schon das erste Mal das gute Vernehmen zwischen Albrecht und Eberhard gestört hatte, 1305 aufs Neue zu Irrungen und zuletzt gar zum förmlichen Kriege führte. Mit Recht hält hier der Verfasser (s. Note 5 zu Abschnitt 14.) an dem Jahre 1305 fest, während nach Angabe der *Ellwanger Chronik* die würtembergischen Geschichtsbücher diesen Krieg in den Anfang des Jahres 1304 setzen; welcher Irrthum dann wieder die Folge hatte, dafs auch, wie oben bemerkt, der böhmische Feldzug des Jahres 1304 von denselben vorangeschoben wurde.

Der Winter unterbrach für dies Mal den Krieg des Königs mit dem Grafen, und am 17. April 1306 kam es zu Nürnberg zu einem Vertrage zwischen beiden, worin insbesondere der Rechnungen Erwähnung gethan wurde, die Eberhard über die ihm anvertrauten Reichspflegämter abzulegen hatte. Der Verfasser läfst sich hier ein sehr starkes Versehen zu Schulden kommen! Nachdem er die darüber ausgestellte Urkunde nach den Regesten bei *Lichnowsky* citirt hat, fügt er den Wunsch hinzu, „es möchte der volle Inhalt dieser Urkunde bekannt sein." Und — Beilage D. N. XX — welches Citat Hr. Uebelen auf das k. k. geheime Archiv bezog! — ist wirklich diese Urkunde in extenso mitgetheilt! Wir erfahren dadurch allerdings, dafs diese Sühne eine vollkommne und ganze sein sollte und sich auf noch mehrere, alle im Einzelnen angeführte, Puncte erstreckte. —

Aber Eberhard blieb gleichwohl seit diesem Kriege unversöhnt mit Albrecht, von dessen Herrsch- und Habsucht gerade er früher oder später das Schlimmste fürchten zu müssen glaubte; und im August 1307 tritt er offen und rücksichtslos als besoldeter Bundesgenosse des Königs Heinrich von Böhmen gegen Albrecht auf. Mit Freude kehrt er von da, wie die *Reimchronik* Kap. 800. bezeugt, auf die Kunde von der Ermordung seines gefürchteten Feindes (1. Mai 1308) in die nun gesicherte Heimath zurück; aber ihm nun mit *Lichnowsky* III, 280 u. 285 auch nur mittelbaren Antheil an dieser grausen That durch Aufhetzen zuzuschreiben, widersträubt sich der Verfasser mit Recht, da in der Reimchronik, der einzigen Quelle, welche Lichnowsky dafür anführt, Kapitel 780 keineswegs *davon*, sondern nur von feindlicher Entgegenwirkung im Allgemeinen die Rede ist, und da dieser Anschuldigung alle übrigen persönlichen Verhältnisse, besonders aber der zu solcher Tücke durchaus unfähige Charakter des Grafen, geradezu widersprechen.

Ebenso wird mit Recht die in alle würtembergischen Geschichtbücher und auch in Pfister's Geschichte der Teutschen III. S. 126 übergegangene Annahme, dafs Graf Eberh. Aussichten auf die deutsche Krone gehabt, als einzig und allein auf einer falsch verstandenen Stelle einer lat. Urkunde (abgedr. in *Sattler*, Gesch. Würtemb. unter den Grafen I. No. 42.) beruhend, als ungeschichtlich verworfen. Sein trotziges Benehmen aber gegen den neugewählten K. Heinr. v. Luxemburg auf dessen erstem Reichstage zu Speier 1309 sucht der Vf. hauptsächlich aus dem Motive herzuleiten, dafs die damals schon kund gewordene Absicht Heinr. VII. auf die

Erwerbung Böhmens für seinen Sohn Johann den Grafen Eberh. als treuen und eifrigen Anhänger des damaligen Inhabers dieser Krone, Heinr. v. Kärnthen, in Harnisch habe bringen müssen; auch müsse man annehmen, daſs die ganze speiersche Geschichte für Eberh. eine ganz andere Wendung genommen hätte, wenn er sich in den böhmischen Angelegenheiten nicht ebenso entschieden erklärt hätte, als früher über die Klagen der schwäbischen Reichsstädte; jedenfalls werde Eberh. verkannt, wenn man in seinem Benehmen gegenüber von Heinr. VII. nur Trotz und Uebermuth finde. Der Verf. mag darin Recht haben, Eberh. Benehmen aus den beiden Motiven — der Bundestreue und dem Vasallentrotze — zu erklären; nur gewinnt es unserer Ansicht nach zu sehr den Anschein partheiischer Vorliebe, das edlere Motiv, von dem doch die Geschichtsquellen als solchem gänzlich schweigen, als das bei weitem vorherrschende hervorzuheben. Auch ist es offenbar zunächst nur die laut bezeigte Nichtachtung der kaiserlichen Würde Heinr. VII., welche die anwesenden Fürsten veranlast, den Grafen für einen Feind des Reichs zu erklären, welcher durch Waffengewalt in Ordnung zu bringen sei. Daſs damit indeſs die förmliche Reichsacht ausgesprochen gewesen sei, bestreitet der Verf. S. 74 gegen den speierer Chronisten *Lehmann*.

Der, jedoch erst in den J. 1311, 12 und 13, hieraus folgende Krieg, in welchem zuletzt das ganze würtembergische Unterland, das Stammgut nebst Allem, was seit zwei Menschenaltern daran angewachsen, verloren ging, ist — ziemlich gedrängt — nach *Sattler* und *Pfister* erzählt. Ebenso der problematische Krieg im würtembergischen Oberland, unter Anführung der Söhne Eberh.; nur erlaubt sich der Verf. diese geschichtliche Hypothese unbedenklich in die Darstellung selbst aufzunehmen, „weil sie als nothwendige Folge aus den gegebenen Verhältnissen und einigen entschiedenen Thatsachen hervorgehe und sich auf diese Weise selbst zur Thatsache steigere." Wir hätten gewünscht, daſs wenigstens die Beweisstellen für den *wirklich* von den oberländischen Städten zur Vertheidigung ihres Herrn geführten Krieg, weil auf denselben wohl das Meiste beruht, beigefügt worden wären.

Nach den gewöhnlichen zuverläſsigen Quellen wird sodann erzählt, wie von Heinrichs VII. Tode bis zur zwiespaltigen Kaiserwahl für Graf Eberhard wieder eine bessere Wendung der Dinge eintrat und ihm eine fast völlige Wiederherstellung seines früheren Ansehens möglich machte, wie sich Eberhard darauf Anfangs zu Ludwig hielt, und erst, nachdem Eſslingen von Friedrich abgefallen war, zu diesem übertrat, und wie er endlich nach vergeblichen gemeinsamen Befehdungen dieser Stadt auf günstige Bedingungen hin im Jahr 1316 einen Frieden mit derselben schloſs, welchen er mit sorglichem Sinn zu neuen Erwerbungen und Vergröſserungen seiner Macht, besonders durch fortgesetzte zum Theil sehr bedeutende Ankäufe, benutzte.

Auch die nächstfolgenden Begebenheiten, welche sich auf Eberhards fernere Parteinahme für Friedrich bis zum Jahre 1323, so wie auf seinen nach dieser Zeit erfolgten Uebertritt zu König Ludwig beziehen, sind, so weit sie gleichfalls auf denselben Quellen bei *Sattler*, *Pfaff* und *Pfister* beruhen, sicher und genügend documentirt; aber der Verfasser erlaubt sich, einen nicht unbedeutenden Theil derselben auf die bloſsen Regesten bei *Lichnowsky* — nicht etwa blos ihrer chronologischen Folge, sondern selbst ihrem innern Zusammenhange nach — zu begründen, anstatt sich — was für eine Monographie wie vorliegende ein durchaus nothwendiges und wohl auch erreichbares Requisit gewesen wäre — vollständige Abschriften der bezüglichen Urkunden selbst zu verschaffen; ja S. 87 läſst sich der Verfasser durch die vagen Ausdrücke Lichnowsky's in Bezug auf den zwischen Karl IV. von Frankreich und Leopold wegen mehrerer schwäbischer Grafen, insbesondere des Grafen von Würtemberg, zu Bar-sür-Aube getroffenen Vertrag sogar verleiten, eine in den *Blättern für literarische Unterh.* 1837 Nr. 77. anonym mitgetheilte Inhaltsangabe jener Urkunde, trotz ihrer ganz unangemessenen modernen Fassung, als Quelle zu citiren (!).

Ein „Rückblick auf die Politik Graf Eberhards in Bezug auf die teutschen Könige," welchen der Verfasser etwas steif mit dem Satze: „Mit Graf Eberhards Uebertritt zu Ludwig dem Baier schlieſst sich dessen politischer Gang gegenüber von den Königen Teutschlands" einleitet, soll dazu dienen, das öftere Uebertreten Eberhards von einer Partei zur andern aus dem Standpuncte der Politik zu rechtfertigen. Und in der

That, es läfst sich füglich nichts dagegen einwenden: es war die Zeit, in welcher die Fürsten Deutschlands allgemein von dem egoistischen Streben nach Landeshoheit erfüllt waren und sich, fast einzig nur ihren Vortheil im Auge, stets der Seite zuwandten, woher sie sich eine Befriedigung derselben versprechen durften; wer da nicht zugriff, lief Gefahr unterzugehen; Eberhard sah dies mit vollkommenster Klarheit ein und handelte mit aller Energie darnach; — wer wollte ihn — etwa im Geiste des früheren Ritterthums, das jetzt nirgends mehr bestand — defshalb tadeln und nicht vielmehr der practischen Klugheit wegen, mit der er vor allen andern kleinern Fürsten seine Zeit begriff, lobend anerkennen? —

Die noch übrigen 8 Abschnitte sind hauptsächlich localhistorischen Inhalts, doch sind einige darunter von allgemeinerem Interesse. Sie betreffen unter andern: die Erhebung Stuttgarts aus einem unbedeutenden Winzerstädtchen zur schnell emporkommenden Residenzstadt (wahrscheinlich schon seit dem Jahre 1316); die bald darauf (1321) erfolgte Verlegung des Chorherrenstifts zum heiligen Kreuz, nebst dem damit verbundenen Erbbegräbnifs, von dem offnen Orte Beutelspach nach dem wohl befestigten Stuttgart; die Untheilbarkeit der Herrschaft als Grundsatz des Grafen, den er zwar nirgends als förmliches Vermächtnifs und Gesetz für seine Nachkommen aussprach, aber darum nicht minder entschieden in seinen Handlugen und Worten zu erkennen gab und von der seine späteren Nachkommen nur zu ihrem grofsen Nachtheile auf eine kurze Zeit abwichen; Graf Eberhards Regierungseinrichtungen, welche freilich meist von seinen persönlichen und mündlichen Einwirkungen abhingen; die in Folge der ewigen damals so verheerenden Kriege nichts weniger als erfreuliche Lage seiner Unterthanen; die in der Regel sehr einfache und solide Einrichtung seines fürstlichen Hofes, welche indefs einzelne Beispiele splendiden Aufwands nicht ausschlofs; das Ende Graf Eberhards (5. Juni 1325). — Einen eignen Abschnitt hätten gewifs auch die Finanzangelegenheiten Eberhards verdient, worauf unser Verfasser nur gelegentlich, namentlich S. 81 bei den Ankäufen desselben nach dem Frieden 1316, Rücksicht nimmt. Denn sicher gehört unter allen Seiten dieses Mannes diese mit zu den merkwürdigsten, dafs er, der sein ganzes Leben hindurch in stete kostspielige Fehden verwickelt war, durch eine solche Masse von Erwerbungen sein Land unaufhörlich vergröfsern und überall mit baarem Gelde zahlen konnte. Es ist dies jedenfalls nicht nur ein Zeugnifs für die Güte des Landes, sondern eben sowol auch für Eberhards ausgezeichnete staatswirthschaftliche Thätigkeit.

Der letzte (35.) Abschnitt „die alten Ulriche und Eberharde" schliefst mit dem Gedanken, dafs ohne die Grafen Ulrich mit dem Daumen, Graf Eberhard den Erlauchten, Graf Ulrich III., Graf Eberhard den Greiner — Vater, Sohn, Enkel und Urenkel — an einen würtembergischen Staat nicht zu denken wäre. „Sie warfen die Grundlage und wurden die Väter desselben; und von ihnen stammt in gerader, nie unterbrochener Mannslinie das Königliche Haus Würtemberg."

Dr. Georg Lange, in Worms.

№ 61.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

XXXVII.

System der Physiologie von Dr. C. G. Carus. Erster Theil 1838. *Zweiter Theil* 1839. *Dresden und Leipzig bei Fleischer.*

Dieses Werk ist bereits von einem andern Beurtheiler in diesen Jahrbüchern angezeigt worden. Aber es ist so reichhaltig an neuen und nicht selten glücklichen Gedanken, dafs eine zweite Anzeige nicht ganz überflüfsig scheint. Man glaubt zwar mit dem Verf. beim ersten Blicke durchaus uneinig zu sein, aber wenn man die mahlerische Darstellung desselben auf eine bestimmte bringt, so findet man sich mit ihm meistens einverstanden und die zuerst entstandene Unzufriedenheit verwandelt sich in Beifall. Dazu kommt noch ein Umstand. Der Verf. hat, wie fast alle deutschen Physiologen, eine wahre Gespensterfurcht vor der Physik und besonders der Mechanik, so dafs er sich immerfort bestrebt Ausdrücke zu finden, die eine Entfernung von mechanischen Erklärungen anzeigen sollen; so ist vom Leben des Gefäfssystems, von den Lebenserscheinungen des Dickdarms u. dgl. m. die Rede, wo der Ausdruck Leben höchst unbestimmt, und ganz überflüfsig ist, da die Physiologie nur vom Leben handelt. In Deutschland ist es gar nicht nöthig die Naturforscher von mechanischen Erklärungen abzulenken, vielmehr von der Sucht die Gegenstände mit einem idealischen Spinngewebe zu überspinnen, welches bald ein anderer Physiologe wegbläst, um ein neues Netz auszubreiten. In Frankreich ist die Sache anders, aber den französischen Naturforschern mufs man bestimmt zeigen, wohin sie ihre Sucht führt, mechanische Erklärungen zu geben. Der Verf. wünscht sogar, indem er von der Stimme im zweiten Theile redet, dafs man eine mechanische Physiologie zusammenstellen möge, wobei man sieht, wie grofs sein Eifer für Wahrheit ist, indem sein Hafs des Mechanischen ihn hier verläfst. An vielen Stellen in der Physiologie kann man gar wohl mit der Mechanik anfangen, denn die meisten Lehren derselben stehen fest genug, wie die Lehren vom Hebel, Fall der Körper, Gleichgewicht der tropfbaren Körper u. a. m., nur mufs man die Grenze nicht übersehen, über die keine Mechanik reicht. Doch wir wollen uns bei diesen Nebensachen nicht aufhalten, und sogleich zu dem Begriff vom Leben übergehen, welcher der ganzen Physiologie zum Grunde liegt. Der Verf. findet in dem Act, den wir Leben nennen, zwei Momente, als unerläfsliche Bedingungen, zuerst nämlich eine bald gröfsere, bald kleinere Menge verschiedener Zustände in bald langsamern bald schnellerm Wechsel, dann, dafs alle jene Zustände, alle jene Mannigfaltigkeit nicht verschiedenen Wesen angehören, sondern dafs sie Zustände eines alle jene Mannigfaltigkeit bedingenden und verknüpfenden Wesens, einer Einheit sind. Sehr richtig; aber es läfst sich bestimmter fassen. An jedem Dinge unterscheiden wir ein Inneres und ein Aeufseres. Jenes ist die vom Verf. geforderte Einheit, welche die Mannigfaltigkeit verknüpft, in dem Aeufsern kann nur eine bald kleinere bald gröfsere Menge verschiedener Zustände in bald langsamerm, bald schnellerm Wechsel Statt finden. Zustände im Wechsel sind Veränderungen, und äufsere Veränderung ist Bewegung. Wir haben also die höchst einfache Definition: Leben eines Körpers ist Bewegung, die von dem Innern desselben abhängt. Im Gegentheil, hängt die Bewegung eines Körpers ganz vom äufsern Körper ab, so nennen wir ihn leblos. Es kommt hier nicht darauf an, ob es leblose Körper giebt, es ist hier nur um den Begriff zu thun. Der Verf. sagt selbst weiter unten ganz richtig, die Bewegung sei eine primitive Eigenschaft und ein wesentliches Kennzeichen alles Lebendigen, nur mufs hinzugesetzt werden, sofern sie von dem Lebendigen selbst abhängt. Ein Mensch, welcher fällt, ist in dieser Rücksicht leblos, wenn er sich durch Anstrengung

vom Falle rettet, ist er lebendig. Wir wollen dem Verf. gern zugeben, dafs der Begriff von absoluter Ruhe von allem Organischen, und sonach (?) von aller Welterscheinung überhaupt, ausgeschlossen bleibe, nur wollen wir die relative Ruhe nicht vergessen. Was der Verf. (allerdings nur in einer Anmerkung) von den verschiedenen Philosophieen sagt, und von der im reinen Sinne theosophischen, welche im Erfassen der Urbilder, Platonischer Ideen bestehen soll, und welche allen andern vorgezogen wird, mag er vor der Philosophie verantworten. Die Idee könne nicht an sich erscheinen, sondern nur an Etwas von der Idee verschiedenem Seienden, einem Sein, welches an sich gestaltlos durch die Idee erst wirklich werde. Das wird dem Verf. kein Philosoph aufs Wort glauben. Dieses Sein nennt der Verf. (nach Oken) Aether. Die Idee, fährt er fort, könne nur am Aether zur Existenz kommen und der Aether nur, indem er durch die Idee polarisirt werde, zur Erscheinung als ein Wirkliches gelange. Wie kann ein blofs äufseres Verhältnifs, was nur auf quantitative Unterschiede führt, wie die Polarisation, etwas zur Erscheinung bringen! Wie kann man die Idee so beschränken, dafs man ihr ein so einfaches Geschäft giebt, wie das Polarisiren! Der Verf. hat sich von einer Naturphilosophie verführen lassen, die Alles nur auf quantitative Unterschiede bringt. Mit Recht tadelt der Verf. den Gegensatz von Materie und Kraft, aber die einfache Folgerung, dafs Kraft von Materie nicht verschieden sei, übergeht er um zu sagen, die Kraft sei Nichts. Dieses bringt ihn um ein treffliches Wort, verschieden erscheinende Thätigkeiten auf Kräfte oder Grundthätigkeiten zurückzuführen. Nachdem der Verf. diejenigen getadelt, welche einigen Organismen die Lebendigkeit abgesprochen und dafür in ihnen eine todte Kraft angenommen, nachdem man unwillig auf ihn geworden, dafs er bei dieser Untersuchung nicht einmal die neuere Philosophie gehörig kennt, die doch immer in seinen philosophischen Nebeln durchscheint, viel weniger die Physik, die man doch beachten mufs, trifft man auf einen sehr treffenden und lichten Gedanken, nämlich den Unterschied des manifesten und latenten Lebens. Der Verf. hat diesen Gedanken schon früher geäufsert, und dafür so wie hier als Beweise den Macrobiotus von Schultze angeführt, ferner die Lebenshemmung, welche Thiereier und Pflanzensamen erfahren, und was man an Krankheitskeimen beobachtet. Gewifs ist es, dafs die Thiereier und Pflanzensamen die treffendsten Beweise dafür geben, so dafs wir den zweifelhaften Macrobiotus und die manchen Einwürfen ausgesetzten Krankheitskeime übersehen können. Die Folgen dieses Unterschiedes sind aufserordentlich grofs und verbreiten sich über einen grofsen Theil der Physiologie. Das Leben kann nicht aus einem Körper in den andern übergehn; es ist schon darin, aber verborgen, und wird erst in der Befruchtung geweckt, worauf es dann fortfährt sich zu äufsern, oder zufällig eine Hemmung wiederum erfährt, wie die Eier der Vögel und anderer Thiere und die Samen der Pflanzen. Auch zeigt sich hier sogleich ein Unterschied zwischen Leben und Leblosigkeit. Die Kräfte, welche die Materie constituiren, die anziehende und die zurückstofsende Kraft wirken immerfort, auch wenn sie gehemmt werden in ihren Aeufserungen, sie ziehen beständig andere Körper an, auch wenn diese zurückgehalten werden und nicht folgen, sie stofsen beständig zurück, auch wenn sie die Körper nicht forttreiben, sie sind leblose Kräfte, aber das Leben, oder dieser Inbegriff von Thätigkeiten und Kräften, die im Leben zur Einheit kommen, äufsert sich in jenem latenten Zustande durchaus nicht, es ist und bleibt verborgen, bis es geweckt wird. Erfahrungsmäfsig kann diese Erweckung des Lebens nur in einigen Körpern geschehen, in solchen die aus Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff und Sauerstoff zusammengesetzt sind, aber darum wollen wir jenes latente Leben nicht andern Körpern absprechen; es hindert uns nicht anzunehmen, dafs überall Leben verborgen sei. — Der Verf. hat das Wort nach dem Worte latente Wärme gebildet, ganz zweckmäfsig, obwohl die Wärme, auch latent, immer durch eine äufsere Anziehung gebunden wird, folglich immer wirkt und also zu den leblosen Körpern zu rechnen ist, da man hingegen an dem ruhenden Keime nicht den geringsten Grund findet, eine Hemmung durch äufsere Wirkungen anzunehmen, anders nämlich, als dafs diesem ruhendem Keime die Mittel entzogen werden, sich zu äufsern. Bei den ruhenden leblosen Körpern hemmt ein positives Hindernifs, bei den schlafenden lebenden aber ein negatives. Befriedigt hiedurch wollen wir schnell darüber weggehen, was der Verf. von dem kosmischen, dem tellurischen und dem epitellurischen Leben sagt. Es sind geistvolle Ansichten, aber es kann solcher geistvollen Ansichten noch gar viele ge-

ben, und so kann es gar leicht zu viele geben in Wissenschaften, wo wir gewohnt sind, die Wahrheit der Natur zu suchen, die uns nicht durch die Wahrheit des Gedankens ersetzt wird. Auch von dem, was der Vf. über das Leben der Menschheit sagt, läfst sich dasselbe sagen. Die Menschenstämme müsse man, meint er, mit Nachweisung eines höhern Grundes bestimmen, und dem zufolge theilt er die Menschen in Tag- und Nacht-Menschen, Europäer und Neger, und in Morgen- und Abenddämmerungs-Menschen, Mongolen, Malayen, Hindostaner und Amerikaner. Wir wollen nicht rügen, dafs die Zusammenstellung der Mongolen mit den Malayen und Hindostanern eine ganz falsche ist, und fragen nur: Warum theilt er die Menschen nicht in sieben Stämme, nach den sieben Wochentagen, den Tagen einer Mondsphase? Oder noch besser in Sauerstoff-Menschen, Wasserstoff-M., Kohlenstoff-M., und Stickstoff-Menschen? Dafs die Neger Kohlenstoff-Menschen sind, fällt in die Augen, und die übrigen werden sich schon fügen müssen. Der beliebten Zahl Vier zu Gefallen, trennt der Verf. den Menschen als ein eigenes Naturreich von den übrigen Naturreichen. Er meint, niemand würde, wenn er den hohen Kreis eines edlen, geselligen, durch Künste und Wissenschaft geschmückten Lebens sich vorstellt, bei dem Zusammenleben gebildeter Personen an Thierheit denken. Auch nicht auf einer Hochzeit? — Der Verf. kommt hierauf zur Entstehung des Menschen, und nun ist er vorzüglich in seinem Fache. Der Mensch entsteht, sagt er, als ein nur mikroskopisches, nicht mit blofsem Auge erkennbares, eistoffige Urbildungsflüssigkeit einschliefsendes Eibläschen von rein sphärischer Gestalt. Dieser Satz ist durch die Forschungen von Prevost und Dumas, vorzüglich aber durch v. Bär, Purkinje und Valentin festgestellt. Sinnreich und treffend setzt der Verf. hinzu: Das Eibläschen entsteht zwar nicht selbst durch Hervorwachsen aus der Zellenwand des Eierstocks, sondern mittelst einer durch neue frei in Eiflüssigkeit erfolgende Gerinnung oder Krystallisation; allein diese Bildung wird, wie durch ein Vorbild oder eine Matrix, bedingt durch eine dem Ovarium angehörige und aus ihm hervorgegangene Blasenbildung, die des calyx oder folliculus. Der Mensch und so das Thier mufs folglich als ein in sich Neugebildetes betrachtet werden. Bei den Pflanzen, meint der Verfasser, scheine das Eibläschen, seinen eigenen Untersuchungen zufolge, mehr eine fortgebildete Zelle der Mutterpflanze, als ein Neugebildetes. Referent glaubt aber, ebenfalls nach eigenen Untersuchungen, dafs es hier, wie im Thierreiche zugehe. Die erste Lebensform des Menschen erscheint als ein aus dem Urbläschen, Dotterbläschen und Chorion bestehendes Ei, dessen Durchmesser den eines menschlichen Blutkörperchens etwa um das 12 bis 14fache übertrifft, nach den Messungen des Verf. zu einem Blutkörperchen sich verhält wie 360 : 12. Eine Reihe von 10 bis 40 Jahren liegen diese Bläschen, die Keime künftiger Menschen, in einem latenten Leben, ohne eine bedeutende Veränderung zu erleiden, denn schon früher hat der Verf. gezeigt, dafs im Kinde das Ei bald nach der Geburt sich schon eben so verhält, wie im mannbaren Weibe. Durch die Geschlechtsvereinigung, durch die Befruchtung, wird erst das latente Leben ein offenbares. Die Entwickelung des Eies wird nun von dem Verf. vortrefflich dargestellt, und durch in den Text eingedruckte Holzschnitte erläutert. Ueber das bekannte Gesetz, dafs der Mensch in seinem Fötalleben die Klassen niederer Thiere durchlaufen müsse, drückt sich der Verf. sehr behutsam aus. Der Fötalmensch, sagt er, mufs, indem er als Ganzes sich ausbildet, und als Embryo sich zur menschlichen Existenz vorbereitet, mehrere Umbildungen vollenden, welche, dieweil alle durchzubildenden Zustände niedriger sind, nothwendig an tiefere Stufen epitullurischer und namentlich thierischer Organismen vielfältig erinnern, und dieselben im gewissen Sinne wiederhohlen. Es liegt also nach dem, was hier der Verf. sagt, doch in dem Zwecke der Natur, im Durchgange durch die Thierheit Menschen zu bilden, und es würde daher zu empfehlen sein, die Thierformen aufzusuchen, wovon durchaus keine Spur im Menschenfötus vorkommt, indem man diese als Ausschweifungen der Natur, als Abweichungen vom rechten Wege, betrachten könnte. Bei der Ernährung des Fötalmenschen kommt der Verf. auf Dutrochet's Endosmose und Exosmose, die er für ein Ur-Phänomen hält. Dieses scheint uns ein zu rascher Schlufs, noch mehr aber, wenn der Verf. vom Schaffen neuer Substanzen redet, und sagt, man könne dieses am vollständigsten wahrnehmen, wenn man Erbsen und Bohnen unter eine Glasglocke, abgeschlossen von der Luft, in destillirtem Wasser wachsen lasse: lange Keime würden sich entwickeln, und in ihnen viel Kohlenstoff, Kalium u. s. w., welche in kleiner Menge

nur im Samen waren. Nein, so rasch geht das nicht; ganz von der Luft abgeschlossen, mit luftleerem Wasser benetzte Keime wachsen nicht. Es ist so viel über diesen Gegenstand versucht und geschrieben worden, dafs der Verf. den Satz nicht so geradehin stellen konnte. Wir müssen übergehen, was der Verf. von dem Verhältnifs der Organe zu einander, von der Metamorphose, der chronologischen, wie er sie nennt, und der synchronistischen sagt, wie jedes Organ eine Wiederholung des andern und endlich des ersten, des Eibläschens sei. In Allem, was hier der Verf. sagt, liegt so viel tief Aufgefafstes, dafs sein Buch, wenn es auch nicht zum Beifall zwingt, doch eine Fülle von Gedanken erregt. Weiter geht der Verf. fort zum Verhältnifs des Menschen zum Menschen und zur äufsern Natur, zu den Lebensperioden, zu den Lebensstörungen und zum Sterben desselben. Allenthalben, wo der Verf. in den Grenzen der Physiologie bleibt, folgt man ihm gern und willig, unwillig aber wird man, wo er in die Physik und Geologie übergeht, oder wo er den Makrokosmos herbeiruft. So spricht er von dem Druck der Atmosphäre als unbedeutend in seiner Wirkung auf den organischen Körper, ohne zu bedenken, dafs die Wirkung bedeutend sein mufs, wenn die im Blut und andern Säften enthaltene Luft beim Fallen des Barometers sich auszudehnen und zu entwickeln strebt. So meint er, jeder Organismus habe seine eigenthümliche Wärme, auch die Erde in ihrem Erdenleben. Warum das erste, und woher weifs der Verf. das zweite? Die Erde kann ja im Innern glühend sein, einen Periodismus des Verbrennens im Innern haben, was wissen wir! Ein höchst sonderbares Reden ist das vom Makrokosmos überhaupt, wir kennen davon einige höchst einfache, vollkommen zu berechnende Bewegungen der Himmelskörper, die ebenfalls einfache Gestalt einiger weniger solcher Körper, und ihr Leuchten. Das ist Alles! Weit erhabner als dieses ist das Winden des kleinsten Wurmes im Staube und in das Innerste und Kleinste kehrt die Unendlichkeit ein.

In dem zweiten Theile handelt der Verf. zuerst von der Sphäre des Bildungslebens im Menschen, und zwar von der Bildung und Wiederauflösung organischer Substanz, wie sie an jedem Punkte des menschlichen Organismus aus parenchymatöser Urbildungsflüssigkeit von Statten geht, und von den ersten, allgemein verbreiteten Concentrationen dieser Flüssigkeit zu Fett und Zellstoff. Reiner Eistoff, sagt der Verf., ist ein Ideal, welcher als solcher nirgends vorkommt, denn immer mufste er natürlich da, wo wir ihn etwa zur Untersuchung auswählen, zuvor schon in irgend Etwas differentiirt sein, indem er nicht zu denken wäre, ohne der Idee irgend eines besondern Organismus zu dienen, d. i. schon ein bestimmt — wenn auch noch so fein — modificirter Eistoff zu sein. Also der Eistoff ist ein einfacher Körper, nach der Vorstellung des Verf. Aber warum? Dafs Leben in irgend einem Stoffe, worin es ruhte, erregt werden kann, ist die Lehre des Verf., welcher Referent seinen vollen Beifall giebt, dafs aber dieses in einer Monade erregte Leben sogleich in andern Monaden weiter Leben erregen mufs, wenn auch in einem geringern Grade, zeigt die ganze Bildung des organischen Körpers, und eben so, dafs sich das Leben nicht in allen Körpern erregen lasse, wenigstens, dafs dieses sehr schwer sei. Wenn nun also in dem Kohlenstoffe, oder wo es sein mag, des Eiweifses Leben erregt wird, so müssen die leicht zum Leben erregbaren andern Stoffe desselben nahe sein, ohne welche das Leben nicht zu einem organisch bildenden Leben werden kann. Das idealische Eiweis ist also nur ein fantastisches. Der Verf. sagt S. 13 Anm.: „Die Physiologie mufs es sehr empfinden, dafs die Chemie es immer noch abgelehnt hat, eine Naturgeschichte der Elemente zu werden, in dem Sinne, die Entwickelung derselben kennen zu lernen, und immer noch wesentlich „Scheidekunst" geblieben ist; es fehlen uns daher noch insbesondere darüber genaue wissenschaftliche Untersuchungen, wie mehrere heterogene Elemente aus einem ursprünglich Homogenen hervorgehen können. — Die Physiologie hat einstweilen auch hierüber Thatsachen gesammelt, und insbesondere hat auch in dieser Beziehung die Geschichte der Entwickelung des Eies manches Wichtige geliefert.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

System der Physiologie von Dr. C. G. Carus.

(Schlufs.)

„Am Hühnerei hat man nämlich mit Bestimmtheit gesehen, dafs wenn das unbebrütete Ei in seinem allerdings schon sehr differenten Eistoff einen höchst unbedeutenden Antheil an Calcium zeigt (nach Berzelius Chemie übersetzt v. Wöhler B. 4. S. 547 enthält der Eistoff vor der Bebrütung nur 0,98 Kalkerde), dagegen das Skelet des reifen Hühnchens im Ei diese Menge Calcium sehr bedeutend gesteigert zeigt, (nach den Tabellen a. a. O. bis 3,96 Kalkerde). Eben so findet sich beim, in reinem Wasser sich entwickelnden Froschei eine ähnliche Kalkentstehung und gleicherweise ist bekannt, wie auffallend deutlich jedes aufkeimende Samenkorn Kohlenstoff und Kalium neubildet. — Haben wir nun einmal erkannt, die Fortbildung eines jeglichen Organismus wiederhohle nur immer von neuem seine erste Erzeugung und müssen wir uns durchaus davon überzeugen, dafs, was auch an verschiedenen Theilen in unserm Organismus gebildet werde, nothwendig allemal aus jenem Urstoff — Eistoff — hervorgehen, durch Differenziirung aus ihm sich entwickeln müsse, so dürfen wir wohl sagen, dafs in dieser Beziehung die Physiologie der Chemie um einen grofsen Schritt voraus sei und dürfen letztere einladen, ihrerseits diese Metamorphose der Stoffe selbst sorgfältiger zu beachten, welches jedoch kaum anders als dann wird geschehen können, wenn sie sich erst von der wesentlichen Einerleiheit des sogenannten Physikalischen und Organischen überzeugt haben wird." Es war nöthig die ganze Stelle hierher zu setzen, weil der Verfasser darin ungewöhnlich dogmatisch verfährt. Nicht Berzelius, sondern Prout sagt a. a. O. „Wenn aber die Erde (die Kalkerde) nicht von der Schale (des Eies) kommt, so müfste sie aus andern Bestandtheilen durch den Lebensprocefs zusammengesetzt werden. Diefs dürfte aber bei dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft eben so wenig behauptet werden, und es ist daher gegenwärtig unmöglich, mit Sicherheit zu entscheiden, woher die Erde in dem Skelet des jungen Vogels kommt." So redet ein besonnener Naturforscher. Wahrlich die Chemiker haben sich grofse Mühe gegeben, auszumachen, ob die chemischen Stoffe, welche wir in den Pflanzen finden, durch die Vegetation erst erzeugt werden, oder nicht, wie schon oben gesagt wurde. Dem Verf. sind sie unbekannt, sonst würde er nicht so geradehin die Erzeugung behauptet haben. Etwas Bestimmtes ist noch nicht ausgemacht. Chemische Untersuchungen über die Entstehung der Kalkerde im Küchlein sind so leicht nicht, als der Vf. sich einbildet, und sie müssen nach Prout wiederholt werden. Nur durch Zusammensetzung und Trennung lassen sich Metamorphosen der Stoffe denken, Verwandlungen wie in Feenmährchen kennt die Wissenschaft nicht. Fast ist es lächerlich, wenn der Verf. sagt, die Physiologie sei der Chemie vorgeeilt. Dafs die Annahme des Eistoffs als Urstoff sehr willkürlich und nicht nothwendig sei, ist oben gezeigt worden. Die wesentliche Einerleiheit des Physischen und Organischen ist ein Wortspiel. Die Chemie könnte die ihr hier gegebenen Weisungen mit Recht und Bitterkeit erwiedern. — Von dem Leben des Gefäfssystems sagt der Verf. viel Treffendes und Sinnreiches, doch scheint er gar zu viel auf Elektricität und Electro-Magnetismus zu rechnen. Es würde zu weit führen hierüber umständlicher zu reden, eben so über das, was er vom Athemholen und zugleich von der Stimme sagt, worin viel Treffendes sich findet, wo man aber sich wundern mufs, wenn er von den chemischen Theorien des Athemholens als von Hypothesen redet, indem er einen noch weit mehr hypothetischen Nahrungsprocefs im Blute annimmt, gestützt auf einige wenige nicht durchgeführte mikroskopische Untersuchungen über die

Gährung. Auch in dem Abschnitte über die Absonderungen kommt der Verf. auf diesen Gährungsprocefs nicht selten zurück. Den zweiten Band schliefst die Lehre von der Verdauung, wobei ebenfalls die Hypothese von der Indifferenziirung des Nahrungsstoffes zum Grunde liegt. In beiden Hypothesen des Verf., denn mehr sind sie nicht, ist sehr viel Richtiges, welches sich wohl von dem Hypothetischen trennen liefse. Referent gesteht zum Schlusse sehr gern, dafs ihm seit langer Zeit kein Buch so viel Gedanken erregt, und so ideenreich erschienen ist, als dieses. Aber die Idee tritt in der Naturkunde mit der Realität verbunden als Wahrheit auf und hier steht sie abgesondert da, wie man auf alten Gemälden den Personen die Worte geschrieben aus dem Munde gehen liefs. An einer Stelle, aber doch nur an einer Stelle, bedient sich der Verf. einer Darstellung nach thesis, antithesis, synthesis, dem allgemeinen Verfahren des Verstandes in jedem Denken. Wie kann ein geschmackvoller Mann so etwas thun! Man mufs hier auch Kleinigkeiten rügen, der Nachahmer wegen.

Link.

XXXVIII.

Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten, gesammelt und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von M. Albert Knapp, Diaconus an der Hospitalkirche in Stuttgart. Erster Band XLII u. 682 *S. Zweiter Band* 912 *S. Stuttgart und Tübingen*, 1837. *Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.*

Die christliche Hymnologie kann man als eine *werdende* Wissenschaft bezeichnen, die sich ihren Ort sucht unter den einzelnen theologischen Disciplinen, ihr Recht in der Reihenfolge der akademischen Vorlesungen, ihre Pfleger unter Theologen und christlich gebildeten Laien. Die Pfleger dieser werdenden Wissenschaft fangen an, sich einzustellen; ihr Ort in der Theologie wird leicht gefunden sein; am dringendsten wäre wohl zu wünschen, dafs sie im Cyklus der akademischen Vorlesungen zu ihrem Rechte kommen möchte. Ueber das Niebelungenlied, oder über italiänische und spanische Romanzen, auch wohl sogar über indische Hymnen und chinesische Lieder kann man auf unseren deutschen Universitäten Vorlesungen hören, schwerlich aber über das heimische Kirchenlied. Man hat bis jetzt den Ausbau dieses so wichtigen Feldes aufser den Predigern den gebildeten Laien überlassen.

Die Anfänge der christlichen Hymnologie sind gegeben in einigen ausgezeichneten Schriften, namentlich von Arndt, Langbecker, Stier, von Winterfeld u. s. w., so wie in einigen Vorreden, welche in Verbindung mit neueren Liedersammlungen erschienen, unter denen vor allen die Vorrede von Bunsen mit der unsres Verfassers zu nennen sind, zuletzt in einem ganz ausgezeichneten Aufsatze im zweiten Hefte der deutschen Vierteljahrsschrift betitelt „die Gesangbuchsreform" (von Grüneisen). Auf dem Gebiete der hymnologischen Sammlungen für die Bedürfnisse des kirchlichen, häuslichen und individuellen Christenlebens herrscht aber noch eine bedeutende Verwirrung. Diese Verwirrung hat theils ihren Grund in der Unklarheit, womit man den Liederschatz selber betrachtet, theils in der Unklarheit, womit die Sammlungen gemacht werden, ohne dafs man scharf bestimmte Zwecke vor Augen hat. Man spricht mit grofser Ehrfurcht von einem Liederschatze von etwa 60 bis 80,000 Kirchenliedern, den die deutsche Nation besitzen soll. Von diesem Walde handelt sich's; man kann ihn vor lauter Bäumen nicht sehen. Es ist ein fabelhafter, kirchlicher Nibelungenhort, schwer herauszufinden aus der unendlichen Verwirrung, welche die Sammlungen, Ueberarbeitungen und Umarbeitungen von den verschiedensten Standpunkten aus, anrichten. Darum ist es auch ein wahrhaft ritterliches Unternehmen, wenn sich jemand anheischig macht, den ganzen, wesentlichen Schatz aus seiner Verborgenheit und Verzauberung in schlechten Bearbeitungen hervorzuziehen, und manchem Ritter kann es fehlschlagen bei dem wackersten Muthe. Das erste Bedürfnifs zur Auffindung des wesentlichen Hortes wird wohl ein negatives sein müssen, kritische Herabstimmung der maafslosen Vorstellung von der maafsunhaften Gröfse des Schatzes. Auf diese Fährte sollten sich die üppigen kritischen Kräfte der deutschen Theologie begeben. Die Bibel, gegen deren wahrhaft kritische Behandlung wir indefs nicht reden, hat gewifs in den alten Tagen schon eine grofse Kritik durchgemacht. Vielleicht hatten die Israeliten auch einen hymnologischen Liederschatz von etwa

30 bis 50,000 Liedern; aber der Schatz wurde gelichtet, geläutert, und so gewannen sie das auserwählteste Gesangbuch der 150 Psalmen. Gerade so wurden die 4 Evangelien durch ächte Geisteskritik herausgeholt als der wahre evangelische Hort aus dem Zauberwalde der Apokryphen. Warum will man nun das kritisch Feuerfeste immer von neuem durchs Feuer hindurch vexiren — während hier so dicht vor unsern Augen, so dringend für unser Bedürfniſs ein unermeſslicher Wald noch zu lichten ist? Möchte man einmal in diesem Walde die kritische Axt schallen hören! Es thut gewiſs noth. Wir werden nicht zu einem kirchlichen Nationalgesange kommen, so lange die Superstition, die Mythe von dem Schatze der 80,000 Lieder noch fortdauert. Schon jetzt singen die Katholiken in vielen Kirchen besser als in vielen evangelischen Kirchen gesungen wird, weil sie in ihrer seligen Liederarmuth Zeit gewinnen, einzelne, wahre Lieder oft zu singen. Wir haben dagegen groſse Mühe, uns durch unsre groſsen Gesangbücher hindurch zu singen; nichts wird eingelebt und eingeübt; wir haben der Lieder zu viele. Und im Grunde doch nicht zu viel; denn der Schatz ist zum guten Theil nur eine Einbildung, ja selbst eine Belastung, eine Bedrückung und Verdunkelung des ächten Liederkerns durch werthlose Reimereien. Auch wir sind freilich der Meinung, daſs der Liederschatz der deutschen Nation eine groſse und einzige Gabe Gottes ist, daſs das deutsche Gemüth in seiner Sinnigkeit und Innigkeit berufen gewesen, und durch den Geist Gottes gesegnet worden ist, dem Herrn Lieder zu singen wie keine Nation. Nur die israelitische nehmen wir davon aus, denn sie hat nach Maaſsgabe ihres alttestamentlichen Standpunktes das Höchste geleistet. Bedenken wir, daſs die alttestamentliche Kirche nur in der Ahnung und Verheiſsung des Evangeliums stehend unter der Last des Gesetzes so viele hochaufjauchzende Loblieder gesungen hat, so müssen wir mit Zuversicht schlieſsen, daſs der neutestamentlichen Kirche als der Kirche der Erfüllung des Heils und der evangelischen Freude eine Zeit der Loblieder noch bevorsteht; denn gerade in dieser Gattung, die ihr doch so eigenthümlich sein müſste, ist sie auffallend ärmer als die alttestamentliche Kirche, während ihre Fülle der ächtesten Kernlieder unter den Passionsliedern, und unter denen, welche eigne Nothstände besingen, unter den Liedern des Vertrauens und der Ergebung zu finden ist. Das deutsche Volk hat also in seiner christlichen und evangelischen Richtung, in der Gnadengabe, die ihm nach seiner Eigenthümlichkeit verliehen ist, viele schöne, tiefe und gewaltige, neutestamentliche Lieder gesungen, welche seinen wesentlichen Liederschatz bilden. Es hat aber auch von den Tagen Hans Sachsens an zugleich die Auswüchse dieser Begabung reichlich offenbart, Freude an geistiger Duselei, Vielschreiberei, Reimerei zum Zeitvertreib, und in anderen gemeineren Regungen des beschaulichen Charakters. In Folge dieser Auswüchse ist ein groſser Wust entstanden, mit dem man schnell fertig werden würde, wenn er rein für sich stände auf dem Gebiete der Profanlitteratur, der aber auf kirchlichem Gebiete von vorn herein einen groſsen Respekt genieſst, wegen seines frommen, kirchlichen Inhaltes. Ist auch das Lied ohne alle Individualität, keineswegs der Ausdruck einer tiefen, wahren, lyrischen Stimmung, so muſs es auf diesem Gebiete doch ein Lied sein, weil es ein Kirchenlied ist. Wenn es nicht lyrisch ist, so ist es doch orthodox, und wenn es nicht orthodox ist, so ist es doch noch moralisch, und es flimmert irgend ein Silberschein guter Meinung in ihm, welcher für seine Erhaltung und Bewahrung redet. Es ist keine Frage, daſs die rücksichtslose Beseitigung und Verwerfung schlechter, ungefühlter, orthodoxer oder doch religiöser Reimereien im Interesse des Heiligen liegt; und doch ist diese Kritik noch so selten, daſs sie gewiſs, wenn sie erst anfängt, aufzuräumen, sich auf den Vorwurf der Impietät wird müssen gefaſst halten, vorausgesetzt auch, was wir um des Gegenstandes willen aufs Entschiedenste fordern, daſs sie mit aller Decenz zu Werke geht. Trotz dieser Aussicht wird man daran gehen müssen, wenn man den Vorwurf des Welken, Geschwätzigen, Langweiligen von der christlichen Liederdichtung entfernen will. Man könnte dabei in formeller Hinsicht gewisse Kriterien aufstellen, nach denen einzelne Lieder von vorne herein in Verdacht genommen wurden, nur aber bloſs in Verdacht, nämlich z. B. die Lieder, welche als Parodien weltlicher Klänge zu betrachten sind, die entschieden deklamatorischen Lieder, die Lieder, welche sich durch alle Glaubensartikel hindurch bewegen, besonders die Refrainlieder, welche sich oft mit einem einfachen Refrain nicht einmal begnügen, sondern einen furchtbaren Klingklang durch ihren Doppelrefrain am Anfange und Ende der Strophe hervorbringen. Die billigste Forderung an ein

Kirchenlied ist natürlich vorab diese, daſs es ein Lied sein müsse; nicht eine Reimerei, sondern lyrischer Ausdruck einer bestimmten, gehobenen, sich mittheilenden Stimmung. Es muſs aber als Kirchenlied ein Lied sein, welches in seinem Ursprung, Inhalt und Ziel den kirchlichen Geist hat, es muſs die Salbung haben von Christo, welche das Wesen des kirchlichen Lebens ausmacht. Das dritte Erforderniſs ist alsdann dieses, daſs es ein gutes, allgemein ansprechendes, bedeutendes Lied sei; denn denkbar wäre doch immerhin auch das, daſs ein Lied lyrisch ächt, und christlich gesalbt sein könnte, ohne den Werth zu haben, als ein Gut der Kirche aufgehoben zu werden. Geht man mit solchen Anforderungen, welche noch näher zu bestimmen und zu entwickeln wären, in den Wald des groſsen Liederschatzes hinein, so wird er sich gar bald bedeutend lichten. Mit dieser reellen Arbeit wird dann der leeren Mühe ein Ende gemacht, womit so manche Lieder immer von neuem umgearbeitet werden, die einmal im ersten Guſs und Entwurf verunglückt, oder matt zu Stande gebracht, zu keiner langen Lebensdauer bestimmt sind. Verbreitet sich aber erst Klarheit über den Liederschatz, so werden auch die Sammlungen mit gröſserer Klarheit veranstaltet werden. Man wird dann nicht verschiedene Gesichtspunkte miteinander vermischen, welche durchaus auseinander gehalten werden müssen, wenn die Verwirrung auf diesem Gebiete aufhören soll. Es ist ein dringendes Bedürfniſs, daſs die Klarheit der Zweke bei der Entstehung der Liedersammlungen immer mehr hervortrete. Welche Bestimmung hat z. B. die übrigens treffliche Sammlung: „Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauche. Hamburg, Perthes 1833?" Wurde sie wirklich irgendwo zum kirchlichen Gesangbuch gemacht, so wäre sie mehr als zur Hälfte überflüſsig; nämlich in der groſsen Parthie für die häusliche Andacht. Sollte aber einmal das Bedürfniſs der Privaterbauung in ihr dominiren, so hätte es der verschiedenen Abtheilungen mit Berücksichtigung des öffentlichen Gottesdienstes nicht bedurft. Das Werk vereinigt zwei Tendenzen, welche es nicht rein geschieden hat, welche die Gemeine allmälig scheiden soll; darum hat es sich auch den bescheidenen Titel eines Versuches gegeben, während es in seiner kritischen Durcharbeitung und in seinen trefflichen Beilagen eine hervorragende Leistung, und für andre, striktere Gesangbuchsbildungen eine groſse, förderliche Vorarbeit bleibt. Und nur als Vorarbeit, die allerdings zur Erbauung tauglich ist, dient es einem rein bestimmten Zwecke, obwohl die Erwartung des Herausgebers, die Gemeine werde sich aus dieser Sammlung allmälig ein eigentliches Gesangbuch durch die Auswahl vermittelst des lebendigen Gebrauchs herausbilden, sich schwerlich sobald realisiren möchte. Wie lange kann die Gemeine unbedeutende Lieder mit guten durcheinander gebrauchen, ohne die Scheidung zu vollziehen! Dafür ist ja die Gabe, die Geister, auch die Geister der Lieder zu prüfen und zu unterscheiden, nur Einzelnen in der Gemeine anvertraut, der Gemeine zum Dienst und zur Erbauung. Noch bedenklicher aber möchten wir fragen: wozu ist die vorliegende Sammlung von Knapp veranstaltet? Als urkundliche Liedersammlung kann sie nicht erscheinen; dafür hat sie zu viele Veränderungen. Als Anthologie kirchlicher Lieder zur speziellen Erbauung sollte sie viel Mittelmäſsiges strenger ausgeschieden haben. Zum eigentlichen Gesangbuch im engeren Sinne aber ist sie viel zu ausgedehnt. Auch diese Sammlung wird man demnach vorherrschend als eine groſse Vorarbeit für schärfer bestimmte künftige Sammlungen zu betrachten haben; was schon daraus hervorgeht, daſs der Herausgeber selber eine kleinere Liedersammlung aus derselben zu machen beabsichtigt. In dieser Vorarbeit hat der Verf. mit groſser Mühe seine schönen Kräfte zum Dienste der Kirche auf eine dankenswerthe Weise angewendet; allein wir müssen sehr besorgen, daſs ein Theil dieser Mühe vergeblich sein werde, weil die mittelmäſsigen und unbedeutenden Lieder, denen er eine erfrischte Gestalt zu geben gesucht hat, mit wenigen Ausnahmen ihrem ursprünglichen Geschick werden folgen müssen, wenn einmal eine ausgebildete Kritik auf diesem Gebiete waltet. Werden nun die Sammlungen nach schärfer bestimmten Zwecken angelegt, so möchten sich im Ganzen wohl drei Klassen derselben ergeben: 1) urkundliche Sammlungen; 2) Anthologieen nach speziellen Standpunkten mit näher bezeichneten, bestimmten Zwecken; 3) Kirchengesangbücher im engeren Sinne.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 63.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten, gesammelt und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von M. Albert Knapp.

(Fortsetzung.)

Die urkundlichen Sammlungen müfsten sich die Darstellung und Herstellung der ursprünglichen Texte, die Rettung derselben aus ihrer vielfachen Verwandlung zur Aufgabe machen. Ihnen müfsten kritische Arbeiten voran oder zur Seite gehen, in denen die Grundsätze der Sammlung, die Rechenschaft über das Ausgeschlofsne, so wie über das Aufgenommene gegeben würde. So käme man allmälig auf den reinen Kern des ganzen deutschen Liederschatzes, zu welchem das Beste aller Zeiten und Zungen hinzuzufügen sein würde. Man ersparte durch diese kritische Vorarbeit, wenn sie in christlich ernster Haltung geleistet würde, den weniger strengen Liederfreunden die grofse Noth — „Gott selbst ist todt" oder doch Aehnliches in geringeren Liedern vielfach umzubessern. Man beseitigte auf eine gründliche Weise den paläologischen Geschmack, der an Gellerts moderner Erscheinung nicht vorbei will, sondern scheu in die ältere Vergangenheit zurücksetzt, um mit ihr abzuschliefsen. Allmälig würde dann so der volle Liederschatz zusammengefafst, aus welchem die einzelnen Erbauungsbücher nach den verschiedenen Bedürfnissen zu entnehmen wären. Für theologisch und wissenschaftlich gebildete Christen würde indessen diese Sammlung selber das beste Erbauungsbuch bleiben. In diese Kategorie würden Sammlungen wie die von Rambach, der Berliner Liederschatz und ähnliche gehören. Sehr wünschenswerth wäre es, wenn die speziellen kritischen Operationen, die veränderten Lesarten, unter den originalen Text gesetzt würden. — Die Anthologieen wären nun Sammlungen von besondrer Auswahl nach positiven Bedürfnissen berechtigter Standpunkte. Schulliederbücher — Hausgesangbücher, Liedersammlungen für Missionsvereine, Sammlungen der ausgesuchtesten nationalen Kirchenlieder, ohne Rücksicht auf spezielle praktisch kirchliche Interessen, namentlich auch Vorarbeiten für künftige Stadien der Gesangbuchserneuerung. Als eine solche Vorarbeit ist z. B. Bunsens Gesangbuch für die jetzige Gesangbuchserneuerung in einem grofsen Theile von Norddeutschland zu spät gekommen, und wird daher, wo erst jüngst neue Gesangbücher eingeführt waren, erst in der Folge, wenn eine Erneuerung indizirt ist, kirchlich mit in Betracht gezogen werden. Auf diesem Gebiet wird die gröfste Freiheit in der Veränderung der Texte erlaubt sein müssen, weil es sich theils um spezielle Bedürfnisse, theils um Vorschläge handelt. Den eigentlichen Grundbestand der Gesangbücher im engeren Sinne müfsten überall in Deutschland dieselben grofsen, nationalen Kirchenlieder ausmachen, damit das ganze Volk durch die gemeinsamen Grundtöne seines Bekenntnisses und Glaubens sich seiner kirchlichen, evangelischen festlichen Gemeinschaft und Einheit immer mehr bewufst würde. Nach den besonderen Landesbedürfnissen würden zu diesem Grundbestande nach der Seite des Alterthums hin die unveräufserlichen, provinziellen Erbstücke, und nach der Seite der Gegenwart hin frische Ansätze und Nachwüchse der heiligen Liederkunst kommen, um der besonderen Vorliebe für den alten so wie der für den neuen Wein der geistlichen Form Genüge zu thun nach einer Aeufserung Christi. Gewöhnlich behandelt man die erstere Vorliebe mit ängstlicher Rücksicht, die letztere mit einer gewissen Schnödigkeit, während man beide in ihrem Uebermaafs als Verkehrtheiten zu bekämpfen, in ihrer Einseitigkeit als Schwachheiten zu dulden, in ihrem frommen Sinn und Beruf aber zu ehren und zu befriedigen hat. Wir ha-

ben bereits gesagt, weſshalb es uns wünschenswerth scheint, daſs das Gesangbuch auf eine mäſsige Zahl von Liedern reducirt bleibe. Die Gemeinen werden mit den herrlichen Hauptgesängen gar nicht recht vertraut, wenn die Auswahl zu groſs ist, namentlich so lange viele Geistlichen gar keine hymnologische Bildung und Unterscheidungsgabe besitzen. Diese Ansicht finden wir ganz bestätigt in dem erwähnten, trefflichen Aufsatze von Grüneisen. Derselbe sagt S. 313 „Mit 300 Liedern sind die gottesdienstlichen Zwecke an etwa 10 Fest- und 50 Sonntagen des Jahres, und dazu ungefähr 100—200 Wochen und Casualandachten einer Gemeine reichlich bedacht. Ein schönes Lied ist auch, zehnmal im Jahr gesungen, nicht zu oft gesungen." — Neben einem solchen Liederschatz wünschten wir freilich der evangelischen Kirche auch eine Sammlung höherer kirchlicher Gesang- und Musikstücke zum festlichen Gebrauch bei besonderen Gelegenheiten und durch besondere Chöre. Es bleibt immer eine Schwäche der Gemeine, wenn sie sich die höchsten Blüthen christlicher Hymnologie nicht aneignen *kann* — ein ängstlicher, trüber Rigorismus, wenn sie sich dieselben nicht aneignen *mag*. Für die Auswahl eines eigentlichen Liederschatzes ist schon viel geschehen. Um keinen Preis aber möchten wir die hohen Lieder des neuen Bundes, die mystisch tiefen, sofern sie ächt sind, und keine krankhaften Auswüchse, aus dem kirchlichen Gesangbuch mit Stier beseitigen, weil sie etwa für die meisten in der Gemeine zu esoterisch gehalten scheinen. Der Gemeine gehört Alles an; das Beste jedenfalls. Dieses darf keineswegs für höher geförderte Privatvereine zurückgehalten werden. Freilich solche Lieder, welche von krankhafter Glaubensstimmung durchzogen sind, gehören nirgendwo hin, weil ihnen keine wahre und gesunde christliche Erfahrung entspricht. Für die zweckmäſsigen Veränderungen der Lieder haben Bunsen, Knapp und Stier viel — die beiden Letzteren vielleicht zu viel gethan. Bunsen hat treffliche Grundsätze darüber aufgestellt. Seine beiden Hauptmaximen möchten wir in aller Kürze etwas modificirt also wiedergeben: die Liedertexte sollen einerseits möglichst treu, andrerseits möglichst neu geliefert werden. Besonders ausführlich, befriedigend und lehrreich hat Grüneisen in seinem Aufsatze über die Regeln, nach welchen die Veränderungen der alten Lieder für das Bedürfniſs der Gegenwart vorzunehmen sind, geredet; indem er seine Hauptregeln nach den verschiedenen Perioden des evangelischen Kirchenliedes, welche er mit scharfen, treffenden Zügen charakterisirt, in zweckmäſsigen Modifikationen darstellt. Man darf gewiſs von einem solchen Einfluſs für das Würtembergische Gesangbuch den besten Erfolg erwarten.

Der vorliegenden Liedersammlung von Knapp sind die günstigsten Erwartungen entgegen gekommen. Der tiefgemüthliche, geistvolle christliche Dichter lieſs eine treffliche Sammlung, die angesehene Verlagshandlung eine ausgezeichnete Ausstattung erwarten. Man muſs es auch mit Freuden anerkennen, daſs sich beide bedeutende Ansprüche auf den Dank des christlichen Publikums erworben haben. Die Ausstattung des Werkes ist ausgezeichnet, und der Preis im Verhältniſs äuſserst billig. Was die Sammlung anlangt, so ist sie in der That ein reicher Liederschatz, der in seinen alten Liedern viele glückliche, erfrischende Emendationen von dem Herausgeber erhalten hat. Er hat sie geschmückt mit einer begeisterten Vorrede, deren Schluſs, ein Hymnus, abgesehen von der Ueberfülle des Ausdrucks, wahrhaft festlich ist. Gewiſs wird dieses Buch vielen Christen ein erwünschter Segen in ihren häuslichen Andachten werden, und als Vorarbeit wird es bei künftigen Redaktionen spezieller, bestimmter Gesangbücher gute Dienste leisten. Bei alle dem sind die Erwartungen, welche man hegte, nicht befriedigt worden, worüber sich manche Stimme hat vernehmen lassen. Man macht der Sammlung den Vorwurf, daſs es ihr vielfach an kritischer Klarheit, Consequenz und Zuverläſsigkeit fehle. Die Inkorrektheit tritt selbst in den litterarischen Notizen, welche das Werk beschlieſsen, hervor. Da ist der Dr. Hopfensack z. B. Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Düsseldorf, während er in der Wirklichkeit Professor ist am Gymnasium zu Cleve, und ein gewisser Jürgens, welcher von Amerika nach Deutschland als Prediger heimgekehrt war, tritt hier auf als Missionar in Westindien, welcher heimgekehrt bereits in Norddeutschland gestorben ist. Doch es kann zufällig sein, daſs uns hier grade diese Unrichtigkeiten aufgestoſsen sind; die Controlle dieser kleinen Biographien mögen wir nicht übernehmen; sie zeugen jedenfalls von groſsem Fleiſs und reicher Liebe. Wenden wir uns jedoch zu dem Schlüssel der Sammlung, zu der Vorrede, so begegnet uns eine gewisse Ungenauig-

keit wieder. Was die Tendenz der Sammlung anlangt, so hat der Herausgeber zwei Zwecke kombinirt. Erstlich wollte er „den evangelischen Christen Deutschlands eine reiche Auswahl der besten christlichen Lieder zu kirchlicher und häuslicher Erbauung vorlegen, und zweitens den künftigen Bearbeitern kirchlicher Gesangbücher einen möglichst umfassenden Vorrath darbieten, aus welchem sie fernerhin die besten, kirchlichen Lieder auswählen können." Beide Zwecke stören einander. Die nothwendige Beschränkung des ersten in der Auswahl läfst sich nicht wohl mit der nothwendigen Ausdehnung des zweiten vereinigen, wogegen für den ersteren Zweck eine gröfsere Freiheit in der Veränderung der Lieder zuläfsig wäre, als für den zweiten. Für die Ausführung seines Planes sucht der Herausgeber die erforderlichen Grundsätze zu ermitteln, indem er mehrere Fragen aufstellt und beantwortet, zuerst diese: „Was ist ein eigentliches Kirchenlied im engeren Sinne?" Die Antwort lautet in den Grundzügen so: ein ächtes Kirchenlied mufs dem Inhalte nach durchaus *schriftmäfsig*, und mit dem öffentlichen Bekenntnifs der evangelischen Kirche übereinstimmend sein; was die Form betrifft, so mufs dasselbe möglichst die einfache Sprache der Bibel und der Kirche reden, und *unter Zugabe des nöthigen dichterischen Elements*, populär, gemeinfafslich und einfach, würdig und kurz und körnicht sein." Merkwürdig ist es, dafs der Dichter eins der wesentlichen Requisite blofs in Parenthese anführt, als Zugabe des *„nöthigen"* dichterischen Elementes bezeichnet, als ob dieses Erfordernifs der Poesie bei einem Kirchenliede als Superadditum zu behandeln wäre, wie bei den Katholiken die justitia originalis des ungefallenen Menschen. Der Herausgeber läfst uns nicht im Zweifel darüber, dafs er sich in diesem Hauptmomente der ganzen Liederfrage in einer wesentlichen Unklarheit befinde. Er sagt nämlich S. XXVIII „Diese Sammlung soll ja keine blofs poetische Anthologie sein, die das Geniale und Originelle nebst der künstlerischen Form allein begünstigt. Hätte ich von diesem Standpunkte aus arbeiten wollen, so würde Vieles weggeblieben sein, was vor dem Richterstuhl der weltlichen Poesie blofs als Mittelgut erscheint; ein Vorwurf, der mir von gewisser Seite her vielleicht gemacht werden mag. Allein dieser Standpunkt darf bei kirchlichen Dichtungen nicht vorherrschen, sonst würde gar zu viel Tiefempfundenes und heilig Erfahrenes, das in schlichter, kunstloser Form dahergeht, zum Schaden des Volks ausfallen. Manche Kernlieder, die ihren Ruhm seit Jahrhunderten behaupten, sind nicht sonderlich poetisch, sondern blofs wohlgesetzt, körnicht, und im Sinne tief und lebendig. Der fromme, herzliche Ausdruck einer Wahrheit aber ist auch ohne *viele dichterische Zugabe* oft weit gesegneter, als das kunstreichste Lied, das solcher Einfalt entbehrt." Der Herausgeber setzt hier abermals voraus, dafs das Dichterische als Zugabe, etwa in Pathos und Glanzworten, erst von aufsen an die Lieder herankomme, dafs etwas *tief empfunden* sein könne, ohne poetisch, dafs etwas poetisch sein könne, ohne tief empfunden zu sein, dafs ein gewisser Widerstreit obwalte zwischen der *schlichten*, kunstlosen Form, und der dichterischen Zugabe. — Diese Unklarheit im ersten Grundprinzip hat über das Werk, was die Sammlung als zuverläfsige Auswahl anlangt, entschieden. Der Herausgeber hat manche Reimereien als Tiefempfundenes passiren lassen, einmal um des orthodoxen Gehalts in schlichter, kunstloser Form, ein anderes Mal vielleicht um der pathetischen Zugaben willen. Wir halten es für Pflicht, unsere Behauptung mit ein Paar Proben wenigstens zu beweisen. Das Lied unter Nro. 204 beginnt:

O Gott, wie hat die Eitelkeit
Uns Menschen so vernichtet,
Dafs fast kein Alter, keine Zeit
Was Gutes mehr verrichtet!
Sei 's auch vom Anfang bis zum End
Oft überlegt und umgewendt,
So mufs man doch bekennen:
Das, drauf wir setzen Herz und Sinn
Von Kindheit bis in's Alter hin,
Ist Eitelkeit zu nennen.

Die ersten Jahre gehn vorbei
So blind oft, wie bei Thieren;
Man schläft, man treibet Kinderei,
Nichts Weises ist zu spüren u. s. w.

„Und er nahm ein Kindlein, und stellte es mitten unter sie." Dafür ist die Kinderei am Ende doch gut, lebendige Texte für göttliche Predigten zu liefern, und das Unkindliche, und Kindische einer solchen Reimerei zu strafen. Weiter:

Nro. 213. *„Du Gott bist aufser aller Zeit*
Von Ewigkeit zu Ewigkeit;
Eh als die Welt gestanden,
Warst Du schon, was Du jetzo bist,
Und bleibst, wenn Alles nicht mehr ist,
Doch immerfort vorhanden."

Nr. 267. V. 3. *„Hier gilt's nicht ihn stehen lassen,*
Ihn nicht lieben und nicht hassen,
Gottes Worte lauten scharf;
Fluch ist auf ein Herz gesetzet,
Das nicht liebenswürdig schätzet
Den, der einst verdammen darf.

Von Hiller sind überhaupt, aufser einigen lieblichen Liedern, manche fühlbare Reimereien da, welche der Herausgeber auf die Autorität des Namens hin aufgenommen zu haben scheint. Der bedeutungslosen und schadhaften Lieder sind wirklich zu viele mit untergelaufen. Unter der Nr. 608. z. B. findet sich ein Lied, das jede Strophe beginnt und schliefst mit einem Hallelujah; nach dem Versmaafs aber mufs man das erste Mal immer Hallelujah, das zweite Mal immer Hallelujah lesen. Doch es möchte unerquicklich erscheinen, die Proben dieser Art zu häufen. Während nun der Herausgeber manches Unnütze aus der deutschen Liederfülle aufgenommen, hat er manches Gute und Werthvolle ausgelassen. Wir vermissen z. B. von v. Meyer die schönen Lieder: „Heilige Nacht," — „Wenn ich es heilig überlege," — von Rückert das schöne Adventslied: „Dein König kommt," „Das Paradies," und „Bethlehem und Golgatha" — und sogar von dem ganz benachbarten Dichter Barth die süfsen und innigschönen Lieder, welche schon von den Lippen gebildeter Christen tönen: „Der Pilger aus der Ferne" und „Sonne willst du fliehen," für welches letztere aus den 159 Abendliedern der Sammlung wohl irgend ein schläfriges auszuscheiden gewesen wäre, das ihm Platz gemacht hätte. Bei alle dem ist die Sammlung ein reicher, blühender Liedergarten, welcher sehr viele unserer besten Lieder umschliefst. Was nun die wirklich aufgenommenen Lieder anlangt, so haben wir jetzt zu fragen nach den Grundsätzen, womit der Herausgeber Veränderungen vorgenommen hat. Er hat in seiner Vorrede das fromme Vorurtheil, als ob die alten Lieder gar nicht verbessert werden dürften, mit schönen und treffenden Worten bekämpft. Diese Arbeit ist um so verdienstlicher, da seine Stimme in einer Sphäre des christlichen Lebens Geltung hat, in welcher manche andere ungehört verhallt. Auch hat er sich gegen das maafslose, willkürliche Verändern der Kirchenlieder seit Klopstocks Zeiten entschieden ausgesprochen. Der Herausgeber spricht zuerst von den Grundsätzen, nach denen ganze Lieder verändert werden sollen. Er sagt erstens: „Ein geistliches Lied, das im Kerne gut, in der Form aber *gröfserntheils* mifslungen ist, darf von einem evangelischen Dichter, der den Beruf hiezu in sich trägt, *nicht nur in einzelnen Stellen*, sondern *freithätig reproduzirt* werden." Wir lassen das gelten, wenn vorausgesetzt wird, dafs ein also bezeichnetes Lied einstweilen gar nicht als Lied zu betrachten ist, sondern lediglich als eine Motiv, das in dem Dichter als angeblichem Correktor sich erst zum wahren Liede entbindet und gestaltet. Von solchen Lieder-Embryonen, von solchen blofsen Motiven dürfte jedoch bei einer Sammlung wirklicher Lieder noch nicht die Rede sein. — Der zweite Grundsatz lautet so: „Ein geistliches Lied, das in seiner *Ausdrucksweise* zu *weitschweifig* ist, darf also verändert werden, dafs in die überflüssigen Stellen, so weit es angeht, ein *kräftiger, biblischer*, mit dem Context übereinstimmender *Zuwachs* gegossen wird. Abgesehen davon, dafs nach diesem Grundsatze der Herausgeber dem „Weitschweifigen" zu viele Ehre erweisen möchte, scheint er von diesem Falle den andern Fall nicht genau genug unterschieden zu haben, in welchem nach dem dritten Grundsatz das kürzere Verfahren eintreten soll: „Da manche Lieder viel zu lang und weitläufig sind, so darf auch eine Verkürzung derselben Statt finden, wofern der wesentliche Gehalt dadurch nicht verliert." Rezensent ist für den kürzeren Prozefs, denn in der Regel ist ein gutes Lied gesund geboren; Blind- und Lahmgeborne, welche heilbar sind, gehören zu den Ausnahmen; die Embryonen aber und Monstra soll man ihrem Geschick überlassen. Die Grundsätze, welche der Herausgeber für die Verbesserung der Lieder im Einzelnen aufstellt, kann man nur billigen; was die Fassung derselben anlangt, so scheinen Einzelne von anderen Arbeitern auf diesem Felde bestimmter, wissenschaftlicher gestellt worden zu sein. So ist nämlich der erste Canon schon so gestellt, dafs er die subjektive Willkür nicht hinlänglich abwehrt, wenn es heifst: „ein unpoetisches oder geschmackloses Bild ist entweder zu tilgen, oder mit einem besseren zu vertauschen." Andere haben diesen Canon vorsichtiger gestellt und entwickelt. Was nun die wirklich vorgenommenen Veränderungen anlangt, so hat der Verf. ein bedeutendes Talent dafür beurkundet. Consequent scheint er jedoch nicht geändert zu haben.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 64.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten, gesammelt und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von M. Albert Knapp.

(Schlufs.)

Nach der Revision eines Freundes sollen sich alterthümliche Ausdrücke, welche er sogar in seinen eignen Liedern sich erlaubt hat, in alten Liedern von ihm verbessert finden. Uns ist es vorgekommen, als habe er in alten, bedeutenden Liedern mitunter signifikante Spitzen des Ausdrucks, sinnvolle, gewürzige Bestimmtheiten ohne Noth durch weniger sagende Worte des Pathos und des Glanzes ersetzt. Wir wollen ein Paar Lieder zur Probe vornehmen. Das Lied: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern" hat der Herausgeber sehr gut verbessert, den Anstofs, dafs der einzelne Christ als Braut Christi erscheint, glücklich vermieden. In der ersten Strophe ersetzt er die Zeile: „Die süfse Wurzel Jesu" mit den Worten: „aus Juda aufgegangen." Hier wird nun schon eine feine, biblische, tiefsinnige Bestimmtheit, nämlich diese, dafs Christus die Wurzel Isais ist, das eigenthümlichste, auserwählteste und vollendete Kind des Hauses David, aufgeopfert für einen allgemeineren weniger gewichtigen Ausdruck. Indessen wüfsten wir für den Augenblick auch keinen besseren Rath, um dem Reim: „hast mir mein Herz besessen" zu entgehen. Wenn aber die zweite Strophe beginnt: „Du meines Herzens werthe Kron, Wahr'r Gottes und Marien Sohn," so mögen wir uns nicht entschliefsen, die Worte des Herausgebers als Verbesserung dafür anzunehmen: „O Kleinod, dem kein Engel gleicht, Sohn Gottes, den kein Lob erreicht." Hier schien keine Nöthigung zum Verändern vorhanden, die vorgenommene scheint subjektives Belieben; der feurige Ausdruck des alten Textes ist nicht ersetzt. In dem Liede: „Wie soll ich dich empfangen" scheint uns ohne Noth die folgende Strophe in der untenstehenden Weise verändert:

Nichts, nichts hat Dich getrieben
Zu mir vom Himmelszelt,
Als das geliebte Lieben,
Womit Du alle Welt
In ihren tausend Plagen
Und grofsen Jammerlast,
Die kein Mensch kann aussagen,
So fest umfangen hast.

Nichts, nichts hat Dich getrieben
Zu mir vom Himmelszelt,
Als Dein getreues Lieben
Du Heiland aller Welt,
Du littest tausend Plagen,
Du trugst der Sünder Last,
Und Keiner darf verzagen,
Den Du erlöset hast.

Hier bröckelt in der Verbesserung der grofse, einheitvolle Gedanke des Dichters, der starke, mächtige Ausdruck, nach welchem die Liebe Christi die nothvolle Welt so fest umfangen hält, in mehrere, wohlgesetzte, gute Gedanken auseinander, die nur hier nicht an der Stelle sind, wo der eine Heldengedanke des Dichters bleiben mufs. Die Veränderung schien jedenfalls nicht nöthig. Wir finden eine Strophe in dem Liede: „O Welt sieh hier dein Leben," verbessert wie folgt:

Ich, ich, und meine Sünden,
Die sich wie Körnlein finden
Des Sandes an dem Meer,
Die haben Dir erreget
Das Elend, das Dich schläget,
Und das betrübte Marterheer.

Ach ich, und meine Sünden,
Die sich so zahllos finden,
Als wie der Sand am Meer,
Die haben Dich geschlagen,
Die brachten diese Plagen,
Und diese Martern auf Dich her.

Die zweite Hälfte des alten Textes ziehen wir unbedenklich der Verbesserung vor. Die Verbesserung ist deklamatorisch und doch matt; matt in dem Ausdruck: „Brachten die Martern auf Dich her." Dagegen spricht ein rührendes Mitleid und eine grofse, lebendige Anschauung in dem Ausdruck: Das betrübte Marterheer, und das Wort: *Die haben Dir erreget* bezeichnet sehr treffend das allmälige, erst heimliche, dann gewaltige Hervorgehen des Elendes aus der Sünde. Auch an den Körnlein des Sandes finden wir keinen Anstofs; die Verbesserung hat nur etwas poetische Originalität verwischt. Es heifst weiterhin:

Du springst in's Todesrachen
Mich frei und los zu machen
Von solchem Ungeheur;
Mein Sterben nimmst Du abe,
Vergräbst es in dem Grabe,
O unerhörtes Liebesfeur.

Vom Tod mich frei zu machen
Springst Du in seinen Rachen
Und in die tiefste Fluth;
Du stirbst, dafs ich nicht sterbe,
Nicht ewiglich verderbe,
O unerhörte Liebesgluth.

Die zwei ersten Zeilen der Verbesserung sind zulässig. Mit der dritten Zeile aber verfällt der Verbesserer aus der scharfen Bestimmtheit des Dichters in's Vage; dann geht er über ins Allgemeine „Du stirbst dafs ich nicht sterbe", während es dem Dichter darum zu thun ist, konkret anschaulich, des Todes spottend gerade das Sterben selbst im Grabe zu begraben. Paul Gerhard wurde mit der geistreichen Sentenz fertig, indem er sich das *abe* erlaubte. Bunsen hat das *abe* zugelassen, um die Fülle der sinnvollen Strophe, das Begraben des Sterbens im Grabe zu retten. Knapp dagegen gibt den Versuch völlig auf, hier mit dem Dichter für seinen eigenthümlichen Gedanken das rechte Wort zu finden, und lenkt in einen allgemeinen Gedanken hinein, der sich an andern Stellen zur Genüge schon ausgesprochen findet. Wir würden etwa so bessern:

Selbst in des Todes Rachen
Springst Du, mich los zu machen
Von diesem Ungeheur.
Den Tod, der mein geharret,
Hast Du in's Grab verscharret;
O todbezwingend Liebesfeur.

In dem Liede: „O Haupt voll Blut und Wunden" verändert der Herausgeber die Worte:

Ich will hier bei Dir stehen,
Verachte mich doch nicht,
Von Dir will ich nicht gehen
Wenn Dir Dein Herze bricht,
Wenn Dein Haupt wird erblassen
Im letzten Todesstofs,
Alsdann will ich Dich fassen
In meinen Arm und Schoofs.

Ich will hier bei Dir stehen,
Verachte mich doch nicht,
Von dir will ich nicht gehen,
Wenn Dir D e i n H e r z e bricht.
Wenn m e i n Haupt wird erblassen
Im letzten Todesstofs,
Alsdann wollst Du mich fassen,
In Deinen Arm und Schoofs.

Es liefse sich leicht nachweisen, dafs diese Emendation fast nur aus einem mangelhaften Verständnifs des herrlichen Liedes zu erklären ist. Das Lied hat eine an das Schwärmerische anstreifende, hinreifsende Innigkeit. Es hat eine katholisirende Sinnlichkeit, indem es scheinbar beginnt als eine Andacht *zu dem Haupte Jesu*; doch ist die Glut der ersten Strophe durch das Licht der zweiten geschützt, das Menschliche wird hier im Göttlichen verklärt. Das ganze Lied aber hat den Grundton, dafs sich der Dichter unter das Kreuz Christi im Geiste versetzt, dafs das ganze Sterben des Herrn vor seiner inneren Anschauung vorgeht. Darum sollte man auch die schöne dritte Strophe diesem Liede lassen: „Die Farbe Deiner Wangen" u. s. w. Jedenfalls kann es nicht in der mitgetheilten Strophe plötzlich heifsen: „*Wenn mein Haupt* wird erblassen Im letzten Todesstofs," ohne den Sinn des Liedes ganz zu verwirren, am wenigsten dann, wenn der Correktor gleich vorher stehen läfst: Wenn *Dir Dein* Herze bricht. — Wir brechen hier ab, da die mitgetheilten Proben genügen mögen, zu zeigen, dafs der Herausgeber sein schönes Talent auch in der Liederverbesserung bewährt, dafs er aber darin von Misgriffen des subjektiven Beliebens sich nicht frei gehalten hat. Möge die Auswahl der besten Kirchenlieder, welche er in der Folge zu liefern beabsichtigt, in der Würdigung des ächten Liedes eine gröfsere Strenge und Klarheit, in der Kritik eine gröfsere Behutsamkeit und Anerkennung der originellen, physiognomischen Züge der Lieder beurkunden. Die Anordnung der vorliegenden Sammlung ist einfach und klar, sie enthält 3572 Lieder, zu denen noch ein kleiner Anhang kommt.

Lange in Duisburg.

XXXIX.

Abhandlungen zur allgemeinen vergleichenden Sprachlehre von Dr. H. E. Bindseil. Hamburg, 1838.

Die erste der beiden Abhandlungen in welche das vorliegende umfangsreiche Werk zerfällt, hat die Physiologie der Stimm- und Sprachlaute zu ihrem Gegenstande und fällt damit auf ein Gebiet, in welchem Referent zu wenig heimisch ist, um sich ein vollgiltiges Urtheil beizumessen. Wir werden uns daher auf einen kurzen Bericht zu beschränken haben, bekennen uns aber im Voraus gern zu der Ansicht, dafs die Sprachforschung solcher Untersuchungen vom physiologischen Standpunkte, wenn sie auch nicht im Stande ist, dieselben selbstständig zu führen, durchaus nicht entbehren könne. Wie der Leib und die Elemente der Sprache gebildet werden, wie und mit Hilfe welcher Organe die Laute im Munde des Sprechenden entstehen, dergleichen Fragen sind von gröfserer Wichtigkeit als es Anfangs scheinen mag, denn ihre Erörterung gibt für die Geschichte der Laute nicht unerheblichen Aufschlufs, läfst die Stufen der Lautverwandlungen schon ihrer Möglichkeit nach erkennen und bestätigt so, indem sie endlich noch die gegenseitigen Verhältnisse und Berührungen der Laute aufdeckt, überall die bei der historischen Betrachtung des äufseren Verlaufs erkannten Wahrheiten. Wir sind mit dem Grundsatze von welchem auch Hr. Bindseil ausgeht, dafs der Sprachlaut seinem ganzen Wesen und Entstehen nach nur dadurch gehörig dargelegt werden könne, wenn nicht blofs die Funktionen der Sprachorgane, sondern auch die der Stimmorgane möglichst genau untersucht würden, vollkommen einverstanden und wissen dem Verf., dafs er selbst sich dieser Arbeit unterzogen, um so mehr Dank, als das bekanntlich nicht eigentlich Sache des Philologen, sondern des Physiologen ist. Freilich können wir den Wunsch nicht unterdrücken, diese Untersuchungen möchten nun auch, da sie als Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Formenlehre gegeben werden, mithin zunächst für den Sprachforscher bestimmt sind, etwas bündiger und übersichtlicher geführt sein. Jene ausführlichen Angaben über die verschiedenen sich bunt durchkreuzenden Ansichten der Physiologen, die umständlichen zwar in die Noten verwiesenen literarischen Citate, die leicht ein Drittheil des ganzen Werkes einnehmen, die Beschreibung der thierischen Stimmwerkzeuge, welchen hier doch nur untergeordnetes Interesse einzuräumen, dieses und Anderes dient nur dazu, das Buch übermäfsig anzuschwellen, und dem der in Ermangelung eigner Ansichten Festes und Entschiedenes wünschen mufs, den Ueberblick zu erschweren. — Wenn der physiologische Standpunkt nun in dem Werke des Hrn. B. überwiegend vorherrscht, so bedarf es doch kaum der Bemerkung, dafs der Verf. daneben, wo es nöthig ist, auch einen allgemeineren philosophischen und endlich den rein historischen und grammatischen Standpunkt einnimmt; was sich von vorne herein als allgemein wahrscheinlich annehmen lasse, was dann die Natur und Bildungsart der Laute zu erkennen gebe, und endlich was die Geschichte der Sprache, — diese drei Fragen berühren sich zu mannigfach, als dafs ihre Trennung möglich oder rathsam wäre. So beginnt der Vf. mit der Entwicklung des Begriffs der Sprache und wendet sich §. 2. zur Frage, was denn das in ihr Dargestellte sei, ob Aeufseres oder Inneres. Hr. B. entscheidet sich für das letztere, uns däucht aber, es liefse sich auch wohl für das erstere manches Bedeutende sagen. Es kommt nur darauf an, was man sich unter Sprache denkt. Ihrem ersten Entstehen nach dürfte sie wohl ebenso richtig der Ausdruck des Aeufseren heifsen: Aeufseres, Inneres und Laut, diese drei Momente mufs man bei dem Werden der Sprache gleichsam wie ein Moment verbunden denken. Der Gegenstand der Empfindung und Vorstellung hervorruft, tritt äufserlich wieder im Worte oder Laute hervor, und der letztere ist eben nur das innerlich erkannte und lautgewordene Aeufsere selbst. Will man die Sprache nun blofs als Ausdruck des Innern gelten lassen, was sie später zwar lediglich wird, so mufs man von Anfang an Inneres und Aeufseres in Beziehung auf sie als ein Zwiefaches, Getrenntes setzen und begreift nicht die Wahrheit und Nothwendigkeit, welche dem Worte innewohnt, und theils auf der Wahrheit des Eindrucks, theils auf der Unwillkührlichkeit des ersten Lautwerdens beruht. Indessen wir haben diese Ansicht, die wir anders wo schon weiter verfolgt haben (s. Beiträge zur Etymol. Bd. 1. S. 4. der Einleitung) hier wo ihr Ursprung liegt, nur gelegentlich andeuten wollen.

Erst S. 225 wo von den Vokalen gehandelt wird, betritt Hr. B. den eigentlichen Grund und Boden der

Sprache. Mit Rapp (Versuch einer Physiologie der Sprache), dem er sich vielfach anschliefst, geht er von einem Urvokale aus, den er gleichfalls nicht als einen historischen sondern nur als einen systematischen Urlaut betrachtet. Wie man nämlich das Grau als die unentwickelte Indifferenz zwischen den drei Farben Gelb, Roth und Blau setzen könne, weil sie in ihm noch nicht actuell enthalten, wohl aber potenziell bedingt seien, also, meint Rapp l. l. S. 20, müsse es auch wohl einen diesem Verhältnisse entsprechenden Vocallaut geben, der, weil sich die Reflexion zuerst in Polen und Extremen manifestire, dem Sprachbewufstsein zwar nicht zuerst klar geworden sein werde. Referent der freilich einer andern Ansicht ist, sieht nicht wohl was der Sprachforschung die Annahme eines solchen theoriegrauen systematischen Urlauts helfen soll, wenn man ausdrücklich der Meinung ist, dafs im Vokalismus die bestimmten Laute früher vorhanden gewesen als dieser unbestimmte jene nur im Keime und potentiâ enthaltende Urlaut, der also der Zeit nach kein Urlaut sein würde. — Hr. B. nimmt dann weiter ein fünffaches Stadium der Entwicklung der Vokale an, indem er zuerst die Vokale a, i, u, und zweitens ihre Zusammensetzung ansetzt, letztere theils mit ihres Gleichen (Verdopplung der Vokale), theils unter einander, um so auf die bekannte Weise die Längen â, î, û und die Diphthongen ai, ê; au, ô entstehen zu lassen. Als drittes Stadium stellt er den Rhinismus oder die Nasilirung auf, als viertes die Fortsetzung des zweiten oder eine freiere Zusammensetzung der Grundvokale, und als fünftes endlich fortgesetzte Verkürzung und Trübung der Vokale, und fortgesetzte Nasilirung. Wir hätten hiegegen mancherlei zu erinnern: Wie das fünfte und vierte Stadium eigentlich nur eine Fortsetzung des zweiten und dritten ist von dem es sich nur durch gröfsere Freiheit der Bewegung unterscheiden soll, so würden wir es auch als kein besonderes Stadium bezeichnen; noch weniger das Nasalaugment, welches Hr. B. unter Nasilirung als drittes Stadium ansetzt, indem es seine eigentliche Stelle zwar nach Vokalen aber vor den Mutis zu haben scheint und daher am wenigsten blofs als eine Entwicklung der Vokale gelten kann. Von den zwei Stadien die hiernach übrig bleiben, müfsten wir die zweite Hälfte des zweiten, die Diphthongenbildung, wenn sie wirklich wie Hr. B. sagt auf Zusammensetzung beruhte, als willkührlich und nicht als eine Entwicklung bezeichnen. Obwohl sie wesentlich das letztere ist, und keineswegs auf dem Wege äufserer Zusammensetzung entsteht. Die Darstellung dieses Punktes scheint wenig gelungen. Als wirkliche Stufen der Entwicklung würden wir nur drei annehmen: davon bezeichnen wir die erste als Individualisirung der drei Grundvokale a, i, u, (und zwar aus dem indifferenten aber historischen Urvokale). Zweitens, aus der individualisirten Einheit der Grundvokale entsteht quantitativ die Länge, in welcher potenziell eine Zweiheit oder Verdopplung enthalten. Drittens je deutlicher die letztere hervortritt, desto leichter tritt mit ihr eine Entzweiung ein, die einzelnen Elemente treten qualitativ gegen einander auf und erzeugen den Diphthongen, von dem wieder ein Rückschritt zur Vokaleinheit, zunächst zur Länge, möglich ist. Zusammensetzungen, Trübungen u. s. w. müssen für unorganisch und zufällig gelten und bilden keine Stufen der Entwicklung.

Aehnlich würden wir uns auch zu der folgenden Auseinandersetzung über die Consonanten nicht selten in Widerspruch setzen müssen, obgleich wir gern anerkennen, dafs Hr. B. der sich weder auf einzelne Sprachen noch auf abgeschlossene Sprachstämme beschränkt, mit wahrhaft staunenswerthem Fleifse Alles zusammengetragen hat, was nur aus irgend einer Sprache über Laute und deren Arten der Bildung und Aussprache bekannt ist. Dabei sieht man denn nicht wenig Sprachen nennen, die kaum dem Namen nach bekannt sind, aber freilich beruhen die Citate meist auch nur auf den ungenauen Angaben des Mithridates und ähnlicher Werke. Hr. B. scheint hier vorzugsweise das Verdienst in Anspruch zu nehmen, eine Topographie des Lautes, eine Beschreibung der Sprachen nach ihrem gesammten Lautvorrathe zu geben, und hierin mufs man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn auch unentschieden bleibt, wieweit die Gesammtheit der Sprachen und ihrer Laute wirklich umfafst ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 65.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

Abhandlungen zur allgemeinen vergleichenden Sprachlehre von Dr. H. E. Bindseil.

(Schlufs.)

Bei der zweiten Abhandlung welche einen höchst interessanten Gegenstand, die verschiedenen Bezeichnungsweisen des Genus in den Sprachen, behandelt, werden wir uns auch nicht allzu lange aufhalten dürfen. Der Vf. geht meist äufserlich zu Werke, und wenn er nicht unterläfst, in seiner Weise mit Zahlen und Buchstaben verschiedener Art Abtheilungen und Unterabtheilungen zu machen, so bringt er seinen Gegenstand doch kaum zu der völligen Klarheit, welche die Folge innerer Durchdringung ist. Es ist ihm zunächst um die Form der Genusbezeichnung zu thun, die er durch alle möglichen Sprachen verfolgt, und was wir wohl erwartet hätten, eine innere Entwicklung des Grundes der Bezeichnung, finden wir nicht. Nur im Anfange S. 495, spricht der Vf. seine Ueberzeugung im Allgemeinen dahin aus: nicht die Wahrnehmung des natürlichen Geschlechtes sei die alleinige Veranlassung zur Classification der Wörter in Genera, so dafs dieselbe von den Sprachbildnern auf nicht sexuale Gegenstände nur übertragen sei; gegen eine solche Ansicht spreche die Schwierigkeit, dann den Ursprung des Neutrums zu erklären, und das Zurücktreten des natürlichen Geschlechtes in sehr vielen Sprachen, in denen vorwaltend nur zwischen Lebendigem und Leblosem unterschieden werde; vielmehr, meint der Vf., wie verschieden die Eindrücke der Gegenstände auf unser Gefühl und Vorstellungsvermögen auch seien, so hätten sie doch unter sich etwas Gemeinsames, Characteristisches, wodurch sie in gröfsere Classen zerfielen. Dieses Gemeinsame sei nun theils das ihnen innewohnende und gleichmäfsig in der Vorstellung erweckte Grofse, Feste, Thätige, Bewegende, Zeugende, theils das Kleine, Weiche, Leidende, Empfangende, Gebährende, oder auch das Leblose und Unentwickelte. Gleichwohl hat Hr. B. diese Ansicht später wieder aufgegeben und neigt sich in der Schlufsbemerkung der ersteren (namentlich J. Grimmschen) zu, ohne jedoch, so viel wir sehen, seine eigenen Einwände voll zu berücksichtigen. Jedesfalls wäre es zu wünschen gewesen, dafs der Verf. an einzelnen Sprachen nachzuweisen gesucht hätte, wie das innere Wesen der bezeichneten Gegenstände wirklich in jener Weise mit dem äufseren Genus zusammenhänge; derselbe handelt aber sogleich von Zahl um Umfang der Geschlechter und sucht die Sprachen darnach zu classificiren. Von mehr Bedeutung ist die Untersuchung S. 522 fl. über diejenigen Sprachen, welche auch die Verba an der Genusunterscheidung Theil nehmen lassen, indem dieselbe theils an dem angefügten Pronomen, theils an dem Verbalstamme selbst, theils an beiden ausgedrückt wird. Hierauf wendet sich der Vf. zur Darlegung der verschiedenen Bezeichnungsweisen und unterscheidet erstlich Bezeichnung durch ganz verschiedene Wörter, zweitens mittelst verschiedener Grade der Stärke und Lebendigkeit der Sprachlaute, drittens mittelst einfacher und verdoppelter Formen, viertens mittelst beigefügter Laute oder Wörter, wonach dann noch einzelne Schlufsbemerkungen folgen.

Man sieht es schon an diesen allgemeinen Ueberschriften, die Eintheilung welche in solcher Weise *)

*) Z. B. bei der zweiten Bildungsart §. 6. S. 537 spricht der Vf. *a*) von dem Unterschiede der Stärke und Schwäche, *b*) S. 581 von der Lebendigkeit der Laute. Von *a*) entstehen drei Abtheilungen, indem Hr. B. die Laute abzählt und nun entweder 1) gleiche Anzahl aber verschiedene Stärke der Laute findet, oder 2) gleiche Stärke bei verschiedener Zahl, und 3) ungleiche Stärke bei ungleicher Anzahl. Die erste

ins Unendliche fortgeführt ist, ist nur nach Maſsgabe der äuſseren Erscheinung vollzogen, und wird nicht selten durch eine innerliche Erklärung der Endungen, zu der der Verf. sich mitunter wohl selbst hinneigt, als ganz zwecklos dargethan. Die erste Unterscheidungsart, s. oben, wundern wir uns um so mehr auf einer Seite abgethan zu sehen, als der Vf. sie mit Grimm für die älteste Genusbezeichnung hält. Bleiben wir inzwischen etwas bei der vierten Art stehen, wo sich die Genera wie es heiſst, mittelst beigefügter Laute unterscheiden. Der Vf. rechnet hieher unter anderen auch das Verhältniſs von r e x zu r e g i n a, oder von *β α σ ι λ ε ύ ς* zu *βασίλιννα*. Nun sind wir aber keineswegs der Meinung, daſs r e g i n a oder *βασίλιννα* sich unmittelbar als ihre Feminina an die masc. r e x und *βασιλεύς* anschlieſsen, sondern sie setzen sicher ein masc. reginus und *βασίλιννος* voraus, welches denn allerdings mit *βασιλεύς* und rex in engere Verbindung zu setzen wäre. Mithin fallen jene Feminina, die man etymologisch nicht richtig für d i e Fem. von rex u. s. w. hält, der Wortbildungslehre anheim, und der Genuslehre nur rücksichtlich des Schluſs-a, es sei denn, daſs die letztere alle solche Formationen zusammenstellen wollte, welche sich, zufällig, nur mit e i n e m besondern Genus erhalten hätten. Und Hr. B. selbst scheint dieser Ansicht zu sein, der er wenigstens in Bezug auf die gr. Endung *ίνη* z. B. in *ἡρωΐνη* oder *ἡρῴνη* S. 611 den Vorzug einräumt. Aehnlich verhält es sich mit manchen anderen Endungen, in denen wir zum Theil noch gar interessante Bildungen aufbewahrt finden, wie z. B. in den Formen *βασίλισσα*, *διακόνισσα*, welche der Vf. mit Pott Et. Forsch. aus *ιδια* erklärt, Ref. jedoch viel lieber mit der skr. Genitiv- oder Adjectivendung a-sja, prâcr. assa vergleichen möchte, so daſs *ισσα* also aus *ισια* entstanden wäre und *βασίλισσα* eine ähnliche Form voraussetzen lieſse, wie wir sie in *δημόσιος* vorfinden, welches, wenn *σι* zu *σσ* geworden wäre, gleichfalls leicht *δημοσσος* lauten möchte. Hr. B. war einer solchen Ansicht nahe, indem er später damit einmal die deutschen Endungen sk, sche u. a. vergleicht; ganz dieselbe Endung zeigt uns aber das Altrömische in einigen Wörtern, und zwar auch ohne gegenüberstehende Masc., aber doch auch ohne jene Beschränkung auf weibliche Wesen, wenn auch als feminine Endungen. — An eben dieser Stelle bespricht der Vf. auch das Verhältniſs von *θέαινα* zu *θεός* und handelt dann von den lat. Pronominibus haec, quae. In Betreff des ersteren möchten wir seiner Ansicht daſs *αινα* in *α-ινα* zu zerlegen, gern beistimmen, nur fragt es sich, ob wir in dem ersten *α* schon ein feminines *α*, oder nur ein altes stammvokalisches zu suchen hätten. Ueber die lat. Pronomina sind schon so mancherlei Meinungen geäuſsert, daſs die Entscheidung miſslich wird. Daſs hier alte gleichsam vorrömische Formen vorliegen, dergleichen sich zumal bei den Pronominibus zu zeigen pflegen, ist mit Sicherheit annehmbar; aber schon deshalb möchten wir nicht beistimmen, wenn der Vf. haec und quae aus dem Thema hi, qui mittelst angetretener Femininendung a deuten will, so daſs nur beide ein hi-a-c, qui-a voraussetzen lieſsen. Die Möglichkeit einer solchen Contraction oder wie man es sonst nennen will, des ia : ae leuchtet uns an und für sich um so mehr ein, je öfter wir dieselbe selbst nachgewiesen haben *), hier will sie jedoch ganz unpassend scheinen, da die Formen mit i, hi-c, qui für in späterer Zeit geschwächte Formen, nicht aber für alte Themata gelten können. Vollends unstatthaft ist aber die Annahme des Antretens des fem. a an das Thema; das Zeichen des Fem. entwickelt sich an und aus dem Ausgange des Themas, nicht aber tritt es von auſsen hinzu. Daſs es sich nun hier als ae noch zeigt, ist uns eben ein Beweis mehr, daſs kein Thema hi, qui anzunehmen ist. Was auch über haec, quae gesagt ist, wir sind überzeugt, ae ist nur ein lautlicher Stellvertreter des alten langen â der Feminina, dessen Länge anderswo (cfr. aquă) verloren, hier aber im Diphthongen gerettet ist. — Eine ähnliche Ansicht wie über die singul. Fem. hegt der Verf. auch über die gleichlautenden pluralen Formen und hier ist er offenbar durch das Danebenbestehen von q u i a (weil) verleitet, das er qui-a zerlegen und als Neutr. plur. fassen

---

Abtheilung hat wieder 3 Unterabtheilungen, je nachdem die characteristischen Laute *a*) Consonanten, *b*) Cons. und Vokale, *c*) nur Vokale sind; davon giebt *a* abermals drei Fälle, denn die Consonanten sind *α*) beiderseits Explosivae, *β*) einerseits Explosivae, andererseits Continuae, *γ*) beiderseits Continuae. Aber noch nicht genug; *α* giebt wieder ein *aa*—*cc* und so geht es ins Unendliche fort. Hr. Bindseil scheint ein wahres schematisirendes Genie.

---

*) Cf. de prâcr. dial. §. 130. Beitr. z. Etym. I. S. 98. 114. 270.

zu müssen meint. Es scheint eine sehr alte und schwierige Bildung, daher wir nicht ohne Bedenken unsere Muthmafsung aussprechen, dafs es vielmehr eine ablative Form sei, in der, wenn nicht i etwa unorganisch wäre (cf. kât, jât?), gar etwas Aehnliches stecken möchte, wie in dem immer noch dunklen skr. kasmât, jasmât: aber nicht aus dieser Form soll es entstanden sein, sie soll nur einen Wink geben, um die Zweisilbigkeit des quia zu begreifen. Auch darf hier wohl an Bopps glückliche Vergleichung des tamen mit tasmin erinnert werden, mit der dem Römischen bereits eine ähnliche Bildung nachgewiesen ist; eine Form wie kasmât, tasmin läfst in Bezug auf das sm eine zwiefache Veränderung zu, die eine läge etwa in jenem tamen vor, die andere etwa in prâcr. tahin, kahin, und auf der letzteren Stufe würde ungefähr lat. qui-a stehen, indem es einen Inlaut (etwa s in griech. Weise, quisa?) eingebüfst haben möchte. Doch diese Muthmafsungen über einen in der That unlösbaren Knoten sollen hier nicht weiter geführt werden: nur das ist zu merkwürdig, um es zu übergehen, dafs jenes kisa wirklich im Prâkrit existirt und warum? heifst. Doch davon gelegentlich ein Mehreres. Wie wir quae = quâ setzen, jedoch unentschieden lassen, ob das ae lediglich aus â, oder in Folge eines alten dem Fem. nachweisbaren s-Lautes entstanden sei, halten wir auch das plur. ae in haec, quae für lautliches Ursprungs und erinnern dabei nur an skr. jê, tê, kê, dual. çivê, und prâkr. plur. sivâi, sivê u. s. w.

Da es durch die Mannigfaltigkeit des vom Verf. behandelten Gegenstandes verwehrt ist, in viel Einzelnes einzugehen, möge es an den berührten Beispielen genügen um darzuthun, dafs der Verf. sich zwar um die Erklärung der wichtigeren Formen bemüht, dabei nicht selten jedoch zu einseitig verfährt, indem er dem einen Geschlechte ausschliefslich beilegt, was nur durch die äufserste Endung demselben zugewiesen wird. Die Genera haben ursprünglich (wenigstens über die einfachen, letzten Endungen hinaus, die man zwar auch schon Suffixe heifst) nicht ihre eigene Suffixe, sondern die Suffixe, d. h. die Wortbildungen haben nur ihre besonderen das Geschlecht bezeichnenden Ausgänge. Wo es sich anders verhält, indem gewisse componirte Suffixe nur mit bestimmten Geschlechtern verbunden scheinen, da waltet Schein oder Zufall, den die Wortbildungslehre indem sie den Ursprung und die Gleichmäfsigkeit der Bildungen nachweiset, aufzudecken hat. So wird sie z. B., bei dem oben angeführten regina stehen zu bleiben, dasselbe, abgesehen von dem weiblichen a-Ausgange mit marinus, equinus u. s. w. in eine Classe stellen; regino heifst was des Königs ist, königlich, und kann selbst, wie βασιλισσα mit dem skr. Gen. in assa, mit dem Genit. râg'nas (cf. Accus. râg'ânam) verglichen werden. Da indessen vielerlei, so männliches wie weibliches, des Königs ist, so konnte regina, die Königliche, die Einschränkung die königliche Herrin, des Königs Gemahlin, erst im Gebrauche und zum Theil zufällig erhalten, zumal wo dieselbe durch das Vorhandensein anderer Adjective regius, regalis etc. erleichtert wird, der bestimmte Gebrauch aber nicht selten die beliebig wandelbare Form (hier reginus) hat verschwinden lassen. Vergl. βασιλεια und βασιλεία.

Schriften die wie die vorliegende monographisch Einzelgebiete der Wissenschaft behandeln, scheinen uns überaus heilsam und dem heutigen Zustande der Sprachforschung zumal angemessen. Wir wünschen Hrn. Dr. Bindseil Mufse, seine Untersuchungen fortzusetzen, indem wir hoffen, dafs sich seine Ansicht über Sprache und deren Entwicklung im Verlaufe immer mehr klären werde, und bekennen zum Schlusse nochmals gern, dafs uns sein Werk, wäre dessen Hauptverdienst für jetzt auch nur ein compilatorisches, darum nicht weniger nützlich und verdienstlich erscheint, vielmehr als Zeugnifs gewaltiges Fleifses verbunden mit seltner Gelehrsamkeit, höchst ehrenwerth bleibt.

Albert Hoefer.

XI.

A History of the fossil fruits and seeds of the London Clay by Jam. Scott Bowerbank. Lond. 1840. 8. *Tabb.* 17.

Wir eilen um diesen wichtigen Beitrag zur Kenntnifs der fossilen Gewächse anzuzeigen. Das Werk ist wie Lindley's Fossil Flora gearbeitet; es liefert Beschreibungen ohne eine bestimmte Ordnung dabei zu beobachten, nur dafs hier die Früchte und Samen von derselben Gattung zusammengestellt sind, nebst Abbildungen auf den dazu gehörigen Kupfertafeln. Ohne alle Vorrede erhalten wir hier 17 Kupfertafeln, jede mit mehren, oft

sehr vielen Figuren, und eine sehr ausführliche, ungemein genaue Beschreibung der Früchte von einer jeden Art, so dafs wir nicht umhin können, dieses Werk in Rücksicht auf die Genauigkeit der Beschreibungen und die treffende Kritik zu den ersten und vorzüglichsten in diesem Fache zu rechnen. Es scheint mit diesem Bande geendigt, denn nirgends ist von einer Fortsetzung die Rede. Die Früchte sind von der Insel Sheppey, wo der London clay die herrschende Formation ist, und es scheint nöthig hier etwas von dieser Formation zu sagen. Sie gehört überhaupt genommen zu den Tertiärformationen, welche auf die Kreide folgen. Bei Paris liegt nun auf der Kreide ein Thon, der zur Töpferarbeit gebraucht und argile plastique genannt wird. Darüber folgt der Grobkalk (calcaire grossier), mit Gyps und den Ueberresten von Paläotherien. In England ist diese argile plastique oder plastic clay von der Formation des Grobkalks nicht geschieden, sondern beide vereinigen sich zu einer grofsen Thonformation ohne allen Kalkstein und diese ist der London clay. Der zoologische Charakter ist aber mit dem Pariser Kalkstein so übereinstimmend, dafs man, als Formation, London clay und calcaire grossier nicht von einander trennen kann. Lyell theilt die Tertiärformationen nach der Menge der fossilen mit den noch lebenden übereinstimmenden organischen Körpern ein, in Pliocene, Miocene und Eocene, abgeleitet und zwar sehr gesucht von καινός neu (Tertiärformation) und πλεῖον mehr, μεῖον weniger und ἠώς Morgenröthe, weil in der Eocene so wenig den lebenden gleiche organische Körper gefunden werden, dafs gleichsam hier ein neuer Tag erst anbricht. London clay gehört zu der Eocene, auch ist unter den hier beschriebenen Früchten keine einzige, welche einer bekannten noch lebenden Pflanze könnte zugeschrieben werden. In Deutschland liegt auf der Kreide die ausgedehnte Braunkohlenformation, dann folgt der Grobkalk, der in einigen Gegenden von Deutschland vorkommt. Es wären also die Früchte von Sheppey mit den Früchten in den Braunkohlen vom Westerwalde, Habichtswalde, Vogelsberge zu vergleichen. Wir wollen nun die hier aufgeführten Gattungen kurz anführen. Nipadites, mit 13 Arten, weil die Früchte die meiste Aehnlichkeit mit den Früchten einer ostindischen Palme, Nipa, zeigen. Diese Palme ist nur in Rumph's Herb. Amb. abgebildet, und später von Thunberg beschrieben worden, auch noch wenig bekannt. Der Verfasser sah Früchte davon in der Sammlung des berühmten Gärtners G. Loddiges, auch bei einem Herrn Ward, welche man auf dem Meere bei Java schwimmend gefunden hatte. Nipadites umbonatus wurde von Ad. Brongniart zu einer Pandanus ähnlichen Gattung gebracht, die er Pandanocarpum nannte und eine andere Art, Nipadites Parkinsonis, weil die Früchte schon in Parkinson's Organic Remains abgebildet sind, nannte derselbe Botaniker Cocos Parkinsonis. Es folgt die Gattung Hightea mit 9 Arten. Der Verfasser wollte sie mit Gossypium vergleichen, weil die Frucht voll Fasern ist, aber sie ist nicht drei- sondern einklappig, und die placenta (das sporophorum) viel dicker, und kantig, nicht dünn, wie an Gossypium, auch sitzen an den Kanten die Samen. Der Verfasser rechnet sie zu den Malvaceae, was aber sehr zweifelhaft scheint. Petrophiloides mit 7 Arten. Der Verfasser wollte sie erst in die Nähe von Casuarina bringen, aber Rob. Brown erinnerte ihn, dafs die Gattung mehr der Petrophila, einer Proteacea gleiche. Cupressinites mit 13 Arten. Cupanoides mit 8 Arten, ähnlich Cupania, einer Gattung aus der Ordnung der Sapindaceae. Tricarpellites mit 7 Arten. Wetherellia variabilis, weil die Früchte mit 2 bis 5 Samen abändern. Bei weitem die häufigste fossile Frucht auf Sheppey und gewöhnlich Kaffee genannt. In jedem Fache befindet sich ein herabhängender Samen (semen pendulum), in einem inwendig rauhen Sack eingeschlossen, mit einer, vermuthlich vormals flüssigen Masse umgeben. Cucumites variabilis. Faboidea mit 25 Arten. Die Früchte haben nur die äussere Gestalt einer Bohne; inwendig befindet sich ein Kern, in dem man selten und zwar dann in der Mitte einen Embryo wahrnimmt. Der Kern hat äufserlich Punkte, welche vergröfsert Säcke oder Behälter darstellen, die in den Kern eindringen. Der Verfasser findet es sehr sonderbar und ganz ungewöhnlich, dafs der Nabelstrang unter der testa fortläuft, welches doch der Fall nicht gar selten an den Samen von Dolichos und andern Leguminosen ist, wo man die raphe wie sie Gärtner nennt, deutlich sieht. Doch es mag mir in der nicht sehr deutlichen Beschreibung des Verfassers etwas entgangen sein. Der Name Faboidea ist auch nicht gut gewählt, da man glauben möchte, die Früchte gehörten zur Ordnung Leguminosae, welches doch der Fall nicht ist. Auch führt der Verfasser Leguminosites besonders mit 18 Arten auf, endlich Mimosites Browniana und Xulinosprionites lutus und zingiberiformis. Die Frucht dieser Gattung ist ein merkwürdiges Mittel zwischen drupa und legumen und hat zwei Samen. Die Menge und die Verschiedenheit dieser Früchte läfst uns einigermafsen auf die frühere Vegetation der Insel Sheppey schliefsen. Die Palmenfrüchte deuten bestimmt auf ein tropisches Klima und es ist keine einzige Frucht, welche diesem widerspricht. Cypressen kommen ebenfalls in tropischen Ländern vor, und die Proteaceen gehen bis in diese Zone hinein. Bis jetzt sind noch keine Ueberreste von Pflanzen in den Tertiärformationen gefunden worden, welche mit den jetzt lebenden ganz übereinstimmen, ja sie deuten auch durch ihre Aehnlichkeit fast alle auf ein tropisches Klima, wenn es nicht hier geht wie mit den fossilen Elephanten, welche durch die Aehnlichkeit der Gattung auf ein tropisches Klima deuten, gewifs aber als sie lebten einem sehr kalten Klima angehörten.

Link.

№ 66.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

XLI.

Christus in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Drei Abhandlungen, als Beiträge zur richtigen Fassung des Begriffs der Persönlichkeit, von Kasimir Conradi, evangel. Pfarrer zu Dexheim in Rheinhessen. Mainz, 1839. bei Kupferberg. XIV. 291 S. gr. 8.

Die drei Abhandlungen dieses Buches folgen auf einander in anderer Ordnung, als die Ueberschrift des Ganzen anzukündigen scheint. Die erste (S. 1—56) trägt folgende besondere Ueberschrift: *Ueber die Präexistenz Christi, oder die Voraussetzung der menschlichen Persönlichkeit.* Sie ist hier zum zweitenmale abgedruckt; schon früher war sie in der Zeitschrift für speculative Theologie von Bruno Bauer erschienen. Ihren Inhalt bildet eine speculative Deutung der biblischen Lehre von der Präexistenz Christi. Der Verf. glaubt diese Lehre nicht sowohl auf Christus als Individuum beziehen zu dürfen, als vielmehr auf den Begriff, auf die Idee der Persönlichkeit überhaupt, insofern dieselbe in der Person Christi ihre vollkommenste Darstellung findet. Ihr Sinn ist ihm hiernach kein anderer, als: dafs die Persönlichkeit sich selbst zur Voraussetzung habe. Persönliches entsteht nicht aus Unpersönlichem; wie jede einzelne menschliche Person nur durch andere Personen gezeugt werden kann, so führt sich die creatürliche Persönlichkeit überhaupt in letzter Instanz auf die absolute Persönlichkeit Gottes und deren Entäufserung in dem Schöpfungsbegriffe zurück. — Die zweite Abhandlung (S. 57—163) handelt, der Ueberschrift zufolge, *über die Zukunft Christi.* Das Verhältnifs derselben zu der vorigen giebt der Verf. mit folgenden Worten an: „In jener sollte aus der Gegenwärtigkeit des christlichen Bewufstseins, wie es in der persönlichen Erscheinung und Wirksamkeit des Erlösers gegeben war, die Nothwendigkeit der Weise seiner Präexistenz dargethan werden, in dieser soll der Versuch gemacht werden von dem Resultate seiner persönlichen Wirksamkeit aus, einen Rückweg zu dieser seiner historischen Erscheinung und ihrer Wirksamkeit zu finden, und ihre Bedeutung zu bestimmen." Wir haben also in dieser Abhandlung nicht etwa eine Untersuchung über den biblischen Begriff der „Zukunft Christi," d. h. über seine „Parusie," seine Wiederkunft zum Weltgericht zu erwarten; sondern vielmehr eine Untersuchung über die geschichtliche Wirklichkeit der Erscheinung Christi, nur dafs dieselbe nicht auf dem gewöhnlichen Wege des historischen Forschens vor sich gehen soll, sondern auf dem Wege rückwärts gerichteter Schlüsse von den *Erfolgen* des persönlichen Daseins Christi auf dieses Dasein selbst. In diesem Sinne geht der Verf. die geschichtlichen Hauptzüge des Lebens der christlichen Gemeinde, besonders in ihrer frühesten Gestalt, im apostolischen Zeitalter, jedoch nicht ohne Hinblicke auch auf die spätere Zukunft der christlichen Kirche durch, und sucht zu zeigen, wie jedem einzelnen dieser Züge ein Moment in der Persönlichkeit oder dem Leben ihres göttlichen Stifters entsprochen haben müsse, und, dem Zeugnisse der Schrift zufolge, auch wirklich entsprochen habe. Solchergestalt entsteht vor unsern Augen ein Bild, oder vielmehr ein Begriff des persönlichen Christus durch einen Procefs, den man recht eigentlich eine Deduction a posteriori nennen könnte, indem das Nachfolgende zur Prämisse des Vorangehenden gemacht wird; wobei jedoch nicht zu verkennen ist, wie das historische Princip so auf die Spitze getrieben, wieder in eine Art von Apriorismus umschlägt. — Die dritte Abhandlung (S. 164—291) verspricht, *über die Gegenwart Christi* zu handeln. Mit dem Ausdruck *Gegenwart Christi* geht aber der Verf. eben so frei um, wie zuvor mit dem Ausdruck *Zukunft*; er meint damit nicht das

geschichtliche Dasein der Person Jesu von Nazareth, sondern die Wirklichkeit, welche der Geist Christi in seiner Gemeinde, in seiner Kirche hat. Es enthält demnach diese Abhandlung eine speculative geschichtliche Uebersicht des Verhältnisses, in welches sich der religiöse Geist der Gemeinde und Kirche in den verschiedenen Hauptperioden seiner Entwickelung zu der Persönlichkeit ihres Stifters gestellt hat. In welchem Sinne diese Uebersicht gefaſst ist, wird man, der Hauptsache nach, leicht abnehmen können, wenn wir angeben, worin nach dem Verf. die letzte und höchste Stufe jener Entwickelung, die vollendete Gegenwart Christi in seiner Gemeinde besteht. Diese Stufe ist die Stufe des speculativen Selbstbewuſstseins über den religiösen Inhalt, vorausgesetzt nämlich, daſs dieses Selbstbewuſstsein nicht, wogegen sich der Verf. wiederholt auf das Nachdrücklichste erklärt, als das abstracte gefaſst werde, worin die Persönlichkeit, sowohl die geschichtliche des Erlösers, als die immer neu sich erzeugende der Gemeindeglieder zu Grunde geht, sondern als das concrete, worin mit der religiösen Substanz zugleich auch die Persönlichkeit als die einzig wahre Daseins- oder Erscheinungsweise der Substanz, erhalten wird.

Der Hr. Verf. würde sich mit Recht über uns beschweren können, wenn wir Vorstehendes für einen *Auszug* seiner Schrift geben wollten, für einen solchen, welcher das Wesentliche ihres Inhalts nicht blos äuſserlich anzuzeigen, sondern in kurzen Worten wiederzugeben die Absicht hätte. So aber war es keineswegs gemeint; wir haben vielmehr absichtlich nichts weiter, als eine bloſse Inhaltsanzeige geben wollen. Denn zu einem reichhaltigern Auszuge scheint sich uns die Schrift nicht zu eignen; aus dem Grunde nicht, weil es ihr, bei aller Tüchtigkeit der Gesinnung und Fähigkeit des speculativen Denkens, welches man in ihr so wenig, wie in den frühern Schriften des Hrn. Verfs. vermiſst, doch an wissenschaftlicher Präcision und Schärfe des Gedankenganges, an einem straff angezogenen, überall gleichmäſsig festgehaltenen Faden der Untersuchung, und an prägnanten, lichtvoll hervortretenden Resultaten fehlt. Ref. ist weit entfernt, die tadelnswerthe Manier mancher Recensenten zu billigen, welche, anstatt in das wirklich Gegebene, in den thatsächlich vorliegenden Inhalt des zu beurtheilenden Buches einzugehen, und *das* Verdienst, welches in dem so Gegebenen liegt, anzuerkennen, vielmehr mit Forderungen, welche zu erfüllen auſserhalb der Absicht und des Standpuncts des Verfs. lag, demselben entgegentreten, und wegen Nichterfüllung *dieser* Forderungen auch das wirklich Geleistete zu verschmähen oder gering zu achten sich berechtigt halten. Dennoch glaubt er im gegenwärtigen Falle mit dem Hrn. Verf. darüber rechten zu dürfen, daſs er nicht gleich von vorn herein die Probleme, welche seine Untersuchung zu lösen unternimmt, anders gestellt, und der Untersuchung selbst eine andere Richtung gegeben hat. Er glaubt dies zu dürfen aus dem Grunde, weil, wie er zu urtheilen nicht umhin kann, die Grundanlage des Buches es verschuldet hat, daſs der Fleiſs und Scharfsinn, den der Verf. auf dasselbe verwandt, nicht so reiche Früchte trägt, wie er unter andern Umständen vielleicht hätte tragen können. Das Problem des Werkes würde sich, bei klarerem Bewuſstsein über seinen eigentlichen Inhalt, als ein klares, genau bestimmtes und scharf abgegränztes haben fassen lassen; so würde seine Behandlung, auch ohne bedeutenden Mehraufwand an speculativer Kraft, als der Verf. zum Behuf seines Unternehmens wirklich aufgeboten hat, zu einer eindringenden und lehrreichen haben werden können. Der Verf. hat vorgezogen, es in vager Allgemeinheit zu fassen, darum ist seine Untersuchung, obgleich nicht ohne philosophische Lichtblicke im Einzelnen, doch im Ganzen resultatlos und unbefriedigend geblieben.

Den Grund- und Mittelbegriff der Untersuchung bildet, wie man aus obiger Inhaltsanzeige ersehen haben wird, der Begriff der Persönlichkeit Christi. So wenig die Haltung der Schrift im Allgemeinen eine polemische ist, so zieht sich doch sichtlich genug durch alle drei Abhandlungen die Absicht hindurch, jener die Bedeutung der geschichtlichen Persönlichkeit verflüchtigenden Ansicht, welche in unsern Tagen durch Strauſs vertreten wird, entgegenzutreten, und ihr gegenüber dem Begriffe dieser Persönlichkeit eine Stelle von höherer und intensiverer Bedeutung anzuweisen. Aber schon darüber bleiben wir im Unklaren, welchen Charakter der Verf. selbst der Untersuchung beimiſst, durch die er diesen Zweck erreichen will. Soll es eine philosophische im eigentlichen und strengen Wortsinne sein? Aber welches ist denn das Verhältniſs, in das sie sich zu dem geschichtlichen Stoffe stellt? Von dem Gedanken, diesen Stoff in seiner concreten Bestimmtheit a priori construiren zu wollen, ist der Verf.

ohne Zweifel eben so entfernt, wie jeder andere gebildete Jünger der neueren Philosophie. Wenn aber die Philosophie den geschichtlichen Inhalt in diesem Sinne construiren weder kann noch will, so scheint ihr nichts übrig zu bleiben, als ihn, wiefern er der geschichtliche ist, als gegeben vorauszusetzen und ihre Arbeit nur darauf zu richten, den gegebenen als solchen zu begreifen. Daſs nun aber dies das Verhältniſs des Verfs. zu seinem Stoffe sei, nämlich zu der evangelischen Geschichte, wiefern dieselbe die Kunde von der geschichtlichen Persönlichkeit Christi enthält, müssen wir in Abrede stellen, und wird er uns selbst nicht überreden wollen. Die evangelischen Erzählungen sollen nach ihm weder in ihrer Unmittelbarkeit ein vollkommen treues, in allen seinen Theilen beglaubigtes Bild der Persönlichkeit Christi geben, noch soll der historischen Kritik, so lange dieselbe auf sich allein gestellt bleibt, die Ausmittelung des geschichtlich Wahren in jenen Erzählungen gelingen können. Als diejenige Untersuchung, welcher dies allein gelingen könne, wird vielmehr (S. 58) nicht undeutlich diejenige bezeichnet, welche der Verf. in seiner zweiten Abhandlung selbst unternimmt, die Untersuchung, welche „von dem Resultate der Persönlichkeit Christi auf ihre historische Erscheinung und Wirksamkeit zurückschlieſst." Sonach also würde wenigstens dieser Theil der Arbeit als ein mehr geschichtlicher, oder eben so sehr geschichtlicher, als philosophischer, zu betrachten sein. Allein damit steht der übrige Charakter der Arbeit im Widerspruche. Dieser nämlich läſst hier so wenig, wie anderwärts, sich auf das geschichtliche Detail ein, welches zum Gewinn des klaren und vollständigen Bildes einer historischen Persönlichkeit unerläſslich bleibt. Der Vf. befaſst sich vielmehr hier, wie allenthalben, mit dem historischen Material nur, so zu sagen in Bausch und Bogen; er nimmt gewisse Hauptzüge desselben, ohne sichtlich hervortretende Methode freilich, für seinen Gebrauch heraus, und sucht sie unter allgemeine Rubriken zu bringen, um aus diesen eine Gesammtvorstellung des persönlichen Christus zusammenzustellen, von der es schwer sein dürfte zu sagen, ob sie nach seiner eigenen Absicht als eine geschichtliche Anschauung, oder als ein philosophischer Begriff dieser Persönlichkeit gelten soll, die aber in Wahrheit wohl gleich unzureichend für beides sein möchte. — In derselben unsichern Halbheit zwischen philosophischer Betrachtung und kritischer Feststellung des Geschichtlichen gehen, wenn auch vielleicht weniger auffallend für den ersten Anblick, auch die erste und dritte Abhandlung einher. In der ersten bleibt es undeutlich, ob aus den angeblich geschichtlichen Aussprüchen Christi über seine Präexistenz die Bedeutung der Persönlichkeit, Voraussetzung ihrer selbst zu sein, gefolgert werden soll, oder ob umgekehrt aus letzterer die Authentie jener Aussprüche. In der dritten aber ist zwar der geschichtliche Stoff, mit welchem sich die Abhandlung beschäftigt, kein zweifelhafter mehr; aber auch hier vermissen wir nicht minder die klare Unterscheidung des geschichtlich Vorausgesetzten als solchen von der Betrachtung über dieses Vorausgesetzte. Die Betrachtung spricht in einem Tone, als gälte es, dieses Vorausgesetzte von vorn zu construiren, und verdunkelt durch diese Vermischung von Resultat und Prämisse das Bewuſstsein über die Resultate, um welche es dem Vf. zu thun war.

Wir stellen nicht in Abrede, daſs die Frage nach der Bedeutung der Persönlichkeit Christi, welche der Verf. zu beantworten unternommen hatte, in der That der Betrachtung diese zwei Seiten darbietet, die geschichtliche und die philosophische. Auch dies verkennen wir nicht, daſs beide Seiten sich einander vielfach berühren, und daſs nicht wohl eine derselben ohne irgend welche Berücksichtigung der andern wird erledigt oder auch nur auf fruchtbringende Weise verhandelt werden können. Aber für unerläſslich halten wir bei jeder solchen Verhandlung, daſs beide Fragen, die geschichtliche und die philosophische, deutlich unterschieden werden. Wo das Bewuſstsein ihrer Unterscheidung fehlt, wo die Beantwortung der einen durch Mittel erzielt wird, die wesentlich in das Bereich der andern gehören, oder das Unternehmen dahin geht, beide mit einem Male und ungesondert von einander zu beantworten, da kann es unsers Erachtens nie zu einem ersprieſslichen Resultate kommen. — Die geschichtliche Frage, welche durch Strauſs zum Problem für die Forschung gemacht ist, ist diese: *Haben wir eine glaubwürdige und zureichende historische Kunde von der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu von Nazareth?* Nach Strauſs muſs diese Frage verneint werden. Die Tendenz des Strauſs'schen Werkes geht, wie man sich nun wohl davon überzeugt haben wird, nicht dahin, die Existenz der historischen Persönlichkeit Jesu überhaupt zu läugnen, auch nicht zu

läugnen, dafs diese Persönlichkeit eine aufserordentliche, vielleicht eine *einzige*, *so* in der Weltgeschichte nie wiederkehrende war. Sie geht vielmehr dahin, zu beweisen, dafs wir von dieser Persönlichkeit, von ihrer Lehre, ihren Thaten und Schicksalen keine eigentlich historische Kunde, oder nur eine unzuverlässige und unzureichende besitzen, dafs wir von ihr geschichtlich nur wissen, *dafs* sie war, aber nicht, *was* sie war. Dieses rein historische, von dem philosophischen Inhalte der „Schlufsabhandlung" genau zu unterscheidende Ergebnifs jener vielbesprochenen Kritik läfst sich auch nur auf historischem Wege widerlegen. Es mufs durch positive historische Kritik und Forschung nachgewiesen werden, dafs wir von der Persönlichkeit Jesu Christi, von seiner Lehre, seinen Thaten und Schicksalen wirklich eine Kunde besitzen, welche an Glaubwürdigkeit sowohl als Vollständigkeit den Forderungen entspricht, die wir vom geschichtlichen Standpunkt aus an das Bild einer historischen Persönlichkeit zu stellen haben. — Solches aber zu thun, obgleich wir annehmen müssen, dafs er im Grunde *auch* dieses zu thun beabsichtigt, hindert unsern Verf. nicht nur die wesentlich allgemeinere speculative Richtung, welche die Beschäftigung mit seinem Gegenstand genommen hatte, sondern offenbar auch der Mangel eines klaren Bewufstseins über die Natur eines solchen Unternehmens und über dessen Bedingungen und Erfordernisse. Denn gewifs nur von solchem Unbewufstsein kann bei der übrigen Tendenz und Denkweise unsers Verf. die Aeufserung eingegeben sein, welche wir S. 59 finden: „dafs wir auf historisch-kritischem Wege, indem wir uns an die unmittelbare Erscheinung der geschichtlichen Thatsache halten, nicht zu der Einsicht und Gewifsheit kommen, ob das, was uns von ihm erzählt wird, der wahre Ausdruck seines Lebens und Wirkens sei." Zwar liegt auch dieser Aeufserung unverkennbar eine richtige Einsicht zum Grunde; nämlich dafs wir nach blos *äufseren* Gründen nie zu einer Entscheidung über das Historische oder Unhistorische der evangelischen Erzählungen kommen können, dafs ein *Zeugen- und Urkundenbeweis* im juristischen Sinne von der Wahrheit des Inhalts dieser Erzählungen im Ganzen wie im Einzelnen unmöglich ist. Allein so wie der Hr. Verfasser jene Aeufserung stellt, und zwar nicht nur den Worten nach stellt, sondern auch im weiteren Verlaufe seiner Betrachtung sie faktisch deutet oder auslegt, sagt sie mehr noch, als dies. Sie sagt, dafs auch die innern Gründe, welche uns zur Annahme oder Verwerfung der evangelischen Erzählungen in jedem ihrer einzelnen Theile bestimmen sollen, nicht in diesen Erzählungen selbst, sondern nur *aufserhalb* derselben, in dem späteren Verlaufe der Entwickelung christlicher Glaubens- und Kirchengemeinschaft gegeben sind. Hiermit stellt sich der Verf., ohne es zu bemerken, in der That auf gleichen Boden mit der skeptischen Ansicht der evangelischen Geschichte. Denn gegen einen solchen Rückschlufs von den Erfolgen des persönlichen Thuns Christi auf die Persönlichkeit, von der diese Erfolge ausgingen, hat auch Straufs nichts einzuwenden; er selbst macht solchen Schlufs, wenn er, ungeachtet seiner negativen Kritik aller einzelnen Theile der evangelischen Erzählung, doch das faktische Dagewesensein und die Wirksamkeit der aufserordentlichen Persönlichkeit Jesu Christi im Allgemeinen zugiebt. Höchstens kann es sich hier noch von dem Mehr oder Weniger bestimmter Eigenschaften und Prädikate handeln, mit denen man mittelst jener Rückschlüsse von den Erfolgen die Persönlichkeit Christi auszustatten sich berechtigt hält. Der Verf. erweist sich in diesem Bezuge allerdings freigebiger, als Straufs; er befleifsigt sich, aus der geschichtlichen Kunde, die wir von dem religiösen Leben der apostolischen Gemeinde besitzen, eine Reihe von Momenten auszuheben und unter gewissen Modifikationen, die ihm die Verschiedenheit der Stellung zu erfordern scheint, auf die Person ihres Meisters, als nothwendig in ihm vorauszusetzende, zu übertragen. Allein durch solch abstraktes Thun kommt nie und nimmer die *konkrete* Anschauung einer lebendigen geschichtlichen Persönlichkeit zu Stande; und man kann überhaupt fragen, was doch von positiver Einsicht auf diesem Wege zu gewinnen sei. Denn da die Eigenschaften und Kräfte, die uns, weil wir sie an den Aposteln kennen, auch in Christus vorauszusetzen angesonnen wird, bei allen von dem Verf. zugestandenen Modifikationen doch *im Wesentlichen* dieselben bleiben, so ist nicht abzusehen, welche Bereicherung von Erheblichkeit durch solche Verdoppelung oder Wiederholung eines ohnehin Bekannten unserer Erkenntnifs, unserer geschichtlichen Anschauung zu Theil werden soll?

(Der Beschlufs folgt.)

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

Christus in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Drei Abhandlungen, als Beiträge zur richtigen Fassung des Begriffs der Persönlichkeit, von Kasimir Conradi.

(Schlufs.)

Wenn nun solchergestalt der geschichtlichen Seite des Gegenstandes bei unserm Hrn. Verf. ihr Recht nicht wiederfährt, wenn vielmehr die geschichtliche Frage von ihm, indem er sich mit einer abstrakten Beantwortung derselben begnügt, in das Bereich der philosophischen hinübergespielt wird; so ist davon die unausbleibliche Folge, dafs auch die philosophische Frage bei ihm nicht die Wendung erhält, welche sie erhalten müfste, wenn der Gegensatz gegen die skeptische Ansicht von der Persönlichkeit Christi zu einem fruchtbaren Resultate führen sollte. In ihrem ausdrücklichen, mit Bewufstsein gefafsten Unterschiede von der geschichtlichen läfst sich für diese Frage eine doppelte Stellung als möglich denken. *Entweder* nämlich es wird dabei ausgegangen von dem Resultate der skeptischen Kritik; es wird untersucht, ob die philosophische Religionsbetrachtung sich, wie Straufs es verlangt, bei diesem Resultate zufrieden geben und was an diesem Resultat für das religiöse Bedürfnifs unbefriedigend scheint, aus eigenen Mitteln, aus den Mitteln der spekulativen Idee ergänzen kann, oder ob sie das *Gefühl* dieser Unbefriedigung zum *Bewufstsein* erhebend, die historische Untersuchung, so lange dieselbe bei jenem Resultate anlangt, für noch nicht geschlossen erklären und eine weitere Fortführung derselben bis zu dem Punkte, wo sie bei der konkreten Anschauung der geschichtlichen Persönlichkeit, um die es zu thun ist, anlangt, fordern mufs. *Oder* zweitens, es wird ein *positives* Ergebnifs der geschichtlichen Untersuchung, ein *konkretes* und *lebendiges* Bild der geschichtlichen Persönlichkeit Christi vorausgesetzt, und von dem Inhalte dieses Bildes die philosophische Bedeutung aufzuzeigen versucht. Beide Arten der philosophischen Untersuchung erkennen wir im Allgemeinen als berechtigt, obgleich wir nach unserer Ansicht über das Verhältnifs des Spekulativen zum Geschichtlichen, nur von der letzteren erwarten können, dafs sie zu einem positiven Resultate führen wird. Die erstere wird, dafern sie sich nicht bei dem Inhalte der Straufs'schen „Schlufsabhandlung," oder einem ähnlich dürftigen begnügen will, immer nur bis zur Stellung eines Problems fortgehen können, dessen Lösung sie dann der weiter fortzusetzenden geschichtlichen Forschung überlassen mufs. Indessen wird auch das Verdienst einer solchen Forschung, trotz des Mangels an einem positiven Ergebnisse, kein geringes sein, dafern es ihr gelingt aus dem Zusammenhange der spekulativen Idee für den Begriff der geschichtlichen Persönlichkeit überhaupt, und aus dem Zusammenhange einer spekulativen Betrachtung des christlichen Religionsinhaltes für die vorauszusetzende Persönlichkeit des Stifters dieser Religion eine Bedeutung nachzuweisen, welche uns das Eingeständnifs abnöthigt, dafs ohne ein urkundliches, historisch beglaubigtes Bild dieser Persönlichkeit in dem religiösen Inhalt eine Lücke bleibt, welche schon den Gesetzen des geschichtlichen Entwickelungsganges zufolge schlechterdings als ausfüllbar oder vielmehr als wirklich ausgefüllt gedacht werden mufs.

Mit dem zuletzt Ausgesprochenen glauben wir die Wendung angedeutet zu haben, welche die Untersuchung des Hrn. Verf. hätte nehmen müssen, wenn sie *mit denselben Mitteln* ihrem Zweck besser hätte entsprechen sollen. Eine historische Untersuchung im eigentlichen Wortsinn hatte der Hr. Verf. offenbar nicht beabsichtigt; solche von ihm fordern zu wollen wäre also ungerecht. Eben so wenig aber kann er eine philosophische Abhandlung solcher Art beabsichtigt haben, welche auf einer in der Integrität ihrer Momente

vorausgesetzten historischen Grundlage ruht. Dazu lauten seine Aeuſserungen nicht blos über die evangelische Geschichte in ihrer unmittelbar vorliegenden Gestalt, sondern auch über das Vermögen der historischen Kritik, die wahre Gestalt dieser Geschichte zu ermitteln, zu skeptisch; auch findet sich keine Spur in dem Werke von einer auf historischem Wege gewonnenen Ansicht über das Geschichtliche in den evangelischen Erzählungen. Handelte es sich blos um die geschichtliche Frage, so dürften wir behaupten, daſs der Verf. sich eigentlich mit Strauſs auf gleichem Boden befinde; der Grund seiner Differenz von diesem Kritiker, die sich allerdings auch über das Geschichtliche erstreckt, liegt nicht innerhalb des geschichtlichen, sondern innerhalb des philosophischen Gebiets. Hier nun aber hat sich der Vf. über die Grenzen der philosophischen Forschung hinausführen lassen, wenn er von dem philosophischen Standpuncte aus die Ergebnisse der historischen Kritik nicht blos als ungenügend aufzuzeigen, sondern unmittelbar zu rectificiren unternimmt. Hier berechtigt er uns, mit Erinnerung an den bekannten hesiodischen Spruch, ihm zu bedenken zu geben, wie viel mehr er mit der Hälfte gegeben haben würde, als mit dem Ganzen. Die Hälfte nämlich des von ihm Gegebenen nennen wir, wenn er sich begnügt hätte, die Gründe darzulegen, weshalb die Philosophie des Christenthums sich bei dem skeptischen Resultate der Kritik in Bezug auf den geschichtlichen Inhalt der evangelischen Erzählungen nicht beruhigen kann. Der Vf. hat mehr geben wollen, als dies; er hat an die Stelle des skeptischen Resultates sogleich selbst ein positives setzen wollen. Dadurch ist es ihm begegnet, daſs seine Untersuchung das gerade Gegentheil dessen, was er beweisen will, wirklich zu beweisen scheint, nämlich, daſs die Philosophie sich bei jenem negativen Resultate allerdings beruhigen kann. Denn wenn die Philosophie, ohne der Geschichte und der historischen Kritik dazu zu bedürfen, aus ihren eigenen Mitteln einen zureichenden Begriff des persönlichen Christus zu entwerfen vermag: wie anders als gleichgültig wird sie sich dagegen verhalten, auf was für Resultate die historische Kritik von ihrem Standpunkte aus über die geschichtliche Persönlichkeit Christi gelangen mag?

Und dies nun ist der wichtige Punct, auf welchen wir bei Gelegenheit der vorliegenden Schrift mit allem Nachdruck aufmerksam machen wollten, da wir einen Mangel an Bewuſstsein über diesen Punct nicht allein bei unserm Hrn. Verf., sondern bei nicht Wenigen derer, welche vom philosophischen Standpunct aus den Vf. des „Lebens Jesu" zu widerlegen unternahmen, bemerkt zu haben glauben. Gewiſs erkennen auch wir es als dankenswerth und löblich, wenn von Seiten der philosophischen Spekulation das Unrecht nachgewiesen wird, welches durch jene Kritik und die sie begleitenden philosophischen Reflexionen an dem Begriffe der Persönlichkeit begangen worden ist. Aber nur zu häufig vergiſst man, daſs die Speculation sich zum Mitschuldigen an diesem Unrecht macht, wenn sie dem Ergebnisse der Kritik eine Deduction des Begriffs der Persönlichkeit Christi entgegensetzt, die von der Voraussetzung einer vollständig beglaubigten geschichtlichen Kunde von dieser Persönlichkeit frei sein will. Die wahre, die *absolute* Bedeutung der Persönlichkeit, als solcher, jener Bedeutung, die man mit Recht vor allem für den historischen Christus in Anspruch nimmt, besteht nämlich gerade darin, daſs diejenige geistige Substanz, welche in jeder einzelnen bestimmten geschichtlichen Person sowohl *wesentlich und für sich da ist*, als auch *erscheint* und *sich offenbart*, daſs, sagen wir, *diese* Substanz das, was sie ist, nur einmal, nur in *dieser* Persönlichkeit ist, und nur in der *geschichtlichen Erscheinung* dieser Persönlichkeit sich als das offenbart, was sie ist. Die Exemplare einer Thiergattung verschwinden als gleichgültige in dem Begriffe der Gattung; nicht so die Personen, in deren jeder sich die geistige Substanz der Gattung, der sie angehören, auf eine durchaus eigenthümliche, durch nichts anders auſserhalb dieser Persönlichkeit zu ersetzende Weise manifestirt. Es heiſst, diese Eigenthümlichkeit der Manifestation des Geistes in der Persönlichkeit, es heiſst also, die *absolute* Bedeutung des Begriffs der Persönlichkeit verläugnen, wenn man wähnt, auf dem Wege begrifflicher Abstraction, etwa durch Schlüsse, die aus den geschichtlichen Erfolgen abgezogen sind, zu dem Begriffe einer Persönlichkeit gelangen, und den Mangel einer *unmittelbaren Erscheinung* dieser Persönlichkeit ersetzen zu können. Dies aber thun in Bezug auf den historischen Christus offenbar alle diejenigen, welche sich bei einem durch philosophische oder universalhistorische Reflexion erzeugten Allgemeinbegriffe von Christus begnügen, und darüber die Gewiſsheit über den historischen Charakter der evangelischen Ueberlie-

ferung entbehren zu können meinen. Was hilft es, die Person Christi im Begriffe noch so hoch zu stellen, sie für eine göttliche, ja gottgleiche anzuerkennen, wenn uns keine Manifestation dieser Persönlichkeit vorliegt, in der wir sie, so zu sagen, von Angesicht zu Angesicht schauen, sie unmittelbar im Geiste vernehmen, und mit ihr wie mit einem lebendigen Menschen verkehren können? Ja, welchen Sinn hat denn noch die *Offenbarung* Gottes in Christo, wenn uns die geschichtliche Persönlichkeit Christi nicht *offenbar*, sondern *verborgen* ist, wenn uns ihre lebendige *Anschauung* ein für allemal versagt ist, und wir, um ihrem *Begriffe* auf die Spur zu kommen, zu unlebendigen Abstractionen aus Solchem, was nicht sie selbst ist, unsere Zuflucht nehmen müssen? — Gewifs wenigstens keinen solchen Sinn, der zu der Anerkenntnifs des geistig Absoluten, welches in der Persönlichkeit als solcher, der individuellen unmittelbar daseienden und erscheinenden liegt, in irgend einem Verhältnifs stünde, sondern höchstens einen solchen, welcher die Person nur als das *Mittel* der göttlichen Offenbarung betrachtet, und also auf eine oder die andere Weise zuletzt denn doch wieder auf die Ansicht der Straufsschen Schlufsabhandlung hinauskommt.

Was wir hier bemerkt haben, kann zwar zunächst nur gegen die zweite Abhandlung der vorliegenden Schrift gerichtet scheinen, es trifft aber in der That eben so sehr die erste und die dritte. In der ersten werden die biblischen Aussprüche über die Präexistenz Christi nicht etwa in ihrer historischen Eigenthümlichkeit aufgefafst, sondern ganz äufserlich als Belege für einen allgemeinen Satz gebraucht, der seine Wahrheit in dem Zusammenhange von des Verfs. philosophischer Ansicht vollkommen unabhängig von jenen Aussprüchen hat. Aus dem Zusammentreffen mit diesem Satze meint der Verf. ganz unbefangen die Autenthie jener sämmtlich dem vierten Evangelium entnommenen Aussprüche folgern zu dürfen, während gerade dieses Zusammentreffen, gerade die abstrus dogmatische Haltung dieser Aussprüche ihn hätte bedenklich machen sollen, ob dieselben *in dieser Gestalt* von dem persönlichen historischen Christus herrühren können. — Am auffallendsten aber wird der Mangel desjenigen Momentes, worauf es, wenn der Verf. seinen Gegensatz gegen Straufs gründlich hätte durchführen wollen, wesentlich ankam, in der dritten Abhandlung. Hier arbeitet der Verf. offenbar seinen Gegnern in die Hände, wenn er einen Begriff der Gegenwart Christi in seiner Gemeinde, in der christlichen Kirche aufzustellen sucht, welcher nach ihm zwar das *Dagewesensein* der historischen Persönlichkeit Christi voraussetzen soll, in welchem wir aber das Moment der fortdauernden, *unmittelbaren Anschauung* dieser Persönlichkeit vergebens suchen. Gerade hier aber wäre es von höchstem Interesse gewesen und hätte, richtig verstanden, auf dem Wege des Hrn. Vfs. gelegen, durch eine streng philosophische Begriffsanalyse nachzuweisen, wie die Gegenwart Christi in der Gemeinde eine leere und unbestimmte, nach Belieben mit jeder andern zu vertauschende Redensart ist, wenn nicht dabei vorausgesetzt wird, dafs die Gemeinde in ihrer Mitte ein concretes, individuell-lebendiges und historisch beglaubigtes Bild der geschichtlichen Persönlichkeit ihres göttlichen Stifters bewahrt, ein solches, in dessen Anschauung zu allen Zeiten der ächte Geist des Christenthums die Gewifsheit seiner selbst und die Fähigkeit, sich neu zu entzünden und von fremdartigen Einflüssen zu läutern hat.

Weifse.

XLII.

Reise in die Steppen des südlichen Rufslands, unternommen von Dr. Fr. Goebel, Professor der Chemie und Pharmacie zu Dorpat u. s. w., in Begleitung der Herren Dr. C. Claus und A. Bergmann. 1ster Theil mit 12 lithographirten Ansichten und einer Karte von der transwolgaischen Steppe. 2ter Th. mit 6 lithographirten Tafeln. Dorpat, 1838. in 4to.

Obgleich schon viele Reisen nach den Steppen des südlichen Rufsland's unternommen und die Naturalien jener Gegenden schon gröfstentheils bekannt sind, so liefert uns doch jede neue Reisebeschreibung über jene merkwürdigen Gegenden mehr oder weniger interessante Resultate. Hr. Goebel, der Verf. dieser Reisebeschreibung, ist als Chemiker der gelehrten Welt bekannt, er konnte nur 8 Monate dieser Reise widmen, aber diese Zeit hat derselbe auch wahrhaft gut benutzt. Als Chemiker und Physiker richtete er seine Aufmerk-

samkeit zunächst auf die Untersuchung der reichen Kochsalz-, Bittersalz- und Glaubersalzseen, so wie auf die ausgetrockneten Salzseen und ihre ausgewitterten Salzmassen; auf die genauere Erforschung der verschiedenen Salzkräuter hinsichtlich ihrer geographischen Verbreitung, ihrer Anwendbarkeit zur Sodafabrikation und ihres Gehaltes an Natron in verschiedenen Zeiten ihres Wachsthums; ferner auf die chemische Analyse des Wassers vom kaspischen, schwarzen und asowschen Meere, so wie auf die gasförmigen Exhalationen der Schlammvulkane Tamans u. s. w. Zwei Schüler des Verfs., die Hrn. Dr. C. Claus und A. Bergmann, machten die Reise mit und trugen das ihrige zum Gelingen der Expedition bei; besonders hat sich Ersterer der Beobachtung und Einsammlung der Pflanzen und Thiere unterzogen. Es darf kaum erwähnt werden, dafs auch diese Reise allerhöchsten Ortes lebhaft unterstützt wurde.

Das vorliegende Werk zerfällt in zwei Theile; der erste enthält einen kurzen historischen Bericht über die Ausführung der Reise, während der zweite Theil die rein wissenschaftlichen Arbeiten enthält und überaus reich an Resultaten ist, durch welche die physikalische Erdbeschreibung, die Botanik und mehrere andere Fächer sehr bereichert werden, wefshalb auch Rec. hauptsächlich auf diesen zweiten Theil sein Augenmerk richten wird.

Der Verf. trat die Reise am 21. Jan. 1834 an, er war mit physikalischen Instrumenten und Reisegeräthen gut versehen und richtete seinen Weg über St. Petersburg nach Moskau, woselbst er 6 Tage verweilte; einige Mittheilungen über Moskau geben uns eine Ansicht von der Pracht, der Gröfse und der Lebendigkeit in den Strafsen dieser Stadt, was man von einem der Thürme des Kremls, dem Iwan-Welikod-Thurm, am besten übersehen kann. Die kolossale Glocke soll 6,400000 Pf. schwer sein und in dem grofsen Exerzierhaus sollen 10000 Mann manöveriren können. Am 14. Febr. wurde Moskau verlassen und in aller Eile die Reise nach Saratow ausgeführt, um daselbst noch vor Abgang der Winterbahn einzutreffen; über den schlechten Weg wird sehr geklagt. Einen eigenen Eindruck machen auf diesem Wege die Dörfer, in deren Vordergrunde gewöhnlich viele Windmühlen, 12–25 und selbst bis 50, oft meistens mit 6 Flügeln versehen, stehen. Saratow gewährte einen entzückenden Anblick; im Halbkreise von ziemlich hohen Gebirgen umgeben, liegt die Stadt amphitheatralisch am süd-östlichen Abhange derselben; die Wolga war noch mit Eis bedeckt (26. Febr.) und mehrere hundert eingefrorene Fahrzeuge mit ihren hohen Masten ragten aus derselben hervor. Die Wolga-Inseln wurden besucht und ihre Herrlichkeit gerühmt. Die Salz-Magazine bei dem Dorfe Pokrowskaja wurden besucht, sie enthielten das Salz vom Elton-See, worüber der Verf. im 2ten Theile die ausführlichsten Nachrichten giebt. Die Magazine bestehen in grofsen hölzernen Gebäuden, welche bis unterm Dach mit Salz angefüllt werden; es sind deren 25 daselbst und jedes enthält 100,000 bis 110,000 Pud (zu 40 Pf.) Salz; unter 50 Pud verkauft man nicht aus diesen Magazinen. Die Wolgagebirge bei Saratow sind angeschwemmte Gebirge, die aus verschiedenen, oft unordentlich über und durcheinander liegenden Ablagerungen bestehen, Sand wechselt mit Thonlagen, bituminösem Kalkstein und Gypsadern; auch diese kahlen Berge tragen schon den Charakter der Steppe, aber in den ausgebreiteten Schluchten dieser Wolgagebirge sind die herrlichsten Obstgärten angelegt, in welchen Tausende von Bäumen gehegt und durch Pumpwerke gewässert werden. In einer daselbst angelegten Seidenplantage finden sich gegen 7000 Stück Maulbeerbäume. Die Marien-Colonien, jene musterhaften Versorgungsanstalten der Zöglinge des Moskauer Findelhauses, werden ausführlich beschrieben, welche die Kaiserin Maria Feodorowna im J. 1828 gründete. Anfangs April bekam die Wolga offene Stellen und im Wolgagebirge zeigten sich die ersten Blumen: Ornithogalum pusillum, Valeriana tuberosa, Bulbocodium vernum, Adonis Wolgensis und Tulpen. Die Beschreibung eines Steppensturms mit Schneegestöber ist von vielem Interesse; diese Stürme führen oftmals ungeheuren Schaden an Herden herbei und selbst die Menschen finden in grofser Anzahl dabei ihren Tod.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 68.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

Reise in die Steppen des südlichen Rufslands, unternommen von Dr. Fr. Goebel.

(Fortsetzung.)

Am 15. April ward Saratow verlassen und die Steppenfahrt in zwei daselbst erbauten Wagen unternommen; der Weg führte über den Rücken der daselbst ziemlich hohen Wolgagebirge nach Kamyschin, wo sich die Wolga noch stattlicher ausnimmt als bei Saratow; es werden hier sehr gute Mühlsteine gebrochen. Nachdem die Wolga überschritten war, ging die Reise zum Elton-See; die einförmige Steppe zeigte überall ihren Frühlingsschmuck und Luftbilder unterhielten die Reisenden. Der Elton-See ward sehr umständlich untersucht, wie es die Resultate der schönen Arbeiten im zweiten Theile des Berichts ergeben werden; hier nur noch einige historisch-statistische Nachrichten über diesen reichhaltigen See. Bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts war der See im Besitze der nomadisirenden Kalmücken; 1705 legten russische Handelsleute daselbst eine kleine Verschanzung an und nun begannen die Bewohner von Saratow und Kamyschin die Gewinnung des Salzes aus diesem See. 1747 legte jedoch die Krone eine Salzverwaltung am Elton an. Der Elton-See beträgt von W. nach O. 20 Werste und von S. nach N. 16 Werste; der ganze Umfang 47 Werste; 8 kleine Flüsse fallen in den See und im Frühjahr ist in allen diesen salziges oder bitteres Wasser, aber die 14 daselbst errichteten Brunnen geben sehr gutes süfses Wasser. Schon 1805 suchte man die Tiefe der angehäuften Salzlagen dieses See's zu erforschen; es wurde der Grund bis 2 Faden Tiefe eingeschlagen. Die ersten Salzlagen waren ½—2 Werschok dick, aber nach 42 solchen Lagen vergröfserte sich die Dicke auf 5 Werschok; nach 100 Salzlagen ward die Masse so fest, dafs die Instrumente zerbrachen. Zur Gewinnung von einer Million Pud Salz sind 125 Mann den Sommer über beschäftigt; 2 Arbeiter können täglich 600 Pud liefern und für jedes Pud bekommen die Arbeiter 3 Kopeken. 1834 waren in den Magazinen dieser Gegend 7 Millionen Pud Salz aufgehäuft, und am Elton wurde das Pud mit 85 Kopeken verkauft, und vom Jahr 1823—1832 hat die Krone für das Elton-Salz einen Gewinn von 21,945668 Rubel (Pap.) gehabt! Ueberhaupt lernen wir aus vorliegender Reise, dafs Rufslands Salzmagazine für Jahrtausende unerschöpflich sind und einen unermefslichen Reichthum einschliefsen.

Vom Elton-See ging die Reise zum Kirgisen-Khan Dschanghir, der unter russischer Oberherrschaft die Kirgisen beherrscht, welche sich im J. 1805 der russischen Regierung unterwarfen und die Steppen zwischen der Wolga und dem Ural bewohnen; wir erhalten eine interessante Beschreibung des Privatlebens und des ungeheueren Luxus, welchen dieser Fürst in seinem Pallaste entfaltet. Alle Möbel waren von Mahagoni, grofse Spiegel und Kronleuchter und die prachtvollsten persischen Teppiche zierten die Zimmer; man speiste daselbst nach europäischer Art und feine französische Weine wie Champagner fehlten dabei keineswegs. Die jährliche Weinrechnung des Khans hat 14000 Rubel betragen. Diese Kirgisenhorde soll aus 189,300 Individuen bestehen, die in 16,550 Kibitken oder Jurten (Filzzelten) herumziehen; sie besitzen 99,300 Kamele, 165000 Stück Hornvieh, 824,500 Schaafe (Fettschwänze) und 496,500 Pferde. Der Handel, welchen die Russen mit den Kirgisen betreiben, ist sehr lebhaft; im J. 1828 betrug er fast 3 Millionen Rubel.

Die Fortsetzung der Reise wurde über die Vorposten Glininoi am kleinen Usen nach der Festung der Indersk'schen Berge gerichtet, wobei die Wasserbassins der Kamysch-Samara-Seen untersucht wurden; auch zu jenen Gegenden hat sich die Tarakane (Blatta orientalis) in solcher Menge verbreitet, dafs sie fast im Stande ist den Menschen zu vertreiben. Der Vf. giebt

mehrere Beispiele von der Gefräfsigkeit dieser Thiere, welche ihm sogar die Stiefelwichse verzehrten. (Rec. erlebte es, dafs diese Thiere die Tinte aussoffen, hierauf in eine Nebenkajüte gingen, durch die Schlüssellöcher in den Kleiderschrank drangen und die Tinte auf die reine Wäsche wieder entleerten). Unser Reisende war bei dem Fischfang im Ural zugegen, welcher durch die dortige Militairbehörde in gröfster Ordnung geleitet wird; ein Hetman mit einer Kanone und einem Pulverkarren war dabei stationirt. Ueberall an den Ufern wurden die herrlichsten Sewrjugen und andere schöne Accipensen-Arten aufgehäuft und viele Hände waren damit beschäftigt den Kaviar und die Hausenblase zuzubereiten, wie die Fische einzusalzen. Züge von Hunderten von Wagen bringen die Ergebnisse des Fischfangs davon; der Flufs wimmelte von Kähnen und Netzen und täglich wird nur eine kleine Strecke ausgefischt. Die uralischen Kosaken treiben Viehzucht, Viehhandel und Fischfang, letztern die ärmeren; im Winter schätzt man die dortigen schönen Fische wie folgt: Stör obenan, das Pud gegen 12 Rubel (3. Thlr. pr.), die Sewrjugen 10 Rubel, den Hausen 8 Rubel, den Sterlet aber nur 5 Rubel.

Der Ural-Flufs scheint sein Bette von Gurjew aus seit Pallas-Zeiten sehr verändert zu haben; eine Menge von Kanälen, welche früher vom Ural nach dem caspischen Meere führten, sind ausgetrocknet, aber noch immer bildet die Mündung des Ural ein vielverzweigtes Delta, welches aber immer mehr und mehr verschlammt, wozu die Fischerei auf dem Flusse nicht wenig beitragen soll. Gurjew gegenüber liegen auf der asiatischen Küste einige hübsche Obstgärten; an den Ufern eines der Kanäle des Ural wimmelte er von Coluber hydrus und scutatus und den grofsen lachenden Fröschen (Rana cachinnans). Der Verf. unternahm vom Ural aus eine Fahrt in das caspische Meer, um daselbst das Wasser zur Analyse zu schöpfen; vor den Uralmündungen war das Meer so seicht, dafs die Tiefe oft kaum 1—3 Fufs betrug. Eine Menge Seehunde, Pelikane und Möven belebten die Wasserfläche. Nach der Rückkehr ging die Reise über den Vorposten Jamankalinsky und entlang die Küsten des caspischen Meeres nach Astrachan; die Reisenden erhielten die Nachricht, dafs das Wasser dieses Meeres seit 1810 um drei Arschin gefallen sei.

Unter den Nachrichten über Astrachan finden wir, dafs die Ausfuhr im Jahr 1829 über 3 Million Rubel betrug, die Einfuhr dagegen nur etwas weniger; unter den Droguerie-Waaren war die grofse Quantität Galbanum bemerkenswerth, welches hier in Thierhäuten gepackt zum Verkaufe auslag. Es waren einige 30 Säcke zu $1\frac{1}{2}$—2 Pud, aber von der weichen und gelblich gefärbten Sorte, ohne Körner aber von starkem Geruche; der Preis betrug 10 Rub. B. A. für's Pud. Von Astrachan aus fuhren die Reisenden mit einem Dampfboote die Wolga hinab bis zum Leuchtthurme im caspischen Meere, eine Strecke, die 125 Werst beträgt; die Mündung der Wolga liegt nur 85 Werst von Astrachan entfernt. Auf dieser Fahrt ward die Quarantaine besucht, welche seit 1833 von der Insel Bentul nach einer andern verlegt ist, welche unfern der Hauptmündung der Wolga liegt, und zugleich erhalten wir eine ausführliche Beschreibung dieser Anstalt. Bei einer Ausfahrt nach Tscherepache, 12 Werst von Astrachan entfernt, wurden die Gärten mit ihren prachtvollen Anlagen besucht, welche sich daselbst auf einem Gute befinden; man pflückt daselbst täglich 400 bis 600 Pfund Centifolien-Rosen, welche für die Orientalen zu Rosenwasser verbraucht werden. Die feurigen Weine Siciliens und Ungarns, die des Rheingaus und Frankreichs, so wie Champagner, alle dort gezogen und gekeltert, finden sich in den gemauerten Kellern jenes Gutes. Gegen 30 verschiedene Traubensorten werden dort gebaut und an 6000 Weder Wein gekeltert. Die ersten Astrachaner Trauben werden frisch nach Moscau und Petersburg versendet und das Pud wird dort mit 3—4 Rubel B. A. bezahlt. Das Beschneiden der Reben geschieht im Herbste und die Reben, deren Trauben gegessen werden sollen, werden stark bewässert; an guten Küpern fehlt es jedoch noch recht sehr.

Am 3. Mai wurde Astrachan verlassen und von Krasnojar aus die Glaubersalzseen von Kigatsch besucht und dann von Chotschetaewka aus die Reise durch die Steppe zum Asargar, zum Tschaptschutschi, zum Bogdo-Berge und über Wladimirowka nach Sarepta gemacht; nach dem Hodometer betrug die Entfernung von Chotschetaewka bis zum Asargar 125,6 Werste, von da zum Tschaptschutschi 72,5 Werste, zum Bogdo 92,7 Werste und endlich nach Wladimirowka 47,5 Werste, woselbst die Reisenden wieder über die Wolga gingen. Zu Sarepta wurde Hr. Goebel leider von einem Nervenfieber befallen, welches ihn

vier kostbare Wochen der Reisezeit raubte. Herr Zwick zu Sarepta besitzt eine asiatische Münzsammlung, deren gröſste Seltenheiten aufgeführt werden. Von Sarepta aus ging die Reise durch die Steppe nach Neu-Tscherkask und nach Taganrog, woselbst der Kaiser Alexander entschlief. Die Stelle, welche die Kaiserin in der Sterbestunde ihres Gemahls eingenommen hatte, schmückt ein kleiner schön gestickter Teppich, auf welchem die Worte: Unser Engel ist im Himmel! eingenäht sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

XLIII.

***Moses ben Esra aus Granada. Darstellung seines Lebens und literarischen Wirkens, nebst hebräischen Beilagen und deutschen Uebersetzungen, von Leopold Dukes. Altona, gedruckt bei Gebrüder Bonn.* 8. *VI u.* 115 *S.* (*Jahrzahl fehlt, Vorrede ist* 1839 *geschrieben*).**

Der Verfasser dieses gehaltreichen Werkchens hat sich der gelehrten Welt schon vor einigen Jahren durch das von ihm herausgegebene Werk: *„Ehrensäulen und Denksteine zu einem künftigen Pantheon hebräischer Dichter und Dichtungen,"* Wien, 1837. auf das vortheilhafteste bekannt gemacht. Wie dort ein gefeierter Dichter (Salomon ben Gabirol) der Hauptgegenstand der Behandlung ist, so auch hier; mehr aber noch als dort zeigt Hr. D., wie seiner Begeisterung für die von ihm besonders gepflegte Wissenschaft auch sein Fleiſs entspricht, und eine thatkräftige Ausführung nicht hinter seinem guten Willen zurückbleibt.

Durch das vorliegende Werk kann sich der Blick des flüchtigen Lesers abermals an den eigenthümlichen Schönheiten der Literatur und Geschichte der groſsartigen Maurisch-Spanischen Periode weiden; aber der tiefer forschende Gelehrte vom Fach wird hier zugleich manchen Resultaten begegnen, die für biblische Exegese und Literaturgeschichte gleich wichtig sind, und ihre Forderung auf Anerkennung noch deshalb höher steigern dürfen, weil sie sich auf eine mühsame Lektüre von vielen Handschriften gründen, die im In- und Auslande zerstreut liegen. Es ist Hr. D, der zum ersten Male die, bis auf einzelne Gedichte, sämmtlich ungedruckten Werke des Moses ben Esra in ihrem Zusammenhange prüft, und uns in einem anschaulichen Gemälde die vielseitige Geistesthätigkeit ihres Verfassers darstellt. Im poetischen Theile jedoch hatte er einen Vorgänger an Professor *Luzzato in Padua*, welcher kurz vorher in dem vierten Bande der hebräischen Briefsammlung, כֶּרֶם חֶמֶד mehre profane Gedichte abdrucken lieſs, die Hr. D. von ihm früher brieflich zur Veröffentlichung in seiner Schrift mitgetheilt erhielt.

Die Annahme, daſs Moses ben Esra ganz dem 11. Jahrhundert angehöre (Wolf läſst ihn 1080, De Rossi 1100 sterben) wird durch den Verfasser widerlegt, indem er ein Gedicht von ihm anführt, das die Jahrzahl 1137 an der Stirne trägt. „Seine philosophische Gelehrsamkeit," heiſst es S. 2., „beurkunden drei Werke . . . . . 1) ערוגת הבשם, *Gewürzbeet;* es ist auf der Hamburger Stadtbibliothek, Cod. Hebr. 310, 6 Quartblätter stark. 2) כתאב זהר אלריאץ, *Blumen der Gärten;* in der Oxforder Bibliothek Cod. 494 bei Uri (Siehe unten). 3) אל מחצרא ואל מדכרא . . . . . . welches schwerlich in einer Europäischen Bibliothek zu finden sein dürfte . . . . . ."

Die poetischen Schöpfungen zerfallen in religiöse Gedichte und in profane. Von den erstern sind mehre in verschiedene Gebetbücher aufgenommen. Hr. D. wandte groſse Mühe und Talent an, alles davon gedrukte zu sammeln und zu prüfen; er verglich in öffentlichen und Privat-Bibliotheken die seltensten Druckwerke und Handschriften, und es gelang ihm, hier an 200 der schönsten Gebete des Hymnologen zu beschreiben.

Zu den profanen Gedichten übergehend, finden wir zunächst eine Sammlung beschrieben, die sich unter dem Namen *Divan* bis auf unsre Zeit erhalten hat, aber wahrscheinlich nur noch ein einziges Mal vorhanden ist. Sie ist im Besitze des Prof. Luzzato. Sie enthält ungefähr 10,000 Verszeilen, von welchen schöne Muster im Vorliegenden gegeben sind, und durch die nach brieflichen Mittheilungen des Besitzers, hier abgedruckten Ueberschriften und Zueignungen vieler dieser Gedichte kann das Alter und die Lebens-Verhältnisse mancher historischen Personen ermittelt werden.

Das gröſste Werk des Moses ben Esra ist das Buch תרשיש, welches handschriftlich in den öffentlichen Bibliotheken zu Hamburg, München und wahrscheinlich zu Paris ist (wegen Oxford s. unten); auſserdem besitzt es auch der genannte Luzzato. Der ältere Titel des Buches, wahrscheinlich ihm von seinem Verfasser schon gegeben, war ענק, d. i. *Halskette, Geschmeide.* Später, unbekannt zu welcher Zeit, nannte man es: תרשיש weil der Zahlwerth der Buchstaben dieses Wortes die Summe von 1210 giebt, und es auch der Bedeutung (Edelstein) nach von dem Worte ענק nicht ganz fern ist. Wie wegen der *Verszahl*, so hat man ihm auch wegen der *Versart* einen neuen Namen תַּגְנִיס (fälschlich beim Verfasser תגנית), beigelegt. Dieser Ausdruck, dessen Bedeutung Hr. D. nur nach einer Stelle bei A. Gavison zu geben vermag, und die der im Arabischen sonst bewanderte Luzzato durch etymologische Spielereien zu gewinnen sucht, ist nichts anders, als das Arabische تَجْنِيس, worüber das Nähere in der De Sacyschen Ausgabe des Hariri p. 233 schol. und in Freytags „Darstellung der Arab. Verskunst" S. 522 nachzusehn ist.

Den Inhalt dieses in zehn Kapitel zerfallenden Buches beschreibt Hr. D. folgendermaſsen: „Das erste Kapitel ist bloſs der Rahmen für die Lobeserhebungen dessen, dem das Buch des-

dicirt ist . . . . . . In der That sind viele dieser Lobeserhebungen mit grofser Kühnheit ausgedrückt, und würden, wenn sie dem Chalifen von Bagdad in der Blüthezeit des Chalifats, oder dem Grofs-Mogul gemacht worden wären, auch sehr übertrieben und alles Maafs überschreitend sein . . . . . Der Gegenstand des zweiten Kapitels ist *Wein*, *Gesang und Liebe*. *Lob des Landlebens* macht den Inhalt des dritten Kapitels aus. *Liebespein und Trennung* beklagt der Dichter im vierten Kapitel. Das fünfte besingt *schöne Mädchen und Knaben*. Im sechsten wird über *falsche Freunde*, im siebenten über *das Hinschwinden der Jugend* geklagt. Im achten werden Betrachtungen über *irdische Vergänglichkeit* angestellt. Im neunten werden *Ehre und Menschenwürde* besungen, und das *Vertrauen auf Gott* empfohlen. Im zehnten endlich sind verschiedene Gedichte zum *Lobe der Poesie*."

Wir haben die Inhaltsangabe defshalb etwas ausführlich mitgetheilt, weil wir die Berichtigung eines Irrthums daran knüpfen wollen, den *Uri* zuerst begangen und seine Nachfolger in der *Bodlejanischen Bibliothek* beibehalten haben, der auch den gründlichen *J. C. Wolf* verführt hat, und den endlich Hr. D. selbst, unbegreiflicher Weise übersehn hat. Das Buch כתאב זהר אלריאץ nämlich, welches dieser als das zweite philosophische Werk angiebt, ist *kein anderes als* תרשיש. Referent hat bei einer andern Gelegenheit schon auf diesen bibliographischen Irrthum aufmerksam gemacht, und es bedarf hier nur einer Zusammenstellung dessen, was Luzzato vom Inhalte seines תרשיש berichtet (S. Kerem Chemed 4. Th. S. 71.) mit dem, was Uri vom Inhalte der zehn Kapitel des כ׳ ז׳ אלריאץ (Cod. 494) sagt, um den Leser zu überzeugen, dafs dieser Codex nichts anders enthält, als das, was Hr. D. von dem Hamb. Tharschisch erzählt, kurz dafs תרשיש und כ׳ ז׳ אלריאץ identisch sind. Das erste Kapitel hat Uri irrthümlich für ein Lob auf Gott genommen, weil er wahrscheinlich die ausschweifenden Lobeserhebungen nur auf Gott beziehn zu müssen glaubte; wir schliessen es daher von unsrer Zusammenstellung aus, obgleich dieses neue Versehn Uri's handgreiflich genug ist. Dagegen vergleiche man vom zweiten Kapitel an:

Uri Cod. 494	mit	Luzzato a. a. O.
Cap. 2. De conviviis etc.		משתה ושמחה וזמר
— 3. — aquis, hortis etc.		ישיבת הגנות וזמר העופות
— 4. — amore etc.		בעניני חשק
— 5. — senectute etc.		על הזקנה
— 6. — rerum mutatione etc.		בגידת האוהבים
— 7. — discessu ab amicis etc.		פרידת הידידים
Cap. 8. De solitaria vita morte etc.		מסבות הזמן ,מות
— 9. — fiducia in deum etc.		בטחון באלהים
— 10. — solutae orationis puritate et ligatae elegantia.		בשבחי השיר והמליצה

Im Hamb. Tharschisch haben nur Kapitel 5 und 7 ihre Stellen vertauscht; aufserdem aber entspricht sein Inhalt, wie man gesehn, ganz dem Luzzato'schen und dem Oxf. Cod. 494. Dieser ist sonach kein neues Werk des Moses ben Esra, sondern eine neue Handschrift seines Tharschisch. Den Arabischen Namen mufs man wahrscheinlich der dortigen Arabischen Paraphrase vindiciren.

Von S. 50—60 bietet uns Hr. D. Uebersetzungen aus den Büchern *Divan* und *Tharschich*, wobei er mehr Gewandtheit, als Rücksicht auf das Metrum zeigt. Eine der Uebertragungen verdient aus mehrern Ursachen Rüge, besonders defshalb, weil der Uebersetzer das Original wahrscheinlich falsch gelesen hat und diesem dadurch ein sinnloses, und noch dazu unedles, Bild aufbürdet. Wir meinen das S. 54 aus dem Tharschisch übersetzte:

Gemach doch, o Gazelle!
Nicht umgebracht den armen Gast,
Mit Busen wie die Pfeile,
Süfser als der Honig fast.

Die ersten Worte der dritten Zeile müssen nothwendig nach Hr. D. Uebersetzung בשׂרים heifsen; es stand aber ursprünglich wohl, oder steht im Hamburger Codex wirklich בעינים *mit Augen*. Schwerlich ist das Wort *Busen* blofser Druckfehler für *Blicken*.

Zum Schlusse theilen wir das S. 101 aus dem Divan entlehnte schöne Gedicht: „Auf die Gräber" überschrieben mit:

הקיצוני סעיפי לעבור על
סלון הורי וכל אנשי שלומי.
שאלתימו (ואין מקשיב ומשיב).
הבגדו בי עדי אבי ואמי?
בלי לשון קראוני אליהם
והראוני לצריהם מקומי.

Welches wir so übersetzen:

Aufgeregt von Bildern erging ich mich dorten, wo friedlich
Schlummern, die mich erzeugt, schlummern die einst mich geliebt.
Grüfsend naht' ich, jedoch nicht erwiedert wurden die Grüfse!
Haben die Eltern sogar treulos verlassen mich schon!!
Feierlich ohne des Worts vernehmlichen Laut sie mich riefen,
Zeigend zur Seite den Ort, welcher nur meiner noch harrt.

L.

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

Reise in die Steppen des südlichen Russlands, unternommen von Dr. Fr. Goebel.

(Fortsetzung.)

Von Taganrog machten die Reisenden die Fahrt über das Asowsche Meer nach Kertsch, wobei sie einen heftigen Sturm auszustehen hatten; sie landeten bei Jenikale und besuchten die Naphthaquellen und Schlammvulkane jener Gegend. Auf den Gipfeln mehrerer Hügel zeigten sich 4 Zoll bis mehrere Fuſs im Durchmesser haltende Oeffnungen mit einer schlammigen Masse angefüllt, die in einer wallenden Bewegung war, als ob sie kochte. Von Zeit zu Zeit hob sich die Masse über den Rand und floſs den Berg hinab. Auf einem Berge fanden sich gegen 20 solcher Ausbrüche, während in geringer Entfernung wieder ein einzelner gröſserer Schlammvulkan in einer Vertiefung von 20 Fuſs Durchmesser in Thätigkeit war. Es erhoben sich hier Blasen, und Steine, welche in den Schlamm geworfen wurden, schienen wie in einen Brunnen zu fallen. Zu Kertsch befindet sich ein Museum für die in der Umgegend aufgefundenen Alterthümer; man hat aber die vielen werthvollen Sachen nach Petersburg kommen lassen. Taman wurde besucht und 19 Werste hinter Taman der erste Schlammvulkan besichtigt; die Gewinnungsweise der Naphtha ist hier wie am kaspischen Meere. Bei dem Dorfe Aklanisowka, 40 Werste von Taman, liegt ein anderer Schlammvulkan; er ist fast 300 Fuſs hoch und hat mehrere Oeffnungen, welche jedoch gröſstentheils verstopft waren. Von Kertsch führte die Reise nach Sympheropol und von hier aus wurde die Südküste der Krym besucht, welche ihrer schönen Natur wegen vielfach gepriesen wird; über Eupatoria, Perekop, Pereslaw, Cherson und Nicolajew ging es nach Odessa und von hier aus wurde die Rückkehr nach Dorpat bereits am 28. August angetreten.

Die schönen speziellen Arbeiten, welche den Inhalt des zweiten Bandes bilden, beginnen mit den chemischen Untersuchungen der wichtigsten Salzseen und Salzflüsse der transwolgaischen Steppe und der Krym, welche groſses Interesse darbieten. Das Wasser des Elton-Sees, welches schon von Erdmann und H. Rose analysirt worden ist, wurde im Frühlinge geschöpft und gab bei der Analyse einen auffallend gröſseren Gehalt an Chlornatrium, nämlich 13,1 pr. C., während Erdmann 7,1 und H. Rose nur 3,8 pr. C. fanden, dagegen sehr bedeutend weniger Chlortalcium. Der Verf. erklärt diese Abweichung dadurch, daſs zur Zeit des Frühlings, wenn die Schneemassen der Steppe geschmolzen sind und dadurch dem Elton-See eine ungeheure Masse von süſsem Wasser zukommt, das Chlortalcium sich in einer verdünnteren Lösung befindet, daſs aber der Gehalt an Kochsalz zu dieser Zeit in dem Wasser weit gröſser als im Sommer ist, weil mit dem Beginn des Sommers erst die Verdunstung des Wassers und dadurch die Ausscheidung des Kochsalzes beginnt. Die leicht löslichen Salze, wie Chlortalcium, Bittersalz u. s. w. werden aber mit dem Verdunsten der Wassermasse in um so gröſseren Quantitäten zurückbleiben.

Ein Nivellement, welches der Verf. zwischen dem Elton-See und der Wolga ausführte, lehrte, daſs das Niveau des Elton-Sees 6,5 Toisen unter der Wolga bei Kamyschin und 9,6 Toisen über dem Niveau des caspischen Meeres liegt. Der Elton-See erhält sein Salz keinesweges, wie Mehrere meinen, durch Salzflötze, welche unter dem See liegen, sondern der Verf. überzeugte sich vollkommen, daſs das Eltonsalz ein abgelagertes Salz ist, welches durch einige Flüsse, besonders durch die Charysacha, dem See zugeführt wird. Die speciellsten Beobachtungen beweisen dieses; die Wassermasse der Charysacha giebt ein trapezförmiges Profil von 368 Quadrat-Fuſs, und giebt man ihr einen Fall von 48 Fuſs auf 400 Werst, so erhält man eine Was-

sermasse von 460 Kub. Fufs in der Sekunde, und diese Masse enthält 1515 Pfund Salz (66 Pfund auf einen Kub. F.). Es wird also dem Elton-See jährlich ungefähr eine Salzmasse von 47,777 Millionen Pfund zugeführt. Der Verf. liefs sich ungefähr $1\frac{1}{2}$ Werst in den Elton-See fahren, und hier war der Grund desselben ähnlich einer spiegelglatten Eisfläche mit einer festen Salzmasse bedeckt; die darüberstehende Salzlauge war 8 Werschock tief und auf ihrer Oberfläche erzeugten sich beständig Salzkrusten, welche darin niederfielen. Bohrversuche gaben Aufschlufs über die Natur des Bodens am Elton; eine Arschine tief lagerte festes Salz, welches mit dünnen Schlammlagen abwechselte. Hierauf kam eine reine Schlammlage von einer Arschin Tiefe, hierauf abermals ein Salzlager von $\frac{1}{2}$ Arschin Dicke und unter diesem ein zäher, grauer Thon von 6 Arschin Tiefe.

Ungeheure Massen von Kochsalz werden alljährlich während des Sommers aus dem Grunde des Elton-See's gebrochen; es zeigt sich schmutzig-weifs, ist aber von fremden Bestandtheilen ziemlich rein. (96,5 pr. C. Kochsalz, 1,8 pr. C. Wasser, 1 pr. C. Gyps und eine Kleinigkeit von Chlorkalium und Chlormagnium.)

Der Verf. legt uns die sprechendsten Beweise vor, dafs alle Salzseen der Steppe ihren Salzgehalt erst durch Bäche und Flüsse empfangen, die sich, aus Steinsalzlagern kommend, in sie ergossen, und ebenso verhalten sich die Seen zwischen dem kaspischen und dem schwarzen Meere, so das Salz der Krym'schen Salzseen. Kleinere Salzseen, die Salzpfützen der Steppe, in welche sich kleinere Salzbäche ergiefsen, mögen ihren Salzgehalt vielleicht höhergelegenen gröfseren Salzseen verdanken, deren Lauge durch unterirdische Abflüsse ihnen zusickert. So mögen auch die ausgetrockneten Salzseen am nördlichen Ufer des kaspischen Meeres entstanden sein.

Der Verfasser giebt ferner die genauesten Analysen des Wassers vom Gorkoi-Jerik (bitterm Bach) am Elton-See, des Schlammes vom Elton-See, des Wassers vom Gorkoi-Osero (bitterem See), welches 2 Procent Salze enthält, die aus Gyps, Bittersalz, Glaubersalz und Kochsalz bestehen. Ferner die Analysen des Wassers vom Kamysch-Samara-See, des Wassers vom Stepanowo-Osero zwischen den beiden Usen-Flüssen, welches 22,4 pr. C. Kochsalz und nur geringe Zumischung von Chlormagnium und schwefelsaurer Talkerde enthält, so dafs es zu den reichen und reinsten Salzseen gehört. Das Wasser des Inderskschen Salz-Sees enthält sogar 23,9 pr. C. Kochsalz, 1,7 pr. C. Chlormagnium u. s. w.; derselbe soll im Sommer ganz austrocknen, denn er wird von einem kleinen Salzflüfschen gespeist, dessen Wasser zwar nur 2,7 pr. C. Kochsalz enthält, aber jährlich doch an 586 Millionen Pfund dem Inderskschen See zuführt.

Die Untersuchung eines der 17 Bittersalzseen, welche in einem kleinen Umkreise am Kigatsch liegen, ist gleichfalls von vielem Interesse; das Wasser enthält in 100 Theilen 8,2 schwefelsaure Talkerde, 9,9 Chlormagnium und 11,5 Chlornatrium. Diese Salzlauge bildet ebenfalls weifse Salzkrusten, welche zu Boden fallen und eine Salzrinde auf dem Boden bilden, die aus schön krystallisirtem Kochsalze besteht; diese Rinde erlangt im Verlaufe des Sommers die Dicke von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fufs. Unter dieser Salzlage findet sich in allen jenen 17 Seen ein Salzgemenge von schwefelsaurer Talkerde und schwefelsaurem Natron, welches früher unter dem Namen des Astrachanschen Salzes verkauft wurde. Es lagert gegen einen Fufs tief und darüber, und der Verf. hält es für ein Doppelsalz, bestehend aus 1 At. schwefelsaurem Natron, 1 At. schwefelsaurer Talkerde und 4 At. Krystallwasser; er macht ferner auf den unglaublichen Reichthum aufmerksam, welcher in der Salzmasse der Karduanschen Bitterseen liegt. Die Regierung sollte sich der Sache annehmen und kohlensaures Natron und kohlensaure Magnesia aus jenem Doppelsalze machen lassen; nach ungefähren Schätzungen wäre von Ersterem für 810 Millionen Rubel und von Letzterem für 629 Millionen Rubel daraus zu fabriciren.

Das Wasser des grofsen und reinen Salzsees am Arsangar besteht in 100 Theilen aus 17,8 Chlornatrium, 0,1 Chlormagnium und einer Spur von schwefelsaurem Kalk und Talk, das des Bogdo-Sees, welcher im Spätsommer ganz eintrocknet, sogar 18,9 Chlornatrium, 5,4 Chlormagnium, 0,9 Chlorcalcium u. s. w. Das Wasser des Salzsees Tusly bei Sak in der Krym, der durch seine wirksamen Schlammbäder berühmt ist, enthielt in 100 Theilen 18,1 Chlornatrium, 5,7 Chlormagnium, 2,30 schwefelsaure Talkerde und etwas Chlorkalium und schwefelsauren Kalk. Endlich hat der Verf. auch eine sehr umständliche Analyse des Badeschlammes aus dem Salzsee Tusly gegeben, welcher ein sehr zusammenge-

setztes Aggregat der verschiedenartigsten Substanzen der Schlammmasse ist. Der rothe Salzsee (Krasnoe-Osero) bei Perokop in der Krym zeigte sich aber als der reichste der Salzseeen; sein Wasser enthielt 37,2 pr. C. Salze, und zwar in 100 Theilen 17,5 Chlornatrium, 17,9 Chlormagnium und 1,7 Chlorcalcium. Der Siwasch oder das faule Meer in der Krym ist ein unreiner Salzsee, welcher einen abscheulichen Geruch nach Schwefelwasserstoff- und Sumpfgas mit eigenthümlichen, unbeschreibbaren Ausdünstungen der trokken werdenden schlammigen Ufer der Salzseen verbreitet. Das Wasser enthält in 100 Theilen 17,2 Chlornatrium u. s. w. nebst organischen, stickstoffhaltigen Substanzen.

Der zweite Abschnitt dieses Bandes giebt eine vergleichende chemische Untersuchung des Wassers der drei Meere, welche die Steppen des südlichen Rufslands bespülen. Das Wasser des schwarzen Meeres zeigt längs der ganzen Südküste der Krym eine gesättigte schwarzblaue Farbe, in einem Glase ist es jedoch farblos; es enthält in 1000 Gewichtstheilen 14,0 Chlornatrium, 0,1 Chlorkalium, 1,3 Chlormagnium, 1,4 schwefelsaure Talkerde, ferner einzelne Zehntel pro Cent. von Gyps und kohlensaurem Talk und Kalk, sowie eine Spur von Brommagnium. Die specifische Schwere betrug bei 14° R. 1,013, das Wasser des Asowschen Meeres dagegen zwischen Kertsch und Marinpol bei 14° R. nur 1,00970. Die Analyse ergab dann auch den geringen Salzgehalt, z. B. nur 9,6 Chlornatrium in 1000 Theilen, obgleich dieses Meer doch gerade nicht so ungeheuer viel süfses Wasser erhält. Das Wasser des kaspischen Meeres ist von blaugrüner Farbe und schwach salzigem Geschmacke; das specifische Gewicht betrug bei 14° R. 1,00539. Die Analysen des Wassers dieser drei Meere zeigten dem Verf. zwar in jedem derselben Salze, aber in abweichenden quantitativen Verhältnissen. Das kaspische Meer beweise durch seinen grofsen Gehalt von Talkerdesalzen (in 1000 Theilen Wasser 0,0129 doppelt kohlensaure Talkerde und 1,2389 schwefelsaure Talkerde) im Verhältnisse zum Kochsalz ($\frac{3}{1000}$), dafs es aufser Verbindung mit anderen Meeren ist, und durch das Bittersalz der angrenzenden Steppen gespeist wird. Fast sollte man glauben, sagt der Verf., das kaspische Meer sei einst ein Süfswassersee gewesen und habe allmählig aus der angrenzenden Steppe seinen Salzgehalt empfangen, und die Alten hielten auch das kaspische Meer nach Plinius für einen Süfswassersee.

Der dritte Abschnitt giebt die chemische Untersuchung der vorzüglichsten Halophyten der kaspischen Steppe auf ihren Kali- und Natrongehalt. Der Verf. unternahm diese interessante Arbeit eines Theils für die noch unentschiedene Frage, ob bei verschiedenem Alter dieser Pflanzen die Quantität der Kali- und Natronsalze eine verschiedene sei, und in wie weit die Annahme Einiger sich constatiren lasse, dafs im Verlaufe der Entwicklung dieser Pflanzen das eine Alkali in das andere übergehe, oder in späterer Zeit erst aus den Luft- und Erdpotenzen aufgenommen werde? andern Theils aber, um dadurch einen Maafsstab für die zweckmäfsigste Benutzung dieser Gewächse zur Sodafabrikation zu gewinnen. Der Verf. sammelte auf seiner Reise eine Menge der vorzüglichsten Halophyten der Steppe im jüngeren Zustande, vor der Blüthe-Entwickelung, und die völlig ausgewachsenen Pflanzen wurden später von dem Hrn. Apotheker Langenfeld zu Sarepta gesammelt und in Dorpat die schönen Untersuchungen derselben angestellt. Leider sind unter den im jungen und im alten Zustande gesammelten Pflanzen nur 3 einer und derselben Art angehörig, so dafs ihr Salzgehalt vergleichend betrachtet werden kann und, was Rec. hiebei für das Wichtigste hält, dafs die zu vergleichenden Pflanzen auf einem und demselben Boden wuchsen, das scheint ganz übersehen zu sein. Langenfeld sammelte die alten Pflanzen wahrscheinlich in ganz andern Gegenden, als wo der Verf. die jüngeren entnahm. Es wurden die Pflanzen eingeäschert und die erhaltene rohe Soda umständlich analysirt; solcher Analysen werden 20 mitgetheilt. Von Halimocnemis crassifolia, von Salsola clavifolia und von S. brachiata sind die Analysen der jungen Pflanzen und der alten zu vergleichen; aus ihnen ergiebt sich, dafs die jungen Pflanzen zwar eine weit gröfsere Quantität roher Soda geben, aber die darin enthaltenen löslichen Körper differiren in quantitativer Beziehung nur unbedeutend von einander; in ersteren Pflanzen schien sich das Chlornatrium später zum Theil in kohlensaures und schwefelsaures zu verwandeln. Bei Salsola clavifolia enthält die junge Pflanze kein Chlornatrium, dagegen aber viel Chlorkalium, während sich in der alten Pflanze wieder weniger Chlorkalium, aber

dafür auch eine dem verschwundenen Chlorkalium ziemlich entsprechende Menge Chlornatrium zeigte. Der Natrongehalt ist in alten und jungen Pflanzen ziemlich gleich. Die Analysen geben das Resultat, dafs man zu jeder Zeit die Pflanzen einäschern kann, denn die Quantität und der innere Werth der rohen Soda würde sich nicht erheblich verändern. Jene 6 Analysen der drei genannten Pflanzen zeigen einige auffallende Verschiedenheiten; der Natrongehalt ist in allen fast ganz gleich geblieben, aber der Kaligehalt ist in den jungen Pflanzen gröfser, als in den alten und besonders auffallend bei Salsola clavifolia, so dafs man, wie der Vf. sagt, allerdings zu dem Glauben Veranlassung nehmen könnte: es werde im Verlaufe der Vegetation das Kali in Natron übergeführt, oder sonst wie aus diesen Pflanzen beseitigt. Jeder Naturforscher wird die hohe Wichtigkeit obiger Behauptung erkennen, aber Rec. glaubt, dafs dieselbe noch lange nicht erwiesen sei, denn man kann diesen Analysen den Einwurf machen, dafs die jungen und die alten Pflanzen nicht von einem und demselben Boden genommen worden sind.

Aus den vorliegenden Analysen läfst sich folgender Rang der Halophyten zur Sodafabrikation angeben: 1) Salsola clavifolia (22, 3—42 pr. C.); 2) Halimocnemum crassifolia (7,6 u. 30 pr. C. in der jungen Pflanze); 3) Salsola Kali im jungen Zustande 25 pr. C. u. s. w.

Der vierte Abschnitt enthält chemische Untersuchungen verschiedener Gegenstände, worunter wir die Untersuchungen der gasförmigen Exhalationen der Schlammvulkane auf Taman finden. Dafs Schlammvulkane und Naphthaquellen nahe bei einander vorkommen, ist bekannt, und dafs beide zu einander in Beziehung stehen, ist darum sehr wahrscheinlich, ob aber die Naphtha und die Gasarten Ausflüsse brennender Steinkohlenflötze sind, oder ob man sie für Producte eines noch in Thätigkeit begriffenen Umwandlungsprozesses der Pinien der Vorwelt in Steinkohlen zu halten hat, das mag der Verf. nicht entscheiden. Die sorgsamste Analyse des Vulkangases gab in 100 Theilen 5,08 Kohlenoxydgas, 13,76 Proto-Kohlenhydrogengas, 79,16 Deuto-Kohlenhydrogengas und 2,0 atmosphärische Luft; Schlamm und Wasser des Vulkans zeigten einen schwachen Kreosotgeruch und dieses wie die Analyse der Gase deuten darauf hin, dafs in der Nähe der Schlammvulkane Steinkohlenlager vorkommen, und Nachforschungen hierauf wären zu wünschen. Das Wasser der Naphthaquellen, so wie das Wasser der Schlammvulkane ward untersucht; in beiden kamen nur Spuren von Gyps und Chlornatrium vor und in beiden war das specifische Gewicht geringer und der Chlornatriumgehalt kleiner, als beim Wasser des Asowschen Meeres.

Der berühmte Catharinenbrunnen bei Sarepta entspringt in einer von wilden Apfelbäumen und Ahorn beschatteten Schlucht der Wolgagebirge; er zeigt 10° R. Wärme bei 21° R. Luftwärme; enthält freie Kohlensäure, und 16 Unzen Wasser geben 12,3 Gr. schwefelsaures Natron, 7,5 Gr. schwefelsaure Talkerde, 13,8 Gr. Chlornatrium, 3,4 Gr. schwefelsauern Kalk und eben soviel doppelt kohlensauern Kalk u. s. w. Es gehört also diese Quelle zu den wirksamsten Heilwässern, welche sich auch ohne Zersetzung versenden läfst.

Der Vf. untersuchte auch die ausgewitterten Salzmassen der Steppe und glaubt, dafs das Salz derselben erst aus dem vom Wasser verlassenen Boden auswittert, und nicht ein durch Verdampfen hinterbliebener Salzrückstand ist; es bestehen diese Efflorescenzen bald aus reinem schwefelsaurem Natron, bald aus einem Gemenge von diesem Salze mit schwefelsaurer Talkerde und Chlornatrium, welchem kleine Massen kohlensauren Kalks, kohlensauren Talks und schwefelsauren Kalks beigemengt sind. Kohlensaures Natron wird nicht ausgewittert.

Der Verf. richtete seine Aufmerksamkeit auch auf die Natur der Steppenerden hinsichtlich ihrer Tauglichkeit zur Bepflanzung, denn es wäre kein kleiner Gewinn, wenn jene völlig waldlose Fläche, die Transwolgaische Steppe von 6 bis 8 Längengraden und fast eben so vielen Breitegraden, wenigstens zum Theil der Cultur unterworfen werden könnte; natürlich können Gegenden, die mit starren Kochsalzmassen alljährlich bedeckt werden, nur für eine eigenthümliche Vegetation geschickt gemacht werden. Kein Baum, kein Strauch erfreut das Auge im Innern dieser grofsen Wüste, die von kriegerischen Hirtenvölkern und ihren Heerden Jahr aus Jahr ein durchzogen wird, und dennoch ist die Vegetation daselbst, wenn gleich immer eine eigenthümliche, an vielen Stellen sehr üppig zu nennen; die Gräser, die in üppiger Fülle wuchern, werden sorgfältig von den Kirgisen zum Winterfutter für ihre Heerden gespart.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 70.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

Reise in die Steppen des südlichen Rufslands, unternommen von Dr. Fr. Goebel.

(Schlufs.)

Aufserdem findet man nur in der Nähe der Wolga und besonders auf ihren fruchtbaren Inseln eine reiche Vegetation, so wie theilweise Bewaldung. Die Colonieen am linken Ufer der Wolga und die Getreidefelder auf dem Wege von Bogdo nach Wladimirowka gaben Beweise, wie fruchtbar der Steppenboden gemacht werden kann. Der Boden der Steppe ist überall derselbe, nämlich ein Sandboden bald mehr bald weniger thonhaltig, ohne alle Beimengung gröberer Gerölle von zertrümmerten Felsmassen aus früheren terrestrischen Revolutionen herrührend; der Untergrund besteht aus Thon. Die Analysen einiger Bodenarten der Steppe ergeben stets nur Spuren von Kochsalz und Gyps, von schwefelsauren Salzen und von Chlorverbindungen; 1 bis 1,2 pro C. unreine Humussäure und eine wasserbindende Kraft von 27,5 — 39 für 100 Gewichtstheile ausgetrockneter Erde wurden an denselben wahrgenommen.

Der fünfte Abschnitt beschäftigt sich mit den barometrischen Messungen, welche auf dieser Reise in grofser Anzahl ausgeführt wurden, unter welchen das Nivellement zwischen der Wolga und dem Don und die barometrischen Messungen zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere das meiste Interesse darbieten. Der Reisende war mit 4 vortrefflichen Instrumenten versehen, und die Berechnung der Beobachtungen ward von Hrn. Parrot auf eine sehr gediegene Weise ausgeführt; mit Recht hat der Vf. diese Parrotsche Arbeit in seinem Werke wörtlich abdrucken lassen. Das barometrische Nivellement ward zwischen Sarepta und Päticsbänsk ausgeführt und es ergab sich, dafs der Don daselbst 21,0 Toisen höher als die Wolga bei Sarepta liegt. Die Parrotsche Messung im Jahr 1830 differirt hiervon nur um 0,3 Toisen! Von besonderer Wichtigkeit sind jedoch die barometrischen Messungen zwischen dem kaspischen und dem schwarzen Meere, weil ihre Ergebnisse einen werthvollen Beitrag zur Beantwortung der Frage über das relative Niveau des schwarzen und kaspischen Meeres geben. Es werden nicht nur einzelne in Astrachan und an verschiedenen Punkten des Asowschen und schwarzen Meeres ausgeführte gleichzeitige Beobachtungen aufgeführt, sondern selbst die barometrischen Beobachtungen eines ganzen Jahres mitgetheilt, welche zu Sympheropol und zu Astrachan mit vorher genau verglichenen Instrumenten angestellt sind. Das Resultat der gleichzeitigen Beobachtungen zu Astrachan und zu Taganrog ist, dafs der Wasserspiegel des kaspischen Meeres 7,1 Toisen tiefer liegt als der des schwarzen Meeres. Es waren 20 gleichzeitige Messungen, und unter diesen ergaben 10 Tage den Stand des kaspischen Meeres 31,4 bis 1,4 Toisen tiefer, und die 10 anderen Tage 16,1 bis 1,8 Toisen höher als das schwarze Meer, woraus ein Mittel von 5,3 Toisen hervorgeht. Die Berechnungen der jährlichen barometrischen Beobachtungen zu Astrachan und zu Sympheropol ergeben, dafs das Niveau des kaspischen Meeres um 16,5 Toisen tiefer als das des schwarzen Meeres liegt. Indessen Hr. Parrot giebt hierauf die Gründe an, aus welchen man schliefsen mufs, dafs obiger Niveauunterschied der beiden Meere von 16,5 Toisen nicht wirklich stattfindet, sondern eine blofse Folge von der in jenem Jahre stattgehabten geringen Wärme in Astrachan ist. Schliefslich giebt der Verf. eine Uebersicht der von ihm bestimmten Höhen über dem kaspischen Meere.

Auch hodometrische Messungen wurden auf dieser Reise ausgeführt; der Verf. erhielt das Instrument aus dem kais. Generalstabe zu St. Petersburg und empfiehlt die Benutzung desselben unter den angegebenen Vorsichtsmaafsregeln aus voller Ueberzeugung; es

scheint das von Colclough gebrauchte und in Gehlers Wörterbuch V. I. p. 236 beschriebene Hodometer gewesen zu sein. Die gemessenen Wege sind in einer grofsen Tabelle umständlich angegeben.

Der siebente Abschnitt enthält eine Abhandlung über die Flora und Fauna der kaspischen Steppe; sie ist von J. D. Claus, dem Begleiter unseres Reisenden, verfafst, und giebt uns eine lebhafte Anschauung von der Physiognomie der Pflanzen- und Thierwelt jener Gegenden. Im Sommer ist die Hitze in jener Steppe sehr grofs, fast beständig zwischen 20—30° R., und nur die kalten Ostwinde vermögen die Gluth zu mildern, welche bei Windstille unerträglich ist. Die Winter sind streng, gewöhnlich eine Kälte von 20—30° R. Grofser Wassermangel ist das Charakteristische der Steppen. Nur eine geringe Zahl von Pflanzenarten bekleidet theils sparsam, theils in dichterem Gedränge den falben Boden, und die meisten Steppenpflanzen überziehen sich mit einer haarreichen grauen Hülle, welche sie gegen den Wechsel der Temperaturen schützen soll und zugleich die Feuchtigkeit der Luft einsaugt. Daher die graue, schmutzige Farbe der Steppenvegetation; nur struppige Gräser, oft von Mannshöhe, scheinen hier den Mangel der Wälder ersetzen zu wollen. Die im Frühlinge plötzlich, gleichsam durch ein Wunder hervorgerufene Vegetation geht mit raschen Schritten vorwärts und hat in einigen wenigen Wochen ihre verschiedenen Stadien durchlebt. Im Anfange des Aprils, mit den ersten warmen Tagen, erscheinen die ersten Ankömmlinge des Frühlings: Tulpen, Ornithogalen und Irideen, und schon in der Mitte des Mai's gleicht in trockenen Jahren die Steppe einer öden Brandstätte, in der die abgestorbenen Stengel saftreicher Pflanzen vom Winde im wirbelnden Laufe durch die Wüste getrieben werden. Im August beginnt ein neuer Frühling für die Salzpflanzen, welche bis tief in den Spätherbst mit ihren Früchten zu Anfange des Novembers die Vegetation beschliefsen.

D. Claus unterscheidet die Vegetation der Steppe nach der Bodenverschiedenheit in vier Regionen, nämlich in die *Lehm-*, die *Salz-*, *Sand-* und in die *Gypsflötz*-Region. Die Lehmregion nimmt den gröfsten Theil der Steppe ein, sie bildet die nördliche Hälfte derselben; die Artemisien bedecken diesen Boden fast ausschliefslich und nur einige andere Pflanzen, als: Achillea Gerberi und Pyrethrum millefolium kommen dazwischen vor. Die Pflanzen stehen hier meistens in dichten Büscheln; es sind darunter viele Zwiebelgewächse, Cruciferen und Boragineen, aber nur wenige Umbelliferen, Labiaten und Gräser. Die Salzregion befindet sich im Innern der Lehmsteppe hin und wieder zerstreut; es sind theils Salzseen von bedeutender Ausdehnung, theils Salzpfützen, theils mit einem Salzanfluge bedeckte, trockene Stellen, in deren Umgebung gröfstentheils die Salzpflanzen vegetiren; das Halocnemum strobilaceum scheint den Salzboden am meisten zu lieben, es macht die nächste Umgebung der Salzseen und Salzpfützen, aber in späterer Jahreszeit kommt wohl Salicornea herbacea vorherrschend auf. Den Rand jener Salzgewässer nehmen neben den genannten Pflanzen zunächst folgende Halophyten ein: Atriplex verruciferum, Camforosma Ruthenicum, dann folgen Salsola brachiata, clavifolia, laricina, Halimocnemis brachiata, crassifolia und volvox; endlich Kochia prostrata und K. sedoides, welche bis weit in die Lehmregion hineinreichen. Diese Salzregion ist noch unfreundlicher als die Lehmregion, denn alles ist öde und leer, und die Seen erscheinen im Sommer wie weite Schneeflächen; keine Blume, kein üppiges Grün ist hier zu sehen.

Reicher ist dagegen die Region der Gypsflötze, welche den kleinsten Theil der Steppe einnehmen; sie charakterisirt sich durch gröfsere Mannigfaltigkeit. Die Sandregion endlich, welche einen bedeutenden Theil der Steppe einnimmt, erfreut sich eines mehr feuchten Bodens, indem die darunter liegende Thonschicht das Durchsickern des Wassers verhindert. Die Pflanzen erreichen hier eine gröfsere Höhe, und häufig sieht man fast mannshohe Grasarten in kräftigem Wachsthume ganze Hügelstrecken bekleiden. Gramineen und Cyperaceen sind hier vorherrschend und eine bedeutende Zahl von Allien und Leguminosen bilden die vorzüglichsten Bewohner dieser Steppen; ja in den Thälern und Vertiefungen findet man Sträucher und kleine Bäumchen von Populus alba, P. tremula, Salix triandra und S. fusca u. s. w.

Die Fauna ist in derselben Weise sehr speciell bearbeitet, doch kann Rec. wegen Mangel an Raum nicht weiter darauf eingehen.

Dr. Claus hat ferner einen sehr vollständigen Index von allen den Pflanzen gegeben, welche an den kaspischen Steppen und den angrenzenden Regionen

beobachtet werden sind; dieser Index enthält 1011 phanerogame Pflanzen (!), von welchen 483 der Steppe, und 528 den angrenzenden Gegenden, Grenzregion genannt, angehören. Das Verhältnifs der Dicotyledonen zu den Monocotyledonen ist in diesem Index gleich 5:1 und die gröfste Aehnlichkeit hat diese Flora mit der Vegetation der dem Altai und dem Caucasus zunächst sich anschliefsenden Ebenen. Eine Tabelle giebt die Vergleichung der hauptsächlichsten Familien der Steppenflora mit derjenigen des Altai, der Flora des Caucasus und der Flora Deutschlands. Unter den Steppenpflanzen finden sich 183 Arten, welche auch in Deutschland vorkommen; die Rosaceen und Labiaten sind dort und in Deutschland gröfstentheils gemeinschaftlich u. s. w. Ferner sind folgende Familien in der Steppe und in Deutschland mit gemeinschaftlichen Arten versehen: die Ranunculaceen mit 6, die Umbelliferen und Leguminosen mit 8, die Chenopodeen mit 12 und die Coronarien mit 3 gemeinschaftlichen Arten versehen. Die Flora des Caucasus hat mit derjenigen der Steppe die gröfste Anzahl der Pflanzen gemeinschaftlich, nämlich 312 Arten. In dem Index befinden sich auch sehr ausführliche Beschreibungen einiger neuen oder sehr seltenen Pflanzen, welche auf den 6 beigegebenen Tafeln abgebildet sind, worunter sich die neue Gattung Eversmannia befindet.

Der achte Abschnitt enthält einige Mittheilungen über persische Arzneiwaaren, welche von Prof. Bunge bestimmt sind, und zweitens einen Aufsatz über Kalmücken- und Tatarenschädel vom Prof. Hueck. Unser Reisende hatte 2 Kalmücken- und 2 Tataren-Schädel mitgebracht, welche hier ihre nähere Beschreibung erhalten.

Der neunte Abschnitt bildet den Schlufs des zweiten Theiles; er enthält die Analyse der Charte von der Kirgisensteppe zwischen der Wolga und dem Ural, nebst historischen Andeutungen über den frühern Zustand dieser, so wie der benachbarten Steppengegenden zwischen dem Don und der Wolga, insonderheit zu den Zeiten der Griechen und Römer. Diese umfassende Arbeit ist von Hrn. Fr. Kruse ausgeführt, der auch die schöne Charte zu der vorliegenden Reisebeschreibung theils nach den hodometrischen Messungen unseres Reisenden, theils nach guten von ihm mitgebrachten Materialien, welche noch nicht publicirt waren, theils nach den neuesten astronomischen Ortsbestimmungen, Reisebeschreibungen und Charten entworfen hat.

Die Ausstattung dieser Reisebeschreibung ist sehr zu loben und Seine Kaiserliche Hoheit der Grofsfürst Thronfolger hat die Dedication derselben angenommen.

J. Meyen.

XLIV.

Darstellung und Kritik des modernen Pietismus. Ein wissenschaftlicher Versuch von Dr. Chr. Märklin, Diakonus an der Gemeinde Calw. Stuttgart, 1839. *bei Franz Heinrich Köhler. XVI u.* 325 *S.*

Es mufs immer als ein seltsames Mifsgeschick angesehen werden, dafs die auf Beförderung wahrhafter Frömmigkeit im Leben der Kirche und auf eine lebendigere freie Entwicklung der protestantischen Theologie gerichteten ernsten Bestrebungen Spener's und seiner Anhänger noch fortan mit demselben Namen bezeichnet zu werden pflegen, welcher als ein Schmähname von den sie ungerechter Weise verketzernden Gegnern jenen würdigen Männern zuerst beigelegt wurde, so wie er auch noch jetzt in ähnlicher Weise, wie Separatismus und andere böse -ismen, von einer heuchlerischen, sich selbst täuschenden oder jedenfalls einseitigen Richtung in der Frömmigkeit gebraucht wird. Denn obgleich alle Verständigen es wissen, dafs nicht nur von solchen, welche ihre religiöse Indifferenz und Impotenz überall recht gerne zur Schau tragen, das Wort „Pietismus" verwandelt wird, wenn sie von der Vorstellung des religiösen Lebens überhaupt nicht inkommodirt sein wollen, sondern dafs selbst moralisch und intellektuell Gebildete in unserer Zeit etwas verschwenderisch mit diesem Ausdrucke umgehen, so will ihn doch Niemand ohne Weiteres in Beziehung auf seine Lebensrichtung hinnehmen; denn er gilt in der öffentlichen Meinung nun einmal als ein Schimpf- und Neckname, fast ebenso, möchte man sagen, wie auf wissenschaftlichem Gebiete dem Publikum, da wo ihm „der Begriff" fehlt, sogleich das prächtige „Wort" „Pantheismus" zu Diensten steht. — Indefs, was den älteren Pietismus betrifft, so ist es eben auch nur noch der zweideutige *Name*, in welchem das Unrecht und

die völlige Verkennung, wie jene bedeutende Erscheinung sie von Seiten der damaligen protestantischen Orthodoxie erfahren mufste, sich gleichsam noch auf die Nachwelt fortgeerbt hat; der *Sache* nach hat das Bewufstsein der protestantischen Kirche in seiner späteren Entwicklung die Bestrebungen und die Wirksamkeit der Spenerschen Schule als eine nothwendige Reaktion des freien Selbstbewufstseins gegen eine neue Scholastik der symbolischen Orthodoxie innerhalb der evangelischen Kirche selbst, vollkommen anerkannt und gerechtfertigt. Es war in der That ja nur die konsequente Durchführung des Grundsatzes, welchen dem in abstrakter Objektivität und damit eo ipso in abstrakter Subjektivität in der Gerechtigkeit durch die eigenen Werke sich fixirenden römischen Katholicismus gegenüber der in seinem unendlichen Selbstbewufstsein sich erfassende Geist als seine Losung ausgesprochen hatte, der Rechtfertigung durch den Glauben, wenn der Pietismus diese Innerlichkeit des Protestantismus in der Theologie so geltend machte, dafs er die Wiedergeburt des Denkens, die Erleuchtung durch den heiligen Geist zur nothwendigen Bedingung der wahren Erkenntnifs des Inhaltes der heiligen Schrift machte. Aber freilich offenbarte sich auch zugleich die noch einseitige Fassung des Principes der Theologie (denn das Bedürfnifs nach einem bestimmteren Bewufstsein darüber machte sich in der damaligen Bewegung der Theologie offenbar schon geltend), wenn die Pietisten für den Unwiedergebornen ein logisch wahres Verständnifs dennoch für möglich hielten, welches eben als solches doch nicht das wahre sei. Hiermit kamen sie dem Grundsatze ihrer Gegner, welche im Interesse für die objektive Autorität der Bibel und der symbolischen Bücher auch für den noch nicht Wiedergeborenen eine theologische Erkenntnifs für möglich hielten, wunderbar nahe. Indem nun der Pietismus das Recht des Selbstbewufstseins auf praktischen Gebiete namentlich wahrend, gegen die Starrheit der Orthodoxie zwar sich sträubte, dennoch aber in der Wissenschaft des Glaubens das formelle Denken, welches ihm ja selbst als das unwahre galt, nicht überwand, so konnte er auch später mit der orthodoxen Theologie vereinigt der Macht und dem endlichen Siege der Verstandesphilosophie über die Theologie nicht widerstehen. Der substanzielle Gehalt des Dogma war ja von den formellen Bestimmungen der protestantischen Scholastik selbst verzehrt, der Inhalt der Offenbarung verendlicht, und in der Behauptung, dafs der unwiedergeborene also der natürliche Mensch die Bibel verstehen könne, die „natürliche Religion" auf's Beste vorbereitet. Die Theologie hatte den Inhalt des Glaubens und damit sich selbst in der That verrathen und verkauft, und es war nicht zu verwundern, dafs in dem hellen Lichte der naturalistischen und deistischen Aufklärung kaum der Schein davon sich erhielt. Nun erst, nachdem das verständige Denken den ganzen Inhalt der natürlichen und übersinnlichen Welt erobert hatte, fing es an im Skepticismus an sich selbst irre zu werden und im Kriticismus der Kantischen Philosophie sich in sich selbst zu reflektiren, um seiner Endlichkeit inne zu werden, indem es sich in den Reflexionsphilosophieen der neueren Zeit vollendete. Dasselbe unendlich berechtigte Princip der Subjectivität, welcher auf kirchlichem Gebiete der Reformation zu Grunde liegt und sein Recht im Pietismus geltend machte als frommes Gemüth, kommt nun in der Philosophie der protestantischen Kirche zum Selbstbewufstsein. Was die Theologie betrifft, so trat die Nothwendigkeit, sich ihres Verhältnisses zur Philosophie bestimmt bewufst zu werden, immer mehr hervor. Besonders der Unterschied von natürlicher Religion und geoffenbarter drängte darauf hin, dafs die Religion nicht mehr als ein äufserlich gegebener Komplex von Lehrbestimmungen durch die Autorität der Bibel geheiligt ohne Weiteres angenommen wurde, sondern dafs der Begriff der Religion an sich, sie, in ihrem inneren Verhältnisse zum menschlichen Geist, bestimmter zum Bewufstsein komme. Zunächst ward von der endlichen Vernunft die Unmöglichkeit erkannt, das Absolute an sich zu begreifen; aus dem theoretischen Bewufstsein ging die Religion in das *Selbstbewufstsein* zurück, war nur gewifs als moralische Vernunftreligion, als Offenbarung problematisch; es bleibt der Vernunft nur die Möglichkeit einer Offenbarung als eines Mittels zur Beförderung der Vernunftreligion. Die Theologie, welche schon seit Wolf's Zeit her dem Einflufs der Philosophie sich nicht hatte entziehen können, entwickelte auf dem gemeinschaftlichem Grunde dieser philosophischen Bildung sich nach zwei entgegengesetzten Seiten hin.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 71.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

Darstellung und Kritik des modernen Pietismus. Ein wissenschaftlicher Versuch von Dr. Chr. Märklin.

(Fortsetzung.)

Wie der subjektive Idealismus in der Philosophie, der Endlichkeit seines Erkennens bewufst, die Religion, wie alle andere Dinge, nur in ihrer Erscheinung, nicht an und für sich zu erkennen behauptete und nur darin in sich widersprechend war, dafs er meinte, Erscheinungen zu erkennen, ohne Erkenntnifs des ihnen zu Grunde liegenden Wesens, so fixirte sich auch die Theologie, welche von nun an sich ausbildete, dermafsen in diesem subjektiven Denken, dafs sie trotz der *Offenbarung* in Bibel und Kirche den Widerspruch des *Wissens* vom *Nichtwissen* bewufst oder unbewufst allen ihren Operationen zu Grunde legte. Das Verhältnifs des theologischen Bewufstseins in der Bestimmtheit dieser modernen Bildung zur Religion, wie sie in Bibel und Kirchenlehre erscheint, war durchaus kein unbefangenes unmittelbares mehr, sondern ein vielfach complicirtes, wie durch das subjektive Denken überall bedingtes und bestimmtes. Was das Verhältnifs dieser modernen Theologie zu der älteren betrifft, in welcher der Gegensatz der Subjektivität und der Objektivität im Principe der protestantischen Theologie sich geltend machte, so mufste dieser hier wiederum zum Vorschein kommen, denn in dem denkenden Selbstbewufstsein der protestantischen Kirche, in der Philosophie hatte, die Subjektivität sich zunächst zu erfassen gesucht, war aber dabei von dem Ich als einer nicht begriffenen Voraussetzung ausgegangen, und hatte eben deshalb den Gegensatz der Subjektivität und der Objektivität, des Denkens und des Seins, noch nicht zu überwinden vermocht. Dieser Gegensatz gewinnt deshalb auf dem Boden dieses subjektiven Denkens eine neue Gestalt. Der materielle Inhalt der Orthodoxie war nämlich vom Pietismus im Grunde nicht angefochten; nun aber, nachdem in der Aufklärung bereits die ältere Orthodoxie zerstört war, und dem Naturalismus gegenüber der Supernaturalismus sich gebildet hatte, welcher aus Wundern und Weissagungen das Christenthum als göttliche Offenbarung in verständiger Weise zu beweisen gesucht hatte, traten innerhalb der Theologie der Rationalismus an der Stelle des Naturalismus, und der Supranaturalismus in etwas von dem ältern kirchlichen Supranaturalismus veränderter Form sich entgegen. Dieser moderne Supranaturalismus, scheinbar im guten Rechte durch den allmächtigen Satz von der Unerkennbarkeit des Absoluten, unterwarf, aber auch nur scheinbar, seine menschliche Vernunft der göttlichen Offenbarung, und fixirte die Religion in der Uebernatürlichkeit ihrer historischen Erscheinung. Indem er in der subjektiven Reflexion des modernen Bewufstseins versirend und seinem Satze von der Unerkennbarkeit Gottes gemäfs das Objekt und den Inhalt der Offenbarung nicht erreichte, so stand er vielmehr in der abstrakten Subjektivität seines Denkens überall eben so sehr über als aufserhalb der Offenbarung. Denn nicht sie in ihrem ewigen und konkreten Inhalte ward ausgelegt, sondern sie in ihrer historischen Erscheinung ward in ihren praktischen, dem subjektiven Bedürfnisse entsprechenden und dem verständigen Denken erreichbaren Lehrbestimmungen ausgelegt mit Gelehrsamkeit, und mit Scharfsinn vertheidigt. Hatte es früher namentlich den Anschein, als wäre der Supranaturalismus der ausschliefsliche Träger und Bewahrer der biblischen Offenbarung und der älteren kirchlichen Orthodoxie, so ist in neuerer Zeit die Subjektivität seines Denkens und Thuns hinlänglich offenkundig geworden und jener Schein bis auf ein minimum verschwunden. Es war anderer Seits eben deshalb nun das gute Recht der innerhalb der Freiheit der protestantischen Kirche erstarkten Vernunft, welches der

Rationalismus im Gegensatz gegen den offenbarungsgläubigen Supranaturalismus bethätigte. Ward dort die Religion einseitig als objektive historische Erscheinung in der Geschichte gefafst, so hier in ihrer subjektiven Erscheinung als ein Moment der praktischen Vernunft, die Offenbarung in der Bibel, so weit sie sich der Moralität der subjektiven Vernunft dienlich erwies. Dieselbe Vernunft jedoch, welche dem übernatürlichen Inhalte der Bibel und dem ihr widersprechenden der Symbole gegenüber, sich durchaus autonomisch und absolut benimmt, flüchtet in Bezug auf das Wesen Gottes, die Unsterblichkeit der Seele u. a. sich in den Glauben. In der That eine wunderbare Gestalt der Theologie! In der Unruhe eines solchen Widerspruches mit sich, in welcher die Theologie immer von selbst in die ihr entgegengesetzte Form übergeht, da sie einmal in der abstrakt objektiven Erscheinung der Religion, der Autorität der Bibel, der Kirche sich fixirt, das andere Mal aber wieder in die abstrakte Subjektivität, die eigene Vernunft, und ihre Bedürfnisse zurückgeworfen wird, welche absolute Autorität sein soll und auch wieder nicht, konnte das wissenschaftliche Bewufstsein der protestantischen Kirche nicht wohl beharren; vielmehr ist es eben dieser Widerspruch in ihm selbst, welcher eine tiefere Gestaltung des Glaubensinhaltes herbeiführte. Diefs konnte zunächst nur so geschehen, dafs das Princip, welches in empirischer, mehr bewufster oder unbewufster Weise die Grundlage jener sich widersprechenden Theologie bildete, von seiner dualistischen Haltung befreit und als Eines wirklich *gesetzt* zu seinem vollen Rechte in einem ausgebildeten *System der Theologie* gelangte. Es ist wohl nicht zu verkennen, dafs die moderne Reflexionstheologie der Subjektivität durch Schleiermacher erst ihren vollkommenen wissenschaftlichen Ausdruck erhalten hat. Diefs, welches aus der Entwickelung der protestantischen Theologie als nothwendig sich darthun läfst, beweiset auch die Erfahrung, welche man an der weiteren Entwickelung des Supranaturalismus und des Rationalismus aus sich selbst heraus überall machen kann, dafs mit deutlicherem Bewufstsein als früher, das *Selbstbewufstsein* in seiner unmittelbaren Bestimmtheit durch das Absolute als Princip der Glaubenslehre und in anderweitigen Verhandlungen der Theologie sich geltend macht, so z. B. bei Steudel als „frommer Sinn." Die Seite ferner des protestantischen Principes, welche als Pietismus gegen die ältere Orthodoxie reagirte, ist erst damit zu ihrer vollständigen geschichtlichen Verwirklichung in der Wissenschaft gekommen. Denn, wie selbständig einer Seits Schleiermacher die Religion ihrer absoluten Dignität nach im Unterschiede von der Moral und dem Wissen auch erfafste, so bestimmte er sie anderer Seits doch einseitig nur in ihrer subjektiven Erscheinung, als Bestimmtheit des unmittelbaren Selbstbewufstseins sie erfassend. Ebenso die gewaltsam aber vergeblich versuchte völlige Befreiung der Dogmatik (die vielmehr in diesem Versuche selbst sich widerlegte, indem sie in ihr gerades Gegentheil umschlug) von der Philosophie, so wie die Beeinträchtigung der wissenschaftlichen Konstruktion der Theologie dadurch, dafs sie nicht rein aus ihrem Begriffe entwickelt wird, sondern sich sogleich beschränkt durch die stetige praktische Beziehung auf den Zweck, die Kirchenleitung, — ist diefs nicht durchaus im Geiste des älteren Pietismus, nicht die vollständige Durchführung seines gegen die Objektivität der Kirche und Wissenschaft einseitigen Principes? Obgleich nun der Protestantismus sich keineswegs beschränkt auf die subjektive Fassung der Religion, er vielmehr auch ursprünglich nur die wahrhafte Vermittlung und Durchdringung der Subjektivität und Objektivität erstrebte, so mufste doch historisch diese Seite des Principes in der damaligen Gestaltung des kirchlichen Lebens überwiegend sich herauskehren; aber wie der Geist, welcher in der Reformation aus der erstarrten Form des kirchlichen Lebens sich in sich zurücknahm, nur ist in dieser gegenseitigen Bewegung und Vermittlung des Objektiven und Subjektiven, so ist auch seine Ausbildung in der Form der Subjektivität nichts weiter, als dafs er sich die Energie erarbeitet, aus sich eine neue Welt der Objektivität zu gestalten, in welcher er sein Selbstbewufstsein wirklich hat. Ist nicht unsre Zeit eben deshalb eine Epoche der Gährung und Bewegung auf den verschiedensten Gebieten des Lebens, weil der Geist danach drängt dem errungenen reichen Inhalte seines tiefen Selbstbewufstseins eine adäquate Gestalt zu geben? — Die Cirkulation und Organisation des Lebens mufs gehemmt werden und stocken, wenn der einfache Rhythmus der Bewegung des Geistes nicht verstanden, oder dem Triebe seines Selbstbewufstseins die Befriedigung in der wahrhaften, ihm angemessenen Weise versagt wird. Aber schon die Erfahrung in der Natur und Geschichte

lehrt, daſs Entwickelungsepochen in den höheren geistigen Organismen, nicht weniger als in dem leiblichen, durch krankhafte Erscheinungen bedingt oder wenigstens von ihnen begleitet zu sein pflegen. So erklären sich mancherlei Erscheinungen, die auf den ersten Anblick der neueren Bildung durchaus fremdartig scheinend, sich bei einer näheren Betrachtung als Symptome einer Entwickelungskrankheit des geistigen Lebens ergeben. So gewiſs es nun auch ist, daſs die Krankheit im Verlaufe der weiteren Entwicklung von der ewigen Energie des geistigen Organismus in der Wirklichkeit überwunden wird, so macht sich doch eben deshalb für die Glieder des Organismus ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen gemäſs das Bedürfniſs und der Trieb fühlbar, selbstthätig an der Ueberwindung des feindlichen Principes Theil zu nehmen. Es ist dieſs natürlich um so schwieriger, je mehr im Innern des Lebens selbst die Krankheit ihre Wurzeln hat; und um so nothwendiger, als sie gerade von hier aus am tiefsten und weitesten das ganze Geäder und Gewebe der organischen Konstitution zu durchziehen droht. — Der Hr. Verf. der anzuzeigenden Schrift hat sich einer schwierigen Aufgabe der Art unterzogen, indem er den modernen Pietismus wissenschaftlich darzustellen und zu kritisiren versuchte. Wenn schon die Darstellung des Pietismus seiner eigenen Natur nach schwierig ist, weil es gerade zu seinem Wesen gehört, daſs er die Religiosität abstrakt subjektiv in ihrer Innerlichkeit fixirt und sich in die individuelle Bestimmtheit des Selbstbewuſstseins einnistet, so erhöhet sich diese Schwierigkeit noch bei dem modernen Pietismus, insofern dieser durchaus auf der von dem Princip der Subjektivität durchzogenen neueren Zeitbildung ruht. Denn eben deshalb hat auch die Frömmigkeit überhaupt die Neigung, sich abstrakt innerlich und individuell zu gestalten, und wie daher der Pietismus sich leicht ausbildet, ist man auch in Gefahr die ächte wirkliche Frömmigkeit als Pietismus darzustellen. Ref. schickte das Raisonnement über die Entwickelung der neueren Theologie und ihr Verhältniſs zum älteren Pietismus voraus, um zu zeigen, welche unendliche Berechtigung die Subjektivität in der protestantischen Kirche unserer Zeit hat, wie wirksam das Princip derselben sich überall, namentlich in der Bildung des religiösen Lebens, zeigen muſs, wenn es in der Wissenschaft sich vollständig erfaſst hat, und deshalb eine Bedeutung erlangt hat, wie sonst zu keiner Zeit; denn die Wissenschaft ist ja ebenso sehr der Reflex des wirklichen Lebens, als sie auf dieses wiederum nach allen Seiten hin bildend einwirkt. Ferner ist man in unserer Zeit auch deshalb in Versuchung, dem Pietismus Unrecht zu thun, weil das Absolute die frühere Objektivität für das *Bewuſstsein* der Gebildeten zum groſsen Theil verloren hat, und gar zu leicht einseitig nur als inneres Moment des wirklichen *Selbstbewuſstseins* gilt; sobald daher das Absolute nun noch in seiner eigenen Sphäre als solches, als besondere Religiosität, zur Darstellung und Anschauung gebracht werden soll, wie dieſs der Pietismus offenbar ernsthaft anstrebt, erscheint dieſs der modernen Bildung gar leicht als überflüssig, oder gar unwahr und nachtheilig für das wirkliche Leben. Diese Vorstellung vor der Religiosität wurzelt tief im Protestantismus, und macht sich aus diesem Grunde in der öffentlichen Meinung mit bedeutender Prätension geltend. Es war nämlich wesentlich die Aufgabe der Reformation, das Religiöse von seiner abstrakt objektiven Form, von seiner Isolirung dem wirklichen freien sittlichen Leben gegenüber, zu befreien, und die wahre Versöhnung dieser beiden Sphären des Geistes herbeizuführen. Die Religion sollte eben darin ihre absolute Idealität wirklich bewähren, daſs sie nicht als eine besondere *äuſsere* Macht der Kirche sich neben und gegen die freie Sittlichkeit stellte, sondern die ihr wesentliche unendliche konkrete Allgemeinheit in höherer Weise verwirklichte, indem sie in das Staats- und Familienleben eingehend dieses durch und durch heiligte und verklärte. Je mehr nun der Protestantismus in der neueren Zeit namentlich nach der Seite seines Gegensatzes gegen den Katholicismus sich geschichtlich entwickelt hat und zum Selbstbewuſstsein darüber gekommen ist, hat sich auf Kosten der Religiosität als solcher die Ansicht geltend gemacht, daſs der wahre Gottesdienst lediglich in dem wirklichen moralischen Leben bestehe, und dieses des Kultus höchstens als eines Mittels bedürfe zu seiner Verwirklichung. Diese an der Autarkie ihrer Subjektivität zäh festhaltende Moralität, welche den tragischen Ernst der Religion als solcher nicht in sich erfahren mag, steht jener einseitig subjektiven Religiosität als die andere Seite des modernen Selbstbewuſstseins gegenüber. Beide Richtungen, auf demselben Grunde ruhend, stehen mit gleichem Rechte sich einander gegenüber, erzeugen sich an einander, und sind überall bereit, durch

einseitiges Urtheilen sich gegenseitig Unrecht zu thun. — Ueberdiefs ist es schwierig, das Verhältnifs des älteren und modernen Pietismus festzustellen und zu begreifen; denn jener ist in diesem kaum wieder zu erkennen, sobald dieser in der Form betrachtet wird, in welcher er auf dem wissenschaftlichen Gebiete in neuerer Zeit die abstrakte Objektivität der Religion als Offenbarung in der faktischen Form oder als ältere Orthodoxie zu bewahren gesucht hat gegen die Angriffe einer blos moralischen subjektiven Vernunftreligion. Vergleicht man die rationalistische Theologie namentlich in ihrer späteren Ausbildung, so wird man darin wenigstens eben so viel Aehnlichkeit mit dem ursprünglichen Pietismus finden als in dem orthodoxen Supranaturalismus. Es ist schwer den Pietismus darzustellen, wie er als besondere fromme Lebensansicht erscheint, denn er individualisirt sich hier in's Unendliche und bringt sich nicht zur objektiven Darstellung; und in der Wissenschaft ist er in der älteren Bedeutung des Wortes in den entgegengesetzten Richtungen der Theologie als Element vorhanden; als einseitige Abart der neueren Theologie, wie er etwa ohne die tiefere Vermittlung der wissenschaftlichen Bildung die Orthodoxie noch starr buchstäblich festzuhalten sucht, hat er in einer zusammenhängenden objektiven dogmatischen Darstellung sich bisjetzt noch nicht rechtfertigen können, indem der Inhalt der kirchlichen Glaubenslehre schon von der tieferen Wissenschaft unserer Zeit reproducirt zu seinem Rechte gekommen ist; eine sich selbst so nennende Orthodoxie, welche in der Meinung ist, von der wissenschaftlichen Erkenntnifs des Protestantismus abstrahiren zu können, um dadurch den Buchstaben, sei es der Bibel oder der symbolischen Bücher zu retten, müfste im Lichte der gegenwärtigen Bildung an allen Seiten sich widersprechen, sobald sie systematisch sich zur objektiven Darstellung brächte, denn sie könnte doch nicht *denken* ohne zu denken, und dazu ist nun doch einmal von jeher Philosophie nothwendig gewesen, sei es nun diese neuere oder jene ältere. Eine solche vermeintliche Orthodoxie, welche an der Aeufserlichkeit des Buchstabens im Grunde nur deshalb so zähe festhält, weil sie von ihren eigenen Verstandesabstraktionen und Meinungen nicht loskommen kann, existirt nothwendig nur als resultatlose Tendenz und als zweckwidriges Treiben gegen die objektive wissenschaftliche Entwicklung der Theologie. Diese Richtung, in der Meinung, die Objektivität des biblischen Glaubens und der alten Kirchenlehre zu vertreten, ist durchaus in abstrakter Subjektivität befangen und kann insofern als pietistische Orthodoxie bezeichnet werden; diese, so mühevoll und unerfreulich es auch ist, sie wissenschaftlich darzustellen, scheint der Hr. Verf. der vorliegenden Schrift bei seiner Entwicklung der Grundzüge des modernen Pietismus besonders vor Augen gehabt zu haben. Hr. Dr. Märklin war, wie diefs seine in Bezug auf Inhalt und Form gleich gediegene, vortreffliche Arbeit beweist, der Lösung einer so schwierigen Aufgabe gewachsen; von religiöser Gesinnung und der wissenschaftlichen Bildung, wie sie seit Schleiermacher und Hegel sich entwickelt hat, gleichmäfsig durchdrungen, gelangte er zu der tieferen Einsicht in die Entwicklung auch der neueren Gegensätze in der Theologie, so wie zur gerechten Würdigung des modernen Pietismus in seinem Verhältnifs zur Kirche und Wissenschaft. Aufserdem setzten seine äufseren Verhältnisse ihn in den Stand, den Pietismus in seinen praktischen Bestrebungen vielfach zu beobachten; denn er ist Geistlicher in Würtemberg, in welchem Lande neben wahrhafter christlicher Frömmigkeit seit langer Zeit schon der Pietismus weit um sich gegriffen hat (vgl. Einl. S. 1 u. 2), und ist mit „manchen Persönlichkeiten aus dem Kreise der Pietisten, welchen er seine Hochachtung nicht versagen kann, um ihres ehrenwerthen Charakters willen, und in welchen die Schattenseite des pietistischen Princips nur wenig hervortritt, bekannt" (Vorr. S. IX). In der Vorrede, in welcher der Hr. Vf. sich kräftig und schön über Glauben und Unglauben der gegenwärtigen Zeit ausspricht, sagt er unter Anderem über sein Buch: „Ich habe es nicht mit Persönlichem zu thun; auf dem wissenschaftlichen Gebiete gilt der Streit nur das Allgemeine, die Sache selbst, das Princip einer Erscheinung, und auf dieses allein habe auch ich die ganze Darstellung des Pietismus immer wieder zurückgeführt" (Vorr. S. VIII).

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 72.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

Darstellung und Kritik des modernen Pietismus. Ein wissenschaftlicher Versuch von Dr. Chr. Märklin.

(Fortsetzung.)

Je leichter der Pietismus, indem er mehr bewufst oder unbewufst die Subjektivität zum Principe macht, als Parthei auftritt und mit persönlicher Polemik wissenschaftliche Richtungen anzugreifen pflegt, um so mehr ist es anzuerkennen, in welchem Maafse es dem Hrn. Verf. gelungen ist, in der Darstellung und Kritik des Pietismus sich von einseitiger, nicht auf die Sache eingehender, oder leidenschaftlicher Polemik durchaus frei zu erhalten. Wie nun in dieser Schrift zum ersten Male der Pietismus wirklich wissenschaftlich dargestellt und beurtheilt ist (denn die Brettschneidersche Abhandlung kann darauf unmöglich Ansprüche machen, den Pietismus in seiner Bedeutung wahrhaft gewürdigt zu haben), so zeichnet sie sich durch eine leichte und gefällige Darstellung auch schwieriger dogmatischer Lehrbestimmungen so vortheilhaft aus, dafs sie einem gröfseren Kreise von Gebildeten zugänglich ist und zur Berichtigung des öffentlichen Urtheils über wissenschaftliche und religiöse Richtungen unserer Zeit unleugbar einen bedeutenden Beitrag liefern wird. — Was nun den Inhalt der vorliegenden Schrift selbst betrifft, so widerlegt in einer Einleitung p. 1—12 der Hr. Verf. die befangene Ansicht der Pietisten von sich selbst, nach welcher sie sich selbst ausschliefslich für die Gläubigen halten, eben so deckt er aber auch die Verkehrtheit des Urtheils der Menge, und der Ansicht des Rationalismus über den Pietismus auf, weil nach des letzteren Meinung derselbe schon deshalb eine unwahre Geistesrichtung sein soll, insofern er die kirchliche Lehre vom natürlichen Verderben des Menschen und der Genugthuung festhält, so dafs v. Cölln übereinstimmend damit das pietistische Element schon in den ersten Zeiten der christlichen Kirche findet. S. 9. Ebenso erhebt er sich über die Ansicht, nach welcher das Princip des Pietismus das lebendige Interesse für die Religion sein soll, und derselbe sich nur deshalb eine besondere ausschliefsende Haltung der Welt gegenüber giebt, sofern der Geist des Christenthumes nicht mehr so gleichmäfsig, wie früher, alle Mitglieder der kirchlichen Gesellschaft durchdringt. Diese Ansicht hält sich nur an die äufsere Erscheinung und reicht als blos pragmatisch-historische nicht aus; ferner müfsten aber danach alle, die ein lebendiges Interesse für das Christenthum haben, Pietisten werden; dem widerspricht aber die Erfahrung, dafs es doch Viele giebt, die ein solches Interesse in hohem Grade haben und dabei vom Pietismus weit entfernt sind. S. 10. Vielmehr wird, damit der Pietismus begriffen werde, mit Recht auf das Wahre der Religion, und die Weise ihrer Aneignung im Subjekte zurückgegangen. Die Abhandlung hat den Zweck, die zum Verständnifs der ganzen Erscheinung wesentlichen Momente hervorzuheben, läfst sich deshalb auf eine detaillirte Darstellung des Pietismus in seinen einzelnen Schattirungen und Nüançen nicht ein. S. 12. Die Kritik wird in wissenschaftlicher Weise in die Darstellung selbst verflochten, so dafs in der Darstellung selbst der Widerspruch des Pietismus mit sich selbst und mit dem Wesen des Christenthumes mit treffender dialektischer Schärfe auf dem dogmatischen und ethischen Gebiete nachgewiesen wird. Die Schrift zerfällt in vier Abschnitte; von denen der erste (S. 13—44) den Grundcharakter des Pietismus darlegt; der zweite und dritte geben die Entwickelung dieser Erscheinung nach seiner dogmatischen und ethischen Seite (S. 45—175 und S. 175—261). Dann folgt im vierten die geschichtliche Stellung und Bedeutung des Pietismus, S. 261—292 und im Anhange eine Zusammenstellung einiger Verordnungen deutscher Regierungen in Betreff der Conventikel (S. 292—325).

Warum ist aber nicht lieber der letzte Abschnitt über die geschichtliche Bedeutung und Stellung des Pietismus vorangestellt worden, und nach einigen allgemeinen Bestimmungen über das Wesen und die Erscheinungsform der Religion, der Pietismus in seiner älteren und neueren Gestalt als eine im Principe des Protestantismus gegründete religiöse und theologische Erscheinung genetisch nachgewiesen? Dadurch würden manche Wiederholungen des schon Gesagten vermieden sein; denn, um den Grundcharakter des Pietismus zu bestimmen, kann im ersten Abschnitte bei der abstrakten oder allgemeinen Betrachtung der Religion und ihres Verhältnisses zum Selbstbewufstsein des Einzelnen nicht stehen geblieben werden, sondern es wird schon S. 15 auf den geschichtlichen Ursprung des Pietismus, auf Spener und seine Opposition gegen die damalige starre Form der Orthodoxie, wirklich ausführlicher eingegangen, auf das innere Verhältnifs des älteren Pietismus zu Schleiermachers Theologie reflektirt, und auf die Zusammenstimmung desselben mit der neuesten Theologie und Wissenschaft überhaupt, insofern diese das Verdienst hat die unterschiedenen Sphären des Geistes als solche und in ihrer Einheit wiederum begriffen zu haben. Ferner wird auch die Berechtigung des modernen Pietismus dem Supranaturalismus und Rationalismus, dem religiösen Bewufstsein des Volkes und der Gebildeten gegenüber, sein Verhältnifs zum Mysticismus, schon hier besprochen. Sind diefs nicht Alles schon historische Momente, die auf's Neue in dem letzten Abschnitte zur Sprache kommen müssen?

Was der letzte Abschnitt Neues und Eigenthümliches enthält, ist daher mehr der Versuch, den Pietismus aus dem Protestantismus insonderheit zu deduciren, und ihn namentlich im Verhältnifs zur neueren Theologie, dem Supranaturalismus, Rationalismus, Schleiermacher und der spekulativen Theologie, zu begreifen. Ref. hat in dem vorangestellten Raisonnement im Wesentlichen den Inhalt des letzten Abschnittes angezeigt, zugleich aber das Verhältnifs des modernen Pietismus zum älteren bestimmter festzustellen versucht, so wie das innere Verhältnifs desselben zum neueren Supranaturalismus. Diefs sind namentlich die Punkte, in denen dem Ref. die ihm sonst so sehr aus der Seele geschriebene Schrift, wie nicht leicht eine andere, nicht genügend erscheint. Was das Verhältnifs des modernen Pietismus zum älteren ursprünglichen betrifft, so wird mit Recht die bedeutende Verschiedenheit beider auf's Bestimmteste hervorgehoben. Der neuere theilt freilich mit jenem das Streben nach Verinnerlichung des objektiv gegebenen religiösen Inhalts, will diesen als ein inneres Moment des Selbstbewufstseins erkennen und geltend machen, nun aber gilt ihm doch wieder die *äufsere Form* des Faktums, z. B. der Wunder oder die gegebene symbolische Lehre dem *Buchstaben nach*, in dem Maafse als das Wesentliche, dafs er ja Andere auch schon deshalb verdammt, wenn sie mit der Gewifsheit der Wahrheit der Idee, welche in diesen Thatsachen erscheint, nicht diese zugleich als eine geschichtliche Begebenheit für wahr halten. „Das ist gerade das eigentliche Wesen des Pietismus, dieser Widerspruch, dafs die Innerlichkeit, welche das Wesen des Glaubens ist, und welche auch von dem Pietismus gewollt wird, bei ihm in sich selber doch wieder nur diese Aeufserlichkeit ist, oder dafs der Gegenstand des Glaubens, den das Bewufstsein gerne zu einem Elemente seiner selbst machen möchte, doch wieder in demselben Augenblicke dem Bewufstsein ein äufserlicher und ihm fremder, ihm nicht angehöriger ist." S. 28 vgl. S. 52. Am schroffsten zeigt sich diefs in der modernen pietistischen Orthodoxie, auf welche bei der Entwickelung der wesentlichen Lehrbestimmungen im Lichte des Pietismus besonders Rücksicht genommen wird. „Je mehr die Aufnahme des Principes der Subjektivität in sich es ist, welcher der Pietismus seine Entstehung verdankt, und wodurch er sich allein aus dem supernaturalistischen Bewufstsein als eine eigenthümliche Gestalt ausgesondert hat, und je weniger er doch dieses Princip in sich gewähren läfst, sondern immer wieder in jene Denkweise der abstrakten Objectivität zurückfällt, desto gröfser ist der Widerspruch, in welchem er sich mit sich selbst befindet. Seine Wirklichkeit steht im entschiedensten Gegensatze gegen das ihm zu Grund liegende Princip. Indem sich der moderne Pietismus zum Verfechter der Orthodoxie aufgeworfen hat, kämpft er gegen sein eigenes Princip für das diesem seinen Princip entgegengesetzte Princip. — Er ist seiner Grundlage nach protestantisch, in der Wirklichkeit huldigt er aber demselben Princip, welches dem Katholicismus eigen ist, dem der abstrakten Objektivität, weshalb er, wie diefs an mehreren einzelnen Punkten nachgewiesen ist, an die katholische Anschauungsweise (ganz entgegengesetzt dem älteren Pietismus) anstreift." S. 285.

Dafs diese Richtung einer sonderbaren Verschmelzung von Pietismus und älterer Orthodoxie sich geltend zu machen versucht in der Theologie, ist gewifs; aber wie kam es dazu, und wie verhält diese, weil auf abstrakter Subjektivität beruhend, und von der objektiven Form der kirchlichen Wissenschaft abstrahirend, doch immer esoterische Orthodoxie sich zu der früheren Entwicklung der Theologie und zu der neueren? Der Hr. Vf. nachdem er den Spenerschen Pietismus als geschichtliche Entwicklungsstufe innerhalb des Protestantismus sehr schön in seinen Grundzügen dargelegt hat, sagt S. 279 nur, indem er nun zum modernen Pietismus übergeht: „ganz anders verhält es sich nun in dieser Beziehung mit dem modernen Pietismus", und schildert dann sogleich sein Verhältnifs zum Supranaturalismus und Rationalismus. Wie kommt es nun aber, dafs der Hr. Verf. den Pietismus so scharf von dem Supranaturalismus abscheidet, und den Pietismus über die supranaturalistische Theologie erhebt? (S. 283) In Bezug auf den älteren Storr'schen Supranaturalismus, den er als Beispiel des Supranaturalismus S. 45 anführt, gewifs mit Recht; aber der neuere Supranaturalismus steht ja ganz auf dem Boden der Subjektivität, wie der Hr. Verf. S. 281 sehr schön entwickelt, dafs er durch das moderne Bewufstsein bereits selbst dazu getrieben sei „nichts als wahr anzunehmen und sich anzueignen, um seines blos objektiven traditionellen Daseins willen, sondern sofern es sich im Denken durch sich selbst als wahr erweist, oder selbst begründet, selbst erfahren und erlebt ist, theils auch, von aufsen her dazu aufgefordert durch den Widerspruch gegen manche Elemente des christlichen Glaubens von Seiten des Rationalismus, den objektiv gegebenen Glauben durch seine Verstandesmetaphysik zu begründen und zu beweisen sucht; was er theils in der von ihm ausgebildeten Apologetik, theils in der Form von Beweisen aus der Vernunft, oder aus Thatsachen des sittlichen und religiösen Bewufstseins ausführte." S. 287. Den Supranaturalismus, in diesem Princip der Subjektivität wurzelnd, der sein „eigenes Denken und Setzen" überall geltend macht, wird daher auch leicht den Pietismus als Lebensansicht und Lebensweise im praktischen Leben erzeugten, so wie der Pietismus als fromme Gemüthsstimmung, sobald er sich zur Theorie in der Glaubenslehre gestaltet, immer die Form des supranaturalistischen, sei es einer mehr abstrakt biblischen oder abstrakt symbolischen, annehmen wird. Je zäher die Subjektivität an der Unmittelbarkeit ihres Selbstbewufstseins und den endlichen Formen ihres abstrakten Denkens festhält, um so mehr wird sie jene starre Orthodoxie wieder mit modernen Denkbestimmungen aufgestutzt in's Dasein rufen, aber auch um so mehr nur in dem vergeblichen Streben, die Leerheit ihrer Subjektivität mit dem konkreten Inhalt wirklich zu vermitteln und zu erfüllen, alle die Widersprüche mit sich selbst zu Tage bringen, die der Hr. Verf. S. 284 im Allgemeinen andeutet als Widerspruch des Objektes und Subjektes, und die im Einzelnen so vortrefflich entwickelt sind in der Darlegung, wie der Pietismus den wesentlichen Inhalt der protestantischen Glaubenslehre auffafst. Demnach müfste man die neuere sogenannte oder sich so nennende pietistische Orthodoxie nur ansehen als die Heraussetzung des Widerspruches, auf welchen die fixe Entgegensetzung des Subjektiven und Objektiven in der Religion, der Supranaturalismus sich in der Subjektivität fixirend, sich nothwendig von selbst hintreibt, nur insofern könnte dieser orthodoxe Pietismus als ein Fortschritt angesehen werden, da er im Grunde doch nur ein Rückfall ist in eine ihrer *Form* nach veraltete Orthodoxie. In dem Maafse nun, als hier auf die Lehre wieder ein wesentliches Gewicht gelegt wird, dem neueren Supranaturalismus gegenüber, der nicht genug wiederholen kann, dafs das Christenthum nicht sowohl ein neues System von Lehren als ein neues Leben sei, nähert sich diese pietistische Orthodoxie wieder dem älteren Storr'schen Supernaturalismus, und hat so zwischen beiden nur ein schwebendes ziemlich haltungsloses Bestehen.

Es erklärt sich diese in sich widersprechende Form der Theologie, so weit sie sich, meistens nur in der Polemik, eine Existenz wirklich gegeben hat, aus dem Bedürfnifs, der in sich gegangenen Subjektivität wirklich einen konkreten Inhalt des Glaubens zu bewahren; in diesem Bedürfnifs coincidirt sie mit der neueren spekulativen Theologie, wie diefs in diesem Buche auch häufig hervorgehoben und zur Begründung der relativen Berechtigung dieser Richtung angeführt wird (S. 40 u. S. 284 u. 85). Aber freilich „diese Berührung des Pietismus und der neueren Wissenschaft ist nur eine augenblickliche, in der näheren Auffassung des Gegenstandes gehen sie wieder weit auseinander." In der Schleiermacherschen Dogmatik, die mit Recht als der

Wendepunkt der neueren Theologie angesehen wird (S. 286), ist die Seite des protestantischen Principes, welche der Spenersche Pietismus urgirte, zu ihrem vollen Rechte in der Wissenschaft gekommen; indem nun hier alle Glaubenssätze sich bewähren müssen durch ihr inneres Verhältnifs zum frommen Selbstbewufstsein, so ist auch hier den Ansprüchen, welche der moderne Pietismus hinsichtlich der subjektiven Innerlichkeit und der Selbständigkeit der Religiosität auf wissenschaftlichem Gebiete etwa machen kann, wirklich, so weit es die tiefere Bildung der neueren Zeit erlaubt, Genüge geleistet. Es war aber bei Schleiermacher dieselbe ihrer unendlichen Innerlichkeit gewisse Frömmigkeit, welche mit der Schärfe ihres verständigen Denkens die Beschränktheit des Formalismus der älteren Orthodoxie in ihren Definitionen und Distinktionen vollends zum Bewufstsein brachte, so wie die Befangenheit und Unwahrheit des Glaubens, welcher zäh in seiner Subjektivität sich fixirend, ängstlich an dem äufseren Buchstaben und der unvermittelten Form des Wunders als Faktum festhaltend, in Wahrheit des Heils der Erlösung verlustig geht. Mag auf diesem Standpunkte der Glaubenslehre der konkrete objektive Inhalt des Glaubens, die Trinität z. B., auch noch nicht zu ihrem wahren Rechte gelangen, so ist negativ der moderne Pietismus in seiner Einseitigkeit von seinem eigenen Standpunkte der Frömmigkeit aus widerlegt. Insofern mufs es als durchaus passend und angemessen erscheinen, wenn der Hr. Verf. den Pietismus nach seiner dogmatischen Seite in seinen Ansichten über die wesentlichen Glaubenslehren im Lichte der Schleiermacherschen Dogmatik betrachtet, und ihm überall den Widerspruch mit sich selbst und dem Christenthume aufzeigt. Mit dem guten Gewissen der christlichen Wissenschaft, mit der eindringenden zersetzenden Energie ihrer Dialektik, fafst er den Feind scharf in's Auge, und zeigt ihm gerade da, wo er für „das Christenthum" vermeintlich Posto fafst, seine Stärke als die ungeheuerste Schwäche im Glauben auf. Interessant sind in dieser Beziehung besonders die Ansichten des Pietismus von der Sünde, der Person Christi, und der heil. Schrift dargestellt und aus ihnen selbst widerlegt. Der Pietismus, obgleich er sich sichtlich zu der Flacianischen Meinung von der Sünde hinneigt, kömmt doch noch nicht dazu, sie in ihrer Tiefe zu erkennen und den wirklichen Schmerz über dieselbe in sich zu erfahren; „denn, indem das Princip des Bösen in dem Satan substantiirt erscheint, wird es von der Natur des Menschen abgezogen und steht zu derselben in einem nur äufserlichen Verhältnisse"; hieraus und aus seiner Auffassung des Guten, das dem Menschen ebenso schlechthin äufserlich sein soll, folgt dann ein unnatürlich ängstliches und verworrenes Gefühl der Sündhaftigkeit, das gar wohl zu unterscheiden ist von dem natürlichen, wenn auch noch so tief einschneidenden Schmerzgefühle des unverfälscht religiösen Subjekts, und auf der andern Seite eine gefährliche sittliche Sicherheit, indem der Pietist als im Zustande der Begnadigung sich betrachtend, dasjenige, was das Fleisch thut, sich selbst nicht mehr eigentlich zurechnet." S. 60 u. 61. In der Endlichkeit ihres reflektirenden Denkens befangen, ist die pietistische Subjektivität immer das Bedürfnifs, den Inhalt der absoluten Religion abstrakt objektiv in der Aeufserlichkeit der historischen Erscheinung zu fixiren; diese Hartnäckigkeit, mit welcher auf das Festhalten und Fürwahrhalten der sinnlichen Erscheinung des absoluten Inhaltes in Raum und Zeit, der Wunder in ihrer unvermittelten Form gedrungen wird, ist durchaus der modernen zäh sich in sich befestigenden Subjektivität eigenthümlich; die ältere Orthodoxie selbst, und vielmehr der frühere Glaube der Kirche hielt vielmehr an dem Inhalte des Symbols, der Trinität, dem Erlöser und dem heiligen Geiste als der beseligenden Wahrheit fest. Jener Pietismus aber, welcher sich in solchem Materialismus minder der katholischen Vorstellung vom Glauben als einem Fürwahrhalten überwiegend zuneigt, „zeigt damit nur seinen niedrigen Standpunkt im Denken, und wenn er sich so gerne als den zuverlässigsten Träger des Glaubens darstellt, so mufs vielmehr gesagt werden, dafs, um den Glauben in seiner ganzen Tiefe zu fassen, und ihm eben damit seine volle Wirkung zu sichern, das erste Erfordernifs diefs ist, diesen Standpunkt des Denkens zu verlassen, und sich auf die Stufe zu erheben, auf welcher das Geschichtliche zugleich als Ideelles, die Erscheinung als Verwirklichung der Idee erkannt wird." (S. 73, 75)

(Der Beschlufs folgt.)

№ 73.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

Darstellung und Kritik des modernen Pietismus. Ein wissenschaftlicher Versuch von Dr. Chr. Märklin.

(Schlufs.)

Dieselbe schlechte Form des endlichen Denkens, welche die Tiefe des Glaubens überall in demselben Augenblicke ausleert, indem sie den ganzen Inhalt festzuhalten meint, zieht das absolute Wesen Gottes, indem sie auf die Persönlichkeit Gottes geht, durch den Gegensatz, den sie zwischen demselben und der Welt befestigt, in die Endlichkeit herab, macht ihn zu einer abstrakt individuellen Persönlichkeit, deren Freiheit die Willkür des Beliebens, des subjektiven Entschlusses ist. (S. 81 ff.) Der gröfste Mifsbrauch wird in neuerer Zeit vornehmlich mit der Autorität der heil. Schrift getrieben. Nicht allein wird es vernachläfsigt vom Pietismus, objektiv aus dem Begriffe der Religion und des Christenthumes die Bedeutung der Schrift für den Glauben, die Kirche zu begründen und zu rechtfertigen, denn das Begreifen ist es ja eben, welches als Hochmuth der menschlichen Vernunft geschmäht wird, sondern es wird auch verlangt, dafs ohne Weiteres die Auslegung der Schrift und das Verhältnifs, in welches der Pietismus sich zu derselben stellt, acceptirt werde. Die Endlichkeit des Erkennens, die der Behauptung der Philosophie vom absoluten Wissen gegenüber durchweg geltend gemacht wird, ist nun ganz vergessen; das Subjekt, wie es mit seiner Gelehrsamkeit, seinem Scharfsinn die Bibel auslegt und die Authentie der biblischen Bücher zu begründen sucht, behauptet sich als infallibel. Wenn es nicht wirklich im absoluten und alleinigen Besitze der Erkenntnifs der Wahrheit zu sein meinte, wie könnte es denn Andern, die nicht dasselbe Verhältnifs zur Schrift für das allein Heilbringende erachten, überall in die Falten des Herzens schauen wollen, und sie verdammen? Die Bibliolatrie erweist sich vielmehr unmittelbar als Autolatrie, als Selbstvergötterung des Subjektes. In der That ist es auf dem Standpunkte, der die Möglichkeit der Erkenntnifs des Absoluten leugnet, der schreiendste Widerspruch bis zum Ueberdrufs immer von einem auch schon für die Wissenschaft fix und fertigen „Christenthum" und von der „Schrift" zu reden, welcher die moderne Bildung oder die neuere Philosophie widersprechen soll. Diesem Widerspruche liegt weiter nichts zu Grunde als die Verachtung des Inhaltes der Offenbarung, welcher ohne die Negation des endlichen Denkens, ohne die Vermittelung des Glaubensinhaltes in einer Religionsphilosophie und Dogmatik, sich von der sogenannten Unbefangenheit d. h. von der Meinung des Subjektes soll erfassen lassen, welches in dem Postulate des Glaubens an die Inspiration der Bibel vielmehr nur den Glauben an die eigene Inspiration verlangt. Mit dieser ungeheuren Prätension ist nothwendig die Leidenschaftlichkeit des Eiferns für „das Christenthum," und die Besorgnifs und Aengstlichkeit verbunden, welche fürchtet, das Christenthum möge von der modernen Bildung ganz verdrängt werden, wenn nicht eine plötzliche wunderbare göttliche Hülfe eintrete; welche Besorgnifs der Hr. Vf. am Schlufs der dogmatischen Abhandlung dahin deutet, dafs allerdings „die Auffassung des Pietismus, seine Meinung vom Christenthume sich als veraltet und ungenügend erweisen möge, und dafs diese einen Kampf zu bestehen habe, in dem er um den Sieg besorgt zu sein alle Ursache hat. Das Resultat dieses Kampfes wird allerdings der Sieg des Christenthumes sein, aber nicht in der beschränkten und ungeistigen Form, in welcher der Pietismus dasselbe hat, sondern in der freien und geistigen, zu welcher die christliche Wissenschaft selbst in unsern Tagen bereits den Grund zu legen angefangen hat." (S. 144 ff. und S. 174).

In dem dritten Abschnitte weist der Hr. Vf. nun

sehr schön nach, wie vermöge des inneren Verhältnisses, in welchem Sittlichkeit und Religion stehen, die Verkümmerung des religiösen Inhaltes in der Reflexion des pietistischen Selbstbewufstseins nothwendig eine nach allen Seiten hin beengte und beschränkte Anschauung und Verwirklichung der sittlichen Idee zur Folge hat. Der Pietismus, in dem Eifer, dem Rationalismus etwa gegenüber besonders die Selbständigkeit der Religion im Verhältnifs zur Moralität der Vernunftreligion hervorzuheben, geräth vermöge seiner abstrakten Trennung des Menschlichen und Göttlichen sogleich in die Einseitigkeit, die Religion nur als etwas Besonderes neben und aufser den übrigen Sphären des Lebens aufzufassen, und die unendliche Idealität der konkreten Allgemeinheit derselben zu verkennen, in welcher sie sich eben so sehr in ihrer eigenen Sphäre ihre Gestalt giebt, als sie von der anderen Seite die übrigen Kreise des wirklichen Lebens, der Kunst, nicht absorbirt, sondern diese in der Weise bestimmt, durchdringt und verklärt, dafs sie, durch das Absolute bestimmt, wahrhaft sich selbst von Innen heraus bestimmen und in ihrer eigenthümlichen Weise sich frei der Idee gemäfs verwirklichen. Die konkrete Einheit der göttlichen und menschlichen Natur, welche auf dem dogmatischen Gebiete dem Pietismus immer gerade dann entflieht, wenn er sie sich zur bestimmten Anschauung und Gewifsheit bringen will, wird auch in der sittlichen Idee von ihm nicht erreicht. Der göttliche Wille erscheint seinem Principe gemäfs immer als ein abstrakt objektives, dem Subjekte gegenüberstehendes Gesetz, nicht als an sich geeint mit dem menschlichen, so dafs er auf dem Grunde des gottmenschlichen in der Welt sich verwirklichenden Lebens als der Lebenstrieb des Selbstbewufstseins sich darstellte. S. 190 ff. Wenn die Vorstellung von dem Reiche Gottes für die christliche Ethik der angemessene Ausdruck für die Verklärung der natürlichen und geistigen Welt in der Idee ist, so wird von dem Pietismus unter dem Reiche Gottes einseitig *die religiöse Gemeinde* als solche verstanden. Das eigentliche Staatsleben, die Kunst erscheinen ihm für sich als unberechtigt, als „Welt", sofern sie nicht in ein blos dienendes Verhältnifs zur Religion treten; womit er wiederum, wie auf dem dogmatischen Gebiete in seiner abstrakten Fassung des Protestantismus, sich der katholischen Ansicht vom Verhältnifs des Staates zur Kirche nähert. Die Engherzigkeit der pietistischen Denkweise in Bezug auf die Kunst, welche sie in der Regel nur als Mittel für den Kultus, oder als religiöse Kunst gelten läfst, zeigt sich besonders auch in dem Hafs des Theaters, so wie sie überhaupt geneigt ist, wegen der mangelhaften Erscheinung irgend einer Seite der Wirklichkeit die Berechtigung eines Momentes der Idee an sich zu verkennen, und die Sache als solche zur Vermeidung des Anstofses überhaupt zu verwerfen. Die unendliche Elasticität, die Allmacht der Idee, mit welcher sie in der reichen Gestaltung des Lebens der mannigfaltigsten Bildungen sich erfreut, und es liebt, sich in ihnen zu verbergen, um nur desto mehr in der Verschlingung auch entgegengesetzter Sphären des geistigen und natürlichen Universums und ihrer Harmonie sich zu verherrlichen, ist vor den Augen des Pietismus durchaus verborgen. Während ihm die ethische Bedeutung in der immer steigenden Macht des Geistes über die äufsere Natur in der industriellen Thätigkeit, und in der unbefangenen freien Form der Geselligkeit entgeht, entwickelt er eine bedeutende Rührigkeit und Betriebsamkeit, mit welcher er unmittelbar für das Reich Gottes zu wirken meint, in der Verbreitung von Traktaten und der Thätigkeit für die Missionen. Wie nothwendig und dankenswerth namentlich die Thätigkeit zur Errichtung von Missionsgesellschaften auch ist, so bemerkt der Hr. Verf. doch mit Recht, dafs von den Pietisten auf solche Bestrebungen nur gar zu leicht ein zu grofser Werth gelegt wird, so dafs die Meinung von einer besonderen Verdienstlichkeit der Theilnahme an diesen Bestrebungen eine neue Werkgerechtigkeit in der protestantischen Kirche herbeiführt (S. 186, 187). Mit besonderer Einsicht und Gerechtigkeit ist das Konventikelwesen behandelt. Vielleicht möchte das religiöse Bedürfnifs, welches oft in verkehrter Weise hier seine Befriedigung sucht, diese in der angemessenen Weise finden, wenn in der protestantischen Kirche öffentliche Gottesdienste in der Woche allgemeiner eingeführt würden, wie dies in grofsen Städten schon zum Theil geschehen ist.

Wenn der Pietismus, in sofern er die Selbständigkeit und Innerlichkeit des religiösen Lebens geltend zu machen strebt, in unserer Zeit, in welcher Laxheit und Indifferentismus in der Moral und Religion sehr verbreitet ist, uns im Leben eine wohl berechtigte und auch in seiner Einseitigkeit erfreuliche Erscheinung ist, so kann auf wissenschaftlichem theologischem Ge-

biete ihm wohl nicht dieselbe Berechtigung mehr zugestanden werden; denn die Interessen der Subjektivität, welche der ältere Pietismus geltend machte, so wie das Interesse der Orthodoxie werden von der neueren Wissenschaft in gleichem Maaſse vertreten, und es ist nur Verblendung der abstrakten Subjektivität, auf welcher das falsche Interesse des modernen Pietismus am Buchstaben ruht, wenn sie in der tieferen wissenschaftlichen Entwicklung des Glaubens die dem Geiste des Protestantismus allein angemessene freie Reproduktion der Orthodoxie nicht anerkennen kann. Bestrebungen, welche von dem freien objektiven Erkenntniſsproceſs des Glaubensinhaltes abstrahiren, müssen in der protestantischen Kirche vielmehr für heterodox gelten. Je mehr dagegen die kirchliche Wissenschaft in der Form des Begriffes den konkreten Inhalt des Glaubens in seiner unendlichen Tiefe herausarbeitet, und die subjektive wie die objektive Seite desselben in dem gleichem Maaſse zu ihrem Rechte kommen läſst, um so mehr wird sie auch der Begründung und Beförderung einer substanziellen, inhaltsvollen Frömmigkeit und realen Sittlichkeit dienen.

A. Baier, Lic. in Greifswald.

XLV.

1) *The eastern origin of the Celtic nations proved by a comparison of their dialects with the Sanscrit, Greek, Latin and Teutonic languages by J. C. Prichard. Oxford*, 1831.

2) *De l'affinité des langues Celtiques avec le Sanscrit par Adolphe Pictet. (Mémoire couronné par l'Institut). Paris*, 1837.

3) *Die celtischen Sprachen in ihrem Verhältniſs zum Sanskrit, Zend u. s. w. von Franz Bopp. (Gelesen in der Academie der Wissenschaften am* 13. *December* 1838*). Berlin*, 1839. *bei Dümmler.*

Die drei oben genannten Werke beschäftigen sich mit einem Sprachzweige, den man lange Zeit allerdings als mit den indogermanischen Sprachen in Berührung stehend anzusehen gewohnt war, und der namentlich in seinem Wortschatze noch manche Spuren der Verwandtschaft zum Sanskrit und den übrigen Gliedern derselben Familie zeigte, dessen grammatischer Bau indeſs so mancherlei Abweichungen von den Bildungen der oben genannten Sprachen darzubieten schien, daſs Hr. Prof. Bopp in seiner im J. 1823 in der Königl. Academie der Wissensch. gelesenen Abhandlung über die Pronomina der beiden ersten Personen im Sanskrit ihn als der engeren Gemeinschaft der indogermanischen Sprachen nicht angehörig bezeichnete, und deshalb auch von den Untersuchungen, die er in seiner vergleichenden Grammatik über diese Sprachen anstellte, ausschloſs. Zwar erschien seitdem das erste der oben genannten Werke, in dem sich der Verf. bemühte den östlichen Ursprung der celtischen Völkerschaften durch die Verwandtschaft ihrer Sprachen mit den indogermanischen darzuthun, und in dem er sowohl die Lautverhältnisse als auch den grammatischen Bau einer nähern Untersuchung unterwarf, wobei er jedenfalls das Verdienst hat eine nähere Berührung des Celtischen mit den indogermanischen Sprachen in einzelnen Punkten nachgewiesen zu haben, doch blieb noch so vielerlei den celtischen Sprachen Eigenthümliches unerörtert, was ihnen grade den Charakter einer besondern Sprachfamilie giebt, daſs Hr. Prof. Pott (Etym. Forsch. II. p. 478) sich noch dem Urtheile des Hrn. Prof. Bopp anschloſs, und zwar gleichfalls eine theilweise Uebereinstimmung des Wortschatzes des Celtischen mit den indogerm. Sprachen zugab, und auch sogar eine hin und wieder sich findende Uebereinstimmung grammatischer Formen annahm, doch aber das ganze Wesen der celtischen Sprachen als dem Indogermanischen so fern stehend bezeichnete, daſs an keine Stammverwandtschaft zu denken sei, und die Uebereinstimmungen sich nur durch vorgeschichtliche Mischung indogermanischer Völkerschaften mit celtischen erklären lieſsen. So miſslich eine solche Annahme von derartiger Mischung verschiedener Sprachen ist, so war sie doch, da eine anderweite Erklärung nicht vorhanden war und auch nicht möglich schien, bisher unangefochten geblieben, bis neuerdings Hr. Pictet in seiner vom Institut gekrönten Schrift die Untersuchung von neuem aufnahm, und durch Zusammenstellung von Wurzeln und Stämmen, Prä- und Suffixen und Flexionen, die er auf eine sorgsame Vergleichung der Lautverhältnisse begründete, die engere Verwandtschaft der celtischen mit den indogermanischen Sprachen auf eine unwiderlegliche Weise bewies. Indeſs blieb doch immer noch so manches vom

Standpunkt der Sprachvergleichung aus unerklärt, was den celtischen Sprachen einen von den übrigen indogermanischen abweichenden Charakter leiht, und namentlich war es die allen gemeinsame Lautveränderung am Anfang der Wörter, in deren Einzelnheiten die einzelnen mehr oder minder übereinstimmen, die einigen von ihnen, namentlich den galischen Dialecten, den Schein lieh, als ob die Verbal- und hauptsächlich Nominalflexion, abweichend vom Indogermanischen, sich durch entweder den Stämmen vorgesetzte neue Consonanten oder Umwandlung der ursprünglichen vollzöge. Das Princip dieser schwer zu begreifenden Eigenthümlichkeit erkannt, und auch *darin* die genaue Verwandtschaft der celtischen Sprachen mit den indogermanischen nachgewiesen zu haben, ist neben der Entwicklung und Entwirrung noch vieler andrer ebenso versteckt liegender, verwandter Züge des Celtischen das grofse Verdienst der unter No. 3. aufgeführten Abhandlung des Hrn. Prof. Bopp, und wenn auch noch in den einzelnen Dialecten Einzelnheiten übrig bleiben, die noch ihrer Aufhellung harren, so ist doch jedenfalls in dieser letztgenannten Schrift der Weg dazu gewiesen, und jeder der sich mit der Vergleichung der celtischen Sprachen mit den übrigen indogermanischen befassen will, wird sich genöthigt sehen von den hier niedergelegten Resultaten auszugehen, und sie zur Grundlage seiner Untersuchungen zu machen.

Die für eine kürzere Anzeige angemessene Beschränkung verbietet uns in eine genaue Betrachtung des Ganzen der oben genannten Werke einzugehen, und wir können daher nur einige Hauptpunkte die wichtiger sind hervorheben. — Nach dem was bereits oben über das Prichard'sche Buch gesagt ist, läfst sich schon entnehmen, dafs es hier weniger berücksichtigt werden kann. Es ist eigentlich ein Supplement zu des Verfs. im J. 1813 erschienenen Researches into the physical history of mankind, und läfst sich deshalb in der Einleitung in eine genauere Betrachtung der verschiedenen Ansichten über die Bevölkerung der Erde ein, behandelt dann den östlichen Ursprung der meisten europäischen Völker, und sucht in seinen sieben Kapiteln eben denselben den celtischen Völkern mittelst der Sprache nachzuweisen. Was indefs rücksichtlich der Lautvergleichung beigebracht wird, berührt oft die celtischen Sprachen nur sehr obenhin, jedoch ist in vielen einzelnen Punkten schon eine ganz annehmbare Vergleichung indischer Wurzeln, Verba und Nomina mit celtischen, so dafs der Forscher manches Material zu weiterer Benutzung finden wird. Einzelne Irrthümer, die sich hin und wieder finden, wie z. B. dafs das τ im dorischen διδωτι an die Stelle eines ursprünglichen σ getreten sei (cap. 2.), zu widerlegen ist hier nicht der Ort, und sie finden um so mehr Entschuldigung, als der Verf. nicht Philologe von Fach, doch überall schöne Kenntnifs und lobenswerthe Besonnenheit zeigt. Was die Flexionen betrifft, so hat der Vf. bereits die verbalen der celtischen mit den indogermanischen meistens richtig zusammengestellt, ohne sich jedoch auf genauere Entwicklungen einzulassen. Von den sehr verstümmelten Nominalflexionen hob Hr. Prichard besonders die freilich ziemlich deutliche Verwandtschaft der irischen Dativform des Plural auf *aibh* zum skr. *bhyas* und lat. *bus* hervor. — Jedenfalls gebührt dem Verf., wie bereits oben gesagt ist, das Verdienst, die theilweise Uebereinstimmung celtischer Wörter und Flexionen mit indogermanischen zuerst dargethan haben.

Bei weitem methodischer als der Verf. der oben genannten Schrift, und augenscheinlich die Werke der neuern deutschen Sprachforschung zum Muster nehmend, geht Hr. Pictet zu Werke. Er beginnt seine schöne Abhandlung mit der Auseinandersetzung der den celtischen Sprachen eigenen Lautverwandlung am Anfange der Wörter, deren Wichtigkeit für die Ergründung der ursprünglichen Wortformen er jedoch noch nicht erkannt hat, weshalb er sie nicht genauer betrachtet, und nur die Terminologie der einheimischen Grammatiker zu verbessern bemüht ist, zugleich aber auch die Anordnung der Consonanten in gröfsere Uebereinstimmung mit der für die altindischen angenommenen zu bringen sucht. Darauf geht er zur Vergleichung der celtischen Vocale und Consonanten mit den altindischen über, welche er meist mit grofser Genauigkeit behandelt, und die jedenfalls einen sehr werthvollen Theil der Arbeit bildet; nur hätten wir gewünscht, dafs die einzelnen Dialecte eine gesonderte Bearbeitung erhalten hätten, da dies die Uebersichtlichkeit der besondern Erscheinungen sehr viel leichter gemacht, zugleich aber auch die Erkenntnifs des Verhältnisses der celtischen Dialecte zu einander ungemein gefördert haben würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

1) *The eastern origin of the Celtic nations proved by a comparison of their dialects with the Sanscrit, Greek, Latin and Teutonic languages by J. C. Prichard.*

2) *De l'affinité des langues Celtiques avec le Sanscrit par Adolphe Pictet.*

3) *Die celtischen Sprachen in ihrem Verhältniss zum Sanskrit, Zend u. s. w. von Franz Bopp.*

(Fortsetzung.)

Müssen wir nun gleich in den meisten Fällen die Richtigkeit der Pictetschen Vergleichungen zugeben, so ist doch das Verfahren, das der Vf. beobachtet, von der Art, dass es oft Zweifel erregen muss, die wohl auch in mehreren Fällen begründet sind. Hr. P. schickt nämlich den Vergleichungen der einzelnen Laute gewöhnlich ein paar Worte vorauf, in denen er angiebt, wie er sich das Verhältniss denke, und darauf folgen dann die verglichenen Wörter in Reihen gegenüber gestellt, meist ohne weitere Auseinandersetzungen. Oft veranlassen ihn aber sehr mannigfache Gesetze ein indisches Wort einem celtischen zu vergleichen, von denen dann nur eins angeführt ist, und dem Leser überlassen bleibt, sich erst mühsam die übrigen zusammenzusuchen, zuweilen scheint aber auch Hr. Pictet nur grade auf den Laut Rücksicht genommen zu haben, den er vergleichen wollte, und die sonstigen Lautverhältnisse scheinen unberücksichtigt geblieben zu sein. So ist z. B. p. 21 bret. *krôz* m. murmure, bruit, querelle zu skr. *kruç* gestellt; das bretannische z ist aber gewöhnlich aus einem älteren d hervorgegangen, entspricht auch oft einem skr. dh z. B. in *skoaz* f. épaule, skr. *skandha* (vgl. dazu das offenbar von derselben Wurzel stammende *skód* m. menue branche verte, skr. *skandhâ* f. a branch), so dass man es ohne alles Bedenken in den meisten Fällen zur dentalen Klasse zu rechnen hat; daher scheint es mir wahrscheinlicher krôz zu skr. *krudh* irasci und *krôdha* ira zu stellen, woher sich die Begriffe querelle u. s. w. leicht herleiten lassen, denn es dürfte schwer halten dies bret. z mit dem palatalen ç des Sanskrit unmittelbar zu vereinigen, und Hr. Pictet hat auch da, wo er von der Vertretung dieses Consonanten handelt, keine Beispiele derselben durch bret. z beigebracht. Ebenso vergleicht Herr P. ein z im wallisischen mit ç des Sanskrit, indem er p. 16 *gwaezi* to cory ont aloud mit skr. *vâç* zusammenstellt; allein *gwaezi* ist offenbares Denominativ von *gwaez* f. a cry or shout, und dies entspricht dem skr. *vâda* in der Bedeutung sound, sounding, welches sich auf Wurzel *vad* dicere, loqui stützt. Diesem wall. *gwaez* entspricht im Irischen (das gewöhnlich f für skr. v setzt, wogegen das Wallisische meist gw dafür hat) *faodh*, *faoidh* und mit abgeworfenem Schlussconsonanten *faoi* voice, sound, und dieser Dialect hat auch noch die ursprüngliche Wurzel erhalten in *fadaim* I expound, explain, das sich genau an das skr. *vadâmi* anschliesst, und neben dem noch eine andere etwas geschwächte Form besteht, nämlich *feadaim* (ea steht nach Pictet gewöhnlich an der Stelle eines früheren e, doch vgl. Bopp p. 8) I relate, I say nebst *fead* relation, saying, wall. *gwed* an utterance, a saying. Dasselbe Verbum *feadaim* hat aber auch noch die Bedeutung I whistle, und ebenso findet sich das Subst. *fead* a whistle, shrill noise, woran sich offenbar das bret. *geiz* oder *geid* f. gazouillement, ramage anschliesst, woraus die schon mehrfach behauptete Verwandtschaft von skr. W. vad und gad neue Bestätigung gewinnt, und hervorgeht, dass allen offenbar eine ursprüngliche Wurzel mit anlautendem gw zum Grunde lag, für obige Vergleichung *gwaezi* mit *vâç* aber deutlich wird, dass sie zu verwerfen sei, einmal wegen des Vertretenseins von ç durch z, dann aber auch besonders wegen der irischen Formen mit dem auslautenden Dental. — Bei Gelegenheit der Vergleichung solcher

Verbindungen, die das dentale s im Sanskrit mit andern Consonanten eingeht, stellt Hr. Pictet p. 77 skr. *skandhâ* f. a branch mit (ir. *scoth* a young short, a young lad und) wall. *ysgaing* that forms a branch zusammen; ist nun gleich der Vorsatz eines y vor mit s verbundenen Consonanten im Anlaut ziemlich häufig im Wallisischen, so thut doch wohl zunächst das schliefsende g von ysgaing gegen die Vergleichung Einspruch, zumal da Hr. P. keine Beispiele für das Gegenüberstehen von Gutturalen im Celtischen und Dentalen im Sanskrit beigebracht hat: dazu kommt aber noch, dafs sich neben ysgaing eine andre Form ysgainc mit derselben Bedeutung findet, beide jedoch von den einheimischen Lexikographen von *cainc* f. a branch und dem Praefix *ys* = skr. ut abgeleitet werden. Daher erklärt sich nun auch das g im Beginn des Worts genügender, denn in der Zusammensetzung treten nach allen Praefixen mit Ausnahme von tra, an, cy, gor stets die Mediae ein (Owen Welsh Grammar p. 21), wogegen nach dem blos vorgeschlagenen y nicht so häufig Wandel der Tenuis in die Media eintritt, daher scheint uns die Annahme der Lexikographen richtiger, und um so mehr als sich das fem. *cainc*, wenn wir den so häufigen Einschub eines Nasals und demnächstigen Wandel von â zu ai *) wegen des folgenden Nasals annehmen, sehr gut dem skr. *çakhâ* f. a branch vergleicht. — S. 67 vergleicht Hr. P. die unbelegte skr. √. *hêd* circumdare, velare mit wall. *huzaw* to cover, to shade und corn. *hutha* to cover, an die wir noch das corn. *cutha* to cover, to hide or keep close und bret. *kuza* cacher anschliefsen: wenn sich gleich hier gegen die Vergleichung der Consonanten nichts einwenden läfst, so mufs es doch immer auffällig scheinen, dafs skr. ê mit celtischem u so ohne Weiteres zusammengestellt wird und sich entsprechen sollen. Das Sanskrit hat aber eine Wurzel, welche den hier verglichenen Verbis viel näher steht, nämlich *guh* tegere, abscondere, von der bereits Pott (Etym. Forsch. I. p. 27) durch gr. κεύθω und skr. *guth* tegere geleitet vermuthet hat, dafs sie ursprünglich *gudh* gelautet haben möge, was wohl nun durch die Uebereinstimmung der sämmtlichen kymrischen Dialekte noch gewisser wird. **) — Doch wir können uns nicht auf weitere Einzelnheiten dieses Kapitels einlassen, und gehen zur fernern Betrachtung des Buches fort. Auf die Vergleichung der Laute des Sanskrit und der celtischen Sprachen läfst Hr. P. die der Praefixe und Suffixe folgen, wobei er sehr schöne Resultate gewinnt, durch welche die innigere Verwandtschaft der beiden Sprachzweige unwiderleglich wird; in den besonderen Punkten bleibt freilich auch hier noch manches zu thun übrig, indefs ist der hier gelegte Grund doch meistens ein fester, auf dem sich schon weiter bauen läfst. Im dritten Theil, dessen theilweise Betrachtung wir mit der der Abhandlung des Hrn. Prof. Bopp weiter unten verbinden wollen, behandelt der Vf. endlich die grammatischen Formen, und fügt dem Ganzen noch drei kleine Anhänge hinzu, von denen der erste über die Namen der celtischen Idiome handelt; im zweiten bespricht Hr. P. kurz einige Eigenthümlichkeiten dieses Sprachzweigs, und im dritten liefert er mittelst der Sprachvergleichung einige Beiträge zu einer Geschichte der indogermanischen Völker vor ihrer Trennung, welche bereits früher im Journ. Asiatiq. 3e serie t. II. p. 455 et suiv. gedruckt waren, und deren Vervollständigung zu wünschen wäre. Denn wenn solche Zusammenstellungen mit Besonnenheit und ohne viele Hypothesen in gröfserem Umfang und systematisch gemacht, zugleich aber auch mit dem Studium der Antiquitäten und Mythologie der einzelnen indogermanischen Völker verbunden würden, müfste es allmählig gelingen, ein ziemlich deutliches Bild des Lebens jenes Stammvolkes zu entwerfen, dessen Nachkommen die indogermanischen Völker sind. Wir wollen daher hier noch auf ein Paar Punkte aufmerksam machen, welche die celtischen Völkerschaften in ihrem religiösen Leben andern desselben Stammes sehr nahe stehend zeigen. Die Inder nennen bekanntlich den Süden, nach der Stellung des

*) Doch könnte auch das ai aus einem vorauszusetzenden *canci*, das sich aus einem *canca* für *çâkhâ* entwickelt hätte, durch Umlaut entstanden sein. Zu bemerken ist noch, dafs Hr. P. *cainc* mit skr, *çanku* m. the trunk of a lopped tree; a pin, a stake, a pale vergleicht, was wohl wegen der Bedeutung nicht recht angeht, obgleich vielleicht Wurzelverwandtschaft mit *çâkhâ* darin vorhanden ist.

**) Hr. P. vergleicht mit √. *guh* das irische *gu* oder *gó* a lie, falsehood, wall. *gau* id., zu denen sich noch das bret. *gaô* oder *gaou* faux und corn. *gou* oder *gow* a lie gesellen, die dem skr. *guh* einmal wegen des anlautenden Consonanten näher stehen, dann aber auch vielleicht wegen des auslautenden, da neben den obigen Wurzelformen auch eine der indischen entsprechendere bestanden zu haben scheint, worauf corn. *gouhac* a liar hindeutet.

Betenden gegen den Aufgang der Sonne, *daxinâ* f. von daxina rechts, dessen alte, einfachere Form *daxa* ist; die celtischen Sprachen haben nun vom skr. x stets nur einen Bestandtheil bewahrt, entweder den Guttural oder den Zischlaut aufgegeben, so entsprechen denn jenem daxa das irische *deas*, wall. *deheu* oder *dëau*, corn. *dehu*, *dyhou*, bret. *deou*, *déhou*, *diou*, welche sämmtlich rechts heifsen, aber in den drei ersten Dialecten auch noch den Begriff des Südens ausdrücken, so dafs hier offenbar dieselbe Verehrung der Sonne wie ursprünglich bei den Indern zu Grunde liegt; dies wird aber noch deutlicher, wenn man eine in indischen Schriften mehrmals erwähnte Ceremonie des *pradaxinam mandalam* (cf. Arg'. Samâg. IV. 36; ib. I. 7; Sundôp. III. 32, Râmâj. I. 13, 34. 15, 16) mit einer in John Smith Galic Antiquities beschriebenen, deas-iul genannten, vergleicht. Sie ist bei den Indern eine besondere Ehrenbezeugung, die darin besteht, dafs man die zu verehrende Person u. s. w. so umwandelt, dafs man sie immer zur Rechten behält, also dem Lauf der Sonne folgt: in dem schottischen Hochlande nun umgehen schwangere Frauen eine Kapelle und Kranke altheidnische Altäre dreimal auf dieselbe Weise um sich jene glückliche Geburt, diese Gesundheit zu verschaffen, dagegen bringt den entgegengesetzten Weg einzuschlagen (car-tua-iul) Unglück und Verderben. Beide Ceremonien stammen wohl ohne Zweifel aus einer Zeit, als man noch das leuchtende, segenverleihende Tagesgestirn anbetete, und es für heilbringend hielt, seine Bewegung nachzuahmen. — Solcher Vergleichungspunkte finden sich mehrere, und ihre weitere Zusammenstellung würde interessante Resultate ergeben; wir wollen nur noch im Vorbeigehn bemerken, dafs im bret. *kurun* der Donner heifst, eine Form, die sich wohl einerseits dem gr. *κεραυνός*, andererseits bei dem häufigen Gegenüberstehen von Gutturalen in den kymrischen Dialecten und Labialen anderer Sprachen dem Namen des altslaw. Donnergottes *Perunas* litth. *Perkunos* vergleicht, und so vielleicht auch hier auf ein Vorhandensein dieses Gottes deutet.

Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung der Abhandlung des Hrn. Prof. Bopp, welche hauptsächlich über die grammatischen Formen und deren Verhältnifs zu denen der verwandten Sprachen und namentlich des Sanskrit handelt, zugleich aber auch Lautgesetze, die Hr. P. als ganz aufser Vergleichung mit dem Indischen liegend bezeichnet und deshalb bei Seite gesetzt hatte, als in innigem Zusammenhange mit ihm stehend nachweist. Dies trifft vor allem das Declinationssystem der celtischen Sprachen oder vielmehr nur des irischen Dialects, da die übrigen meist nur geringe Spuren eines solchen gerettet haben. Hr. P. erkannte nämlich für das Irische Flexionszeichen für nur drei Kasus an (p. 125), für den genit. sing., und für den nominat. und dat. plur.; und zwar für die beiden ersten das bei Wörtern auf air (welche oft indischen auf r entsprechen) sich findende *ach* oder *acha* = skr. *as* z. B. gen. sing. *oibreach* von *obar* = skr. *apas* das Werk (Rig. V. p. 3, 3. 3.), nom. plur. *aithreach* oder *atharacha* von nom. sing. *athair* der Vater. Hr. Prof. Bopp ist anderer Ansicht über diese Sylbe, indem er sie als eine Stammerweiterung durch das dem skr. *aka* entsprechende irische suffix *ach* ansieht (zu p. 15) und das goth. *brôthrahans* vergleicht: und das wohl mit Recht, da diese Sylbe nicht im gen. sing. und nom. plur. allein, sondern auch in andern Casibus erscheint. Sonst zeigt sich noch als der Flexion angehörig bei den consonantisch schliefsenden Wörtern im genit. sing. und nom. plur. ein a oder e hinter dem der Casusconsonant s abgefallen ist, wie sowohl Hr. Prof. Bopp als Hr. Pictet übereinstimmend annehmen; indefs weicht der erstere in Erklärung derselben Endungen consonantisch endender Wörter im Irischen, die indischen Themen mit schliefsendem Vocal entsprechen, von P.'s Meinung ab, indem er das e, das sich nur bei Femininis findet als aus einem früheren î des Stammes hervorgegangen durch überzeugende Gründe nachweist. Der dritte Casus endlich, welcher ein mit dem Indischen übereinstimmendes Suffix zeigt, ist der dat. plur. der auf ibh ausgeht, und bereits wie oben gesagt wurde von Prichard richtig verglichen war. — Diese Spuren von Uebereinstimmung in der Declination waren nun freilich nur sehr dürftige, indefs waren sie doch für die der verglichenen Casus beweisend, und es war immer zu glauben, dafs wo sich die Verwandtschaft in dieser Weise über einen Theil erstreckte, sie auch einst das Ganze betroffen habe. Hr. Prof. Bopp hat nun mit seinem rühmlichst bekannten Scharfsinn auch in diesem Sprachzweige die bis dahin verborgenen Züge der Verwandtschaft aufgedeckt, und wir wiederholen es hier noch einmal, dafs dadurch für die Vergleichung der celtischen Sprachen mit den übrigen desselben Stammes höchst Bedeutendes geleistet

ist, indem durch die Zurückführung des dem Celtischen eigenthümlichen Lautwandels am Anfange der Wörter auf seine wirkenden Ursachen, als welche hier Flexionsreste erkannt werden, eine der hemmendsten Schranken, welche das Verwandte zu trennen schien, hinweggenommen ist, und die Verwandtschaft, je verborgener sie in diesen Punkten lag, sich um so glänzender geltend macht.

Das Irische (und mit ihm das Ersische oder die Sprache der schottischen Hochlande, das wir aber wegen seiner fast durchgängigen Uebereinstimmung mit jenem übergehn können) zeigt nämlich in der Declination der Substantiva, hauptsächlich wenn sie mit dem bestimmten Artikel an verbunden sind, Lautveränderungen am Anfange der Wörter, welche dem Ganzen, da wie wir sahen die Declinations*suffixe* nur von geringem Umfang sind, den Schein leihen, als würden die verschiedenen Casusverhältnisse durch dem Anfangsconsonanten oder — Vocal nach- oder vortretende Aspiration u. s. w. ausgedrückt, und dieser Schein muſste um so verführerischer werden als auch Consonanten noch vor die Wortstämme traten, wie z. B. der nom. sing. von iasg der Fisch an tiasg heiſst, und so die Flexion sich hier gewissermaſsen durch *Prae*fixe zu vollziehen schien. Hr. Prof. Bopp weist nun nach, daſs diese consonantischen oder vocalischen Stämmen an- oder vortretende Aspiration u. s. w. auf der dem Substantiv vorhergehenden Flexion des Artikels beruhe, und daſs die den Wortstämmen vorgetretenen Consonanten eigentlich zu jenem und nicht zu diesen gehören. Dies betrifft zunächst den gen. plur., dem bei Wörtern mit vocalischem Anlaut ein n, bei solchen die mit einer media anlauten der Nasal der Klasse (n für ng da das Irische kein besondres Zeichen für dies hat) vorgesetzt wird. Wörtern die mit einer tenuis anlauten wird entweder die media vorgeschoben oder die tenuis verdoppelt, solche die mit f anlauten erhalten bh als Vorsatz und die mit liquidis oder *s* anlautenden endlich bleiben unafficirt. Diese Veränderungen nennen die irischen Grammatiker Eklipse, und sie finden sich nicht allein im genannten Falle, sondern auch nach den Zahlwörtern seacht 7, ocht 8, naoi 9, deich 10, so wie im Anlaut im Genitivverhältniſs stehender Adjektiva, denen das Substantiv voraufgeht. Da nun das Kennzeichen des gen. plur. so wie der Auslaut der genannten Zahlwörter in den meisten indogermanischen Sprachen ein Nasal ist, so schlieſst Hr. Prof. Bopp mit Recht, daſs der hier in der Declination zum Vorschein kommende Nasal im Anfang des Stammes Rest einer mit den übrigen Sprachen übereinstimmenden Genitivendung sei, die im Sanskrit âm lautet, und daſs sich dieser Nasal in der Assimilation vor der tenuis auf dieselbe Weise zeige, wie im Hebr. das *l* des Artikels sich unter gewissen Bedingungen dem folgenden Consonanten assimilirt hat. Indeſs muſs doch hierbei bemerkt werden, daſs die angegebenen Veränderungen auf diese Weise nur in der Schrift bestehen, und daſs man in der Aussprache noch einen Schritt weiter gegangen ist (weshalb die ganze Erscheinung Eklipse genannt wird), indem hier statt der Mediae mit vorstehendem Nasal nur dieser, statt der Media mit der Tenuis nur jene gehört wird, so wird z. B. der gen. pl. von *bogha* a bow geschrieben *na mbeghadha*, aber gesprochen *na mogh*., und der gen. pl. von *tulach* a hill, geschr. *na dtulchadh*, gespr. *na dulchadh*. An diese Verwandlung der Mediae in die Nasale ihrer Klassen schlieſst sich nun auch das Wallisische an, zwar nicht im gen. pl., denn von der Declination haben die kymrischen Dialecte nur höchst dürftige Reste, aber doch nach den Zahlwörtern pump 5, saith 7, wyth 8, naw 9, dêg 10, pymtheg 15, ugain 20, deugain 40 u. s. w. cant 100, und mit der Ausnahme, daſs g nicht wie im Irischen in ng verwandelt, sondern ganz abgeworfen wird, und daſs auch diese Zahlwörter selbst noch einigen Veränderungen unterworfen sind, namentlich pump, der in pum, dêg in deng und cant das t abwirft (vgl. Gambold Welsh Grammar p. 85). Ferner findet sich die Verwandlung der Tenuis in den aspirirten und der Media in den unaspirirten Nasal ihrer Klasse im Wallis. nach dem Possessivpron. *my* oder *vy* mein (Owen Welsh Gr. p. 18), und da wir in allen vorhergehenden Fällen einem wirklich noch vorhandenen oder doch einst da gewesenen Nasal diese Wirkung zuschreiben müssen, so läſst es sich wohl nicht bezweifeln, daſs *my* oder *vy* ebenfalls einen solchen im Auslaut gehabt hat, zumal da die Präpos. *yn* in, so wie die Präfixe *an* (lat. in-, deutsch un-) und *cy* (lat. cum) dieselben Veränderungen hervorbringen (Owen p. 21).

(Der Beschluſs folgt.)

№ 75.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

1) *The eastern origin of the Celtic nations proved by a comparison of their dialects with the Sanscrit, Greek, Latin und Teutonic languages by J. C. Prichard.*

2) *De l'affinité des langues Celtiques avec le Sanscrit par Adolphe Pictet.*

3) *Die celtischen Sprachen in ihrem Verhältnifs zum Sanskrit, Zend u. s. w. von Franz Bopp.*

(Schlufs.)

Diese Vermuthung erhebt aber der kornische Dialect zur Gewifsheit, indem er für dies possessiv. pron. in alten Manuscripten noch die Form *uyn* erhalten hat (Pryce Archaeologia Cornu-Britannica), so dafs ich es keinem Zweifel unterwerfen glaube, dafs das Wallisische wie das Irische den gen. des pron. der ersten (und zweiten) Person als Possessivum verwendet und my dem Sanskrit *mama* entspreche, wovon zunächst der Vocal, dann aber auch der Nasal verloren ging, der sich nur noch in seiner Wirkung erhalten hat. — Auf dieselbe Weise weist nun Hr. Prof. Bopp im nom., accus. und dat. plur. der vocalisch beginnenden Masculina und Feminina und bei den letztern auch im gen. sing, ferner im nom. (und acc.) sing. der vocalisch so wie im gen. und dat. sing. der consonantisch anlautenden Masculina, und endlich im nom. (und acc.) und dat. sing. der mit einem Consonanten beginnenden Feminina noch Flexionsreste in den Lautveränderungen nach, als deren Principien sich herausstellen: 1) dafs wo ehemals in der Flexion des irischen Artikels Vocale am Schlufs erschienen, diese einen aspirirenden Einflufs auf den folgenden Consonanten ausgeübt haben; 2) dafs ein im Auslaut des Artikels vorhanden gewesenes s vor Substantiven, deren Stamm mit einem Vocal beginnt, sich in Gestalt eines h erhalten habe, wenn aber das n des Artikels unmittelbar vorherging, im nom. sing. (dem auch der acc., der ihm immer gleich ist, sich anschliefst) in t verwandelt ist. So bildet z. B. im letzteren Falle iasg seinen nom. sing. ant iasg; hier könnte es scheinen, da das Kennzeichen des Nominativs im Sanskrit u. s. w. nach ziemlich übereinstimmender Annahme dem Pronominalstamm ta seinen Ursprung verdankt, als ob das Irländische in dem t den ursprünglichen Consonanten des Pronominalstammes bewahrt habe, allein dieser Dialect zeigt öfter die Neigung, das s nach Consonanten in t zu verwandeln, so würde man z. B. für skr. *tarsha* thirst im Irischen *tars* erwarten, es findet sich aber *tart* thirst; auf gleiche Weise stellt sich das irische *santaighim*, I desire, neben die Sanskritwurzel *çans*, cupio, und demnach ist wohl Hrn. Prof. Bopp's Annahme, dafs sich t erst aus s entwickelt habe, richtig, obgleich wohl der p. 33 angeführte Grund, dafs t besonders zu n stimme, für die Erklärung des Entstehens von t aus s nicht recht genügt, da s sowohl als t beide dentale Laute sind, und demnach beide auf gleiche Weise zu dem dentalen n stimmen würden, wenn nicht obige Bemerkung Gültigkeit hätte.

Aufser dem h, welches sich als Kennzeichen des nom. plur. nach dem Artikel erhalten hat, erkennt Hr. Prof. Bopp (p. 31) auch noch ein vollständiger erhaltenes Suffix dieses Casus in der galischen Endung an, wie sie sich z. B. im nom. pl. *cluasan* die Ohren gegenüber dem sing. *cluas* findet, indem er annimmt, dafs sich dies an aus der Endung as des nom. plur. im Sanskrit auf dieselbe Weise entwickelt habe wie im griechischen Verbum aus dem ursprünglichen μες (gegenüber dem skr. mas) μεν geworden sei. Läfst sich gleich hier gegen den Lautwechsel kein begründeter Einwurf erheben, wenn man nur nicht an einen unmittelbaren Wandel von s zu n denkt, so kann doch

von anderer Seite manches dagegen eingewandt werden, und Ref. ist überzeugt, dafs die Endung einen andern Ursprung habe. Es gehört nämlich zu der Klasse von Wörtern, die den nom. pl. auf die bezeichnete Art bilden, eine ziemliche Anzahl von solchen, die indischen durch die Suffixe an, man, van gebildeten Stämmen entsprechen (vgl. Stewart Gaelic Gr. p. 58), denen sich indefs im Indischen Entsprechende nicht unmittelbar gegenüberstellen lassen, ausgenommen in einem Falle. Das Subst. *ainm* a name gehört nämlich zu derselben Klasse und bildet den gen. sing. im Irischen *ainmean*, nom. plur. *anmanna*, im Kornischen entspricht ihm *hanow* (w = skr. m) nom. pl. *hynwyn*; alle drei entsprechen aber dem skr. *nâman* pl. *nâmâni*, so dafs es für diesen Fall wohl keinem Zweifel unterliegt, dafs der im gen. sing. und im nom. pl. wieder zum Vorschein kommende Nasal der des Suffixes sei, zumal da sich auch sonst Beispiele finden, wo das mit dem Nasal schliefsende Suffix im nom. sing. entweder ganz oder zum Theil abgeworfen ist, aber in der Flexion wieder erscheint (vgl. Pictet p. 134); so bildet im wall. *ych* an ox sein Plural *ychen* oder *ychain*, und entspricht dem skr. *uxan* mit gleicher Bedeutung, ebenso entspricht in demselben Dialect das Wort *cai* pl. *ceion* a concrete, collection wohl eher dem skr. *c'ayana* n. collecting als dem von Pictet verglichenen *caya* collection. Deshalb läfst sich auch wohl für die andern Wörter dieser Klasse, denen sich indische nicht unmittelbar gegenüberstellen lassen, eine gleiche Bildung mit den genannten Suffixen annehmen, die nur im sing. ganz oder zum Theil verschwunden sind, dagegen im plur. wieder hervortreten. Der umgekehrte Fall, dafs das Suffix mit dem Nasal im sing. vorhanden ist, aber im plur. aufgegeben wird, findet sich im Wall., wo *dailen* und *dalen* a leaf ihren plur. *dail*, und im Bret., wo eben das Wort *delien* den plur. *delion* bildet: das Thema des plur. stützt sich hier auf den Sanskritstamm *dala* mit derselben Bedeutung, und das Irische hat sowohl den Sanskritstamm als den seiner verschwisterten Dialecte neben einander in *duille* und *duillean* a leaf bewahrt. — Aufser diesem an meint Hr. Prof. Bopp (Zus. 32), dafs sich wohl auch noch die wallis. Pluralendung au, so wie die entsprechende bret. ou dem skr. as des nom. plur. vergleichen lasse, indem sich das *s* vocalisirt habe; auch Hr. Pictet hat dies (p. 135) angenommen und ich glaube nicht, dafs sich etwas dagegen einwenden läfst. Dagegen möchten wohl die wallis. Pluralendungen oz und yz, die Hr. P. ebenfalls dem skr. as vergleicht, nicht so unmittelbar damit zusammenzuhalten sein, denn das wallis. z ist fast überall aus früherem d hervorgegangen, und dieser Dialect hat neben jenen Endungen auch noch solche mit d, nämlich ed und od erhalten, so dafs wohl jene als erst aus diesen hervorgegangen anzusehen sind; ist dies aber richtig, wie ich nicht zweifle, so vergleichen sie sich irischen Pluralen auf dha, z. B. *na boghadha*, gal. plur. von *an bogha* (neben dem der pros. pl. *na bogha* besteht), welche dadurch, dafs sie sich durch alle Casus des Plurals erhalten, zeigen, dafs sie spätere Stammerweiterungen sind, die wenigstens unmittelbar nichts mit dem skr. pluralen *as* zu thun haben, wenn sie auch wahrscheinlich Bildungen desselben Pronominalstammes sind.

Die Bildungen der Adjectiva und Pronomina so wie die Zahlwörter bieten viele interessante Vergleichungspunkte, die von Hrn. P. meist scharfsinnig zusammengestellt sind, und in der Abhandlung des Hrn. Prof. Bopp schöne Erweiterungen und fernere Begründungen erhalten haben: wenn Hr. P. das skr. Zahlwort êka nur im irländischen *each* unusquisque erkennt, so glaube ich dem noch eine andre Form hinzufügen zu können, wodurch eine frühere geistreiche Vergleichung des Hrn. Prof. Bopp (vgl. Gramm. §. 308. Anm.) neue Bestätigung erhält. Es war nämlich a. a. O. lat. *caecus* und goth. *haihs* „einäugig" aus dem skr. ê-*ka* und *axa* (oder einer vorausgesetzten Form dieses Wortes ohne Zischlaut) erklärt, so dafs der Begriff „blind" in diesen Wörtern zuerst von dem des „Einäugigen" ausgegangen wäre. Das Kornische bietet nun die sehr interessante Form *cuic* dar, die sich auf gleichen Ursprung stützt und *blind of one eye* heifst; dem schliefsen sich die irischen *caoch*, *caech*, *coech* an, die blind, blasted, empty heifsen, und ferner das wallis. *coeg* empty, vain, das aber die ursprüngliche Bedeutung, die sich im Kornischen cuic findet, noch in der Zusammensetzung mit *dall* (blind) erhalten hat, indem *coegzall* „*half* blind, purblind" heifst.

Für die Conjugation erhält Hrn. Prof. Bopp's Abhandlung manche von Pictet's Auffassung abweichen-

de Ansichten, wodurch wichtige Aufschlüsse geliefert werden; so wollte Hr. Pictet (p. 151) die irische Endung *maoid* aus einer Veränderung für skr. *mas* erklären, Hr. Prof. Bopp weist aber durch andre Vergleichungen nach, dafs diese Endung einer ursprünglichen Medialbildung angehöre und ihr treustes Gegenbild im zendischen *maidhê* habe. — Da die Bildung der einfachen Tempora im Celtischen nur sehr beschränkt ist, so mufste die Erforschung der Formen der auch in den andern indogermanischen Sprachen zur Bildung zusammengesetzter Zeiten verwandten Hülfszeitwörter, welche den Begriff „sein" ausdrücken, gröfsere Untersuchungen erfordern, die zuweilen höchst überraschende Resultate gewähren. So zeigt z. B. der galische Dialect in der Bildung des Präteriti und Futuri des dem skr. *bhû* entsprechenden Verbi ganz auf dieselbe Weise wie das Lateinische in jenem Tempus den a- und in diesem den i-Laut, und letzterer giebt sich durch die irische Form *biom* (ich werde sein) als Tempuscharakter des Sanskrit-Futuri kund. — Wenn p. 69 bei Bopp das wallisische *buaswn* dem lat. *fueram* verglichen wird, aber so, dafs in diesem der letzte Theil des Compositi ram für sam (skr. âsam), dagegen in jenem *wn* (und *buais* fui der erste) ist, dies *wn* aber in einfacher Form nicht erhalten ist, so hätte hier (was p. 79 geschieht) an das Bretannische erinnert werden können, welches den anlautenden Consonanten der √. bhû in mehreren Temporibus aufgegeben hat. Indefs hat sich dieser Consonant im Bretagnischen in einer andern Verbindung, wo er durch voraufgehende Consonanten geschützt war, erhalten, nämlich in der Conjugation des Verbi *kaout* avoir: dies bildet mehrere seiner Tempora durch Zusammensetzung der 3ten Person des entsprechenden Tempus von *béza* sein mit Formen eines pron. possess. der Person, die ausgedrückt werden soll, so impf. *am* oder *em bôa* ich hatte *), wörtlich „mein es war", *ez pôa* du hattest (dein es war), *en dôa* (oder vielmehr end ôa) er hatte oder „in, an ihm es war"; vergleicht man hier die Form bôa, so wie im Parfait *bôé* mit der entsprechenden Person derselben Tempora von *béza* sein, so zeigt sich, dafs diese, die oa, oé lauten, offenbar nur den anlautenden Consonanten verloren haben. — Doch wir können nicht weiter auf einzelne Punkte eingehen, da des Interessanten zu viel ist, und wir den Raum zu sehr in Anspruch nehmen würden. Wir müssen daher jeden, der an der ferneren Entwickelung der Sprachwissenschaft Antheil nimmt, auf die Werke der Herren Profn. Bopp und Pictet (wenn es dessen noch bedarf) aufmerksam machen, indem nicht leicht bedeutendere in der jüngsten Zeit auf diesem Gebiete erschienen sind, und schliefsen mit dem Wunsche, dafs recht bald mehr auf die einzelnen Dialecte und ihr Verhältnifs zu einander eingehende Arbeiten jenen folgen mögen.

Dr. A. Kuhn.

*) Le Gonidec führt mehrere Formen für die pron. person. an, unter denen sich auch *am*, *em* für die erste befinden, und Pictet, der ihm folgt, will diese (p. 137) aus skr. *aham* erklären, indefs zeigt die hier besprochene Bildung deutlich auf den possessiven Charakter dieser Pronominalformen, und diejenigen mit a erklären sich aus der Zusammensetzung der persönlichen pronomina mit der Präposition a von; für die Form der ersten Person *am* könnte man auch an Verstümmlung aus skr. *mama* denken, allein für die der 2ten müfste denn doch eine andere Erklärung angenommen werden. Die Formen mit e erklären sich genügend aus der Präp. é oder enn, deren letztere Form am deutlichsten in der 3ten Person sing. erscheint, nach welcher dann auch der sonst verschwundene Stammconsonant des Pronomens der dritten Person erhalten ist.

XLVI.

Abbildungen neuer oder unvollständig bekannter Amphibien. Nach dem Leben entworfen und mit einem erläuternden Texte begleitet von Dr. H. Schlegel, Conservator am Königl. Niederländischen Museum zu Leyden. 1. Decade (10 lithographirte Tafeln in Folio nebst 2 Bogen Text in Octav). Düsseldorf, bei Arnz et Comp.

Bekanntlich wurde eine grofse Anzahl der gewöhnlicheren colorirten Abbildungen von Amphibien nur nach ausgestopften oder in Spiritus aufbewahrten, also meist sehr veränderten, zum Theil gänzlich entfärbten Exemplaren verfertigt. Daher sind sie häufig, wenn auch kenntlich nach den Formen, doch sehr weit entfernt, eine richtige Vorstellung von der natürlichen Fär-

bung der Thiere zu geben. Man ist defshalb sehr oft aufser Stande gewesen, lebende oder minder verfärbte Exemplare nach solchen Darstellungen mit Bestimmtheit wiederzuerkennen; und die grofse Vervielfältigung der Arten, besonders in manchen Ordnungen dieser Thierklasse, und die Verwirrung ihrer Synonymie schreiben sich eben von den mancherlei hieraus folgenden Uebelständen her. Hr. Dr. Schlegel, der sich, wie bekannt, seit längerer Zeit ganz vorzugsweise mit den Amphibien beschäftigt und bereits mehrerlei Resultate seiner Forschungen veröffentlicht hat, wird daher durch die allmählige Herausgabe einer Sammlung von Abbildungen, die entweder nach dem Leben entworfen, oder zu denen die Farben mit mehr als gewöhnlicher Genauigkeit nach dem Leben bezeichnet worden sind, sich unstreitig ein sehr wesentliches Verdienst erwerben. Schon seine amtliche Stellung und sein Wohnort setzen ihn in eine ganz vorzüglich günstige Lage zur Durchführung eines solchen Unternehmens. Zugleich stehen ihm jedoch, dem Prospectus zufolge, auch die vielen und vortrefflichen Zeichnungen zu Gebote, welche auf Befehl des niederländischen Gouvernements in Indien selbst unter der Leitung von Reinwardt, Kuhl, van Hasselt, H. Boie und Macklot verfertigt worden sind; eben so ferner die handschriftlichen Bemerkungen dieser Reisenden. Die Schlangen, als der am meisten der Kritik bedürfende Zweig der Klasse, sollen vorzugsweise berücksichtigt werden.

„Die Verlagshandlung hat zur leichteren Deckung „der Kosten den Weg der Subscription gewählt" und den Preis auf 3 Thaler netto für jede Lieferung (Decade) festgesetzt: ein Quantum, welches bei der Trefflichkeit der Ausführung zwar nicht hoch an sich zu nennen ist, aber doch der Verbreitung des Werks im gröfseren Publikum schon etwas hinderlich sein dürfte. Die Verbindlichkeit der Subscribenten soll zunächst für 10 Lieferungen gelten, von welchen dem Referenten blofs die erste, mit dem Prospectus, vorliegt. (Buchhändlerischen Anzeigen zufolge soll so eben die dritte ausgegeben worden sein.)

Der erläuternde Text, welcher allerdings der Tendenz des Werks gemäfs nicht als Hauptsache betrachtet wird, dürfte doch wohl etwas zu kurz gefafst erscheinen. Auch sind die Beschreibungen in demselben leider ohne Diagnosen: was selbst bei nicht eigentlich neuen Arten immer nicht bequem ist. Bequeme, zeitsparende Einrichtung und leichte Uebersichtlichkeit sind aber Erfordernisse, deren Erfüllung bei der stets wachsenden Menge literarischer Erscheinungen täglich unerläfslicher wird. Die mancherlei kritischen Bemerkungen, welche der Verf. einfliefsen läfst, sind zum Theil das Resumé von Untersuchungen, die ausführlicher entweder schon anderswo gegeben sind, oder noch gegeben werden dürften und möchten.

Wenig Beifall wird, als zu sehr in Disharmonie mit den jetzt ziemlich allgemein herrschenden und sich täglich weiter verbreitenden Ansichten stehend, die allzu grofse Neigung des Verfs. zur Zusammenziehung der Genera oder Subgenera finden, die namentlich bei den Geckonen (in der Erläuterung zur 2ten, den Gymnodactylus marmoratus vorstellenden Tafel) doch wohl etwas gar zu weit getrieben sein möchte. Noch weniger darf man dem Gebrauche mancher Ausdrücke in der Anwendung, welche Hr. Schlegel ihnen giebt, beistimmen. Wir erwähnen hierunter besonders den Gebrauch des Wortes „Rüssel," für Schnauze, bei Krokodilen und manchen andern Amphibien, bei denen an einen eigentlichen Rüssel in dem sonst gebräuchlichen Sinne dieses Wortes (d. h. an einen weichen, mehr oder weniger weit über das Vorderende des Oberkiefers vortretenden Fortsatz) gar nicht zu denken ist. Da, wo ein wirklicher Rüssel vorhanden ist, wie bei Dryiophis langaha, wird dann z.B. gesagt: „der Rüssel" (d.h. die Schnauze) sei „vorn in einen weichen Anhang verlängert."

Ein Beispiel von der Vorliebe des Hrn. S. für die Verminderung der Genera findet sich auch bei den Schlangen dieser Abtheilung. Er hat die Formen ohne und mit wirklichem Rüssel (vortretendem Schnauzen-Anhange) unter dem gemeinschaftlichen Namen Dryiophis vereinigt: obwohl der Rüssel (Schnauzenvorsprung) u. a. bei der merkwürdigen, hier mit Dr. prasina abgebildeten Dr. langaha mehr als die Hälfte (fast zwei Drittheile) von der Länge des ganzen übrigen Kopfs beträgt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 76.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

Abbildungen neuer oder unvollständig bekannter Amphibien. Nach dem Leben entworfen und mit einem erläuternden Texte begleitet von Dr. H. Schlegel.

(Schlufs.)

Wenn der Besitz oder Mangel eines so auffallenden, so eigenthümlich entwickelten, seltenen und ohne Zweifel auch für die Lebensweise des Thieres wichtigen Organs noch keine generische Trennung begründen soll; so würden wir bald überall in der Thierwelt zu dem ziemlich veralteten und der Uebersichtlichkeit widerstrebenden, also schon deshalb für die Wissenschaft offenbar nicht wünschenswerthen, aber auch gewifs nicht naturgemäfsen Resultate gelangen, ganze Familien oder sonstige gröfsere Gruppen in Eine Gattung zusammenschmelzen zu sehen. So ist es gleich in dieser 1sten Decade des Schlegelschen Werks auch mit den Laubfröschen. Hier läfst Hr. S. Arten von höchst verschiedenem Kopf-, Körper- und Zehenbaue, von höchst verschiedenartigen Verhältnissen ihrer Theile unter einander und mit vollständigen oder halben Schwimmhäuten, so wie ohne dieselben, noch sämmtlich in Einer Gattung (Hyla) bei einander: obgleich diese Abweichungen der Bildung doch nothwendig auch bedeutende Verschiedenheiten in der Lebensweise dieser Thiere begründen müssen und Wagler sich deshalb bereits mit Recht veranlafst gefühlt hat, sie in mehrere Genera zu trennen. Ziemlich dasselbe wird, der oben geäufserten Bemerkung gemäfs, von den Geckonen gelten: wo sich die Zahl der Genera bei Hrn. S. auf höchstens den 4ten oder 5ten Theil von denen beschränkt, welche Cuvier und Andere, wiewohl zum Theil nur unter der so vagen und unwissenschaftlichen Bezeichnung „Subgenera," aufgestellt haben.

Wir wenden uns nun zu dem artistischen Theil des Werkes als der Hauptseite desselben. Sie verdient grofses Lob. Die Darstellungen, obwohl nur Steindrücke, sind, wenn man sie auch in Betreff der Feinheit und Schärfe den Abbildungen naturhistorischer Gegenstände aus der Anstalt von Henry et Cohen zu Bonn entweder noch nicht ganz, oder nicht immer gleichstellen kann, doch hinlänglich scharf, da wo es auf Bestimmtheit der Umrisse ankommt; während ihnen in der Schattirung überall jene Milde und Sanftheit zu Statten kommt, welche die Anwendung der Lithographie namentlich zur Darstellung der meisten Amphibien so wohl geeignet macht. Zugleich ist das Colorit eben so einfach, als zart und sorgfältig behandelt. Daher nehmen besonders einige Tafeln z. B. der in halber Natur-Gröfse abgebildete Kopf eines grofsen (17 Fufs langen) Crocodilus biporcatus auf Taf. 1. und Coluber melanurus auf Tafel 5, trotz des gänzlichen Mangels bestechender, blendender Farben sich ganz vorzüglich schön und überhaupt so aus, dafs man an einer sprechenden Treue nicht zweifeln zu dürfen glaubt. Doch gereicht es den Blättern weder zur Zierde, noch sonst zum Vortheile, dafs die Zeichnungen selbst auf solchen, deren einzelne Gegenstände sich ohne Nachtheil oder selbst mit Vortheil hätten viel mehr zusammendrängen lassen, gewöhnlich bis dicht an den Rand des Papieres gehen. Hieraus werden einst beim Einbinden eines gröfseren Theils der ganzen Sammlung mehr oder weniger Unannehmlichkeiten entstehen müssen. Auch sonst könnte in Betreff des Raumes zuweilen eine bessere Oeconomie beobachtet sein, wodurch theilweise zugleich an bequemer Uebersichtlichkeit gewonnen worden sein würde. Auf Tafel 7, z. B., welche Dryiophis langaha im Ganzen vorstellt, wäre noch Raum genug übrig geblieben zur doppelten Vorstellung ihres Kopfs und zu der ihres Afterstücks, welche man beide erst auf Tafel 8 findet. Hierdurch wäre auf der letzteren hinlänglicher Raum gewonnen worden, um auch Dr. prasina, von welcher

jetzt nur Kopf und Afterstück nebst einem Mittel- und Vorderleibstücke abgebildet sind, noch im Ganzen darzustellen.

Je lebhafter und aufrichtiger der Unterzeichnete einem so beifallswürdigen Unternehmen in jeder Hinsicht einen glücklichen Fortgang wünscht, um so mehr glaubte er sich verpflichtet, eben sowohl im Interesse des Verfs. und Verlegers, wie der Käufer recht bald auf die ihm bemerklich gewordenen Mängel aufmerksam machen zu müssen, deren Abstellung gewifs auch Anderen wünschenswerth und für das Werk vortheilhaft erscheinen dürfte. Nach dem langsamen Erscheinen der Lieferungen zu schliefsen (der mit der 1sten Decade ausgegebene Prospectus ist vom Januar 1837 datirt), scheint es leider, als ob das Unternehmen sich noch nicht der verdienten Unterstützung von Seiten des Publicums zu erfreuen hätte. Um so mehr mufs man ihm dieselbe für die Folge wünschen.

Das Papier zu dem Texte ist schön und namentlich sehr weifs, nur etwas dünn, und der Druck ebenfalls sehr scharf und rein.

Gloger.

XLVII.

Kritik der bisherigen Grammatik und der philologischen Kritik von Dr. Ernst August Fritsch, 1ster Th. unter dem bes. Titel: Kritik der bisherigen Tempus- und Moduslehre in der deutschen, griech., lat. und hebr. Grammatik und der philologischen Kritik, zur Reform jenes Gegenstandes auch in den Grammatiken anderer Sprachen.

Ref. hatte dieses Buch, als es ihm zur Ansicht geschickt wurde, nach kurzer Prüfung mit der Ueberzeugung bei Seite gelegt, dafs zwischen den Irrthümern, von denen es erfüllt sei, wohl nur sehr wenig Körnchen Wahrheit zu entdecken sein dürften. Als er später von der Redaction dieser Jahrbücher zur Beurtheilung desselben aufgefordert wurde, wünschte er sehr, dafs die darauf zu verwendende Zeit nicht ohne Ausbeute sein, und er sein früheres Urtheil möchte zurücknehmen können. Diese Hoffnung ist jedoch keineswegs in Erfüllung gegangen, und je genauer er mit dem Buche bekannt wird, desto mehr findet er, dafs Lessings bekanntes Urtheil auf dasselbe anwendbar sei: es enthält viel Wahres und Neues, aber leider ist das Wahre nicht neu und das Neue nicht wahr.

Eine Kritik der *bisherigen* Grammatik könnte dieses Buch heifsen, wenn die Schriften von Herling, Becker, Kühner, Matthiä, Thiersch, Ramshorn, Grotefend und Gesenius die bisherige Grammatik ausmachten. Denn nur mit diesen, und unter diesen wieder am meisten mit Kühner, beschäftigt er sich: andere werden nur hie und da, und zwar in solcher Weise citirt, dafs man durchaus nicht deutlich erkennen kann, ob sie dem Verf. auch wirklich zur Hand gewesen sind, und ganz umfassende Werke, wie Bernhardy's griechische, Weifsenborns lat. Syntax, des Ref. Partikellehre, Pott's etymologische Forschungen (um zu schweigen von denjenigen, worin grammatische Gegenstände nur gelegentlich, aber doch ausführlich erörtert werden, wie z. B. Nägelsbach's Anmerkungen zur Ilias) scheint er kaum dem Namen nach gekannt zu haben. Oder überging er sie absichtlich, weil er fürchtete, sie möchten ihm die Gespenster bannen und die Irrlichter verscheuchen, mit denen er sich nun einmal herumtreiben wollte? Wir wollen das Ergebnifs seiner Heldenthaten getreulich berichten, und von den Entdeckungen dieses Columbus dem Publicum mit Wissen keine vorenthalten.

Die erste Entdeckung, durch welche die bisherige Tempuslehre total umgestaltet werden soll, ist, dafs es *ursprünglich* nur zwei Tempora, oder richtiger Beziehungsformen, gebe, eine *zusammenstellende* (gegenwärtige) und eine *abschliefsende* (vergangene): denn die Zukunft sei ja nur eine werdende Gegenwart. Diese Zweifältigkeit (Dichotomie) soll erstlich aus der Geschichte und zweitens aus der Etymologie erwiesen werden mit Gründen, die an Unhaltbarkeit und Oberflächlichkeit einander gegenseitig überbieten. Vor allem wäre doch zu erörtern gewesen, welcher Natur überhaupt dasjenige sein müsse, was für das Ursprüngliche zu halten sei. Der Verf. scheint von der Meinung auszugehen, dafs die älteste Zeit sich immer mit dem Nothdürftigsten beholfen habe, nach dem gewöhnlichen Irrthum derjenigen, welche Natur und Kunst verwechseln, und die Menschheit aus dem Affengeschlechte hervorgehen lassen. Denkt man sich unter dem Ursprünglichen das der Zeit nach Frühere, so ist die Frage nach demselben die unnützeste von allen: die

philosophische Grammatik hat vielmehr nur das Dauernde und Bleibende, den einzelnen Erscheinungen zu Grund Liegende zu erforschen. Bei solcher Untersuchung aber wird man allenthalben nur auf Dreifältigkeit, und keineswegs auf Zweifältigkeit der Verhältnisse geführt, wie Ref. längst in der Einleitung zu seiner Partikellehre ausführlich dargethan hat. Denn den zwei nothwendigen Gegensätzen entspricht gleichsam als Rückkehr jener in sich selbst eine Vermittelung, als drittes Verhältniſs, und dieses letztere ist weder im Geist noch in der Sprache später, als die ersteren, vorhanden. Als Beweis sollen hier, um nicht früher Gesagtes zu wiederholen, die Präpositionen angeführt werden, durch welche die Dimensionsverhältnisse in der Linie, der Fläche und dem Körper bezeichnet werden. Die *Linie* hat nur *eine* Dimension, und man unterscheidet in ihr Beisammensein (σύν), Getrenntsein (ἄτερ) und an zwei Punkten Sein (ἀμφί). Die *Fläche* hat zwei Ausdehnungen, Länge und Breite. Bei der Länge unterscheidet man Nähe (πρός), Ferne (ἀπό) und Gegenübersein (ἀντί). Bei der Breite unterscheidet man Hüben (cis), Drüben (uls, ultra) und Ringsum (περί). *Körper* miſst man sowohl nach dem *Inhalte* als auch nach dem *Umfange*, von denen jeglicher wieder zwei Dimensionen, wie die Fläche, hat. Der Inhalt hat Tiefe und Weite, der Umfang Höhe und Breite oder Dicke. Bei der Tiefe unterscheidet man zu Tage Sein (ἀνά), zu Boden sein (κατά) oder Sichtbarwerden und Verschwinden, und Hindurch (διά). Bei der Weite unterscheidet man Innen (ἐν), Auſsen (ἐξ) und Zwischen (μετά). Bei der Höhe unterscheidet man Oben (ὑπέρ), Unten (ὑπό) und Daran oder Darauf (ἐπί). Bei der Breite endlich als Quere unterscheidet man Vorn (πρό), Hinten (post, μετά oder ἐπί) und Daneben (παρά). Sollte es wohl Zufall sein, daſs gerade nur diese Anzahl eigentlicher Präpositionen in den uns genauer bekannten Sprachen gefunden werden? Daſs aber von diesen nicht die einen später als die anderen entstanden sind, lehrt die Etymologie, indem sie nachgewiesen hat, daſs dieselben im ganzen indogermanischen Sprachstamme nicht nur überall vorhanden sind, sondern auch überein lauten. Bei einigen anderen Verhältnissen findet man allerdings, jedoch zumeist erst in neueren Sprachen, nur die zwei Gegensätze ausgeprägt, und die Vermittelung fehlend, indem einige kein Neutrum, andere kein Medium, viele keinen Dual haben. Dieſs ist aber, wie die Geschichte lehrt, eher Verarmung als natürliche Einfachheit zu nennen, indem gerade die ältesten Sprachen hinsichtlich der Vollständigkeit solcher Formen die reichsten sind. Mit solchen Gründen, wie diejenigen sind, mit denen der Verf. die Entbehrlichkeit des Futurs und seine Identität mit dem Präsens darzuthun meint, lieſse sich gar Vieles als entbehrlich und identisch erweisen. Ist nicht die Vergangenheit eine gewesene Gegenwart? nicht die Gegenwart ein stetes Hinschwinden in die Vergangenheit? Ist die Höhe nicht umgekehrte Tiefe? Ist nicht Eis gefrornes Wasser?

Durch seine etymologischen Erörterungen beweist der Verf. gar Nichts, weil er weder die hiezu nöthigen Kenntnisse verwandter Sprachen und Dialekte besitzt, noch mit dem Verfahren gründlicherer Forscher irgend bekannt ist, um mitreden zu dürfen. Er hat, nach dem Sprüchworte, zwar wohl das Läuten, aber nicht das Zusammenschlagen der Glocken gehört, und somit die Festesfeier verpaſst. Da werden z. B. die Verbalendungen itur (legitur) vom Verbum ire, ηκα (πεφίληκα) von ἔχω, α (οἶδα) von εἰμί ohne alle weitere Begründung hergeleitet, und die Endung ασι in τιθέασι und τετύφασι muſs zum Beweise dienen, daſs einst ein Präsens ἄ oder ἔα von εἰμί existirt habe u. s. w., und solche Zumuthungen an die Leichtgläubigkeit der Leser geschehen mit einer Gutmüthigkeit, einem Leichtsinne, die wahrhaft zum Erbarmen sind. Man lese z. B. p. 13.

Die zweite neue und überraschende Entdeckung ist, daſs die bisher dafür gehaltenen Präterita keine Präterita, die Präsentia keine Präsentia, sondern bloſse Beziehungs- und Personen-Formen sind, daſs beide mit der Zeit gar nichts zu thun haben, nur unter gewissen Bedingungen temporelle Bedeutung annehmen, und daher *zusammenstellende* und *abschlieſsende* Beziehungsformen genannt werden müssen, indem sie die Thätigkeit entweder mit dem Redenden zusammenstellen oder von ihm abschlieſsen. „Beide Formen, so fährt er fort, gestatten also nur eine subjective Beziehung, und man könnte gewissermaſsen sagen, die zusammenstellende affirmirt, die abschlieſsende aber negirt jene subjective Beziehung p. 203. Dieser ganz ungeheure Fund, meint er, verschafft ihm das Glück, wirklich der erste zu sein, welcher den hypothetischen Gebrauch der Präterita genügend deuten kann, wodurch, meint er, gewisse andere Grammatiker dergestalt in Erstaunen gesetzt werden,

dafs sie sich vor die Stirne schlagen und vor Aerger über das Columbus-Ei ganz aufser sich gerathen müssen: s. p. 270. Dafs aber von dieser Sache schlechterdings gar niemand vor und neben ihm irgend eine annehmbare und richtige Ansicht hegen oder gehegt haben könne, weifs er, ohne sich umgesehen zu haben, a priori.

Original fahr' hin in deiner Pracht!
Wie würde dich die Einsicht kränken:
Wer kann was Kluges, wer was Dummes denken,
Das nicht schon Tausende vor ihm gedacht!

Wir sind weit entfernt, ihm diese Kränkung anthun zu wollen: nur versuchen wollen wir, ob sich die betreffende Sache nicht auf andere Weise etwas deutlicher machen läfst. Die Zeit hat keine Ausdehnung der Breite, sondern blos der Länge. In der Länge aber unterscheidet man, wie bereits bemerkt wurde, Nähe, Ferne und Gegenübersein. Nähe und Ferne sind die Gegensätze, die durch das Gegenüber, in welchem sowohl die Nähe als die Ferne, oder die zur Nähe gewordene Ferne, enthalten ist, vermittelt werden. Die Nähe ist *Gegenwart*, die Ferne *Vergangenheit*, das Gegenüber, oder die vor uns liegende Ferne, ist *Zukunft*. Inwiefern Vergangenheit und Abschliefsung identificirt werden können, erkennt man um so deutlicher, wenn man die parallelen Verhältnisse der Linie vergleicht, welche im Zusammensein (σύν), Getrenntsein (ἄνευ) und zu zwei Seiten Sein (ἀμφί) enthalten sind. Fragt man aber, welche von beiden Bedeutungen als die ursprüngliche anzuerkennen ist, so mufs der Geschichte und Analogie zufolge unbedingt der temporellen der Vorzug ertheilt werden. Denn vom Sinnlichen, d. h. von dem in Raum und Zeit Befindlichen, gehen die grammatischen Verhältnisse aus, und so auch ihr Verständnifs. Die Ferne, die nie zur Nähe werden kann, oder die hinter uns liegende Vergangenheit, ist *Entschiedenheit* und *Unabänderlichkeit*, folglich allein anwendbar in hypothetischen Sätzen, wo solche Entschiedenheit und Unabänderlichkeit ausgesprochen werden soll. Gleichwohl besteht ein Unterschied zwischen der Entschiedenheit des Geschehenen und der Entschiedenheit oder Unabänderlichkeit des Gehinderten, d. h. des wegen mangelnder Bedingung seiner Existenz nicht zu Stande Kommenden, und nur uneigentlich wird die Ausdrucksweise jener für diese gebraucht, wenn man z. B. sagt: „*wenn er meinem Rath folgte, so war er jetzt ein reicher Mann*" *statt gefolgt wäre, so wäre er*. Abgethansein und Hintersich-Haben ist zwar in beiden Verhältnissen: denn wer mit Entschiedenheit erkannt hat, dafs eine Sache vermöge der Bedingung ihrer Existenz nicht sein kann, der hat dieselbe eben so gut hinter sich wie derjenige, welcher sie in der Zeit durchlebt hat. Aber die Unmöglichkeit enthält aufser jener Zurückstellung auch noch die *Sonderung von der Wirklichkeit*. Denn in solchen hypothetischen Sätzen wird ausgesprochen, dafs die Sache *sonst*, unter *änderen* Umständen (die der Vordersatz angiebt) zur Existenz gelangt oder gelangen konnte, folglich die Sache nicht allein aus der Gegenwart, sondern auch aus der Wirklichkeit *weg* gerückt. Defshalb begnügen sich die an Formen reicheren Sprachen nicht mit den blofsen Präteritis zur Bezeichnung jenes hypothetischen Verhältnisses, sondern formiren vielmehr auf dem Grund jener Präterita einen neuen Modus, den Conditionalis, oder aber sie fügen zu den Präteritis eine Partikel von separativer Natur und Bedeutung, dergleichen ἄν eine ist. Die Lehre, dafs ἄν mit der untrennbaren Präposition ἀν (dem sogenannten α privativum) identisch und mit der selbstständigen Präposition ἄνευ (die wie ἀμφί, ἀντί und προτί ein Compositum ist) verwandt sei, folglich eben das bedeute was der Verf. sucht, nämlich Absonderung oder *Abschliefsung*, während ihr Gegentheil σύν Zusammenstellung ausdrückt, enthält für die blöden Augen der wirren Köpfe, welche den Irrthum als Lebenselement nicht entbehren können, zu viel Licht, als dafs man deren baldige Annahme vor der Hand noch erwarten dürfte. Nur die Aufhellung der dahin einschlagenden Theile der Grammatik kann ihr allmählig Eingang verschaffen, indem sich die Wahrheit der Masse immer unwillkührlich aufdrängen mufs, als wäre sie in eines jeglichen Kopfe entstanden. Der Verf. hat über diese Partikel herausgebracht, dafs sie *so* bedeute, dafs sie ein Accusativ vom demonstrativen oder relativen Pronomen ὅς sei, so wie εἰ ein Dativ desselben: ingleichen dafs κέν mit γέ, γά, χῇ, χοῦ, χόθεν, χόσε, χῶς, χῇ, κεῖθι, κεῖνος, κός, πός, *ja*, *gen*, *jener*, ce, que, quum, quâ etc. etc. etc. verwandt sei.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 77.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

Kritik der bisherigen Grammatik und der philologischen Kritik von Dr. Ernst August Fritsch.

(Schluss.)

Es ist durchaus nöthig, dass wir hier einmal einige Sätze mit des Verfs. eignen Worten anführen, damit unsere Leser von der Feinheit seiner Beobachtungen, dem Scharfsinn bei seinen Unterscheidungen, der Gründlichkeit seiner Forschungen und dem Umfang seiner Kenntnisse eine Vorstellung bekommen. „εἰ verhält sich zu κέ(ν) wie *wenn* zu *denn*, αἰ zu ἄν wie *wann* zu *dann*." p. 209. „Wie ἁ(ἡ) sich zu αἰ verhält, so verhält sich auch ἡ zu εἰ". p. 210. „ἄν, ἦν, ἐάν sind nichts anderes als, theils mehr oder weniger abgeschliffene, acc. sing. fem. gen. eines Pronomens ἑός (ἑός); αἷ und εἷ dagegen adverbiale Dative gleichen Stammes, jenes ein Dat. fem. gen., dieses neutr. oder masc." p. 212. „Wer weiss, ob nicht ἄν enklitisch gebraucht wurde?" p. 214. „Virg. Ecl. 10, 33. o mihi *tum* (vgl. τόν, tam mit τάν (τήν) etc. vgl. ἄν, *dann*) quam molliter ossa quiescant, vestra meos olim si fistula dicat amores." p. 217. Auf solchen Wegen so herumtaumelnd und stolpernd getraut sich der Verf. dennoch, unser Führer zu sein, und den schwankenden Zustand der Grammatik zum Stehen zu bringen: s. Vorrede. Uebrigens kann Ref. diese zehn Bogen füllende Untersuchung über ἄν und die hypothetischen Sätze hier um so kürzer erledigen, als er, um nicht schon Gesagtes zu wiederholen, auf seine bereits im Jahre 1833 erschienene, aber vom Vf. nicht im mindesten berücksichtigte, Partikellehre (Th. II. p. 216—336) verweisen darf.

Wir fahren fort in unserem Berichte von den Entdeckungen des Verfassers. Derselbe belehrt uns, dass der Optativ den Präteritis, der Conjunctiv den Präsentibus parallel sei, wesshalb er jenen den abschliessenden, diesen den zusammenstellenden Conjunctiv nennt. Ist hier die Entdeckung alt; so ist doch der Name neu, mit welchem der Verf. in der That grosse Verwirrung anrichten könnte, wenn man ihm Gehör gäbe. Hinsichtlich der Bedeutung dieser Modi (oder dieses Modus) aber hat derselbe die gelehrte Welt wieder auf einem ungeheuern Irrthum ertappt, welchen ihr zu Gemüth zu führen, er wiederum weder Zeit noch Papier gespart hat. Nach umständlichem und sehr eindringlichem Vorhalten ihrer Irrthümer eröffnet er nämlich den Grammatikern, mit denen er sich abgiebt, seine Ansicht, dass die Modi nicht den objectiven Bestand der Thätigkeit an sich angeben, sondern blos erkennen lassen, wie der Redende die Sache angeschaut hat oder aufgefasst wissen will, und dass es somit in der Willkühr des Redenden liege, welchen Modus er jedesmal gebrauchen wolle! p. 40. Indem der Verf. diess aussprach, muss es ihm in der That gewesen sein, als wenn ihm von allen Seiten Gelächter entgegenschallte, und als wenn selbst die Schüler der Gymnasien bis herab zu den Tertianern ihm erwiederten, sie hätten diess längst nicht anders gewusst. Darum nimmt er plötzlich eine überaus ernsthafte und fast beleidigte Miene an, indem er die Versicherung ausspricht: „Diese Ansicht nach ihrer ganzen Ausdehnung in succum et sanguinem aufzunehmen, ist gar nicht so leicht, als es von vorn herein wohl scheinen mag: bei der entgegengesetzten, welche uns von dem frühesten und ersten Unterricht an eingeprägt wurde, und die gewissermassen mit uns verwachsen ist, kann sie in unserem Innern nur mühsam, nur schwer nach ihrer vollen Ausdehnung Gültigkeit und wandellose Herrschaft gewinnen." Sie irren Sich, mein Bester: es ist gewiss nur ein Missverständniss gewesen, was Sie in diesen Eifer versetzt hat, einige ungeschickte Worte, die Sie gemissdeutet haben!

Man hat bisher alle Tempora in zwei Classen getheilt, in solche, welche die Handlung als *dauernd*, und in solche, welche sie als *vollendet* darstellen. Da-

gegen belehrt uns der Verf., dafs wir künftig von einer *werdenden* und einer *gewordenen* Thätigkeit sprechen müssen. Was damit gewonnen sei, aufser einer Begriffsverwirrung, indem man beim Werden doch nothwendig immer an's Intransitivum und Passivum denken mufs, ist nicht einzusehen.

Nun bleibt uns noch übrig, mitzutheilen, was der Verf. über die Entstehung und Bedeutung des Aorists vorgebracht hat. Ehe diefs geschieht, wollen wir einige Bemerkungen vorausschicken, welche die Leser in Stand setzen können, den Fund des Verfs. desto besser zu würdigen. Die Conjugation des griech. und indischen Verbi zeigt einen Parallelismus von starken und schwachen Formen. Diese beiderlei Formen finden sich in der Conjugation auf *μι* dergestalt untermischt, dafs im Singular, und meistens auch in der 3. Pers. Plur., die starke, in den übrigen Personen die schwache üblich ist, z. B.:

1)	bibharmi	bibharsi	bibharti
	bibhrwas	bibhrthas	bibhrtas
	bibhrmas	bibhrtha	bibhrati
2)	*δίδωμι*	*δίδως*	*δίδωσι*
	—	*δίδοτον*	*δίδοτον*
	δίδομεν	*δίδοτε*	*διδόᾱσι*
	eben so *ἐδίδων* od. *ἐδίδουν, ἐδίδομεν* etc.		
3)	*τιθείην*	*τιθείης*	*τιθείη*
	—	*τιθεῖτον*	*τιθείτην*
	τιθεῖμεν	*τιθεῖτε*	*τιθεῖεν*
	eben so *τίσαιμι τίσειας τίσειε*		
	τίσαιμεν τίσαιτε τίσειαν od. *τίσαιεν*		
4)	*ἔθηκα*	*ἔθηκας*	*ἔθηκε*
	—	*ἔθετον*	*ἐθέτην*
	ἔθεμεν	*ἔθετε*	*ἔθεσαν* od. *ἔθηκαν*
5)	*ἕστηκα*	*ἕστηκας*	*ἕστηκε*
	—	*ἕστατον*	*ἕστατον*
	ἕσταμεν	*ἕστατε*	*ἑστᾶσι.*

In der späteren Conjugation, oder der auf *ω*, zeigt sich kein solches Ueberspringen mehr aus dem ersten Aorist, Perfect oder Plusquamperf. in den zweiten Aorist u. s. w., sondern beiderlei Formen werden vollständig durchconjugirt, und je nach Umständen hat sich hier die stärkere, dort die schwächere im Gebrauche fixirt. Diefs ist der Natur und Geschichte zufolge das Verhältnifs der sogenannten tempora secunda zu den temporibus primis. Nur zufällig scheinen jene, indem sie in ihrer Einfachheit immer unmittelbar aus dem unvermehrten Stamme hergeleitet sind, und aufser Umlaut und Endung weiter kein Kennzeichen an sich haben, vielfach mit dem Präsens identisch zu sein. Und wirklich hat dieser Schein den Verf. verführt, nicht allein das Futur, sondern sogar auch den Aorist mit dem Präsens zusammenzuwerfen. Seine vier Bogen starke Untersuchung (wenn man anders sein tolles Umherspringen ein Suchen nennen darf) führt ihn zu folgenden hübschen Resultate: „Sämmtliche Formen des Aor. I sind mit Hülfe der *Präsens*- und *Imperfectformen* von *εἶναι* gebildet, und sämmtliche Formen des Aor. II. Act. dürfen für nichts anderes gehalten werden als für sogenannte *Präsens*- und *Imperfectformen* der *ersten Bildungsperiode:* folglich, da alle Präsens- und Imperfectformen eine Thätigkeit als *werdend* darstellen, so müssen auch die Aoristformen diese selbige Geltung haben. Somit wäre denn die in der griech. Grammatik eben so festgewurzelte als unbegründete alte Lehre auf das Genügendste widerlegt, dafs der Aorist das *Vollendete* bezeichnete." Somit hätte denn dieser Hercules abermals höchst heldenhaft der Hydra Irrthum einen ihrer zähesten und zischendsten Köpfe abgeschlagen! Der Aorist bezeichnet also von nun an, nach der gewöhnlichen Ausdrucksweise, eine *dauernde* Handlung, und alle Beobachtungen der Forscher, alle Vorstellungen der Gelehrten, alles Gefühl der Geübten, die sämmtlich darin übereingestimmt haben, dafs dieses Tempus eine jede Handlung, ohne Rücksicht auf ihre Dauer und Vollendung, blos als Moment betrachten lasse, haben gefehlt, geirrt, gelogen: denn Hr. Fritsch beweist das Gegentheil durch Buchstabenmengung. Was wird aber dann aus dem Unterschiede, der zwischen Aorist und Imperfect, Aorist und Präsens doch nothwendig stattfinden mufs? Der Vf. weifs zu helfen; er decretirt: „der Aorist bezeichne *logische Unterordnung*, Präsens und Imperfect *logische Ueberordnung*." Wir begreifen zwar nicht, was damit gesagt sei, aber empfangen es mit ehrerbietiger Verbeugung, stumm und ohne zu fragen, auf welchen Pfaden dieser Unerforschliche Solches gefunden haben könne. Denn solche Geister schöpfen dergleichen unmittelbar aus sich selbst, wie wir wissen.

Dr. J. A. Hartung.

XLVIII.

Geognostische Beschreibung des Landes zwischen der untern Saar und dem Rheine. Ein Bericht an die Gesellschaft nützlicher Forschungen zu Trier, von J. Steininger. Mit einer Karte, 15 Profil- und 12 Petrefakten-Zeichnungen. Trier (F. Lintz), 1840. gr. 4. 150 S.

Es ist nicht das erstemal, dafs der Verf. im Gebiete der Wissenschaft, auf welche sich die gegenwärtige Arbeit bezieht, mit günstigem Erfolge als Schriftsteller auftritt. Wir haben von ihm bereits eine Reihe von selbstständigen geognostischen Schriften, unter welchen diejenigen die verdienstlichsten sein dürften, welche uns zuerst in einer vollständigern Weise mit den Verhältnissen des vulkanischen Gebirges der Eifel bekannt gemacht haben, und aufserdem verdanken wir ihm zahlreiche einzelne Abhandlungen, die in Zeitschriften, namentlich in den Verhandlungen der geologischen Societät von Frankreich, abgedruckt sind. Seine Erstlings-Arbeit im Felde der Geognosie verbreitet sich ziemlich über dasselbe Gebiet, dessen näherer Erforschung das Werk gewidmet ist, wovon wir hier Nachricht geben; sie war: „Geognostische Studien am Mittelrheine" (1819), und bald nachher (1822) gab er, auch zum Theil denselben Gebirgsstrich befassend, heraus: „Gebirgskarte der Länder zwischen dem Rheine und der Maas." Da nun der Verf. sich eine so geraume Zeit in seinen geognostischen Studien derselben Gegend, derjenigen, worin er selbst wohnt (Trier), zugewandt hat, so dürfen wir gegenwärtig wohl viel Gereifteres von ihm erwarten, und der Verfolg dieser Beurtheilung wird es auch zeigen, dafs einer solchen Erwartung ziemlich gut entsprochen ist.

Wir wollen zuerst die Karte mit einem allgemeinen Blick betrachten. Sie besteht aus vier grofsen, aneinandergeschlossen ein Ganzes bildenden, Doppel-Royal-Folio-Blättern, welche zwar sehr einfach gezeichnet, doch reinlich und gut lithographirt sind. Bergschraffuren befinden sich nicht darauf, obgleich sie bei dem grofsen Maafsstabe (für 5000 Toisen: $\frac{1}{103384}$) wohl ausführbar gewesen wären und die Uebersichtlichkeit der Gebirgs-Verhältnisse sehr erleichtert haben würden. Nur Orte mit ihren Namen und Umgrenzungen der Gebirgs-Formationen, die Massen derselben leicht und für das Auge gefällig illuminirt, sind angegeben. Die Karte befafst einen grofsen Theil der beiden Regierungsbezirke Trier und Coblenz und den gröfsern Theil von Rheinbayern. Um das Viereck der Karte, hinsichtlich der Ländertheile, welche darin liegen, besser übersehen zu können, wollen wir einige ausgezeichnete Punkte namhaft machen, die ihrem Rande zunächst liegen: am nördlichen Rüdesheim, Simmern, Enkirch und Wittlich; am östlichen Ober-Ingelheim, Alzey (schon über dem Rande) und Göllheim; am südlichen Hochstetten, St. Ingbert, Saarlouis und Bouzonville, und am westlichen Bouzonville (ganz in die Ecke fallend), Metloch, Saarburg und Trier (etwas vom Rande ab liegend.) Die Karte soll, so sagt der Verf., „eine möglichst genaue Darstellung des Porphyr- und Flötztrapp-Gebirges auf der Südseite des Hundsrückens, zwischen der Saar und dem Rheine, liefern." Die Farben bezeichnen folgende Gebirgs-Bildungen, welche wir genau wörtlich nach der deutschen Farben-Erklärung der Karte (auch eine französische ist vorhanden) wiedergeben: I. Uebergangs-Gebirge (Thon- und Grauwackenschiefer), II. Quarzfelsrücken, III. Uebergangskalk, IV. Kohlengebirge, V. Rother Porphyr (Thonporphyr), VI. Rothe Porphyr-Breccie, VII. Rothes Porphyr-Konglomerat (new red conglomerate), VIII. Rothes Todtliegendes, welches dem bunten Sandsteine sehr ähnlich ist, IX. Bunter Sandstein (Vogesen-Sandstein; new red sandstone), X. Muschelkalk, XI. Tertiärer Kalk und Meeres-Sand nebst tertiärem Sandstein, XII. Dioritische Gesteine (Diorite, Aphanite, aphanitischer Mandelstein, Dolerit), XIII. Braun-Eisenstein, XIV. Kalkconglomerat-Flötze, XV. Kalkflötze im Kohlengebirge, XVI. Kalkflötze mit Kohlenflötzen, XVII. Steinkohlenflötze, XVIII. Zinnober führender Sandstein. In Bezug auf das relative Alter der Bildungen könnte wohl mehr Ordnung in dieser Aufzählung sein.

Der Verf. hat als Vorarbeiten, welche guten Werth haben, sowohl für die Karte als den begleitenden Text benutzen können und seiner eigenen Angabe nach auch wirklich benutzt die „geognostische Karte der Rheinländer zwischen Basel und Mainz von C. von Oeynhausen, H. v. la Roche und H. v. Dechen" mit dem Texte dazu; dann die Arbeiten von Burkart, C. Schmidt, F. von Oeynhausen, Merian, Schulze, von Nau u. A. Mit den Fortschritten der Wissenschaft selbst und mit eigener fleifsiger Beobachtung ist aber Hr. St. einen nicht unbedeutenden Schritt weiter gegangen, als seine Vor-

gänger; er hat vielfach die oft nur angedeutet gewesenen Conturen verbessert und ausgeführt, wie diefs überhaupt der Gang bei geognostischen Karten-Arbeiten und Länder-Beschreibungen nur sein kann, ohne dafs dadurch das Verdienst der ersten Bearbeiter getrübt wird. Es ist aber wohl sicher, dafs der Verf. den für seinen Zweck höchst wichtigen Aufsatz: „Das Trappgebirge und Rothliegende am südlichen Rande des Hundsrücken von A. Warmholz" (Karsten's Archiv für Min. u. s. w. X. S. 325 ff.) nicht gekannt hat. Nirgend ist er citirt, und nothwendig hätte er zur Erweiterung der Ansichten und wohl auch zu mancher Polemik Veranlassung geben müssen. Hr. St. giebt sein Werk mit vieler Bescheidenheit, indem er sagt: „Ich betrachte die Karte als ein Werk für sich, das selbst in seiner Unvollkommenheit sich auf eine Reihe so mühsamer Untersuchungen stützt, dafs ich glaube, die Nachsicht des mineralogischen Publikums dafür in Anspruch nehmen zu dürfen. Der erläuternde Text ist blos eine Zugabe, welche die Entwickelung einiger Ideen enthält, auf welche ich durch die genauere Beachtung der Gebirgsverhältnisse unserer Gegend geleitet wurde." Allerdings wird auch im Texte eine gewisse Ganzheit, und mehr noch die Uebersichtlichkeit vermifst, es ist aber viel weniger Grund davon, dafs erstere nach einem gewissen Umfange nicht vorhanden wäre, als dafs die Materien zu wenig geordnet, häufig zerrissen und durch ganz fremdartige Gegenstände getrennt, dann aber auch wieder ohne Noth in einander verflochten sind. Dieser Fehler der Darstellung, wodurch oft Undeutlichkeiten und Unbestimmtheiten erzeugt werden, ist überhaupt eine ziemlich durchgreifende Seite der Steininger'schen Schriften, welche deren wirklichen Werth scheinbar schmälert; man mufs sie lesen und wieder lesen, und dann erst wird man mehr Gehaltvolles darin finden, als es auf den ersten Anblick vorkommen kann. Wir halten uns im Nachstehenden an die Gliederung des Buches, so wie es vorliegt.

Die „*Vorerinnerungen*" (S. 1—7) sprechen sich über den Zweck des Werks, über die vorhanden gewesenen literarischen Hülfsmittel, über fremde Hülfsleistungen durch Beobachtungen aus; ferner wird darin Einiges über das Erkennen fein gemengter krystallinischer Felsarten beigebracht, wovon erst weiter im Buche ausführlicher die Rede ist, auch werden die Resultate von einer Parthie Höhenmessungen gegeben, deren aber in den weitern Abschnitten noch viele folgen.

Dann kömmt die Ueberschrift: „*Das Steinkohlen- und Flötztrapp-Gebirge zwischen der Saar und dem Rheine*," indem dieses Steinkohlen-Gebirge mit seinen plutonischen Durchbruchsmassen eigentlich den Hauptgegenstand des Textes bildet. Dasselbe „wird im Norden, von Merzig an der Saar bis nach Bingen am Rheine, durch das mittelrheinische Uebergangs-Schiefergebirge, im Süden durch den Vogesen-Sandstein von Kaiserslautern, Homburg und Saarbrücken, im Westen durch denselben Sandstein und den Muschelkalk an der Saar, von Saarbrücken bis Merzig, und im Osten durch den tertiären Kalk und Meeres-Sand der mittelrheinischen Ebenen, von Kirchheimbolanden bis gegen Bingen hin, begrenzt" und umfafst gegen 60 deutsche Quadratmeilen.

Nur in der „*Einleitung*" (S. 9—23) ist von dem mittelrheinischen Schiefergebirge die Rede, welches das Plateau zwischen dem Rheine und der Mosel bildet. Ref. übergeht das mehr Bekannte über seine Zusammensetzung. Die besonders hervorragenden Hauptrücken dieses Gebirges bestehen vorzüglich aus Quarzfels (ein schieferiges Quarzgestein mit Glimmerblättchen, die bekannte Felsart des Bingerlochs). Sie sind auf der Karte durch eine besondere Farbe gegen das übrige Uebergangsgebirge herausgehoben. Ihre gegenseitige Lage ist interessant. Der erste zieht sich von Dreisbach an der Saar bis in die Gegend von Hermeskeil, der zweite von Nonnweiler bis in die Gegend von Herstein und Rhaunen und der dritte aus der Gegend von Kirn bis an den Rhein bei Bacharach. Sie liegen ziemlich gegen die Grenze des Steinkohlengebirges. Diesen drei Zügen, die man für einen unterbrochenen ansehen kann, und wozu auch noch ein vierter, im Texte angedeuteter, aber auf der Karte nicht angegebener, nämlich der von Bingen und Rüdesheim gehören dürfte, liegen im N. W. ziemlich parallel zwei andere eben so geartete und vielleicht ebenfalls ursprünglich zusammengehörige Züge; der erste davon zieht sich aus der Gegend von Schillingen bis gegen Beuren, der andere bildet die Hardt östlich von Nennmagen an der Mosel und wird vom Drohnbach queer durchbrochen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

Geognostische Beschreibung des Landes zwischen der untern Saar und dem Rheine. Ein Bericht an die Gesellschaft nützlicher Forschungen zu Trier, von J. Steininger.

(Fortsetzung.)

Bei der im Ganzen sehr durchgreifenden Beständigkeit im Streichen des Schiefergebirges ist es allerdings merkwürdig, dafs die bezeichneten Quarzfelsrücken weder zusammenhängen noch auf derselben Linie liegen, sondern nur unter einander parallel sind, und wenigstens zum Theil in den Strekken zwischen ihren Enden durch Thon- und Grauwackenschiefer vertreten werden, zum Theil aber durch verhältnifsmäfsig nur wenig mächtige Quarzfelslager sich an einander reihen. Ref. sieht keine Schwierigkeit, die Erscheinung des Unterbrochenseins der beiden Hauptzüge, wenn diese wirklich durch umfassend angestellte Beobachtungen constatirt ist, und ihrer nicht vollkommenen Lage auf denselben Linien, durch grofse Gebirgsverschiebungen oder vielleicht auch theilweise dadurch zu erklären, dafs die Quarzfelslager sich ursprünglich nicht überall gleichförmig in bedeutender Mächtigkeit gebildet hatten. Dem Hrn. St. gilt aber als ein grofses Bedenken gegen die Ansicht von den Verschiebungen (die zweite wegen der ursprünglichen ungleichen Mächtigkeit zieht er gar nicht in Betracht), dafs die Quarzfelszüge die Höhe der Gebirgsflächen des Hundsrückens im Allgemeinen um 700 – 1000 Fufs übersteigen. Er versucht die Sache, wie er sagt, „einfacher" zu erklären. Zuerst beweist er, was gar keines Beweises mehr bedürfen möchte, dafs die Lager des Schiefergebirges ursprünglich horizontal gebildet seien; er führt dafür unter Anderem das Parallel-Liegen der Seitenflächen der Muschelschaalen mit der Schichtungsfläche des Quarzfels an. Gegenwärtig aber seien alle Schichten des Schiefergebirges unter 60—90° geneigt; sie wären also, was Ref. ebenfalls sehr gern zugiebt, später gehoben worden; und, so fährt St. in seiner Erklärung fort, „nur die Quarzfels-Rücken, welche die Gebirgskette auf der südlichen Grenze des Hundsrückens bilden, wurden höher gehoben, als die übrigen Theile des Schiefergebirges, und man mufs so viele partielle Hebungen in denselben unterscheiden, als verschiedene Rücken vorhanden sind, die alle mehr oder weniger gleichzeitig entstanden, und mit der Aufrichtung der Schichten innig verbunden sind, so dafs sie gewissermafsen mit ihr ein und dasselbe Phänomen ausmachen." Dabei wäre es wahrscheinlich, dafs die höher hervorragenden Massen von Thon- und Grauwakkenschiefer im Hangenden der gehobenen Quarzfelslager zum gröfsern Theile (später) zerstört seien. Ferner wären auch wohl diese Hebungen einzelner Theile des Schichtensystems mit einer faltenartigen oder zickzackförmigen Biegung (wie im Steinkohlengebirge im Wormrevier bei Aachen) verbunden gewesen, wodurch Sattelungen und Muldungen entstanden. Letztere sind allerdings faktisch im Schiefergebirge vorhanden, wenn auch nicht nach Zahl und Schärfe denen im Steinkohlengebirge gleich: aber die specielle höhere Hebung des Quarzfels in dem mit ihm parallel gelagerten gewöhnlichen Uebergangsschiefer-Gebirge kann Ref. nach der Vorstellung des Verfs. sich nicht erklären. Ref. versteht entweder diese Ansicht nicht genau genug, oder sie ist unnatürlich bei den gegebenen mechanischen Wirksamkeiten. Einfacher sind jedenfalls diejenigen Vorstellungen, zu welchen der Ref. sich bekennt, die jedem zuerst auffallen müssen, der die Lage der Quarzfels-Hügelzüge, wenn auch nur auf der Karte, sieht. Dafs die Ausgehenden derselben bedeutend mehr der Zerstörung und Verwitterung widerstanden als der weichere Thon- und Grauwackenschiefer, kann allein zur Erklärung genügen, dafs sie sich gegenwärtig

an der Oberfläche 700—1000 Fuſs über den letztgenannten Gebirgsarten der Umgebung erheben.

Interessant ist die Nebenbildung des Quarzfelsens, welche mit dem brasilianischen Eisenglimmerschiefer vollkommen übereinkommt; sie findet sich bei Gebroth im Soonwalde. Hr. St. führt sie (S. 18) an; es ist ihm aber wohl eine Notiz darüber entgangen, welche Ref. vor längeren Jahren in Schweigger's Jahrb. der Chemie u. Ph. XIII. Bd. S. 389 f. mitgetheilt hat. Ob dieser Eisenglimmerschiefer goldführend, wie der brasilianische, ist, bedarf noch der nähern Ermittelung. Das Gold in den Bächen des Uebergangs-Gebirges zu Andel und Enkirch an der Mosel (der letzte Fundort ist von St. nicht erwähnt, obgleich er einmal ein Goldgeschiebe von 42½ Thlr. Werth geliefert hat, welches sich in der Berliner Universitäts-Sammlung befindet) und von Stromberg ist, seiner ursprünglichen Herkunft nach, noch immer problematisch. Die Notizen, welche Hr. St. über die Metallführung des Uebergangsgebirges im Bereiche der Karte mittheilt, sind mangelhaft in der Aufzählung der Lokalitäten, mehr noch hinsichtlich der Charakterisirung der metallischen Gebilde. — Ueber die Parallelisirung dieses Uebergangsgebirges mit entsprechenden Gliedern in England (nach Murchison), womit Hr. St. die „*Einleitung*" schlieſst, ist Ref., aus mangelnder Kenntniſs mancher Einzelheiten, nicht im Stande ein Urtheil zu fällen.

I. „*Das pfälzisch-saarbrückische Steinkohlengebirge.*" (S. 23—80.) „Man kann annehmen, daſs das Kohlengebirge eine flache Mulde bildet, deren Längenaxe der Grenzlinie des Schiefergebirges parallel ist, und deren nördlicher, schmaler Flügel sich auf die fast senkrechten Schichten des Schiefergebirges auflegt, während das Grundgebirge, worauf der sehr breite südliche Muldenflügel ruht, nicht bekannt ist." In dieses Lagerungs-Verhältniſs bringen aber die durchgebrochenen plutonischen Massen mannichfaltige Ausnahmen, indem sie das Streichen und Fallen des Kohlengebirges in ihrer Nähe häufig verändern. Was von dem Verf. im Allgemeinen über die Zusammensetzung dieses Steinkohlengebirges beigebracht wird, glaubt Ref., als meist bekannt, übergehen zu können. Hr. St. nimmt darnach wohl mit Recht an, daſs die Anschwemmungen des alten Meeres, auf dessen Boden sich das Steinkohlengebirge bildete, nicht überall gleichförmig erfolgt seien; davon zeugen die ganz abweichenden Mächtigkeiten derselben Gebirgslagen von einem Punkte gegen andere. Dem thonigen Sphärosiderit im Schieferthon, welcher im Saarbrückenschen so ausgezeichnet ist und viele Eisenhütten speist, wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet; die Fische darin nach Agaſsiz's Bestimmungen werden aufgeführt; auch ausgezeichnete Koprolithe kommen darin vor. Den thonigen Sphärosiderit läſst St. durch eisenhaltige Sauerwasser in dem Meere, worin das Steinkohlengebirge entstand, bilden; diese tödteten auch die Fische. Seine bezüglichen Conjekturen sind ansprechend. Die fossile Flora des Steinkohlengebirges wird von Hrn. St. mit ziemlicher Ausführlichkeit behandelt; er nimmt auf die Bestimmungen vom Grafen Sternberg, A. Brongniart, Göppert u. A. Rücksicht, fügt auch manche eigene kritische Bemerkungen bei. Ref. kann ihm hier nicht ins Detail folgen, ohne die Grenzen einer Recension zu überschreiten, und Gleiches gilt auch von den zahlreichen geologischen allgemeinen Reflexionen über das Steinkohlengebirge, wobei man auf viel Ansprechendes, aber auch auf Gewagtes stöſst.

II. „*Der Feldstein-Porphyr und das rothe Porphyr-Conglomerat.*" (S. 80—94.) „Das Steinkohlengebirge war gebildet, als der rothe Thonporphyr oder der Feldsteinporphyr entstanden ist, und die Gebirgsgruppen, welche aus ihm zusammengesetzt *sind*, aus dem Boden in die Höhe gehoben wurden." Es ist dieſs ein Satz, der bewiesen werden muſs, und der Verf. liefert diesen Beweis recht gut. Erstens findet man in den Konglomeraten des Steinkohlengebirges, selbst in der Nähe der Porphyr-Berge durchaus keine Trümmer von Porphyr, wohl aber in den Konglomeraten, welche das Steinkohlengebirge bedecken und zum groſsen Theile aus Porphyr-Fragmenten zusammengesetzt sind. Zweitens wird der rothe Porphyr des Königsbergs bei Wolfstein, wovon St. ein sehr deutliches Profil giebt, von den sehr steilen Schichten des Steinkohlengebirges umlagert. Ref. kennt diesen Punkt autoptisch und kann die Wahrheit des Profils verbürgen. Ein anderes Profil in Börschweiler, welches St. gezeichnet hat, beweist weniger scharf die Thatsache, ist ihrer Annahme aber auch nicht entgegen, und Ref. hat die Ueberzeugung, daſs sich im Steinkohlengebirge noch zahlreiche andere schlagend beweisende Punkte auffinden lieſsen; nirgend trifft man eine widersprechende Erscheinung.

Was der Verf. über die verschiedenen Sandsteine zwischen dem Steinkohlengebirge und dem Muschelkalk sagt, ist nicht ohne Interesse; es dürfte aber nicht entscheidend sein, denn immer wird es schwer bleiben, die Bildungen der Sandsteine gehörig zu parallelisiren oder zu trennen, wo die Kalkgebilde des Zechsteins fehlen, wie es in unserm Landstrich der Fall ist. Auf der Karte hat er eine Dreitheilung dieser Sandsteine durchgeführt (vergl. oben die Farbenbezeichnung der Karte). Er sucht den unmittelbaren Uebergang des Porphyr-Konglomerats in die damit verbunden vorkommenden eigentlichen Sandsteine (vorwaltend oder allein aus Quarzkörnern bestehend) nachzuweisen, und hierin möchte Ref. ihm wohl beipflichten. Ueber seine drei Abtheilungen jener Sandsteine, welche er zu einer Formation rechnet, sagt er (S. 88): „Die unterste Abtheilung besteht aus dem Porphyr-Konglomerate, welches an der Nahe, von Oberstein bis Mambächel, eine Mächtigkeit von ungefähr tausend Fuſs erreicht, und in den Vogesen sich in schwachen Schichten auf dem Granit lagert. Darauf folgt die mittlere Abtheilung, welche aus einem thonigen, weichen Sandsteine besteht, wie der rothe Sandstein bei Kreuznach, die untern thonigen Schichten in den Vogesen und der rothe Sandstein bei Schotten und Büdingen in der Wetterau." (Auf der Karte wird die mittlere Abtheilung bezeichnet: „Rothes Todtliegendes, welches dem bunten Sandstein sehr ähnlich ist"). „Die oberste Abtheilung ist endlich, im Allgemeinen, ein sehr fester, quarziger Sandstein mit wenigem Bindemittel. Er bildet die Höhen der nördlichen Vogesen und des Hardtgebirges, und den Zug über Kaiserslautern, Homburg, Saarbrücken und Trier." (Auf der Karte heiſst diese Abth. „bunter Sandstein, Vogesen-Sandstein"). Diese Eintheilung scheint mir sehr künstlich zu sein. Kein Grund dürfte vorliegen, die zweite Abtheilung Rothes Todt-Liegendes zu nennen (Warmholz scheint mit gröſserm Rechte vorzüglich die erste Abtheilung so zu nennen); denn die Annahme, daſs im hiesigen Gebirge die Zechstein-Formation durch die Kalkschichten vertreten werden soll, welche den obersten Schichten des Steinkohlengebirges eingelagert sind, hat wohl kein Fundament. Wäre diese Annahme begründet, so müſste das Steinkohlengebirge mit dem Todt-Liegenden und der Zechstein-Bildung für eine Formation genommen werden, indem nach Hrn. St. alle drei Gebilde in einander und sogar das oberste in das unterste oscilliren würden. Wenn auch Ref. nichts dagegen haben kann, daſs die Sandsteine zwischen dem Steinkohlengebirge und dem Muschelkalk, in so fern sie sich leidlich petrographisch unterscheiden, auf der Karte mit drei verschiedenen Farben angemalt sind, so kann er sich doch nicht mit dem Raisonnement des Textes über die Parallelisirung dieser Sandsteine überall einverstanden erklären, abgesehen davon, daſs er dieses auch wegen der verschieden gebrauchten Namen nicht für durchaus deutlich hält.

III. „*Der Grünstein, Mandelstein und dichte, schwarze Trapp.*" (S. 95—118). Die plutonischen Felsarten, welche vorzüglich durch Hornblende, Diallage und Augit charakterisirt werden, bilden innerhalb der Grenzen des Steinkohlengebirges bald mehr oder minder hohe Felskuppen, bald lange, schmale Bergrücken, und dehnen sich zwischen S. Wendel, Birkenfeld, Kirn und Grumbach so sehr aus, daſs in der Verbreitung mehrerer Quadrat-Meilen keine andere Gebirgsart vorkömmt. Hr. St. hält es zwar für möglich, daſs die Bildung einzelner Kuppen dieser Gebirgsarten in verschiedene geognostische Zeitalter fallen und selbst mit der Bildung des Steinkohlengebirges gleichzeitig sein könne: aber jene weit verbreitete Hauptmasse hält er sicher für jünger als das Porphyr-Konglomerat, da sie sich auch über dasselbe verbreitet; auch erhöben sich Trappkuppen (wir wollen diesen Ausdruck hier der Kürze wegen mit Hrn. St. gebrauchen) aus dem Porphyr-Konglomerat, und dieses schlieſse nur sehr selten und im Allgemeinen keine Trümmer von Trappgebirgsarten ein. Es wäre wohl der Mühe werth gewesen, diese seltenen Ausnahmen näher anzugeben und allenfalls nach den Umständen weiter zu deuten, welches aber unterlassen worden ist. Hr. St. beschreibt und bildet viele Profile des Zusammen-Vorkommens des Steinkohlengebirges mit den Trappgebirgsarten ab. Keines derselben liefert einen schlagenden Beweis, daſs auch Trappfelsarten in der Epoche der Steinkohlengebirgs-Bildungen entstanden sind. Entweder zeigen sie sich im Gebiete des letztgenannten Gebirges als unverkennbare Durchbruchsmassen, in Kuppen- oder Gangform, welche oft Theile des Steinkohlengebirges mit in die Höhe gehoben haben, oder, wenn sie im Steinkohlengebirge zwischengelagert vorkommen, so liegt, auch nach den Analogien aus andern Ländern, wo ihr Zusammenhang mit Gangmassen sich nachweisen läſst,

die Annahme viel näher, die scheinbaren Lager der Trappmassen ohne Ausnahme für lagerförmige Gänge zu halten, welche bei dem Hervorbrechen zwischen die vorhanden gewesenen Schichten des Steinkohlengebirges sich eingedrängt haben. Hr. St. läfst selbst diese Erklärung theilweise gelten, theils meint er aber, dafs manche dieser Einlagerungen, deren Zusammenhang mit den isolirten Trappkuppen sich nachweisen lasse, als Lavaströme zu betrachten seien, die mit dem Steinkohlengebirge gleichzeitig gebildet und von Schichten desselben überdeckt worden wären, wie man solches namentlich bei den Trapplagern des Gutesberges und an dem Bosenberge bei St. Wendel annehmen könne. Ref. kennt diese Punkte nicht aus eigener Ansicht, aber wenn sich die sogenannten Lavaströme durch nichts anders für solche zu erkennen geben, als dafs sie, d. h. die Zwischenlager im Steinkohlengebirge, mit den Trappkuppen zusammenhängen, so liegt darin gar kein Grund zu der Annahme Steiningers, sondern wohl noch eine Wahrscheinlichkeit mehr, dafs auch dieser Fall, wie alle analogen, unter die Kategorie der lagerförmigen Gänge gebracht werden müsse. Ref. ist daher geneigt, die Epoche der Durchbrüche der Trappgebirgsarten in diesem Steinkohlengebirge ausschliefslich nach dessen Bildung, aber auch noch nach der Durchbruchs-Epoche des rothen Porphyrs, die St. selbst mit der gröfsten Bestimmtheit noch nach dem Steinkohlengebirge setzt, anzunehmen.

Die Trappgesteine von den verschiedenen Fundorten werden nun ziemlich umständlich beschrieben; Ref. kann hier nicht controlirend folgen, da ihm nur Einzelnes davon in Kabinetstücken zu Gebote steht. Sie lassen sich aber nach Hrn. St. unter folgende Abtheilungen bringen: 1) Gemenge von gemeinem Feldspath mit Hornblende, Eisenglanz und zuweilen mit Braunkalk. 2) Gemenge von Albit und Magneteisen, oder doleritische Trappgesteine. 3) Gemenge von Schillerspath oder Hornblende mit Albit und Eisenglanz. 4) Halbverglaster schwarzer Trapp. 5) Dioritische Gesteine. 6) Aphanitische Gesteine. Wie man sieht, so reicht unsere petrographische Terminologie nicht aus für alle diese Gemenge. Es wäre zu wünschen, dafs Hr. Prof. G. Rose einmal die letztern einer genauen Revision unterwerfen möchte.

Weiter folgen bei Gelegenheit dieser Felsarten einige Notizen über die Achatschleifereien, die, strenge genommen, dem Buche, wie auch noch manches andere darin, fremdartig sind. Was über die Achate selbst gesagt wird, ist gröfstentheils bekannt. Hr. St. will nach seinen mikroskopischen Untersuchungen das Vorhandensein wirklicher Reste von Laubmoosen, Flechten und Algen oder auch Infusionsthierchen in den Achaten nicht annehmen. Röhrchen, hohle und mit Grünerde und Eisenoxyd ausgefüllte, habe er oft beobachtet, aber sie wären theils für die Wirkung entwickelter Gasbläschen in einer noch weichen kieseligen Masse, theils für nichts anders als für feine stalaktitische und dendritische Formen zu halten, welche sich bildeten, ehe noch die Drusenräume mit Chalcedon-Substanz ausgefüllt wurden. Solche Formen kennt Ref. auch sattsam in den Obersteiner Achaten (am besten sieht man sie in den dünn geschliffenen Spielmarken in ihren Durchschnitten): aber aufser solchen kommen auch noch andere seltene Formen in diesen Achaten vor, wie B. Cotta deren in den Achaten von Schlottwitz nachgewiesen, „Chalcedon-Thierchen" genannt und mit Oscillatorien verglichen hat. Diese Chalcedon-Thierchen von Oberstein sind aber noch gröfser und ausgezeichneter als die von Schlottwitz, und bei beiden ist wohl eine organische Form ganz unverkennbar. (Vergl. Cotta's Beschreib. und Abbildungen in von Leonhard's neuem Jahrb. der Min. 1837. S. 299 ff.)

IV. „Veränderungen, welche verschiedene Gesteine in der Nähe der Trappgebirgskuppen erleiden. Quecksilbererze." (S. 118—127.) Dieser Abschnitt ist sehr mager. Beobachtungen über die durch die Nähe des Trappgesteins veranlafsten vielfachen Zerspaltungen des Steinkohlensandsteins, über Veränderungen der Kalksteinlager in Dolomit, des Schieferthons in Thonstein und Porzellanjaspis, über Rothfärbungen des Schieferthons etc. werden mitgetheilt und Vergleichungen mit den veränderten Gesteins-Einschlüssen in Basalten und den Produkten des neuen Erdbrandes im Steinkohlengebirge am brennenden Bache bei Saarbrücken angestellt. Viel Neues in Bezug auf Phänomene und Lokalitäten erfahren wir dadurch nicht, dabei ist alles nur sehr leicht skizzirt. Dann wird der Gesteins-Modificationen der pfälzischen Quecksilberwerke erwähnt, welche gröfstentheils ihren Sitz im Steinkohlengebirge haben; sie sind auch der Art, dafs sie von den Effekten grofser Hitzgrade zeugen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 79.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

Geognostische Beschreibung des Landes zwischen der untern Saar und dem Rheine. Ein Bericht an die Gesellschaft nützlicher Forschungen zu Trier, von J. Steininger.

(Schluſs.)

Ganz offenbar sind die Quecksilbererze in den Spalten des Steinkohlengebirges, auch wohl des rothen Porphyrs und der Trappgesteine (in den beiden letztern sind ebenfalls einige Quecksilberwerke vorhanden) durch Sublimation abgesetzt worden. Diese schon von v. Beroldingen ausgesprochene Ansicht ist unabweisbar, und der Umstand, daſs sich die Erze in der Tiefe immer mehr verlieren, wie der neueste Bergbau recht augenscheinlich bewiesen hat, spricht für die groſse Hitze bei dem Hergange, die auch die Veränderungen des Nebengesteins bewirkte. Nur zunächst der Oberfläche setzten sich die Quecksilbererze in den Spalten ab; der gröſsere Theil derselben mag wohl in die Atmosphäre verflüchtigt worden sein. Was Herr St. beschreibend von den Quecksilberwerken mittheilt, ist mangelhaft und besteht fast ausschlieſslich in Auszügen nach Schulze, womit vier Seiten gefüllt sind. Ob gerade, wie Hr. St. meint, die Quecksilbergänge auf die Entstehung des Trappgebirges als ihre Ursache bezogen werden können, läſst sich nicht beweisen; sie könnten auch viel jünger sein.

V. „Thalbildung." (S. 127—140.) Bei der Ausdehnung, welche die gegenwärtige Beurtheilung schon erhalten hat, können wir bei diesem Abschnitte nicht ins Einzelne gehen; er enthält aber viele gute Beobachtungen und Schlüsse über den Gegenstand seiner Aufschrift, über das tertiäre Gebirge und noch manches Andere. Leider will uns aber bei ihm die Darstellungsweise am wenigsten zusagen; überall fehlt es an Schatten und Licht. Beobachtungen und Folgerungen sind so mit einander verwebt, man möchte sagen verfilzt, daſs man nur mit Mühe einige Ruhepunkte in dem ganzen Abschnitte finden kann. Es laufen die Gegenstände gar zu sehr durch einander, Kleines und Groſses, Wichtiges und Nebensachen, so daſs es dem Leser schwer wird, sich gehörig von der jedesmaligen Absicht des Verfs. Rechenschaft zu geben.

Zuletzt (S. 141—149) folgen noch zwei Anmerkungen, wovon die erste eine nicht uninteressante Nachlese zu der Uebersicht der Flora des Saarbrückenschen Steinkohlengebirges enthält. Der Fund eines Nadelholzes — des ersten, welches aus der Steinkohlenformation bekannt wird — ist wohl das Wichtigste dabei. Die gegebene Abbildung davon scheint treu zu sein. Hr. St. nennt die Species Pinites abietinus. Es verdient hier noch bemerkt zu werden, daſs die Bilder von fossilen Pflanzen, welche zu dem Buche gehören, überhaupt recht gut lithographirt sind. Die zweite Anmerkung bezieht sich auf die klimatischen Veränderungen durch Abkühlung der Erdkugel. Der Verf. suchte approximative Werthe für das Alter der Steinkohlen-Formation, indem er von der Voraussetzung ausgeht, daſs die Steinkohlenpflanzen auf niedrigem Küstenlande gewachsen sind, dessen Mitteltemperatur 20° C. bis 25° C. betragen habe. Da gegenwärtig die mittlere Temperatur unserer Gegend im flachen Lande nur 10° C. ist, so folgerte er daraus, daſs die Oberfläche unserer Erde seit jener Zeit um 10° bis 15° C. sich abgekühlt habe. Da ferner nach Newton's Gesetze die Abkühlung eines Körpers in einer geometrischen Reihe erfolgt, wenn die Zeiten eine arithmetische bilden, so kommt es blos darauf an, den Abkühlungs-Exponenten unserer Erde für einen gewissen Zeitraum zu kennen, um die Zeit berechnen zu können, welche seit dem Wachsthum der Steinkohlenpflanzen verflossen ist. Da endlich nach Poisson seit 2500 Jahren der mittlere Erdradius durch Abkühlung nicht um ein Zwanzigmilliontel seiner Länge kleiner geworden sein kann, so

nimmt er diese Gröfse als ein Maximum an, und folgert dann aus den Versuchen Adié's über die Ausdehnung des Granits durch Wärme, indem er dieselbe Ausdehnung für die Erde annimmt, dafs die Abkühlung derselben in den zuletzt verflossenen 2500 Jahren höchstens 0°,00558 C. betragen haben könne. So weit sind die Schlüsse unter den angenommenen Voraussetzungen vollkommen richtig. Was nun aber die Rechnungen betrifft, so scheint er übersehen zu haben, dafs in Newton's Formel unter T und A die Temperatur-Ueberschüsse eines abkühlenden Körpers über die constante Temperatur des umgebenden Mittels zu verstehen sind, nicht aber die Temperatur selbst, welche der Körper in zwei verschiedenen Perioden seiner Abkühlung besitzt. Da er nun 10° C. für die constante Mitteltemperatur unserer Breiten im flachen Lande annimmt, worin die Abkühlung der Erdoberfläche in unserer Gegend stattfand, so war der Temperatur-Ueberschufs unserer Erde vor 2500 Jahren 0°,00558 C. und jetzt 0. Der Abkühlungs-Exponent wäre also für diesen Zeitraum $\frac{0°,00558}{0}$, welches auf einen Widerspruch führt. So wie der Verf. die Rechnung geführt hat, bezieht sich die Abkühlung der Erdoberfläche in unserer Gegend nicht auf eine Temperatur des Mediums von 10°, sondern auf 0°. Wir halten es daher für überflüssig, in seine Rechnungen selbst und in die daraus erhaltenen Resultate einzugehen. Eine nähere Beleuchtung der Sache mufs überhaupt an diesem Orte unterbleiben. Es würde aber die von dem Vf. gestellte Aufgabe eine richtigere Lösung gefunden haben, wenn ihm Bischof's Wärmelehre, Leipzig 1837, bekannt geworden wäre. S. 480 daselbst würde er die Auflösung dieser Aufgabe gefunden haben, wonach sich allerdings ein sehr grofser Zeitraum, über eine Million Jahre, für das Alter der Steinkohlen-Formation ergiebt. Nach dem, was übrigens Bischof S. 492 über die Abkühlung unserer Erde bemerkt, dürfte dieser Zeitraum noch viel zu gering gefunden worden sein.

Wenn wir nun so die Karte und das Buch dazu etwas scharf beurtheilten und Manches daran tadelten, so wollten wir dadurch zugleich bewiesen haben, dafs Beides für die Wissenschaft von Werth sei. Bei einer Arbeit ohne besonderes Verdienst würden wir diese ausführliche Kritik nicht unternommen haben, — dabei hätte die Abfertigung mit wenigen Zeilen genügen können. In der That hat die ganze Arbeit die Kenntnifs unseres nachbarlichen Gebirgs-Gebietes bedeutend gefördert, und Ref. freut sich ihres Besitzes und der mannigfachen Belehrung, die er daraus geschöpft hat. Die Karte ist ein wichtiger Beitrag für den gröfserer Vollständigkeit rasch zureifenden geognostischen Atlas von Deutschland. Wir wünschen dem Werke, das sich auch einer guten buchhändlerischen Ausstattung zu erfreuen hat, viele Benutzer, und dem Verf. Ausdauer und fortgesetzten Fleifs bei seinen weiteren Gebirgsforschungen auf demselben Gebiete, wodurch die noch gebliebenen Lücken erfreuliche Ergänzung zu erwarten haben!

Nöggerath.

XLIX.

Catalogus Codicum Manuscriptorum Bibliothecae Academicae Gissensis. Auct. J. Valentino Adrian. Francof. ad M. 1840. 8. *IX.* 400.

Nach dem Beispiele der Schwesteranstalt zu Marburg, übergiebt nun auch die Bibliothek zu Giefsen, ein sorgsam gearbeitetes Verzeichnifs ihrer Handschriften der gelehrten Forschung. Wenn es gleich in unsern Tagen nicht mehr *der* Anmahnungen zu solchen Arbeiten bedarf, wie sie der Geschichtschreiber der Eidgenossen im Anfange des Jahrhunderts aussprach, als er seine schöne Beurtheilung der reichen Morellischen Arbeit niederschrieb, so sind doch Handschriftencataloge *der* Bibliotheken, über welche bisher wenig oder nichts bekannt gemacht worden ist, um so freundlicher zu begrüfsen — dies aber ist der Fall mit der Bibliothek zu Giefsen. Denn abgesehen davon, dafs die Kostbarkeiten dieser Anstalt aus den Disciplinen der altdeutschen Literatur und des deutschen Rechtes, neuerlich allerdings von den Gelehrten besprochen und benutzt worden sind, deren Textausgaben oder literarisch-bibliographische Verzeichnisse Gegenstände höchst nützlicher Thätigkeit waren — ist für die Giesener Manuscripte eigentlich gar nichts geschehen, da ja Ayermanns Aufsätze in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen des Jahres 1741 (No. 88—92) von sehr geringer Bedeutung sind. Wenig nützt ein statistisches Tableau, wieviel Codices nun eben der classischen Philologie, wieviel dem deutschen Rechte, wieviel der Theologie, der deutschen Geschichte u. s. w. in der Bibliothek zu Giefsen angehören, es möge nur diese Bemerkung genügen, dafs die Theologie und namentlich die scholastische Theologie, dann aber das deutsche Recht und hier wieder die Statutar- und Particularrechte numerisch und wissenschaftlich überwiegen; dafs die ersteren grofsentheils dem Sammlerfleifs des Gabriel Biel, die letzteren dem Vermächtnifs des Renat Carl von Senkenberg verdankt werden; aufserdem aber sind Jo. Heinr. Mai, Chr. Lud. Koch, Conr. Bachmann, Geo. Ludw. Noellner u. a. als Wohlthäter der Anstalt zu nennen. Der Verf. des vorliegenden Cataloges, der Oberbibliothekar und Professor Joh. Valent. Adrian, hat sich des ehrenvollen Auftrages, die Schätze seiner Anstalt bekannt zu machen, auf

eine Weise entledigt, für welche ihm die Gelehrten gewifs den wohlverdienten Dank sagen werden, aber auch die Art der Ausarbeitung des Cataloges, betrachten wir sie von der formellen Seite, verdient Anerkennung des grofsen, dem Geschäfte zugewendeten Fleifses und der Genauigkeit, mit welcher auch das kleinste Bruchstück berücksichtigt worden ist; unterdrücken nur können wir *eine* Bemerkung nicht (wollen wir anders ehrlich und freimüthig zu Werke gehen), und das ist die, dafs es in manchen Fällen dem Werthe der Arbeit, unseres Erachtens, sehr ersprieſslich gewesen wäre, hätte es dem hochgeschätzten Verf. beliebt, auch jedesmal *die* Notiz hinzuzufügen, es sei die eben zu besprechende Handschrift, nun auch schon gedruckt und wo, und wie, und von wem, benutzt. Möge es gestattet sein, an der Hand des Verfs., die streng wissenschaftlich aufgestellten Handschriften zu durchwandern und diese, vielleicht tadelnswerth kleinliche Bemerkung zu beweisen — indem wir gleich ein für allemal erklären, dafs alle jene Bedingungen, die man einem derartigen Verzeichnisse zu stellen pflegt, Bemerkung des Alters, des Stoffs, der äufseren Beschaffenheit und was dgl. m. von dem sachkundigen Verf. vollkommen genügend und erschöpfend erfüllt sind; dafs man aber an der Lahn nicht Schätze aufweisen kann, wie am Arno oder an der Seine, versteht sich von selbst. — Von den vier und dreifsig der Literargeschichte gewidmeten Nummern, deren die meisten Collectaneen und Excerptensammlungen enthalten, scheinen die von H. L. Senkenberg, J. H. Mai, Almeloven und David Clement herstammenden, die bedeutenderen zu sein, die Namen, wenigstens der wichtigeren Männer, deren Autographa cod. XIX. enthält, es sind ihrer nicht weniger, als 291, wären erwünscht gewesen, wie Wachler und neuerdings Falkenstein gethan, sei es auch nur, um unserer autographensüchtigen Zeit ein Zugeständnifs zu machen. Dafs diese Sammlung aus der Seidelschen Bibliothek, deren Reste man in Dresden und Berlin bewahrt, sich herschreibt, ist eine vielleicht zu kecke Vermuthung unsererseits; des Vigilius Zuichem Autobiographie (cod. XXII.) ist interessant, ein Seidelsches Manuscript der Berliner Bibliothek (cod. mspt. boruss. fol. 201) enthält fol. 2 einen Brief von Zuichem an Hier. Schurff. Ueber einige arabische Manuscripte hat Vullers sachkundige Notizen gegeben; das Bedeutendste aus Schilters Sammlungen zur deutschen Sprache (cod. XLVII.) ist nach des Verfs. Bemerkung gedruckt, Franciscus Junius eigenhändiges angelsächsisches Glossar aber, ist ein angenehmer Besitz. — In welchem Verhältnifs Dudiths Marginalnoten zu den Aristotelischen Büchern (cod. LI), zu seines Lehrers Vicomercatus Erläuterung stehen, wäre vielleicht durch nähere Mittheilung einer Probe, zu Nutz und Frommen des literarischen Theiles dieser Studien zu beleuchten gewesen, bekanntlich war es Dudith, der den mit harten und ungewöhnlichen Worten angefüllten Styl seines Meisters, zu bessern und zu feilen beauftragt war. Von den Aristotelicis cod. LII und folgende scheint z. B. der Commentarius in libros VIII Physicorum, der des Lambertus de Monte zu sein. Des Tractatus feudorum von G. Pancirolus erwähnt die beste Biographie desselben, nämlich die Bibliotheca Modenese IV. 4 flg. nicht, doch hatte schon Boehm über die Giefsener Handschrift das Nöthige beigebracht. Unter den meist sehr jungen Handschriften Virgilischer und Horazischer Bücher, möchten sich die Metamorphosenfragmente auszeichnen, wenn sie nur nicht allzusehr Bruchstück wären, von einer Heroïdenhandschrift ist eine Probecollation hinzugefügt. Bei der Erwähnung des Getacodex (Nr. LXVII) war der Vollständigkeit halber, vielleicht auch Haupts Recension der Osannschen Arbeit (Wiener Jahrbücher Bd. 79) zu nennen. Die in Codex LXXVI enthaltene Uebersetzung des Cicero de officiis, ist als nun vielleicht älteste Verdeutschung und als eine Arbeit des Hans Hartlieb (1430) von Interesse. Der Martianus Capella, eine Handschrift des 14. Jahrhunderts, ist dem neuesten Herausgeber entgangen. Ueber die Handschrift, welche aufser anderen Dingen, den Cato major des Cicero enthält, wird eine äufserst genaue Mittheilung gemacht und dem Buche de copia verborum, so wie auch dem anderen de quatuor virtutibus, als lange irrthümlich dem Seneca beigelegten Arbeiten, dem in Klammern hinzugefügten Namen des Verfassers, Martinus Braccarensis, ein Fragezeichen beigesetzt. Wir möchten bemerken, dafs der Verfasser eben kein anderer, als der gewöhnlich Martinus Dumiensis genannte Erzbischof ist, über welchen Mansi Genügendes beibringt, was sich freilich durch spanische Notizen noch sehr vervollständigen läfst; in diesem Mansi-Fabricius findet sich denn auch über beide Schriften Belehrung; übrigens befinden sich beide, wie behauptet worden ist, nicht im zwölften Bande der Bibliothek des Galland, sondern es sind das sieben andere Opuscula, auch ist im Spicilegium d'Achery III. 312 wiederum nicht das ganze Buch de copia verborum oder wie dasselbe auch betitelt wird: Formula vitae honestae zu finden, sondern nur die Epistola ad Mironem. Von den altdeutschen Handschriften ist der Iwain von Beneke und Lachmann benutzt, ein sehr bedeutendes Bruchstück eines, wie es scheint, unbekannten Gedichtes aus dem Sagenkreise Carls des Grofsen, ist eine interessante Gabe, aber auch über die andern Handschriften, den Wilhelm von Orleans des Rudolph von Ems, die Tochter von Syon von dem Bruder Lamprecht von Regensburg und den sieben weisen Meistern, giebt der Verf. erschöpfende Belehrung. In der epistolographischen Literatur unseres Cataloges, macht Cod. CX, die Briefe des Ivo von Chartres Epoche, Doyen (hist. de la Ville de Chartres I. 275) scheint eine ähnliche Handschrift besessen zu haben. Der Bemerkung (cod. CXII), es bewahre die Königliche Bibliothek zu Berlin die Originalcorrespondenz des Pighius, 264 Briefe, aus den Jahren 1557—1597 müssen wir amtlich widersprechen. Es scheint hier ein Mifsverständnifs, eine Verwechslung mit den Reliquiae ἐπιγραφων καὶ περιγραφων Romanarum, quas aliquando collegit Romae et alibi in Italia Pighius, in hocce volumen compactae adeoque ab interitu vindicatae per Herrmannum Ewichium (Mspt. lat. fol. 45) Statt zu finden. Diese Sammlung hat der Prediger zu Wesel, Heinrich Ewich, im J. 1680 der Churfürstl. Bibliothek verkauft (Oelrichs S. 109). Das Buch des Thomas Cantipratensis de Apibus (cod. CLIX. b,) ist mehr bekannt unter dem Titel: de bono universali sive de apibus mysticis. Die Deventer Princeps desselben aus dem J. 1478 möchten wir zunächst in Frage stellen, die Ausgabe (Douai 1597. 8.), nennt Duthilloeul als die erste und

bemerkt dabei, dafs hier auch das Leben des Thomas von Georg Colvenère abgedruckt sei (Bibl. Douaisienne p. 50. Nr. 146), dann erwähnt er der späteren Ausgaben von 1605 und 1627. Die Briefe des Aeneas Sylvius, (cod. CLX. d.) sind ebenfalls oft gedruckt (Rosetti. Raccolta. I. Rive. Chasse. 55.). Das gereimte Itinerarium des Grafen Phil. v. Katzenellenbogen nach dem heiligen Grabe, die Wallfahrt des von Schwalbach nach demselben Ziel (A. 1440), desgleichen die orientalische Reise des Arnold v. Harpf und des Alex. v. Pappenheim sind mehr oder weniger interessante Stücke. Unter den Handschriften: Historia universalis, ist das Werthvolle, wie der Otto von Freisingen, des Adam von Clairmont flores historiarum, einige Handschriften der Chronik von Königshofen, der Forschung bisher stets zugänglich gewesen und bekannt. Dafs nicht nur in Berlin und Gotha, sondern auch in Giefsen sich Bände jener Venetianischen Relationen befinden, (Ranke Fürsten 1. XIII.) lehren die Handschriften cod. CXCVI. u. a., diesen schliefsen sich Staatsschriften und Protocolle zur Geschichte des dreifsigjährigen Krieges an, Akten, Originale und Copien. Einer Handschrift der Chronik des Eusebius und einem Fasciculus temporum (von Rolevink) cod. CCXVIII, ist ein Marcus Polus de Venetiis: de conditionibus et consuetudinibus orientalium regionum und diesem weiter ein Buch de Moribus Indorum beigebunden; über beide ein Näheres, namentlich in Beziehung auf die neuesten italienischen und deutschen Forschungen zu vernehmen, wäre lehrreich gewesen, um so mehr, da wir ja nun bald den neuen Abdruck der sehr interessanten alten deutschen Bearbeitung besitzen werden. Der in derselben Handschrift sub e. genannte Joannes Becke, ist in der That nur eine historia veterum Episcoporum Ultrajectinae sedis des Joannes Becanus, welche Furmerius in Franeker 1611 u. 12 edirte. cod. CCXIX a. ist Antwerpen 1605 und öfter gedruckt, der Ulmer Ausgabe des Caorsin gingen zwei römische voran (Audiffr. p. 265 u. 273), dies zu cod. CCXXXIV, Nr. a in dem folgenden ist zu Helmstädt im Jahr 1544. 4. im Druck erschienen. Für die Handschriften der Historia destructionis Troie, waren vielleicht des Veteranen Jacobs gründliche Notizen (1. 441) zu erwähnen. cod. CCXLIII. ist nach Mongitore 2. 44, die in Messina 1640. 4. im Druck erschienene l'Antichità di Scichili anticamente chiamata Casmena, seconda Colonia Siracusana, von welcher schon der Verf. selbst die lateinische Bearbeitung gefertigt hatte. Cod. CCL ist in Graevius Thesaur. antiq. T. IX. ps. 8 p. 2—102 (LBat. 1723) abgedruckt, das Original des Cesare Brissio, war als Relazione dell' antica citta di Cesena alla santità di Clemente VIII schon im Jahre 1598 4. in Ferrara bei Vittorio Baldini erschienen; schon Farsetti nennt das Original rarissimo libro. cod. CCLXIX Macquerau: Traité de la maison de Bourgogne etc. ist dem Sammlerfleifse des Lelong III. 719 entgangen, wo er nur der Arbeiten des Palliot, Harduin, Courtivron, de Brosses de Tournay, de Thézat gedenkt, aber cod. CCLXXI war mit der Lignée des seigneurs d'Amboise, (Le Long III. 735 Nr. 40907 u. 35667. 68.) in Verbindung zu setzen, wo auch die Histoire d'Amboise desselben Verfassers, Hervy de la Queue, deren schon Duchesne B. d. hist. d. Fr. p. 199 gedenkt, genannt ist; ein Aehnliches gilt von Nr. CCLXXII unseres Cataloges, Lelong erwähnt S. 754 Nr. 41493 drei Handschriften in den Bibliotheken Rothelin, de Camps (Béringhen) u. de Caumartin (Bischof v. Blois 1733), von welchem die Giefsener die Abschrift sein möchte. — Ein grofser Reichthum von Staatsschriften, Reichstagsverhandlungen, Specialchroniken, z. B. von Steiermark, Kärnthen, Tyrol (in welchem Verhältnifs die Aktenstücke cod. CCCLXXV zu Schlözers Arbeit stehen mögen, ist nicht bemerkt), Preufsen (Nr. CCCLXXXIV ist wohl eine Edition imprimé au Donjon?), Würtemberg, namentlich Hessen, Nassau, Braunschweig, Sachsen, Stadtchroniken von Augsburg, Nürnberg, Braunschweig, Breslau, Erfurt, Magdeburg, Mainz, Passau, Salzburg, Ulm, Würzburg finden sich in dem der deutschen Geschichte gewidmeten Abschnitte gesammelt und mit den nöthigen literarischen Notizen begleitet; auch fehlt es nicht an Genealogicis für die von Eppenstein, Pötting, Wynneburg und Bilstein, Riedesel und Sponheim. Wie die Bibliothek zu Giefsen drei, besitzt die Bibliothek zu Berlin zwei vollständige Handschriften von des Joh. Bodinus: Colloquium Heptaplomeres de abditis rerum sublimium arcanis. Des Bened. Lomellinus Arbeit über die Secretarii Apostolici (cod. DCXXXIV) scheint Buonamici nicht gekannt zu haben, wenigstens gedenkt ihrer die römische Ausgabe (1753) nicht, ob die zweite (von 1770) können wir nicht sagen, jedenfalls ist eine detaillirte Notiz über die gewifs interessante Handschrift zu wünschen. Das S. 203 (cod. DCLXIX) mitgetheilte Epigramm des Joannes Lascaris ist durch Druckfehler entstellt, in dem ebendaselbst genannten Christophorus möchten wir vielleicht den Christophorus Rufus vermuthen, dessen Brief an Cosimo Medici bei Bandini Cod. Gr. Laur. II. 674 abgedruckt ist. Die Sermo de passione Domini (cod. DCLXX) ist allerdings nicht der Dialogus bei Gerberon. S. 488. Der Johannes dehese (!) cod. DCCVIII) ist wohl der Johannes Hefs, dessen Itinerarium ins vierzehnte Jahrhundert gehört, wollte man gleich früher der, übrigens an sich nicht bedeutenden Schrift ein höheres Alter vindiciren (s. Fabr. Mansi III. 83 Pez. Anecd I. Diss. Isag. 87). Das Fragezeichen bei Lemovicensis (cod DCCLXVI b.) möchte zu streichen sein, da hier wohl nur, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, das bekannte Buch vorliegt. Schwerlich ist Friedrich Sommer der Verf., wohl nur der Schreiber dieser Giefsener Handschrift: „der Sehlentrost", denn nach den S. 251 mitgetheilten Anfang- und Schlufsworten ist cod. DCCCL kaum etwas anderes, als das bekannte, zuerst von Sorg in seiner sorgfältigen Weise gedruckte Buch (Panz I. 139 u. anderswo). Es ist übrigens dieser, der Scholastik und den neueren Theologen gewidmete Abschnitt des Cataloges, mit ganz vorzüglicher Sorgsamkeit gearbeitet, was denn um so dankenswerther ist, da die Schätze des Mitstifters der Tübinger Universität, des letzten deutschen Scholastikers, des Gabriel Biel, eben in diesen Handschriften aufbewahrt werden. Nicht minder bedeutend dem Inhalt nach und in Betreff der diesem zugewendeten sehr genauen Bearbeitung ist der andere Hauptheil des Catalogs, die Handschriften rechtswissenschaftlichen Inhalts, denn sowohl die Rechtsquellen, namentlich Cod. CMXLIV und XLV, die französische Bearbeitung des Codex (Saec. XIII) für römisches Recht, als auch vor allen die höchst werthvollen Handschriften für germanisches Recht, welche neuerdings durch Homeyer bekannt worden sind, als auch die vielfältigen Particular- und Stadtrechte des 16. und 17. Jahrhunderts sind Besitzthümer ersten Ranges, über welche jedoch dem unkundigen Referenten kein Urtheil zusteht. Acht Tafeln sehr gelungener Facsimile paläographischen Inhalts, Schriftproben, stets bemerkte Namen der Schreiber der Manuscripte, so cod. LXXVIII, DCLXXI, DCCIX, DCCXLII, XLIX, DCCCXIII, DCCCCXL sind Beweise, dafs auch diesen Aeufserlichkeiten die nöthige Beachtung gewidmet worden ist. Wir sind, mit einem Worte, durch die vorliegende Arbeit wiederum in der Kenntnifs dessen, was unser Vaterland an Handschriften jeder Art der wissenschaftlichen Ausbeute liefert, um ein Beträchtliches gefördert und können im Namen Vieler dem würdigen Verfasser nur von ganzem Herzen danken, dafs er diesem Geschäft seine Mufse gewidmet hat.

Gottlieb Friedlaender.

№ 80.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1840.

I.

Notice sur Rabbi Saadia Gaon et sa version arabe d'Isaïe et sur une version persane manuscrite de la bibliothèque royale; suivie d'un extrait du livre Dalalat Al-Hayirin en arabe et en français etc. par Salamon **Munk**. *Paris*, 1838. 8. 112 S.

Der Verf., ein Jünger De Sacy's und einer der gelehrtesten Mitredakteure des Journal Asiatique, hat in dieser dem äufseren Umfange nach so kleinen Abhandlung, obgleich mit französischer Zunge redend, den deutschen Charakter gründlicher Wissenschaftlichkeit erfreulich bewährt. Er legt in derselben die Ausbeute seiner Forschungen dar, die er in den reichen Sammlungen von Handschriften zu Paris und Oxford angestellt hat, und verbreitet namentlich vielfach ein neues Licht über die längst bekannte arabische Version des Jesaias von Saadia, während er mit gleicher Sachkenntnifs sich über die noch gar nicht gekannten persischen Versionen verbreitet. Dafs bei einer solchen Gelegenheit auch über manchen anderen Punkt der Philosophie, Theologie und Bibelauslegung des Mittelalters Aufschlufs geboten wird, läfst sich von dem Umfange der Kenntnisse des Hrn. M. wohl erwarten.

Saadia (starb 942), vielleicht das gröfste wissenschaftliche Genie unter den Rabbinen, gehört zu den wenigen jüdischen Gelehrten, welche auch von arabischen Schriftstellern gepriesen werden *). Er hat in seinem kurzen Lebenslaufe (er ist nur 50 Jahre alt geworden), in welchem ihm noch ein Theil seiner Zeit durch ehrenvollen Kampf gegen Unterdrückung geraubt wurde, philosophische, theologische, grammatische, exegetische, poetische und thalmudische Werke geschrieben, von denen jedes einzelne hingereicht haben würde, ihn ruhmvoll auf die Nachwelt zu bringen. Leider haben wir nur einen Theil dieser Werke überkommen, darunter aber zum Glücke die Versionen der wichtigsten Bücher des A. T. Diese hatten schon im frühen Mittelalter bei allen Religionsparteien Eingang gefunden (was eben zu ihrer Erhaltung beitrug) und werden noch jetzt wegen ihres hohen Alters, besonders aber wegen ihrer Genauigkeit und gesunden Kritik mit Recht hochgeschätzt. Die vorhandenen sind 1) Uebersetzung des Pentateuchs, mit hebräischen Charakteren, in der jetzt sehr selten gewordenen Pentateuch-Polyglotte zu Konstantinopel 1546 abgedruckt. Dieselbe ist in arabischen Charakteren, aber auch mit manchen wesentlichen Veränderungen in die Pariser und Londoner Polyglotten übergegangen. 2) Uebers. des Jesaias, 1790 vom Prof. Dr. Paulus nach dem einzig vorhandenen Manuscript der Bodlejanischen Bibliothek herausgegeben. Die Handschrift ist seitdem nicht wieder zu finden *). 3) Uebers. des Buches Hiob, von ihrem Verf. כתאב אלתעדיל, d. h. Theodicee genannt. Sie befindet sich zu Oxford (cod. Huntington. 511.) und in einer Abschrift von ihr im Besitze Gesenius'. 4) Uebers. der Psalmen, ebenfalls zu Oxford, deren Verf. zwar nicht angegeben ist, die aber Pococke dem Saadia zuschreibt, und was Hr. M. bestätigt. S. Pusey: Catal. p. 559 sqq.

Nachdem Hr. M. einiges über die Lebensumstände des Saadia beigebracht, stellt er selbständige Betrachtungen über dessen handschriftliche Werke im Gebiete der Philosophie an, wo er unter anderem nachweist, dafs der zu Mantua 1562 unter S's. Namen gedruckte Kommentar zum Buche *Jesira* untergeschoben ist, da-

*) Vergl. De Sacy Chrestom. arabe Tom. I. p. 351, 356 u. 357 der 2ten Aufl.

*) Ueber diesen noch nicht aufgeklärten Fall sagt der Katalog von Nicoll und Pusey nur folgende trockene Worte: eo tamen magis dolendum est Ms. Saadiae, quem edidit idem (Paulus), haud amplius in Biblioth. nostra extare (p. 448.)

gegen der ächte in der arabischen Originalsprache in der Bodlejana aufbewahrt wird. Er wendet sich sodann zu der Uebers. des Jesaias, deren Werth er durch tiefe Sprachkunde, Geschmack und Unparteilichkeit im Urtheil nach vielen Seiten beleuchtet. Dieser Abschnitt seiner Abhandlung dürfte für den biblischen Orientalisten das gröfste Interesse haben, und wir nehmen ihn daher auch zum Hauptgegenstand unserer Beurtheilung. Wir lassen den Vf. einen Augenblick selbst sprechen:

„Hr. Paulus, der berühmte Prof. zu Heidelberg, hat vor beinahe einem halben Jahrhunderte die arabische Version des Jesaias nach dem einzigen Manuscript der Bodlejanischen Bibliothek bekannt gemacht, ... aber dabei unzählige Fehler begangen . . . . . Viele Orientalisten . . . . . . haben daran gebessert, und zuletzt haben Rosenmüller und Gesenius in ihren Kommentaren zum Jesaias eine Anzahl dieser Irrthümer gut zu machen gesucht. Aber selbst ihre Citationen sind nicht immer so korrekt, wie man es wünschen dürfte; oft haben sie sich unnöthige Korrektionen erlaubt und manchmal die Fehler vermehrt, anstatt sie zu vermindern. Um zu zeigen, wie viel noch für die Herstellung der ursprünglichen Reinheit des Saadianischen Textes zu thun ist, begnüge ich mich, einige falsche Lesarten aus dem Kommentare Rosenmüllers und dem des Gesenius hier anzuführen."

Wie wir aus guter Quelle wissen, ist eine zweite Auflage des Kommentars zum Jesaias unter den Händen Gesenius' zum Drucke gereift, und man darf vermuthen, dafs die vorliegenden Verbesserungen nicht ohne Einflufs darauf bleiben werden. Jedenfalls müssen sie zu erneuter sorgfältiger Prüfung des arabischen Textes auffordern. Jedoch wollen wir, zur Entschuldigung des Hrn. Paulus, bevor wir von Hrn. Munk's Verbesserungen reden, einige Worte über das Lesen dieser Art von Handschriften sagen.

Die von jüdischen Gelehrten in arabischer Sprache geschriebenen Werke bieten weit gröfsere Schwierigkeiten dar, als die Codices in den klassischen oder anderen Sprachen. Denn 1) sind sie meist mit hebräischen Charakteren geschrieben, wobei die Willkühr der Verfasser und Abschreiber kein festes System in der Darstellung der arabischen Buchstaben, durch entsprechende hebräische aufkommen liefs. So z. B. vertritt bei diesem ein ג das ج, ein ג̄ oder ג das غ, beim andern wieder ist ג = غ und ג̄ oder ג = ج. Die Anwendung der hebräischen Schriftzeichen auf die arabische Sprache war bei den Juden nicht blos gewöhnlich, sondern bei vielen der Gebrauch der arabischen Schrift den Abschreibern untersagt, ja ein Fluch über die Uebertreter ausgesprochen. Dies that sogar Maimonides, wenn wir dem berühmten Abdallatif glauben sollen, (S. Relation de l'Égypte par Abd-Allatif, ed. De Sacy p. 466). 2) Rühren spätere Handschriften meist von Abschreibern her, die wohl hebräisch, aber nicht arabisch verstanden haben, und die sich folglich oft von der Aehnlichkeit der Buchstaben täuschen liefsen. 3) Fehlen die diakritischen Zeichen fast überall, wo sie nicht durchaus nothwendig sind, um etwa einem groben Mifsverständnisse vorzubeugen. 4) Herrscht bei den häufig vorkommenden Abkürzungen dieselbe Willkür, wie bei der Vertretung der arabischen Buchstaben. 5) Endlich haben die Schriftsteller den Zusammenhang der Rede oft durch hebräische Worte oder Sätze unterbrochen, was *sie* sich wohl erlauben konnten, da sie nur ein jüdisches Publikum im Auge hatten, was aber jetzt manchen der Sprache sogar kundigeren Leser, als Hrn. Dr. Paulus bedenklich und irre machen kann. Zum Beweise des Gesagten wollen wir nur ein Paar Beispiele aus den Schriften zweier Meister auf diesem Gebiete auswählen.

Schnurrer führt in seinen Dissertationes philologico-criticae S. 461 folgende Worte des *Tanchum Jeruschalmi* zur Erklärung des *ἅπαξ λεγόμενον* אבחת, Ezech. XXI, 20. an:

וקיל אן אלאלף בדל אלטא מן קבאלה אבטח....
פתכון מתל טבחת חרב וחוא אלדבח ואלקטל

Nachdem er in der Anmerkung zu dem Worte אבטח gesagt: sic certe habet codex, sed minus recte; übersetzt er Tanchums Worte also: alii volunt, א positum esse pro ט, adeoque אבחת pro אבטח . . . ut sit טבחת חרב i. e. mactatio et caedes. Man begreift kaum, wie dieser wackere Gelehrte mit einer Erklärung sich begnügen konnte, der durchaus kein Sinn abzugewinnen ist? In dem Worte אבחת soll א statt ט stehen und אבחת also für אבטח!! Hier haben wir einen schlagenden Beleg für den von uns oben Nr. 5. angegebenen Fall. Das Wort קבאלה nämlich ist hebräisch, oder vielmehr rabbinisch: *Kabbála*; statt

אבטח hat man אט בח zu lesen, und die Erklärung ist ganz einfach folgende: „*Andere sagen*, א *stehe für* ט *nach dem kabbalistischen Buchstabensystem, das* אט בח *heiſst.*" Von solchen erkünstelten Buchstabenverschiebungen haben bekanntlich die Kabbalisten mehrere Systeme; über das hier erwähnte אט בח vergl. in der Kürze Buxdorf Lex. Chald. Thalm. et Rabb. p. 64. Das Wort קבאלה wird übrigens von Tanchum sehr häufig gebraucht.

Aus demselben Tanchum führt Gesenius, Thes. I. p. 126, a, zur Erklärung des Wortes אֲנָךְ, Amos VII, 7., folgendes an:

ר׳ יונה שרח פי חומת אנך קצריר והוא פי אלערבי אנך ומעני בידו אנך הוא אלקצריר אלדי יכון פי אלחיט אלדי יזן בה אלבנא אלבנאיח ללא תתעוג׳.

Und diese Worte übers. Gesenius „قطربير (tale vocabulum, ni fallor, sibi voluit Tanchum) regula, mensura, i. e. arab. انك et in verbis בידו אנך est perpendiculum filo appensum ....." Allein schon die Lesart ist gezwungen, und die dem Worte gegebene Bedeutung aufgedrungen. Man lese vielmehr: קצדיר i. e. قَصْدِير = κασσίτερ-ος, plumbum, stannum, und die Meinung des Tanchum ist klar. Eben so in der dort angeführten Stelle aus Juda b. Karisch אנך .... وهو القدير, wo in der Hdschr. אלקודיר stehn soll, was aber nichts anderes, als אלקודיר = القزدير ist, welche letztere Form auch im Kamus statt قصدير vorkommt.

Diese Beispiele sollen nur zum Beweise des Gesagten dienen; denn wir wissen selbst, wie leicht es anderer Seits ist, auf dem Felde, das von diesen Männern geebnet und bebaut ist, noch eine kleine Nachlese zu halten. Heben wir nunmehr einige von den Munkschen Emendationen heraus:

Kap. I, 8. sind die Worte כעיר נצורה von Paulus durch أو كقرية مُتَخَصَّصَة wiedergegeben. Rosenmüller erklärt dies: aut instar urbis peculiaris, s. peculiaris factae, i. e. quae singula remansit, superest.. M. liest مُتَحَظَّظَة belästigt. Ref. würde aber مُكَنَّفة vorschlagen i. e. undique circumdata, da die Buchstaben כ und צ in Spanischen Codd. fast gleich sind. Denn die Munksche Lesart wird wenig durch den Parallelismus unterstützt.

Kap. XI, 8. liest Gesenius die Saad. Uebersetzung des Wortes וְשִׁעֲשַׁע وَيَتَلَهَّا *er führt sie bei der Hand.* M. verbessert richtig وَيَتَلَهَّا Conj. V. des verb. لها spielen.

Eine Schwierigkeit, die noch einer besseren Lösung bedarf, als die von Hrn. M. und seinen Vorgängern versuchte, bietet K. XVIII, 4. dar. Die Worte כְּעָב טַל sind in der Version غيم نداء und von Paulus übersetzt resplendendo. Doch er hat schon in den angehängten Emendationen, was Hrn. M. entgangen, die obige Lesart in أنداء zu verbessern gesucht, und wird hierin von Rosenm. u. Gesen. nur unterstützt. Hr. M. behauptet nun, dieses Letztere gebe keinen Sinn, und fährt dann fort: „je ne doute pas que Saadia n'ait mis ici un mot dérivé de la racine דר qui s'emploie, en general, de tout écoulement copieux..... Je proposerai de lire דראר destillans ou דרארה destillatio." Beide Lesarten haben aber ihre Schwierigkeit أنداء ist gewaltsam für das angebliche רנארא des Textes, selbst wenn man zugiebt, daſs solche Transpositionen gewöhnlich sind. Dagegen empfiehlt sich diese Lesart wieder sehr dadurch, daſs S. überall טל durch أنداء übersetzt, was gegen Hrn. M's. Conjekt. spricht, die sich ihrer Seits graphisch näher an den Text anschlieſst.

Wir übergehen viele andere Emendationen, die vom Vf. mit entschiedenem Glücke versucht worden sind, z. B. XXI, 13. XXII, 5. XXIII, 13., und wieder andere, die auſser allem Zweifel richtig sind, z. B. XLVII, 2. und LXV, 4.

Von S. 36—62 stellt Hr. M. Untersuchungen über die Aechtheit der Saadianischen Uebersetzung an, und beweist sie durch Vergleichung des darin herrschenden Geistes und der Sprache mit andern Schriften S's. und den Citaten bei Abenesra und Kimchi. Die Charakteristik fanden wir hier gründlich und treffend.

Als einen sehr wichtigen Beitrag zur Geschichte der biblischen Exegese müssen wir den 3ten Abschnitt „Version persane" bezeichnen. Bei den hier gegebenen Untersuchungen über die persischen Bibel-Versionen,

die handschriftlich in der Königl. Biblioth. zu Paris liegen, war Hr. M. ohne Unterstützung eines Vorgängers. Die Exegeten und Kritiker der Bibel sprechen nur von der persischen Uebers. des Pentateuchs, die 1546. in der merkwürdigen Konstantin. Polyglotte abgedruckt worden ist; von den Pariser Handschr. spricht noch Niemand. Von der der genannten Konstant. Polyglotte, welche einen Jakob Taos oder Tavos zum Vf. hat, behauptet Rosenmüller in einer eigenen Dissertation, sie sei sehr alt, jedoch nicht vor 762 geschrieben, weil Bagdad darin vorkommt, welches in diesem Jahre erst erbaut wurde. Hr. M. dagegen beweist, dafs jeder, der nur irgend mit dem Bildungsgange der persischen Sprache bekannt ist, zugeben müsse, dafs diese Version nicht höher, als ins 16te Jahrh. gesetzt werden dürfe. Er vermuthet, Jakob Tavos habe sie eigens für diese Polyglotte angefertigt.

Die Versionen der Pariser Bibl., sagt der Verf., gleichen der von Jakob Tavos in ihrer strengen Anhänglichkeit an das Wort und an die Tradition. Sie sind nicht vor dem 13ten Jahrhundert entstanden; denn sie folgen wörtlich den Erklärungen des David Kimchi. Jünger als aus dem 14ten Jahrh. können sie aber auch nicht sein. Der Verf. stellt zur Probe Stücke der verschiedenen Uebersetzungen einander gegenüber und charakterisirt sie in derselben gründlichen Weise, wie beim Saadias. Das 5te Kap. des Jesaias der Pariser Version theilt er ganz mit und begleitet es mit zahlreichen Anmerkungen. Auch von persischen Uebersetzungen apokryphischer Bücher auf der Pariser Bibl. wird gesprochen, und zuletzt noch vor einem dort befindlichen apokryphischen Buche Daniel berichtet, welches während der Kreuzzüge entstanden sein mufs, da der Prophet darin von europäischen Königen spricht, welche die Minarets und Moscheen niederreifsen, und die mohamedanischen Fürsten erschlagen werden.

Von S. 88 bis zum Schlusse theilt der Vf. das 29ste Kap. des 2ten Theils des *More Nebuchim* von Maimonides in der Originalsprache (Arabisch) mit, und begleitet es mit einer treuen französischen Uebersetzung. Dieses berühmte philosophische Werk ist bekanntlich noch beim Leben des Vfs. zweimal aus dem Arabischen in das Hebr. übersetzt worden, und zwar von zwei sehr berühmten jüdischen Gelehrten, von dem hebräischen Hariri, Jehuda Alcharisi zuerst, und dann von Samuel Jbn Tibbon. Letzterer legte dem Vf. selbst im J. 1198, Proben seiner Uebersetzung vor und fand im Ganzen Billigung und im Einzelnen Berichtigung. Seine Arbeit, die gegen 1205 vollendet sein mochte, erhielt eben wegen dieses empfehlenden Beifalls von Maimonides gröfseren Eingang bei der gelehrten Welt, als die von Alcharisi, die ganz verschwunden ist. Dennoch mufs man die Tibbonische Uebers. eine nicht ganz gelungene nennen, wenn man nicht sklavische, bis zur widerlichen Abgeschmacktheit getriebene Worttreue für die erste Tugend des Uebersetzers hält. Manche Mifsverständnisse des Tibbon hat der gewandte *Schem Tob ben Joseph Palkira*, der auch im 13ten Jahrh. lebte, in seinem Buche מורה המורה berichtigt. Hr. M. hat dieses Buch handschriftlich vor sich gehabt, weifs aber noch nicht, dafs es schon ein Jahr vor Erscheinung seines Werkes in Prefsburg, 1837, durch den Druck veröffentlicht wurde.

Ueber die Lebensverhältnisse des Saadia berichtet der Verf. in der gedrängtesten Kürze. Dennoch erzählt er S. 6 ein Faktum, welches die ausführlichsten Geschichtschreiber dieses Faches, z. B. der Verf. des *Jochasin*, des *Schalscheleth Hakababa* und des *Seder Hadoroth*, *Basnage*, *Wolf*, *de Rossi* und *Jost* nicht wissen, und bis auf letzteren eigentlich nicht wissen konnten, da es erst De Sacy in einem handschriftlichen Werke des berühmten Arabers *Masudi*, Zeitgenossen des Saadia, entdeckte und in seiner Chrestomathie mittheilte. Es gehört mit in den Streit, welchen Saadia mit dem Patriarchen *David ben Saccai* hatte. Wir erfahren hier, dafs S. Schritte beim Chalifen Almuktadir-Billah gethan, um den Patriarchen seiner Würde zu entsetzen und dafür dessen Bruder *Hassan ben Saccai* zum Nasi zu erheben. Der Chalif setzte eine Kommission nieder, die aus Kadhis und Vesiren bestand, und in der der Grofsvesir Ali ben Jsa den Vorsitz führte, die Sache zu untersuchen. Man entschied gegen S. und er war gezwungen zu fliehen.

Ref. hält es bei Erwähnung dieses Streites nicht für unnütz, eine Berichtigung vorzuschlagen, betreffend den Namen des Mannes, welcher die Aussöhnung zwischen S. und David ben Saccai herbeiführte, da oft, besonders in der arabischen und jüdischen Literatur an die Richtigkeit eines Eigennamens ganze Reihen von Thatsachen sich knüpfen. Dieser Mann heifst bei vielen jüdischen Geschichtschreibern כשר (Kaf, Sin oder Shin, Dalet). Nach ihnen nennt ihn Jost *Kassad*; dagegen schreibt Zunz: *Kascher*. Bei Jost sind alle Buchstaben falsch; bei Zunz ist nur der erste falsch gelesen. Die richtige Lesart ist wohl בשר (B. Sch. R.) und mufs es Bascher oder Bischer ausgesprochen werden. Diese bietet schon die, freilich seltene, aber uns in einem Exemplar der Berl. Königl. Bibl. vorliegende, Editio princeps des Jochasin. Dafür spricht auch die arab. Analogie, und sie halten wir deshalb für die richtige, weil wir es offenbar hier mit einem arabischen Namen zu thun haben (wie ja so viele Juden in Irak bei dieser Gelegenheit mit ihrem arabischen Namen eingeführt werden), als welcher aber بشر sehr geläufig ist, während wir uns des Namens كشر nicht erinnern.

Lebrecht.

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

LI.

Lehrbuch der evangelischen Dogmatik von D. Karl Hase, H. S. A. Kirchenrathe und ord. Prof. d. Theol. an der Univers. Jena. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig, 1838. *bei Breitkopf und Härtel. XIV.* 649 S.

Hase in Jena ist eine eben so wohl bedeutende als interessante Erscheinung in der gegenwärtigen theologischen Welt. Die Innerlichkeit seines schönen Gemüthes, die Beweglichkeit und Elasticität seines reichbegabten Geistes, die Schärfe und Gewandtheit seines Denkens, womit er jedes gegebenen Stoffes sich bemächtigt, befähigten ihn dazu, die rationalistische Theologie in eigenthümlicher Weise auf verschiedenen Gebieten aus- und fortzubilden. Der ältere Rationalismus nämlich, vermöge der Beschränktheit seines Principes zum grofsen Theil in offener Opposition gegen die objektive Erscheinung der Religion in Bibel und Kirche, konnte sich bei der weiteren Entwickelung, namentlich der philosophischen Wissenschaft, unmöglich auf die Dauer seiner schnell und weit verbreiteten Herrschaft erfreuen. Eben so wenig konnte aber eine im modernen Selbstbewufstsein so tief wurzelnde auf dem Boden der kritischen Philosophie entsprungene Form des theologischen Bewufstseins plötzlich, etwa schon in dem Kampfe mit dem biblischen oder orthodoxen Supranaturalismus untergehen. Vielmehr, wie diese beiden hartnäckigen Gegner sich wechselseitig postuliren und nur diesem Kampfe ihre Existenz verdanken, so bildete sich bald ein rationaler Supranaturalismus, und supranaturalistischer Rationalismus. Der Verf. der anzuzeigenden Dogmatik gehört keiner von diesen beiden Richtungen an; sondern nimmt in der freien Selbständigkeit seines ernsten, redlichen Strebens einen eigenthümlichen Standpunkt ein. Nicht als ob er sich in seiner geistreichen Individualität gegen die Fortbildung der Wissenschaft bornirt hätte; im Gegentheil in allen den vom Publikum so überaus günstig aufgenommenen Schriften des Hrn. Verfs. scheinen verschiedenartige, aber eigenthümlich verarbeitete Elemente der neueren Bildung durch. Namentlich mag das Studium der Naturphilosophie und der Schleiermacherschen Theologie die verständige Tiefsinnigkeit des Dr. Hase befruchtet und ausgebildet haben. Beides zusammen, die Bestimmtheit seiner Individualität, und jene tiefere Entwicklung der Wissenschaft in neuerer Zeit, welche „mit zu erleben in lebendigster Antheilnahme einer noch nicht abgeschlofsnen Bildung ihm vergönnt war", erklärt es hinreichend, wie der Hr. Verf., obgleich selbst Rationalist im allgemeineren Sinne des Wortes, den älteren Rationalismus siegreich bekämpfen konnte, und anderer Seits die rationalistische Theologie von engherziger Einseitigkeit befreien und den negativen Dogmatismus derselben in Bezug auf Offenbarung und Kirchenlehre in einen mehr neutralen Skepticismus auflösen mufste. So ward durch Hase, wie in entsprechender Weise der Supranaturalismus durch Tholuck, der Rationalismus in seiner weitern Entwickelung und Fortbildung zugleich seiner Auflösung entgegengeführt. Besonders zeigt sich diese Umkehr des Rationalismus in dem Verhältnifs gegen die Entwickelung des älteren kirchlichen Lehrbegriffes. Wenn der ältere Rationalismus in dem kühnen Enthusiasmus für abstrakte Freiheit des protestantischen Selbstbewufstseins nur auf den Trümmern der älteren Dogmen und der altprotestantischen Dogmatik den neuen Tempel der Vernunft errichten zu können meinte, so legte Hase durch Herausgabe der symbolischen Bücher der lutherischen Kirche, mehr aber noch durch die Zusammenstellung der älteren Dogmatik in seinem Hutterus redivivus seine Ehrerbietung gegen die objektive Fassung des Glaubens an den Tag. Schön und treffend spricht sich dieses sein Verhältnifs und Verhalten zur älteren oft so spröde ignorirten protestan-

tischen Dogmatik in der Dedikation des Hutterus redivivus folgendermafsen aus: „das dogmatische System des 16. und 17. Jahrhunderts kam mir vor, wie einer unsrer alten deutschen Münster mit seinen himmelstrebenden Spitzbogen und wunderlichen sinnvollen Zierrathen. — Einen Dom wie unsre Vorfahren kann auch unsre Zeit nicht wieder bauen, vor einigen Jahren hielt man's sogar für ein altgothisch barbarisch Bauwerk; es wird einem aber doch ganz besonders, wie in einem Gotteshause darin zu Muthe." Auch das vorliegende dogmatische Lehrbuch bestätigt diese Worte; denn schon äufserlich angesehen, bezeugt es die überwiegende Masse des dogmengeschichtlichen Stoffes, wie der Hr. Verf. von dem Objekte in seiner geschichtlichen Entwicklung Gewalt leidet, und durch einen innern Zug seines Geistes mit ihm verbunden ist. Daher sagt er mit Recht von sich in der Vorrede S. XII: „ich weifs, dafs dem Geiste, dem ich selbst nur ein dienendes Organ bin, die Zukunft angehört als dem siegreichen Geiste protestantischer Wissenschaft." Denn wohin geht doch das wissenschaftliche Streben der gegenwärtigen protestantischen Theologie anders als den Glauben in seiner konkreten Objektivität mit dem freien Selbstbewufstsein im Begriffe zu versöhnen und so das kirchliche Dogma zu reproduciren? Die Realisirung dieser Aufgabe ist aber bedingt durch einen besonnenen klaren Rückblick auf die Vergangenheit. Die präcise und bündige Darlegung der geschichtlichen Entwicklung des Dogma ist aber ein wesentliches Verdienst dieses Haseschen Lehrbuches. Ueber den Titel „evangelische Dogmatik" und die Bestimmung desselben ertheilt die Vorrede näheren Aufschlufs S. X.: „Der beibehaltene Titel evangelische Dogmatik will nicht ein ausschliefsliches Verhältnifs zu den Evangelien, oder zur evangelischen Kirche in der Art anzeigen, als wenn hier die Lehre ihrer symbolischen Bücher vorzugsweise getrieben würde, sondern er ist ebenso gebraucht, wie man gegentheils katholische Dogmatik sagt, nur in der freiern Stellung zur Kirchenlehre, wie es der Charakter des Protestantismus mit sich bringt". S. XI.: „Man hat, um diesem Buche gerecht zu sein, es nur als akademisches Lehrbuch zu beurtheilen, so wenig auch darauf ankommt, ob sonst jemand es zu diesem Behufe brauchen werde; denn wie wir uns schon anderswo ausgesprochen und auch einigermafsen Hand dazu angelegt haben, ein viel gebrauchtes akademisches Lehrbuch wird in unsrer Zeit nur dieses sein, dessen Verf. es über sich gewonnen hat, mit gänzlicher Verzichtleistung auf seine Eigenthümlichkeit sich an das Objekt irgend eines gemeinsamen historisch gewordenen Glaubens hinzugeben; und dazu habe ich in diesem Buche am allerwenigsten die Lust und Absicht gehabt. Es ist also nur *mein* Lehrbuch.'' Damit möchte nun die Beurtheilung dieses Lehrbuches sehr beschränkt und beengt scheinen, wenn es nicht gleich darauf hiefse, „dafs man dem Verf. wohl zutraue, dafs er an ein academisches Lehrbuch nicht ganz geringe Forderungen stelle." Ueber das Verhältnifs dieser zweiten umgearbeiteten Auflage zur ersten der evangelischen Dogmatik bemerkt der Hr. Verf. Vorr. S. VII, dafs er gegen viele Bestandtheile der vorigen Ausgabe, die nur einem jugendlichen Enthusiasmus angehörten oder doch nicht in ein Lehrbuch gehörten, ziemlich unbarmherzig verfahren sei. „Durch diese Ausmerzungen entstand ein schöner Raum, und die dogmengeschichtlichen Citate wurden meist ausgedruckt." Mit Rücksicht darauf, dafs diese Dogmatik als Lehrbuch gebraucht werden sollte, hielt der Verf. sich „in möglichst engem Kreise und insbesondere da, wo der Einzelne doch nur als Repräsentant einer ganzen Richtung angeführt wird, wie bei den Scholastikern und alten lutherischen Dogmatikern, wurden gewöhnlich nur einige immer wiederkehrende Werke angeführt." Obwohl „von der ersten Gestalt dieser Dogmatik fast kein Stein auf dem andern geblieben ist, so ist die Umgestaltung doch mehr eine scheinbare als wesentliche, eine friedliche organische Entwicklung des Neuen aus dem Alten. Nur an einem Punkte, und es ist freilich ein Hauptpunkt in der Lehre von der Sünde, ist das Neue von dem Alten hart abgebrochen."

Zur näheren Orientirung hinsichtlich der vorliegenden Dogmatik mag noch eine kurze Betrachtung der Einleitung dienen. Diese Seite 1 — 45 giebt den Begriff der Dogmatik, in Bezug auf Inhalt und Form, Quellen und Geschichte derselben; sie zerfällt in einen *theoretischen* Theil, welcher die Lehre von den Gesetzen enthält, nach welchen die Dogmatik als Wissenschaft darzustellen ist, und in einen *praktischen* (?), welcher die Geschichte ihrer bisherigen Darstellung mittheilt. Der Begriff der Dogmatik ist offenbar zu weit gefafst, wenn es §. 1. heifst, „die Dogmatik ist die wissenschaftliche Darstellung der christlichen Religion in ihrem Verhältnisse zum religiösen

Geiste." Das ist vielmehr der Begriff der Theologie überhaupt; denn auch die historische und praktische Theologie stellt das Christenthum aus „dem religiösen Geiste" (was hierunter zu verstehen, wird sich bald zeigen) und im Verhältnisse zu ihm dar; ohne dies würde die Betrachtung der christlichen Religion nicht die dem Gegenstande adäquate sein. Die Dogmatik *im Allgemeinen* ist aber vielmehr die begreifende Erkenntnifs der christlichen Religion, wie sie als *Glaube* in Bibel und Kirche sich darstellt. Zuvörderst wird nun im Allgemeinen und blos formell die Religion als Geist (!) und Geschichte, als Glaube, dann in ihrer geschichtlichen Entwicklung, und in ihrer Vollendung als Christenthum beschrieben. §. 2 — §. 8. Indem Ref. dem Gange des Lehrbuches folgend, später im ersten Theile der Dogmatik selbst, wo der Begriff der Religion abgeleitet und näher bestimmt wird, denselben etwas ausführlicher zu beurtheilen hat, erlaubt er sich hier nur in Kurzem Folgendes zu bemerken. Die Religion, als das gegenseitige Verhältnifs Gottes zum Menschen, ist nur nach einer Seite, damit *einseitig* bestimmt, wenn von ihr §. 2. gesagt wird: „nach dem Begriffe, welcher das Gemeinsame der religiösen Erscheinungen in der Geschichte umfafst, ist Religion *objektiv* im Verhältnifs des Menschen zum Unendlichen, subjektiv eine Bestimmung des menschlichen Lebens durch dasselbe." Soll aber die *objektive* Seite der Religion hervorgehoben werden, so wäre doch eher Gott in seiner ewigen Selbstoffenbarung, insofern er der *Gegenstand* ist, worauf das Bewufstsein des Menschen in der Religion sich richtet, oder formell die Religion als dieser ewige Procefs zu bestimmen gewesen, in dem Gott sich dem Menschen aufschliefst und der Mensch auf dem Grunde dieser Offenbarung sich aus dem Endlichen erhebt. Was aber der Hr. Verf. als die subjektive Seite der Religion angiebt: „die Bestimmung des menschlichen Lebens durch dasselbe (das Unendliche)" ist vielmehr die Religion schon in einem *andern* Elemente, „dem Leben", das religiös Sittliche, wie sie Wollen und Denken durchdringt. Dieser Mangel, dafs die Religion nicht in ihrer eigenthümlichen Dignität festgehalten wird, sondern in das religiös Sittliche übergleitet, wird sich auch im Folgenden noch kundgeben. Die subjektive Seite der Religion ist nur, dafs sie das Centrum des menschlichen Geistes ergreifend von ihm im unmittelbaren Selbstbewufstsein zunächst als unendliches Leben in der Form des *Gefühles* ergriffen wird, welches sich aber auch schon in der Andacht, dem Gebet, in einem *eigenen* Kreise von *Vorstellungen* objektivirt und in besonderen heiligen *Handlungen* darstellt. Was also als die objektive Seite der Religion ausgesprochen wird, „ein Verhältnifs des *Menschen* zum Unendlichen", ist schon die *subjektive*. Eben so wenig ist es zu billigen, dafs von der geschichtlichen Religion gesagt wird, sie „könne entstehen durch zufälliges und willkürliches Zusammenthun von Gleichgesinnten zur gemeinsamen Förderung ihrer Frömmigkeit (S. 2), denn einmal ist dies nicht das, wodurch die Religion als eine bestimmte wird, die sie ist; sondern nur ein äufserer Akt, in dem sie als die schon daseiende sich kundgiebt; anderer Seits aber kann das, was die Aeufserung einer an sich nothwendigen Evolution des Geistes selbst ist, nicht ein „zufälliges und willkürliches Zusammenthun" sein. Gleichgesinnte thun sich eben als solche schon nicht „zufällig oder willkürlich" zusammen zu dem Akte, in welchem sie ihres inneren Wesens bewufst werden, und die „Bestimmung" des Geistes, um den Ausdruck des Hrn. Verfs. selbst S. 1 zu gebrauchen, welche die Religion ist, ist die innere Bestimmung seines Wesens selbst, darum eben sowohl eine nothwendige, nicht „zufällige", als freie, aber nicht „willkürliche". Nachdem die Religion in ihrer geschichtlichen Entwickelung kurz dargelegt ist, wird das Christenthum als „der vollkommen in die Geschichte eingetretene religiöse Geist bestimmt, durch welches der erhabene Herr als ein Vater über alles und der Mensch als göttlichen Geschlechts offenbar, das jenseitige Leben mit dem irdischen eins und das römische Weltreich zum Gottesreich wurde" §. 6. Es scheint in dieser Bestimmung, wie schon in dem vorigen §. über die Entwicklung der Religion, der Begriff durch, nur ist er nicht in der *Form* des Begriffes, sondern der geistreichen Vorstellung ausgesprochen. Denn in der That ist ja eben das der Begriff der absoluten Religion, dafs die Momente desselben in dem ideellen Verhältnisse, in welchem sie zu einander sind, auch für das geschichtliche Bewufstsein der Menschheit wirklich *gesetzt* sind. Diefs geschieht in der biblischen Vorstellung dadurch, dafs Gott von Ewigkeit her den Sohn erzeugt, *darum* der Mensch als göttlichen Geschlechtes, als Kind Gottes im Glauben an den Sohn angenommen wird, und das Reich der Welt zur Gemeinde Got-

tes wird durch den Geist. In diesem ewigen Processe fixirt sich weder das unendlich Allgemeine, Besondere und Einzelne für sich, noch confundiren sie sich, sondern scheinen als Momente des reinen Begriffes in einander. Darum hat aber das Christenthum nun nicht den Maafsstab seiner Vollkommenheit an der Entwicklung der Menschheit, sondern nur an dem Begriffe der Religion selbst, dem es sich als entsprechend erweist. Denn wie kann daran „die Wahrheit (wie es hier S. 4 heifst) des Christenthumes erkannt werden, dafs es der Menschheit in ihrer höchsten Entwicklung entspricht und jede geringere Bildungsstufe dieser Entwicklung entgegenführt." Wo ist und welche die Menschheit in ihrer höchsten Entwicklung? Der Hr. Verf. wird nicht sagen wollen, die Wahrheit des Christenthumes sei, dafs es der gegenwärtigen Entwicklung der Menschheit entspreche. Einem grofsen Theile unsrer Zeitgenossen möchte diefs mehr als problematisch erscheinen; das Christenthum hat sein Maafs nur an dem Begriffe der Religion selbst, und an diesem, dem Verhältnisse der Menschheit zu Gott kann der Höhepunkt und die Entwickelung der Menschheit nur gemessen werden, weil sie allein in der absoluten Religion ihr wahres Wesen erreicht. Sehr richtig wird ja sogleich bemerkt, „dafs das Christenthum nicht eine von den Religionen, sondern die Religion an sich ist, wird als ein allgemein christliches Bewufstsein hier vorläufig nur vorausgesetzt." Die Neigung zur subjektiven Fassung der Religion als eines unmittelbaren Lebens im Unterschiede von dem äufseren Glaubensbekenntnisse drängt sich wie §. 4. so auch hier wieder hervor, wo gesagt wird: „denn da das Christenthum eine Religion ist, so kann es nicht höher geachtet werden noch Gröfseres bringen als die Vollendung der Religion. Hiermit stimmt die Erklärung Jesu überein, welcher die Seinen, nicht an einem äufseren Glaubensbekenntnisse, sondern an der Liebe und Frömmigkeit selbst erkennt." An einem *äufseren* Glaubensbekenntnisse freilich erkennt Christus die Seinen nicht, aber das Glaubensbekenntnifs überhaupt als eine nothwendige Form der Religion, oder als Erkennungszeichen ist ja keinesweges ausgeschlossen. Der Herr preist ja vielmehr den Petrus, in der bekannten Stelle Matth. 16, 16. u. 17. selig, weil er von ihm als Messias und als der Sohn des lebendigen Gottes erkannt und bekannt wird und sagt, dafs auf diesem Glauben an seine Sohnschaft (die wirkliche Einheit der göttlichen und menschlichen Natur) er seine Gemeinde erbauen will. Eben so soll nach dem gleich Folgenden die Anerkennung Jesu als des Messias von Seiten der fast ohne Vorbereitung getauften Heiden wesentlich nur eine Anerkennung der vollkommnen Frömmigkeit Jesu als des Gottgeliebten gewesen sein können. Aber die Heiden waren durch ihre Vorstellung von Göttersöhnen und menschlichen Göttern ja zur Anerkennung der wirklichen Einheit Gottes und des Menschen in Jesu Christo vorbereitet, konnten sehr wohl in ihm mehr als blofse Frömmigkeit sehen; und anderer Seits findet sich ja die Ablegung eines Glaubensbekenntnisses bei dem Uebertritt zum Christenthum schon in den ältesten Zeiten: 1 Joh. 4, 2. heifst es, dafs jeglicher Geist, der den in's Fleisch erschienenen Jesum Christum *bekennt*, aus Gott sei. Daran soll jeder Geist erkannt werden, vgl. ibid. 5, 1. πᾶς ὁ πιστεύων, ὅτι Ἰησοῦς ἐστιν ὁ Χριστὸς, ἐκ τοῦ θεοῦ γεγέννηται.

Im zweiten Kapitel des ersten Theiles der Einleitung wird die Form der Dogmatik, Princip, Umfang, Funktionen und Eintheilung derselben bestimmt. Es wird anerkannt, dafs die Dogmatik in gelehrter, in biblischer und geschichtlicher Form, wie in wissenschaftlicher, religionsphilosophisch darzustellen ist. Der dogmengeschichtliche Stoff nimmt, wie schon angedeutet worden, einen unverhältnifsmäfsig grofsen Raum in diesem Lehrbuche ein; es hat diefs einen innern Grund in dem Standpunkte des Hrn. Verfs., dem es Bedürfnifs ist, sich mit dem Objekte des Glaubens auszusöhnen; die Bedingung dazu ist, den lebendigen Process des Dogma, das Werden des Begriffes selbst anzuschauen. In der neueren Dogmatik ist wohl das dogmengeschichtliche Element gegen das biblische namentlich oder das symbolische ungebührlich in den Hintergrund gedrängt worden; immer kann es aber nur ein Durchgangspunkt sein für die Dogmatik, dafs dieser, wie es hier geschieht, von dem Strome der geschichtlich sich entwickelnden Glaubenserkenntnifs ganz absorbirt wird, und die eigene Ueberzeugung des Dogmatikers sich wie ein dünner Faden durch diefs grofse Gewebe der kirchlichen Lehre hindurchzieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

Lehrbuch der evangelischen Dogmatik von Dr. Karl Hase.

(Fortsetzung.)

Wie die biblische Vorstellung des Glaubens an der biblischen Theologie, so hat ja die Reflexion des Glaubens in sich in ihrem geschichtlichen Processe die Dogmengeschichte zu ihrer eigenen wohl berechtigten Disciplin; in der Dogmatik als solcher, wo der unendliche Glaubensinhalt in systematischer Form reproducirt wird, tritt das biblische und dogmengeschichtliche Element als untergeordnete Momente zurück. Der Verf. weifs das selbst; denn, obgleich er mit Recht sich eine Dogmatik ohne historische Grundlagen nicht denken kann, so sagt er doch Vorrede S. X: „dafs jedoch diese historischen Bestandtheile so genau artikulirt sind, wie hier meist geschehn ist, das ist nicht an sich nothwendig, sondern gehört nur zur Lehrhaftigkeit eines Kompendiums." Als solches würde es sich noch mehr zum allgemeineren Gebrauche empfehlen, wenn man mit der sonstigen Eintheilung und Anordnung des dogmatischen Stoffes sich befreunden könnte. Das *Princip* nämlich, aus welchem die Dogmatik behandelt und eingetheilt wird, ergiebt sich so §. 10: „das Christenthum als der zur Geschichte gewordene religiöse Geist der Menschheit enthält nicht blos den religiösen Geist an sich, sondern auch die Fülle und Mannigfaltigkeit seiner geschichtlichen Darstellung. Hiernach ist zu unterscheiden: das *Wesen* des Christenthums, welches die Religion selbst ist, und seine *Erscheinung* oder (?) Wirklichkeit, wodurch es eine bestimmte und gemeinsame Religion ist. Das Wesen des Christenthumes kann als etwas der Anlage nach Ewiges alle Zeit und überall aus dem religiösen Geiste entwickelt werden. Diefs hat die Religionsphilosophie zu entwickeln und danach alles zu beurtheilen, was von dahin gehörigen christlichen Dogmen überliefert ist; der religiöse Geist, im Christenthume erzogen, hat das Recht dieses Urtheils. Er soll beurtheilen, ob durch dasjenige, wodurch das Christenthum eine besondre und gemeinsame Religion ist, die vollkommne Religion dargestellt und gefördert wird: aber es wäre verkehrt, wenn er diese historische Erscheinung aus sich selbst herausconstruiren oder ihre schöne Fülle und Mannigfaltigkeit auf die allgemeinen Sätze der Religionsphilosophie zurückführen wollte. Dieses auf das *Princip der Dogmatik* angewandt folgt: der religiöse Geist ist *constitutives Princip* für das Wesen, *regulatives Princip* für die Erscheinung des Christenthumes; jenes kann er aus sich selbst schöpfen; diese nur verstehen. Hiernach ergiebt sich Umfang und Funktionen der Dogmatik, §. 11. u. 12., und, was für die Beurtheilung dieses Lehrbuches insonderheit wichtig ist, die folgende Haupteintheilung der Dogmatik §. 13. Der erste Haupttheil enthält die Lehre vom Christenthume seinem Wesen nach, wiefern es Religion ist, *Ontologie;* da die Religion ein Verhältnifs des Menschen zum Unendlichen ist, zerfällt die Ontologie in die beiden Glieder dieses Verhältnisses: Subjekt der Religion ist der Mensch, die Lehre von seinem religiösen Wesen enthält der erste Theil, *Anthropologie*; Objekt der Religion ist das Unendliche, die Lehre von seiner religiösen Beziehung zur Menschheit der zweite Theil, *Theologie.* Der zweite Haupttheil enthält die Lehre vom Christenthume seiner Erscheinung nach, wiefern es eine bestimmte historisch gegebne Religion ist, *Christologie.* Da die Christologie beschreibt, wie die Religion an sich im Christenthume sich verwirklicht, so ist zu handeln, 1) von der Art, wie Christus einst eine Gemeinschaft des religiösen Lebens begründet hat (Lehre von der Person, dem Werke und dem doppelten Zustand Christi), 2) von der Art, wie unser eignes religiöses Leben in diese Gemeinschaft aufgenommen und als ein christliches Leben in ihr ausgebildet wird (Vorherbestimmung und

nach der Wirklichkeit der Beziehung des Menschen zu Gott, den 3ten Abschnitt bildet die Synthesis von beiden in der Lehre von der ursprünglichen Bedingung, unter welcher die Wirklichkeit mit dem Ideale vereint werden kann; das religiöse Leben als unendliches Streben. Historisch ordnen sich dieser dreifachen philosophischen Entwicklung die biblische und kirchliche Lehre von dem göttlichen Ebenbilde des Menschen, der Sünde, und den letzten Dingen bei. — Die Bestimmtheit des im weiteren Sinne des Wortes rationalistischen Standpunktes, welcher sich aber Elemente der neueren philosophischen und theologischen Bildung assimilirt hat, und hie und da fast unwillkürlich und unbewufst eine Hinneigung zur Orthodoxie verräth, bringt nothwendig eine nach verschiedenen Seiten hin schillernde Konstruktion der wesentlichen dogmatischen Lehren, und eine schwanke, in der Schwebe sich bewegende zum Theil inconsequente Haltung der biblischen und kirchlichen Lehre gegenüber hervor. Diese ist eben deshalb durchaus ehrenwerth, weil sie nur der *offene* Ausdruck eines wohl berechtigten seiner Natur nach skeptisch kritischen Standpunktes ist. Um nun das religiöse Leben nach seinem Ideale zu beschreiben, wird davon ausgegangen, dafs „das Wesen der Menschheit sich bestimmt als eine zwar selbständig nach ihrem unendlichen Selbst strebende, dennoch von einer fremden Macht ausgehende und beschränkte Kraft, daher als eine nur *relative Freiheit*. Dieses Streben der relativen Freiheit ist nichts als das Streben des Geistes, unendlich er selbst zu sein, oder die höchste Potenz seines Lebens. Wie nun das Streben des Menschen in Bezug auf seinen Anfangspunkt, da die Kraft der Freiheit selbst als etwas Unfreies, nicht durch eigene Kraft und Entschlufs gewordenes anerkannt werden mufs, mit sich im Widerspruche ist, so auch in Bezug auf sein Ziel, da es an sich unmöglich ist, dafs aus dem Werden jemals das vollkommne Sein, oder aus dem Endlichen das Unendliche werde, denn — jenes ist die schlechthinnige Verneinung von diesem. S. 47. In diesem Widerspruche müfste der Geist untergehen, wenn nicht wirklich eine Kraft in ihm wäre, die sich Fremdes so aneignete, ohne es jedoch in sich aufzunehmen, dafs ihr dasselbe wie ein Eignes würde; eine solche Kraft im Menschen ist seine Liebe zu irgend etwas Unendlichem. So wird jener Widerspruch gelöst, indem der Mensch durch diese Liebe an der Vollkommenheit des Unendlichen theilnehmend jenen Anfangspunkt seines Strebens als eine Liebesgabe des Unendlichen, nicht als etwas von einer fremden unbekannten Macht gegeben ansieht." „Dieses zu suchende Verhältnifs des Menschen zum Unendlichen ist daher die Liebe des Menschen zu Gott; diese das Wesen der Religion; nur sofern der Mensch göttlich wird, liebt er Gott und hat Religion; weil aber aus dem Endlichen niemals das Unendliche werden kann, so ist der Mensch real ewig geschieden von Gott, ideal verbindet ihn seine Liebe mit Gott in einer Einheit, die aber nur durch die Verschiedenheit der Subjekte möglich ist §. 57. u. §. 59." Das Gekünstelte und Unnatürliche dieser Ableitung der Liebe zum Unendlichen aus dem Streben danach (die Liebe zum Unendlichen soll aus dem Streben danach hervorgehen §. 56.) springt in die Augen; es konnte ja nur einfach gesagt werden, das Streben nach dem Unendlichen, wie es Jeder in sich findet, setzt eine innere Einheit mit und eine Liebe zu ihm schon voraus. Die Vorstellung von einer Kraft, die sich Fremdes so aneignete, ohne es jedoch in sich aufzunehmen, dafs ihr dasselbe wie ein Eignes würde, ist schwer zu vollziehen. Als „Liebe zum Unendlichen" ist aber die Religion als solche noch zu allgemein gefafst, indem ja die Sittlichkeit, welche das Gute um des Guten willen thut, die Kunst und Wissenschaft Liebe des Menschen zum Unendlichen manifestirt, schon abgesehen davon, ob sie einen religiösen Inhalt hat. Wie der Mensch ideal mit Gott in einer Einheit verbunden, ja als Religion habend (§. 59.) *göttlich werdend*, dennoch real ewig geschieden von Gott (proh dolor!) bleiben soll, ist schlechterdings nicht einzusehen; eben so wenig, wie bei einem solchen Widerspruche des Idealen und Realen im Menschen, die Liebe Gottes die wahrhafte Seligkeit sein soll, und diese mit der Religion wesentlich eins. S. 50 §. 61. Ist die ideale Einheit mit Gott nicht eine blos eingebildete und erdachte, sondern aus dem Wesen des Menschen, wie der Hr. Verf. annimmt, resultirende, so wird sie auch eine reale, wenngleich in der Erscheinung nie ganz vollkommene Einheit im wirklichen Denken und Wollen zur Folge haben.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 83.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

Lehrbuch der evangelischen Dogmatik von Dr. Karl Hase.

(Schlufs.)

Es erhellt aus dem Angeführten, wie die moralische Weltanschauung Kants und die daraus abgeleitete und davon abhängige Religionsansicht mit der späteren von Schleiermacher in seinen Reden mit erhabener Parrhesie ausgesprochenen und von Schelling philosophisch geltend gemachten Anerkennung der Religion in ihrer absoluten Majestät in dem Bewufstsein des Verfassers im Kampfe liegt.

Was 2) die Lehre von der Person Christi betrifft, so wird die Messianische Weissagung sinnig und verständig entwickelt, namentlich gut hervorgehoben, wie allmälig besonders seit dem Exile das jüdische Bewufstsein veranlafst wurde, durch die seitdem sich ausbildende Dämonologie, auch den Messias als übermenschliches Wesen zu denken; doch hätten noch bestimmter aus früherer Zeit manche Stellen angeführt werden können, in denen auch die göttliche Seite des Messias schon durchscheint. Andererseits ist als verdienstlich anzuerkennen, dafs der Uebergang der alttestamentlichen Vorstellung durch die Lehre der Apokryphen zum N. T. so wie besonders die religiös-philosophische Anschauung Philos vom Logos hier, wie auch bei andern Lehren dargelegt, und die betreffenden Stellen aus Philo vollständig ausgeschrieben sind. Nun wird aber nicht genetisch nachgewiesen, wie die verschiedenen Seiten der Messianischen Anschauung, welche in dem prophetischen Bewufstsein noch vereinzelt und somit abstrakt gefafst werden, allmälig zu einer konkreten Einheit zusammengehen konnten und mufsten, in welcher Form sie das tiefe Selbstbewufstsein dessen bilden, der sich als den gegenwärtigen und wirklichen Messias weifs, und somit in der erschienenen Einheit des göttlichen und menschlichen Wesens unendlich über die Hoffnungen der Prophetie hinausgeht. Es heifst hier S. 244 §. 163. nur: „als Jesus sich für den Messias erkannte, erhob er die moralische, theokratische und mythische Bedeutung eines Gottessohnes zur höchsten religiösen Bedeutung." Aber zu *welcher* religiösen Bedeutung? Es folgen eine Menge Stellen aus dem N. T., in welchen Jesus seine Einheit mit Gott ausspricht, so wie seine göttliche Allmacht und Präexistenz. Diejenigen, welche in den Evangelien oder den Briefen der Apostel eine Wesenseinheit Christi mit Gott nicht finden zu können meinen, sollten billig erklären, wie denn eigentlich Christus, der der menschlichen Natur zugleich theilhaftig war, anders als in den vorhandenen Aussprüchen bei Johannes z. B. hätte aussprechen sollen, wenn er sich in seinem Wesen mit Gott identisch gewufst hätte. Selbst Hase, der von rationalistischer Engherzigkeit und subjektiver Verblendung grofsen Theils sich frei gemacht hat, sagt, nachdem er die prägnantesten Stellen des Johannes angeführt hat, dennoch: „Diese Aussprüche *können* (ja wohl!) eine Wesensgleichheit mit Gott bezeichnen, aber nur Matth. VI, 27. u. a. Joh. VI, 5. (wo göttliche Allmacht und Präexistenz von Christo prädicirt wird) kann auf ein übermenschliches der Gottheit untergeordnetes Wesen bezogen werden, und ein solches wäre weder eins mit Gott, noch die Erscheinung desselben in der Menschenwelt. Gegen eine Wesensgleichheit zeugt der durchgängige Charakter der sich dem Vater unbedingt und ohne Hinterhalt unterordnenden Frömmigkeit Jesu u. s. w." Aber das ist es ja eben, die Bibel lehrt nicht einen abstrakten doketischen Christus, sondern in der individuellen irdischen Erscheinung macht sich die von der göttlichen durchdrungene menschliche Natur eben so geltend; weil die Reflexion sich in der Anschauung des historischen Christus fixirt und bornirt und ihn nicht von dem Begriffe Gottes aus betrachtet, so kann sie seine ewige Persönlichkeit, und die Absolutheit seiner Erscheinung nicht begreifen. Hase fühlt das Zwingende der

angeführten Aussprüche selbst, und fährt S. 245 fort: „dagegen auch blos sittliche Uebereinstimmung mit dem göttlichen Willen ohne ein näheres Verhältnifs des Menschen zum *Wesen* der Gottheit, zur Erklärung dieser Stellen nicht ausreicht. Es sind aber Aussprüche derjenigen Religiosität, welche das der Anlage nach allgemein menschliche, in Jesu durch freie Kraft und Gottes Gnade, so viel im Menschen vollendet sein kann, vollendete göttliche Leben anerkennt." Aber nach den früher angeführten Stellen über das Wesen des Menschen, bleibt ja der Mensch ideal verbunden mit Gott, real ewig geschieden; wie ist also eine solche Vollendung des göttlichen Lebens im Menschen möglich, dafs von ihm ohne Selbsttäuschung und Anmafsung gesagt werden kann „ich und der Vater sind eins", und wie kann es bei jener realen Geschiedenheit von Gott zu jener „Erhabenheit des religiösen Selbstgefühls kommen, das ein Einssein mit Gott in der Art ausspricht, dafs ein Dazwischengetretensein der Sünde undenkbar scheint." S. 246 §. 164., in dem die „apostolische Auffassung" der Person Christi entwickelt wird, zeigt sich dasselbe Schwanken, S. 249, es kommt wenig darauf an, dafs die Stellen, welche für die Bezeichnung Jesu als θεὸς angeführt werden, hinsichtlich der Aechtheit oder hinsichtlich der Konstruktion, wie (nun folgen die Stellen) zweifelhaft sind, denn auf verschiedenen Standpunkten des Glaubens an ihn konnte Jesus nach damaligem Sprachgebrauche Gott genannt werden; daher diese Stellen für eine ernsthafte Apotheose des Messias gegen die bestimmtesten Erklärungen seiner Unterordnung unter die Gottheit bei der Strenge des jüdischen Monotheismus nicht gebraucht werden können." Was die Stellen von der Unterordnung Christi betrifft, so sieht man nicht ein, warum diese allein gelten sollen; wem kann es verwehrt werden, dafs er die Sache umkehrt und sagt, gegen die bestimmten Erklärungen von der Gottheit Christi vermögen diese nichts; doch so einseitig ist das christliche Bewufstsein der Kirche nicht gewesen, sondern sie hat vielmehr beide Momente anerkannt und ist zum konkreten Begriffe des wirklichen Gottmenschen gelangt. Soll aber die Strenge des jüdischen Monotheismus zur Sprache kommen, so liefse sich eher erwarten, dafs dieser einen solchen Sprachmifsbrauch des Wortes θεὸς nicht zugelassen hätte; übrigens aber war eben das christliche Bewufstsein, welches die Gegenwart des fleischgewordenen λόγος geschaut und geglaubt hatte, eben über den abstrakt jüdischen und damit unwahren Monotheismus hinausgegangen. Weiter heifst es: „gewifs konnte Phil. 2, 10. nur in einer Gemeinde geschrieben werden, die ihre Knie vor Christo beugte cf. Luc. 24, 52. und wahrscheinlich sind auch Gebete an ihn gerichtet worden; allein nach morgenländischer Sitte ist Kniebeugung keine Gottesverehrung u. s. w." Doch! Denn im Morgenlande werden Menschen z. B. Despoten nur deshalb mit Kniebeugen verehrt und angebetet, weil in ihnen der unmittelbar substanziell gegenwärtige Gott, freilich in ganz anderer Weise als in dem geschichtlich-wirklichen Gottmenschen, verehrt ward. — Es ist nicht zu verwundern, nach den angeführten sich widersprechenden Bestimmungen über das Wesen der Religion, dafs da, wo der Vf. seine eigne Ueberzeugung von der Person Christi darlegt §. 170. S. 285—87 das Hinundherschwanken einen hohen Grad erreicht. Zuerst wird der kirchlichen Lehre von der communicatio idiomatum der Vorzug der Konsequenz zugestanden vor der neueren, die fast allgemein geworden ist, welche eine Einheit beider Naturen annehmend, doch die gegenseitige Durchdringung der Eigenschaften, welche doch nur die Naturen ausmachen, leugnet. „Wenn göttliches und menschliches Wesen für qualitativ verschieden geachtet wird, so übersteigt ihre Vereinigung in *einem* Subjekte zwar menschliche Einsicht, allein a priori kann ihre Unmöglichkeit nicht dargethan werden, vielmehr entspricht sie dunkeln Gefühlen einer Sehnsucht des Menschen nach dem Göttlichen." Aber nicht blos dunkeln Gefühlen, sondern den in allen Religionen mehr oder minder bestimmt ausgesprochenen Vorstellungen von der Menschwerdung Gottes und dem göttlichen Ebenbilde des Menschen. Ja der Vf. gesteht in dieser Hinsicht über Erwarten viel zu, denn er fährt sogleich fort: „Es war aber Resultat der Anthropologie und Theologie, dafs die menschliche Natur desselben Geschlechtes ist mit der göttlichen, nur dadurch *quantitativ* geschieden, dafs der Mensch nach dem Unendlichen strebt, Gott das Unendliche ist. Daher würde die menschliche Natur dadurch mit der göttlichen vereinigt werden, wenn sie das Absolute, die göttliche Natur mit der menschlichen, wenn sie das Beschränkte in sich aufnähme. Beides enthält einen unbedingten Widerspruch, denn jede von beiden Naturen, in allem gleich mit der andern, ist nur verschieden durch die Negation dessen, was sie bei der Vereinigung in sich aufnehmen soll,

mit dessen Aufnahme sie also nothwendig zur andern Natur würde, nicht mit ihr vereinigt. *Diese* Vorstellung eines Gottmenschen vernichtet sich daher durch innern Widerspruch und beruht nur auf mifsverstandener Anthropologie und Theologie." Wenn aber die menschliche Natur göttlichen Geschlechtes ist, oder „das Wesen der Menschheit S. 46 die aus dem Endlichen zu erschaffende Unendlichkeit", so *hat* ja die menschliche Natur an sich das Göttliche oder Absolute bereits in sich, daher ist eine Menschwerdung Gottes möglich; eine Konfundirung beider Naturen, eine Aufnahme der einen in die andere, wodurch die eine *blos* die andere würde *ohne* den Unterschied, hat ja die Kirche nie gelehrt, sondern auf's Bestimmteste abgewiesen. Ein „Unendliches aber, dessen schlechtsinnige Verneinung das Endliche ist" S. 47, wird durch diesen abstrakten Gegensatz eo ipso zum Endlichen, ein „Absolutes, dem das Beschränkte äufserlich gegenübersteht", ist ein Beschränktes; *dieser* Vorstellung, welche beides abstrakt trennen will, widerfährt also gerade das, was sie der Vorstellung vom Gottmenschen vorwirft, sie confundirt beide Bestimmungen, und macht das Absolute zu einem Endlichen; die religiöse Vorstellung dagegen, so wie die kirchliche Lehre weifs von einem Gott, der die Bestimmung der Schranke sich selbst setzt in der Zeugung des Sohnes und damit das Endliche als ein *ewig* Ueberwundenes offenbart; denn indem Gott durch das Setzen eines Anderen, des Sohnes, die Welt schafft, erlöst und versöhnt er sie ewig mit sich. Denn die gesetzte Endlichkeit als solche geht eben zu Ende und erhebt sich in der Religion zur Einheit mit dem Absoluten, obgleich in der irdischen Erscheinung nie vollkommen. Anderer Seits aber wird die menschliche Natur in ihrem unendlichen Streben permanirend fixirt, und „in Christo ist nicht durch ein wunderbares Eingehen der göttlichen Natur in die menschliche, sondern durch die vollendete Ausbildung der menschlichen Natur das göttliche Leben zu Tage gekommen." S. 286. Wie ist das möglich nach jenem Verhältnifs des Unendlichen und Endlichen, welches vorausgesetzt ward? Dadurch, „dafs das menschliche Leben selbst erkannt wurde als ein göttliches, welches die Schranken der Endlichkeit überwindet und theilnimmt an göttlicher Vollkommenheit durch Liebe zu Gott;" und doch soll es nicht das Unendliche sein, sondern *nur* danach streben? Also unmittelbar durch seine eigne Ausbildung, nicht durch seine Negation und durch eine Herablassung, Menschwerdung des Göttlichen soll das menschliche Leben zu jener Vollendung in Christo sich ausgebildet haben. Wie dort das Absolute durch den abstrakten Gegensatz zu einem Endlichen wurde, so bedarf das menschliche Leben desselben, nachdem es die „Liebesgabe des Unendlichen in der Liebe zu ihm empfangen," nicht mehr, sondern als göttlich erkannt, daher zu ihm geworden, bildet sich „der Mensch Jesus mit dem unverletzten Keime zur vollkommnen Menschheit geboren" in einem niemals unentschiedenen Kampfe siegreich zum sündlosen Menschen aus." S. 287. Obwohl „Gott nicht wunderbar in die menschliche Natur eingreift," so soll er doch als positive Bedingung der Vollkommenheit Jesu den unverletzten Keim zur vollkommnen Menschheit in ihn bei der Geburt gelegt haben." Aber das ist doch wieder ein *wunderbares* Einwirken oder Eingehen, wie es bei keinem andern Menschen stattfand. Danach ist nun am Ende „die göttliche Natur Christi, nicht im kirchlich orthodoxen, aber auch nicht im verfänglich metaphorischen, sondern im ernsten Sinne der Wissenschaft, seine ungetrübte Frömmigkeit," und nicht die Religion, wie der Verf. sich ausdrückt, sondern nur die subjektive Seite derselben, *die Religiösität*, hätte es heifsen sollen, hat sich in Christo vollendet. Nach der rationalistischen Meinung, welche die Lehre von der Trinität, oder dem Gottmenschen, der Erbsünde in der h. Schrift gar nicht finden kann, sollten wir nun billig meinen, der Geist habe die Kirche, welche diese Dogmen als die Kardinalpunkte des Glaubens von jeher ausgesprochen und festgehalten, in allen Irrthum geleitet; Hase hat zu grofse Achtung vor der Kirchenlehre, als dafs er ihr nicht einen gewissen Werth noch beilegen sollte, „sie hat den Glauben an die göttliche Natur und Bestimmung der Menschheit und an ihre Vollendung in Christo durch das mifsverstandne Symbol eines menschgewordnen Gottes treu überbracht." „Die Kirchenlehre darf den Uebergang, welchen sie für die Weltgeschichte gebildet hat, auch jetzt noch im Volksunterrichte bilden." S. 287. „Die Menschheit gleichsam als werdende Gottmenschheit bildet die nothwendige Parallele zur Gottheit Christi." S. 433, vergl. S. 641.

Was 3) die Trinität betrifft, welche in der „Summa der Christologie" S. 626—41 behandelt wird, so wird mit dem gewöhnlichen Satze begonnen, dafs „die Dreiheit und die Einheit des göttlichen Wesens zusammengefafst, nicht im N. T. enthalten seien." Einerseits ist dies durchaus zuzugeben und geradezu zu sagen, dafs die Kirche die Lehre von der Trinität entwickelte und aufstellte, eben weil sie noch nicht *als solche* in der Schrift enthalten ist. Anderer Seits aber, dafs der christliche Glaube in der Reflexion auf sich selbst nur das in der *reflektirten Form* des Denkens im Dogma herausstellte, was so in der h. Schrift enthalten ist, wie es nur darin enthalten sein kann, nämlich in *faktischer* und *praktischer* Gestalt. In dieser noch flüssigen Form der Anschauung und des Lebens, wie es das unmittelbare sinnliche Dasein der absoluten Religion mit sich bringt, und anderer Seits in der Beziehung des göttlichen Wesens auf die Welt und das subjektive Menschenleben (Gott als Schöpfer, Heiliger und Erlöser) ist die Dreieinigkeit auf jeder Seite der Evangelien und der apostolischen Briefe zu lesen. Wäre, was verlangt wird, unmittelbar wie in der Kirchenlehre, so in der Bibel die Trinität enthalten, so hätte sich die Kirche in der Arbeit der Glaubenserkenntnifs zum Ueberflufs bemüht; und hätte sie anderer Seits blos den Buchstaben der Bibel unmittelbar, wie er vorliegt, aufgenommen, so hätte sie sich nicht in freier und geistiger Weise zu ihm bekannt,

sondern ihn als einen todten aufgenommen, und hätte nur eine leere Tradition, nicht ein Glaubensbekenntnifs gehabt. Die Differenz in der Form hinsichtlich der biblischen und kirchlichen Lehre beweist also noch gar nichts gegen die absolute Wahrheit dieses Dogma. In dem Resultate S. 639 wird nun die Kirchenlehre selbst kritisch beleuchtet; sie soll, indem sie das Gezeugtsein der zweiten Person von der ersten, und dennoch die Identität des Wesens beider behauptet, „die Abhängigkeit des Sohnes vom Vater vor sich selbst verbergen" S. 640. Die scharfsinnigste Kritik des reflektirenden Verstandes hat die kirchliche Trinitätslehre wohl in der Schleiermacherschen Glaubenslehre erfahren; doch ist von demselben Standpunkte des reflektirenden Denkens aus gegen jene Einwendungen das kirchliche Dogma treffend neuerdings von Twesten vertheidigt worden. Wenn gleich nun die Reflexion in der Skepsis über die Wahrheit des kirchlichen Grunddogma verharrt, so ist es darum noch nicht „vergeblich die Kirchenlehre philosophisch begründen zu wollen," wie Hase meint. So sehr Ref. von den grofsen Schwierigkeiten einer spekulativen Begründung der kirchlichen Trinitätslehre überzeugt ist, so leuchtet ihm die Unmöglichkeit derselben aus dem Folgenden, was hier dagegen geltend gemacht wird, keineswegs ein. Apodiktisch wird behauptet: „was man auch unter generatio und spiratio göttlicher Personen verstehe, doch jedenfalls eine ursächliche Handlung: es widerspricht aber dem menschlichen Denkgesetze, dafs eine solche aufserhalb der Zeit geschehe." In der neueren Metaphysik ist aber nachgewiesen, dafs die Kategorieen der Ursache und Wirkung nur der Reflexion angehören, und damit in der Erkenntnifs des Absoluten nothwendig Verwirrung angerichtet wird, wenn dem Gegenstande inadäquate Denkbestimmungen in Anwendung gebracht werden. Die Bestimmungen der Vorstellung von Vater und Sohn, gezeugt und gehaucht sein, müssen daher nicht blos in Reflektionsbestimmungen aufgelöst, sondern zu den spekulativen des begreifenden concreten Denkens fortgeführt werden; erst mittelst dieser, welche zeigen, dafs jene Vorstellungen nicht eine *ursächliche Handlung* bedeuten, kann das dem Glauben offenbare Mysterium vernünftig begriffen werden. „Dasjenige, was die beiden letzten Personen als solche constituirt, ist das Sein durch ein Anderes; dieses aber ist der reine Gegensatz des Absoluten." Der Hr. Vf. meinte oben, wenn nur anerkannt würde, dafs der Sohn vom Vater abhängig sei, so verschwände jede metaphysische Schwierigkeit des Gottesbegriffes; wie läfst sich nun aber denken, dafs das Absolute ein solches setzt, welches nur der reine Gegensatz von ihm ist, als nicht durch sich, sondern durch ein Anderes das Absolute seiend; in diesem reinen Gegensatze ist es ja nicht mehr das Absolute, sondern vielmehr das Endliche, Begrenzte. Das Absolute bewährt sich vielmehr darin als das Absolute, dafs es sich das reine Wesen von sich unterscheidet, und in dem Unterschiedenen, welches *sein* Unterschied, der reine Unterschied an sich ist, mit sich identisch bleibt; oder wie die Kirchenlehre sagt, der Sohn, als Gott von Gott, hat das Leben in ihm selber; nur den Unterschied, nicht Ungleichheit oder Verschiedenheit postulirt die Kirchenlehre in den characteribus hypostaticis; dieser Unterschied an sich oder von sich, der aber als reiner die Identität mit sich ist, wird eben durch die Vorstellung von Vater und Sohn, Geist durchaus passend vorgestellt, weil in der Zeugung eine Mittheilung des Wesens also des Aussichselberseins gesetzt ist. Befremdend ist es, wenn S. 641 gesagt wird „das christliche Bewufstsein ist so weit entfernt für die Erlösung, und sogar auch für die Heiligung verschiedene Subjekte in der Gottheit zu fordern, was auch in der Kirchenlehre nicht liegt, dafs vielmehr die christliche Frömmigkeit, wie auch die *h.* Schrift, Erlösung und Heiligung immer zuletzt unbedenklich auch unmittelbar auf den Vater Jesu Christi, als den Geber aller guten Gabe, bezieht." In wiefern die Kirchenlehre für die verschiedenen Formen der Offenbarung nicht auch verschiedene, wenigstens unterschiedene Personen oder Subjekte fordern soll, bekennt Ref. nicht einzusehen; freilich sind sie nicht so gegen einander fixirt, dafs eben sie nicht mit und in einander wirken; diefs bringt die Identität des göttlichen Wesens in denselben mit sich, hebt aber darum den Unterschied der Personen nicht auf. Dennoch ist die Trinität „das Symbol der Christenheit, sowohl Sinnbild der christlichen Ideen als auch unterscheidendes *Kennzeichen* des Christenthumes." Derjenigen Philosophie und spekulativen Theologie, welche in der Trinitätslehre nicht ein blofses „Symbol" oder „Kennzeichen", sondern den Begriff des Christenthumes selbst erkennt, als der absoluten allein wahren Religion, wird durch das ganze Lehrbuch hindurch der Vorwurf des Pantheismus gemacht, auch gemeint, sie lege die Dogmen im Gegensatze ihres geschichtlich nachweisbaren Sinnes aus und sei weder treu noch kirchlich S. 42; für das Letzte hätte es bestimmter Nachweisungen bedurft; dagegen dafs Gott den Entwicklungsprocefs seines Selbstbewufstseins nur an der Welt habe, in der Weltgeschichte als dem Sohne sich offenbar werde S. 649, beweisen die aus der neueren Religionsphilosophie z. B. 179 „Anm. das ewige an und für sich Sein ist diefs, sich aufzuschliefsen, sich als Unterschiednes seiner zu setzen (als Sohn), aber der Unterschied ist eben so *ewig* (also nicht in der zeitlichen geschichtlichen Entwicklung erst) aufgehoben, das an und für sich Seiende ist ewig darin in sich zurückgekehrt und insofern ist er Geist" u. s. w. das Gegentheil des Vorgeworfenen. Da, wo Gott betrachtet wird als die absolute Idee, wie er in seinem ewigen Wesen vor der Erschaffung der Natur und eines endlichen Geistes ist (Einleitung zur Logik I, S. 36) heifst es von ihr, „dafs sie das absolute Wissen ihrer selbst sei, dafs ihre Ruhe bestehe in der Sicherheit und Gewifsheit, womit sie den von ihr ewig gezeugten Gegensatz auch ewig überwindet" Logik III, S. 242 und 43 u. S. 328 „und in ihm mit sich selbst zusammengeht." Ist hierin nicht das immanente Verhältnifs Gottes zu sich selbst eben so sehr, als zur Welt ausgesprochen! —

A. Baier, Lic. in Greifswald.

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

LII.

The Silurian System, founded on Geological Researches in the Counties of Salop, Hereford, Radnor, Montgomery, Caermarthen, Brecon, Pembroke, Monmouth, Gloucester, Worcester and Stafford; with Descriptions of the coal-fields and overlying formations. By Roderik Impey Murchison. In 2 Parts. London, 1839.

Eine wichtige Aufgabe der Geognosie besteht darin, die Reihenfolge des geschichteten Gebirges mit den in demselben enthaltenen Versteinerungen in ihrer Allgemeinheit auf der ganzen Erde und in ihrer Eigenthümlichkeit in jedem einzelnen Gebirgssystem kennen zu lernen. Diese Aufgabe ist in Bezug auf Mittel-Europa und auf die oberen, jüngeren (sogenannten Tertiär)-Schichten, auf die mittleren (Secundär)-Schichten seit mehr als zwanzig Jahren ziemlich vollständig gelöst worden. Die unteren, älteren Schichten boten dagegen Schwierigkeiten dar, eine bestimmte Reihenfolge ihrer einzelnen Glieder und der in ihnen enthaltenen Versteinerungen aufzufinden, Schwierigkeiten, welche sich mit denen in Parallele stellen lassen, die einer Entwicklung der geschichteten und versteinerungsführenden Gebirgsarten der *Alpenkette* bisher entgegenstehen. Es war bis auf die neuesten Zeiten herab kein durchgreifender Versuch gemacht worden, die Reihenfolge jener älteren (sogenannten Transitions- oder Uebergangs)-Schichten festzustellen und die Ordnung der Versteinerungen in den aufeinanderfolgenden Schichten-Abtheilungen aufzusuchen. Elie de Beaumont hat zwar in seiner geistreichen Entwicklung der verschiedenen Hebungsrichtungen der europäischen Gebirge bereits vor 10 Jahren nachgewiesen, dafs in diesen älteren Gebirgsschichten eine sehr auffallende Unterbrechung stattfinde und auf gleiche Weise eine Unterscheidung derselben rechtfertige, wie ähnliche Unterbrechungen in der gleichförmigen Aufeinanderfolge der Schichten auch in den mittleren und jüngeren Schichten die einzelnen Formationen von einander sondern lassen, aber dieses wichtige Factum war ohne Anwendung geblieben, weil es an einer genauen Kenntnifs von der Aufeinanderfolge der Versteinerungen in diesen älteren Schichten fehlte.

Aus diesem Grunde war es daher ein, für den Fortschritt der Geognosie sehr wichtiges Unternehmen, dafs *Murchison* sich der Untersuchung der Transitions-Schichten von Wales, mit besonderer Berücksichtigung der einzelnen Abtheilungen derselben und der, einer jeden Abtheilung zukommenden organischen Formen mit dem anhaltendsten Eifer während 7 bis 8 Jahre unterzog und diese Aufgabe mit eben so viel Ausdauer und Beharrlichkeit als Genauigkeit und scharfer Beobachtungsgabe löste. Die vorläufigen Resultate dieser Untersuchungen wurden theils durch die Bülletins (Proceedings) der geol. Gesellschaft zu London, theils durch ein Schema der einzelnen Abtheilungen und Unterabtheilungen der beobachteten Schichten bekannt, welches der Vf. überall hin zu verbreiten bemüht war; die vorläufige Kenntnifs dieser Verhältnisse konnte indessen nur eine allgemeine Spannung auf ihre vollständige Darlegung und Erläuterung der aufgefundenen organischen Reste hervorrufen; denn ohne diese letzteren zu kennen, war eine Beurtheilung und Anwendung der Beobachtungen nicht möglich.

Das Resultat dieser Arbeiten liegt nun in einem reich ausgestatteten Werke vor uns. Der erste Theil enthält eine sehr ausführliche Darlegung der im Laufe dieser Untersuchung gemachten Beobachtungen; der zweite ist ausschliefslich der Beschreibung und den Abbildungen der organischen Reste gewidmet, welche Murchison mit grofsem Fleifse gesammelt hat, und diese Arbeit wird immer benutzt werden müssen, wenn es sich um die Bearbeitung ähnlicher Bildungen handelt,

denn sie enthält einen grofsen Schatz organischer Formen, bei denen die relative Lage, oder das relative Alter der Fundorte mit grofser Sorgfalt bestimmt ist.

Der erste Band vereinigt einen doppelten Zweck, daher auch die Ausdehnung, welche er besitzt; nicht allein sind diejenigen Abtheilungen von Schichten, deren nähere Kenntnifs die Untersuchung vorzugsweise beabsichtigte, beschrieben, sondern auch andere Gebirgsverhältnisse, welche in denselben Gegenden beobachtet wurden. Er enthält eine sehr detaillirte geognostische Lokal-Beschreibung der östlichen Gränze von Wales und reicht weit in die benachbarten Grafschaften von England hinein. Das, was auf diese Weise die Mineral-Geographie dieser Gegenden betrifft, besitzt in diesem Theile den gröfsten Umfang. Die Betrachtungen über die Verbreitung des Kohlengebirges, über die Aufsuchung von Kohlenflötzen sind auch vollkommen geeignet, das lebhafteste Interesse der Grundbesitzer und der Gewerbtreibenden jener Gegend in Anspruch zu nehmen und im Allgemeinen zu zeigen, wie eng das Studium der Geognosie mit der praktischen Kenntnifs der, für den National-Wohlstand so wichtigen Mineral-Schätze verknüpft ist.

Die Verbindung dieser beiden Zwecke ist Veranlassung, dafs in dem ersten Theile die Thatsachen von besonderer Wichtigkeit für die Wissenschaft weniger hervortreten.

Seit einiger Zeit hat man sich gewöhnt, die sogenannten Transitions-Schichten unter dem Namen „*der Grauwackengruppe*" zusammenzufassen; der alte rothe Sandstein, eine Bildung, die auf dem Continente entweder ganz fehlt, oder eine ganz andere Entwicklung als in England zeigt, wurde als die tiefste Abtheilung der *Kohlengruppe* betrachtet. Murchison zeigt, dafs er von dieser getrennt werden müsse und sich durch eigenthümliche früherhin wenig oder gar nicht bekannte Versteinerungen von dem unmittelbar darüber liegenden Kohlenkalkstein (Mountain limestone) unterscheidet; er bildet eine eigenthümliche Schichten-Abtheilung zwischen der Grauwacke- und der Kohlengruppe; sein Vorkommen ist aufser Wales besonders in Schottland sowohl am Südrande der Grampians, als in der nordöstlichen Spitze von Caithnefs und auf den Orkney's nachgewiesen, und das vorliegende Werk enthält einige sehr interessante fossile Fische, welche in jenen von Wales ziemlich entfernten Gegenden aufgefunden worden sind. Neuere Untersuchungen von Murchison und Sedgwick machen es wahrscheinlich, dafs der mineralogische Charakter dieses alten rothen Sandsteins in der südlichen Fortsetzung von Wales aus, in Devonshire und Cornwall Veränderungen erleidet, dafs er der gewöhnlichen Grauwacke ähnlich wird; daher sie ihn mit dem Namen Devonian-System bezeichnen. Es ist diefs also ein Mittelglied zwischen der Grauwacken- und Kohlengruppe. In dieser letzteren Form könnte der alte rothe Sandstein von England wohl in Deutschland und Frankreich vorkommen, doch sind Parallelen bis jetzt noch voreilig.

Den Namen *Grauwacke* fafst Murchison in oryktognostischer, nicht in seiner geognostischen Bedeutung auf und verwirft ihn daher als verwirrend und nicht klar bezeichnend; den Namen *Transitions-Schichten* verwirft er, weil er oft in sehr weit ausgedehnter Bedeutung gebraucht, oft der Kohlenkalk auf dem Continent jüngerer Transitionskalk genannt worden sei; so bedurfte er einer neuen Bezeichnung für die, unter dem alten rothen Sandstein befindlichen versteinerungsführenden Schichten. Diese Schichten werden gleich abgetheilt, die *obere* Abtheilung erhält den Namen des *Silurian-System* (von den Siluriern, den alten Bewohnern von Wales, deren berühmter Heerführer Caractacus in einer weiteren Unterabtheilung, dem Caradoc-sandstone verewigt wird) die *untere* Abtheilung den Namen *Cambrian-System*; von dem ersteren nur wird hier ausführlich Rechenschaft gegeben, das letztere wird nur gelegentlich erwähnt und auf eine ausführlichere Arbeit hingewiesen, welche Sedgwick schon seit längerer Zeit darüber vorbereitet. So nehmen denn zwei neue Namen, das Silur- und Cambrische System Besitz von dem Reiche der Grauwacke; und ein drittes, das Devon-System wird vielleicht noch seinen Theil davon fordern. Ueber das Cambrische System steht uns noch kein Urtheil zu, aber wie es scheint, dürfte nicht viel für dasselbe übrig bleiben, in dem vorliegenden Werke sind kaum einige organische Reste desselben angegeben, die den Anneliden von Mac Leay zugerechnet und unter den Namen Nereites, Myrianites und Nemertites beschrieben werden. Auch das wenige, was Philipps in seinem Treatise on Geology T. I. p. 130 davon bekannt gemacht hat, ist nicht sehr geeignet eine bestimmte und klare Idee davon zu erwecken, es sind unvollständige Reste, eben so unvollständig erläutert. Aber unter den 375 Species von thierischen Resten des

Silur-Systems sind viele, welche aus anderen Grauwacken-Gegenden längst bekannt sind und wenn auch nicht ganz mit ihnen übereinstimmend, doch sehr nahe liegende Analogien wahrnehmen lassen. Nur da etwa, wo die Grauwacke eine zwiefache Hebung zeigt, wie Elie de Beaumont nachgewiesen hat, dürfte mit einiger Aussicht auf Erfolg das Cambrische System aufgesucht werden; wo es aber bisher nur nach gewissen Versteinerungen aufgeführt worden, da hätte man auch eben sowohl das Devon-System, also grade das jüngere an die Stelle setzen können, wie es wirklich geschehen ist, da fehlt bisjetzt wenigstens jede genaue Rechtfertigung eines solchen Verfahrens und ruft offenbar mehr Verwirrung hervor, als wenn die ältere zusammenfassende Bezeichnung von *Grauwacke* beibehalten wird.

Immer haben diese irrthümlichen Parallelstellungen entlegener Formationen der Geognosie geschadet und dennoch wird dieser Fehler immer von Neuem begangen, wenn von irgend einer Seite her eine glänzende Erläuterung einer gewissen Schichtenreihe in die Wissenschaft eingeführt wird. Murchison selbst hat sich in diesem Werke frei von diesem Fehler erhalten, wie nahe es ihm auch grade lag, die Aufmerksamkeit durch solche Vergleiche zu erregen. Die Nahmen thun hier viel bei der Sache, alle neueren Lehrbücher greifen eiligst nach den Siluriern und Cambriern, dadurch wird allerdings der Ruf von Murchison's Arbeit schnell und in weiten Kreisen verbreitet, aber dem Werthe derselben nur ein lockerer Schein gegeben und derselbe eher vermindert, als in seinem wahren und wohl verdienten Glanze gezeigt.

Die weitere Unterabtheilung dieser oberen oder jüngeren Grauwacke, des Silursystems oder der Silurformation ist weit genug verfolgt. Zunächst werden die *oberen* und *unteren* Silurschichten unterschieden. Die ersteren zerfallen in fünf Abtheilungen: Obere Ludlow-Schichten, Aymestry-Kalkstein, untere Ludlow-Schichten, Wenlock-Kalkstein, Wenlock-Schiefer; die letztern in zwei Abtheilungen: Caradoc-Sandstein und Llandeilo-Platten (ein rauher welscher, kaum von einem Engländer richtig auszusprechender Name). Diese Abtheilungen stehen etwa so zu einander, wie Under Oolite, Bradford Clay, Bath (great) Oolite, Forest marble, Cornbrash u. s. w. in der Juragruppe. Sie bilden keine getrennten Formationen, sie folgen in einer ununterbrochenen Lagerungsfolge auf einander, während ihrer Bildung sind keine allgemeiner wirkenden Aufrichtungen (Hebungen) der Schichten erfolgt; die Versteinerungen in denselben besitzen einen gemeinsamen Charakter, viele und zwar gut bestimmte und häufig verbreitete Species kommen nicht allein in zwei unmittelbar auf einander folgenden Abtheilungen vor, sondern erstrecken sich sogar durch 4 oder 5 derselben, ja einige sind auch dem alten rothen Sandstein, welcher mit Ausschluſs der Fische überhaupt arm an organischen Resten ist, und den oberen Silurschichten gemeinschaftlich. Auf diese gut bestimmte und häufig vorkommende Species muſs aber ganz besonders geachtet werden, wenn man natürliche Abtheilungen in einer Schichtenreihe aufsucht; es finden sich zwar wenigere Abtheilungen, die sich aber über gröſsere Flächenräume ausdehnen und dadurch grade für geognostische Vergleichungen einen vorzüglichen Werth erhalten. Sie werden zur allgemeinen Orientirung dienen in weit entlegenen Gegenden und in solchen, wo es auſserordentlich schwer hält, die ursprüngliche Reihenfolge der Schichten aufzufinden, dann erst kann mit Sicherheit zu den kleineren Abtheilungen übergegangen werden. Nicht alle die kleinen Abtheilungen des Jura von Bath und Gloucester lassen sich in Franken, Schwaben und der Schweiz wiedererkennen, noch weniger bei Hildesheim, ja selbst in England hat man die Erfahrung machen müssen, daſs diese Abtheilung bei Whitby und Scarbrough nicht mehr anwendbar ist, oder ganz willkührlich erscheint. Nicht anders darf man erwarten, es mit dieser siebentheiligen Spaltung der Silurschichten zu finden; es scheint schon sehr zweifelhaft, ob sich dieselbe in Cornwall und Devon oder vom Mull of Galloway bis Abbshead wird auffinden lassen. Den besten Horizont der Vergleichung giebt der Kalkstein von Wenlock, denn er enthält mehr als ein Drittel sämmtlicher von Murchison angeführten Species; nach dem allgemeinen Eindruck, den die Formen, welche in demselben enthalten sind, machen, können die Kalksteine der Eifel und von Bensberg nicht sehr weit davon entfernt gestellt werden. Aber freilich einige sehr wichtige Familien der Cephalopoden führt Murchison gar nicht an, keinen Goniatiten, keine Clymenia, keinen Nautilus aus den oberen Schichten. Das ist bei einer so groſsen Aufmerksamkeit auf die Versteinerungen immer eine sehr bemerkenswerthe und wichtige Thatsache.

Die Vorstellung, dafs in jeder eigenen Schicht auch eigenthümliche organische Reste enthalten sind, ist aus sorgfältigen Beobachtungen hervorgegangen, aber nicht alle diese Reste sind eigenthümliche, sondern viele gehen nach dem Anerkenntnifs von Murchison durch mehrere Abtheilungen von Schichten hindurch. Dennoch ist in dem ganzen Werk die Tendenz gar nicht zu verkennen, für eine jede Schicht recht viele eigenthümliche Species zu erhalten. Dieses Bestreben, aus den oft nur unvollkommen erhaltenen Schalen nach kleinen und unbestimmten, oft gar nicht angegebenen Kennzeichen Species zu bilden, ist höchst verderblich für die Geognosie, denn unterbleibt die genaue Vergleichung, so werden die Dinge der Namen wegen für verschieden gehalten. Murchison schenkt offenbar den Bestrebungen des Kontinents eine gröfsere Aufmerksamkeit, als viele andere englische Geognosten, die sich ganz allein nur auf das beziehen, was „die glückliche Insel" liefert, und daher auch immer einen englischen Namen für die in England gefundenen Versteinerungen haben, wie bekannt und gut beschrieben auch bereits die Sache im Auslande war. Der Schaden würde noch nicht einmal so grofs sein, wenn nur das *sorgfältig* beschrieben würde, was in so reichlichem Maafse in England aufgefunden worden ist. Aber auch hieran fehlt es oft genug; die Diagnosen sind so mager, die gewählten Kennzeichen so wenig sicher und ausreichend, die oft schön ausgeführten Zeichnungen so wenig treu, dafs es dann mit solchen Hülfsmitteln unmöglich ist, eine strenge Vergleichung durchzuführen. Murchison hat unter den Versteinerungen die Crustaceen, die Trilobiten mit grofser Sorgfalt selbst beschrieben, es wäre sehr zu wünschen gewesen, er hätte diese Arbeit auch für die Mollusken übernommen. Der berühmte Name von Sowerby, dem er diesen Zweig der Palaeontologie überlassen hat, steht wenig im Einklang mit den Leistungen. Die Brachiopoden, die in so grofsen Mengen als gesellige Thiere vorkommen und so vortrefflich zur Vergleichung der älteren Schichten bei ihren scharfen Charakteren dienen, sind sehr vernachlässigt. Von den Arbeiten Leop. von Buch's über Terebrateln und Delthyris ist gar kein Nutzen gezogen; nicht einmal die schärfere Bestimmung der Genera hat zum Leitfaden gedient. Von einer Charakteristik der Species nach den wesentlichen Kennzeichen, die so vortrefflich in der Abhandlung über die Terebrateln entwickelt sind, findet sich gar keine Spur, die Abbildungen sind gröfstentheils mit Genauigkeit angefertigt und ersetzen zum Theil den Mangel der Beschreibungen. Es ist, als wenn die Kenntnifs dieser Gestalten seit 20 Jahren keine Fortschritte gemacht hätte, und selbst der Geist feiner Beobachtung in der Mineral-Conchology des älteren Sowerby's ist in der Dürftigkeit der Diagnosen verschwunden.

Die Korallen sind von Lonsdale, dem Custos der Sammlungen der Londoner geol. Gesellschaft, beschrieben; die genaue Kenntnifs dieser Gestalten läfst überhaupt noch viel zu wünschen übrig; die Genera selbst sind noch bei weitem nicht in dem Maafse auf Merkmale zurückgeführt, die von der Organisation des Thieres abhängen, als zu einer scharfen Bestimmung nothwendig ist, und es bleibt eine Bearbeitung der fossilen Formen dieser wichtigen Thierklasse unter Berücksichtigung der Arbeiten von Ehrenberg und Milne Edwards für die Geognosie ein Erfordernifs, da sie oft ganze Kalkmassen als Korallenriffe und Inseln zusammengesetzt haben. Die auswärtige Literatur ist bei diesen Beschreibungen mit grofsem Fleifse benutzt worden. Die am häufigsten in der Eifel und zu Bensberg vorkommenden Korallen sind in dem Wenlock-Kalkstein wieder aufgefunden, einige gehen aber auch durch 4 und 5 Abtheilungen von Aymestry-Kalkstein bis zum Caradoc-Sandstein hinab, wie Favosites alveolaris, Calamopora Gothlandica (basaltica), C. fibrosa, die Catenipora escharoides reicht sogar bis in die Llandeilo-Platten. Noch eine weit gröfsere Anzahl von Korallen soll sich in dem Wenlock-Kalksteine finden, von denen aber Lonsdale nicht so wohl erhaltene Exemplare zu Gebote standen, dafs er dieselbe hätte bestimmen können.

Die Crinoideen sind von Phillips bearbeitet, mehrere neue Genera, wie Marsupiocrinites, Hypanthocrinites, Dimerocrinites werden eingeführt, und überhaupt 14 Spezies unterschieden, angeführt, aber nur unzulänglich beschrieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 85.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Mai 1840.

The Silurian System, founded on Geological Researches in the Counties of Salop, Hereford, Radnor, Montgomery, Caermarthen, Brecon, Pembroke, Monmouth, Gloucester, Worcester and Stafford; with Descriptions of the coal-fields and overlying formations. By Roderik Impey Murchison.

(Fortsetzung.)

Murchison hebt die Thatsache sehr hervor, daſs alle organischen Reste der Silurschichten gänzlich verschieden von denen des Kohlenkalksteins sind; dies ist ein sehr wichtiger Fortschritt in der Kenntniſs des älteren Gebirges. Sollten auch nun wirklich einzelne Formen, die jetzt noch getrennt werden, als demselben Typus angehörig erkannt werden, so würde dies doch von keinem Einfluſs auf die Folgerungen sein, welche sich daraus ergeben und die es möglich machen werden, auch in solchen Gegenden, wo nur eine unvollständige Entwicklung des Kohlenkalksteins stattgefunden hat, denselben zu erkennen und von der Grauwackengruppe zu trennen, mit der er bisher verwechselt worden ist. Eine Vergleichung der Abbildungen von Murchison und von Phillips in seinem unentbehrlichen Werke über Yorkshire bestätigt diese Ansicht durchaus, beide dienen sich gegenseitig zur Erläuterung. So war es auch möglich, daſs Murchison auf einer Reise, die er im vergangenen Jahre in die Rheingegenden gemacht hat, eine langgenährte irrige Ansicht berichtigen konnte, welche das mächtige Kalklager, das sich von Erkrath über Elberfeld, Iserlohn bis Brilon erstreckt, für Kohlenkalkstein angesprochen hatte. Dasselbe gehört der oberen Grauwacke (den Devon- und den Silurschichten) an; einer Unterabtheilung aber, die wenigstens in Wales nicht deutlich hervortritt. So verbreitet eine richtig aufgefaſste Thatsache ein neues Licht über weit entlegene Gegenden. Die schmalen Lager bei Altwasser, der Kalkstein von Neudorf bei Silberberg in Schlesien werden hiernach entschieden für Kohlenkalkstein erkannt, der sich so wenig gegen Osten zu verbreiten schien, und die weit verbreitete Grauwacke von Rudolstadt gehört dem Devon-, der Schiefer des Bleibèrges am Bober dem Cambrischen System an.

Aber wenn auch die Kohlenkalk- und die Silurschichten hiernach ebenso getrennt durch ihre organischen Reste, wie durch ihre Lagerung erscheinen, so ist dennoch die Ansicht von Bronn sehr begründet, daſs von den ältesten Schichten bis zu dem Zechstein herab kein so groſser Abschnitt in den Versteinerungen wahrzunehmen ist, als zwischen diesem und dem Muschelkalk, und daſs gewisse Analogien alle die älteren Schichten mit einander verbinden; die Angabe von Murchison, daſs sich Encrinus liliiformis auch in dem Zechstein findet, daſs also die Trennung zwischen dieser Formation und dem Muschelkalk eben so wenig vollständig sei, als die Trennung von Zechstein und Kohlenkalk, ist wenigstens für Deutschland ganz unbegründet und für England höchst zweifelhaft und unwahrscheinlich.

Die Silurschichten reichen von der Nordküste von Wales bei Conway am Ostrande des Gebirges in ununterbrochener Folge, sich dann noch immer mehr nach West am südlichen Gebirgsfuſse fortziehend, von Builth an in sehr verminderter Breite bis an die Westküste von Pembrokeshire, bis Haverfordwest und selbst bis auf die Halbinsel von Pembroke. In dem südöstlichen Theile legt sich der alte rothe Sandstein in breiter Masse davor, recht auffallend hier demselben Gebirgssystem angehörend. Von besonderer Wichtigkeit für die Untersuchung sind die Ränder des Gebirges, an denen sich Kohlenkalkstein, Kohlensandstein, Rothliegendes, bunter Sandstein anlegt, in der Gegend von Shrewsbury und Coalbrookdale, die Gegend in welcher die Severn aus dem Gebirge hervortretend, in einem weiten Bogen die

Ränder desselben durchschneidet, um dann ihre südliche Richtung nach Gloucester hin dem Abhange parallel anzunehmen. In der Gegend von Shrewsbury brechen die tieferen Schichten am Abhange des Gebirges hervor, die Cambrischen Schichten und von beiden Seiten lagern sich die Silurschichten daran. In langen Zungen treten sie in die neuern Schichten in der Richtung ihres Streichens hinein. Die Richtung von Nordost gegen Südwest, die Hauptrichtung der meisten Grauwaekenschichten von Mitteleuropa wie Alex. v. Humboldt schon seit so langer Zeit bemerkt hat, ist auch hier die vorherrschende; sie tritt deutlich in dem langen Rücken von Wenlock Edge, in der antiklinischen Linie von Ludlow an der Teme bis Old Radnor hervor; die Richtung der Caradoc Hills weicht etwas und die der Stipper stones noch mehr davon ab, N. N. O. gegen S. S. W. laufend. Diese Richtungen breiten sich fächerförmig gegen N. O. hin aus; aber die Breidden Hills besitzen durchaus die Hauptrichtung von N. O. gegen S. W. Diese Hebungen stehen in einem genauen Zusammenhang mit massigen Gebirgsarten, für die Murchison im Allgemeinen den Namen *Trapp* gebraucht. Es ist sehr auffallend wie diese Gesteine hier in einem Raume vorkommen, der von W. N. W. gegen O. S. O. vom Snowdon bis zum Charnwood forest lang ausgedehnt ist, während die Richtung der einzelnen Ausbrüche schief hindurch geht, ja verschiedene Richtungen sogar sich darin unterscheiden lassen, aber keine einzige mit dieser übereinstimmt. Es ist offenbar dasselbe Phänomen, welches Gebirge darbieten, in denen die einzelnen Ketten die Hauptrichtung unter einem Winkel durchschneiden, wie die Karte des Jura von Buchwalder und Thurmann so trefflich zeigt. Von Abberley Hill bis zum südlichsten Ende der Malvern auf Howlers Heath zieht in der Richtung von Nord gegen Süd eine Reihe krystallinischer Gesteine grade auf der Gränze zwischen dem alten rothen Sandstein und dem bunten Sandstein des Severnthales hin, und mit denselben sind Silurschichten in einem schmalen Streifen hervorgehoben. Diese Richtung scheint sich in dem Innern des Gebirges nicht zu wiederholen, sie stimmt aber mit der grofsen antiklinischen Linie überein, welche durch Derbyshire und Cumberland in dem Kohlenkalkstein hindurch geht, und hat wesentlich die Form des Gebirgslandes, bestimmt. Südwärts lassen sich Wirkungen derselben wohl noch in der Gegend von Bristol erkennen.

Eben so auffallend ist weiter südwärts auf dem linken Wyeufer die Lage der antiklinischen Linie, welche durch die May Hills und den Hough Wood bei Hereford in der Richtung von S. S. O. gegen N. N. W. hindurchgeht und im Gebiete des alten rothen Sandsteins (im Devonsystem) die Silurschichten bis zum Caradoc-Sandstein an die Oberfläche herauf gebracht hat; die antiklinische Linie auf den Prescoed commons bei Usk, zwischen dem Kohlengebirge des Forest of Dean und Südwales in der Richtung von N. N. O. gegen S. S. W. Diese drei Erhebungen jede von einander verschieden und der Hauptzug des Grauwackengebirges von Wales bestimmen die grofse, an keinem andern bekannten Punkte übertroffene Ausdehnung des alten rothen Sandsteins.

Der Erhebungslinie der May Hills auffallend parallel ist die Richtung der antiklinischen Linie von Dudley, welche den Wenlock-Kalkstein mit den vielen herrlichen Versteinerungen aus dem Kohlengebirge auftreibt, der Rowley Ridge, der Lickey Hill und Clent Hills zwischen Birmingham und Kidderminster, so weit setzt sich diese Richtung gegen Ost hin fort und giebt die Veranlassung, dafs ältere Massen mitten in dem bunten Sandsteine hervorbrechen. In der Gegend von Dudley wird dieses Verhältnifs um so auffallender, als die nordöstliche Hauptrichtung so auffallend in dem Wenlockkalkstein bei Wallsall und in der ganzen Erstreckung des Kohlengebirges hervortritt und von der antiklinischen Linie von Dudley durchschnitten wird.

Die Richtung der Caradoc Hills pflanzt sich gegen Südwest in das Innere des Gebirges im Carneddau am Irthon und Wyeflusse fort und die Hauptrichtung gegen Südwest läfst sich nur in der Scheidung der Cambrischen und Silurschichten genau in der Fortsetzung des Wenlock-Rückens bis Llandelo Fawr am Towy in ununterbrochener Folge erkennen. Von hier aus aber folgen echellonartige Unterbrechungen, die bei gleichbleibendem Streichen der Schichten die Grenzen beider Systeme immer mehr nach Norden drängen und dadurch im Allgemeinen die Richtung der Kohlenlager von Süd-Wales von Ost gegen West hervorbringen. Hier bilden die Silurschichten nur noch ein schmales Band zwischen dem alten rothen Sandstein und dem Cambrischen Gebirge. Dieses Verhältnifs erhält sich bis nach St. Clare am Afon Gynin nahe der Küste von Caermarthen Bay. Weiter westwärts ist aber die Streichungslinie

der Silurschichten von Osten gegen Westen gerichtet, deutlich abweichend von den Cambrischen Schichten, die in ihrem Verlaufe und in den daraus hervorbrechenden massigen Gesteinen fortdauernd die Hauptrichtung von Nordost gegen Südwest beibehalten. Noch auffallender gestaltet sich diese Abweichung auf der Südseite des Kohlengebirges von Pembroke, wo die Streichungslinie der Schichten von O. S. O. gegen W. N. W. gerichtet, einen Winkel von 40° mit der Richtung der Cambrischen Schichten bildet.

Die Mannigfaltigkeit der Lagerungsverhältnisse stellt in diesem Gebirgszuge der Bestimmung der Reihenfolge der Schichten schon sehr bedeutende Hindernisse entgegen, und es erfordert eine so wohlgeübte Beobachtungsgabe und eine Ausdauer wie sie Murchison besitzt, um Klarheit in diese Verhältnisse zu bringen, um die Uebereinstimmung zwischen den Versteinerungen und der Reihenfolge der Schichten darzuthun. Denn das Mittel, welches jetzt nach der Beendigung dieser Untersuchung sich darbietet, aus den Versteinerungen auf das Vorhandensein bestimmter Schichtenglieder zu schliefsen, fehlte eben beim Beginne derselben und mufste erst geschaffen werden. Die sehr vollständige Erreichung dieses Zweckes ist das Hauptverdienst dieses Werkes und giebt Murchison ein wohlbegründetes Recht auf die Anerkennung aller Geognosten. Eine so ausführliche Detailbeschreibung der zu diesem Zweck angestellten Beobachtungen, wie sie das vorliegende Werk enthält, würde nicht erforderlich gewesen, ja es würden sogar die Haupt-Resultate leichter zu entnehmen und schärfer hervorgetreten sein; aber auf der andern Seite ist es wichtig, die interessanten Lokalitäten kennen zu lernen, welche diese Verhältnisse nachweisen, und den Beobachtungen Schritt vor Schritt zu folgen. Die Ausstattung des Werkes zu diesem Zwecke ist überaus reich. Eine grofse Karte in drei Blättern, ohne Terrainzeichnung nach der Militär-Aufnahme (Ordnance survey) reducirt, geognostisch illuminirt gewährt eine vollständige Uebersicht aller Lokalitäten; 9 grofse Blätter enthalten illuminirte Profile, deren Grundlinien auf der Karte angegeben sind; 14 Ansichten von Gegenden erläutern die Oberflächen-Verhältnisse dieses Gebirgslandes, sie sind leicht gehalten, ohne dem Charakteristischen der Formen etwas zu nehmen; 112 Holz- und Metallschnitte sind in den Text eingedruckt, zum Theil einzelne Profile, zum Theile einzelne Felspartieen oder sonst auffallende Lokalitäten darstellend, letztere meisterhaft ausgeführt. Die Profile sind beinahe über die Gebühr vervielfacht, denn zur Versinnlichung einer einfach aufeinanderfolgenden Schichten-Reihe bedarf es um so weniger einer Zeichnung, als diese den Verlauf der Schichten in die Tiefe nicht nach Beobachtungen, sondern nur nach Voraussetzungen darstellt, und daher leicht bei dem, welcher mit dem Gegenstande nicht näher bekannt eine falsche Vorstellung erweckt, und für andere Leser dürften grade diese Bilder ganz entbehrlich sein. Zeichnungen verwickelter Verhältnisse sind nothwendig, sie kommen der Beschreibung zu Hülfe und sparen viele Worte, aber um ganz einfache Verhältnisse, oder vielmehr nur die einfache Ansicht von gleichartigen Verhältnissen darzustellen, bedarf es gewifs nicht für jeden einzelnen Fall einer besonderen Zeichnung.

Die massigen Gebirgsarten kommen in dieser Gegend mit den Cambrischen und Silurschichten verbunden in grofser Häufigkeit vor, sie dringen aber auch in das Kohlengebirge ein, wovon die Clee Hills besonders deutliche Beispiele liefern. Ihre Lokalitäten sind alle angegeben, an vielen Punkten sind die Verhältnisse derselben zu den umgebenden Schichten mit Sorgfalt beschrieben, und die Durchbrechung dieser letzteren, die Ausfüllung entstandener Spaltenräume nachgewiesen. Die Clee Hills liegen mitten im Gebiete des alten rothen Sandsteins, einzelne schoberförmige Berge dichten Melaphyrs (ein Name, der eher zu rechtfertigen sein dürfte, als der von Murchison gebrauchte *Basalt*) an ihrer Basis von Kohlengebirgen umgeben, zwischen ihnen geht die antiklinische Linie von Ludlow hindurch. Die Kohlenlager sind von ihrem Ausgehenden aus unter den Melaphyr verfolgt worden, aber in der Nähe des Titterstone Clee Hill ist ein mächtiger Gang blosgelegt worden, welcher das Kohlengebirge durchscheidet und den Kanal bildet, aus welchem die Masse herausgeflossen ist, auf der Nordwestseite das Kohlenrevier von Hoar Edge, auf der Südostseite von Cornbrook, bedeckend. Die Weite des Ganges beträgt 450 Fufs; grofse Stücke des Kohlengebirges sind losgerissen und befinden sich in einer anomalen Lage von dem Basalte getragen. An den Brown Clee Hills sind ebenfalls die Kohlenlager von Melaphyr bedeckt, welcher die höchste Bergplatte bildet, in der Form etwa dem Meifsner ähnlich, nur sehr viel kleiner; ein in die Tiefe niedersetzender Gang als Zuführungskanal dieser

Masse ist nicht mit gleicher Bestimmtheit bekannt wie im Cornbrook, aber wahrscheinlich ist derselbe auch hier. Deutlicher kann der Zusammenhang zwischen plattenförmig ausgedehnten Massen solcher Gesteine und ihrem Hervorbrechen aus der Tiefe nicht nachgewiesen werden, als an diesem Punkte. Die Veränderungen der Kohlenschichten in der unmittelbaren Berührung derselben fehlen nicht, aber ebenso und vielleicht noch merkwürdiger sind die Punkte, an denen die Schichten in der Nähe dieser Durchbrüche sich durchaus gar nicht verändert zeigen. Die Gesteine von den Clee Hills nennt Murchison Basalt, dem allgemein in England angenommenen Gebrauche folgend; so wird aber auch das Gestein von Rowley Ridge bei Dudley immer Basalt genannt, so das Gestein aus den Gängen und Lagern des Kohlengebirges von Yorkshire, Durham und Newcastle (den Whindykes und Whinsill). Es ist höchst zweifelhaft, ob dieses Gestein irgend eine mehr als zufällige Aehnlichkeit mit dem Basalte besitzt, ob es einen zeolithartigen, in Säuren gelatinirenden Bestandtheil enthält, ob es Olivin und titanhaltiges Magneteisen einschliefst; über die Zusammensetzung dieses so wie auch ähnlicher Gesteine läfst uns Murchison leider gänzlich im Dunkeln. Die Namen Trapp, Grünstein und Basalt, welche dafür benutzt werden, bezeichnen keine bestimmten Unterschiede, sondern nur eben einen verschiedenen Zustand der Feinkörnigkeit, wiewohl auch hier ebenso keine grofse Consequenz beobachtet zu sein scheint. Weder auf die Unterscheidung der Hornblende, des Augits, des Hypersthens noch des Feldspaths (Orthoklas), Albits und Labradors scheint irgend ein Werth gelegt zu sein, die drei letzteren Mineralien, deren Verschiedenheit in geognostischer Beziehung so sehr wesentlich und bedeutend ist, werden überall unter der Benennung von Feldspath begriffen und von den beiden letzteren ist kaum die Rede. Der Hypersthenfels wird nur von den Stanner rocks bei Old Radnor erwähnt; der Hypersthen ist hier gewifs, ebenso wie an anderen Punkten, mit Labrador, vielleicht auch mit Oligoklas und nicht mit Feldspath verbunden.

Murchison würde ein sehr grofses Verdienst durch die genauere mineralogische Bestimmung dieser Gesteine den vielen andern Verdiensten dieses Werkes hinzugefügt haben, um so gröfser für England, je weniger die Kenntnifs dieser Gesteine dort einheimisch ist. Die Ansicht, dafs die mineralogische Bestimmung der geschichteten Gebirgsarten von geringem Einflusse auf die Bestimmung ihrer Altersfolge sei, scheint leider dort den Erfolg gehabt zu haben, dafs es auch für überflüssig gehalten wird, auch die krystallinischen Gesteine einer näheren Betrachtung zu würdigen. Daher die vielen Angaben in englischen Werken, aus denen kaum ein entfernter Schlufs auf die Zusammensetzung der plutonischen Gesteine gemacht werden kann, und die an eine in der Mineralogie längst vergangene Zeit erinnern. Je mehr Schwierigkeiten aber diese genauere Kenntnifs der krystallinischen Gesteine darbietet, um so mehr mufs grade auf ihre Bearbeitung gedrungen werden.

Höchst auffallend sind einige Angaben über das Vorkommen des *Olivins*, dessen Mangel in den englischen Gebirgsarten bisher nur aufgefallen war; die meisten sind von der Art, dafs sie Zweifel gegen die Richtigkeit der Bestimmung erwecken können.

Bei Little Wenlock wird das Gestein basaltischer Grünstein genannt, wiewohl die Feldspath- und Hornblendekörner nur mit grofser Schwierigkeit von einander zu unterscheiden sind, in welchem Falle es als Basalt (?) betrachtet werden soll, in diesem kommt hier und da *Olivin* vor.

Die Zusammensetzung des Barestree- oder Hereford-Trappganges im alten rothen Sandstein ist sehr wunderlich. Vorherrschend ein krystallinischer, aus Hornblende, *Olivin* und Feldspath bestehender Grünstein, in der Mitte kuglich und die Hornblende vorwaltend, nach den Wänden hin prismatisch abgesondert, mit vielem Feldspath und wenigem *Quarz*, die Saalbänder wahrscheinlich *Serpentin*; eine so ungewöhnliche Verbindung von Mineralien würde wohl eine nähere Begründung erfordert haben, aber es wird als wie über etwas gewöhnliches hingegangen.

Wo möglich noch auffallender ist das Vorkommen des *Olivins* in schichtförmigem Trapp- mit den unteren Silurschichten zusammen in der Corndonkette zwischen Wotherton und Marrington Dingle in einem mandelsteinartigen Grünstein, indem die bohnengrofsen Mandeln mit Kalkspath und Olivin ausgefüllt sein sollen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

The Silurian System, founded on Geological Researches in the Counties of Salop, Hereford, Radnor, Montgomery, Caermarthen, Brecon, Pembroke, Monmouth, Gloucester, Worcester and Stafford; with Descriptions of the coal-fields and overlying formations. By Roderik Impey Murchison.

(Schlufs.)

Auch die westlichsten Punkte von Pembroke bieten noch ähnliche merkwürdige Mineralzusammensetzungen dar; bei St. David findet sich ein sehr krystallinischer Grünstein, der aus Albit (es scheint diefs der einzige Punkt zu sein, wo er beobachtet worden ist) und kleineren Krystallen von Chromeisen besteht und aufser Quarz, Eisen und Chromoxyd ein erdiges Mineral enthält, welches wahrscheinlich verwitterter Augit ist. Nicht leicht würde man diese Mineralzusammensetzung unter dem Namen: Grünstein suchen.

Mit den massigen Gesteinen in genauer Verbindung stehen diejenigen Schichten, welche Murchison mit dem nicht gewöhnlichen Namen „vulkanischer Sandstein" (volcanic grit) bezeichnet. Grit ist ein Trivialname des englischen Kohlenbergmanns, wie Grauwacke des Harzer und Gneis des Freiberger Bergmanns; ein Unterschied von dem Worte sandstone oder Sandstein ist nicht anzugeben und es kann daher nur verwirren, beide neben einander zu gebrauchen; eine nähere Erläuterung giebt auch Murchison nicht. Er ist der Ansicht, dafs dieser vulkanische Sandstein das Produkt submariner Ausbrüche aus der Cambrischen und Silurischen Periode sei und aus Asche und Schlacken bestände. Aber freilich aus der Beschreibung desselben läfst sich weder die Asche noch die Schlacke erkennen. In der Nähe des Wrekin's bestehen diese vulkanischen Sandsteine aus denselben Materialien, welche Grünstein und Syenit zusammensetzen, mit wenigen feinen Glimmerblättchen; am Fufse des kleinen Caradoc aus Körnern von Grünerde, Feldspath und aus Glimmerblättchen. Von Cheney bei Longville ist es ein glimmeriger, sehr feinkörniger Sandstein von dunkel olivengrüner Farbe mit den Abdrücken von Enkriniten, Trilobiten und Mollusken. Es ist nicht klar, aus welchem Grunde diese Sandsteine nicht das Produkt der Zerstörung der Trappgebirgsarten, durch dieselben Wirkungen hervorgebracht, sein können, welche aus quarzigen Gesteinen die gewöhnlichen Sandsteine und Konglomerate erzeugt haben. Noch ausgedehnter sind diese vulkanischen Sandsteine an der Corndonkette; es sind quarzige und feldspathhaltende Gesteine, wie so viele grobe Sandsteine aller Formationen, die abgeriebene Quarz- und Feldspathkörner noch erkennen lassen, im Rothliegenden, im bunten Sandstein, im Keuper, im Gründsand, ja selbst in den Plioceen-Sandsteinen Siciliens; sie sind von Chlorit dunkelgrün gefärbt und enthalten eckige Bruchstücke von Grauwackenschiefer und porphyrartigem Grünstein; unter den Llandeilo-Platten dieser Lokalitäten lassen einige die Körner von Feldspath, Quarz und Hornblende sehr deutlich wahrnehmen, und sind mit den Abdrücken von Trilobiten erfüllt. Bei Glog zwischen dem Towy- und Taafflusse (im südwestlichen Theile von Caermarthenshire) nimmt ein dichtes Feldspathgestein-Geschiebe von Quarz von der Gröfse eines Eies auf und geht nach dem Gipfel des Berges in ein Konglomerat und in Sandstein über. Endlich wird noch ein feldspathreicher Sandstein aus dem Steinkohlengebirge von Staffordshire zwischen West Broonwich und Kings Swinford hierher gerechnet, welcher mit dem sogenannten „*Grandschmitz*" von Wettin und einigen Lagen des Rothliegenden vom Thüringer Walde eine auffallende Aehnlichkeit besitzt, und aufser den Bruchstückchen von rothem Feldspath ähnliche von grünem Thonstein enthält; derselbe gehört den obersten Schichten des Stein-

kohlengebirges an und kommt nach Murchison's Beobachtungen auch in dem darüber liegenden Rothliegenden (Lower New Red Sandstone) vor. Alle diese Gesteine dürften kaum eine andere Entstehungsweise in Anspruch nehmen als sie gewöhnlich den Sandsteinen zugeschrieben wird, die aus der Zerstörung schon vorhandener Gebirgsmassen hervorgehen. Bei so grofsen Ausbrüchen plutonischer Massen (von Feldspath-Trappgesteinen) kann allerdings erwartet werden „Reibungskonglomerate" zu finden, die auch an verschiedenen Stellen beschrieben werden.

Die genaue Nachweisung des Rothliegenden über dem Kohlengebirge an den Rändern des Gebirges bei Shrewsbury, des Zechsteins; die Trennung des bunten Sandsteins und des unzweifelhaften Keupers, obgleich vom Muschelkalk kaum eine Spur vorhanden ist, gehört zu den vielen wichtigen Resultaten, welche nicht allein die Mineral-Geographie von England, sondern auch die allgemeine Geognosie dem genauen, mit scharfer Beobachtungsgaben ausgeführten Untersuchungen Murchison's verdankt.

v. Dechen.

LIII.

Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen, mit einer Uebersicht der Lieder aufsereuropäischer Völkerschaften, von **Talvj.** *Leipzig,* 1840. *bei F. A. Brockhaus.* 614 *S. gr.* 8.

Anfangende Bildung, der Nationen wie der Einzelnen, mag von den Volksliedern ablenken, fortschreitende und durchgedrungene wendet sich unfehlbar zu ihnen zurück, wie denn die Kenntnifs und der Genufs der Höhen, zu denen wir aufgestiegen, sich erst recht ergiebt und vollendet, wenn wir auf die vermittelnden Stufen niederblicken und Höhen und Weg im Zusammenhang überschauen. Bei den Völkern des Alterthums jedoch bricht nur selten ein Bezug auf solche Lieder durch, ihrer wird meist nur gelegentlich, zum Behuf geschichtlicher Vorgänge oder Verhältnisse, nothdürftig erwähnt. Mit mehr Eifer und Bewufstsein haben neuere Völker diesen Anwuchs des eignen Lebens auch als dichterisch werthvoll beachtet und gepflegt, und Spanier, Engländer, Deutsche und Franzosen, wie Dänen, Norweger, Schweden und Russen, können reiche Sammlungen dieser Art aufweisen.

Die Volkslieder aller Nationen aber im Zusammenhange zu betrachten, sie in ein Ganzes zu fassen, das war ein deutscher Gedanke, und einer der edelsten Geister des Vaterlandes, Herder, führte zuerst ihn aus. Sein weitfliegender, oft wunderlicher und auch bisweilen verirrter Genius war hier in seinem eigensten Gebiet, in seiner sichersten Beschäftigung; Poesie und Sprache in allen Gestalten, Völkerarten und Zeitalter in ihren Eigenheiten zu erfassen, zu gruppiren, das war seine Meisterschaft. Seine zwei Bändchen „Volkslieder", später als „Stimmen der Völker in Liedern" mit verwandten Aufsätzen vereinigt, sind eine seiner schönsten Gaben, mit der sein bedeutendstes Werk, die „Ideen zur Geschichte der Menschheit", sich in vielfache Verbindung stellt. Der glückliche Griff, den er bei jener Sammlung immerfort darthut, die Kenntnifs, Wahl, Uebertragung, Ausdrucksweise, sind nicht genug zu bewundern, die fremden Schätze werden wahrhaft sein eigen, und wir fühlen, dafs ein Dichter uns die Dichtungen reicht. An Sinn, Takt, Angemessenheit, so wie an Wirkung, ist sein Buch bisher nicht übertroffen, und hält noch immer guten Stand, zum Zeugnifs, wie gut und dauerhaft der rechte Mann das Rechte thut.

Seitdem sind jedoch andre Bedürfnisse erwacht, der Gesichtskreis ist erweitert worden, die Quellen haben sich unendlich vermehrt. Die Forschung, wieder dem Besondern zugewandt, einzelne Völker und Sprachen bearbeitend, hat grofse Vorräthe gehäuft, zum Theil auch gesichtet, und ein eignes Fach der Gelehrsamkeit ist entstanden. Dänische Volkslieder sind durch die Brüder Grimm, neugriechische durch Fauriel und Wilhelm Müller in kritischer Bearbeitung uns zugeführt, serbische durch unsre Herausgeberin, russische durch Goetze und Andere; neue Reichthümer spanischer Lieder hat Böhl von Faber, holländische Hoffmann von Fallersleben bekannt gemacht; von deutschen Sammlungen ist vor allen „des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano zu nennen, dann Büsching's und von der Hagen's Beiträge, Meinert's, die Sammlung von Erlach. Die grofsen und mannigfachen, fast in allen Nationen angeregten Arbeiten über die Sprach- und Geschichtsdenkmale der Vorzeit, die mit philologischer Strenge besorgten Ausgaben der alten Dichtwerke, alles dies kam auch den Volksliedern zu Statten, und Ver-

ständnifs und Sichtung derselben haben ungemein gewonnen.

Der nationale, und selbst der provinzielle Fleifs in diesen Gegenständen ist gewifs löblich; jeder besondre Boden und Volksschlag möge bis in's Kleinste sorgsam durchforscht werden; auch die gelehrte Anhäufung des gewonnenen Ertrages bedarf keiner Rechtfertigung. Allein wir finden doch bald, wie bei anderm Stoffe so vorzugsweise bei diesem, dafs den Büchern noch ein andrer Zweck inwohnen müsse, als in den Schränken stattlich dazustehen und für gelehrte Neugier gelegentlich zum Nachschlagen zu dienen. Wir empfinden das Bedürfnifs, den aufgespeicherten Vorrath aus dem wissenschaftlichen Verschlufs wieder auf den offnen Markt, an das frische Leben und zum heitern Genusse zu bringen. Hiezu gehört aber mehr, als gelehrte Sorgfalt und Genauigkeit, hiezu gehört allgemeiner Sinn, Zusammenfassen des Mannigfaltigen, geistreiche und gefällige Behandlungsweise; die einseitige Vertiefung in den Kreis nur Eines Volkes genügt nicht, verschiedene Völker müssen sich zur Vergleichung stellen, damit das Gemeinsame wie das Eigenthümliche recht an das Licht trete.

Schon als das Wunderhorn erschien, welches die deutschen Volkslieder, bei mancher Redaktions-Willkür, doch im Ganzen in geistiger Frische wiedergiebt, und defshalb nicht ohne grofse Wirkung geblieben ist, äufserte Goethe, in seiner trefflichen Anzeige des Buches, den Wunsch, dafs die Herausgeber, wenn sie ihre Sammlung fortsetzten, wohl aufzurufen wären, auch was fremde Nationen dieser Liederweise besitzen, auszusuchen, und sie im Original und nach vorhandenen oder von ihnen selbst zu leistenden Uebersetzungen darzulegen. Also die deutsche Besonderheit wünschte er wieder in reichere Gemeinschaft zusammengestellt, und den neuen glücklichen Anlauf durch solche Vervollständigung gleichsam wieder auf den Herder'schen Plan emporzubringen, wobei für die Ausführung mehr Umfang und Reife, als in jener früheren Zeit möglich war, sich jetzt bedingen würde.

Diese Andeutung aber blieb einstweilen unwirksam; die Herausgeber des Wunderhorns hatten ihren deutschen Vorrath noch lange nicht erschöpft, als der Sinn der Landsleute, denen in der That auch viel zugemuthet wurde, schon längst Uebersättigung fühlte, und jene, launisch und sprunghaft wie sie waren, hatten ihr Treiben bald auf andre Felder übertragen, wo sie abermals genug zu ringen fanden. Die späteren Bearbeiter und Herausgeber von Volksliedern hielten sich insgesammt nur in besondern Richtungen und bestimmten nationalen oder gar provinziellen Gränzen, und ein solches Buch, wie Herder für seine Zeit geliefert, und Goethe für eine spätere nach deren Mafs erneuert wünschte, ist uns im Laufe von mehr als sechzig Jahren nicht wieder dargeboten worden.

Alles bisher Vorgeführte setzt uns in den Stand, nun in Kürze sogleich auszusprechen, welche Stelle wir dem gegenwärtigen Werk anzuweisen haben. In der von Herder gebrochenen Bahn füllt dasselbe eine seit so langer Zeit immer fühlbarer gewordene Lücke, es ist die glückliche Wiederaufnahme jenes Herder'schen Gedankens, nur erweitert und erhöht nach dem Mafse, das eine fortgeschrittene Kenntnifs und Entwickelung hier gebieten. Oder wir können auch sagen, dasselbe ist die neue Gestaltung des Wunderhorns, aus der deutschen Einschränkung nach Goethe's Angabe wieder zum Allgemeinen erhoben, wie zu thun die ursprünglichen Herausgeber selbst in ihrer Zeit verhindert waren. Zwei so namhaften, in wirksamen Ehren stehenden Werken innigst verwandt, und mit deren ererbten Vorzügen neueres und selbstständiges Verdienst vereinend, und solchergestalt beiden gleichsam eine jugendliche Stellvertretung, darf diese neue Sammlung wohl als eine der willkommensten Gaben begrüfst werden, sofern die Ausführung den hier zu machenden Ansprüchen nicht unbillig nachsteht.

Die Ausführung aber darf eine vortreffliche genannt werden. Mistress Robinson, geborne Therese von Jakob, deren Namen in der Bezeichnung Talvj angedeutet ist, hat ihren Beruf zu dergleichen Arbeiten schon früh an einer besondern Abzweigung dieses Stoffes mit Glück dargethan, ihre Uebersetzung der serbischen Volkslieder ist als ein Gewinn unsrer Litteratur allgemein anerkannt; der offne Sinn, das reine Gefühl, der klare und sichre Verstand, welche sich in jener Leistung zeigen, sind grade die Eigenschaften, die jedem weiteren Unternehmen solcher Art am meisten zu wünschen sind. Bei fortgesetzter Beschäftigung mit dem Gegenstand und bei eifrigem Studium seiner stets reicher sich erschliefsenden Hülfsmittel konnten Kenntnisse und Urtheil im Fortgange der Zeit nur gesteigert werden; aber auch äufsere Umstände wirk-

ten förderlich ein. Durch besondre Lebensgeschicke ward unsre deutsche Landsmännin, nachdem sie frühere Jahre in Rufsland verlebt und Sprache und Eigenthümlichkeit der Slawen kennen gelernt, später in Nordamerika heimisch, und gewann so die Anschauung der verschiedensten Völkergebilde; das Leben in englischer Sprache und Sitte führte zu den Britten und Schotten zurück, während das Land selbst auf seine Urbewohner hinwies; bei solcher mehrfachen, die entlegensten Gegensätze umfassenden Vertrautheit der Anschauung mufste der geistige Einblick in nicht selbstdurchwanderte Gebiete die sichersten Anhaltspunkte finden.

Ein Werk der Gelehrsamkeit zu liefern, war nicht die Absicht, wiewohl die gelehrte Kenntnifs fast auf jedem Blatte sichtbar ist, und oft in Verwunderung setzt durch ihren Umfang und ihre Mannigfaltigkeit; auch will das Buch weder als historisches Lehrbuch noch selbst als Volksliedersammlung auftreten, die bescheidene Verfasserin verwahrt sich ausdrücklich gegen solchen Anspruch, und bekennt, dafs zu dem erstern eine tiefere Begründung, zu dem letztern eine gröfsere Vollständigkeit erfordert würde. Sie bezweckt zunächst, das Vorhandene zur Uebersicht zu ordnen und einzurahmen, aus der Masse das hervorzuheben, was den Geist derselben darstellt, und will zufrieden sein, auf diese Weise in der Bilderreihe der Volkslieder einen Beitrag zur Sittengeschichte gegeben zu haben. Das Buch führt in der That den ganzen Stoff, der bisher in mannigfachen Ablagerungen verdriefslich stockte, auf's neue heiter dem Leben zu, und wir dürfen nicht zweifeln, dafs ihm gelingen wird, was die Verfasserin erstrebt, nämlich das aus den Schachten der Wissenschaft mühsam gewonnene Gold in gangbare Münze ausprägen zu helfen.

Hiezu war eine thätigere geistige Vermittlung, eine reichere Zuthat von Einleitungen und Verständigungen nöthig, als die Vorgänger bisher zu liefern pflegten. Und hierin gründet sich kein geringer Theil des Verdienstes, welches wir überhaupt dem Buche beimessen. Aufser einer allgemeinen, sachkundigen und ansprechenden Einleitung, welche das hier zu durchschreitende Gebiet abmarkt und eintheilt, und wonach die Völker des Alterthums einstweilen noch aufserhalb der Betrachtung gestellt bleiben, nimmt die Verfasserin jedesmal das Wort, so oft ein neuer Abschnitt neue Völkerschaften vorführt, oder Inhalt und Richtung des Mitgetheilten dazu veranlassen. Diese Zwischenreden versetzen den Leser auf den richtigen Standpunkt, deuten ihm die Hülfsmittel und Quellen an, und heben, durch kurze einsichtige Angaben, das eigentlich Bezeichnende hervor. Der klare Sinn, die umfassenden Kenntnisse, das gesunde Urtheil und der feine Takt der Verfasserin bewähren sich hier auf jeder Seite. Mit einzelnen Aussprüchen oder Bemerkungen dürften wir nicht sogleich übereinstimmen; aber die Möglichkeit, ein Für und Wider anzuknüpfen, wo der Gegenstand, über den geurtheilt wird, in schlagenden Beispielen unmittelbar mitvorliegt, ist bei solchem Buche nur ein Reiz mehr. Den Begriff des Volksliedes nimmt die Verfasserin wohl etwas zu eng; in so weitschichtigen Gebieten, wo die natürlichen Gränzen oft unmerkbar sich verlaufen, ist keine genaue Abscheidung möglich noch nöthig, und die künstliche doch nur ein unhaltbarer Zwang. So können wir z. B. dem Tadel, dafs die früheren Sammler unter die deutschen Volkslieder auch wohl ein neulateinisches aufgenommen, nicht beistimmen; ein in gemeinem gangbaren Latein und im Volkstone gedichtetes Lied, gesungen von Leuten, welche, wie die ungeheure Zahl von Mönchen und Studenten, der Mehrheit nach als dem Volk angehörig zu rechnen sind, mag unsres Erachtens gar wohl in der Reihe deutscher Volkslieder seine Stelle haben, so gut wie eine lateinische Zeile oder Sentenz im einzelnen Liede. Den Ursprung des Volksliedes und der Poesie überhaupt könnten wir vielleicht in schärfern Zügen ausgeführt wünschen; die Art, in welcher sich Herder philosophisch bewegte, und in die wir etwa zurückversetzt werden, genügt einem zu reiferem Gedankenausdruck erhobenen Sinne nicht mehr; dafür aber ist die Erörterung dieser Gegenstände von bildlicher Seite um so preiswürdiger; überall spricht die Verfasserin aus frischem Gemüth und aus dichterischer Vorstellungskraft, und daher lebendig und anschaulich.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen, mit einer Uebersicht der Lieder aufsereuropäischer Völkerschaften, von Talvj.

(Schlufs.)

Die Auswahl selbst hatte vor allem das Gediegene, poetisch und historisch Werthvolle im Auge, sodann das Eigenthümliche, worin Volksart, Zeitumstände oder Geistesrichtung sich am entschiedensten ausdrücken; natürlich treffen beiderlei Merkmale in den meisten Fällen zusammen, jedoch finden wir sie bisweilen auch getrennt. Die Verfasserin leitet uns hier mit guter Unterscheidungsgabe. Bei gröfster Liebe zu den Volksliedern ist sie keineswegs blind eingenommen für alles was diesen Namen trägt. Sie verwirft mit sicherem Geschmack das Geringe und Rohe, mit edlem Unwillen das Gemeine und Nichtswürdige, das auf diesem Boden stets neben dem Besten wuchert. Der Warnung Goethe's an die Herausgeber des Wunderhorns, „sich vor dem Singsang der Minnesinger, vor der bänkelsängerischen Gemeinheit und vor der Plattheit der Meistersänger, so wie vor allem Pfäffischen und Pedantischen höchlich zu hüten", dieser Warnung hat es hier kaum bedurft. Der strenge Sinn dünkte uns bisweilen sogar zu weit zu gehen im Verwerfen, doch fanden wir bei näherer Prüfung zuletzt fast immer beizustimmen.

Bei aller Achtung für das Ursprüngliche und Eigenthümliche der Volkslieder, war diese doch Einer Rücksicht nothwendig unterzuordnen, der Verständlichkeit. Da die Sammlung keine gelehrte sein wollte, sondern ein ansprechendes, heutigen deutschen Lesern erfreuliches Buch, dem die geistige Treue mehr gilt als buchstäbliche, so mufsten die Lieder fremder Völker in's Deutsche, die deutschen Lieder aber aus ihren verschiedenen Mundarten in die heute gäng und gäbe Sprache übertragen, wenigstens derselben angenähert werden. Bei diesem letztern Verfahren war wenig Schaden zu befürchten; in vielen Fällen möchte es ungewifs bleiben, welcher Mundart oder Gegend ein Lied ursprünglich angehört, die Mundart, in der sich dasselbe vorfindet, ist nicht nothwendig die ächte und erste; sodann hat das Festhalten der landschaftlichen Aussprachen manche Schwierigkeit, und unsre gewöhnliche Schrift reicht dazu nicht aus, der Beleidigung des Auges nicht zu erwähnen! Endlich aber gilt von manchen unsrer Mundarten, was eben von einzelnen Volksliedern bemerkt worden, dafs der blofse Name nicht genügen könne, wo die Beschaffenheit keinen Werth habe. Wo die Mundart ohne Bildung geblieben ist, roh im Klang, arm und gemein im Ausdruck, da verlieren wir nichts, wenn ein paar edle Dichtungspflanzen, die zufällig da hineingerathen sind, dem schlechten Boden enthoben und in einen bessern versetzt werden. Zum Beweise gilt die Mundart des sogenannten Kuhländchens, dessen Lieder durch Meinert herausgegeben worden, aber wegen der abschreckenden Sprache für den gröfseren deutschen Lesekreis ungeniefsbar geblieben sind. Bei aller Auf- und Nachhülfe aber, die hier im Allgemeinen geboten und nicht zu vermeiden war, ist im Einzelnen, das können wir versichern, die kundige Hand auch eine möglichst schonende gewesen, und hat nur das unerläfslich Nothwendige gethan. Der Grundton und die sprachliche Eigenheit des Ausdrucks sind, gleich der darin herrschenden Denk- und Empfindungsart, im Wesentlichen wohlerhalten, und die Zeugnisse des Ursprungs, wo solche vorhanden waren, so wie der Rest des Alterthums, sind nirgends freventlich ausgelöscht. Wir halten das gewählte Mafs für das richtige, und jedes andre hätte dem Unternehmen nur nachtheilig werden müssen.

Den reichen Stoff in's Einzelne zu verfolgen und mit Bemerkungen zu begleiten, übernehmen wir nicht; geeignete Beiträge hiefür anzubieten, wird anderweitige

Gelegenheit nicht fehlen. Mit einigen Worten aber die Folge und Einrichtung des Inhalts anzugeben, dürfen wir nicht unterlassen. Nach der allgemeinen Einleitung giebt uns der erste Abschnitt zuvörderst einen Ueberblick der asiatischen Völkerschaften, und läfst Ostindier, Chinesen, Armenier und Georgier, Perser, Afghanen, Hasarer, Mongolen, Kalmücken, Beduin-Araber, Turkomannen, Kurden und Baschkiren uns in bunter Reihe vorüberziehen, unter Sang und Klang, indem, so weit es möglich, jedem Volke seine Liederproben folgen. Sodann treten die malayischen und polynesischen Völker auf, Malayen, Javanesen, Bugis und Makassaren, Inselbewohner der Südsee. Die afrikanischen Völker folgen hierauf, etwas dürftiger: Mandingos, Ashantees, Mauren, Berbern, Aegyptier und Abyssinier, wobei es schon verdienstlich genug ist, die schwachen, in so weiten öden Raum verstreuten Anklänge hier vereinigt zu haben. Die Ureinwohner von Amerika liefern eine kaum reichere Ausbeute; Indianer im Allgemeinen, dann Mexikaner, Peruaner und Chilesen, Grönländer und Eskimos, Irokesen, südamerikanische Wilde, werden nothdürftig vorgeführt; die Zukunft wird hier weiter Aufzufindendes leicht anschliefsen. Die zweite Abtheilung wendet sich zu den europäischen Völkerschaften, wo denn die germanischen voranstehen. Die skandinavischen Völker, Isländer, Faröer, Dänen, Schweden, entfalten hier ihren alten Liederreichthum, nur die Norweger stehen einstweilen etwas zurück, weil die erwarteten Hülfsmittel zufällig ausgeblieben. Für die Deutschen ist verhältnifsmäfsig nicht viel Raum gewährt, doch dabei Sorge getragen, das Schönste und Köstlichste der deutschen Volkslieder hier im dichten Kranze nicht fehlen zu lassen; der geschichtliche und sittliche Gehalt wird vorzugsweise beachtet, das für Denkart und Gefühlsweise Bezeichnende hervorgehoben. Nachdem auch die Holländer ihren Abschnitt erhalten, werden wir zu den brittischen Völkerschaften hinübergeführt, wo die Schätze der Engländer und Schotten sich in Fülle darbieten, und die Verfasserin ihre in dieser Richtung besonders grofse Kenntnifs und Vertrautheit vortheilhaft bewährt.

Wir sehen aus dieser Inhaltsanzeige, was schon geleistet ist, und was noch zu erwarten steht; denn wir wollen unbedenklich sagen, was der Titel des Buches verschweigt, nämlich, dafs wir eigentlich den ersten Theil eines Werkes vor uns haben, dem ein zweiter hoffentlich nicht fehlen wird. Dieser wird insbesondre die slawischen Völker zu betrachten haben, von welchen dieselbe Hand, die uns die serbischen Lieder mitgetheilt, nur den gediegensten Bericht und die erwünschtesten Beispiele versprechen mufs. Die romanischen Völkerschaften werden sodann auch an die Reihe kommen, und so das vollendete Bild als ein *weltgeschichtliches* befriedigend abschliefsen. Möge sonach dieses wohlbegonnene Werk glücklich zu seinem Ziele gelangen, und die edle Verfasserin den ihr von Landsleuten und Ausländern gebührenden Dank in der günstigen Aufnahme ihres Buches reichlichst ärnten! —

K. A. Varnhagen von Ense.

LIV.

Fasti Horatiani. Scripsit Carolus **Franke**, *ph. d. — Accedit epistola Caroli Lachmanni. — Berol. sumptibus Guil. Besseri. MDCCCXXXIX.* 240 S. 8.

Mit Vergnügen benutzen wir die dargebotene Gelegenheit, um das Publikum auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches eine längst empfundene Lücke in der Litteratur des Horaz ausfüllt. Wie viele Bewerber diese in allen Zeiten auch gefunden hat, wie vieler sie namentlich in den letzten Decennien sich zu erfreuen hatte, die theils um die Hermeneutik, theils um eine durchgreifende Kritik des Grundtextes sich bemühten, oder endlich auf dem sicheren Wege der Geschichte durch monographische oder umfassendere Versuche die Werke und das Zeitalter des Dichters in bürgerlicher und litterarischer Hinsicht der gebildeten Welt näher zu bringen bedacht waren: so blieb doch bisher noch ein fühlbarer Mangel, der auch auf die Exegese und die kritisch-historischen Forschungen mehr oder minder zurückwirkte; wir entbehrten eine auf Grund eines gereinigten Urtextes, mit strengerer Prüfung der wechselnden prosodischen Gesetze bei unserem Dichter, und mit sorgfältiger Beachtung der persönlichen, socialen, sowie allgemeinen politischen Verhältnisse ausgeführte Untersuchung der Chronologie sämmtlicher Gedichte des Horatius. Obwohl es zu diesem schwierigen Geschäft an bedeutenden Vorarbeiten nicht fehlt und im Einzelnen die Scholien zum Horaz belehrende Winke geben, so liegen doch die meisten

Bemühungen auf diesem Felde schon mehr als hundert Jahre hinter uns, und unter jenen sind selbst die anerkanntesten in keiner Zeit zu einer solchen Authentie gelangt, dafs man sie als einen gesetzgebenden Codex chronologicus betrachtet hätte. Aber gleichwohl sind — und dies kann nie genug wiederholt werden, — die kurz und allgemein entworfenen Grundstriche *Richard Bentleys* nebst Massons mehr ins Einzelne gehenden redlichen Forschungen die vornehmsten Leitfäden geblieben, mochten auch Spätere wie *Sanadon*, *Vanderburg*, *Heindorf*, *Obbarius*, *Weichert* u. a. sich Abweichungen im Besonderen erlauben und specielleren Partien der horazischen Dichtungen einen enger begrenzten Zeitraum anweisen. Will Jemand weiter gehen und, zu wenig eingedenk jenes kritischen „Alleszermalmers", wie *Jani* (1778), späterhin *Mitscherlich* im Ganzen ein vorschnelles Verdammungsurtheil sprechen, so sollte keiner eines *Reizischen* Zitterns, welches Fr. Aug. Wolf uns zeichnet, sich schämen, bevor er die von dem Meister gesteckten Schranken zu überspringen wagt. Andererseits aber wird freilich durch eines Engländer, *James Tate* (1832) verblendete Anerkennung der Bentleyschen Ordnung eben so wenig gefördert, und sein Wort wäre verhallt, verdankten wir ihm zunächst nicht eine zwiefache Berichtigung jener Chronologie, von *Zumpt* (Berl. Jahrbb. Nov. 1833). Endlich nennen wir noch zwei Gelehrte, *Carl Kirchner* (1834) und *G. F. Grotefend* (1833); beide haben sich ein nicht geringes Verdienst um das genauere Verständnifs des Dichters erworben, aber die Forschungen beider, namentlich die chronologischen sind zum Theil blendender als beruhigender fürs Auge, kühner als besonnener, und nicht selten dürfte der Prüfende wohl erinnert werden, dafs der Leichtgegürtete nicht grade zuerst das Ziel erreicht. Was nach dieser Zeit für die horaz. Chronologie geleistet ist und von Hrn. *Franke* noch nicht benutzt werden konnte, ist soviel uns bekannt von geringer Bedeutung, z. B. *Streuber* Hor. ad Pisones Ep. Basil. 1839; *Düntzer* Kritik und Erkl. der Oden. Braunschw. 1840.

Unser gel. Verf. nun hat aufser den letzteren die angedeuteten Vorarbeiten, sowie alle anderen zur Sache gehörenden, wichtigeren Hülfsmittel mit Fleifs und nicht ohne Umsicht in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. Ueberall werden die von den Vorgängern gewonnenen Resultate genau nachgewiesen, und je nach den vom Vf. selbst gefundenen gebilligt, befestigt oder berichtigt, so dafs der Leser eine der vollständigsten Uebersichten aller bisherigen chronologischen Untersuchungen von Belang auf einem Puncte beisammen hat. Sowie diese Vollständigkeit zu loben ist, besonders auf einem Felde wissenschaftlicher Forschung, wo im Einzelnen wie im Allgemeinen das Individuelle in allen Zeiten sein Recht wird geltend machen wollen, ebenso können wir Plan und Anordnung des ganzen Werkes nur billigen. Wir hören den Vf. selbst: *ita instituam quaestionem, ut in priore parte generalem hor. operum descriptionem temporum proponam, tum in altera in hos cancellos singula poemata distribuam et quasi includam.* pag. 4. Demgemäfs theilt sich das Ganze in zwei gröfsere Hälften, deren jede in Capitel, die erste in sieben, die zweite in acht zerfällt. Den Beschlufs macht eine mit lobenswerther Vorsicht verfafste *tabula chronol. Hor.* und die *Epist. C. Lachmanni.*

Werfen wir einen Blick auf P. I. cap. 1. (*Horatii vita ad a. usque* 713 *u. c. descripta*), so kann es nicht fehlen, dafs Vieles, ja das Meiste uns hier als ein von allen Anerkanntes entgegentritt. Da jedoch nirgends unnöthige Weitschweifigkeit bemerkt wird, so folgt man auch dieser in ein gefälliges Latein gekleideten Darstellung um so lieber, als sie einen sicheren Vordergrund bietet für die Zeit, in welche die Abfassung der ersten horaz. Dichtungen fällt, und der Verf. überall selbst prüfend auch seinerseits mitbeiträgt zur Beseitigung mancher veralteter Ansichten. So wird denn des Vaters von H., seines Amtes in Venusia (nicht erst in Rom), der früheren Ausbildung des Sohnes in der Hauptstadt, der höheren philosophischen in Athen kurz Erwähnung gethan, beiläufig auch mit *Weichert* der alte Livius Andronicus gegen *Bentley* in Schutz genommen, das *gleichzeitige* Erlernen der griech. und lat. Sprache in den frühesten Knabenjahren, sowie der philos. Unterricht beim Akademiker Theomnestus und Peripatetiker Kratippus, der vielleicht schon in Rom empfangene beim Epikureer Philodemus wahrscheinlich gemacht. Letzteres aus *Sat.* I, 2, 121. zu muthmafsen (p. 10 Anm.) bleibt freilich mehr als gewagt. Wie sollte die Berücksichtigung eines Philodemischen Epigrammes dazu berechtigen, wenn auch aufser des Dichters zeitiger Vertrautheit mit jener Lehre die chronol. Bestimmungen, das Verhältnifs des Philosophen zum

Cicero u. L. Piso, mit den frühen Bildungsjahren des H. wohl übereinstimmen möchten. — P. 11 flg. führt uns Hr. *Fr.* sodann auf den politischen Schauplatz, zu der näheren Verbindung des H. mit Brutus, wo nebenbei (Anm. 33) die Ansicht derer, welche den Jüngling mit den Republikanern schon nach Asien hinübergehen lassen, durch eine imponirende Autorität, aber auch nur dadurch zurückgewiesen wird. Denn wenn es p. 12 heifst: *acutissimus Lachmannus ... in tanto certorum argumentorum defectu nil aliud certum esse me edocuit* (?), *quam potuisse Horatium in Asiam venire:* so werden sich die Erinnerten dadurch in der Behauptung ihrer Beweise wohl kaum irre machen lassen. — Von gröfserem Gewicht ist p. 14 flg. die Aufnahme der Frage über das zu oft hin und wieder gedeutete *sensi relicta non bene parmula* ctt. Od. II, 7. Der Vf. erwählt zwischen den zwei extremen Ansichten, die Worte nämlich wörtlich zu nehmen oder — wie *Fr. Jacobs* noch immer zu thun scheint, — den Ausspruch in eine leere Allegorie zu verflüchtigen, einen von *Weichert de Var. et Cass.* p. 38 vorgebahnten Mittelweg. Hr. *Fr.* läfst den Dichter folgendes sagen: *H. non usque adeo a partibus libertatis defensorum stetisse, ut acie Brutiana fracta vel mortem oppetendam duxerit, sed mutato consilio victorum gratia* (?) *maluisse servari.* Die Worte selbst aber *parmula n. b. relicta* nimmt er nicht bildlich, sondern nach der Vorstellung Murets u. a. als entlehnt von Archilochus und Alcäus. Die Frage scheint sich demnach so zu theilen: H. ist ein ῥίψασπις im vollen Wortsinne, oder er ist mit dem Anführer nicht in den Tod gegangen, sondern hat insofern sein Tribunenamt befleckt, als er in letzter Entscheidung feige die Selbsterhaltung dem Tode für die Freiheit vorgezogen. Die Begriffe fallen unseres Bedünkens besonders nach antiker Vorstellung so nah, ja fast so in Eins zusammen, dafs sie kaum zu scheiden sein dürften. Wir bemerken nur dies noch aufser früheren Bekenntnissen: warum hätte H. grade den Archilochus oder Alcäus, und nicht auch einen anderen nachgeahmt, warum z. B. nicht den früh und mit Kritik von ihm gelesenen Anakreon (Epod. XIV, 9 s. das. Ausl. Toup. ep. crit. p. 180.), der die Worte *ἀσπίδα ῥῖψ' ἐς ποταμοῦ καλλιρόου προχοάς* (fragm. XXVI.) höchst wahrscheinlich auf seine eigenen Feldzüge anwendet (s. *Bergk.* l. c. p. 128. Schneidewin del. III. p. 368)? Durch eine solche Erweiterung des Blickes scheint mir aber, ich weifs nicht wie, jene vermeinte Nachahmung immer noch etwas fraglicher zu werden. Ich erinnere ferner, dafs die ganze Ode bei aller griechischen Färbung ächtrömisches Interesse und eine wahrhaft horazische Empfindung athme. — Bei den übrigen Momenten in diesem Abrifs des äufseren Lebens verweilen wir nicht. Sie sind dem Zwecke gemäfs kurz skizzirt und wir vermissen nirgends Maafs und Behutsamkeit. Nur dies heben wir noch rühmend heraus, dafs p. 17 flg. die bekannten Worte *paupertas impulit audax ut versus facerem* (Epist. II, 2. 51 s.) zu Vs. 26 flg. das., beide Stellen aber zu der Wahl des ersten dichterischen Stoffes (Sermonen und Epoden) in die richtige Beziehung gestellt, und alle diejenigen, welche den Dichter mit jenen Poesien sein Leben fristen oder einem gebildeten Kreise sich empfehlen lassen, siegreich bekämpft werden. *Carl Kirchner* wird als Vorgänger in dieser allein richtigen Erklärung, wie sich von selbst versteht, mit gebührendem Lobe genannt.

Hiermit hat der Vf. p. 21 flg. sich zugleich den Uebergang zu Cap. II. (*de temporibus quibus Serm. libri scripti et editi fuerint*) gebahnt. Er bemüht sich zunächst festzustellen, dafs vor Publicirung irgend einer Epode oder Ode das ganze erste B. der Sermonen im J. 719 u. c. als Einzelwerk für sich, und ebenso das zweite B. im J. 724 u. c. veröffentlicht wurden. Diese Ansicht streitet gegen die von *Zumpt* u. *Kirchner* aufgestellte, und sie ist für die Zeitbestimmung der einzelnen Gedichte zu wichtig, um nicht die Gründe (p. 29—41.) einer Prüfung zu unterwerfen. Zuerst bemerkt Hr. *Fr.* sei erwiesen, dafs Virg. die *Georg.*, Propertz und Tibull die BB. ihrer *Elegien* vereinzelt edirten, abgesehen davon, dafs Horaz nach übereinstimmender Annahme es nicht anders machte in den Oden (L. I. II. III., sodann IV.) und in den Episteln. Sodann seien die Sermonen des 1. B. entweder nachweisbar *früher* gedichtet als die des 2. B., oder es finde sich wenigstens kein Indicium, welches das Gegentheil darthue.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 88.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

Fasti Horatiani. Scripsit Carolus Franke.

(Fortsetzung.)

Es ist zu billigen, dafs der Vf. bei den mangelnden historischen Beweisen hierfür nicht weiter ging, und wir möchten diesem obwohl negativen Argumente um so weniger alles Gewicht entziehen, als noch andere Gründe jenes wiederum unterstützen. Denn nicht vorschnell erkennt Hr. *Fr.* eine Bestätigung seiner Hypothese in der gröfseren, oft leidenschaftlichen und gegen Personen gerichteten Bitterkeit des 1. B. verglichen mit der mehr besonnenen, selbst philosophischen, durch dramatische Einkleidung viel objectiver gebildeten Form der Satire im 2. B., womit in Uebereinstimmung die gereifteren Jahre, die günstigere politische und bürgerliche Stellung des Dichters, welche mit dem Besitz des im 1. B. *nie* gepriesenen Landgütchens ihren Abschlufs erfährt. In Zusammenhang hiermit wird mit Recht seine Annäherung an Octavianus gestellt, ferner das strengere Urtheil über Lucilius im 1. B., das schonende und gereiftere über denselben gleich zu Anfang des 2. B. Hieran werden p. 33—34 andere Gründe geknüpft, die keine beweisende Kraft haben, wie z. B. *quidni Sat. I, 9, cuius compositio ad dramaticam formam proxime accedit, libro secundo interposuit?* Dies ist ein Eingriff in fremde, von uns nicht zu entscheidende Rechte. Ueberdies möchte bei unserem Dichter kaum eine feinere, und doch schonungsloser durchgeführte Invective auf eine lästige Persönlichkeit, die keinem in Rom unbekannt sein konnte, sich finden, und wie konnte der Vf. durch die dramatischen Elemente hier, wenn anders sie so zu nennen sind, an die des anderen Buches erinnert werden! Ebenso sehen wir nicht, was mit der Bemerkung p. 34 gefördert wird: *quidni omnes Serm. uno corpore evulgavit, cum nequaquam ipsi verendum esset, ne nimis accresceret opus* u. s. w. Doch übersehen wir dies, um noch ein bereits von *Bentley* angedeutetes Hauptargument zu berühren. Auch Hr. *Fr.* erkennt dies mit Recht in den horaz. Prologen und Epilogen, und durch den trefflichen Excurs (p. 35 sq.) über den Inhalt und die Tendenz derselben scheint mir die Ansicht derer, welche in der Anordnung jener Vor- und Nachreden bei Horaz ein Spiel des Zufalls erkennen wollen, aufs Gründlichste widerlegt zu werden. *Was* wir als Prolog und Epilog anzusprechen haben in den verschiedenen Dichtwerken, wird im Ganzen nach den Bentleyschen Winken dargelegt; fügt der Verf. aber p. 35 hinzu: *et tertius* (Carm. L.) *speciem* (?) *certe prologi habet:* so möchten wir III, 1 lieber eine Eröffnung der folgenden fünf grofsartigen politischen Oden desselben Metrums, als einen Prolog oder ein Proömium für's ganze Buch nennen. Also nicht „*prout placuit poetae*", sondern eine wohl noch festere Norm in Rücksicht der Prologe und Epiloge bei H., als der Vf. selbst will. Gut dagegen ist p. 40 flg. der Beweis geführt, dafs Sat. I, 10 als Epilog genommen werden müsse und scheint dadurch die Hypothese nicht eben den geringsten Grad der Wahrscheinlichkeit gewonnen zu haben. — Hr. *Fr.* bemühte sich nun vor allem den Beweis zu führen, dafs das 1. B. der Sermonen wirklich bis 719 u. c. vollendet worden sei. Manche Gründe ruhen hier aber auf der Kraft einer subjectiven Ueberzeugung, zu denen wir namentlich die p. 26—27 berührten rechnen; andere möchten entscheidender sein, besonders p. 24 u. 25, wozu wir vielleicht auch p. 27 rechnen dürfen: *altum silentium, quod de Octaviano eiusque rebus gestis* lib. I. *tenet Hor.* ctt., ferner: *quod non solum familiaribus Octaviani aliquoties illusit, sed ipsum etiam tecte carpsit* ctt. p. 28. Beides freilich steht oder fällt mit einer p. 29 Anm. 8 bestrittenen Ansicht: *falluntur*, sagt Hr. *Fr.*, *qui Horatium demum* u. c. 725 *ad partes Octaviani transiise autumant* ctt. Wird hierfür das J. 719 angenommen, halb und halb auch das J. 723 u. c. eingeräumt,

so wünschten wir nur nicht, dafs der Vf. sich auf *Schol. Cruq.* Epod. I, 7, noch weniger aber auf *Acron* z. Sat. I, 5, 2 berufen hätte. Jene Epode behandelt ein frei vom Dichter gewähltes Thema; des Kaisers wird mit keiner Sylbe gedacht, und doch handelt es sich um eine Lebensfrage Octavians. Alles wird zu den Waffen gerufen wider Antonius, selbst Mäcenas, *allein Horatius nicht*, und warum? *Dicitur*, sagt das Scholion, *Augustus Horatio dedisse militiae vacationem, quum id aliis denegasset.* Das Gedicht selbst wird unseren Unglauben hieran entschuldigen. Horaz hat es allein mit Mäcenas zu thun, der ihm offenbar empfohlen hatte seine Zeit der Muse lieber, als den Waffen zu widmen, und nur des Freundes wegen wünscht er mit zu kämpfen, um nicht schon jetzt die eine Hälfte seines Daseins zu verlieren und das bekannte *Sacramentum* zu brechen. Hiermit stimmen auch die alten Commentatoren überein. Denn *Porphyr.* und *Ascens.* erklären Vs. 7. *utrumne iussi —?* durch ein einfaches: *a te*, und ganz ähnlich *Acron*, den Hr. *Fr.* jedoch nicht genau genug excerpirt, obwohl diesem die Aussage des *Schol. Cruq.* offenbar bekannt war. — Die zweite St. anlangend, so können die Worte des *Acron: Horatius missus fuit cum Heliodoro a parte Caesaris*, um so weniger was Hr. *Fr.* wünscht beweisen, als die gen. Satire mit Bestimmtheit schon ins J. 717 u. c. gehört, wo der Dichter den Kaiser kaum noch zu nennen gewürdiget, und um *dieselbe* Zeit (Sat. I, 4. 10.) nicht eben wohl renommirte Lieblinge desselben ziemlich unsanft behandelt hatte. Aber freilich war Horaz im Gefolge des Mäcenas und wurde wie dieser immerhin *a parte Caesaris* gesendet, ohne darum ein erklärter Freund des Kaisers zu sein oder einen Mitbeweis für die Erscheinung seiner Serm. (Lib. I.) bis zum J. 719 abzugeben. Viel lieber hätte sich der Vf. des *Schol. Cruq.* erinnern sollen: *Maecenas et L. Cocceius a Caesarianis legati sunt delecti, ... Maecenatem autem comitatus est Horatius officii causa, ut qui nihil haberet antiquius, quam ab eius latere non discedere.* Doch wir brechen hier ab, da wir unten auf die einzelnen Gedichte zurückkommen. — Das 2. B. der Serm. ist nach Hrn. *Fr.* (p. 41—42) im J. 724 u. c. edirt worden, also nicht im Einverständnifs mit denen, welche die Herausgabe vor die Schl. bei Actium verlegen, noch mit denen, welche sie bis 7^{26}_{27} u. c. hinausrücken. Die kurzen und etwas flüchtigen Beweise lassen wir *hier* auf sich beruhen.

Cap. III. handelt *de tempore quo Epodon L. scriptus et editus fuerit.* p. 43—50. Nach kurzer Angabe der Umstände, welche den Dichter zu dieser neuen Gattung veranlafst, — sie werden aber hierauf beschränkt: *nativa indoles, singularis conformatio, adversa fortuna qua conflictabatur vitaeque miseria*, wo wir statt des letzten etwas grellen Motives lieber hervorheben würden die nach und nach zunehmenden Spuren eines engeren Anschliefsens an griech. Muster, und wie bei der Satire die Rückwirkungen des Volks- und Staatslebens in sittlicher und politischer Hinsicht, — setzt der Verf. die Anfänge dieser archilochischen Poesie in die früheste Zeit, als Horaz von seinem Feldzuge heimgekehrt, und nimmt nach Epod. XIV die lange vorenthaltene Sammlung der Gedichte als eine durch Mäcenas vielleicht beschleunigte, jedenfalls aber noch vom Dichter selbst veranstaltete (p. 47). Dafs dies geschehen, bevor die 3 ersten BB. Oden edirt (d. i. 730 u. c. nach Hrn. *Fr.*), stimmt auch mit unserer Berechnung überein, wird aber durch einen Grund dargethan, den wir nicht theilen können. Es heifst nämlich l. c. die in den Oden vorkommende archilochische (I, 4) und alkmanische Str. (I, 7. 28) lasse nicht zweifeln, dafs die Epoden früher nicht nur vollendet, sondern auch publicirt worden seien. *Nulla enim*, heifst es weiter, *poterit caussa excogitari, qua commotus Horatius istos Epodos* (die 3. gen. Oden) *carminum corpori quam Epodon fasciculo inserere maluerit.* Wird daneben, um dies zu erhärten, auf Epod. XII verwiesen, so können wir nur dies erkennen, dafs aufser der archilochischen Galle und den freieren Rhythmen, die στροφὴ δίκωλος δίστιχος, welche der höheren lyrischen Poesie des H. fremd ist, jenes Gedicht so bestimmt von den Oden scheide, wie die *στ. τετράστιχος* der drei genannten Oden von den Epoden. Hierzu kommt, dafs schwerlich mit Grund angenommen wird (p. 48, Anm. 8), Horaz habe durch den Titel *Epodi* seine Gedichte noch nicht auf eine bezeichnende Weise von den übrigen Gattungen geschieden, ja das Wort selbst nicht einmal gekannt. Freilich hing jene Benennung wie bekannt mit der Form und Composition zusammen, aber dafs unserem Dichter ein Ausdruck fremd gewesen, der von der metrischen Gestaltung viel-

leicht schon durch den Erfinder auf die ganze Gattung jener Poesie überging, und von dem *Plut. de musica* p. 1141 A., dann *Hephaestion*, *Zenobius* u. a. in Bezug auf Archilochus wie von etwas Bekanntem und Ueberkommenem (*οὕτω καλούμενοι ἐπῳδοί*) sprechen, ist wenigstens nicht so erwiesen, um irgend eine Folgerung daraus zu ziehen. Der Titel thut in diesem Falle aber nicht wenig zur Sache, ich meine zu der von H. mit gutem Grund veranstalteten Scheidung jener 3 Oden von den Epoden. Doch mag dies sein; unser Vf. wünscht die Herausgabe dieser Sammlung nicht über 724 u. c. hinausgerückt zu sehen, theils weil H. um diese Zeit einer milderen Stimmung zugänglich zur Ode sich gewendet, theils weil er mit Epod. XVII ($7\frac{24}{25}$ u. c.) gewissermafsen öffentlich Abschied genommen habe von der archilochischen Bitterkeit. Wiefern diese Bestimmungen Gültigkeit haben, sehen wir im zweiten specielleren Theil.

Cap. IV. giebt die Zeitbestimmung, wann die *ersten drei BB. Oden* gedichtet und edirt worden (p. 51—69). Ein ernsteres Bemühen des H. um die lyrische Poesie nach dem J. 723 u. c. annehmend (p. 53), „*multo ante quartum carm. librum*", dessen *erstes* Ged. etwa ins J. $7\frac{39}{40}$ u. c. falle (p. 54), setzt Hr. *Fr. zwischen* jene Endpuncte zugleich die Herausgabe von *Carm. saec.*, *Epist. L. I*, vielleicht auch *L. II* und *A. P.* Das 1. B. der *Epp.* erschien 734 vor dem 8. Decbr. Dafs nun aber *vor* diesem J., bemerkt der Vf., *lyrische* Gedichte schon herausgegeben, ist gesichert durch das Zeugnifs des Dichters selbst (Epist. I, 19), und da die *ersten* 3 *BB. zusammen* edirt wurden, so steht fest, dafs diese Herausgabe nicht über das Jahr 734 u. c. hinausgerückt werden darf. Genau wird dann p 55 weiter gefolgert: aus Epist. I, 1, 3 erhellt, dafs jene lyr. Gedichte schon vorlängst beendet waren, ja selbst Alter und Stimmung waren so verändert, dafs H. jener leichteren Gattung für immer glaubt Lebewohl gesagt zu haben. Hiermit begnügt Hr. *Fr.* sich nicht; er glaubt auch den Zeitpunkt selbst gefunden zu haben: *quo poetam verisimile sit lyricis valedixisse* (p. 57). Ausgehend von der mit zu grofser Confidenz aufgestellten Hypothese: *tota Horatii poesis lyrica — amatoria*, basirt er darauf mehrere unhaltbare Folgerungen und stellt nebenbei auch eine recht wohlfeile Conjectur auf, Od. III, 26, 1 *vixi duellis nuper idoneus* schreibend. Dies nun vergessend theils an und für sich, theils auch um den Faden nicht zu verlieren, finden wir, dafs der Verf. sich nicht geschickt auf Sappho und Alcäus als Vorbilder des Horaz beruft; die Poesie dieser war mehr als eine *p. amatoria;* noch weniger aber können wir zugeben, dafs H. selbst mit jener Bestimmung seiner Lyra es so ernsthaft gemeint habe, als Hr. *Fr.* wünscht. Nachdem viele St. wie Od. l. c., IV, 1. I, 6, 17 s. 19, 9 s. II, 12, 14 und andere herbeigeholt werden, um die horaz. Lyra als *imbellis* und *iocosa* darzustellen und zu beweisen, dafs der Dichter nur darauf ausgehe *iocos*, *Venerem*, *convivia*, *ludum* (Epist. II, 5, 56) *et iuvenum curas et libera vina referre* (A. P. 85): so erkennt Hr. *Fr.* dann freilich auch *permulta poemata gravioris argumenti* an; aber gleichwohl fordert er, zu erfüllt von seinem Gesetze, der eigentliche Charakter der horaz. Poesie *könne* und *müsse* darnach erkannt und abgeschätzt werden (p. 59). Dafs die Kunstrichter, wie der Vf. sagt, die *carmina amatoria* den vollendetsten, geschmackvollsten und reizendsten beigezählt, ist mir neu, jedenfalls eine Geschmackssache, womit so wenig erwiesen wird wie mit dem letzten Argument p. 59 extr. und p. 60 init. Ueberflüssig ist es wohl darauf hinzuweisen, dafs A. P. l. c. schon ausdrücklich gegen Hrn. *Fr.* zeugt, indem hier grade der *mannigfaltige* Stoff der lyrischen Poesie aufgezählt wird und nach des Dichters Bestimmung in sich begreift: *divos*, *pueros deorum*, *pugilem victorem*, *equum certamine primum* ctt.; überflüssig auch zu erinnern, wie Horaz in seinen grofsartigen politischen Oden an Helden der Zeit und Vorzeit, in den dem Luxus und der Freundschaft gewidmeten, wie sie das 2. B. *fast nur* darbietet, jenem und sogar einem noch umfangreicheren Stoffe um so vollkommener zu genügen weifs, je bescheidener er selbst der Aufgabe nicht gewachsen zu sein bekennt; aber weniger überflüssig möchte es sein, zu bemerken, dafs der Vf. nicht wohl daran thue, Stellen wie: *non haec iocosae conveniunt lyrae*, und so viele derselben Art zu Gunsten seiner Hypothese beizubringen. Denn dies heifst nicht nur die Worte in ihrer Ideenverbindung mifsdeuten, sondern auch eine Seite im Charakter des Dichters verkennen, die eine tiefe Bedeutung hat und in Bezug steht zu der öffentlichen Welt. Wie einst der Dichter der Satire mit seiner verletzenden Ironie die Gebrechen der Zeit angriff, aber immer versöhnlich zu einem *ridendo dicere verum* sich bekennt;

wie er überall auf der vollen Höhe seines Zeitalters der urbanste und polizirteste Römer erscheint, aber den Gipfel seines Humors ersteigt, wenn er in das Gewand des schlichten Venusiners sich kleidet; wie er in seinem Dichterruhm ewiger dasteht, als das Capitolium mitsammt dem Pontifex und der Vestalin, aber sich selbst ausschliefst von dem geweiheten Sängerchor und hinter ungefeilter Rede und Rhythmus sich birgt: so sollte wohl nicht verkannt werden, dafs jene beliebte Schlufswendung nach einem ernsten, epos- oder dithyrambenartigen Thema nichts weiter ist, als eben eine Wendung, um sich zu entziehen, um zu dem eigenen inneren Frieden zurückzukehren, vor allem um stets von neuem, besonders in den politischen Oden darauf hinzuweisen, dafs er nicht dazu tauge, der Aufforderung eines Augustus oder Mäcenas zu entsprechen, und einem andern es überlassen müsse, die Römerthaten zur Verherrlichung der Zeitgeschichte zu verewigen. So forderte es die Politik des Horaz, so seine innerste poetische, sittliche und philosophische Anschauungsweise. —

(Die Fortsetzung folgt.)

LV.

Diem sacrum ab S. Ludovici nomine vocatum in honorem Ludovici II magni ducis Hassiae celebrandum indicit Univ. Gissensis. Praemissa est Fr. Osanni disput. de tabula patronatus Latina cum epimetro de litterarum B et V permutatione. 1839.

Hr. Prof. Osann erläutert in diesem Programm eine Erztafel des antiquarischen Museums in Capo di Monte bei Neapel, auf welcher die Wahl eines vornehmen Mannes Helpidius zum Patron der Colonie Paestum enthalten ist. Die zur Angabe des Jahres genannten Consuln Leontius und Bonosus sind die ordentlichen Consuln des Jahres 344 nach Chr. Für die Grammatik giebt die Inschrift einen Beleg zu der weit getriebenen Vertauschung der Buchstaben B und V (z. B. *cibes* für cives, *berba*- verba, *cibitatis*, *fobere* u. a.), worüber Hr. Osann noch einen besondern paläographischen Anhang hinzugefügt hat. In diesem ist uns unter andern das Resultat interessant erschienen, dafs die Form *Danubius* für die spätere und minder richtige zu halten ist, statt der eigentlichen *Danuvius*. In stilistischer Hinsicht ist die Inschrift eine Nachahmung der aus den Scriptores historiae Augustae bekannten Art der Acclamationen im Senat. So fängt sie auch gleich statt der sonst gewöhnlichen Präscription von Ort, Zeit und Antragstellenden mit einem Wunsch an: *Helpidi, homo felix, deus te servet*! Die Construction *credo quod*, *spero quod* findet sich zwei Mahl. Uebrigens hat der Steinhauer, wie so häufig, nicht ganz sorgfältig gearbeitet, und die Verbalkritik findet schon bei diesem Monument erster Hand ihre Aufgabe. Bei der Ausübung derselben mufs Ref. an einer Stelle von Hrn. Osann abweichen. Dieser schreibt und interpungirt Zeile 6 und flgd. so:

> Verba fecerunt: Non aliunde aestimamus, statum civitatis altiorem cultioremque reddi nisi industrium virorum patrocinio fulciatur. Optimi cives igitur Helpidio honestissimo viro pro dignitate sua patronatum offeramus, credimus, quod in omnibus nos patriamque nostram fovere dignetur.

Die Inschrift hat statt Osann's *fulciatur* FVICIANTVR und natürlich alles ohne Interpunction, häufig auch die Wörter ohne Zwischenraum. Zu der obigen Stelle macht Hr. Osann die Bemerkung, dafs *credimus* zu *offeramus* unangenehm überflüssig hinzugesetzt sei, ferner dafs *industrium* syncopirt sei für *industriorum*, indem er, wir glauben mit Recht, die Ansicht Döderleins Lat. Synon. I S. 120, die Lateiner hätten auch das Adjectivum *industris* im Gebrauch gehabt, verwirft. Denn Döderleins Grund, dafs der übliche Comparativ *industrior* doch nicht von *industrius* abgeleitet werden könne, wird durch die Comparative *noxior* und *egregior* widerlegt.

Rec. hat aber einen andern Anstofs. Will denn Hr. Osann den Genitiv *industriorum virorum* passivisch verstehen, durch den Schutz, welchen man thätigen Leuten erweist? Er wird dies nicht annehmen dürfen. Ist aber der Genitiv activ, der Schutz, welchen thätige Männer einer Stadt gewähren, so ist die Benennung *vir industrius* für den neu zu erwählenden Patron der Stadt unziemend: ein homo industrius ist nur ein Handwerker oder Krämer. Ferner ist die Anrede *Optimi cives* in einer für Helpidius bestimmten Ausfertigung auffällig. Warum aber dies Alles? Es ist genug, wenn man den Fehler des Steinmetzen FVICIANTVR, I statt L, entfernt, ohne den Plural in den Singular zu verändern. Aber dagegen verlangen wir *illustrium virorum* statt *industrium*, und glauben, unser Verlangen ist begründet genug und nicht allzu kühn. So würde also die Stelle so zu interpungiren und zu schreiben sein:

> Non aliunde aestimamus statum civitatis altiorem cultioremque reddi, nisi illustrium virorum patrocinio fulciantur optimi cives. Igitur Helpidio, honestissimo viro, pro dignitate sua patronatum offeramus: credimus quod in omnibus nos patriamque nostram fovere dignetur.

Credimus ist dann nicht unnütz hinzugefügt, sondern dem Schlufs entsprechend, *speramus quod pro honestate nominis sui in omnibus nos aequo sinceroque animo aspicere ac fovere dignetur*.

Herrn Osanns weitere Bemerkungen über die Ehre und das Geschäft eines Patronus civitatis verdienen in der Schrift selbst nachgelesen zu werden. Constitutionelle Monarchien heutiger Zeit ersetzen dies Bedürfnifs zum Theil durch die gewählten ständischen Vertreter der Städte und Landschaften.

C. G. Z.

№ 89.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

Fasti Horatiani. Scripsit Carolus Franke.

(Fortsetzung.)

Doch wir lenken ein; *quodsi non temere amorem lyricae Horatii poesis nervum significasse videbor*, bemerkt Hr. *Fr.* p. 60, so wünsche er nun sein Recht auch zu gebrauchen und zu folgern: *Horatium amori et melicae poesi uno circiter et eodem tempore valedixisse.* Der *Liebe* entsagte Horaz als Vierziger (Od. II, 4, 21 flg.), heifst es weiter, er konnte also 730 u. c. Od. I, 19 dichten, und die *arida canities* fällt willkommen in dieselbe Zeit. Od. III, 14 um 7$\frac{29}{30}$, Od. II, 11 etwa 729 u. c. *Also* scheint kein Gedicht in den 3 ersten BB. nach 730 verfertigt, alle zusammen aber vielleicht 731 u. c. erst edirt zu sein. Wir lassen dies auch ohne jene Grundbestimmung über die lyrische Poesie vorläufig um so lieber gelten, als p. 62 flg. noch einige Beweise hinzugefügt werden, welche der Verf. mit Recht für seine Chronologie benutzt. — Eine grofse Schwierigkeit macht endlich aber Od. I, 3 mit dem gemeiniglich anerkannten Geburtsjahr 735 u. c. Um dies zu beseitigen wird p. 66 flg. ein kleiner Excurs gegeben, den wir nicht zu den gelungensten Partien des Werkes rechnen. Richtig setzt der Verf. voraus, dafs die Entstehung dieses Gedichtes *nach* dem Tode (735 u. c.) des Freundes jedem undenkbar sein werde; warum aber nicht: *paulo ante ultimum Mantuani vatis iter* (734), ist wohl nicht so klar, nur dafs es die festgesetzte Zeitrechnung durchkreuzt. Denn dafs die griechische Reise des Virg. im J. 735 allgemein angenommen, ist natürlich, da aus den ziemlich ausführlichen Notizen über den Mann eine *zweite* nicht bekannt ist und die grundlose Bemerkung des *Servius* zu einem falsch verstandenen Verse (*Virg. Ecl.* 3, 74), als hätte Virgil dem Augustus nach Actium 723 u. c. folgen wollen, um so weniger berücksichtigt werden durfte von Hrn. *Fr.*, als jene Idylle mit Gewifsheit schon dem J. 712 u. c. angehört. Aber die Ode ist unbequem; auch nicht *carminis argumentum et color* (p. 66) stimmen unserem Verf. zu jener bekannten Reise. Anstöfsig ist nämlich, dafs Horaz weder der *Aeneis* gedacht, die der Freund in Hellas zu vollenden vorhatte, noch die Reise selbst eigentlich berührt habe. Andere denken hier wohl anders, nicht kühn genug zu fordern, ein Künstler hätte, wie *sie* wollen, sein unsterbliches Kunstwerk ausführen müssen. Wo nun aber ein einiger Hauch der Liebe und Freundschaft, nur eine Sorge um des Freundes Leben und Erhaltung durchgeht, ist das Bild abgeschlossen, und jeder Zusatz möchte ein Aufsenwerk bleiben, weil in jenem Einen alles inbegriffen ist. Und so sehen wir denn auch eine genügende Bezugnahme auf die Reise in der 2. Str. Doch mag dies sein; mit kühner Wendung verändert Hr. *Fr.* unsern ganzen Ideenkreis, und schreibt Vs. 6. *debes Quintilium f. A.*, wobei jedoch das Gedicht immerhin dem Virg. überschickt sein möge, da der Neueingeführte ein Freund war beider Dichter. Dies ist zu wichtig, um nicht die Gründe zu hören. Zuerst wird unser Gedicht in genaue Beziehung gestellt zu Od. I, 24 (a. 730 u. c.), namentlich zu Vs. 9 flg., und hier sodann die Stelle: *non ita creditum poscis Quintilium deos* in Anspruch genommen. Diese ist noch nicht und kann auch nicht erklärt werden für Hrn. *Fr.*, wenn sie nicht δεικτικῶς, im Hinblick auf unser: *navis quae tibi creditum debes* ctt. gedeutet würde. Ich erkläre sie mir einfacher aus der Strophe selbst und zwar so: *occidit ille: tu deos poscis Quintilium, heu! non ita* (ea condicione) *creditum* (tibi), sc. ut nunquam occideret, ut nunquam amicum redderes, restitueres diis. (s. die *Schol.*); der Ergänzungen aber werden bei dem bekannten elliptischen: *non ita*, οὐχ οὕτως, μή μοι οὕτως wohl um so weniger zu viel sein, als Horaz selbst an einfacherer St. Od. II, 15, 10 und Epist. I, 20, 5 sie vertritt. S. auch *Görenz*

z. *Cic. Acad.* II, 39, 123. Ferner aber erhellt aus dieser Strophe für den Verf. ohne Zwang (*sponte*, wenn hier überhaupt richtig, wohl immer mit dem betreffenden *Pronomen*): *Quintilium clade aliqua et immatura morte periisse*. Die Gründe hierfür werden verschwiegen und wir bekennen sie nicht zu finden, oder läge etwa einer in *occidit?* S. *F. A. Wolf* z. *Cic. p. domo* §. 96. Doch es sei; der Muth des Vfs. wächst und der Tod des Q. bei einem Schiffbruch auf einer etwaigen (*fortasse*) Reise nach Hellas scheint nicht unwahrscheinlich. Hinzu kommt, dafs Q. nach *Schol. Acr.* manchen als Bruder des Virgil galt; wie leicht also eine Namenverwechselung und bei obwaltender Freundschaft ein von Virgil auf Q. zu übertragendes *dimidium animae meae!* Nach solchen recht kühnen Hypothesen, und nachdem der Verf., wie er meint, siegreich die schönste Urkunde für das innige Freundschaftsband zwischen Virg. und Hor. uns entwunden, blieb noch zurück jenes Verhältnifs möglichst kalt und locker zu zeichnen, und in der That, dies gelingt dem Vf.: *Horatius favorem* (?) *Virgilii natu paulo maioris et principibus viris prius commendati ambibat:* (??) *inde* (!) *ea, quae in eius laudem aliquoties scripsit.* Wie Horaz selbst über den Freund spricht, ist bekannt; wie beide Männer vereint in der jungen Dichterschule für einen Kunstgeschmack wirkten und gemeinsame *Freunde* und *Feinde* der Zeit theilten, wäre lang zu entwickeln. Und wie bedürfte es dessen, da unser Vf. selbst p. 26 flg. uns noch beschenkt mit einer Art Wettgesang, *aemulatio et concertatio* des Virg. u. Hor., wonach beide durch wechselsweise Nachahmungen in ihren Werken sich in Beweisen der Zuneigung überboten hätten. — Hier ist und bleibt nun wohl eine Lücke in der Zeitrechnung, wenn anders Hr. *Fr.* nachgiebt und verbunden mit uns über das J. 730 u. c. hinausgeht. — Beschlossen wird dieser Abschnitt mit einigen Bemerkungen über die Art und Weise, wie H. bei der Herausg. der 3. BB. Oden wahrscheinlich verfuhr.

Das V. Cap. beschäftigt sich mit *Epist.* L. I. p. 69—75. Sämmtliche *Epp.* einem reiferen Alter angehörend sind nach Hrn. *Fr.* später als 730 u. c. gedichtet, d. i. nach Herausgabe von *Carm.* L. I. II. III., worauf wir im anderen Theil näher eingehen werden. Hieran knüpft der Verf. nach kurzer Bemerkung über den *Titel* der Ged., p. 70—73 eine etwas überraschende Betrachtung *de indole et propria Epp. natura*, wobei wir einige Augenblicke zu verweilen haben. Hr. *Fr.* schliefst sich im Allgemeinen an die Ansicht *Weicherts* an, doch so dafs er vielmehr als Vermittler zwischen diesen trefflichen Gelehrten und einige spätere Forschungen tritt. Mifsbilligend, dafs *jeder* Unterschied zwischen der Satire und Epistel aufgehoben werde, erkennt er zwischen *einzelnen* jener Ged. wohl eine Differenz der Form und des inneren Charakters an, aber die vornehmste Verschiedenheit beruht für ihn in der *Form*, welche aus den veränderten Studien, Bestrebungen und Lebensrichtungen des Dichters zu erklären sei. So gehören denn Sat. und Epist. *ad unum idemque poesis genus* (p. 71) und es stellen sich darin *drei* Abstufungen heraus, 1. *Serm.* L. I; 2. *Serm.* L. II; 3. *Epp.* L. I. II. Zuerst tritt der Dichter ohne Larve in unverschleierter Persönlichkeit hervor; sodann übernimmt der Autor gewissermafsen die Rolle des Actors und verbirgt sich dahinter; endlich zeigt er sich bald in eigener bald in fremder Gestalt, so dafs die epistolische Gattung gleichsam aus der Durchdringung jenes doppelten Characters in der Satire entstanden wäre. Nicht minder einleuchtend und richtig, wie jene geistreiche Ausführung, wird die Haupttendenz der Dichtungen entwickelt, und wir würden uns durchaus einverstanden erklären, wenn nicht alles wesentlich auf die Grundbestimmung zurückginge: *differentiam* (inter Serm. et Epp.) *primariam in forma sitam esse.* p. 71. — Was aber zunächst die *Epp. fictas* anlangt, zu denen der Vf. pag. 73. sich sehr lebhaft bekennt, so ist unsere Ansicht eine zu abweichende, als dafs wir uns dabei verweilen könnten. Ueberdies werden hier keine Gründe angegeben; oder wäre vielleicht das p. 205 Beigebrachte: *Ep. I*, 14 *et ipsa ficta. nunquam enim Horatium ad villicum elaboratissimas has litteras dedisse credam*, einer derselben? — Fährt dann der Vf. p. 73 fort: *non dubito quin et Epist.* 19. *perfectissimae Sat. naturam habeat et Sat. I*, 6. *Epistola haberi possit, et haberetur oppido, si in Epist. fasciculo legeretur:* so ist diese Behauptung durch das Obige freilich schon vorbereitet, aber doch kommt die Anwendung nach einem „non dubito", welches nicht belehrt und noch weniger bekehrt, etwas überraschend. Da es zu weit führen würde, unsere Ansicht über die Satire und Epistel der Alten hier zu entwickeln, so betrachten wir nur möglichst kurz die beiden verurtheilten Geisteswerke des Dichters, zuerst die Satire.

Der Verf. selbst gab p. 72 die Absicht der Satire im Ganzen richtig so an, dafs Horaz zu sein beabsichtigte *ridendo et castigando perversorum hominum studiorum corrector.* Auf diese Worte machen wir Anspruch, und wenn es denn wahr ist, dafs vor allem diese horazische Dichtung aus dem wirklichen Menschenleben schöpfte und bald ein mehr *tragisches*, bald *komisches* Lehrgedicht zu sittlichen Zwecken war, mit der Absicht Thorheit und Unsittlichkeit zu rügen, wenn dies, sagen wir, eine Grundbestimmung namentlich auch für das 1. B. der Sat. ist, dafs H. dem Lucilius verwandter, ohne Larve mit gezücktem Schwerdt den Narren und Sündern ins Gewissen donnert (Juvenal. I, 165 sq.): dann bleibt die Wahl, die fragliche Satire als solche für ein verfehltes Product zu erklären, oder festzuhalten an der umfassenden politischen Bedeutung des gegen Titel- und Ruhmsucht, gegen Amts- und Ehrgeiz, gegen nichtigen, Roms Luft verpestenden Adel- und Ahnenstolz ankämpfenden Gedichtes. Dadurch aber dafs lebende Beispiele mithandeln, dafs Mäcenas in den Vordergrund tritt, der Dichter sich selbst einmischt, seine privaten Zwecke streng verfolgt und erreicht, beiden in gewisser Hinsicht der Ehrgeiz eines verdienst- und ahnenlosen Tillius als Folie dienen mufs, um des Novius und Natta zu geschweigen, wird das Allgemeine in eine engere Einfassung gebracht, und das mit den politischen Tages- und Zeitinteressen genau verbundene Hauptthema (s. *Wiel.* Einl. p. 200) mit dem Stempel lebendiger Wahrheit versehen. Vgl. auch die *Schol.* im Eing. d. Sat. — Haben wir hiernach in *Epist. cit.* eine gleiche Rücksicht auf die Oeffentlichkeit anzuerkennen, so hat Hr. *Fr.* das Recht auf seiner Seite; ja nach dem von *Gell.* N. A. XVII, 21 extr. bezeichneten Stoff der Lucil. Sat. könnte auch jenes Ged. als Sat. gelten. Hierzu kommt die gereizte, ja bittere Stimmung, worin es verfafst ist. Diese macht aber nicht nothwendig eine Satire. Wäre dies, so würde ich eine zweite, eine dritte Ep. nennen, die nur gradweise von jener Bitterkeit abweicht; es regierte der συλλογισμὸς σωρείτης. *„utor permisso, demo unum, demo et item unum."* Ja es überrascht, dafs nicht Ep. I, 1. 6. 7. 14. u. a. vielmehr das Schicksal haben für hermaphroditische Doppelnaturen zu gelten, als jenes Gedicht, wo des Dichters Stellung eine reinpersönliche ist zu dem ganz einverstandenen Kunstkenner, zu dem gelehrten und feinsinnigen Kunstrichter, wo alles Voraussetzung und abgemachte Sache, nichts Lehrton ist, wo Ekel und Ueberdrufs, sich etwa mit dem unheilbaren Dichterpöbel noch herumquälen zu müssen, aus jedem Worte vordringt, ja wo jede Anrede im Besonderen nur auf den Mäcenas pafst, nicht auf die verachteten Aesthetiker, und Vs. 26 flg. *eine* Färbung hat mit jenem *„quodsi me lyricis vatibus inseres"* ett., nur dafs es in reiferen Jahren gesagt ist. *Hier* lese ich den in die Litteratur eingeweiheten Gelehrten, den gereizten Dichter und Kritiker; *dort* in der Satire den in die Staats- oder Volksgebrechen eingeweiheten Vaterlandsfreund, den im innersten Kern gesunden Menschen. Mag Horaz bei jeder Epistel recht wohl gewufst haben, dafs seine Aussprüche und Urtheile auch auf einen weiteren Kreis übergehen würden: keiner hat zugleich besser als der Dichter den ganzen Unterschied der beiden Poesien gekannt und, was wichtiger ist, nicht blos im Character der einzelnen Gedichte klar ausgesprochen, sondern auch in Epist. I, 20 unzweideutig jedem Unbefangenen vor Augen gestellt. Denn der Ausdruck *pudicus*, das warnende *in breve cogi* und *contrectatus* sagt uns, für welchen engbegrenzten Kreis eine horaz. Epistel gehört, und jenes *paucis ostendi gemis*, *communia laudas*, *non ita nutritus* läfst über den Zweck ihrer eigentlichen Abfassung keinen Zweifel. Ein *plenus amator* wird ermüden und der Antheil nur so lange dauern als ihr *frisches Jünglingsalter* (aetas). Dies alles, scharf und sicher hinweisend auf ein enges, privates, *nicht* allgemeines Interesse, wäre auf eine Satire angewendet vollkommen sinnlos. Endlich ein *fugies Uticam*, *mitteris Ilerdam*, wie es genau zu jenem epistolischen Character pafst, eine eben so ungehörige, sich selbst widersprechende Prognosis wäre es für eine Satire. *Diese* lebt und stirbt unverbannt, ein anderer *Gallus in sterquilinio*, auf *der* Erde, wo sie geboren ist. Hiermit vergleiche man Sat. I, 10, 74—90. 4, 71 flg. Das. 34—42, wo Horaz sich sein Publicum für die Satire abgrenzt. *Eichstädt* also *Epist. ad Ast.* p. 70 trifft es im Einzelnen wie im Ganzen, wenn er sagt: *in Epistolis non levem conspici et argumenti et formae et orationis et ipsius denique metri disparilitatem.* — Nach dieser Abschweifung des Verfassers wird dann aus *Ep.* I, 20 extr. mit Recht entnommen, dafs das 1. B. 733 oder 734 u. c. vor dem 46. Geburtstag des H. beendet und herausgegeben worden sei.

Cap. VI. *De temporibus quibus Epp. L. II. Ep. ad*

Pison. carm. IV. et carm. saec. scripta et edita fuerint. p. 76—79. Für die Zeit des 2. B. der Epp. fehlen uns alle geschichtl. Angaben, und mit Vorsicht bestimmt Hr. *Fr.* dafür nur ganz allgemein die Zeit *nach* 734 u. c.; auch ist es richtig *carm. saec.* (737 u. c.) *vor Epist.* II, 1 zu stellen wegen Vs. 130 flg. Zu kurz dagegen und nicht genügend scheint uns *Ep. ad Pison.* behandelt zu werden (p. 77), und zwar um so mehr da dieses Ged. im 2. Theil keines weiteren Wortes gewürdigt wird. Aus den wenig bedeutenden und unsicheren Bestimmungen müssen wir schliefsen, dafs der Vf. weder *Eichstädts* (1810. 1811.) noch *Weicherts*, weder *Kirchners* (dem Hr. Streuber l. c. pag. 87 etwas leichtfertig beitritt) noch anderer Forschungen einer eindringenden Prüfung unterworfen hat. Auf festerem Grunde steht der Verf. bei den chronologischen Bestimmungen des 4. B. der Oden (p. 78). Diese werden durch einige glückliche Combinationen, wie wir unten sehen werden, auf den Zeitraum von 737—741 u. c. begrenzt. — Das VII. Cap. endlich bietet (p. 80—81) eine erleichternde Uebersicht der bisher im Werke gegebenen chronologischen Bestimmungen und ist für diesen allgemeineren Theil etwa das, was für den specielleren die *Tabula chronologica*.

Der *zweite* Theil des Werkes ist der Anordnung unterworfen, welche im ersten schon vorbereitet worden ist. Genau dem Wege folgend, den der Vf. uns führt, erlauben wir uns namentlich noch diejenigen Gedichte hervorzuheben, welche durch fleifsiges Quellenstudium und durch den Scharfsinn des Hrn. *Fr.* in chronologischer Hinsicht evident gewonnen haben, sodann einige von denen zur Sprache zu bringen, welche der Vf., wie wir glauben, einer minder richtigen Zeit angewiesen oder mit zu grofser Vorsicht den nicht genau zu bestimmenden beigeordnet hat.

Cap. I. handelt über die Zeit des 1. B. der Sermonen p. 82—108. Hr. *Fr.* beobachtet hier einen sehr einfachen Grundsatz. Er nimmt nämlich an, dafs alle Sermonen mit Ausnahme des wahrscheinlich zuletzt entstandenen Zueignungsgedichtes vom Horaz selbst chronologisch geordnet in den Editionen vor uns liegen. Obwohl diese Ansicht nicht ganz harmonirt mit der Chronologie anderer, so sind die Abweichungen bei den ersten 6 Sat. doch nur gering. Die Angaben stimmen hier wenigstens mit unseren eigenen Beobachtungen überein, wenn wir die Differenz von einem, höchstens zwei Jahren auf einem so schlüpfrigen Boden kritischer Forschungen nicht in Berechnung bringen wollen. — Anders ist es mit S. VII, welche Hr. *Fr.* p. 101 flg., nachdem die früheren (mit Ausnahme von S. I. 719 u. c.) bis 717 vollendet, dem J. 718 u. c. anweiset. Uebezeugend sind die dafür beigebrachten Gründe nicht, und die Worte l. c. *aut res apertissimae (?) me fallunt aut nimis viri d. creduli Massoni coniecturam comprobarunt* möchten mit den folgenden: *temporis adminicula plane desunt* nicht recht zusammenstimmen. Auch thut der Verf. nicht Recht daran, auf das J. $7\frac{1}{1}\frac{1}{2}$ u. c. oder die berüchtigten *lites Persii et Rupilii Regis* gar kein Gewicht zu legen und die Worte: *potcrat* (Sat.) *post decennium et plures annos scribi, nec metuendum erat, ne rei pictura minus delectaret lectores* führen uns der Hauptsache nicht näher, wohl aber davon ab. Wir sind darin hoffentlich einig, dafs die Scholiasten um das Verständnifs grade dieses Gedichtes ein besonderes Verdienst sich erworben haben und mit *nichtwielandischer* Skepsis zu prüfen sind. Gleichwohl vermisset man die genauere Prüfung bei unserem Vf. *Acron* bemerkt: *Rup. R. ad Brutum confugit ibique Horatium iurgio lacessivit* ctt. Ebenso die anderen, und namentlich *Schol.* Cruq.: *Rup. confugit ad Brutum, in cuius castris tulit aegre tribunum esse militum, generis ignobilitatem saepius ei exprobrans. quare Horatius ut se ulcisceretur* ctt. Hiernach möchte es doch auffallend sein, wenn H. seine satirische Laune zehn und mehr Jahre unterdrückt hätte, da die Kränkungen persönlich genug waren und nicht wie bei anderen Verläumdern bis auf die Rückkunft des Horaz nach Rom verspart wurden. Wer verbürgt uns überhaupt, dafs Rupilius, ein unruhiger regelloser Kopf, ein Proscribirter von Augustus, ja der sogar schon von den eigenen Landsleuten, den Pränestinern, ins Exil verwiesen war, je wieder nach Italien zurückkehrte? Ist aber dies nicht der Fall, so dürfte das Gedicht vielmehr auf griechischer als römischer Erde entstanden sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

Fasti Horatiani. *Scripsit Carolus Franke.*

(Fortsetzung.)

Das zweite Argument des Vfs. ist hier zu übergehen. Denn wenn die Sat. dem Hrn. *Fr. suo in genere praestantissima*, den Gegnern als die jugendlichste gilt, beide Theile es aber weislich unterlassen, aus Versbau, Sprache oder Composition ihre Gründe zu entwickeln, so mögen wir nur allen zusammen mit Hrn. *Fr.* zurufen: *vereor ne temere verba iaciant!* Ein anderes Moment *scheint* wichtiger. Für unseren Vf. liegt nämlich in dem Ged. *„callida quaedam ironia vel potius apathia, qua poeta Bruti mentionem facit.* v. 23 sq. v. 33 sq." Wir denken uns diese Schilderung anders und zwar ganz objectiv aus der Seele des Persius, also eines griechischen, möglichst freidenkenden Handelsmannes von Klazomenä gesprochen; wornach denn ein etwas plump geäufserter Nationalhafs gegen das römische Blut eines Rupilius eher in den Worten läge, als: *frigida animi affectio, qua Hor. non solum siccis oculis defuncti Bruti meminit, sed etiam cum levi paene contemptu laudationem eius et primarium facinus in risum vertit* p. 102. Wäre *dies* darin zu entdecken, was trügen jene zehn J. Frist aus, die uns der Verf. schenkt? Mit einer solchen Gesinnung sich über Brutus zu äufsern, wäre dem Dichter in *keiner* Zeit möglich gewesen. Auch gewinnt Vs. 33 flg. erst das rechte Licht, wenn wir mit Porphyr. erklären: *sequere o Brute generis tui gloriam et hunc Rup. Regem exstingue*, und nach demselben in diesem „iocus urbanissimus" eben sowohl auf Junius Brutus als auf den Mörder Cäsars anspielen lassen. Nach diesem nun scheint uns Hr. *Fr.* etwas zu rasch abzuschliefsen mit einem: *„ergo a.* 718 u. c. *eam scriptam esse probabile est."* p. 102. Will derselbe dies J. noch dadurch stützen, dafs er in Vs. 10—18 eine Anspielung auf die Expedition gegen Sex. Pompeius wahrzunehmen glaubt, so möchte der Vergleich wohl auf allen Seiten hinken. Hierzu kommt, dafs uns durch einen solchen hineingedeuteten Ernst eine recht scherzhafte Seite des Gedichtes entzogen wird. Jene trojanischen Heroen recht ausschliefslich auf unsere beiden beinah auf demselben Terrain sich tummelnden Tageshelden in Bezug zu stellen, scheint uns der Humor des Dichters um so mehr zu verlangen, als Horaz selbst Vs. 9 flg. darauf hinweiset, und die Paarung mit dem scurrilen Sisenna und Barrus, mit dem Bithus und Bacchius dadurch nur immer noch gewinnen kann. Einen Grund, warum diese Sat. viel früher, als Hr. *Fr.* will, zu setzen sein dürfte, noch verschweigend, behandeln wir zuerst kürzlich das folgende Gedicht. Alles was S. VIII ins J. 718 u. c. verlegen möchte, wird mit Umsicht hervorgesucht; nur wäre das erste Argument etwas vorsichtiger auszusprechen: *dubitari nequit quin iam adulta Maecenatis et Horatii familiaritate* (post a. 717) *scripta sit.* p. 103. Es mag sein; aber aus Vs. 12—15 läfst es sich wenigstens nicht erweisen, und bei näherer Prüfung wird man einräumen, dafs dies alles eben so gut 7$\frac{1}{1}\frac{1}{4}$ geschrieben sein konnte, nachdem die Urbarmachung der Esquilien etwa ein Jahr zuvor begonnen hatte und eine nähere Verbindung zwischen H. und Mäcenas durch Varius und Virgilius vorbereitet war. Da wir nun mit Hrn. *Fr.* in der Chronologie von S. I, 9 und 10 (719 u. c.) vollkommen übereinstimmen, so werfen wir noch einen Blick auf S. 7 und 8. Lassen wir diese beiden so, wie die vorhergehenden in der vom Verf. gebotenen Ordnung, dann entsteht die Frage, worauf denn Horaz die angelegentliche Vertheidigung S. I, 4 wegen seiner Satire beziehen könne. Nach des Vfs. Zeitrechnung blieben zwei Gedichte, wenigstens unter den erhaltenen, — denn von den Epoden darf hier nicht die Rede sein, — vielleicht nur eins, S. I, 2, woran der Dichter selbst denken konnte. Denn S. I, 3 bedurfte an sich der Entschuldigung nicht,

da sie durchweg schonend, versöhnend, ja selbst rechtfertigend ist. Wie nun aber S. I, 7 mit ihrer naheliegenden Anwendung auf die zügellose Prozefssucht des römischen Volkes dem jungen Dichter Gegner wecken konnte, eben so dürfte wohl I, 8 vor dem an Bann- und Zauberformeln gebundenen Publikum eine Apologie veranlafst haben.

Cap. II. beschäftigt sich mit *S. Lib.* II. p. 109—122, und das aufgestellte Princip, dafs auch diese Gedichte wohl nicht durch blofsen Zufall in ihrer Ordnung stehen, empfiehlt sich wenigstens durch Einfachheit und Natürlichkeit. An Beweisen dafür fehlt es freilich; wo sie überhaupt sich finden in diesem B., weifs der Verf. sie wohl zu nutzen, und namentlich scheint uns S. II, 1 gegen alle früheren Bestimmungen mit sprechenden Beweisen dem J. 724 u. c. angewiesen zu werden. Bei anderen wie II, 4. 7. 8. ist es wohl zu kühn überhaupt nur ein J. wie 722 und 724 zu muthmafsen; dagegen ist f. 2. 3. 5. 6. die Zeit mehr befestiget.

Cap. III. *De Epodon aetate.* p. 123—136. Der Verf. geht von dem richtigen Grundsatz aus, dafs bei dieser Sammlung nicht die Chronologie, sondern das Metrum auf die äufsere Anordnung bestimmend mitgewirkt habe. Wir heben einige wie uns scheint verfehlte Partien aus diesem Abschnitt heraus; zuerst *Ep.* II. Der Verf. erkennt in diesem Gedicht eine Nachahmung von *Virg. Georg.* II, 458 flg., und stellt hiernach das J. 724 fest. Dafs dabei die Einbildungskraft etwas lebhafter als recht ist verfuhr, mag jeder sich selbst überzeugen. Ueberhaupt aber ist Hr. *Fr.* zu wenig misstrauisch beim Aufspüren solcher Nachahmungen, wie er theils sonst, theils auch in diesem Gedicht noch einmal bewiesen hat, wenn er V. 49 als entnommen aus *Serm.* II, 4, 32. 8, 27; — V. 50 aus II, 2, 22 (?) 4, 30; (??) — V. 51 aus II, 4, 65; (?) — V. 57 aus II, 4, 29 betrachtet. Dergleichen führt ins Grenzenlose, und um consequent zu sein, müssen wir V. 58 die *malvae salubres* wohl wieder in Anspruch nehmen für Od. I, 31, 16 u. s. w. Wichtiger als dies wäre die von Hrn. *Lachmann* in Epist. cit. p. 236 schon angedeutete Idee O. F. *Gruppes*, wornach unser Gedicht als eine Art Parodie tibullischer Poesien und Lebensansichten betrachtet werden müfste (*d. röm. Elegie* I. p. 392 flg.), wenn die Chronologie kein Hindernifs stellte. Ueber diese erklärt sich Hr. *Gruppe* nicht, oder doch nur sehr indirect, indem er die horazischen Anspielungen, um andere St. zu übergehen, namentlich auf *Tib. El.* I, 1 und II, 1 zurückführt. Wir gewinnen also nach diesen als den beiden extremen Puncten den Zeitraum von 712 oder doch 715 u. c. bis 727, wenn nicht gar bis $7\frac{3}{3}\frac{1}{2}$ u. c. Ohne hier tiefer einzugehen auf die geistreiche Entwicklung des H. *Gr.*, ist soviel einleuchtend, dafs der Gedanke an sich jeder Beachtung werth ist, mag auch bei manchen Zusammenstellungen etwas zu nachgiebig verfahren sein und Eins, um den Seitenblick beim *fenerator Alfius* auf *Albius* und das vom *Schol. Cruq.* das. Bemerkte zu übersehen, auffallend bleiben grade bei einem parodischen Scherz, dafs Horaz nämlich ein Lieblingsthema, woran Tibulls Denkart, seine Poesien und sogar die Freundinnen des Elegikers ihn erinnern mufsten, ganz übergeht, wir meinen die abergläubische Seite des Freundes, das krankhafte Festhalten an Magie und Zauberei und deren unfehlbarer Wirkung bei Krankheiten u. s. Dafs *Epist.* I, 4. u. *Od.* I, 33. hierauf nicht angespielt wird, möchte so erklärbar sein, als es schwer zu erklären scheint, dafs es in einer solchen Parodie unterlassen, oder es müfste verborgen liegen in Vs. 36 flg., in diesem „geistreichsten und kühnsten Scherz, den Hor. sich mit T. machen konnte." *Gruppe* p. 395. Doch mag dies sein; wenn Hr. *Gr.* das Rechte traf, so ist *Epod.* II. wenigstens vier J. jünger als Hr. *Fr.* annimmt, und gehört in dieselbe Zeit mit Od. I, 33. (729 u. c), nachdem etwa sieben bis acht J. verflossen seit der ersten Bekanntschaft des Hor. u. Tibull. — Nicht überzeugen können *Epod.* III. die Gründe für das J. $7\frac{1}{2}\frac{9}{0}$ u. c., wogegen *Epod.* IV. das J. 716 gesichert ist. Die Zeit von *Ep.* VI. wird wohl mit Recht unbestimmt gelassen; aber die Beziehung auf *Cassius Severus* ohne genügenden Grund in Zweifel gezogen. Wenigstens durch die Unterschiebung eines Mävius oder Bavius, durch die ganz willkührliche Annahme der J. 720 oder 716 u. c. für jenes Gedicht, ja auch durch die zu grofse Jugend des Redners um die Zeit, wo Horaz Epoden dichtete, können die bestimmten Aussagen der *Schol.* und die Randbemerkungen einiger *Codd.* nicht verdächtiget werden. Ziehen wir es doch vor die Spuren der alten Quellen mit Sorgfalt zu verfolgen, als uns zu gefallen an wohlfeileren Conjecturen! Zwei Jahre in dem Leben des C. Severus stehen fest nach *Tacit. Ann.* I, 72. IV, 21, nämlich 768 als das J. seiner Verbannung nach Creta; 777 u. c. als das seines bürgerli-

chen Todes, worauf er nach Tacitus: *saxo Seripho consenuit.* Da er nun 25 J. als Verbannter gelebt haben soll (*Euseb. Chron.* p. 374 Rom. 1833.), so dürften wir hiernach freilich, sowie nach Tacitus' Ausspruch den Tod hinausschieben, soweit die Gesetze menschlicher Natur irgend es gestatten, aber wir wollen auch nicht vergessen, dafs Eusebius sich öfter verrechnet, wie er denn selbst Messalla Corvinus um ganze neun J. zu jung macht und dafür ihm nach dem Tode noch zulegt. Sind also die Scholiasten wenigstens mit nicht gröfserem Argwohn zu benutzen als jenes Zeugnifs, und wenden wir dann unseren Blick zurück auf Tacitus, so liefse vielleicht aus einer Zusammenstellung von *de orat.* c. 19. u. 26. mit *Hist.* I, 1. sich folgern, dafs C. Severus als Redner und Anwald bald nach der Schlacht bei Actium hervorgetreten sein müsse, sei es dafs dies in sehr frühen Jahren geschah (vergl. Ausl. z. *Tacit. Ann.* XII, 41. *Schöm. de comit. Athen.* p. 78.), oder dafs ihm neunzig J. und darüber zu gönnen seien. Hiernach dürfte dann das fragl. Gedicht an die äufserste Grenze, wo Hor. Epoden verfertigte, etwa 726—29 u. c. zu stellen sein. Bei Epod. VII—XVI. verweilen wir uns nicht, obwohl einige etwas zu kurz abgefertigt werden, z. B. *Ep.* VII, wo *Britannus intactus* unberücksichtigt bleibt, *Ep.* XIII. u. a. Ebenso scheint Ep. XVII. noch eine Ueberarbeitung zu erfordern; wenigstens können wir auf *Epod.* V. u. *Sat.* I, 8. keine Berufung gestatten, weil beide Ged. für uns noch nicht festgestellt sind vom Hrn. *Fr.*

Cap. IV. umfafst das 1. B. der Oden p. 136—171. Der Vf. verpflichtet sich nur diejenigen zu betrachten *„quae temporum indicia vel certa vel dubia contineant"*, alle nicht behandelten zwischen 724 bis 730 u. c. setzend. Sollen hiernach wegfallen, deren Zeit auf ein sicheres Jahr notorisch nicht zurückzuführen ist, so mufste Hr. *Fr.* dem Grundsatz getreu noch mehrere, wie Od. I, 29. pag. 165. Od. I, 38. pag. 171 ganz übergehen; auch wird mit dem dazu Bemerkten nichts gewonnen. Desgleichen durfte I, 32. wegfallen und etwas überraschend wird abgeschlossen p. 166: *modestior equidem* (als Hr. Kirchner und Grotefend) *propono a.* 724—730 u. c. Da nun der Vf. *jenes* J. als das *erste* annimmt, wie wir oben sahen, in welchem Hor. der lyr. Poesie sich zuwendete, so verbietet der Eingang des Ged. (*poscimur! si quid lusimus quod et hunc in annum et vivat plures* cet.) jene weite Begrenzung, und wir möchten uns mit den beiden genannten Gell. lieber zu den Jahren $7\frac{29}{30}$ u. c. hinneigen. — Betrachten wir noch einige Ged. dieses B. in ihrer Folge, so müssen wir besonders die Behandlung von Od. 2. als eine in allen Theilen gelungene herausheben (p. 136—147). Durch die geschichtl. Belege, so wie durch eine hier gewifs begründete Zusammenstellung mit *Virg. Georg. I*, 416 sq. sichert uns Hr. *Fr.* das J. 725 u. c., und ein metrischer Grund (Vs. 19) spricht wenigstens nicht gegen dasselbe. — Die besonnene Prüfung der chronol. Momente bei Od. 4. 6. 7. (p. 147—150) ist sehr zu loben, obwohl die Resultate minder erfreulich sind und bei Od. 7. die Behutsamkeit etwas zu weit geht. Die Zeit von 722—25 u. c. möchte hier wohl ebenso gewifs nachzuweisen sein, als die gänzliche Unabhängigkeit von den Epoden und deren Herausgabe. — Die folg. Oden bis 12, wofür p. 151 das J. $7\frac{29}{30}$ u. c. ermittelt wird, übergeht der Vf. Was aber für jene späte Zeit spräche bei Od. I, 12, wüfsten wir nicht; alles scheint vielmehr auf das J. 725 oder 726 u. c. hinzuweisen. — Ueber Od. I, 14. und die folgende, welche von Hrn. *Fr.* nicht behandelt wird, giebt Hr. *Lachmann* in *Epist. cit.* p. 237 flg. mit gewohntem Scharfsinn neue aufhellende Winke, beide vom Dichter nicht grundlos nahe zusammengestellte Oden als ganz griechische (die erste als reinalcäisch) bezeichnend und bei Od. 14. jede allegorische Deutung, wie es scheint, zurückweisend. Der ausgeführte Gedanke wäre vielmehr mit Rücksicht au des Alcäus *„dura fugae mala, dura navis"* nach Hrn. L. dieser: „Pontica pinus" (post phaselus, antea comata silva) Alcaeo „nuper" in fuga desperanti „sollicitum taedium" fuisse potuit, tum patriam repetere gestienti „desiderium curaque non levis." Die Erklärung wird nicht ohne allen Zweifel hingestellt und in der That wäre namentlich die Beziehung von *soll. taedium* für manches Auge wohl allzu fein, würde sie nicht vielleicht manchem etwas näher gerückt durch jenes catullische *„otium Catulle tibi molestum est"* (L. I, 13) und das sapphische ἀλλὰ πᾶν τολματόν (Schneidewin delect. p. 295). Kehren wir also mit Anerkennung aller griech. Färbung zur Allegorie, die dadurch nicht gestört wird, zurück, so möchte doch die Ansicht des Torrentius, zu der Hr. *Fr.* sich bekennt, noch eine erneuerte Prüfung erfordern, wenn wir auch dem Vf. einräumen wollen,

dafs der dem Schiffe *fehlende* κυβερνήτης genügend vom Dichter bezeichnet werde in: non tibi sunt integra lintea, *non di quos voces.* Ueberzeugend dagegen sind Od. 15. die aus der Prosodie des Glyconeus (v. extr.) entnommenen Gründe des Hrn. *Lachmann*, so wie die aus der freieren, eigentlich unhorazischen Bildung des Enneasyllabus entwickelten in der alcäischen Str. für einige Erstlings-Versuche in der lyrischen Poesie. Dazu gehören Od. I, 16, 3. *pones iambis* || *sive* | *flamma.* I, 26. 29. 35. II, 1. 3. 13. 14. 19. Dafs Alcäus wie in anderem auch hierin wahrscheinlich freier war, wie z. B. μελιχρόν, αὐτὰρ || ἀμφὶ | χόρος, kann die feine Beobachtung des Hrn. *Lachmann* nur unterstützen, indem grade dadurch Horaz sich verleiten lassen mochte, solche besonders in der röm. Sprache verletzenden Härten *Anfangs* zuzulassen. Sehr erfreulich ist es, dafs auch die historischen Gründe des Hrn. *Fr.* bei den meisten jener Gedichte dieselbe Chronologie bestätigen, und nur Od. I, 26 ist es, welche Hr. *Lachmann* nach *Dio Cass.* L. I. p. 649 R. gewifs mit Recht auf das J. 724 u. c. (anstatt 729 u. c. *Franke*) zurückzuführen hat. — Wir heben zuletzt noch Od. I, 34 heraus. Dieses Gedicht stellt Hr. *Fr.* ins J. 730, mit gleicher Kühnheit Hr. *Kirchner* ins J. 731 und Hr. *Grotefend* ins J. 726 u. c. Wenn unser Vf. der Ansicht Buttmanns (*Mythol.* I. p. 321 s.) beitretend in dem *apex* der letzten Str. das vom Teridates wieder aufs Haupt des Phraates gesetzte Herrscherdiadem erkennt, so ist zu besorgen, dafs eine solche Einmischung persischer oder parthischer Angelegenheiten mitsammt der Chronologie hier nichts weiter ist, als eine Fortsetzung des Romans von dem Abschwören der epicurischen Weisheit. Wieviel behutsamer die Scholiasten, vergl. auch *Fest.* s. v. apex; wieviel sinnreicher und zugleich geschichtlich begründeter jedes Wort *Lessings* über jenen *einen* Gedankenblitz, der des Dichters Phantasie durchzuckte.

Im Cap. V. werden die lyrischen Gedichte des 2. B. behandelt (p. 172—185), bei denen wir nicht länger verweilen, da wir in allen Hauptpunkten meist mit dem Vf. übereinstimmen. Aufser Od. 13, welche durch Hrn. *Lachmann* l. c. p. 240 statt des *Frankeschen* J. (728) das J. 724 gewonnen hat, nennen wir noch die zuletzt behandelten 17. 18. 19. als zu denen gehörend, welche nach allgemeineren Zeitbestimmungen zu ordnen waren. Die Argumente sind hier durchweg unklar, nur dafs im vorletzten Gedicht das Sabinum, im letzten der Enneasyllabus: cantare rivos | atque | truncis einen kleinen Anhalt bieten möchten.

Cap. VI. umfafst (p. 186—197) das 3. B. der Oden. Wir haben hier zunächst die Umsicht und den feinen Tact zu rühmen, womit Hr. *Fr.* die sechs ersten Gedichte, ausgehend von dem Princip: *non solum singulari de caussa composita et iuxta collocata esse* (carmina), *sed temporis etiam cognationem habere*, behandelt und in den Zeitraum von 726 - 728 u. c. einschliefst. Im Einzelnen billigen wir die viel gefälligere Beziehung Od. 2, 17 flg. auf Octavianus (727 u. c.) als die bisherige auf Cato (p. 187); sodann die Zurückweisung der Ansicht, als hätte Hor. Od. 4, 37 auf die Bibliotheca Octaviana (721 u. c.) angespielt (p. 189); endlich Od. 5, 3 flg. die Bemerkungen über die Stellung Britannia's zu Rom und die daraus gewonnenen Resultate für das Gedicht (p. 190 s.). Aufser jenen werden noch zehn Gedichte dieses B. behandelt, von denen Od. 13. 16. 18. 21. 28 nach dem p. 136 gestellten Grundsatz wohl ganz zu übergehen waren. Es sind weder *certa* noch *dubia indicia temporum* vorhanden, und wenn der Vf. mit den zu Od. 25 gefundenen Ergebnissen heute nicht viel mehr zufrieden wäre, als mit denen zu jenen Oden, könnte es uns nicht eben überraschen.

Das VI. Cap. beschäftigt sich (p. 198—206) mit dem 1. B. der *Epp.*, und wenn die gefundenen Resultate ziemlich vag und allgemein sind, so liegt es vielleicht weniger an der Bemühung des Hrn. *Fr.*, als in dem Mangel chronologischer Notizen für diese Dichtungen. Die 1. Epist. wird als eine Art Vorwort für alle Briefe, eine *allocutio ad Maecenatem* genommen, und ihre Tendenz dahin erklärt, dafs sie eine Empfehlung des strengeren philosophischen Stoffes für den Freund sei und zugleich eine Entschuldigung, dafs die lyrischen Gedichte jener ernsten Betrachtungsweise, dem Alter und der Stimmung gemäfs, fortan weichen werden.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 91.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

Fasti Horatiani. ***Scripsit Carolus Franke.***

(Schlufs.)

Hiergegen wäre wohl nichts einzuwenden, nur scheint der Verf. einen gröfseren Ernst in die Bedeutung der Epistel hineinzulegen, als der Dichter wünschen möchte, und gewifs geht er zu weit, wenn er p. 198 durch jenes stoisch-epicurische Paradoxon am Schlufs (vs. 106) veranlafst, sich erklärt: *summa igitur Epistolae sententia in philosophiae commendatione posita est.* Irren wir nicht, so dringt aus diesem wie allen Briefen soviel Jugendfeuer und Phantasie durch, dafs wir, ohne überrascht zu sein, den Dichter in jedem Moment zu den leichteren Spielen der lyrischen Poesie wieder zurückkehren sehen müfsten. Es möchten nur wenige Epp. sein, in denen uns H., wie der Verf. sagt, erscheinen kann *tantum a lusibus recedens, quantum in philosophiae penetralia penetrans* und noch weniger streng ist zu nehmen, was derselbe bemerkt, das *excusationem petere, quod res serias serio sermone peractas fautori offerret.* Denn während der Dichter mit seinem mächtigen Gönner zu rechten scheint und diesem Belehrungen giebt, hatte er es wahrscheinlich weit mehr noch auf andere aufdringlich geneigte Freunde abgesehen. — Im Besonderen heben wir zwei nahverwandte Briefe heraus, Ep. 2 und 18. Dafs dieser dem J. 734 u. c. angehört, darf als erwiesen betrachtet werden, aber um so gröfser sind die Zweifel bei dem ersteren. Hr. *Fr.*, festhaltend an dem Princip, dafs die Gedichte dieses B. von 730—734 u. c. verfertigt seien, stellt ihn ins J. 731 *nach* des Lollius Feldzug in Hispanien (729 u. c.). Was aber zu Gunsten dieser späten Zeit aus „*color atque indoles*" des Briefes beigebracht wird (p. 199—200), trägt in der That zu sehr das Gepräge einer letzten Nothhülfe, um das Princip zu vertreten. Und nicht fester steht der aus den (calida) *fomenta* (v. 52) entnommene Beweis. *Hier* ist von *nutzlosen* fomenta die Rede; da aber die schmerzlindernden, gleichfalls fomenta (frigida) benannt, erst 731 u. c. aufkamen, so möchte grade im Gegentheil auf eine frühere Zeit der Epistel geschlossen werden, wo Antonius Musa die warmen Umschläge noch nicht verdrängt hatte durch die wirksamen fomenta frigida. Horaz konnte nur, da noch kein Mittel gegen das Podagra gefunden war, so schreiben wie er schrieb, und unmittelbar nach der neuen Heilart würde der Vergleich nicht einmal passen. Es fehlt aber auch nach diesem soviel, dafs *fomenta* die Concinnität der Rede stört, dafs vielmehr, sowie jener in Rom oft herrschenden Augenentzündung (lippitudo) die Gemäldesucht, eine Modekrankheit der Begüterten, ebenso jene landesübliche Curart dem vornehmen Podagraübel sehr passend zur Seite steht, und in welche Stände der Dichter uns hier versetzt, lehrt dies und die Citherklänge (vgl. vs. 30. 31.) wohl zur Genüge. Ueber die Person nun, der jene Briefe gewidmet werden, mit Hrn. *Fr.* vollkommen übereinstimmend, können wir nicht umhin, aus der ziemlich ausführlichen Hinweisung auf die Bedeutung und den Erfolg eines Studiums des Homer, der gewöhnlichen Jugendlectüre bei den edleren Römern, wie aus dem gesammten zweiten Abschnitt des Briefes, einem wohlberechneten ethischen Catechismus für Jünglingsfehler und Laster, zu schliefsen, dafs das Gedicht in eine möglichst frühe Zeit (etwa $7\frac{26}{27}$ u. c.) zurück zu versetzen sei. Ein kategorisches „non expergisceris?" „sapere aude, incipe!" „*nunc* adbibe *puro pectore* verba, *nunc* te melioribus offer!" pafst auf einen *adolescentulus*, bevor er in die Welt tritt, nicht auf einen *civis* oder *miles Romanus*. — So dürfte noch eine und andere Epistel einer erneuerten Prüfung zu unterwerfen, mit Gewifsheit aber Epist. 4 jenseits 730 u. c. zu setzen sein; doch läfst sich bei den mangelhaften positiven Belegen der Beweis nicht in kurzen Worten führen.

Cap. VIII. schliefst mit den chronologischen Bestimmungen über das 4. B. der Oden ab, p. 207—230. Hier erfreuen wir uns gewisserer Nachweisungen, und sowie der Verf. diese bei der allgemeinen Zeitbegrenzung des Buches gut anwendete, ebenso hat er dies bei den einzelnen Gedichten gethan. Od. 1. 2. 4. 5. sind wir ganz einverstanden mit den gefundenen Resultaten. Od. 6 wird mit Recht abhängig gemacht von *carm. saecul.* 737 u. c., und an jenes Gedicht knüpfte schon ein glücklicher Blick *Grotefends* das durch Zeit und Stimmung nahverwandte *dritte*, an dieses wiederum Hr. *Fr.* Od. 8 und 9. Mit gutem Grund werden sodann p. 219 flg. Od. 7. 10. 11. 12. von willkürlichem Zeit- und Jahreszwang befreiet, indem die Unzulänglichkeit der bisherigen Ansichten genügend nachgewiesen wird. Am ausführlichsten und gelungensten endlich scheint uns die Behandlung des letzten Gedichtes, p. 223 flg. Sowie der Verf. aus geschichtlichen Thatsachen nachweiset, dafs es nach den J. 734, 735, 736, 737 verfertigt sein müsse, ebenso erlöset er uns durch eine, wie wir dafür halten, richtigere Interpretation der zweiten und dritten Strophe als die bisherige von dem historisch unbegründeten „*Janus tertio clausus*", und hiermit zugleich von dem seit *Masson* allzu gläubig aufgenommenen und beinah traditionell gewordenen J. 744 oder 745 u. c. Setzt nun Hr. *Fr.* das J. 741 u. c. statt dessen, so möchten wir nur wünschen, dafs er *ein* Jahr nachgebe. Denn nicht ganz genau ist wohl, was p. 225 bemerkt wird: *iam quum ab a.* 738 *usque ad a.* 741 u. c. *continua saevirent bella, liquet carmen non ante a.* 741 *scriptum esse.* Je richtiger die Voraussetzung ist, dafs wir ein möglichst allgemeines Friedensjahr für unsere Ode nöthig haben, um so weniger dürfen wir das Jahr 741 gelten lassen, wo Augustus erst im September um die Zeit seines Geburtstages aus Germanien nach Rom zurückgekehrt war (Hr. *Fr.* sagt p. 228. *carmen scriptum post reditum Augusti.*) und Agrippa im Spätherbst, καίτοι τοῦ χειμῶνος ἐνεστηκότος (Dio Cass. LIV. p. 758 R.), die ziemlich bedenklichen Aufstände in Pannonien mit einer ansehnlicheren Heeresmacht, als ein anderer je zuvor aufserhalb Italiens Grenzen gehabt hatte, beilegen sollte. Da der Feldherr aber noch vor Ablauf jenes Jahres starb, so wurden die von dorther drohenden Gefahren erst im Frühling des folg. Jahres (742 u. c.) durch Tiberius völlig beseitiget.

Der Verleger hat für eine würdige, der Wichtigkeit des Werkes entsprechende Ausstattung, für gutes Papier und klaren Druck Sorge getragen. — Aufser den vier angegebenen Druckfehlern bemerkte Ref. noch folgende, die der Rede kaum werth sind: p. 15 Anm. l. 10. schr. 318 f. 315. p. 55 Anm. 13. lin. extr. schr. Epist. I, 13, 2. 17. f. Epist. I, 12. p. 231. Sat. II, 8. schr. Ut Nasidieni f. Olim truncus.

Carl Passow.

LVI.

Historical sketches of statesmen who flourished in the time of George III. To which is added, remarks on party, and an appendix. First Series. By Henry Lord **Brougham**. *Second Edition. London,* 1839. 404 *S. in gr.* 8.

Die Staatsmänner während der Regierungs-Epoche Georgs III. Mit Bemerkungen über Parteikämpfe und einem historischen Anhang. Aus dem Englischen von Henry Lord **Brougham**. *Erster Band. Pforzheim,* 1839. *Verlag von Dennig, Finck et Comp. VIII u.* 391 *S. gr.* 8.

Es sind Georg III., die Lords Chatham, North, Loughborough, Thurlow, Mansfield, der Lord Oberrichter Gibbs, Sir William Grant, ferner Burke, Fox, Pitt, Sheridan, Windham, Dundas, Erskine, Perceval, Lord Grenville, Grattan, Wilberforce, Canning, Sir Samuel Romilly, Franklin, Friedrich II., Gustav III., Kaiser Joseph, Kaiserin Katharine, die in diesem Werke charakterisirt werden sollen. Grofse und strahlende Namen; viele darunter, deren Ruf nicht vergehen wird, so lange ein Gedächtnifs unserer Zeiten noch lebt. Auch die andern, deren hohe Bedeutung wenigstens der Masse nicht bekannt bleibt, waren doch ihrer Zeit im Wesen und Wirken ausgezeichnet genug, um eine nähere Auskunft über sie eben so interessant für den Historiker, als lehrreich für den Psychologen und für den Staatsmann erscheinen zu lassen. Es sind meistens englische Staatsmänner und gerade in England bildet sich das Individuum in jener nur durch den allgemeinen Charakter des Volksthums begrenzten Eigenthümlichkeit, die anderwärts, in Folge so vieler abschleifender Verhältnisse und allseitiger, von Jugend auf uns verfolgender Rücksichtnahmen, immer seltener geworden

ist. Gerade über englische Staatsmänner, Kriegshelden, Schriftsteller ist es schwer, recht ausführliche Auskunft zu erhalten; wir finden selbst bei den berühmtesten Männern, dafs die Nachrichten über ihre persönlichen Verhältnisse oft überaus dürftig fliefsen; wir stofsen auf Lücken, Dunkelheiten, Ungenauigkeiten, widersprechende Angaben. Das Privatleben tritt hinter dem öffentlichen in den Hintergrund. Die stürmisch verlebte Jugend wird über den Thaten des Mannes vergessen. Vor den Alles ergreifenden Parteigegnern mufs verborgen werden, was als Blöfse benutzt, oder entstellt werden könnte. Der Engländer ist wenig mittheilend und wenn sein Wirken in Allem was auf das Gemeinwesen Bezug hat, öffentlich ist, so verschanzt er sein Privatleben um so ängstlicher hinter persönliche Zurückhaltung und conventionelle Formen. Die Presse aber hat längst allen Glauben an ihre Wahrheit verscherzt.

Die Erwartung, genauere Nachrichten über die Einzelheiten der Lebensverhältnisse der in dem vorliegenden Werke geschilderten Individuen zu erhalten, wird durch dasselbe zunächst nicht befriedigt. Dieselben dürftigen, ungenauen, so manche Fragen und Zweifel aufregenden Notizen, die uns anderwärts begegnen, finden wir auch hier wieder. Der Verf. bemerkt in einigen Stellen selbst, dafs es auffallend sei, wie lückenhaft die Kunde von dem Privatleben oft sehr hochberühmter englischer Staatsmänner sei; ja bei der unvollkommenen Weise, in welcher bis auf die neuere Zeit für die Publicität der Parlamentsverhandlungen gesorgt war, mufs er selbst bei so manchen Rednern anführen, dafs zwar der Ruhm ihrer Beredsamkeit fortlebe, von ihren Reden aber nur wenige, unzuverläfsige Bruchstücke aufbewahrt wären. Jene Mängel sind aber gewifs ein grofses Hindernifs für eine erschöpfende Charakterisirung. Wie wäre eine solche möglich, wo man den Privatcharakter nicht mit dem öffentlichen vergleichen, den Bildungsgang nicht zur Erklärung seiner Wirkungen betrachten, den Eindruck, den Erlebnisse und Verhältnisse auf den Charakter gemacht haben, nicht würdigen kann? Nun so wird wenigstens das öffentliche Wirken, wie es nun einmal vorliegt, geistvoll und bedeutend dargestellt und beurtheilt, in seinem historischen Zusammenhange und seinen Wirkungen erörtert werden und man wird ein begründetes Urtheil, zwar nicht über das, was jene Männer gewesen sind, aber doch über das, was sie gewirkt haben, fällen können.

Ich gestehe, dafs ich auch in dieser Beziehung nicht viel erwartete. Lord Brougham declamirt zwar in einem besonderen Aufsatze dieser Sammlung sehr breit und heftig gegen das Parteiwesen und dürfte in der That bei keiner der geschlossenen Parteien, die in England bestehen, mehr ankommen können, aber er ist dessenungeachtet Parteimann und in jedem Worte, jedem Urtheil, jeder Handlung parteiisch. Wie sehr er es sei, wie verstockt und verschlagen er seine kleinen und grofsen Bosheiten dabei anzubringen wisse, habe ich selbst nicht gewufst, bevor ich dieses Buch las. Der Beruf eines Sachwalters ist ein sehr ehrenwerther und herrlicher; in England, wo die Gesetzgebung ihm Raum gelassen hat, seine ganzen Vorzüge zu entfalten, ja darauf gerechnet hat, dafs er es thue, ist er es doppelt. Aber der Geist, und die Kunst des Sachwalters sind nur in seinen Geschäften am Orte und durchaus nicht sind sie es, wo es sich um ein lediglich auf Wahrheit gerichtetes, von jeder andern Absicht und Bestrebung freies Forschen handelt. Unsre Zeit hat es überhaupt in der dialektischen Kunst gar weit gebracht. Wir haben Viele, die eine grofse Geschicklichkeit entfalten, in jeder Sache, die sie zu verfechten unternommen haben, den Schein des Rechthabens zu gewinnen. Aber es kommt nirgends viel Gutes heraus, wo man nicht das Rechte und Wahre endlich zu suchen beflissen ist, sondern nur darauf ausgeht, den Gegner niederzudisputiren, ihm gegenüber *Recht zu bekommen*. Wer sich dieser Richtung hingiebt — was übrigens auch Philosophen, ganz besonders aber Parteijournalisten thun — von dem wird dann die vertheidigte Sache nur in ihren Lichtseiten erfafst, oder die Schattenseiten werden in solcher Weise dargestellt, dafs sie der Beurtheilung leicht entgehen; mit dem Gegner wird in umgedrehten Verhältnissen eben so verfahren; alles wird kunstvoll genau so gestellt und berechnet, dafs das prüfende Urtheil bestochen, verleitet, zuletzt zur gewünschten Erklärung verlockt oder hingerissen wird. Jenes verschwiegen, dieses etwas stärker ausgedrückt, hier die Farben etwas matter aufgetragen, dort ein Halbdunkel gelassen, bald etwas abgebrochen, bald etwas zugesetzt, halbwahre Sätze überreichlich verstreut, ganz falsche durch glänzenden Ausdruck und imponirende Keckheit zu Wahrheiten ausstaffirt, oder in versteckten, boshaf-

ten Andeutungen der Prüfung entzogen und doch nicht der Wirkung beraubt, einzelne Wahrheiten zu Grundlagen falscher Schlüsse verwendet, das und Aehnliches sind die Waffen, die da gebraucht werden, wo eine andere Absicht, als das reine, unbefangene Streben nach Wahrheit die Feder geführt hat, wo man sich vornahm, zu beweisen, was man früher erfaſst hatte, als man sich des Beweises bewuſst war. Lord Brougham ist Meister in derlei Dingen. Bei Vielen wird unser Urtheil über solches Verfahren, wie sehr wir auch dessen Wirkungen beklagen, doch wenigstens dadurch gemildert, daſs wir annehmen müssen, die Begeisterung für irgend ein hochgehaltenes Interesse, dem solche Dialektik dienen soll, habe den Schriftsteller so erfüllt, daſs er in der That nur die Lichtseiten seiner Sache sah, sich seines Verfahrens nicht bewuſst wurde, und nur auf Erringung des Sieges brannte. Lord Brougham, obwohl wir auch ihm nicht absprechen wollen, daſs er einen bestimmten Glauben von dem hat, was er im Interesse des Volks und der Menschheit hält, und daſs ihm dieser als Leitstern erscheinen mag, überläſst sich doch vielfach rein persönlichen Leidenschaften, wird von persönlichem Haſs getrieben, von Befangenheit verleitet, vielleicht von Neid gestachelt. Diese Kräfte sind es wenigstens, deren Einfluſs wir voraussetzen müssen, wenn wir so Manches in seinen Reden und Handlungen, in seinen seltsamen Sprüngen, Inconsequenzen und Verdrehungen erklären wollen. Auch in dem vorliegendem Werke bricht an manchen Stellen ein leidenschaftlicher Haſs hervor und entsetzender noch erscheint er, wo er versteckt liegt und doch um so ingrimmiger hervorblickt. Eben so sieht man, wie peinlich den Verf. jede Gröſse wurmt, die in dem Gebiete seines eigenen Strebens wirksam und doch ihm nicht erreichbar ist. Endlich von Befangenheit, ja von Beschränktheit finden sich nur zu viele Beweise. Lord Brougham ist *zu sehr* Gelehrter, um ein groſser englischer Staatsmann zu sein: er hat eine gewisse, den Engländern sonst nicht gewöhnliche und für ihr Staatsleben gar nicht passende Vorliebe für das Abstracte; seine Zwecke sind oft nicht staatsmännische, sondern der Studierstube, oder der Leidenschaft der Person entsprossen; auch blickt nicht selten ein gewisser Pedantismus durch. Lord Brougham ist aber auch *zu wenig* Gelehrter, um ein tüchtiger Staatsphilosoph zu sein: es ist kein der Tiefe des Geistes und des Lebens abgewonnenes System, was ihn leitet; vielmehr ist er nicht eben über die Anschauung des Thomas Payne und der französischen Encyklopädisten hinausgekommen. Er bekämpft, oder haſst wenigstens Meinungen, nicht weil er sie in ihrem ganzen Wesen erfaſst und nach gewissenhaftester Prüfung verworfen hätte, sondern weil sein Geist nicht danach ist, sie tiefinnerlich und in ihrer ganzen Begründung zu erfassen. Er huldigt Andern, weil sie gerade seinem Geiste entsprechen, oder weil er sie als Vorurtheile aufnahm, die seinen Tendenzen zusagten. Es lag vielleicht in seinem Geiste, viel weiter zu kommen; aber wäre es auch gewesen, das Absichtsvolle seines Strebens muſste ihm jede Annäherung an die Wahrheit erschweren. Er hat in Manchem groſse Aehnlichkeit mit dem älteren Dupin; nur daſs er einen ungleich stärkeren Charakter hat und im Guten und Schlimmen eine viel gewaltigere Kraft entfaltet. Im Uebrigen sollen die Verdienste, die Brougham um die Verbreitung nützlicher Bildungsmittel und um die Milderung mancher Maaſsregeln des Staatslebens hat, nicht verkannt und es soll ihm auch dabei keine selbstsüchtige Absicht untergelegt werden. Es sind das neutrale Fragen. Aber zur unbefangenen Würdigung der Charaktere von Staatsmännern, die den Parteien angehörten, in deren Kämpfe Brougham verflochten ist, oder mit denen er rivalisirt hat, war Niemand weniger geeignet, als er und das ganze Buch ist eine Parteischrift, die von der Vergangenheit redet und die Gegenwart meint.

Brougham ist ein berühmter und ein, nicht bloſs vom Genius getragener, sondern auch in aller rhetorischen Kunst bewanderter und derselben bewuſster Redner. Eine durch ihn gemachte Beleuchtung so vieler Heroen britischer Beredsamkeit kann ein Interesse versprechen, wie es uns der Brutus des Cicero in Betreff jener groſsen Redner des Alterthums einflöſst. Indeſs so hoch darf man die Erwartungen nicht spannen. Es ist allerdings diese Seite die bedeutendste des Buches, aber sie wird von dem Verf. nur als Nebensache behandelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 92.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

Historical sketches of statesmen who flourished in the time of George III. By Henry Lord Brougham.

(Fortsetzung.)

Doch zu dem Einzelnen, zu den Beweisen des harten Urtheils. Georg III. eröffnet den Reihenzug. Wir wollen es dem Verf. nicht zum Verbrechen machen, dafs er England für den einzigen freien Staat der damaligen Welt erklärt, wiewohl es dabei sehr auf den Begriff der Freiheit ankommt, und wiewohl Holland, Schweden, Ungarn, einzelne Republiken Italiens, der Schweiz und Deutschlands, und selbst die baskischen Provinzen dagegen reclamiren könnten. Wir wollen auch nicht darüber rechten, dafs das englische Volk als das „aufgeklärteste der neueren Zeit" bezeichnet wird, wiewohl Deutschland und Skandinavien im wahren Sinne und Frankreich im Sinne des Verfs. gewifs diese Ehre streitig machen könnten; oder darüber, dafs damals „die Civilisation die Reste des Feudalismus in Europa zersprengt" haben soll, wiewohl man darauf aufmerksam machen könnte, dafs, was man damals ziemlich unpassend „Reste des Feudalismus" nannte, zum Theil und mit gutem Grunde bei dem „aufgeklärtesten Volke der neueren Zeit" noch fortbesteht. Das Alles sind Redensarten, wie man sie alle Tage in hundert Zeitungen lesen kann und wie sie stets aus dem Munde der Herren kommen, welche sich für Organe der öffentlichen Meinung ausgeben. Von einem Brougham aber sollte man erwarten, dafs er nichts schriebe, was er nicht durchdacht hätte. Er fährt fort: unter diesen Umständen — also weil England der einzige freie Staat der Welt, sein Volk das aufgeklärteste der neuen Zeit war und die Civilisation die Reste des Feudalismus sprengte — sei es eine Sache von der gröfsten Bedeutung für die Menschheit und für den König gewesen, ob Georg als Mensch und als König fähig war, seine Stellung zu begreifen, sein Volk und sein Geschlecht (his species) im Fortschritt zum Bessern zu unterstützen, und ob er auch der Mann war, den rechten Weg dafür zu wählen. Unglücklicherweise habe er eine falsche Richtung eingeschlagen und mit einer Hartnäckigkeit daran festgehalten, wie sie „kleinen Geistern jedes Ranges eigen ist, in königlichen Personen aber oft zur Geisteskrankheit wird." Georgs III. Begriffsvermögen sei sehr gering gewesen und Unterricht habe dasselbe nicht vergröfsert. (Und die Ansicht eines solchen Mannes war von der „gröfsten Bedeutung für die Menschheit" bei dem „einzig freien Staate der Welt und dem aufgeklärtesten Volke der neueren Zeit", mitten unter den Siegen der „Civilisation"?) Er habe einen eisernen Willen besessen, der, wenn ihn Männer von krankem Geist ohne alle Einsicht entwickelten, ihrem Charakter einen Schein von Unbeugsamkeit gebe, den man nicht selten für Seelenstärke halte und als Menschengröfse ehre. Fast möchte man glauben, hier müfste der Uebersetzer grobe Fehler begangen haben. Denn die Stelle ist so gefafst, dafs es scheint, als wenn der eiserne Wille dem Charakter nur dann einen Schein von Unbeugsamkeit gäbe, wenn er mit krankem Geiste und Mangel aller Einsicht verbunden ist. Und eiserner Wille giebt doch wohl dem Charakter nicht blofs einen „Schein" von Unbeugsamkeit. Georg III. war, nach Brougham, in Allem was sein königliches Amt betraf „Sklave tiefgewurzelten Eigennutzes und niemals fand ein Gefühl zarterer Art Eingang in seinen Busen, sobald seine Herrschermacht in Betracht kam." Sonst war er ein „im Umgang angenehmer Mann und wenige Fürsten können sich rühmen, so wie er, Muster von häuslichem Sinn oder treuer Freundschaft gewesen zu sein." (Nicht blofs wenige Fürsten, überhaupt Wenige von denen, die hoch genug stehen, dafs ihre Privattugenden beachtet werden. Aber B. will bei dieser Gelegenheit, wie überall, auch den Fürsten einen Seiten-

hieb versetzen.) Er fährt fort: „Kam jedoch seine Stellung als König oder seine Frömmelei in Gefahr oder wurde in die Enge getrieben, und fand sein Wille Widerstand, so füllte der unbeugsamste Stolz, die bitterste Feindseligkeit, die berechnetste Grausamkeit und schonungsloser Hafs seine ganze Seele und beherrschte sie. Verwandtschafts- und Freundschaftsbande und Alles, was den Mann ehrt, wurden dann mit Füfsen getreten, und seine tyrannische Wuth, verbunden mit einer Verschlagenheit, die häufig bei Geisteskranken schärfer hervortritt, traf oder vernichtete die, die seinem wilden Begehren entgegenzutreten wagten." Und das bei der „aufgeklärtesten" Nation, in dem „einzig freien Staate der Welt", mitten unter den „Siegen der Civilisation"! Wo sind die Beispiele, dafs Georg mit „tyrannischer Wuth" einen Engländer „vernichtete", weil er seinem „wilden Begehren" entgegenzutreten gewagt hatte? B. führt nur einen Umstand auf, den man dem König als Menschen zur Last legen könnte: die Behandlung des Prinzen von Wales, den Georg III. „glühend, aber kaum vereinbarlich mit gesundem Menschenverstand" gehafst und dafür keinen Grund gehabt haben soll, als die Eifersucht, mit der man einen Nachfolger betrachte, und die Gewifsheit, dafs der Prinz von Wales ihm unähnlich sei und sich noch während seiner Lebzeit den Whigs, seinen verhafstesten Feinden, in die Arme werfen werde. Etwas Näheres zur Begründung einer so furchtbaren Anklage führt er nicht auf. Es ist aber bekannt, dafs der „Hafs" nicht unversöhnlich war, sondern Georg III. eine Hoffnung der Sinnesänderung seines Sohnes stets mit Freude begrüfste. Es kann auch dieser „Hafs" nicht so grimmig, oder Georgs III. „Verschlagenheit in Vernichtung seiner Gegner" mufs doch nicht so grofs gewesen sein, wie Lord Brougham sie darstellt; denn sonst würde Georg III. wohl Versuche gemacht haben, seinem Sohne die Regentschaft zu entziehen, was in der Zwischenzeit zwischen seinen Hauptkrankheiten wohl geschehen konnte. Ueberhaupt sind die Gründe, die B. für den angeblichen Hafs anführt, sehr zweifelhaft. Die „Eifersucht, mit der man einen Nachfolger betrachtet", mag vielleicht Lord Brougham empfunden haben, wenn er noch bei Lebzeiten Nachfolger in seinen Aemtern sah; bei den Erbfürsten ist sie wenigstens dem Sohne gegenüber gewifs keine sehr häufige Erscheinung. Wie es mit des Prinzen Hinneigung zu den Whigs stehe, und wie wenig ernstlich diese gemeint sei, hat Georg III. wahrscheinlich recht gut gewufst. „Unähnlich" war der Prinz allerdings seinem Vater; aber, mit Ausnahme des Talents einer gewissen Gewandheit und in der Jugend einer gröfseren Gefügigkeit, schwerlich zum Bessern. Allerdings hat in jener Unähnlichkeit ein Grund zur Mifsstimmung, nicht zum „Hasse", zwischen Vater und Sohn gelegen. Aber gewifs ist es nicht unnatürlich, dafs ein Vater, der ein Muster häuslicher Zucht, edler Sitteneinfalt und warmer Religiosität ist und die treue Bewahrung dieser Eigenschaften für doppelte Pflicht hält, weil er König ist, dafs ein solcher nur mit Kummer sieht, wie sein Sohn und Thronfolger sich in die Arme wüster Sinnlichkeit wirft, an der Spitze der Modegecken seiner Zeit steht und mit leichtsinnigen Freigeistern umherschweift. In Maafsregeln gegen unablässige Verschwendungen und Ausschweifungen besteht die von B. mit so schwarzen Farben geschilderte Behandlung des Prinzen und der „Hafs" mag sich auf eine gewisse Unzufriedenheit mit einem an sich nicht lobenswerthen und einem solchen Vater gewifs doppelt tadelnswerth erscheinenden Betragen beschränkt haben. — Ein Beispiel der Rachsucht ferner besteht darin, dafs der König sich weigert, dem zweiten Sohne des Lord Chatham die Beibehaltung des Jahrgehaltes seines Vaters schon zu einer gewissen Zeit zu versprechen, dagegen sich bereit erklärt, ihm seiner Zeit, wenn Altersschwäche oder Tod dem „Wirken des Vaters für Empörung" ein Ende gemacht haben würden, jenen Gehalt zu gewähren und noch zu erhöhen. Hier liegt nun in der Form und im Ausdruck eine Härte und dieser Ausdruck wird nur in einem Briefe des Königs an seinen vertrauten Minister gebraucht.

Doch B. sucht den König allerdings zu entschuldigen. Er sei in der Erziehung schwer vernachlässigt worden. Das Zeugnifs, was er dafür anführt, ist folgendes. Georg III. sei fürwahr kein Mann gewesen, dem es einfallen könne, oberflächliche oder bedeutende Kenntnisse zu würdigen, und doch solle er selbst seine fehlerhafte Erziehung bedauert haben. Darauf, nur darauf gründet er die Behauptung, dafs man den „künftigen Beherrscher eines freien und aufgeklärten Volks ohne den Unterricht gelassen habe, den alle besseren Classen der Gesellschaft ihren Kindern zu geben sich verpflichtet halten." Wie Mancher, der den Unterricht genossen hat, den „alle besseren Classen der Gesell-

schaft ihren Kindern zu geben sich verpflichtet halten", wird alle Ursache haben, das Fehlerhafte in seiner Erziehung zu bedauern und es wird sehr ehrenvoll für ihn sein, wenn er es wirklich thut. Gleich darauf räumt Lord B. ein: da Georg III. „von Natur lebhaft war und er bei mäfsigem Leben blieb, so war er im Stande, sich mit allen Einzelheiten der Geschäfte zu befassen"; ja er versichert, auf das Zeugnifs eines „höchst ehrenwerthen und unbedingt glaubwürdigen Mannes", *Georg III. habe genauer als sonst Jemand die Befugnisse jeder Staatsstelle gekannt.* Nun schlägt er zwar die Schwierigkeit, oder den Werth dieser Kenntnisse nicht hoch an, sondern vergleicht sie etwa mit der Kenntnifs der Etikette und der Heraldik, „der grofsen Liebhaberei der Könige." Indefs für einen Mann, von dem wir hören, dafs sein Begriffsvermögen beschränkt gewesen und sein Unterricht unverantwortlich vernachläfsigt worden sei, ist es gewifs viel. Auch läfst sich die Behauptung nicht recht damit vereinigen: dafs Georg III. niemals vertraut gewesen sei mit den höheren Interessen des Staats, der Constitution und den Rechten des Parlaments, der Gesetzgebung, dem Bankwesen oder dem Handel überhaupt, den Geschäften der ostindischen Compagnie und dem Coloniewesen, den Bedürfnissen anderer Länder, oder der genauen Beschaffenheit seines eignen. Freilich stellt Lord B. diese Behauptung nicht unbedingt auf, sondern er sagt blofs, es habe Niemand das Gegentheil behauptet und es sei dasselbe auch sehr unwahrscheinlich. Es dürfte aber eher sehr wahrscheinlich sein, dafs ein Fürst, der „die Befugnisse jeder Staatsstelle besser, als sonst Jemand, kannte", auch von jenen Momenten wenigstens eben so gut unterrichtet war, als Lord B., der in der englischeu Jurisprudenz recht erfahren sein mag, dessen Kenntnifs von andern Dingen aber sich in allen seinen Reden und Schriften wenigstens nicht als gründlich erwiesen hat. Indefs Lord B. führt noch einen andern Grund für seinen auf „Wahrscheinlichkeit" gestützten Vorwurf an. Er sagt, jene Angelegenheiten wären „lauter Dinge, wovon Könige wissen sollten, obgleich sie es in der Regel unter ihrer Würde halten." In demselben Geschmacke ist ein folgender Satz: „Georg III. gehörte zu einer Menschenclasse, die zwar nicht die werthloseste, aber auch bei weitem nicht die beste ist, die niemals einen erzeigten Dienst, aber eben so wenig eine erlittene Kränkung vergessen kann." Aeufserungen, die sich in dem Munde eines Staatsmannes, wie Lord B. sein will, seltsam ausnehmen.

Im Folgenden gesteht der Verf. ein, dafs der König „ein thätiger, pünktlicher Mann war, der seine Zeit genau eintheilte, und niemals fehlte, wo man seiner bedurfte, stets bereit, Geschäfte abzumachen und sich dabei durch kein Vergnügen oder sonst eine Zerstreuung stören zu lassen"; fügt aber gleich hinzu, es setze dies keineswegs einen Mann von Geist und Wissen voraus, sondern es habe hierzu blofs eines Begreifens seiner amtlichen Pflichten und des Entschlusses, nichts darin zu versäumen, bedurft. Gewifs ist aber doch ein solches Verfahren ein wunderbares Resultat „beschränkter Begriffe und unverantwortlich verwahrloster Erziehung", wie es gleichfalls zu verwundern ist, wenn unter solchen Umständen ein Mann von „lebhaftem" Temperamente ein Muster der Mäfsigkeit und überhaupt mit so vielen häuslichen Tugenden geschmückt, der Gegenstand der reinsten Achtung und innigsten Anhänglichkeit des „aufgeklärtesten und freiesten" Volks wird. Dafs Georg III. „in seinem Privatleben viele Tugenden entfalte, gesteht B. selbst ein, führt aber darunter nur das Angenehme seines Umgangs, seinen häuslichen Sinn, seine Treue in der Freundschaft, seine Ordnungsliebe und seine Mäfsigkeit an. Die aufrichtige Religiosität des Königs ist ihm Frömmelei. Es scheint, Lord B. glaubt einen grofsen Vorschritt gethan zu haben, dafs er sich der unfreien Gläubigkeit, die in seinem Vaterlande sich finden mag, entrungen hat; da er aber nicht zu der freien Gläubigkeit durchdrang, sondern auf der Stufe französischer Encyklopädisten stehen blieb, so hat er keinen Vorschritt, sondern einen Rückschritt gethan. Die grofse Gewissenhaftigkeit und persönliche Rechtschaffenheit des Königs, seinen friedlichen, wohlwollenden Sinn, seine sittliche Reinheit, das Edle, was in seinem Bestreben lag, seinem Volke ein Vorbild häuslicher Tugenden und dadurch ein Leitstern zum reinsten Glücke zu werden, hebt er nicht hervor.

Was nun das öffentliche Wirken des Königs anlangt, so erwähnt er zunächst, dafs sein Benehmen während des amerikanischen Krieges und gegen das irländische Volk oft gegen dasselbe angeführt werde. Er geht jedoch an dieser Stelle nicht näher darauf ein, da er fühlen mochte, es lasse sich doch nicht gut dem Könige allein zur Last legen, woran die Zeit und das ganze Volk so viel Theil hatten. In der That haben

die Klagen Irlands die Regierung Georgs III. weit überdauert; wenn sich heute eine englische Colonie losreißen wollte, so würde man wahrscheinlich auch Widerstand leisten, so lange man irgend könnte, und daſs der König der letzte Mann in seinem Reiche war, der in eine Schmälerung britischen Staatsgebiets willigen wollte, sollten ihm die Engländer zum Ruhme anrechnen. Lag es doch überdem in ihren Händen, seinen Widerstand fruchtlos zu machen! Er legt dem König ferner das lange Ausschlieſsen der liberalen Partei, das Verfahren gegen die französische Revolution und die Verzögerung der Emancipation der Katholiken zur Last; alles Dinge, die weit über die Zeit seiner Regentenwirksamkeit gedauert haben und von denen der Kampf gegen die französische Revolution zu Englands höchstem Ruhme gereicht. Der Verf. führt aber auch über das allgemeine Regentenwirken Georgs III. an: sein Ehrgeiz sei gröſser gewesen als seine Fähigkeiten. Er habe einen hohen Begriff von der königlichen Macht gehabt, und sei entschlossen gewesen, sie zu erhalten, vielleicht sogar zu erweitern. Auf alle Fälle habe er kein bloſses Wort, keine bloſse Zahl im Staatsleben sein wollen und sich mehr mit Regierungsangelegenheiten befaſst, als jeder andere König, „der vor ihm auf dem Throne dieses Landes saſs, ehe unsere Monarchie eingeschränkt und deren ausübende Gewalt unter verantwortliche Minister vertheilt war." Ebenso perfid, wie jenes ohne allen Beweis hingestellte „vielleicht", ist der Zusatz: „mag er nun so gehandelt haben, weil er die Verpflichtungen seiner hohen Stellung so auffaſste, oder alle ihre Rechte und Befugnisse genieſsen wollte." Ein König von England hat wohl Ursache, den Kreis von Befugnissen, der ihm gelassen ist, fest zu halten. Bei dem Privatcharakter Georgs III., wie er sich nach der eignen Schilderung des Verfs. darstellt, ist es gar nicht zweifelhaft, daſs Pflichteifer und Gewissenhaftigkeit einen gröſseren Antheil an der Politik des Königs hatten, als das bloſse Wohlgefallen an der Ausübung seiner Rechte. Uebrigens kommt es weit weniger darauf an, mit wieviel Geschäften man sich befaſst, als darauf, mit welchen und mit welcher Kraft man es thut. Es kann sein, daſs Wilhelm III. sich nicht um so viele Details gekümmert hat, wie Georg III. Jener dürfte aber leicht einen weit gröſseren Einfluſs auf das Staatsleben geübt haben, weit öfterer der wahre Urheber des Geschehenen gewesen sein, als dieser. — Der Verf. führt fort: „Vor mir liegt der Briefwechsel, den er während der zehn wichtigsten Jahre seines Lebens mit seinen vertrautesten Dienern führte, und er beweist, daſs sein Auge stets auf alle Vorfälle gerichtet war. Nichts geschah in auswärtigen, Colonie- oder inneren Angelegenheiten, worüber er nicht ein entscheidendes Urtheil sich bildet, und allen seinen Einfluſs geltend macht." Ob er einen falschen Weg eingeschlagen habe, sich ein Urtheil zu bilden, sagt er nicht und eben so wenig sagt er, daſs der König einen ungesetzlichen Einfluſs geltend zu machen gesucht habe. Nur unter diesen Voraussetzungen aber würde jene Bemerkung einen Tadel rechtfertigen. Freilich Lord B. bemerkt auch: Georg III. habe ein von ihm begünstigtes Ministerium auf das Kräftigste unterstützt, dagegen, als er gegen seinen Willen genöthigt war, ein anderes anzunehmen, allen Schutz dessen Gegnern zugewendet. Inzwischen sieht man, daſs auch hierbei der König nicht über die Schranken seiner Befugnisse hinausging, und dann ist die Sache nicht zu tadeln. Die englische Verfassung spricht dem Könige das Recht zu, seine Minister nach Gutdünken zu erlesen; es wird ihm aber indirect wieder entzogen, sofern ihn andere Bestandtheile der Verfassung nöthigen, ein Ministerium zu bestellen, was die Majorität im Parlamente hat. Dadurch kam es sich öfters ereignen, daſs er Minister wählen muſs, deren Wirksamkeit ihm nicht zusagt, die er vielleicht nicht im wahren Interesse des Landes findet. Er hat Rechte, die er nach freiem Ermessen ausüben, er hat einen Einfluſs, den er nach Umständen geltend machen kann. Die Verfassung hat das gewuſst und bestehen lassen, weil man einsah, daſs die Entziehung jener Befugnisse schlimmeren Nachtheil erzeugen, als entfernen würde und weil man vertaute, daſs die anderweiten politischen Institute hinreichende Bürgschaften gewähren würden. Kann man nun einem Könige zumuthen, daſs er seinen ihm frei überlassenen Einfluſs zu Gunsten eines ihm widerwärtigen Ministeriums, oder nicht zu Gunsten seiner Freunde verwenden solle? Hat er Unrecht, so wird ihm ohnehin das Alles nichts helfen; hat er Recht, so ist es gut, wenn er seiner Ansicht auch Anerkennung verschaffen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 93.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

Historical sketches of statesmen who flourished in the time of George III. By Henry Lord Brougham.

(Fortsetzung.)

Doch auch Brougham stellt sich, als wolle er in diesem Falle den König entschuldigen. Aber eben seine Vertheidigung zeigt recht deutlich die seltsamen Windungen und die perfide Absicht seiner ganzen Darstellung. Er meint, der erste Eindruck, den ein solches Benehmen — überhaupt das Streben des Königs, sein Gewicht geltend zu machen — machen müsse, sei keinesweges ein dem Könige günstiger. Indefs eine fortgesetzte Betrachtung entkräfte diese Ansicht in etwas. Allerdings seien selbst Männer von Gewicht der Meinung, dafs die Minister, sobald sie vom Souverain angenommen worden, die alleinigen Träger des Staatslebens seien. Er verbreitet sich nun weiter über diese Ansicht und spottet über die untergeordnete Stellung, die sie dem Könige giebt. Er erklärt sich auch dagegen, aber die Gründe, aus denen er es thut und die Bemerkungen, die er dabei fallen läfst, beweisen entweder, dafs er unfähig ist, das Wesen des Königthums auch nur entfernt zu verstehen, oder enthalten geradezu eine demselben feindliche Absicht. Wahrscheinlich beides. Er sagt: „Obgleich wir vom lebhaften Wunsche beseelt sind, dafs das Vorrecht des Königs so viel als möglich geschmälert werde, und der Volkswille in unsern Staatsangelegenheiten entscheide, so können wir dennoch diese Theorie einer Monarchie nicht verstehen. Entweder weist sie der Krone eine zu grofse Civilliste, oder zu wenig Macht an. Es mufs in der That im höchsten Grade widersinnig erscheinen, dafs ein blofser Scheinkönig eine Million Pfund Sterling jährlicher Einkünfte habe. Ebenso ungereimt ist es, dem Namen nach unter einer monarchischen Staatsform leben und doch dem Könige keinen entscheidenden Einflufs gestatten zu wollen. — Soll die Theorie einer eingeschränkten Monarchie und des Gleichgewichts dreier Gewalten eine Wahrheit werden, so darf er in diesem politischen Systeme sein Amt nicht blofs dem Namen nach bekleiden." Mit solchen Vertheidigungen ist dem Königthum nichts gedient; sie können gar keinen Eindruck auf seine Gegner machen; diese werden vielmehr sagen: uns ist gar nichts daran gelegen, unter einer monarchischen Staatsform zu leben, oder die Theorie einer eingeschränkten Monarchie zur Wahrheit zu machen, und wenn wir die Wahl haben, wollen wir lieber die Civilliste kleiner, als die Königsmacht gröfser sehn, am liebsten aber das Königthum ganz abgeschafft wissen. Darauf deutet auch B. hin, wenn er ferner sagt: „dafs es hingegen im Pflichtgefühl seiner hohen Stellung geschah, wenn er seinen eigenen Willen hatte, nach seiner gewissenhaften Ansicht handelte und allen seinen Einflufs brauchte, um dieselbe durchzusetzen, können blofs die läugnen", — eben hat er es selbst wenigstens in Zweifel gestellt, — „die die Monarchie hassen und die Republik fürchten, aber dennoch lieber die Gefahren und alles Schlimme der nach ihrer Meinung schlechtesten Regierungsweise ertragen, ehe sie eine bessere suchen." — In welche Widersprüche ihn übrigens seine Leidenschaftlichkeit verwickelt, davon finden wir auf derselben Seite ein Beispiel. Wie es ihm beifällt, Personen, die unserer Zeit viel näher stehen, als Georg III., etwas anzuhängen, vergifst er für einen Augenblick sowohl seinen Groll gegen diesen, als den „lebhaften Wunsch, dafs das Volk in den Staatsangelegenheiten entscheide" und sagt in einer Anmerkung: „Georg III. setzte sich ein Denkmal zur Beherzigung aller Zeiten. Er gab nicht zu, dafs seine Minister sein Ansehen zu Zwecken, die er mifsbilligte, mifsbrauchten, oder dafs dies von Leuten geschah, die er verachtete. Niemals regierte er durch Günstlinge, eben so wenig konnte Jemand sich bei ihm dadurch

geltend machen, dafs er sich auf den Volkswillen berief."

Es würde ein Buch werden, dreimal umfangreicher, als das vorliegende, sollte sein ganzer Inhalt in der Art beleuchtet werden, wie dies eben geschehen. Ref. hat die erste beste, und zwar gleich die erste Charakteristik gewählt, um daran den Lesern zu zeigen, wie wenig Vertrauen der Verf. derselben verdiene. Die ganze Charakteristik umfafst 11 Seiten. Sie betrifft einen Mann, der allerdings dem animosen Gegner manchen Zielpunkt bot; Brougham hat sich selbst sein Spiel verdorben, indem er zu weit ging; aber er mufste zu weit gehen, weil es ihm nicht um die Wahrheit zu thun war, weil er vielmehr absichtsvoll und in Leidenschaft handelte. Georg III. war allerdings kein Mann von umfassendem, freiem Geiste; er war auch nicht frei von manchen Beschränktheiten, die zwar der Zügellosigkeit seines Zeitalters gegenüber sehr ehrenwerth erscheinen können, die aber selbst seinem Gemüthe etwas Enges geben. Allein ein wohlwollendes Herz, ein reiner Sinn für die Freuden der Häuslichkeit und der Natur und eine aufrichtige Frömmigkeit weihten den Menschen; seine grofse Gewissenhaftigkeit und Sittenstrenge erhielten ihn im Privatleben als Muster sittlicher Zucht und trieben den König zur pünktlichsten Erfüllung seiner Pflichten und auch das durch dieselbe Eigenschaft genährte Streben, sich gründlich von jedem Geschäft zu unterrichten, konnte nicht ohne bildenden Einflufs auf seinen Geist bleiben. Jedenfalls besafs er Tugenden, die in dem verflossenen Jahrhunderte bei den Grofsen der Erde nicht eben häufig waren und deren Einflufs auf Gesellschaft und Staatsleben ein überaus segensreicher ist: so dafs er wohl ein billigeres Urtheil verdient, als ihm von Lord B. zu Theil worden ist.

Doch er mag sich mit Monarchen trösten, deren Wesen ein ganz anderes gewesen ist und die ungleich glänzendere Thaten verrichtet haben, aber vor den Augen Lord Broughams noch weniger Gnade finden konnten, ja von Letzterem, vielleicht nicht mit solcher Intensivität des Hasses, aber mit noch viel gröfserer Rücksichtslosigkeit behandelt werden. Die Charakteristiken Friedrichs II., Josephs II., der Kaiserin Catharina und Gustavs III., auf die hier aus Rücksicht auf den Raum nicht näher eingegangen werden kann, sind wahre Pasquille. Eine so hohe Miene der Verf. bei Würdigung dieser glänzenden Gestalten annimmt, so ist doch sein Standpunkt ein wahrhaft schülerhafter. Er stellt ein loses Gerippe von Eigenschaften und Charakterzügen auf, wählt, wie er sie gerade braucht, einige Begebenheiten und Thaten aus dem vielbewegten Leben der Geschilderten heraus, gebraucht überall die stärksten Epitheta, in Lob und Tadel, begründet sie durch einige, längst bekannte, aus der chronique scandaleuse geschöpfte Anekdoten, Wahres, Halbwahres, Falsches bunt untereinander, Alles in der ganzen Entstellung und Uebertreibung aufgefafst, wie es gehässige Memoirenschreiber erzählten und gänzlich ohne Rücksicht auf Zeit und Zustände, gänzlich ohne die psychologische Kunst, die die verschiedensten Züge, nicht blofs hervorzuheben, sondern auch in ihrer Begründung und Wechselwirkung zu erklären, und aus ihnen heraus das ganze Wesen des Geschilderten in individueller Prägung zu entwickeln weifs.

In Bezug auf die übrigen Charakteristiken bemerkt Ref. im Allgemeinen, dafs Lord Brougham bei den Männern, deren Genie er nicht umhin konnte in hoher Bedeutung darzustellen, auch die meisten Schatten hervorzuheben weifs, dafs er am Glimpflichsten mit Solchen umgeht, die einen weniger glänzenden Namen hinterlassen haben, aber doch auch bei ihnen, mit wenigen Ausnahmen, immer wieder das Lob zu entkräften sucht, so dafs ein Leser, der den Mann nicht kennt und sich ihm mit Vertrauen hingäbe, leicht auf den Gedanken kommen könnte, Lord Brougham stehe in Geist und Charakter erhaben über all diesen Männern. Wenige kommen ziemlich unangetastet davon: Wilberforce, Franklin, Grattan, Romilly.

Lord *Chatham's* politische Gaben und Verdienste werden mit verdientem Lobe herausgehoben. Ebenso seine Beredsamkeit. Das Privatleben wird als musterhaft dargestellt. Wir wollen nichts Arges dabei denken, dafs dem Redner etwas Charlatanerie und ein Mangel an logischer Schärfe und an Beweiskraft, dem Staatsmann eine äufserste Unverträglichkeit und Dominirungssucht vorgeworfen werden. Aber einen seltsamen Eindruck macht es, wenn von demselben Manne, der durch den ganzen, in der That interessanten Aufsatz als ein wahrhaft grofser Staatsmann und als der liebenswürdigste Mensch dargestellt und von dem S. 15 gesagt wird: „Weit erhaben über alle niedrige Bestrebungen eines brütenden Ehrgeizes, und verachtend *alle*

Partei- und Personenrücksichten, **hatte er *stets* die höchste Pflicht eines wirkenden Geistes, die Beförderung des Menschenwohles, vor Augen; in diesem Streben liefs er sich weder durch die Mifsbilligung des Hofes, noch durch den stürmischen Beifall der Menge irre machen, setzte er sich der Rache des erstern aus, gegen dessen Bestechungssystem er ankämpfte, während er dann wieder eben so kühn den Zorn eines übelberathenen Volkes auf sich lud, dessen Führer er bekämpfte", wenn von demselben Manne später, nachdem man in der ganzen 27 Seiten langen Darstellung keine Ahnung von diesem Gegensatze hatte fassen können, gesagt wird: „Es scheint jedoch, dafs er bei weitem nicht der edle, grofsartige Charakter war, für den man ihn halten konnte, vielmehr hat er die Unabhängigkeit seiner Seele durch Verachtung alles niedrigen Interesses nicht hinlänglich bewiesen." — Ja, „die Rücksicht, ein so edles Bild, wie das Lord Chathams, zu entstellen, darf uns nicht abhalten, Züge niedriger, ja schmutziger Gesinnung hervorzuheben, die sich bei genauer Prüfung des Originals finden lassen."**

(Die Fortsetzung folgt.)

LVII.

***Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwittwete Gräfin von Bernstorf. Leipzig,* 1839.**

Goethe ist von einem seiner einsichtsvollsten Bewunderer der gelungenste Mensch seines Jahrhunderts genannt worden. Die Wahrheit dieses Ausspruchs erweist sich unter andern auch darin, dafs er auf eine Weise, von der wir nicht zu viel sagen, wenn wir behaupten, dafs sie nicht nur in seinem Jahrhunderte, sondern in allen Jahrhunderten ohne Beispiel ist, als Jüngling, als Mann und als Greis den Charakter jedes dieser drei Lebensalter in höchst möglicher Reinheit und Vollendung seiner Erscheinung als Mensch und als Dichter aufgeprägt zeigt. Jean Paul, wohl der begabteste dichterische Genius neben ihm, war, sei es immerhin durch Schuld äufserer Lebensverhältnisse, welche seine herrlichen Kräfte theils zur vorzeitigen Reife, theils nie zur vollendeten Reife gelangen liefsen, als Jüngling schon Greis, und als Greis noch Jüngling; Mann im vollen Sinne des Wortes ist er nie gewesen. Goethe, durch die Gunst der Götter, ist als Jüngling ganz Jüngling, als Greis ganz das, was der Greis sein soll, denn die ewige Jugend, die er auch noch als Greis bewahrte, hat nichts mit den Eigenschaften der Jugend gemein, die im Alter zur Untugend werden; und zwischen dem Jüngling und dem Greisen steht eine Mannesgestalt in der Mitte, auf die sich, wenn auf irgend eine andere, das Wort des Dichters übertragen läfst: „er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem, ich werde nimmer seines Gleichen sehn."

Das gegenwärtige Büchlein führt uns dem gröfsern Theile seines Inhalts nach, in Goethe's Jugendzeit zurück. Es sind Briefe aus dieser Zeit, und zwar aus der blühenden und üppig aufbrausenden Periode, welche den Beschlufs derselben macht. Goethe, der Dichter des Götz und des Werther, antwortet einem ihm persönlich unbekannten Mädchen, der Schwester der zwei ihm befreundeten Grafen Stolberg, die ihm in der Fülle des reinsten Jugendenthusiasmus, den der seelenverwandte Dichter in ihr entzündet, einen begeisterten Herzenserguſs schriftlich zugesandt hatte. Zwar bestehen diese Antworten nur in einer Reihe flüchtig hingeworfener Zettel, und sie geben ohne alle Beimischung dessen, was man im eigentlichen Wortsinn einen Inhalt nennen könnte, überall nur den unmittelbaren, kunstlosen Ausdruck der Stimmungen und Zustände des Augenblicks, in welchem sie geschrieben sind. Dennoch bilden diese unscheinbaren Zeilen innerhalb des Umkreises zweier Jahre, des letzten von Goethes Aufenthalt in Frankfurt und des ersten von seinem Aufenthalt in Weimar (1775 und 1776). einen gewissen, allerdings nur sehr lockeren Zusammenhang von Mittheilungen, welche uns tief in die Seele des Dichterjünglings blicken lassen. Wir fühlen uns durch sie auf ganz ähnliche Weise angesprochen, wie durch die schönsten dichterischen Denkmale aus dieser „herrlichen Zeit der Entfaltung", wie der Dichter selbst anderwärts diese Periode genannt hat; ja wir können nicht umhin, sie selbst diesen Denkmalen beizuzählen, obgleich die Poesie, deren Hauch uns aus ihnen anweht, nichts weniger, als eine beabsichtigte Poesie ist.

Suchen wir uns nämlich den Grund des eigenthümlichen Zaubers, den diese Briefe auf uns ausüben, zu verdeutlichen, so finden wir zunächst ein negatives Verdienst an ihnen anzuerkennen, durch welches diese Wirkung bedingt ist. Dieses Verdienst besteht darin, dafs sie vollkommen frei von jener Rhetorik der Empfindsamkeit sind, von welcher sich, zu jener Zeit zumal, wo die gesammte, geistig angeregte Jugend, und nicht die Jugend allein, in diesem Tone schwelgte, bei einer gleichen Veranlassung gewifs kein Anderer, aufser Goethe, frei gehalten haben würde. Wir möchten sie um dieser Enthaltsamkeit willen, fast schon den unschätzbaren Blättern vergleichen, in welchen Goethe der Greis Bettinens dithyrambische Ergüsse beantwortet hat. Die Tugend des Maafshaltens, der Tact, das Rechte, das einzig Gehörige zu finden, ist schon hier genau derselbe wie dort, obgleich dieses Rechte, dieses Gehörige, wie sich von selbst versteht, für den Jüngling ein anderes als für den Greisen ist. Hier erwiedert Goethe noch wirklich den ihm entgegengebrachten Enthusiasmus des begeisterten Mädchens, er erwiedert ihn mit der ganzen Wärme, ja Ueberschwänglichkeit des aufgeregten Jugendgefühls; aber diese Erwiederung bleibt ganz innerhalb der Gränze der *Wahrheit* dieses Gefühls, ohne das Mindeste von der, gerade in Goethe doch so reich strömenden Ader der Dichtung zu entlehnen. Sie verheelt sich gar nicht die Armuth des Inhalts, welchen das seelenverwandte Paar einander mitzutheilen hat, aber sie läfst sich dadurch nicht ver-

leiten, ideale Schwärmereien in wohlgesetzte Worte zu kleiden; sie zieht es vor, „oft mit viel Kleinigkeit zu unterhalten", wie's dem Briefsteller gerade „in Sinn schiefst." Weil jedoch diese Mittheilungen stets unmittelbar aus dem lebendigen Gefühl hervorgehen, welches sie ausdrücken sollen, und, sobald dieses Gefühl schweigt, augenblicklich abbrechen, so erfüllen sie kurz und rhapsodisch und wenn man will inhaltlos, wie sie sind, auch ganz ihren Zweck; wir fühlen uns in dem „sehr mancherlei von seinem Zustande", welches der Briefsteller in die kunstlosesten Worte von der Welt hineinwirft, ihn in der That, seiner Absicht gemäfs, die freilich nicht *uns*, d. h. dem Publicum, gilt, „uns näher gerückt" und „glauben ihn zu schauen". Wehe dem, der so etwas künstlich nachbilden wollte, und wehe dem Dichter selbst, wenn er diese Weise der Mittheilung auch nur einen Augenblick länger, als der Genius es ihm verstattete, hätte fortsetzen wollen!

Gewifs nämlich ist es nicht das letzte Verdienst dieser Blätter, dafs sie sich nicht weiter erstrecken, als über den Zeitraum, welchem solche Art, sich auszusprechen, gemäfs war, dafs sie mit andern Worten zur rechten Zeit aufzuhören wissen. Auch hierin möchten wir sie dem Briefwechsel mit Bettina vergleichen, wiewohl dort die Nothwendigkeit des Abbrechens weniger Goethe selbst, als die Briefstellerin betraf, welche, ohne in Manier und Unwahrheit zu fallen, nicht in jener Weise fortschreiben konnte. Im gegenwärtigen Falle ist das Abbrechen von Goethe's Seite zwar lange nicht so absichtlich, wie dort; wir finden vielmehr, nachdem der Briefwechsel schon geraume Zeit ins Stocken gerathen war (S. 159 f.), bei zufälliger Veranlassung zu erneutem Schreiben, noch eine Entschuldigung wegen dieses Stockens, und eine, jedoch durch den charakteristischen Zusatz: „wenn Sie mögen" bedingte Aufforderung, „den alten Faden wieder anzuknüpfen, indem dies ja sonst ein weibliches Geschäft sei." Dennoch liegt der wahre Grund dieser Stockung ohne Zweifel darin, dafs das Gefühl, welches früher zum Schreiben gedrängt hatte, sich nicht von selbst mehr einfinden wollte, und Goethe einen zu richtigen Tact besafs, um es gewaltsam festzuhalten oder künstlich zurückzurufen. Das frühere jugendlich schwärmerische Verhältnifs in einen dauernden Geistesverkehr ernsterer und inhaltsvollerer Art übergehen zu lassen, dazu fehlte bei der örtlichen Entfernung beider Freunde, die es nie zu einer persönlichen Zusammenkunft hat kommen lassen, und bei ihrer immer weiter auseinandergehenden Geistesrichtung Stoff und Antrieb. Aber eine Verkennung des eigenthümlichen Rechtes der Jugend wäre es, wenn man daraus auf eine Werthlosigkeit jenes früheren Verhältnisses, auf eine Unwahrheit des Gefühls, welches damals den Jüngling und die Jungfrau in rein geistigem Aufschwunge zu einander zog, zurückzuschliefsen sich erlauben wollte. Wohl möglich, dafs Goethe selbst eine Zeitlang sich solcher Ungerechtigkeit gegen seine eigene Jugend schuldig gemacht hat. Die Vertilgung der Briefe seiner Freundin, die er, wie der Herausgeber uns berichtet, nebst vielen andern Papieren aus jener Zeit, vor seiner Reise nach Italien vernichtet hat, werden manche Leser geneigt sein, ihm als eine solche anzurechnen, und allerdings scheint es, als ob der Uebergang zur männlichen Reife, der bei unserm Dichter eine so durchgängige Umgestaltung seiner geistigen Zustände, Bestrebungen und Ueberzeugungen mit sich brachte, wie sie nur in einem so aufserordentlichen Geiste möglich war, eine Schroffheit des Gegensatzes gegen das Dichten und Trachten seiner Jugend zur nächsten Folge hatte, welche Goethe in späteren Jahren selbst nicht mehr billigen mochte. Denn namentlich in seinen Gesprächen mit Eckermann begegnen wir verschiedenen Aeufserungen, welche beweisen, dafs er als Greis die Einseitigkeit auch dieses Gegensatzes überwunden hatte, und zu einer gerechteren Würdigung der Ideen und Gefühle, welche seine Jugend bewegten, zurückgekehrt war.

Wenn von dem eigentlichen Mannesalter des Dichters das vorliegende Büchlein nur mittelbar durch sein Verstummen beim Eintritt dieser Periode Zeugnifs giebt, so bringt es uns dagegen noch einen eigenthümlichen Anklang aus jener späteren Zeit, in welcher sich der Dichter so vielfach aus innerem Antrieb und durch äufsere Veranlassung seiner Jugend wieder näher gerückt fand. Noch einmal wendet sich die Freundin seiner Jugend, wie es scheint, durch ein zufälliges Wiederlesen der sorgfältig von ihr aufbewahrten Briefe dazu angeregt, im Jahre 1822 an den gleich ihr ergrauten Dichter. Sie wendet sich an ihn aus liebender Besorgnifs um sein Seelenheil, welches sie in der langen Zwischenzeit für sich und die Ihrigen auf einem Wege gefunden hat, den ihr schlichter, doch etwas befangener Sinn für den einzig möglichen hält. Die Zeilen, in denen sie dem Dichter diese Besorgnifs zu erkennen giebt und die leise Bitte um deren Beachtung beifügt, kann man nicht ohne Rührung lesen; sie sind eben so zart als tief empfunden, eben so anspruchslos als würdig ausgedrückt. Diese Worte gewifs nicht minder als das in seiner Seele nie erloschene Gefühl der alten Jugendfreundschaft haben dem Dichter, bei welchem sonst Zusprüche ähnlichen Inhalts nicht immer ein geneigtes Ohr finden mochten, eine Antwort abgewonnen. Goethe war sich bewufst, und durfte sich bewufst sein, auf seine Weise, wenn auch nicht in der Form, welche dem einfach bibelgläubigen Bekenner des Christenthums am nächsten liegt, die Wiedergeburt im Geiste schon an sich erfahren, die Versicherung des ewigen Heils schon gewonnen zu haben, welche die Freundin als ein ihm noch Fremdes ihm entgegenbringen wollte. Er spricht dies in der zartesten Weise gegen sie aus, in Worten voll jener milden Weisheit, die auch Frömmigkeit ist, und gleich der Frömmigkeit die erhabenste Seelenruhe giebt; die Besorgnifs jedoch, wider Willen und Wissen verletzen zu können, die durch frühere Erfahrung in ihm geweckt war, läfst ihn mit der Absendung dieser Zeilen zögern, bis die Genesung von einer tödtlichen Krankheit im Frühjahr 1823 in ihm das Gefühl erweckt, dafs er sie absenden dürfe. Wie die edle Freundin sie aufgenommen, wird uns nicht berichtet; sie hat den Dichter um einige Jahre überlebt, und wir hoffen, dafs sie in dem Glauben, in der frohen Gewifsheit, ihn dort zu begegnen, von hinnen geschieden ist.

W.

№ 94.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

Historical sketches of statesmen who flourished in the time of George III. By Henry Lord **Brougham.**

(Fortsetzung.)

Und was sind diese Züge? Ist Lord Chatham durch äufseres Interesse bewogen worden, wider seine Ueberzeugung zu handeln? Nein, aber er hat geweint, als ihm Georg III. „bei Abnahme des Staatssiegels in seinem Cabinet einige Huld bezeigt." („Irgend eine schiefe Idee von Unterthanentreue mag an diesem Anfalle von Servilismus Schuld sein", bemerkt Lord B. dazu.) Und er schreibt dem Minister einen Brief „voll der stärksten Versicherungen seines unaussprechlichen Dankes", wie er erfährt, dafs der König ihm und seiner Familie eine Pension bewillige. Wir sehen aus dem ersten Falle, dafs Lord Chatham dem König persönlich ergeben und voll der alten Gefühle ritterlicher Loyalität und Lehnstreue war, und es wird aus dem zweiten wahrscheinlich, dafs seine Umstände ihm finanzielle Rücksichten auflegten. Um so schätzbarer wird sein Verfahren, dafs er die Ungnade seines Monarchen und den Verlust seines Staatsamts einem Aufgeben seiner politischen Ueberzeugung vorzog. Dafs es ihn rührte, wie der König ihm noch bei der Entlassung „einige Huld" bewies und dafs er die Bewilligung eines Gnadengehalts mit Dank begrüfste, wenn Lord B. darin Züge „niedriger, ja schmutziger Gesinnung" erblickt, so sieht man, dafs es ihm nicht schwer angekommen ist, „ein so edles Bild, wie des Lord Chathams, zu entstellen." Eine niedrige, ja schmutzige Gesinnung würde sich nicht bedacht haben, die Ueberzeugung dem Vortheil zu opfern.

Lord *North* kommt im Ganzen sehr gut weg und das Lob, das ihm gezollt wird, ist indirect und ohne die Absicht des Vfs. zugleich ein Lob für Georg III. Denn B. sagt, dafs der König den Lord North unter allen Ministern am Meisten geschätzt habe. Er berichtet uns nun, dafs Lord North das Staatsruder unter den schwierigsten Umständen übernahm und führte, dafs er gegen Gegner, wie sie mit Ausnahme Addington's, kein Minister jemals hatte, fast allein, nur von zwei Rechtsmännern unterstützt, zu kämpfen hatte, dafs er in diesen kritischen Zuständen grofse und glänzende Talente entfaltete, grofse praktische Kenntnifs aller Staats- und Parlamentsgeschäfte entwickelte, von seinem hellen Verstand nie verlassen ward, angebornen Takt, genaue Menschenkenntnifs, Geistesgegenwart und Entschlossenheit bewies, stets fertigen Witz sprühte und eine gleichbleibende Sanftmuth besafs. Dabei war sein Privatcharakter liebenswürdig und ehrenvoll. Als Staatsmann aber stellt ihn B. weit unter den Redner und Menschen. Indefs, indem er ihm besonders wegen des amerikanischen Krieges Vorwürfe macht, sucht er doch dieselben dadurch zu mildern, dafs er die Hauptschuld dem Könige zur Last legt und dafs er die Beispiele neuerer Staatsmänner weitläufig aufzählt, die gleichfalls wissentlich politische Fehler begangen haben sollen, um sich in der Gunst ihres Monarchen, oder im Besitz der Macht zu erhalten. Dieses Thema ist dem Verf. so interessant, dafs er den Lord North darüber ganz bei Seite läfst.

Wedderburne, später Lord *Loughborough*, der Graf von Rofslyn, „war einer von den wenigen ausgezeichneten Rechtsgelehrten, die sich sowohl im Parlament als in der Westminsterhalle auszeichneten." — „Er war ein Mann, dem grofse geistige Mittel zu Gebote standen, die er mit vieler Sorgfalt ausgebildet hatte und gröfstentheils in öffentlichen Reden geltend machte. Weit entfernt, ein genauer Kenner des Gesetzes zu sein, hatte er sich doch so viel Erfahrungen gesammelt, dafs sein Wissen für die gewöhnlichen Rechtsfälle des Nisi Prius ausreichte. Man nimmt an, dafs er unsre Adelsgesetze hinlänglich kannte, was übrigens kein aufseror-

dentliches geistiges Vermögen voraussetzt. Er that desgleichen, als kenne er unsre Verfassungsgesetze sehr genau; dies wird jedoch vielfach in Zweifel gezogen." B. führt nun einige Reden des Geschilderten auf, die ihm grofsen Ruhm erwarben, stellt ihn aber als mittelmäfsigen Richter, *blofsen Parteimann und Ränkeschmied* dar, erzählt, dafs der König bei seinem Tode ausgerufen: „Nun, so ist der gröfste Schurke meiner Staaten gestorben" und giebt ihn förmlich der *Verwünschung* der Nachwelt Preis. Gleichwohl sagt er vorher von ihm: „Weit erhaben über die schmutzigen Interessen des Geldgewinnes und des Geizes, schätzte er den Werth seiner hohen Stellung nur nach der Macht, die sie verlieh und dem Ansehen, das in ihrem Gefolge war; er lebte daher auch auf einem grofsen Fufse und liefs seinen Erben nichts zurück. Ueberdies besafs er noch andre Eigenschaften, die man an einem Rechtsmanne hochschätzt. Er war ziemlich wissenschaftlich gebildet, pflegte stets Umgang mit Gelehrten, war entschlossen und kräftig in seiner Handlungsweise, artig im Umgang, glänzend und würdevoll in seinem Aeufsern, *ohne Ansehen der Person, liefs sich durch keine Rücksichten irgend einer Art leiten und hielt sich und den Rechtsstand frei von ministeriellem Einflusse.* Seine Nachfolger konnten kein gröfseres Vertrauen von Seiten des Gerichtshofs ansprechen." Vereinige das wer kann mit dem Charakter eines „blofsen Parteimanns und Ränkeschmieds."

Lord *Thurlow* war „der letzte Richter, der die schlechte Gewohnheit hatte, keine Entscheidungsgründe anzuführen. Das Praktische der Rechtspflege und den Geist der Gerichtshöfe hatte er gehörig erkannt; auch befriedigten die meisten seiner Rechtssprüche die Männer seines Faches." B. lobt nun ausführlich die Gewandheit Lord Thurlow's in Leitung der Gerichtsverhandlungen; es scheint aber, weniger um Jenen loben, als um Lord Eldon tadeln zu können. Als Parlamentsredner war seine Redeweise „gezwungen, blofs täuschend, ja trügerisch, ihr ganzer Eindruck blofs im Aeufsern des Redners liegend." So heifs es S. 82. Auch wird schon vorher erzählt, Fox habe Thurlow's feierliches Aussehen einen Beweis seiner Heuchelei genannt, weil Niemand so weise sein könne, wie er sich ausgebe. S. 86 dagegen lesen wir: „Er brachte sein Dasein unter einer steten Verachtung des Anstandes zu, so dafs es sehr zweifelhaft erscheint, ob die ihm eigene ernste und feierliche Miene *mehr*" — Uebersetzungsfehler, und mufs offenbar heifsen: *nicht mehr* — „als angenommen war. Denn die Behauptung, dafs sie blofs ein Kleid war, das er trug, um zu täuschen, vertrüge sich nicht mit seinem gewohnten Wesen, das *keine Spur* von Heuchelei an sich hatte." Als Beweis von Thurlow's „Menschenhafs, oder, besser gesagt, seiner tiefen Verachtung der Menschen" führt Lord B. weiter nichts an, als dafs er einmal gesagt: „Es sei weit entfernt von mir, irgend einen Staatsbeamten zu tadeln, was auch immer meine Ansicht über ihn sein mag; denn ich würde dadurch" — grober Uebersetzungsfehler, dergleichen sich viele finden — nur einen Lobredner über ihn hören müssen." Der Sinn dieser Aeufserung ist sehr klar: Lord B. findet aber darin einen Beweis seiner Behauptung, dafs Lord Th. aus Menschenhafs durchaus Niemanden habe loben hören können. Auf der folgenden Seite heifst es, dafs Th. eine grofse Bewunderung für Fox gehabt haben solle und ihn auf unmäfsige Weise gelobt habe. Die Entschlossenheit und Klarheit, die er kundgab, „waren mehr Sache seiner Ausdrucksweise, als eines wirklich kräftigen Geistes." „In den politischen Fragen und in allen wichtigen Berathungen zeigte er eine sehr grofse Unentschlossenheit."

Lord *Mansfield*, den einst des Junius in Gift getauchte Feder so erbittert verfolgte, wird von Lord B. in ein sehr günstiges Licht gestellt. Das Lob ist ohne Vergleich gerechter als jener Tadel, es würde aber jenes vielleicht nicht so freigebig gespendet worden sein, hätte der Verf. nicht hinzufügen können, dafs Mansfield's Talente als Advocat zwar grofs, aber in Folge „eines gewissen Mangels an Energie", nicht von erstem Range waren; dafs er auf Alles, was den Namen Genie oder Originalität verdient, nie, und in keiner Lage Ansprüche machte; dafs er unfähig war, eine erste Stelle auszufüllen, „zu einer Zeit, wo das Geheimnifs noch nicht entdeckt war, Männer zweiten Ranges in solche Stellen zu setzen." In diesem Abschnitt spricht sich übrigens der Verf. in der Sache des Junius, von dem er urtheilt: „Er scheint ein Mensch gewesen zu sein, in dessen Busen eine wilde und bösartige Leidenschaft tobte, ohne durch ein gesundes Urtheil beschränkt, oder durch wohlwollende Gesinnungen im Mindesten gemildert zu werden", folgendergestalt aus: „dafs es weder Lord Ashburton, noch sonst ein Rechts-

gelehrter war, beweist seine grobe Unwissenheit in den Gesetzen. Zu behaupten, dafs es Francis war, würde ein Schimpf sein für das Andenken dieses Mannes, und obgleich manche äufsere Umstände auf ihn hindeuten, so hat er doch gewifs nie etwas dieser Art unter seinem eignen Namen geschrieben." Das kann man glauben.

Die Charakteristik des Lord Oberrichters *Gibbs* wird mit einer interessanten Schilderung der gelehrten englischen Juristen eröffnet, „in deren Wörterbuch englisches Recht gleichbedeutend ist mit vollkommner Weisheit," und deren ganze Vorzüge und mehr als ihre gewöhnlichen Fehler Sir Vicany Gibbs gehabt haben soll. Im Uebrigen beschuldigt er ihn allgemeiner Beschränktheit des Verstandes, unmäfsiger Eitelkeit, sklavischer Anhänglichkeit an die Tories und bigotter Verehrung alles Bestehenden. Einen Schlüssel zu dieser harten Behandlung giebt der Schlufssatz, wo es heifst: „Dies ist der glückliche Anwalt, der geschickte Advocat, der feine Jurist in gewöhnlichen Materien, der geschickte und erfahrene Geschäftsmann (denn alles dies war er eben so gewifs, als er ein kleinlich gesinnter Mann war) — dies ist derjenige, den die Männer, welche Lord Erskine verachten und auf Lord Mansfield herabsehen und die gern, wenn sie dürften, ihre schwachen Stimmen gegen Sir Samuel Romilly erheben möchten, als das Muster eines englischen Advocaten aufstellen."

Dem Sir William *Grant* gesteht der Verf. zu, dafs ihn wenigstens im Richteramt keiner übertraf, setzt jedoch gleich die Beschränkung hinzu: „obgleich er seine Functionen nach einem etwas beschränkten Maafsstabe verrichtete." Später heifst es wieder: es habe sich auf der Richterbank „der Genius des Mannes in aufserordentlichem Glanz" gezeigt; er habe „das Ideal richterlicher Beredsamkeit" erreicht. Auch im Parlament „mufs er unstreitig unter die Sprecher ersten Ranges gesetzt werden." „Es darf mit Sicherheit behauptet werden, dafs lange Zeit vergehen wird, bis wieder ein solches Licht ersteht, den Senat oder die Gerichtsbank zu erleuchten." „Seine Vortrefflichkeit war immerhin beschränkt in ihrer Sphäre; keine Einbildungskraft, keine Heftigkeit, keine Declamation, kein Witz; aber die Sphäre war die höchste, und in jener höchsten Sphäre war ihre Stelle noch hoch. Der Verstand richtete sich allein an den Verstand." „Seine Herrschaft über den vernünftigen und intellectuellen Theil des Menschengeschlechts war die einer kräftigen Vernunft, einer mächtigeren Intelligenz als die ihrige." Es kommt aber doch auch ein Aber und ein merkwürdiges. „Jedoch" heifst es „bleibt in diesem rein intellectuellen Gemälde ein Mifston zu bemerken, ein Mangel an Haltung, Intelligenz, etwas mehr als ein Schatten. Dieser herrscherische Verstand, dieser bündige Beweisführer, welcher anderer Menschen Verstand durch die überlegene Stärke seines eigenen überwältigte, war der Sklave seiner Vorurtheile in solchem Maafs, dafs er in jeder Reform unserer Institutionen blofs die Gefahren vor einer Revolution erblicken konnte." „Er war der Erste, der die wohlbekannte Phrase von „„der Weisheit unserer Altvordern"" gebrauchte." „Seltsame Gewalt frühen Vorurtheils, dafs man die Irrthümer des Menschengeschlechts im Zustande seiner Unwissenheit und Unerfahrenheit zum Leitstern seines Verfahrens im reiferen Alter macht, und an dieselben als an die Weisheit vergangener Zeiten appellirt, in denen sie doch nur die unreife Frucht unvollkommener intellectueller Bildung waren!" So ruft Lord B. aus, im Stillen wahrscheinlich die Zeitalter beklagend, denen das Licht seiner Weisheit nicht leuchten konnte. Die Anhänger der von ihm verworfenen Meinung aber werden ihm Dank wissen, dafs er ihnen in der so gewaltig geschilderten Intelligenz des Sir William Grant eine so gewichtige Autorität gezeigt hat.

Ueber die Charakteristiken von Burke, Fox, Pitt, Sheridan, Perceval und Canning sagen wir nichts. Wollten wir hier auf das Einzelne eingehen, so würde diese Recension sich über alles Maafs ausdehnen müssen. Uebrigens ist es bei diesen Männern leicht zu ermessen, wie Lord Brougham sich über sie ausgesprochen hat, und wir begeben uns eines Vortheils, indem wir sie übergehen.

Windham war „unter den Mitgliedern seiner Partei der Ausgezeichnetste. Die Vortheile einer guten classischen Erziehung, ein lebhafter Witz von einer beifsenden, aber etwas versteckten Art, eine Neigung zu Spitzfindigkeiten, die ihn feine Unterscheidungen machen und entfernte Analogieen aufsuchen liefs, eine grofse und frühzeitige Weltkenntnifs, ein vertrauter Umgang mit Literatoren und Künstlern, wie mit Politikern, eine grofse Kenntnifs in der Geschichte der Theorie der Verfassung, ein ritterlicher Geist, eine edle Gestalt,

eine höchst ausdrucksvolle Gesichtsbildung — Alles dies machte den merkwürdigen Mann fähig, in Debatten eine Hauptrolle zu spielen. Aber alle diese Eigenschaften zusammengenommen konnten ihm nicht den ersten Rang verschaffen; sie waren überdies mit Mängeln vermischt, welche den Eindruck seiner Redekunst aufserordentlich schwächten, seine Brauchbarkeit verminderten und seinem Ruf als Staatsmann Eintrag thaten. Denn gar zu häufig wurde er durch seinen eignen Scharfsinn irre geführt, er versetzte ihn in ein Zweifeln und Hinundherschwanken und bewirkte eine für kräftiges Auftreten im Rath verderbliche *Schlaffheit.* Es lag auch, vielleicht wegen *seiner Neigung zum Zaudern*, mehr in seinem Wesen, nachzuahmen und nachzubeten, als selbstständig zu denken und zu handeln. Johnson in Privatangelegenheiten und nachher Burke in politischen Dingen waren die Gottheiten, welche er anbetete." Schwer zu vereinigen mit dem Obigen dürfte aber die folgende Stelle sein: „War er aber nicht durch amtliche Verbindungen gehemmt, oder hatten Anstand, Klugheit oder andere durch seine Stellung vorgeschriebene Rücksichten seine Lippen nicht gesiegelt, so war es ein schöner Anblick, diesen *tapfern* Mann auf das Schlachtfeld hinabsteigen zu sehn. *Er brannte vor Kampflust* und Begierde, sich mit jedem Mann, der ihm gewachsen wäre, oder mit jeder solchen Zahl von Männern zu messen. *Er setzte mit Verachtung alle die armseligen Einflüsterungen einer kleinlichen Vorsicht bei Seite*, kümmerte sich nichts um den Tadel, dem er sich etwa aussetzen mochte, verschmähte Volksbeifall sowohl als Hofgunst, ja *aus natürlicher Liebe zur Gefahr* und aus Geringschätzung alles dessen, was der Furcht ähnlich ist, drückte er oft die unpopulärsten Ansichten auf die beleidigendste Art mit derselben sorglosen Heiterkeit aus, die er auch zeigte, wenn er der Macht des Hofes Trotz bot und seine Feindschaft herausforderte." Windham wird ferner einer Liebe zu Paradoxieen beschuldigt. „So wurde er" heifst es „durch seine unbezähmbare Wuth und durch seinen Widerwillen vor dem Gemeinen oder Allem, was nach Kriecherei vor blofser Gewalt schmeckte, nicht selten bestimmt, eine gewisse Richtung oder irgend eine Ansicht blofs deswegen anzunehmen, weil sie der öffentlichen Meinung oder Empfindungsweise widerstrebte." Eine Neigung, die nicht blofs aus den hier angegebenen Ursachen, sondern auch aus einer Kenntnifs der gewöhnlichen öffentlichen Meinung, der Art, wie sie entsteht, und der Menschen, die sie zu machen pflegen, erwachsen kann. Lord B. selbst bemerkt: „Mit diesen Irrthümern war gewöhnlich viel Wahrheit untermischt, oder es war wenigstens in den Ansichten und Handlungen, die er bekämpfte, viel Verkehrtes." Doch führt er nur Beispiele an, denen diese Entschuldigung nicht zu Hülfe kommt.

Dundas, nachher Lord *Melville*, „war ein Mann von sehr untergeordneten Ansprüchen, dessen Fähigkeiten aber von der nützlichsten Art waren. Man konnte ihn gar nicht inter oratorum partes zählen. Aber er war ein bewundernswürdiger Geschäftsmann und von unermüdlichem Fleifse." Dafs er doch noch etwas mehr war, scheint die folgende Stelle zu beweisen: „Seine berühmten Berichte über alle die verwickelten Fragen unserer indischen Politik sind wahre Fundgruben der Belehrung über dieses weite Feld, die weder in Absicht auf Klarheit, noch in Absicht auf Ausdehnung ihres Gleichen haben." „Sie bilden in Verbindung mit Lord Wellesleys Depeschen die Quelle, *woraus die ganze Masse von Kenntnissen, welche unsere jetzigen Staatsmänner über Indien besitzen, geschöpft wird.*" Uebrigens rühmt B. den Charakter Melville's und nimmt ihn auch in der Anklagesache in Schutz.

Erskine's „parlamentarische Talente sind zwar gewifs zu gering angeschlagen worden; aber sie bildeten offenbar nicht die hervorstechende Seite seines Charakters. Man mufs übrigens zugeben, dafs, hätte er in irgend einer anderen Periode, als in dem Zeitalter der Fox, der Pitt und Burke gelebt, er schwerlich von Jemand übertroffen worden wäre." „Er besafs nur einen geringen Vorrath politischer Kenntnisse." Aber mit glänzenden Farben schildert B. die gerichtliche Beredsamkeit Erskine's. Ja er sagt, dafs Erskine „blofs deswegen nicht der erste Redner seiner Zeit war und (nicht) unter den ersten Staatsmännern stand, weil er bei weitem der vollendetste und beredteste Advocat war, den die neueren Zeiten hervorgebracht haben."

(Der Beschlufs folgt.)

№ 95.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

Historical sketches of statesmen who flourished in the time of George III. By Henry Lord Brougham.

(Schlufs.)

Er rühmt ferner die bewundernswerthe Unerschrokkenheit seines Wirkens und das „Auziehende" seines Charakters. Doch erwähnt er seine allerdings gutartige Eitelkeit, ein Epitheton, was man der Eitelkeit des Vfs. nicht beilegen möchte, und berührt „die grofse Unvorsichtigkeit, womit er sich gewissen Schwächen hingab und sogar in seinem späteren Alter noch unglückselige Verbindungen knüpfte." Lord Kenyon nannte jene Unvollkommenheiten nachsichtsvoll Sonnenflecken. Lord B. hält es eben für Recht und Pflicht der Geschichte, jene Flecken zu erwähnen.

Lord *Grenville's* „Geistesanlagen waren alle von der nützlichen Art: ein gesunder Verstand, ein sicheres Gedächtnifs, ein ungeheurer Fleifs. Er besafs eine vollständige Geschäftskenntnifs und gründliche wissenschaftliche Bildung." „Seine Beredsamkeit hatte einen einfachen, männlichen, gebieterischen Charakter." Aber „seine Festigkeit konnte leicht in Eigensinn ausarten." Er war nicht versöhnlicher und gewinnender Art. „Seine unglückseligsten Vorurtheile waren vielleicht diejenigen, welche er schon in früher Jugend über kirchliche Verfassung eingesogen hatte." Gegen neuere Staatsmänner ist die Stelle gerichtet: „obgleich er das Parlament viel stufenmäfsiger reformirt haben würde, als es der lange Aufschub dieser grofsen Maafsregel endlich erlaubte, so ist doch ebenso gewifs, dafs er vor keiner Verbesserungsweise, die vernünftigerweise verlangt werden konnte, stille gestanden wäre blofs deswegen, weil sie eine Veränderung war."

Henry *Grattan* „war einer der gröfsten Männer seiner Zeit." „Es würde nicht leicht sein, irgend einen Staatsmann aus irgend einem Zeitalter anzuführen, der wegen seiner öffentlichen Dienste einen höheren Ruf hätte" — stark hyperbolisch gesagt — „eben so wenig ist es möglich, Jemanden zu nennen, bei welchem die Reinheit des Rufs durch eben so wenig Fehler befleckt und der Glanz des Ruhms durch eben so wenig Unvollkommenheiten verdunkelt wurde als bei ihm." Doch mufs der Vf. von demselben Mann, von dessen aufserordentlichen Verdiensten um Irland er manches Nähere anführt, berichten: „dafs er von Aufwieglern angeklagt, von Nichtswürdigen verläumdet und von der Masse derselben Nation, deren Abgott er so eben noch gewesen war, verlassen wurde." Uebrigens gehen aus der Darstellung des gerühmten Mannes mehr die Resultate, die er erreichte, als die Kräfte, durch welche sie erstrebt wurden, hervor. — Auch vermögen wir nicht zu beurtheilen, wie viel Antheil an dem Panegyricus, den Lord B. dem Sir Samuel *Romilly* hält, und der allerdings etwas stark einer auf dem Kirchhof des Père la Chaise gehaltenen Grabrede gleicht, die persönliche Freundschaft zu dem Verblichenen gehabt hat, sind aber stets geneigter, dem Verf. zu glauben, wenn er lobt, als wenn er tadelt.

Wie wenig wir uns übrigens durch das vorliegende Werk befriedigt finden konnten, es hat doch auch seine Seiten, auf denen es einen erhebenden Eindruck macht. Es führt uns Männer vor, deren Gröfse auch von dem Nebel, mit dem der Vf. sie gelegentlich anhaucht, nicht verhüllt werden kann. Es läfst uns Einblicke in ein grofsartiges Staatsleben thun, in welchem sich selbstständige Naturen in aller Frische der Gesundheit und Kraft bewegen. Die Beleuchtung der richterlichen und rednerischen Leistungen der Geschilderten ist zuweilen lehrreich und interessant. Es werden Bruchstücke aus Reden und Schilderungen parlamentarischer Scenen mitgetheilt, die unsere ganze Seele zur kräftigsten Theilnahme aufregen. Und auch das ist beachtenswerth, wie viele Männer hier sich als bedeutende Gestalten

darstellen, die in anderen Staaten vielleicht auch Nützliches, ja Bedeutungsvolles gewirkt, aber mehr in den Standesclassen verschwunden sein, als sich in individueller Prägung als Charaktere herausgestellt haben würden. Diese der Entwickelung grofsartiger Persönlichkeiten so günstige Erscheinung mag ihre Ursachen mit darin haben, dafs die Verhältnisse dort eine selbstständigere Vertheilung der Macht vermitteln, die einzelnen Theile des Staatslebens nur in dem grofsen Ganzen des *Staatszweckes* ihre Vereinigung finden, und dafs es dort vielfach auf die Kraft, mit welcher die Persönlichkeit sich geltend macht, ankommt, wie viel sie bedeuten soll, während sie doch auch in unseren, vom Staate unabhängigen Verhältnissen Stützen hat, die ihr Sicherheit und Freiheit der Bewegung geben. So ein englicher Sachwalter, Richter, Parlamentsmann wird nichts vermögen, wenn er nicht innere Kraft hat, und die Natur seiner Wirksamkeit hängt weit weniger von der Bahn, auf die er gestellt ist, als von ihm selbst ab. Und diese innere Bedeutung findet dort überall Bahnen und haltende Stützen, wenn sie einmal zur Anerkennung gedrungen ist. Auch die Bemerkung drängt sich noch auf, wie unfruchtbar es sein würde, wollte man eine ähnliche Gallerie französischer Staatsmänner aufführen. Man spricht von den Talenten, welche die französische Revolution ans Licht gerufen; nur in militairischer Beziehung ist es wahr; in staatsmännischer Hinsicht zeigt sich eine Entsetzen erregende Armuth, die von geistvollen Beobachtern, z. B. von Huber, schon in der glänzendsten Periode der Revolution, zur Zeit der constituirenden Nationalversammlung, bemerkt wurde.

Bülau.

LVIII.

***Entwickelungsgeschichte der Natter (Coluber Natrix) von Dr. Heinr. Rathke, Königl. Preufs. Medizinalrathe, Professor an der Universität zu Königsberg, Ritter des Annen- und des Wladimir Ordens. Mit sieben Kupfertafeln. Königsberg*, 1839. 232 *S.* 4.**

Wie in der organischen Entwickelung ein einfacher Keim die zusammengesetzte Gliederung des Ganzen aus sich hervortreibt, so ist die Geschichte dieser Entwickelung ein ähnlicher Keim reicher Produktionen in der Wissenschaft, aus dem nach allen Seiten neue Erkenntnisse sprossen. Auf diese Art kann die Entwickelungsgeschichte eines einzigen Thiers das vielseitigste Interesse gewähren, indem sich daran vergleichende Betrachtungen der Metamorphosen und Entwickelungsstufen im ganzen Thierreich anknüpfen, wodurch die Entstehungsart des Ganzen und der Theile sich aufklärt. Mit besonderem Vergnügen verweilt man hierbei, wenn man einem Meister in seinem Fach, wie es Hr. Rathke ist, folgt, der die Natur treu abschreibt und im natürlichen Zusammenhang wiedergiebt. Es kann dabei freilich nicht fehlen, dafs bei der unendlichen Verzweigung der zu verfolgenden organischen Produktionen Manches von verschiedenen Augen verschieden angesehen, nach verschiedenen Seiten und Richtungen in Zusammenhang gebracht wird, allein der eine Faden der genetischen Untersuchung führt uns dabei doch immer wieder auf einen Hauptpunkt zurück, dessen Gewinn dann wieder neuen Forschungen zum Ursprung dient. Die Amphibien, welche einerseits den Schlufspunkt einer tieferen Stufe des Thierreichs, die in den Fischen repräsentirt ist, andererseits den Anfangspunkt einer höher durch die Vögel zu den Säugethieren fortgehenden Metamorphose bilden, eignen sich besonders zu einer solchen vielseitigen Betrachtung und so hat denn unser Vf. uns hier eine Reihe neuer Erscheinungen vorgeführt, die auch da zu weiteren Forschungen anregen können, wo man ihre Verfolgung noch nicht für abgeschlossen hält. Ueber die Entwickelung der Schlangen hatten wir bisher nur einzelne doch werthvolle Beobachtungen von Emmert und Hochstetter, v. Baer, Volkmann, und besonders hatte Carus in den Tafeln zur vergleichenden Anatomie einige sorgfältige Abbildungen von Embryonen der Viper und Natter gegeben. Sie sind ganz schneckenförmig im Ei gewunden, wie auch schon der Schwanz der Eidechsen. Unser Verf. verfolgt nun die Entwickelung aller Stadien, mit Ausnahme der frühesten, und aller inneren Organe, so dafs wir ein vollständiges Bild aller inneren und äufseren Metamorphosen bis zur Geburt aus dem Ei erhalten. Die nächsten Analogieen der früheren Perioden dieser Entwickelung finden sich am bebrüteten Hühnchen und die erste Form der Embryonen beider ist noch wenig zu unterscheiden. Insbesondere zeigt die Keimhaut einen Gefäfshof mit einer Kranzader (Si-

nus terminalis) wie beim Hünerembryo. In der Entwickelungsperiode, aus welcher Hr. Rathke die frühesten Schlangeneier zur Untersuchung erhalten konnte, war zwar der Sinus terminalis wie ein völliger Kreis gänzlich geschlossen und der Sinus zeigte sich als ein weniger ausgebildetes Gefäfs als beim bebrüteten Hühnchen; allein hierbei erlauben wir uns die Bemerkung, dafs dies aus einer Periode der schon vorgeschrittenen Herzbildung ist, und dafs der Vf., wenn ihm aus früheren Perioden Embryonen zur Untersuchung zu Gebote gestanden hätten, wohl dieselben Verhältnisse wie beim bebrüteten Hühnchen würde bemerkt haben. Denn auch beim bebrüteten Hühnchen findet sich die gröfste Entwickelung des Sinus terminalis vor der vollendeten Herzbildung, wo der Sinus terminalis, gleich dem Gefäfskreise der Medusen, die höchste Entwickelungsstufe des *peripherischen* Theils des Gefäfssystems repräsentirt. Mit der steigenden Herzentwickelung und der damit hervortretenden centralen Cirkulation aber nimmt der Sinus auch beim bebrüteten Hühnchen an Gröfse ab und schwindet am Ende ganz und gar, wie wir denn diese Metamorphosen des Sinus terminalis beim bebrüteten Hühnchen im System der Cirkulation ausführlich beschrieben und auch auf Taf. 5. u. 6. abgebildet haben. Mit dieser Metamorphose hängt auch zusammen, dafs nur ursprünglich, wo sich vom Kopfende aus der Sinus gegen die Wirbelsäule einschlägt, um hier das Herz zu bilden, an dieser Stelle eine breite Spalte im Rande des Gefäfshofes sich zeigt, welche Spalte dann durch die zwei vom Sinusumschlag zum Herzen gabelförmig gehenden Venen begrenzt wird. Später aber zieht sich der am Herzen befindliche Stamm dieser Venen gegen die Peripherie in die Länge und die beiden Gabelzweige rücken am Ende dadurch gegen den Sinus wieder heraus, so dafs nun auch beim bebrüteten Hühnchen die Spalte im Gefäfshofe wieder völlig geschlossen erscheint. Aus dieser Periode der Entwickelung war nun wohl der Embryo, den der Vf. mit ganz geschlossenem Sinus abgebildet hat, so dafs sich hier wohl keine Verschiedenheit vom bebrüteten Hühnchen wird annehmen lassen. Auch das Herauftreten einer dritten unteren Vene vom Schwanzende des Sinus zum Herzen, findet sich sehr häufig beim bebrüteten Hühnchen, ähnlich wie bei Schlangen von dem Vf. angegeben wird, und ist von mir abgebildet worden. Was nun im Allgemeinen die Eigenthümlichkeit der Entwickelung der Nattereier betrifft, so nimmt der Embryo schon einen gewissen Grad der Entwickelung, während die Eier noch im Leibe der Mutter befindlich sind und die Eier werden erst gelegt, wenn sich am Embryo bereits 4 Paar Kiemenöffnungen gebildet haben, so dafs der Vf. die früheren Entwickelungsperioden an solchen Eiern beobachtete, die aus dem Leibe der Mutter geschnitten waren. Nach dem Legen dauert die Entwickelung bis zum Auskriechen, wie auch schon Carus und v. Baer beobachteten, zwischen 2—3 Monate, je nach den verschiedenen äufsern Temperaturverhältnissen. Die Schalenhaut der Schlangeneier zeigt, ähnlich wie bei Schildkröten und Vogeleiern, eine Zusammensetzung aus 8—10 dünnen Schichten, von denen vielleicht anzunehmen ist, dafs sie sich durch eine Art Häutungsprocefs der Eier bilden, wie denn ja die Haifischeier sogar schon Kiemenspalten zum Athemholen haben. Die Schalenhaut ist lederartig biegsam, doch lagert sich auf ihr um die Zeit des Legens eine Eiweifsschicht, welche ganz mit kohlensaurem Kalk angefüllt ist, ab, wodurch dann die Eier, welche in ganzen Haufen gelegt werden, zusammenkleben und indem diese Ueberzugsmasse erhärtet, dadurch so fest zusammengekittet werden, wie man es schon früher an diesen Eiern kannte, von denen ein ganzes Nest voll in einem einzigen Klumpen zusammengeballt ist. Der Verf. giebt nun die spezielle Entwickelungsgeschichte der einzelnen Organe in der Art, dafs derselbe an der Entwickelung des Embryo überhaupt vier Perioden unterscheidet und dann in jeder einzelnen Periode die Zustände der verschiedenen inneren Organe durchgeht. Die erste Entwickelungsperiode wird von der Entstehung des Embryo bis zur Ausbildung der vierten oder letzten Kiemenspalte gerechnet, wobei jedoch zu bemerken ist, dafs der Verfasser die frühere Zeit dieser Entwickelungsperiode nicht untersuchen konnte, sondern nur Embryonen aus dem Ende dieser Periode beschreibt. Die zweite Periode geht bis zum Verwachsen sämmtlicher Kiemenspalten, die dritte bis zum Färben der Haut, die vierte bis zum Auskriechen aus dem Eie. Obgleich es der natürliche Gang der Beobachtung ist, dafs man die Entwickelungsstufen der verschiedenen inneren Organe gleichzeitig neben einander hat, auch die Verhältnisse der verschiedenen Organe zu einander

häufig eine Rücksicht auf den Zusammenhang aller Organe in einer Entwicklungsperiode erfordern, so hat es doch für die wissenschaftliche Darstellung und noch mehr für das Studium solcher Darstellung eine grofse Unbequemlichkeit, dafs man nicht die Entwickelung eines organischen Systems in einem Zuge durch alle Entwickelungsperioden hindurch verfolgen kann. Die Darstellungsweise des Vfs. ist nach dem von Hrn. von Baer gegebenen Vorbilde, erschwert aber das Studium aufserordentlich, so dafs man im Schweifse des Angesichts die ganze saure Arbeit der unterbrochenen und stückweisen Beobachtung wieder durchmachen mufs, bevor man sich das Bild von den Entwickelungsstufen eines Organs zur reinen und klaren Anschauung bringen kann. Hr. v. Baer selbst hat sich und seinen Lesern durch jene Methode die Arbeit erschwert, und indem sein weiterschauender Blick das Bedürfnifs, die Entwickelungsstufen eines organischen Systems in einer natürlichen Reihe beisammen zu haben, wohl gefühlt hat, so hat er demselben dadurch abzuhelfen gesucht, dafs er nach Abhandlung der Entwickelungsgeschichte des Ganzen, dann noch wieder auf den zusammenhängenden und untrennbaren Verlauf der Entwickelung der einzelnen Systeme hat zurückkommen müssen, wobei denn die ewigen Wiederholungen dessen, womit man schon fertig zu sein glaubte, unvermeidlich sind. Und so legen wir denn auch unserem Verf., wie einem aufrichtigen Freund, frei das Geständnifs ab, dafs es uns sauer geworden ist, durch die immer von der Zusammenstellung aller unterbrochene Geschichte eines Systems hindurch das Werk zu studiren, und dafs nur das Interesse an den naturhistorischen Goldkörnern, die man auf diesen Kreuz- und Querwegen findet, unsere Aufmerksamkeit hat rege halten können. Offenbar wäre für die Entwickelungsgeschichte diejenige Methode entsprechender, welche man längst in der vergleichenden Anatomie befolgt hat, und die besonders musterhaft von Carus ausgeführt worden ist, dafs man nämlich die Geschichte eines und desselben Systems im ununterbrochenen Zusammenhange durch alle Thierklassen hindurchführt, weil auf diese Art die Analogieen und Uebergangsstufen in dem Metamorphosengange, worauf es ja besonders ankommt, am deutlichsten hervortreten. Hierbei ist dann ein separates Zusammenfassen der Verhältnisse aller Systeme unter einander leichter möglich, und man ist im Stande, das Bild des Ganzen aus den einzelnen aber vollständigen Elementen leichter zusammenzusetzen. Für unseren Zweck hier scheint es nun nicht möglich, dem Verf. durch den Gang seiner Entwickelungsperioden zu folgen, weil wir auf diese Art unseren Lesern schwerlich eine Idee von dem wahren Werth vorliegender Schrift verschaffen würden, und wir ziehen es daher vor, auf die wichtigsten Ergebnisse für die Entwickelungsgeschichte der einzelnen Systeme durch alle Stufen hindurch aufmerksam zu machen. Am meisten Interesse scheinen die Resultate der Beobachtungen des Verfs. über das Skelett und über die Bildung der Venenstämme zu haben, und wir besitzen auch über diese beiden Gegenstände bereits weiter ausgeführte vergleichende Betrachtungen von demselben in den dritten und vierten, im Jahr 1838 und 1839 abgestatteten Berichten über das naturwissenschaftliche Seminar bei der Universität zu Königsberg, worauf wir uns hier gleichzeitig beziehen.

Bei der Skelettentwickelung hatte natürlich die Bildung des Schädels und die Entstehung seiner einzelnen Theile aus metamorphosirten Rückenwirbeln ein vorzügliches Interesse, und diesem Gegenstande hat der Verf. eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Das Resultat dieser Untersuchungen ist, dafs zwar überhaupt der Schädel auch durch die Entwickelungsgeschichte die Metamorphosen der Wirbel erkennen läfst, dafs aber nur der hinterste Schädelwirbel, nämlich das Hinterhauptbein, eine in fast allen Stücken einem Rückenwirbel analoge Zusammensetzung zeigt, dafs aber dann das hintere und das vordere Keilbein und das Riechbein in der Reihe, wie sie von hinten nach vorn folgen, eine immer gröfsere Abweichung von dem Plane, nach welchem die Rückenwirbel gebildet sind, erkennen lassen, so dafs das Riechbein der Wirbelbildung am unähnlichsten ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 96.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

Entwickelungsgeschichte der Natter (Coluber Natrix) von Dr. Heinr. Rathke.

(Fortsetzung.)

Die Gallertsäule nämlich, welche bei den Knorpelfischen bleibend die Axe der Wirbelsäule bildet, und welche nach v. Baers richtiger Unterscheidung auch in den Embryonen aller übrigen mit einem Knochenskelette versehenen Wirbelthiere in Form der Wirbelsaite oder Chorda vertebralis die ursprüngliche Grundlage der später verknöchernden Reihe von Wirbelkörpern ist; reicht auch über die Wirbelsäule zwar noch bis in die Basilartheile der Kopfwirbel hinein, aber doch so, dafs sie im Hinterhaupt zwischen den Ohren aufhört, so dafs nun die Reihe der übrigen Kopfwirbel sich als Fortsetzung über das Ende der Wirbelsaite hinauf, abweichend von den Rückenwirbeln entwickelt.

Die Rückenwirbel selbst nämlich bilden sich an der Scheide, welche in Form einer Gallertröhre die Chorda als deren Axe umgiebt, indem sich zu beiden Seiten eine Reihe von Halbringen bildet, die dann nach oben und unten um die Chorda sich entgegenwachsen und zu Ringen verbinden, welche sich zu den Körpern der Wirbel ausbilden. Diese senden dann nach oben seitlich ein Paar hörnerartige Bogen ab, welche das Rückenmark umschliefsen und sich zu den oberen Wirbelbogen ausbilden, und ähnliche, aber weitere, Bogen nach unten (untere Wirbelbogen) die sich zu Rippen umbilden. Die Scheide der Wirbelsaite gliedert sich auf diese Art zu einer Reihe von Ringen, die sich dann nach Innen ausfüllen, die Chorda absatzweise einschnüren und am Ende verdrängen, bis die festen Wirbelkörper daraus entstehen *). Bei der Natter bildete sich jederseits nur 1 Halbring um die Chorda, nicht zwei Stücke, wie es v. Baer bei Fischen gesehen. Wo aber die Wirbelsaite in den Schädel endet, bilden sich nicht weiter solche Halbringe, sondern die Scheide der Chorda setzt sich ohne Axe über die Ohren hinaus fort und geht in eine breite Platte oder Tafel über, die bis an die Einknickung des Gehirns um den Trichter reicht. Später zeigten sich von dem vorderen Ende dieser Tafel drei Fortsätze ausgehend, die der Vf. Balken des Schädels nennt. Der mittlere biegt sich gegen die Einknickung des Gehirns hinauf; die beiden seitlichen gehen leierförmig erst auswärts, dann wieder zusammengebogen nach vorn und enden wieder in auswärts gebogene stumpfe Spitzen. Zwischen die Bogen dieser Balken legt sich der Hirntrichter. Zu beiden Seiten des hinteren tafelförmigen Theils bilden sich hinter den Ohren die Seitenbogen des Hinterhauptknochens als direkte Ausstrahlungen, ähnlich den oberen Wirbelbögen; zu den Seiten der Balkenbogen vor den Ohren entstehen die hinteren Keilbeinflügel, zwar isolirt, doch an Stelle der Ausstrahlungen als Wirbelbögen, und seitlich der vorderen Vereinigungsstelle derselben die vorderen Keilbeinflügel und zuletzt an den Spitzenbogen das Siebbein. Der Basilartheil des Hinterhauptknochens entsteht in dem tafelförmigen Theil, die Körper der beiden Keilbeine entstehen zwischen und um die leierförmigen Balken in einer Reihe. Eine ähnliche embryonische Kopfknorpelbildung ist bei den cyclostomen Knorpelfischen bleibend. Hiernach nimmt nun der Vf. vier Schädelwirbel an: nämlich Hinterhauptbein, hinteres und vorderes Keilbein und Siebbein. Das knöcherne Ohr vergleicht der Vf. mit den Schaltknochenstücken, die sich bei den Stören und Haifischen zwischen den Schenkeln der Wirbelbogen bilden, und welche einen von den Wirbeln selbst verschiedenen Entwickelungsgang nehmen. Auch die Schuppe des Hinterhauptknochens, die Scheitelbeine und Stirnbeine be-

*) Mit der ursprünglichen Ringbildung der Wirbelkörper, deren Kern erst später erhärtet, scheint die merkwürdige Beobachtung des Vfs. zusammenzuhängen, dafs der Körper (die Axe) des Atlas sich später ablöst und zum Zahnfortsatz des Epistrophäus durch Verwachsung mit diesem sich metamorphosirt.

trachtet der Vf. als Schaltknochen, die zu den Seitentheilen des Hinterhaupts, den hinteren und vorderen Keilbeinflügeln gehören, so dafs sie die drei Knochenwirbelringe um das Gehirn nach oben schliefsen. Das Siebbein zeigt keine solche Ringentwickelung, um einen Hirntheil zu umschliefsen, wird aber als ein modifizirter Wirbel betrachtet, weil es sich noch in der Verlängerung der Scheide der Rückenwirbelsaite bildet. Die Gaumenbeine und unteren Flügelbeine des Keilbeins bilden sich in seitlichen Ausstrahlungen, die von den mittleren Theilen der Basilarstücke oder den Wirbelkörpern des Schädels nach unten rippenartig ausgehen und werden daher als Kopfrippen betrachtet. Die Entwickelung der Ober- und Unterkiefer hängt mit diesen Kopfrippen (unteren Wirbelbögen) zusammen und beide werden von dem Vf. als Belegungsknochen rippenartiger Bögen betrachtet, die an den wahren Rumpfrippen weiter keine Analogie haben. Sicher aber bilden sich die Kiefer ganz unabhängig von dem Kopftheil der Scheide der Wirbelsaite und können nicht zur wirklichen Wirbelbildung gerechnet werden.

Denkt man daran diese vom Vf. gegebene Deutung der Kopfknochen als metamorphosirte Wirbel mit den Ansichten zu vergleichen, welche theils von den Urhebern, theils von den Nachfolgern der Idee, dafs die Schädelknochen metamorphosirte Wirbel sein müfsten, gegeben worden sind, so eröffnet sich hier ein Feld von Untersuchungen, dessen Verbreitung und Ausdehnung immer gröfser wird, je mehr man zu den Einzelnheiten übergeht, und um das Ganze zur klaren Uebersicht zu bringen, weifs man kaum wo man am besten anfangen und noch viel weniger, wie man damit enden kann. Dennoch drängt sich eine solche Arbeit fast gewaltsam auf, wenn man mit der Sache auch nur theilweise ins Reine kommen will, und um so mehr, da das grofse Interesse, welches eine so vielseitige Theilnahme an diesen Untersuchungen erweckt hat, schon die Wichtigkeit und Bedeutung des Gegenstandes bekundet. Wir wollen also einen Versuch machen, in wenigen Hauptzügen die verschiedenen Deutungen des Kopfs als Wirbelsäule zusammenzustellen, wobei wir denn bald erblicken werden, dafs eine allgemeine Uebereinstimmung fast nur in dem *Einen* Punkt zu finden ist, dafs überhaupt Metamorphosen der Rückenwirbel im Kopfe wiederkehren, dafs aber in der besonderen Deutung der einzelnen Theile sich überall Abweichungen finden, womit denn die grofse Schwierigkeit der Sache schon von selbst einleuchtet. P. Frank scheint die Idee der Vergleichung des Schädels und der Wirbelsäule zuerst angeregt zu haben. P. Frank jedoch wollte nicht den Kopf auf die Wirbelsäule zurückführen und die Schädelknochen als metamorphosirte Wirbel betrachten, sondern er sprach das Verhältnifs so aus, dafs umgekehrt die Rückenwirbel als Schädel zu deuten seien, deren jeder sein eigenes Hirn einschliefse, so dafs nach ihm das Rückenmark aus einer Reihe von Ganglien gebildet ist, deren jedes ein Gehirn repräsentirt und folglich auch seinen Schädel hat. Frank wollte also nicht die Gehirnbildung auf das Rückenmark zurückbringen, sondern die Rückenmarkstheile zu Gehirnen erheben. Wir lassen es unentschieden, ob die erste weitere Durchführung der Idee, dafs der Schädel eine Wirbelsäule sei, dem grofsen Dichter, v. Goethe, oder dem philosophischen Naturforscher, Oken, zuzuschreiben ist, allein die Betrachtung der Darstellungen, durch welche Oken und v. Goethe die Schädelwirbel erklären, zeigt sogleich, dafs beider Ansichten gänzlich von einander abweichen, und dafs schon in dieser Abweichung der Grund aller späteren Widersprüche in dieser Sache zu finden ist. v. Goethe nämlich sagt, es seien überhaupt 6 Wirbel vorhanden, von denen drei das Gehirn einschliefsen und als Hinterhaupt zu betrachten seien, drei aber das Vorderhaupt oder das Gesicht bilden. Als die ersteren drei Wirbel werden das Hinterhauptsbein, das hintere Keilbein und das vordere Keilbein betrachtet; die letzteren sind durch das Gaumenbein, die Oberkiefer und die Zwischenkiefer dargestellt. Der Unterkiefer bleibt von Goethe ungedeutet. Oken aber sagt, es sind vier Schädelwirbel, entsprechend den vier dem Kopf angehörigen Sinnesorganen: nämlich von vorn angerechnet 1) Nasenwirbel, alle Nasenbeine; 2) Augenwirbel, erstes Keilbein und Stirnbein; 3) Zungenwirbel, zweites Keilbein und Scheitelbein; 4) Ohrwirbel, Hinterhauptsbeine. Die Kieferknochen aber sind die im Kopf wiederkehrenden Gliedmafsen, die Oberkiefer den Armen, die Unterkiefer den Füfsen entsprechend, und als Kopfschulterblatt mufs man die drei Stücke des Schläfenbeins: die Schuppe, das Warzenbein und das Paukenbein ansehen. Carus sowohl in seiner vergleichenden Anatomie als auch in seiner berühmten Schrift über das Schädel- und Wirbelgerüst, ist im Wesentlichen Goethe gefolgt und hat

die Vergleichung von 6 Kopfwirbeln durch alle Einzelnheiten durchgeführt, giebt aber zugleich auch dem Unterkiefer die Bedeutung der Kopfextremität, wobei denn dieser von dem Oberkiefer ganz getrennt erscheint, indem der letztere als Kopfrippe betrachtet wird. Aufserdem aber unterscheidet Carus zwischen je zweien seiner drei Kopfwirbel noch eine Reihe von Zwischenwirbeln, zu denen hinten vorzüglich das Schläfenbein gehört. Spix dagegen in der Cephalogenesis und die französischen Naturforscher, unter denen vorzüglich Dumeril, Blainville und Geoffroy St. Hilaire zu rechnen sind, schliefsen sich in ihren Untersuchungen mehr an die Deutungsweise von Oken, namentlich in Betreff der Gesichtstheile des Schädels, doch mit vielen Abweichungen im Speziellen, so dafs Spix z. B. nur drei eigentliche Kopfwirbel statuirt, mit Weglassung des Siebbeins, Blainville aber noch einen fünften hinzufügt, entsprechend dem foramen condyloideum und den hinteren Gelenktheilen des Hinterhauptbeins.

Das Princip dieser beiden Deutungsweisen ist darin verschieden, dafs Carus die drei eigentlichen Schädelwirbel den drei Gehirnabtheilungen entsprechend gebildet glaubt, als welche die Hemisphären, die Vierhügel und das kleine Gehirn betrachtet werden; Oken dagegen und Blainville nur auf die Sinnesnerven des Gehirns dabei sehen, so dafs diese gleich den Rückenmarksnerven durch Spalten zwischen den entsprechenden Wirbelbogen gehen, die sie sich als später zu Löchern verwachsen denken, so dafs die Wirbel den Sinnesorganen entsprechen, deren Nerven durch die Löcher ihrer Querfortsätze gehen. Beide Principien sind aber im Wesentlichen osteologisch d. h. durch Vergleichung der Knochenmetamorphosen bedingt, wobei man sich das Skelett als eine Grundlage für die Bildung der Organe denkt. Carus hat diese Ansicht des Knochengerüsts am meisten durchgeführt in der Unterscheidung seiner drei Skelettformen des Nerven-, Eingeweide- und Haut-Skeletts und besonders in der Sonderung von drei Wirbeltypen: der Urwirbel, und der Sekundarwirbelsäulen (Rippen und obern Wirbelbögen), von denen dann als Tertiarwirbel Verbindungs-Glieder zwischen beiden entstehen, zu denen die Wirbelkörper gerechnet werden. Das Knochengerüst wird hier als ein für sich bestehendes und sich aus sich selbst typisch entwickelndes System betrachtet und die Wiederkehr der Urwirbel und Sekundarwirbel in allen organischen Hauptsystemen gesucht. Aber auch bei Oken ist das Bestreben die Wiederkehr der Rumpfwirbeltheile und der Extremitäten auch in der Kopfwirbelbildung durch osteologische Analogieen zu suchen vorwaltend. Dennoch aber ist die Abweichung in der Deutung der eigentlichen Gehirnschädelwirbel nach diesen verschiedenen Ansichten nur gering, gegen die grofse Abweichung in der Deutung der Gesichtsknochen, in denen Einige vorwaltend den Gliedertypus, Andere den Wirbeltypus, noch Andere den Rippentypus suchen. Um aus diesen verschiedenenartigen Ansichten herauszufinden, glaube ich, müssen wir uns zuvörderst über ein Princip, nach dem man zuerst die das Gehirn umschliefsenden Schädelknochen auf Wirbel zu reduciren hat, verständigen, dann aber zunächst das Verhältnifs der Gesichts- und besonders der Kieferknochen zum Schädel überhaupt feststellen, bevor wir an die Deutung der einzelnen Knochen gehen.

Zunächst glaube ich mufs die Idee, den Schädel auf den Wirbeltypus zurückzuführen, gleichzeitig verbunden werden mit der Analogie zwichen Rückenmark und Gehirn, so dafs die Wirbelbildung im Schädel nur als den Metamorphosen des Rückenmarks in das Gehirn parallel gehend, betrachtet werden darf. Die Schädelwirbelbildung darf nicht allein osteologisch, sondern mufs nothwendig auch phrenologisch entwickelt werden. Auch scheint die Idee der Wirbelbildung im Schädel sich zwar unbewufst, aber doch ganz parallel der Idee der Rückenmarksganglienbildung im Gehirn entwickelt zu haben. Gall scheint nach Frank, durch seine phrenologisch-anatomischen Bemühungen, die Ganglienbildung im Gehirn nachzuweisen und das Gehirn als metamorphosirtes Rückenmark darzustellen, den ersten Anstofs auch zu den Ansichten von der Schädelwirbelbildung gegeben zu haben, wenn gleich er sie nicht durchgeführt hat, und ich glaube, dafs wir uns vor allen Dingen über die Bedeutung der Hirntheile als metamorphosirter Rückenmarksganglien verständigen müssen, ehe wir sicher in der morphologischen Osteologie des Kopfs fortgehen können. Die nächste Frage ist, ob die gewöhnlich sogenannten drei- oder vier Gehirnabtheilungen sich auf Rückenmarksganglien zurückführen lassen. Dazu scheint es direkt an allen Analogieen zu fehlen, sowohl wenn man den Bau als wenn man die Funktionen betrachtet. Die Rückenmarksganglien sind nämlich die Ursprungsknoten der Nerven und beziehen sich

als solche auf die Rücken-Wirbelbildung und wie sich mit dem Beginn des verlängerten Marks die Nervenursprünge ändern, ändert sich auch die Wirbelbildung. Wollen wir die Rückenmarksganglien im Gehirn wieder suchen, so müssen wir uns zunächst an das verlängerte Mark halten und sehen wie weit dieses im Gehirn geht, wobei immer die Nervenursprünge festzuhalten sind. Nur soweit als die Gehirnnervenganglien gehen, wird also auch eine wahre Wirbelbildung zu finden sein, das übrige Gehirn fordert seine besondere Schädelmetamorphosen. In diesem Betracht müssen wir im Allgemeinen auf den Satz von Gall zurückkommen, dafs das Gehirn in zwei ganz verschiedene, in sich selbstständige mit eigenen Funktionen versehene Theile zu unterscheiden ist, von denen die einen Nerven abgeben, die anderen nicht. Die ersteren bilden das Nervensystem der Sinne, die andern das Seelenorgan. Wir müssen sicherlich im Allgemeinen annehmen, dafs das sogenannte verlängerte Mark das selbstständige Centralorgan der Sinne sei, denn alle Sinnesnerven lassen sich mit ihren Ursprüngen auf das verlängerte Mark zurückführen. Die gemein übliche anatomische Vorstellung, das verlängerte Mark als ein blofses Uebergangs- und Verbindungsglied zwischen Rückenmark und Gehirn zu halten, müssen wir gänzlich aufgeben, denn diese Verbindung ist keine andere, wie die der einzelnen Rückenmarksganglien untereinander, welche die Selbstständigkeit der Ganglien als solcher nicht im mindesten beeinträchtigt. Die Medulla oblongata ist das *Sinnengehirn*, von diesem allein ist die Schädelwirbelbildung ursprünglich abhängig, *die Schädelwirbel gehen nur so weit als die Sinneshirnganglien gehen.* Das Seelengehirn fordert besondere Metamorphosen der so gebildeten Wirbel oder vielmehr Abweichungen des Schädels von der Wirbelbildung, aber keine Wirbel ursprünglich für sich selbst. Hier ist nur eine schwierige Frage, wieweit das Sinnengehirn in das Seelengehirn hineingeht, wo die Medulla oblongata endet und welche Theile man zum Seelengehirn, welche dagegen zum Sinnengehirn zu rechnen hat. Es wird nicht schwer halten, sich zu überzeugen, dafs einerseits noch das obere Paar der Vierhügel, andrerseits die Warzenkörper und der Hirntrichter die Endungen der Sinneshirnganglien im Gehirn bilden. Ueber diese hinaus bilden sich die Gehirnhemisphären mit ihren Hölen und eigenthümlichen von denen der Sinne verschiedenen Ganglien und Commissuren, ähnlich, wie auch das kleine Gehirn, welche beide dann von metamorphosirten Stücken der oberen Bögen der Sinneswirbel zugleich überwölbt werden. Es ist hier nicht der Ort, diese Art der Anschauung von der Gehirnentwickelung selbst durch die verschiedenen Stufen zu verfolgen, nur in wie weit die Schädelwirbelbildung diesem entspricht, wäre noch auseinanderzusetzen. Zunächst sieht man, dafs die Schädelwirbel auf die sogenannten Hirnmassen oder die Theile des Seelengehirns nicht direkt bezogen werden können, und dafs überhaupt diese Theile den Sinnesorganen selbst nicht geradezu entsprechen. Alsdann ergiebt sich, dafs die Schädelwirbel den Rückenwirbeln bei denjenigen Thieren noch am meisten entsprechen werden, wo die Sinnesganglien allein fast das ganze Gehirn bilden, dafs aber in dem Maafse als die Sinnesganglien von den Theilen des Seelengehirns überwölbt werden, auch die Schädelwirbel und besonders ihre Bögen sich mehr und mehr metamorphosiren. Daher weichen denn auch die vorderen Schädelwirbel, indem das Seelengehirn über den vorderen Sinnesganglien am mächtigsten sich hervorbildet, auch am meisten von der Rückenwirbelbildung ab. Andererseits macht es weniger Schwierigkeit, die einzelnen Wirbelkörper in der Basis des Schädels, als in den Wölbungen desselben die metamorphosirten Wirbelbögen und Dornfortsätze nach ihrem Urtypus zu erkennen. Hiermit hängt zusammen, dafs, so gering auch die Seelengehirnentwickelung über den Sinnesganglien bei den niederen Wirbelthieren sein mag, dennoch dadurch die Schädelwölbung überall sogleich weit mehr von den Rückenwirbelbögen abweicht, als die Schädelbasis von den Wirbelkörpern. Diefs zeigt sich zwar schon an ausgebildeten Schädeln, aber noch deutlicher tritt es in der Entwickelung hervor, und ich will daher eine hierher gehörige Beobachtung mittheilen, die ich häufig bei Gelegenheit der Betrachtung der Fischembryonen von Cyprinus erythrophthalmus und Perca fluviatilis, welche ich, um die Genesis des Gefäfssystems zu veranschaulichen, in dem System der Cirkulation abgebildet habe, gemacht habe. Sie betrifft nämlich die verschiedene Art der Ueberwölbung des Rückenmarks und des Gehirns durch die Schädeldecke und die Rückenplatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

Entwickelungsgeschichte der Natter (Coluber Natrix) von Dr. Heinr. Rathke.

(Fortsetzung.)

Die Rückenplatten legen sich nämlich der Länge nach von beiden Seiten um das Rückenmark so zusammen, dafs man anfänglich noch die bekannte Längsspalte der Wirbelbogenreihe deutlich sieht. Die Schädelwirbelbogen aber verhalten sich hier ganz anders; es entstehen keine seitlichen Platten, und zu keiner Zeit findet man eine obere Längsspalte im Schädel. Vielmehr überwölbt sich der Schädel durch einen einzigen Umschlag der Schädelwirbel von vorn nach hinten, wodurch dann ein von oben gänzlich geschlossener und nur hinten in die Rückenspalte wie durch ein Loch offener Schädelkanal gebildet wird, so dafs man in dieses Loch bei jungen Fischembryonen deutlich hineinsehen kann, wenn man sie von der Rückenseite betrachtet. Es ist eine blinde Aussackung der Wirbelspalte nach vorn, deren hinterer Eingang das Hinterhauptloch bildet. Mit dieser eigenthümlichen Art der Ueberwölbung scheint die ganze Verschiedenheit der Schädelwirbelbogen von den oberen Rückenwirbelbogen zusammenzuhängen und auch der dem Kopf eigene Schlufs des Kopfwirbelkanals nach vorn durch die Stirnbildung verbunden zu sein. Die Stirn entspricht hier nämlich einer Seitenwölbung eines Rückenwirbelbogens und macht auf diese Art, dafs die oberen Seitenbogen des ersten Schädelwirbels zur Siebplatte verkümmern, daher man denn diesen Wirbel so oft nicht hat für einen Wirbel wollen gelten lassen, wenn man an die spezielle Vergleichung seiner Theile gekommen war. Dieser Wirbel nämlich, das Siebbein, wird durch die rückwärts umschlagende Wölbung der Kopfwirbelspitze auch mit seinem Körper, der crista galli und lamina perpendicularis, nach aufwärts in die Höhe gezogen und läuft daher nach vorn in einen spitzen Kamm, die hintere Nasenscheidewand aus. Vor dieser bildet sich ein unterer Wirbelbogen, dessen Seitenplatten sich hier wie die unteren Dornfortsätze vieler Rückenwirbel dicht zusammenlegen, und einen kielförmigen unteren Dornfortsatz bilden: das Pflugschaarbein. Dieser Knochen bildet daher unter dem Nasenwirbelkörper ursprünglich eine unten gekielte Rinne, deren Platten später oben seitlich zusammenwachsen. Wir stimmen daher dem Vf. völlig bei, dafs das Siebbein ein vierter Schädelwirbel ist, der sich nur über sein Sinnesganglion hinaus durch die Hemisphärenentwickelung etwas nach vorn gezogen hat. Die Deutung der drei hinteren Schädelwirbel hat zwar an sich keine Schwierigkeit, aber hier treten die Differenzen in Bezug auf ihre Beziehung zu den einzelnen Sinnesorganen oder deren Sinnesganglien im Sinnesgehirn hervor. Wenn nämlich schon das Siebbein der erste Wirbel für das erste Sinnesganglion ist, so mufs das vordere Keilbein den Vierhügeln entsprechen, und dieser Knochen kann nicht der Wirbel für die Hemisphären des Gehirns sein, wenigstens nicht in der ursprünglichen Beziehung seines Körpers. Andererseits hatte schon immer der Durchgang des optischen Nerven durch die Bögen des vorderen Keilbeins auf die Beziehung des Auges zu diesem Wirbel geführt, allein die Hauptsache bleibt seine Beziehung auf das Augenganglion in dem Sinnesgehirn oder der medulla oblongata. Die Vierhügel sind etwas schwer als solche zu erkennen, weil sie sich nach oben (dem Licht zu) richten und nur mit den Nervenenden unten am Wirbel zum Vorschein kommen, aber in der That darf man den Körper des vorderen Keilbeins nur auf die Vierhügel beziehen. Sonderbar genug, weil diese Beziehung eine räumlich entfernte ist, scheint sich der vordere Keilbeinkörper so unvollkommen und so spät auszubilden, dafs er anfangs durch eine mittlere Verwachsung der Flügel repräsentirt ist, welcher letztere Umstand vom Vf. nicht nur bei der Natter bemerkt ist, sondern auch an Embryonen-

schädeln von Schaafen und Rindern sehr deutlich hervortritt. Den zweiten Schädelwirbel, das hintere Keilbein, hatte Oken schon Zungenwirbel genannt, weil die Zweige vom Kiefer- und Zungennerven durch einen Seitenbogen durchgehen. Die Hauptfrage bleibt aber nach seinem Sinnesganglion. Wir glauben die Varolsbrücke müsse, als solches angesehen werden, wenn gleich ein grofser Theil derselben sich in der Lage hinten nach dem Basilartheil des Hinterhaupts erstreckt und er nur vorn dem Keilbein aufliegt. Dieses Verschieben der Sinnesganglien gegen ihre Wirbel ist durch die Entwickelung des Seelengehirns bedingt. Die Ganglien für den Hörnerven umgeben die vierte Hirnhöle und auf diese ist der Basilartheil des Hinterhaupts als erster Schädelwirbel, wenn man, wie wir es gethan haben, von hinten zu zählen anfängt, zu beziehen, wenn gleich nicht der Hörnerv durch die von den Seitenbögen umschlossenen Oeffnungen geht und hier das umgekehrte Verhältnifs wie mit dem dritten Schädelwirbel aus derselben Ursache, wie bei jenem eintritt. Die Dornfortsätze der Schädelwirbel, das Stirnbein, die Scheitelbeine und die Hinterhauptsschuppe, sind wegen der überwiegenden Ausbildung des Seelengehirns sämmtlich zu platten breiten Knochen metamorphosirt, deren Abstammung nur an den Knochenkämmen und ähnlichen Spitzen bei Amphibien, seltener am Hinterhaupt der Säugthiere zu erkennen ist. Diese Knochen sind auf bestimmte Gehirntheile kaum mehr zu beziehen und daher mag es kommen, dafs sie sich nicht in Wirbelabschnitten, sondern im Ganzen in dem Dachgewölbe, welches ungetheilt schon ursprünglich das Gehirn überdeckt, bilden; daher kann denn dieser Knochen auch bei krankhafter Vergröfserung des Gehirns durch neue vermehrt werden. Ursprüngliche Schaltknochen möchten wir sie mit dem Vf. nicht nennen, aber offenbar haben sie eine gleiche Dignität mit diesen. Die Sinnesorgane sind die Kopfeingeweide. Sie sollten wie die Rumpfeingeweide sämmtlich von unteren Wirbelbögen oder Rippen eingeschlossen sein; allein da sie sämmtlich nach Aufsen zu durchbrechen, um mit der Welt in Berührung zu kommen, so fehlen für sie die Kopfrippen fast ganz, und man braucht sich nicht viel abzumühen Kopfrippen aufzusuchen, da die Kopfeingeweide ihrer Natur nach nicht von Rippen eingezwängt sein sollen. Die Flügelfortsätze des Keilbeims möchten die einzigen Rudimente davon für die Zunge sein. Dafür aber hüllen sich die Sinnesorgane für sich in kapselartige Umgebungen, die zugleich dem Mechanismus ihrer Funktionen entsprechen, und diese treten mit anderen Bildungen, die ihnen von ihren Hautöffnungen entgegenkommen, zusammen. So haben wir Ohrkapseln (Felsenbeine), Zungenkapseln (Gaumenbeine), Augenkapseln (die Augenliedknorpel, Knochenringe bei Vögeln und auch die Thränenbeine als Kapseln für den Thränengang), endlich Nasenkapseln (Nasenbeine, die Siebbeinmuscheln und Zellen). Nur die letzteren haben noch eine zum Dornfortsatz verkümmerte Rippe in dem Vomer. Wo die Kapselhüllen sonst verknöchern oder mit Schädelwirbeln verwachsen, haben sie mit der Wirbelbildung in der Entstehung nichts gemein, wie diefs auch von dem Felsenbein allgemein anerkannt und vom Vf. bestätigt wird, aber in Betracht der übrigen Sinne immer noch zu Mifsverständnissen Veranlassung giebt.

Wie verhalten sich nun aber die Gesichts- und Kieferknochen zur Schädelwirbelbildung? Sind es selbst Wirbel, oder Rippen, oder Extremitäten; sind sie mit den Schädelwirbeln in eine Reihe zu stellen, oder ganz von ihnen zu trennen; sind Ober- und Unterkiefer von derselben Natur oder verschiedenen Ursprungs und verschiedener Bedeutung? Diese Fragen haben zu den meisten Widersprüchen in Betreff der Schädelbildung Veranlassung gegeben und sind in der That schwer und nicht ohne die vielfachsten Rücksichten und umfassendsten Anschauungen zu beantworten, wobei man zugleich nicht im Allgemeinen stehen bleiben darf, sondern in die letzten Einzelnheiten hinabgehen mufs.

An der Entwickelungsgeschichte der Kiefer bei der Natter, zeigt der Vf. zunächst, wie oben bereits angedeutet, dafs beide Kiefer unabhängig von dem Wirbelkörperrohr und dessen Verlängerung entstehen, mit der Wirbelsaite also aufser Verbindung sind, so dafs sie hiernach als Wirbel oder Wirbeltheile nicht betrachtet werden können. Beide Kiefer bilden sich als Verlängerung einer gabelförmigen Ausstrahlung der Schädelbasis, deren untere Abtheilung in den Unterkiefer übergeht und deren obere Abtheilung in ihrer Verlängerung den Oberkiefer hat, doch so, dafs beide Kiefer vom Vf. als Belegungsknochen rippenartiger Bögen angesehen werden, während die Ursprünge der Ausstrahlungen in die Gehörknöchelchen sich metamorphosiren. Einen Punkt müssen wir hierbei hervorheben, nämlich die analoge Zusammensetzung der Kiefer aus mehreren Stücken,

wobei dann einerseits der Unterkiefer noch besonders bei Amphibien und Fischen deutlich getrennte Zwischenkiefer, gleich dem Oberkiefer zeigt, auch sein Jochbein hat wie der Oberkiefer, andererseits der Oberkiefer an seinem hinteren Theile ähnliche Gelenkstücke (in den Flügelbeinen und Jochbögen) zeigt wie der Unterkiefer. Oken und Spix hatten schon, wenn gleich nicht die Bedeutung der unteren Zwischenkiefer, doch die Gliederung der Kiefer überhaupt hervorgehoben, und darauf und auf der Bewaffnung mit Zähnen als nagelartigen Gebilden, die Analogie der Kiefer mit den Extremitäten gegründet. Inzwischen entspricht auch der Mangel an Eingeweiden, die von den Kiefern umschlossen werden, ihrer Rippennatur nicht, allein bei der grofsen Mannichfaltigkeit der Kieferzusammensetzung und ihrer Einlenkung am Schädel, in den niederen Wirbelthierklassen besonders, ist es schwer aus einzelnen Verhältnissen ihre Natur zu bestimmen, wenn man nicht ihren Zusammenhang im Ganzen auffafst. Wir müssen hier auf die in jeder Beziehung merkwürdigen Thiere, welche auch in der kolossalsten Gröfse und im spätesten Greisenalter immer noch die Embryonen der Wirbelthiere repräsentiren, nämlich auf die Knorpelfische zurückkommen. Bei diesen mufs man das Studium der Kiefer anfangen, um sogleich offen zu sehen, dafs die Kiefer, welche hier wie Arme und Beine an artikulirten Gelenken hängen, 1) keine Rippen sind, denn so weit geht die Rippengliederung nirgends; dafs sie 2) ganz und gar nicht zur Schädelbildung gehören, denn sie sind mit ihren Enden vollkommen abgesondert und frei vom Schädel entfernt und der Schädel endet mit dem Riechbein; 3) dafs zum Oberkiefer noch die Gaumenbeine als Zungenkapseln gehören, weil sie sich mit den Kiefern vom Schädel bei den Stören abgelöst haben; 4) dafs Ober- und Unterkiefer Theile von durchaus gleichartiger Bildung und Bedeutung sind, und dafs insbesondere also nicht der Oberkiefer zum Schädel, der Unterkiefer dagegen zu einer anderen Knochenreihe gehören kann, sondern, dafs, welche Bedeutung auch die Kiefer haben mögen, diese einerlei sein mufs bei beiden. Im allgemeinen ist dann noch anzuführen, dafs die Rippen als untere Wirbelbogen immer durch eine Form von Dornfortsätzen (wie auch die Gaumenknochen der Karpfen und die Schwanzrippen aller Fische) verbunden und geschlossen sind, welche Dornfortsätze sich bei den Vögeln besonders im Brustbein deutlich kund geben. Solche Brustbeine aber fehlen den Kiefern durchaus und diese sind bis an ihren Spitzen mit Zähnen besetzt. Zwischendurch erlauben wir uns hier die Bemerkung, dafs die Fische wahre Rippen nur in den Gaumenknochen, den Kiemenbögen und den unteren Dornfortsätzen der Schwanzwirbel haben. Müller hat ganz recht, dafs die Rumpfrippen der Fische mit den Rippen anderer Thiere nicht zu vergleichen sind, der Hauptgrund ist aber, dafs sie keine Brustbeine haben. Ich sehe die Sache so an, dafs die Fischrippen Seitenzweige von verkümmerten wahren Rippenrudimenten sind, daher artikuliren sie auch nicht. Es sind Muskelgräthen, wie überall in den Fischen. Nun wird man aber sagen, dafs dann auch die Schlangen keine wahren Rippen hätten, weil ihnen das Brustbein fehlt. Dem ist auch wirklich so, indem die sogenannten Rippen der Schlangen wahre Füfse sind, die zum Kriechen dienen. Sie sind nur durch Häute, wie auch die Flughäute zwischen den Extremitäten anderer Thiere verwachsen. Daher entspringen auch diese Schlangenfüfse unterhalb der Querfortsätze der Wirbel, von denen die Rippen entspringen müfsten, auch spalten sich die Spitzen der hintersten sogenannten Schlangenrippen in Speiche und Elle. *Die Schlangen also, weit entfernt fufslos zu sein, sind vielmehr die wahren Myriapoden unter den Wirbelthieren.* Diejenigen Schlangen, welche wahre Rippen und ein Brustbein haben, sind daher auch Eidechsen, wie die Blindschleiche. Um aber wieder auf die Kiefer zu kommen, so präsentirt sich auch bei den Rochen, Haien und Stören sogleich das Kiefergelenkstück, wodurch beide Kiefer am Schädel eingelenkt sind, als ein Theil, dessen Bedeutung zuerst errathen sein mufs, wenn man in der Deutung der übrigen Theile sicheren Schritts weiter gehen will; diefs ist nämlich der Kieferoberarm oder das Quadratbein. Was wird aus diesem Knochen, wo er, wie bei den Säugethieren, verschwindet, und die Kiefer mit Stücken des Schädels theils verwachsen, theils sich direkt einlenken? Dafs er eine Beziehung zum Paukenapparat des Ohrs habe, mufste man bald bei den Vögeln und Eidechsen erkennen, aber Spix und Oken haben die Wahrheit lange aufgehalten, weil man ihnen glaubte, dafs es der metamorphosirte Paukenring der Säugethiere und des Menschen wäre. Da-

durch ist man dann mit der Deutung aller übrigen zusammenhängenden Theile in Unordnung gerathen, weil dieser Knochen eine wahre Axe und Angel ist, um den sich die Bedeutung vieler anderen dreht. Schon die grofse Gelenkigkeit dieses Knochens bei den Knorpelfischen, zusammengehalten mit dem sich durch innere Höhlenbildung aufblasenden Paukenring an einem embryonischen Kalbskopf, hätte aufmerksam machen können, dafs der Vergleich nicht pafste. Der geehrte Vf. zeigt durch die Entwickelungsgeschichte und richtige Vergleichung im Sinne von Carus, dafs das Quadratbein der zur Trommelhöhle herauswachsende Ambos ist. Aber wir müssen noch weiter gehen und den Quadratknochen, der sich wie Ambos und Hammer häufig in zwei Theile getrennt zeigt, als aus diesen beiden metamorphosirten Gehörknöchelchen gebildet betrachten. Der Steigbügel hat damit nichts zu thun, aber bei den Schlangen wächst auch dieser zum Ohr heraus und lenkt sich mit dem Ambos ein. Es ist der Steigbügel ein nicht dem Paukenbein, sondern dem Labyrinth angehöriger und sich von diesem aus entwickelnder Knochen, der auch eine ganz gesonderte Entwickelungsgeschichte hat. Beide verhalten sich wie die Linse zum Glaskörper im Auge, oder wie die vordere zur hinteren Augenkammer, wie denn letztere das Labyrinth, erstere die Trommelhöhle des Auges ist. Die beiden Knorpelstücke an der Spitze der Columella, welche Breschet bei Vögeln entdeckt, müssen wohl zur Columella selbst gerechnet werden. Dafs nun das Quadratbein wirklich nicht der Paukenring ist, sieht man sehr schön an einem Eulenschädel von Strix uralensis, der von Ledebour unserem Museum geschenkt ist, auch weniger deutlich an anderen Eulen, wie Strix nivea, weil nämlich hier ein ziemlich vollständig gebildeter Paukenring ohne Hammer und Ambos, anstatt dessen aber mit dem bei Vögeln gewöhnlichen Quadratknochen vorhanden ist. Dieser Paukenring unterscheidet sich dadurch von dem der Säugethiere, dafs er oben am stärksten ist und sich unten fadenartig verdünnt, was bei den Säugethieren umgekehrt ist. Wenn man die übrigen Knochenfische in Betreff dieses Knochens mit den Stören und Haifischen vergleichen will, so mufs man ja nicht mit Karpfen, Barschen oder dergleichen mit sehr zusammengesetzter Kiemendeckel- und Kieferbildung anfangen, wenn man nicht sogleich mit den vielen Knochen in Verlegenheit gerathen will. Diese Fische sind viel zu schwer für die erste Vergleichung. Man fange beim Aal an. Er hat einen so einfachen Kopf wie eine Eidechse oder Schlange, und hat man hier erst den Quadratknochen gesehen, findet man ihn auch bei den anderen Fischen heraus, besonders wenn man zuerst zum Hecht übergeht, und man sieht, dafs sowohl Spix als auch Geoffroy, obgleich im Allgemeinem auf richtigem Wege, doch in der Deutung der Kiemendeckelstücke geirrt haben, weil sie über den wahren Quadratknochen und seinen Ursprung nicht im Reinen gewesen sind. Der ganze Kieferapparat ist also bei den Knorpelfischen, ganz frei beweglich, an den beiden verwachsenen Gehörknöchelchen der Pauke eingelenkt. Der nächste Schritt ist dann, dafs bei den Knochenfischen, aber mehr noch bei Amphibien und Vögeln, der Oberkiefer mehr oder weniger fest an die untere Schädelseite anwächst; aber noch in derselben Verbindung mit dem Quadratknochen bleibt. Nun sähe es schon so aus, als wenn Ober- und Unterkiefer ganz verschiedene Dinge wären, aber die Vergleichung mit den Fischen hebt allen Zweifel, und wenn der Unterkiefer ein Extremitätenknochen ist, mufs es der Oberkiefer auch sein. Zum Theil schon bei den Amphibien, mehr noch bei den Vögeln, trennt sich Hammer und Ambos in dem Quadratknochen, und der Ambos giebt die Flügelknochen zum Oberkiefer, während der Unterkiefer mit dem Hammer eingelenkt bleibt. Bei den Säugethieren ziehen sich nun beide Stücke des Quadratknochens in die Trommelhöhle als Gehörknöchelchen zurück, der Oberkiefer verwächst in allen Stücken fest mit dem Schädel und der Unterkiefer verliert seinen Oberarm, den er als Quadratknochen besessen, mufs sich also nun selbst an der Schläfenbeinschuppe einlenken. Diese bildet nun die Kieferschulter, und ist daher der Kopfwirbelsäule, wie die Beckenknochen der Rückenwirbelsäule, nur angewachsen. Dieses bestätigt der Vf. auch durch die Entwickelungsgeschichte. So sind nun die Kopfextremitäten zu Stücken der Gesichtsbildung geworden.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

Entwickelungsgeschichte der Natter (Coluber Natrix) von Dr. Heinr. Rathke.

(Schlufs.)

Das Gesicht ist nun der Ausdruck des Seelenlebens durch die Stirn, der Ausdruck des Sinneslebens durch die Sinnesorgane, und der Ausdruck des vegetativen Lebens durch die Kiefer. Vor allen kommen nur die Blüthentheile im Gesicht zum Vorschein, und stellen sich hier in den gegenseitigen Verhältnissen ihrer Entwikkelungsstufen dar, auf denen der physiognomische Ausdruck beruht.

Wir dürfen hierbei nun nicht länger verweilen, um noch kurz andeuten zu können, welche Ergebnisse des Vfs. Untersuchungen hinsichtlich der Entwickelung des Venensystems geliefert haben. Die Fische zeigen sich hier auch als die typischen Embryonen der Wirbelthiere, und unter den Amphibien haben vorzüglich die Schlangen wegen ihres langen, schwanzartigen Körpers ursprünglich ein nach demselben Muster eingerichtetes Venensystem. Es fehlt nämlich hier anfangs, wie bei den Fischen immer, die untere Hohlvene, und diese ist ersetzt durch zwei seitliche grofse Venenstämme, die vor dem Eintritt in das Herz sich mit den obern Hohlvenen verbinden, so dafs alle in einem Stamm ins Herz gehen, welcher eigentlich der oberen Hohlvene der höheren Wirbelthiere entspricht. Der Verf. nennt dieses symmetrische Schwanz- und Rippenvenenpaar: Cardinalvenen. So lange nun die Embryonen der höheren Wirbelthiere noch einen einfach fischähnlichen Körper ohne Gliedmafsen haben, fehlt ihnen auch die untere Hohlvene, die sich erst später aus den beiden Hauptzweigen der Becken und Extremitätsvenen zusammensetzt, wogegen bis dahin mehr die fischähnliche Bildung der Cardinalvenen fortdauert. Neben diesen paarigen Venen entstehen dann bei Amphibien und Vögeln besonders, meistens als gröfsere Zweige der Cardinalvenen, noch besondere Vertebralvenen, allein bei der späteren Entwickelung verkümmert dieses embryonische Venensystem, und die Ueberreste davon stellen noch die Vena azygos und hemiazygos dar. Diese Metamorphosen hatte auch Stark in Jena schon zum Gegenstand einer in den Jahrbüchern besprochenen Schrift gemacht (Commentatio de venae azygos natura). Unser Vf. scheint nicht ganz sicher, ob sich die Cardinalvenen oder die Vertebralvenen mehr mit der vena azygos vergleichen lassen, und neigt sich dazu die Vertebralvene für den Typus der unpaarigen zu halten. Inzwischen sind die Vertebralvenen als spätere Bildungen und grofsentheils Abzweigungen der Cardinalvenen wohl mehr als Uebergangsstufen zu den späteren bleibenden Formen der unpaarigen Venen und der unteren Hohlvenen anzusehen, daher denn auch später die unpaarigen Venen an ihren Anfängen bei erwachsenen Thieren besonders durch die Nierenvenen noch mit der unteren Hohlvene communiziren, deren beide Hauptäste anfangs auch wie die Rippenvenen in die Cardinalvenen münden, dann sich aber zu einem selbstständigen Stamm vereinigen und von den unpaarigen ablösen. Ueber die Entwickelung aller übrigen inneren Organe: der Sinnesorgane, der Zähne (die ursprünglich wie die Giftzähne rinnenförmig gefaltet sind), des Darmkanals und der Darmdrüsen, der Wolffschen Körper und der Generationswerkzeuge fehlt es nicht an reichen und interessanten Beiträgen, welche wir jedoch dem Leser im Werke selbst nachzusehen überlassen müssen. Die Ausstattung des Werks ist durchaus ansprechend. Auf 7 Tafeln finden sich sauber gearbeitete Figuren zur Veranschaulichung der Entwickelungsstufen der Organe. Die beiden ersten Tafeln stellen die äufseren Gesammtformen und die Eihäute der Embryonen dar, die drei folgenden enthalten die Formen der Eingeweide und des Gefäfssystems, auf der 6. Tafel ist das Gehirn und die Sinnesorgane dargestellt,

und die 7. enthält Figuren zur Erläuterung der Metamorphosen des Skeletts. Es wird nicht fehlen können, dafs sich der Vf. durch so manche Erweiterungen der Anschauungen von der Bildungsgeschichte, welche in diesem Werk sich finden, neue Anerkennung und neuen Dank erwirbt.

Dr. C. H. Schultz.

LIX.

Duranton, Cours de Droit français suivant le Code Civil. Paris, 1825 — 1837. (21 *Vol. in* 8.).

Es war vergebens, dafs Napoleon seinen Code als eine Norm aufgestellt hatte, nach welcher forthin unverändert die streitigen bürgerlichen Interessen sollten geregelt werden, und sein Wort: „mon Code est perdu," das er ausgesprochen haben soll, als er erfuhr, dafs Hr. Melleville (einer der Staatsräthe, die an der Abfassung des Gesetzbuchs Theil genommen) einen Commentar darüber habe erscheinen lassen, war in sofern ahnungsvoll, als heut zu Tage fast mehr auf die Auslegung desselben als auf dessen Text gesehen wird. Der Gang der Dinge scheint auch hierin etwas naturgeschichtliches an sich zu haben, wenn wir dies Wort hier dafür brauchen dürfen, um etwas zu bezeichnen, das mehr vom Menschen als Natur-Gegenstand betrachtet abhängt, als von dessen Willensfähigkeit. Das dunkle Gefühl von Recht, von Unrecht auf die äufsern Gegenstände und Verhältnisse angewendet, äufsert sich zuerst durch Gebräuche und Gewohnheiten, die in dem Gedächtnisse fortleben, aber auch durch das mangelhafte Erhaltungsmittel oft Veränderungen erleiden; man mufs sie wohl bei jedem vorkommenden Rechtsstreite in der Gemeinde zu finden suchen, wohl auch werden die dahin gehörenden Regeln Eigenthum einer Kaste, am gewöhnlichsten der Priester; dann kommt eine Zeit, wo die Schriftsprache ein Hülfsmittel darbeut, dieselben festzuhalten; einige werden wohl am Ende durch die gesetzgebende Gewalt in der Gesellschaft bekräftigt; aber diese so festgestellten Regeln selbst passen nicht auf alle vorkommenden und mit dem Fortschritte der gesellschaftlichen Entwicklung sich immer vervielfältigenden Fälle, sie werden also auslegungsweise auf diese ausgedehnt, neue Sanctionen kommen hinzu, neue Auslegungen; am Ende findet man den Zustand unerträglich, die Codification wird zu Hülfe gerufen; aber der neue Code hat das Schicksal der vorher aufgestellten Regeln. Hiermit ist gar nicht gesagt, dafs Codification unnütz oder gar ein Uebel sei; es geht nur daraus hervor, dafs es ein Wahn wäre, derselben eine Art von Petrifaction zuzuschreiben, vermittelst deren das Recht bei einem Volke mumienhaft erhalten werden möchte. Eine solche Würkung wäre ein Unglück; sie ist übrigens so gut als unmöglich. Ein eben so geistreicher als gelehrter Jurist hat das Recht das in einem Volke lebt mit dessen Sprache verglichen: der Vergleich ist in mehr als einer Hinsicht treffend, und gewöhnlich hält die Unbestimmtheit der Sprache mit der der Rechts-Regeln gleichen Schritt; ist es auch darin, dafs das sogenannte Fixiren der Sprache durch Grammatik und dergleichen Mittel einerseits nothwendig und nützlich ist, dafs es aber immer glücklicherweise vergeblich sein wird, eine solche Feststellung bis zur Ertödtung zu bringen. Vielleicht, und man kann es fast mit Sicherheit seinem durchdringenden Geiste zutrauen, hatte auch Napoleon, als er jenes Wort aussprach, nur die Idee der verwirrenden Mannichfaltigkeit im Sinne, welche das französische Civil-Recht zufolge der vielen Particulair- und Provinzial- und Local-Rechte zu einem Chaos machte, welches ohne fruchtbringendes Gebären für das Volk, blos für die Kaste der Rechts-Praktiker ein trüber Morast war, in welchem sie auf Unkosten desselben fischen mochten (etwa so und wohl noch mehr, wie noch jetzt in England der Juristen-Stand die Verworrenheit der Gesetze und Gewohnheiten benutzt). Betrachte man die Jurisprudenz als eine Wissenschaft oder als eine Kunst, und als das eine oder das andre mufs man sie wohl ansehn, so ist gleich unmöglich, dieselbe auf die dürre Kenntnifs des Buchstabens der Gesetze zu beschränken, denn als Wissenschaft kann sie nur aus dem Gesichtspuncte der Philosophie und der Geschichte entwickelt werden, als Kunst kann sie blos durch Anschliefsen an's Leben die gehörige Fertigkeit erlangen. Eine lebendige und tiefe Bearbeitung der bestehenden Gesetze wird demnach stets ein nothwendig zu befriedigendes Bedürfnifs sein. Der französische Code Civil ist der Gegenstand der Arbeit Vieler gewesen, wir haben hier natürlich nur die in Frankreich erschienenen Bearbeitungen im Auge. Unter diesen, in so fern wir hier wieder nur von denjenigen sprechen, welche den ganzen Code zum Gegen-

stand hatten, ist das Werk Hrn. Duranton's (Professors an der Rechtsfacultät in Paris), das einzige, welches, zum Zweck sich setzend, eine *ausführliche* Erklärung des Code zu geben, diese Erklärung bis zu Ende durchgeführt hat. Andre Rechtsgelehrte haben zwar das Gleiche unternommen, aber nicht durchgesetzt *). So ist Roullier (vor einigen Jahren gestorben als Decan der Rechtsfacultät in Rennes) in 14 Octav-Bänden mit seinem Droit Civil français suivant l'ordre du Code nur bis zum Titel de la vente gelangt, und Proud'hon (vorlängst gestorben als Decan der Facultät zu Dijon), nachdem er von seinem Cours de Droit français 1809 zwei Theile herausgegeben, gab erst seit 1824 die Fortsetzung heraus und zwar ohne Zusammenhang mit jener ersten Abtheilung und blos in einzelnen Tractaten, die den Niefsbrauch, das öffentliche Eigenthum (domaine public) und das Privat-Eigenthum (domaine privé) zum Gegenstand hatten. Zwar haben Roullier und Proud'hon Continuatoren erhalten (Ersterer: Carré, Duvergier, Troplong; Letzterer: Curasson), allein der Mangelhaftigkeit jeder Continuation (als solcher) nicht zu gedenken, sind auch diese Fortsetzungen noch nicht vollendet.

Hr. Duranton, seiner Vorrede nach, hat sich zwei Hauptzwecke gesetzt. Erstlich seinen Zuhörern den Lehrcursus, den sie bei ihm gemacht, mit gehörigen Entwicklungen in die Hände zu geben, zweitens den gebildeten Juristen selbst ein Handbuch zu liefern, das ihnen nützlich sein möge. Er verwahrt sich zugleich gegen die Vermuthung, die bei Ansicht der von ihm ziemlich oft angeführten Gerichtssprüche sich erheben könnte, dafs er zuviel auf die Jurisprudence des arrêts (Gerichtsgebrauch) gebe; endlich giebt er als die Haupt-Quellen an, in denen er geschöpft: die vom Staats-Rath dem gesetzgebenden Körper vorgelegten *Motifs* nebst den vorläufigen Verhandlungen im Staats-Rathe, die alte französische Rechtswissenschaft, das römische Recht, in dessen „*unermefslichem* Vorrathe" er Entscheidungs-Gründe nach der Analogie gesucht und gefunden. Der Verf. sagt uns nicht, welchen positiven und formellen Werth die Aussprüche der Justinianeischen Bücher vor den französischen Gerichten haben; er führt auch nicht einmal das Gesetz vom 21. Mai 1804 an, welches, indem es die Vereinigung einer Anzahl seit drei Jahren promulgirten Civil-Rechtsgesetze in einem Code Civil des Français verordnete, die königlichen Ordonnanzen, die Rechts-Gewohnheiten und die römischen Gesetze rücksichtlich aller der Materien abschaffte, über welche jene neuen Gesetze handelten. In einem Lande, wo ein Cassations-Gerichtshof besteht, der kein Revisions-Gericht ist, mufs die formelle Bedeutsamkeit des römischen Rechts um so bestimmter angegeben werden.

Ueberhaupt hat Hr. Duranton den Code geradehin zu erklären angefangen, ohne sich weiter in eine philosophische oder geschichtliche Charakteristik desselben einzulassen. Eben so wenig läfst er sich in eine Darstellung der allgemeinen Begriffe des Civil-Rechts ein. Wir würden ihm deshalb nicht eben einen Vorwurf machen, wenn sonst in seiner Darstellung auf jene Begriffe hingedeutet wäre, aber er scheint auch nicht einmal daran gedacht zu haben. Der Plan, nach welchem er lehrt, ist der Plan des Code selbst und so fängt er denn an mit dem bekannten titre préliminaire, betitelt: von der Publication, den Wirkungen und der Anwendung der Gesetze im Allgemeinen. Gleichwohl hat er hier geglaubt dem philosophischen Geiste ein Opfer bringen zu müssen und so fügt er gleich anfangs ein Capitel an, das zur Ueberschrift hat: „Vom Rechte im Allgemeinen;" auf welches das zweite folgt, betitelt: „Vom Gesetz im Allgemeinen;" dieses ist wieder in sieben Abschnitte eingetheilt, wovon der erste die Aufschrift hat: „Von den allgemeinen Eigenschaften „des Gesetzes und seinen verschiedenen Arten;" der zweite aber diese: „Von der Bildung des Gesetzes in Frankreich;" die fünf andern sind der Entwicklung der Publication der Gesetze und der übrigen Vorschriften des Präliminar-Titels gewidmet.

Von jenem ersten Capitel und den ersten Abschnitten des zweiten läfst sich weder Gutes noch Böses sagen, da sie unbedeutend sind und ganz Gewöhnliches enthalten, auf eine dürftige Art dargestellt. Da es dem Verf. an umfangendem Blicke fehlt, so konnte er natürlich hier nichts Bedeutendes liefern. Wir werden später Gelegenheit haben, zu bemerken, in wie fern er diesen Mangel durch Scharfblick ins Einzelne, Positive aufwiegt.

Man hätte erwarten dürfen, dafs der Verfasser hier etwas über die französische Gesetzgebung, die dem Code voran gegangen, sagen würde. Aber wie wir

*) Es ist wohl nicht nöthig zu bemerken, dafs wir von einzelnen Tractaten und von Rechts-Wörterbüchern, wenn auch wissenschaftliche, abstrahiren.

schon bemerkt, hat er die geschichtliche Ansicht ganz bei Seite gesetzt, und jenes erste Capitel beweist, dafs wenn er das Gegentheil gethan, seine Darstellung nichts gewonnen haben würde, denn beiläufig erhellt daraus, dafs er das Justinianische Recht als die einzige Quelle des französischen Civilrechts ansieht; wenigstens thut er vom altgermanischen Rechte, das in den Coutumes fortgelebt, auch mit keinem Worte Meldung. Dafs der Verf. das Recht definirt: „den Inhalt der Gesetze", wird nach dem bis jetzt Gesagten nicht befremden, noch weniger dafs er das französische Recht „den Inhalt der französischen Gesetze" definirt, wenigstens ist dies in seiner Art consequent, und so befremdet es auch nicht, ihn mit Ernst sagen zu hören: das Recht (le droit) kann unter zwei Hauptansichten betrachtet werden: bald nämlich ist es Ursache; bald ist es Wirkung, je nachdem wir dasselbe als eine Regel betrachten, nach welcher wir unsere Handlungen einzurichten haben, oder aber als dasjenige, welches uns durch diese Regel zugetheilt und gesichert ist.

Wir wollen dem Verf. nicht folgen in seinen Erklärungen von Jurisprudence, loi, justice; da er keine feste Basis hat, so ist darin sehr viel Schwankendes, ohne zu gedenken, dafs es nicht über das ganz Gewöhnliche hinaus geht.

Man hat oben gesehen, wie Hr. Duranton auf die Erklärung des Textes des Code selbst übergeht; so kommt er denn in der vierten Section des zweiten Capitels auf „die Zeit" zu sprechen, „auf welche das Gesetz seine Wirksamkeit ausübt;" es ist dies der Gegenstand des bekannten zweiten Artikels des Code, der sagt: das Gesetz verfügt nur über die Zukunft; es hat keine rückwirkende Kraft. Da dieses Capitel im allgemeinen Titel: „Von der Wirksamkeit der Gesetze" enthalten, und, wie der Verf. sagt, auf alle Gesetze jeder Art anwendbar ist, und so die gröfsten Schwierigkeiten darbeut, so hätte es wohl eine tiefere Untersuchung verdient, als die ihm geworden. Nicht nur übergeht z. B. Hr. Duranton dessen Anwendbarkeit auf die politischen und administrativen Gesetze mit Stillschweigen, sondern er schweigt auch über die Bedeutung der Vorschrift, betrachtet im Verhältnifs zu den Sachen, so dafs man ohne Mühe aus derselben folgern dürfte, der Code civil sei in seinen sog. Real-Statuten z. B. nicht auf diejenigen Grundstücke und Häuser anwendbar, die zur Zeit seiner Promulgation existirten. Was die Form der gesetzlichen Interpretation selbst anbelangt, so schreibt er mit Unrecht einem Gutachten des Staatsraths vom Jahr 1823 eine gesetzliche Wirkung zu, da dieses Corps die Befugnifs, Gesetze zu interpretiren, die sich nach der Constitution vom Jahr VIII eigentlich nur auf Verwaltungsgesetze bezog, durch die Charte von 1814 zugleich mit seinem politischen Charakter verlor. (Bekanntlich ist 1828 für den Fall, dafs eine mehrmalige in der nämlichen Rechtssache erfolgte Cassation eine Interpretation nöthig macht, eine neue gesetzliche Vorschrift gegeben worden, welche selbst wieder durch das Gesetz vom 1. April 1837 dahin abgeändert worden, dafs wenn der Cassations-Gerichtshof zum zweitenmal aus dem nämlichen Grunde cassirt, das Gericht, an welches derselbe die Sache gewiesen, dessen Entscheidung der Rechtsfrage als gesetzliche Regel befolgen mufs.)

Wir haben nicht im Sinne, Hrn. Duranton in seiner Entwickelung des Code civil zu folgen, denn da er selbst, wo nicht dem Texte, doch der Eintheilung desselben folgt, so könnte unsre Arbeit nur eine Darstellung und etwa eine beifällige oder tadelnde Kritik seiner Lehre in deren einzelnen Punkten sein, was wohl nicht im Zweck dieser Jahrbücher liegen dürfte.

Sehen wir von der Art der Behandlungsweise ab und betrachten wir das Werk blos als ein praktisches Handbuch, so müssen wir vielen Ausführungen, die es darbeut, aufrichtiges Lob ertheilen. Wo es nur darauf ankommt, in dem Texte des Code mit Scharfsinn zu unterscheiden, das römische Recht als raison écrite in einem gewissen Sinne anzusehn, die Jurisprudence des arrêts zu erläutern, ist der Verf. ein schätzbarer Commentator. Da hier nicht davon die Rede sein kann, das Werk nach und nach in allen dergleichen Entwickelungen zu verfolgen, so müssen wir uns auf einige einzelne Andeutungen beschränken. Wie gesagt, der Verf. folgt der Anordnung des Code civil, nur in der Folge der Capitel der verschiedenen Titel hat er manchmal in so fern eine Veränderung getroffen, dafs er aus einem Fragmente dieses oder jenes Capitels ein besonderes Capitel gebildet; sein Plan ist somit hinlänglich angegeben. Wir beschränken uns nun darauf, zu zeigen, wie er einige der Hauptgegenstände des französischen Civilrechts dargestellt hat.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 99.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

Duranton, *Cours de Droit français suivant le Code Civil.*

(Schlufs.)

Das erste Buch des Code ist bekanntlich betitelt: *Von den Personen*, da derselbe die bekannte Eintheilung des Civilrechts in Personenrecht, Sachenrecht und Obligationenrecht angenommen, zwar nicht ganz, indem das dritte Buch überschrieben ist: Von den verschiedenen Arten, das Eigenthum zu erwerben, und darin gleicherweise von den Obligationen, den Verlassenschaften, den Testamenten und Schenkungen gehandelt wird. Im ersten Titel, der den Genufs und den Verlust des Civilrechts zum Gegenstande hat, untersucht der Verf., welches der Unterschied sei zwischen Franzosen und Fremden. Das Ergebnifs ist freilich in civilrechtlicher Hinsicht sehr dürftig, da der Code durch das Gesetz vom 14. Juli 1819 darin abgeändert ist, dafs nun die Fremden in Frankreich ohne Rücksicht auf Reprocität succediren und daselbst zu Erben eingesetzt werden und Erben einsetzen dürfen. Es beschränkt sich etwa auf die Verbindlichkeit für Cautio judicatum solvi und die Ausschliesung vom Beneficium der bonorum cessio. Diese beiden Bestimmungen sind im Code civil und im Code de procedure klar ausgesprochen, denn sonst möchte es freilich dem Verf. nicht leicht geworden sein, dieselben wissenschaftlich zu begründen, da er nicht weifs, was er aus der Frage machen soll, ob die erwerbende Verjährung dem Fremden zu gut komme. Er ruft freilich die alte Unterscheidung zwischen *droit des gens* und *droit civil* zu Hülfe, weifs sich aber doch nicht herauszuziehen. Da er gleich von vorn herein in seinem Capitel: *Vom Recht im Allgemeinen*, von dieser Eintheilung eine verworrene Erklärung gegeben, so dafs er z. B. ein *droit des gens primitif* aufstellt, was „die natürlichen Billigkeitsregeln, die etwa bei allen Völkern in Kraft „sind und die bezeichnet werden, wenn man sagt, der „Kauf, die Miethe, das Darlehn gehören zum droit des gens", und im Gegensatz dazu ein *droit des gens positif*, das „auf die Völkerverträge sich gründet", so ist natürlich, dafs er sich verwirre, wenn er zeigen soll, welche Rechte in Frankreich dem Fremden zukommen. Zugleich hat er vergessen, den Hauptgrundsatz aufzustellen, auf den er sich in seiner Untersuchung bezieht. Denn daraus, dafs er mit dem Art. 8 des Code sagt: Jeder Franzose geniefst die Civilrechte, ist noch nicht alles gethan, da daraus, wie Hr. Duranton selbst gesteht, nicht folgt, *dafs nur der Franzose* die Civilrechte geniefse. Das Wort Civilrechte hier in einem besondern Sinne anzunehmen, wird man dadurch verhindert, dafs im Artikel 11 gesagt wird: „Der Fremde „geniefst in Frankreich die nämlichen Civilrechte, die „den Franzosen durch die Verträge der Nation, zu „welcher er gehört, zuerkannt worden sind oder werden mögen." Uebrigens kommt hier zur Entschuldigung Hrn. Duranton's, dafs die Verfasser des Code selbst in dem tiefsten Dunkel rücksichtlich der Frage befangen waren, was sie unter *droits civils* verstehen lassen wollten. Die Unbestimmtheit des Ausdrucks *droits des gens* trug viel dazu bei. Da er von Alters her in Frankreich gleicherweise für Völkerrecht (äufseres öffentliches Recht) und Privat-Naturrecht (jus gentium im römischen Sinn) gebraucht worden, und da auch wohl die völkerrechtlichen Verhältnisse selber als Privatverhältnisse zwischen Völkern angesehen werden können, und auch von den Römern in gewisser Hinsicht so angesehen waren, so hatte sich bei der steten Einmischung des römischen Rechts in die neuen Begriffe *) eine Art von Zwitter-Idee gebildet, welche

*) Da das französische Wort gens sonst gar nichts mit der Idee *Völker* gemein hat, so mufs die so roh scheinende Verpflanzung des jus gentium ins Französische als droit des gens so erklärt werden.

durch das Wort droit des gens bezeichnet wurde und von welcher die Urheber des Code Civil mehr oder weniger befangen waren. D'Aguesseau hatte das Fehlerhafte dieser Ansicht nicht nur gefühlt, sondern wegzuräumen gesucht, als er in seiner Institution au droit public (1716) vorschlug, das *droit public extérieur*, anstatt *droit des gens* und jus gentium, *droit entre les nations* und jus inter gentes zu nennen. Jene Unbestimmtheit des Begriffs droits civils zeigt sich wieder in dem Artikel 25 des Code, wo es darauf ankommt, die Rechte zu bezeichnen, deren Verlust der bürgerliche Tod (mort civile) nach sich ziehe. Die Verfasser des Code verliefsen sich auch so wenig auf das Ausschliefsende, das sie doch gewissermafsen dem Artikel 8 und dem Artikel 11 beigelegt haben wollten, dafs sie in den einzelnen Rechts-Instituten, wo es ihnen besonders darauf ankam, einen Unterschied zwischen den Fremden und den Einheimischen aufzustellen, sich bestimmt hierüber ausdrückten, so z. B. in den im Jahr 1819 abgeänderten Artikeln 726 und 912 die Successionen und die Schenkungen und Testamente betreffend. Andere Institute, wie z. B. Usucapion und Hypothek liefsen sie in dieser Hinsicht unbestimmt; selbst die cessio bonorum ist förmlich erst durch den Code de procedure civile den Fremden verweigert worden. Es wäre zu wünschen gewesen, dafs Hr. Duranton die Frage untersucht hätte: in wiefern der Genufs der natürlichen Rechte (des *droit des gens*), den er dem Fremden in Frankreich zuerkennt, gegenüber der Bestimmung des 3ten Artikels des Code bestehe, welcher die Regel aufstellt, dafs die Sicherheits- und Polizei-Gesetze alle diejenigen verpflichten, welche auf französischem Boden sich befinden. Ein Türke, der nach seinem Volks-Gesetze fünf eheliche Frauen haben kann, deren Kinder legale sind, kann er dies Gesetz in Marseille anrufen, wenn ihm daselbst der Genufs desselben bestritten wird? z. B. eine seiner Frauen verläfst ihn, oder der officier de l'état civil weigert sich, das ihm von einer seiner Frauen neugeborne Kind als ehlich einzuschreiben; und wenn er mit vier Weibern angekommen, in Marseille eine fünfte ehlichen will, kann ihm dies verweigert werden, und wenn er sich verehlicht, ist er im Falle der vom Code pénal bestraften Bigamie? Eine Nebenfrage wäre *die* gewesen: wenn ein fremder Staat, wenn z. B. der türkische Sultan, durch ein förmliches Edict erklärt, die Franzosen sollen in der Türkei das nämliche Recht fünf Eheweiber zu haben, geniefsen, wie die Türken, geniefsen deshalb die Türken in Frankreich das nämliche Recht? Hr. Merlin, der das Mifsliche einer solchen Anwendung des Artikels 11 eingesehn, hat es zu beseitigen gesucht, indem er das Wort *Verträge* im Artikel 11 streng nimmt und demnach bemerkt, dafs dadurch die Intervention der französischen Regierung erheischt werde.

Unter den Ursachen, welche den Verlust der Eigenschaft als Franzose bewirken, ist auch rücksichtlich der Weiber die Ehe mit einem Fremden. Hr. Duranton hat sich begnügt, dieselbe fast nur anzudeuten. Vielleicht hätte sie mehr erörtert zu werden verdient; so wie umgekehrt die Frage: wann die Erwerbung der Eigenschaft als Franzose durch die Ehe einer Fremden mit einem Franzosen statt finde? Bekanntlich ist, zufolge des durch den Cassations-Gerichtshof aufgestellten Grundsatzes, dafs der Eingehungs-Act der Ehe vor dem Civilstands-Beamten unzertheilbar sei und demnach der Fremden schon von dessen ersten Moment an die Eigenschaft einer Französin mittheile, das Criminal-Urtel, das (1819) den General Sarrazin zu den Galeeren verurtheilte, bestätigt worden, ob es gleich aus dem Grunde angegriffen war, dafs, da die bezüchtigte zweite Ehe *aufser Frankreich* und *mit einer Fremden* eingegangen worden war, dieselbe kein strafbares Verbrechen sei. Der Cassations-Gerichtshof, indem er anerkannte, dafs überhaupt nur die *im Lande* begangenen Verbrechen den Vorschriften des Code pénal unterliegen, entschied gleichwohl für das Urtheil aus dem Grunde, dafs die Geehelichte, obgleich von Geburt eine Engländerin, durch die Eingehung der Ehe selbst Französin geworden sei; ein Spruch, der als Criminal-Urtel um desto auffallender ist, da nach dem Code pénal die Bigamie kein *successives* Verbrechen ist, sondern allein in der Celebration der Ehe vor dem Civil-Beamten besteht.

Zufolge der von ihm befolgten Ordnung des Code civil schliefst der Vf. den ersten Band mit dem Titel: *der Trennung von Tisch und Bette*; von der Ehescheidung, die bekanntlich ehemals den ersten und hauptsächlichsten Theil dieses Titels ausmachte, sagt er weiter nichts, als dafs dieselbe durch das Gesetz vom 8. Mai 1816 abgeschafft worden ist. Sieht er sie

also an, als habe sie nie existirt, oder habe, da sie existirte, gar keine Wirkung, die noch fühlbar wäre, hervorgebracht? Es wäre dies ganz dem Geist seiner Methode gemäfs; um aber billig zu sein, kann man auch annehmen, dafs Hr. Duranton 1825 sich nicht frei genug fühlte, ein dem *Klerus* widriges Institut zu erörtern, eine Rücksicht, die freilich nur damals in Frankreich genommen werden konnte. Allein in einem andern Bezug wäre es auch der Mühe werth gewesen, die Séparation de corps zu beleuchten, nämlich in dem Bezug auf die Regel pater ect. So lange der beleidigte Ehegatte zwischen der Ehescheidung und der Trennung von Tisch und Bette die Wahl hatte, konnte man sich allenfalls mit jener Regel versöhnen, indem der Kläger durch die Wahl der blofsen Trennung von Tisch und Bette sich stillschweigend derselben unterworfen zu haben schien. Nachdem aber die Scheidung abgeschafft ist, steht die nämliche Regel, auf die separirten Gatten angewendet, im Widerspruch mit dem gesunden Menschenverstande, und hat ihre einzige Basis verloren. Bekanntlich ist schon einmal in der Pairskammer ein Vorschlag vorgelegt worden, der zum Zweck hatte, die Wirkungen der séparation de corps zu reguliren; es ist derselbe aber nicht bis zur andern Kammer gelangt.

Das zweite Buch „von der Unterscheidung der Güter" (de la distinction des biens) verdient das nämliche Lob und den nämlichen Tadel wie das erste. Doch hat sich der Verf. hier mit besonderm Interesse erinnert, dafs es noch andre Civilgesetze gebe, als den Code. Es geschieht dies bei Gelegenheit der Erörterung der Frage, welches die durch den Code anerkannten dinglichen Rechte seien. Bekanntlich sagt der Artikel 543: Man kann auf die Güter entweder ein Eigenthumsrecht oder ein blofses Recht des Genusses oder blofse Dienstbarkeitsrechte haben. Dafs von dinglichen Rechten allein (und nicht etwa auch von Lehnung) die Rede ist, wird allgemein anerkannt. Aber nicht eben so allgemein wird zugestanden, dafs hiemit alle dinglichen Rechte exclusiv bezeichnet sind. Dafs die Hypothek nicht genannt wird, erklärt sich zwar daraus, dafs sie nur ein accessorisches Recht ist, aber selbst die temporäre Emphyteusis (in der Person des Emphyteuten betrachtet) scheint vielen auch ein dingliches Recht zu sein. Hr. Duranton theilt diese Meinung, ohnerachtet des Gesetzes vom 29. December 1790, das die damals bestehenden ewigen Emphyteusen als Eigenthum erklärte, und das dominium directum in eine Rente auflöste, die der jährliche Zins (canon) vertreten sollte, indem dasselbe zu gleicher Zeit verbot, in Zukunft Emphyteusen zu errichten, die über 99 Jahre hinausgingen. Der Code civil schweigt über die Emphyteusen ganz, jedoch kommt man darüber überein, dafs dessen Artikel 530, der alle ewigen Renten zu Mobilien erklärt, auch auf die emphyteutischen Renten anwendbar ist. Es wäre wohl nicht schwer, die Meinung Hrn. Duranton's zu bestreiten, wir müssen sie aber hier auf sich beruhen lassen.

Von dem dritten Buche gilt, was wir von den zwei ersten bemerkt. Wenn wir also einerseits sagen müssen, dafs die einzelnen Lehren mit der Logik und dem Scharfsinn dargestellt sind, die wir oben anerkannt haben, so wird man ohne Befremdung vernehmen, dafs der Vf. den germanischen Ursprung der im Art. 724 aufgestellten Regel: le mort saisit le vif auch gar nicht ahnet, und also eben so wenig den Ursprung der Regel des Art. 2279: en fait de meubles la possession vaut titre zu kennen scheint, eine Eigenheit, die er übrigens mit Cujas, Lauriere und a. theilt. In oben bezeichneter Hinsicht genommen, ist der Titel von den Obligationen im Allgemeinen um so besser gelungen, als der Verf. denselben schon früher in einem besonderen Werke behandelt hatte.

Rauter in Strafsburg.

LX.

Leonardi Spengelii Specimen Commentariorum in Aristotelis libros de arte Rhetorica. Monachii, typis Librariae Scholarum Regiae. MDCCCXXXIX.

Diese Schrift eines um die Geschichte der antiken hellenischen Rhetorik hochverdienten Gelehrten mufs um so mehr die Aufmerksamkeit aller Freunde der Aristotelischen Litteratur in Anspruch nehmen, als dieselbe, nach dem kurzen Vorworte des Verfs., als Vorläufer einer neuen kritischen und erklärenden Bearbeitung der rhetorischen Werke des Aristoteles und anderer griechischer Rhetoren angesehen werden darf, deren Er-

scheinen der bescheidne Verf. von dem Urtheile der gelehrten Welt über diese Probe abhängig macht. Es ist aber in dieser Hinsicht von der neueren Philologie für Kritik und Erklärung der Aristotelischen Rhetorik — um nur bei dieser stehen zu bleiben — noch so wenig geschehen; das weite fruchtbare Feld ist noch so spärlich bearbeitet, dafs jeder Beitrag, geschweige denn der eines so anerkannten Gelehrten, der in diesem Felde philologischer Studien vorzugsweise zu Hause ist, nur mit Freude erwartet und mit Dank entgegengenommen werden kann. Weifs doch Hr. Prof. *Spengel* selbst neben *Victorius* und *Murets* Arbeiten in dieser Gattung nur noch des weiland alten hallischen Professors Severin Vaters aus F. A. Wolf's Anregung hervorgegangene kritische und interpretative Observationen als Vorarbeiten anzuführen, zu denen seit beinahe einem halben Jahrhunderte, wenn man von Bekker's Gesammtausgabe absieht, nur noch zwei mehr für das Popularbedürfnifs berechnete deutsche Uebersetzungen von *K. L. Roth* und *Heinr. Knebel* hinzugekommen sind.

Seit Victorius sind die kritischen Hülfsmittel für die Aristotelische Rhetorik, sofern sie aus Handschriften bestehen, nicht vermehrt worden. Denn abgesehen von vielen andern, die der gelehrte Italiäner nach der Weise jener Zeit nicht näher bezeichnet, stützte sich seine Kritik besonders auf zwei Handschriften, von denen die eine (Cod. Parisin. 1741; A^c bei Bekker) dieselbe ist, welche auch *Immanuel Bekker* seiner neuen Recension der Rhetorik zu Grunde gelegt hat, ipse raro (wie Hr. Spengel bemerkt) corruptis manum sed numquam frustra admovens. Da Victorius Collation jener Handschrift, welche auf der Münchner Bibliothek befindlich, Hrn. *Spengel* zu Gebote stand, so befand er sich im Falle, für die Genauigkeit von Bekker's Vergleichung Zeugnifs ablegen zu können, wo wir denn erfahren, dafs dem Berliner Gelehrten nur sehr weniges entgangen, andere Unrichtigkeiten nur durch den Druck veranlafst seien. Eine genaue Aufzählung beider wäre für den Gebrauch der Berliner Ausgabe freilich noch erwünschter gewesen. Aufser der gedachten Collation, waren nun dem Hrn. Verf. noch zur Hand: eine alte sehr wortgetreue, nach einer an Werth der Pariser gleichen Handschrift verfafste lateinische Uebersetzung und die editio princeps, womit der bisher ermittelte Bestand des kritischen Apparats erschöpft sein dürfte. — Das hier mitgetheilte Specimen umfafst nun den Commentar zu einem Theile des ersten Kapitels, und die Behandlung einzelner Stellen aus den folgenden. Die Methode der Erklärung selbst, die der Verf. als eine von der gewöhnlichen Weise abweichende bezeichnet, dürfte man insofern eine historische nennen, als der Verf. die Erklärungen der Alten in ihrem vollen Umfange der Reihe nach mittheilt (ut lectores ipsi quid verum, quid falsum esset perspicerent) und zugleich die Aristotelischen Dogmen durch angeführte Beispiele aus den Rednern in ihrer praktischen Anwendung aufzeigt. Freilich verhehlt er sich dabei die Befürchtung nicht, dafs durch solches Verfahren, das übrigens in seinen Anfängen schon der Italischen Philologie zugehört, der Umfang des Commentars übermäfsig angeschwellt werden dürfte. Allein gegen seinen halb und halb gefafsten Entschlufs, deshalb und nur deshalb seine Sammlungen für sich zu behalten, und andern, wie er sich ausdrückt, „nicht damit beschwerlich zu fallen", müssen wir um so mehr protestiren, als gerade ein so vollständiger historischer Commentar allen denjenigen höchst erwünscht sein mufs, die solche Studien selbst zu machen, auf eine oder die andere Weise, namentlich auch durch den Mangel an den dazu nothwendigen Hülfsmitteln verhindert sind. Für Aristoteles aber ist in dieser Gattung wahrlich noch kein solcher Ueberflufs von Arbeiten und Sammlungen vorhanden, dafs man nicht denjenigen Dank wissen sollte, die durch Mittheilungen ihrer Schätze eine fühlbare Lücke in diesem Felde der philologischen Litteratur ausfüllen helfen. Ob nun dabei um Raum zu sparen sich doch nicht Manches noch ins Engere ziehen, und z. B. Stellen, die ein und dieselbe Erklärung nur in etwas veränderter Form wiedergeben, nicht vielleicht entweder nur kurz namhaft zu machen, oder sonst in der Form von Noten unter dem Texte des Commentars beigebracht werden könnten, darüber wollen wir dem Verf. die Entscheidung selbst anheimgeben, und jetzt lieber demselben in das Einzelne des als Probe Gebotenen zu folgen versuchen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1840.

Leonardi Spengelii Specimen Commentariorum in Aristotelis libros de arte Rhetorica.

(Schluss.)

Der Vf. beginnt mit der Erklärung des vielgedeuteten Ausdrucks: dass die Rhetorik *ἀντίστροφος* der Dialektik sei. Er lässt den Auseinandersetzungen Cicero's (Orat. 32, §. 113. de Fin. II, 6, 17. Academ. I, 8, 32) und Varro's (apud Isidor. Origg. II, 23.) die Erklärung des Alexander von Aphrodisias (in Topic. I, p. 4) folgen, der *ἀντίστροφος* durch *ἰσόστροφος καὶ περὶ τὰ αὐτὰ στρεφομένη καὶ καταγινομένη* erläutert, und giebt dieser Erklärung mit Victorius den Vorzug vor dem Ciceronischen ex altera parte; demnächst zeigt er nach dem Vorgange *Murets* und Camerar's (m. s. Camerar. ad Arist. Polit. IV, 5.), dass der aus der Geometrie entlehnte (cfr. M. Moral. I, 10. p. 1187. b. 2.) Ausdruck *ἀντίστροφος* mit Absicht von Aristoteles gewählt sei, um gleich mit dem ersten Worte seinen polemischen Standpunkt gegen *Platon's* Ansicht von der Rhetorik, wie sie im Gorgias (p. 465 d. H. St.) ausgesprochen, zu bezeichnen, denn dort im Gorgias heisst es ausdrücklich *ὃ. ὀψοποιϊκὴ πρὸς ἰατρικὴν τοῦτο ῥητορικὴ πρὸς δικαστικήν*, und zum Schlusse der Stelle sagt er mit dürren Worten, die Rhetorik sei *ἀντίστροφον ὀψοποιΐας ἐν ψυχῇ ὡς ἐκεῖνο ἐν σώματι.* — Der Aristotelische Begriff der Dialektik wird erklärt durch Analyt. post. I, 11. mit Hinweisung auf Trendelenburg de Anima p. 204. Hier hätte der Verf. nun wohl die schöne Ausführung und Entwicklung des Begriffs der Aristotelischen Dialektik anführen können, welche Biese (die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhange Th. I, S. 616 ff.) neuerdings gegeben hat. — Hierauf folgen Stellen aus den griechischen Rhetoren, die entweder bloss anführend oder auch polemisch auf jene Aristot. Bezeichnung der Rhetorik sich beziehen. Polemisch verhält sich z. B. Sopater in Hermog. (Rhett. Gr. T. V, p. 15), der die Aristotelische Ansicht mit Uebergehung des Aristoteles den Stoikern beilegt. — Dass Aristot. selbst weiterhin (I, 2. u. I, 4.) die Rhetorik auch als Theil (*μόριον, παραφυές*) der Dialektik und Politik betrachtet wissen will, wird gleichfalls bemerkt (p. 1—4). — In dieser Weise erhalten wir also in jeder ausführlicheren Note eine kleine historische Abhandlung, in welcher neben dem richtigen Verständnisse der betreffenden Stelle selbst das Verhalten der spätern Theoretiker, unter denen Cicero als der älteste übrig ist, zu den Aristotelischen Ansichten und Bezeichnungen hervorgehoben, und dadurch zugleich das Interesse, welches spätere Zeiten an dem Aristotelischen Lehrgebäude nahmen, als ein dauerndes nachgewiesen wird. Dürften wir uns eine Bemerkung erlauben, so würde bei dem noch sehr fühlbaren Mangel eines Lexicon Aristotelicum die Anführung von Parallelstellen für den Gebrauch eines Worts hier und in ähnlichen Stellen sehr wünschenswerth sein. Wir bemerken für *ἀντιστρέφειν* Soph. Eeuch. V, §. 6. Buhle und für *ἀντίστροφος* besonders de ortu Animal. III, ep. 11. p. 761 l. 19 Bekker. *πρὸς μὲν γὰρ τὰ ζῷα φυτοῖς ἐοίκασι πρὸς δὲ τὰ φυτὰ ζῴοιν* und unmittelbar darauf *διὰ δὲ τὸ τοῖς φυτοῖς ἀντίστροφον ἔχειν τὴν φύσιν* cett. Ueber die Structur des Wortes handeln Schaefer ad Dionys. de compos. verb. p. 225 Stallbaum ad Plat. Rp. p. 116 ad Gorg. p. 89 vgl. auch Menage ad Diog. Laert. VII, 42, T. II, p. 282. Endlich würden wir die eigene Erklärung mit einer *deutschen* Uebertragung des Ausdrucks beschlossen wünschen. Es ist kaum zu begreifen, weshalb sich gegen dies letzte ein gewisser Eigensinn der deutschen Philologie noch immer sperrt, während doch schon die Römer uns hierin vorangegangen und Franzosen, Eng-

länder und Holländer ihnen mehr oder weniger nachgefolgt sind. Und doch drückt erst eine Uebersetzung in der Muttersprache gleichsam das Siegel der Vollendung auf die Erklärung eines fremden Ausdrucks. In unserm Falle erfahren wir z. B. wohl, dafs Hr. Sp. die Auffassung des griechischen Erklärers billigt, nicht aber wie er selbst den Ausdruck erschöpfend wiedergeben möchte. Roth übersetzt: „die Rhetorik ist das *Seitenstück* der Dialektik", während *Knebel*, der die Ausdrücke „Seitenstück" und „*Gegenstück*" schielend findet, dafür „verwandt" gewählt hat.

Der zweite Satz des Kapitels ἀμφότεραι γὰρ περὶ τοιούτων τινῶν εἰσιν ἃ κοινὰ τρόπον τινὰ ἁπάντων ἐστὶ γνωρίζειν καὶ οὐδεμιᾶς ἐπιστήμης ἀφορισμένης giebt dem Verf. Gelegenheit, zu zeigen, dafs auch hier gegen Platon polemisirt und die Ansicht der Sophisten (Gorg. p. 10 und 24, Protag. p. 278. Bekk.) gegen ihn in Schutz genommen werde. Weshalb übrigens der Hr. Vf. im Folgenden statt καὶ ἀπολογεῖσθαι καὶ κατηγορεῖν die umgekehrte Folge der Worte als nothwendig ansieht, wissen wir nicht zu finden. Zu ὁδοποιεῖν konnte die ähnliche Ausdrucksweise Metaphys. I, 3, p. 26. Brandis, de partibb. animall. I, 4 extr. Eth. Nic. I, 4, 5. und Cicero's optimarum artium *vias* tradere (de div. II, 1.) angeführt werden.

Aristoteles vindicirt im Nächstfolgenden für die Rhetorik den Begriff der τέχνη, ebenfalls gegen Platon, mit den Sophisten, namentlich mit Polus, dessen Satz ἡ ἐμπειρία τέχνην ἐποίησεν ἡ δ' ἀπειρία τυχήν er überdies an einem andern Orte ausdrücklich belobt (Metaphys. I, 1.). Hier zeigt nun wieder der Commentator (p. 7—8), dafs die spätere Zeit überall dem Aristoteles gefolgt ist. Hier aber zu Ende des §. 2. der Buhlischen Ausgabe bricht der Commentar ab und beginnt erst wieder mit §. 12 der gedachten Ausgabe, in welcher Aristoteles, ebenfalls mit polemischer Wendung gegen Platon, vom Nutzen der Rhetorik handelt. Unter den vom Verf. bei dieser Gelegenheit angeführten Stellen griechischer Rhetoren, welche die von Aristoteles hier beigebrachten Nützlichkeitsgründe besprechen, giebt die eine (Rhetor. gr. VII, 12) dem Hrn. Vf. Gelegenheit, zu bemerken, dafs die Nachricht καὶ ἐζήτησεν ὁ Ἀριστοτέλης διὰ τί ἐδέησε μέσην εἶναι ῥητορικήν, καί φησιν, ὅτι τὸν δῆμον καὶ τοὺς δικαστὰς ἐξ ἰδιωτῶν συγκειμένους οὐ δυνατὸν τῇ πρώτῃ (nämlich ῥητορικῇ) ἐπακολουθεῖν καὶ ἐπιστημόνως τὰ λεγόμενα δέξασθαι u. s. f. wahrscheinlich aus einer anderen Aristotelischen Quelle entnommen sei. In der Note jedoch ist er geneigt, die Rhet. I, 2. befindlichen Worte: ὁ γὰρ κριτὴς ὑπόκειται εἶναι ἁπλοῦς dafür zu halten. Allein mit weit mehr Wahrscheinlichkeit glauben wir als Quelle des Rhetors dasjenige ansehn zu dürfen, was an unserer Stelle (I, 1. §. 12.) von Aristoteles als zweites Nützlichkeitsmoment angeführt wird ἔτι δὲ πρὸς ἐνίους κ.τ.έ. wozu die von Aristoteles selbst angezogene Stelle seiner Logik (I, cp. 2) zu vergleichen ist. Allein das ἐζήτησεν ὁ Ἀρ. διὰ τί.. kann auch die *Probleme* hier ins Gedächtnifs rufen, die ja in sehr zerrissener, unvollständiger Gestalt erhalten sind.

Sehr gut ist im Folgenden die von älteren und neueren Herausgebern ausgelassene oder eingeklammerte Partikel τε in den Worten διά τε τὸ φύσει durch Parallelstellen (Andocid. I, 58. Lucian Neron. cp. 2) und durch die Erklärung: „τε hanc primam esse rationem et alias sequi indicat" geschützt. Selbst das γε bei Dionys. Hal., der diese Stelle, wie er sagt, wörtlich abgeschrieben hat (Epist. ad Ammaeum cp. 6), ist offenbar nur Schreibfehler, und die Auslassung von τὸ in Bekkers Palatin. (wenn nicht etwa τε dort ausgelassen ist?) und von τε in mehreren alten Ausgaben, unter denen auch die treffliche Isingrin. (Basil. 3), ist wohl nur auf Unkenntnifs dieses Sprachgebrauchs und dadurch veranlafste Aenderung zurückzuführen. Eben so einverstanden sind wir mit der Erklärung des Gedankens, der aus Mifsverstand des δι' αὑτῶν von beiden neueren Uebersetzern ganz schief gefafst erscheint. *Roth* nämlich übersetzt so, dafs jener Zusatz gar nicht ausgedrückt wird, und *Knebel* hat augenscheinlich Dobrees (Adversar. I, p. 159) Conjectur δι' αὑτῶν mit seinem: „durch unsre eigne Schuld" wiedergeben wollen. Allein schon ein altes, von Hrn. Spengel angeführtes Scholion des Cod. A. erklärt ganz richtig: διὰ τῶν ἐναντίων ἢ τοῦ ψεύδους ἢ τοῦ ἀδίκου.

Doch es würde zu weit führen, die treffliche Schrift weiter im Einzelnen zu verfolgen. Auch glauben wir durch die bisherigen Mittheilungen die Freunde der Aristotelischen Litteratur genügend von dem unterrichtet zu haben, was diese hier gegebene Probe uns für die Erklärung und Kritik der Aristotelischen Rhetorik erwarten läfst. Wir erwähnen daher nur noch kurz einige Hauptpunkte des übrigen Inhalts. So, um

von der Handhabung der Kritik zu beginnen, die vortreffliche, uns ganz unwiderleglich scheinende Emendation II, cp. 23, §. 18, wo statt *περὶ Σωκράτους* (was alle bisherigen Erklärer, auch Knebel noch in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung, auf Theodektes kurz vorher erwähnte Vertheidigung des Sokrates bezogen) jetzt *περὶ Ἰσοκράτους* zu lesen ist, welches aus einer Stelle der Isokratischen Rede de permutatione §. 173 schlagende Bestätigung erhält. Die Belesenheit des Verfs. zeigt sich hier vorzüglich in der Fülle ähnlicher Beispiele, welche zu dem dort in Rede stehenden locus der Rhetorik aus den Rednern angeführt werden. Ferner die Rechtfertigung des bisher bestrittenen Zusatzes *τὸ δὲ φαινόμενον συλλογισμόν* I, cp. 2. §. 8., die Tilgung von *εἴδη* als Glossem I, cp. 3. §. 1. (p. 31—32), die als nothwendig erwiesene Aufnahme des Ergänzungssatzes: *τὸ δὲ φαινόμενον ἐνθύμημα φαινόμενον συλλογισμός* aus Dionys. Halic. (Arist. Rhet. I, cp. 2, §. 8. nach den Worten *τὸ δὲ ἐνθύμημα συλλογισμόν*), wo ihn die Herausgeber bisher als unächt bezeichneten. In sprachlicher Hinsicht verweisen wir auf die feine Scheidung im Gebrauch der Partikeln *δή* und *δέ* bei Sätzen, in denen Aristoteles zu etwas neuem aushebt, oder schon Gesagtes fixirt, mit *ἐστὶ δέ ἔστω δή* und ähnlichem (Speng. p. 16 ff.). In Rücksicht auf Erklärung endlich sei es erlaubt, die Geschichte der Aristotelischen Definition der Rhetorik (Commentar. p. 17—23), und den Beweis, wie oberflächlich Quintilian das Aristotelische Werk gelesen (p. 35—36), hervorzuheben. Nur die Frage über die *μεθοδικά* (p. 30) hätten wir nicht blofs angedeutet gewünscht.

Möge es dem gelehrten Verf. gefallen, diesen Proben bald die vollständige Bearbeitung der Aristotelischen Rhetorik folgen zu lassen.

Adolf Stahr in Oldenburg.

LXI.

Geschichte der Mark Brandenburg. Erste Abtheilung. (In dem Berliner Kalender auf das Schaltjahr 1840.) 168 *S.* 12.

Es ist gewifs ein erfreuliches Zeichen der Zeit, dafs sich das historische Interesse für das Vaterland und die engere Heimath höchst mannigfaltig und lebhaft auch in der Mark Brandenburg regt und kund giebt. Es werden immer mehr Quellen mühsam aufgesucht und durch Herausgabe wissenschaftlicher Benutzung zugänglich gemacht. Die Bearbeitung wird stets gründlicher und vollständiger und hat besonders innerhalb der letzten 10 bis 15 Jahre höchst bedeutende Fortschritte in der Aufklärung der vorher dunklen Verhältnisse der Vorzeit gemacht. Von allen Seiten treten Beiträge ans Licht, um dieses Fortschreiten mehr und mehr zu beschleunigen. Eine Association von Bearbeitern und Freunden der Geschichte der Mark Brandenburg zu Berlin und eine andere in der Altmark bestreben sich, das vielseitig erwachende Interesse für die vaterländische Geschichte zu nähren, zu verbreiten und nach gemeinschaftlichem Plane und bester Einsicht auf die Punkte hinzuleiten, wo noch am meisten eine besondere Pflege des Studiums noth thut. Städte, wie Berlin und Fürstenwalde, gaben aus ihrem Vermögen die Mittel dazu her, um die Bearbeitung ihrer Geschichte und die Sammlung der dazu gehörigen Quellen zu erreichen. Der Staat selbst würdigt die auf die Erforschung der vaterländischen Geschichte gerichteten Bestrebungen, als einen wichtigen nationalen Zweck, mannigfaltiger wirksamer Unterstützung.

Gewifs ging es daher auch aus dem Geiste, welcher diese Erscheinungen erklärt, allein hervor, dafs die Königliche Kalender-Deputation, welche schon seit einer Reihe von Jahren den Berliner Kalender mit sehr werthvollen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte ausstattet, die Blätter ihres Jahrbuches für 1840 einer Geschichte der Mark Brandenburg einräumte. Doch dies Mal wurden diese Blätter in keiner rühmenswerthen Weise genutzt.

Das Urtheil einer Kritik, welche es wohl mit der Pflege der Wissenschaft meint, insonderheit in Beziehung auf einen Gegenstand, welcher sich noch keiner ausgedehnten Bearbeitung zu erfreuen hat, wird mild und nachsichtig sein. Auch bleibt auf einem Gebiete, welches erst so wenig durchforscht ist, wie die Brandenburgische Geschichte, fast kein mit Fleifs und Benutzung der vorliegenden Hülfsmittel gearbeiteter Beitrag zum Anbau dieses Gebietes ohne lohnende, anerkennungswerthe Früchte. Aber die Kritik darf es nicht ungerügt lassen, wenn eben in der Zeit einer solchen Anregung für gründliche Forschungen unter dem Namen einer neuen Geschichte der Mark Brandenburg dem Publike ein Produkt geboten und in Zeitungen und Zeitschriften als eine musterhafte Behandlung des Gegenstandes angepriesen wird, welches auch die bescheidensten Ansprüche, welche an eine solche Bearbeitung zu machen sind, völlig unbefriedigt läfst, und mit der gröfsten Unkenntnifs des Gegenstandes abgefafst ist. Unter einem solchen Handel leiden die Interessen der vaterländischen Geschichte; und jeder, dem die letzteren am Herzen liegen, *mufs* sich daher dagegen auflehnen.

Die vorliegende Schrift, welche wir hierbei im Sinne haben, handelt nicht nur *gröfsten*theils gar nicht von der Mark Brandenburg, sondern von allgemeinen deutschen Verhältnissen oder von Ereignissen in Nachbarländern, welche zu der Mark Brandenburg kaum in der entferntesten Beziehung stehen; sondern

es ist auch derjenige Theil ihres Inhalts, welcher sich über die Markgrafen von Brandenburg und über die Mark verbreitet, so lückenhaft und dürftig, dafs man nur an den Namen die Fürsten und das Land erkennt, wovon er handelt, aufserdem aber mit den gröbsten Irrthümern erfüllt. Selbst als blofser Auszug betrachtet von *Samuel Buckholtz*, Ober-Pfarrers zu Cremmen, vor beinahe 100 Jahren erschienenem „Versuch einer Geschichte „der Churmark Brandenburg von der ersten Erscheinung der deutschen Semnonen an u. s. w." würde die vorliegende Arbeit als tadelnswerth gelten müssen, da sie Wichtiges übergeht und leeres, obwohl gelehrt, vornehm und anmafsend klingendes Raisonnement an dessen Stelle treten läfst. Betrachtet man das Werk aber als eine Geschichte der Mark Brandenburg vom Jahre 1840, wofür es sich ausgiebt, so kann man sich nur über die Dreistigkeit wundern, womit es der Verfasser wagt, ohne irgend eine Kenntnifsnahme von den seit jener Zeit im Gebiete der Brandenburgischen Geschichte dem Geschichtsschreiber eröffneten Hülfsquellen, sich das Ansehn eines Kenners der Brandenburgischen Geschichte zu geben.

Es könnte überflüfsig erscheinen, dies Urtheil über die vorliegende Schrift näher zu begründen, da jeder Leser, der nur oberflächlich mit dem heutigen Standpuncte der Brandenburgischen Geschichte bekannt ist, die Belege dazu auf jeder Seite des Buches aufgedeckt vorfindet. Doch mögen einige Hindeutungen auf wenige von den vielen Lücken oder von den vielen Irrthümern der Schrift hier Platz finden. Was die Lücken anbetrifft, zu deren Ausfüllung die unangemessene Ausführlichkeit, womit man allgemeine Reichsangelegenheiten hier erörtert sieht, reichlich genügenden Raum verstattet hätte, so nennt Referent nur, dafs der Verfasser z. B. fast nichts von den Markgrafen in der nachmaligen Altmark weifs, welche dem Markgrafen Albrecht dem Büren in diesem Amte vorhergingen, namentlich von den Markgrafen aus dem Hause Stade; nichts von dem Slavenhäuptlinge Witekind zu Havelberg, und von den Feldzügen König Lothar's gegen denselben; nichts von dem Nordischen Kreuzzuge, welcher durch das Gebiet der nachmaligen Mark Brandenburg ging; und eben so wenig davon weifs, dafs die Markgrafen Johann I. und Otto III. die Lande Teltow und Barnim und Theile der Oberlausitz erworben haben. Auch die wichtigen Zehntenstreitigkeiten in der ersten und die gleich wichtigen Bedeverträge in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, die Bedingungen, worunter die Brandenburgschen Städte damals gegründet wurden, — kurz alle bereits vielfach ermittelte, mit ihrem Ursprunge oder ihrer entwickelnden Gestaltung in jener Zeit wurzelnde Verhältnisse der Gerichts-, Finanz-, Kriegs- oder Kirchenverfassung sind von dem Verfasser mit gänzlichem Stillschweigen übergangen; die meisten zum Theil folgenreichen Kriege der Anhaltischen Markgrafen z. B. gegen Mecklenburg, Pommern, Meifsen u. s. w. sind ebenfalls unerwähnt geblieben; und selbst von den Kriegsereignissen, welche in den Jahren 1371 — 1373 über den Besitz der Mark Brandenburg zu Gunsten des Luxemburgschen Hauses entschieden, mufs der Verfasser nichts gewufst haben. — Zu den Irrthümern müssen wir es aber zählen, wenn der Verfasser, unter anderen der Art unbegründeten Behauptungen, es für historische Gewifsheit ausgiebt, dafs Albrecht der Bär schon die Eroberung der Mittelmark zu Stande gebracht habe, deren Erwerbung erst seinen Urenkeln vollständig gelang; dafs Albrecht der Bär den Städten Bernau, Prizwalk, Kyritz, Perleberg die ersten Bürger verliehen habe, während feststeht, dafs diese Orte erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zu Städten erhoben sind; dafs alle Familien, deren Namen sich auf *itz* endigen, unfehlbar Wendischen Herkommens seien, obgleich es längst ausgemacht ist, dafs der von Wohnsitzen entlehnte Name adlicher Geschlechter für deren Nationalität in der Regel nichts entscheidet; dafs Markgraf Albrecht schon das Heermeisterthum Sonnenburg gestiftet habe, während doch die Neumark, worin Sonnenburg liegt, diesem Fürsten nicht angehörte, und dergleichen mehr. Von den allmäligen Erwerbungen, wodurch die Mark Brandenburg unter den Anhaltschen Fürsten erweitert wurde, kennt der Verfasser einige gar nicht, andere setzt er in eine falsche Zeit, letzteres z. B. in Ansehung des Landes Stargard, welches nach der Abtretungsurkunde im Jahre 1236, nach des Verfassers unbegründeter Annahme im Jahre 1250 erworben wurde. Selbst über die Zeit, wie lange die Anhaltische Dynastie in der Mark regierte, sehen wir den Verfasser im Irrthum: denn das Aussterben derselben setzt er in das Jahr 1322, während dasselbe im J. 1320 erfolgte.

Eines Mehreren scheint es nicht zu bedürfen, um dadurch sowohl unsere oben ausgesprochene Ansicht über den Unwerth dieser literarischen Leistung, als insonderheit auch noch den Wunsch zu begründen, dafs dem Verfasser gefallen möge, die Absicht unausgeführt zu lassen, wornach im nächsten Jahre noch eine weitere Fortsetzung dieser sogenannten Geschichte der Mark Brandenburg folgen soll, und also eine ähnliche Behandlung der grofsen geschichtlichen Ereignisse, welche die Mark Brandenburg unter dem erhabenen regierenden Königshause betroffen, zu besorgen ist. Referent möchte wenigstens *diesen* Zeitraum, an dem das Vaterland innigen Theil nimmt, vor einer so wenig der Würde des Gegenstandes entsprechenden Geschichtschreibung bewahrt sehen.

A. F. Riedel.

№ 101.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1840.

LXII.

Die englischen Universitäten. Eine Vorarbeit zur englischen Literaturgeschichte. Von V. A. Huber. 2 Bände. Cassel, 1839. 1840. J. C. Kriegers Verlagsbuchhandlung. 8.

Bei Darstellung eines Gegenstandes, wie der des vorliegenden Buches ist, kann man den Versuch machen, die Thatsachen allein reden zu lassen, wie es die Leute ausdrücken. Entweder ist ein solcher Versuch bewufster oder unbewufster Weise nur eine Maske, d. h. das persönliche Urtheil des Verfs. macht sich schon in der Wahl der zu referirenden Thatsachen, in der Färbung, die sie erhalten, in den Combinationen, in die sie gebracht werden, dennoch geltend — oder man verzichtet sogar auf ein geistvolles Wählen, Färben, Combiniren, d. h. man liefert ein gedankenloses Sammelsurium historischen Stoffes. Dafs Hr. Prof. Huber auf die Rolle der Maske sowohl, als auf die des geistlosen Referenten verzichtet, und also den Versuch, die Thatsachen allein reden zu lassen, nicht gemacht hat, wollen wir ihm danken. Er tritt überall mit einer durchgebildeten, eigenen Gesinnung und Richtung in die Schranken. Da lag nun wieder ein Scheideweg vor den Füfsen. Entweder konnte er kurz und energisch die Sachen, wie sie sich ihm darstellten, vortragen und es den Lesern überlassen, ob sie Einsicht und Liebe genug mitbrächten, ihn mit allen den abgeschmackten Vermuthungen und Unterschiebungen zu verschonen, denen ein solcher mit scharfem Beil knapp durch den Waldwust des historischen Materials gehauener Weg einmal ausgesetzt ist; oder aber er konnte, um all das müfsige und gehäfsige Gerede feindlicher Laffen und atrabilärer Philister: „dafs der Weg besser so oder so zu hauen gewesen," „dafs er ein Irrweg geworden," u. s. w. abzuschneiden, weitläufiger selbst sogleich auf alle solche Einwürfe im Verlaufe seiner Arbeit antworten. Es ist das letztere die Methode einer grofsen Anzahl theologischer Schriftsteller, die sich in der Regel auch nach allen Seiten vor abgeschmackten Misverständnissen und Unterschiebungen glauben den Rücken decken zu müssen. Bei den Theologen mag das eine grofse Entschuldigung für sich haben; sie sind zu sehr daran gewöhnt, dafs auch das urtheilsloseste Zeug seine einzelnen Vertreter findet, und dafs in der Leidenschaft einander entgegenstehender Richtungen aller Liebe vergessen wird. Hr. Prof. Huber hätte ihnen aber hierin nicht folgen sollen. Was gewinnt er damit? — Die, welche seine Arbeit zu schätzen wissen, seinen Schritten mit Liebe und Verstand folgen, werden durch diese Fortificationen und Aufsenwerke nur aufgehalten, gestört in dem Genusse, den er ihnen doch zu bereiten wünscht; die anderen, die durch seine oder durch jede Richtung und Gesinnung geärgert werden, aber zugleich alle die Verschanzungen, die er aufgeworfen, erblicken, sehen nur zu bald, dafs sie hier sogar etwas lernen müfsten, wenn sie angreifen wollten; und „*lernen*" — das ist das Gorgohaupt, vor welchem alles, was von Leidenschaft bewegt ist, flieht. Die Leidenschaft weifs jederzeit *Alles*, was sie nöthig hat, und wer ihr zumuthet zu lernen, den läfst sie bei Seite liegen, — und so wird's dem Buche des Hrn. Prof. Huber gehen; alle die, denen die Lectüre desselben gerade am heilsamsten wäre, werden es gar nicht lesen, und werden, indem sie mit dem Buche selbst auch die Fortificationen bei Seite lassen, durch alle Mühe, die sich der Verf. gegeben hat, doch allenfalls nicht abgehalten werden, über die Richtung desselben böse Reden zu führen, ohne diese Richtung nur genauer anzusehen. Summa! Referent hätte den positiven Theil des Buches allein, und alle Exposition über die Methode und die Richtung weg — ebenso alle Anspielungen auf unsere Zeit weggewünscht; oder, wenn letztere einmal da sein sollten, dann als eine beil-

scharfe Polemik, als einen Schlachtschauer von Schwerdthieben, zu dem wahrhaftig der Gegenstand nicht mangelt. Das schöne Buch würde an Eindruck und Verbreitung gewonnen haben — freilich aber auch durch die Hände aller literarischen Futterschneider eine rasche Reise gemacht haben. Von den tausenden von Stecknadelstichen, die jetzt diese Classe von Menschen in dem Buche erhält, erfährt dieselbe wahrscheinlich nie ein Wort. Unsere Relation natürlich wird sich hauptsächlich und möglichst allein an den positiven Kern des Buches halten.

Gleich Anfangs im Buche wird manche allgemeine Betrachtung über den Bildungsgang im germanisch-romanischen Europa gegeben. Es sind Weitsichten, wie man sie von einer Höhe mitnimmt, um sich in den Thälern der Tiefe nicht zu verirren. Der karolingische Bildungskreis und der der Reformationszeit werden zusammengestellt; und wiederum wird die Atmosphäre, welche die scholastische Speculation seit dem Ende des 11ten Jahrhunderts entwickelt hat, der Domination speculativer Richtungen, welche jetzt vor der Thüre zu sein scheint, verglichen. Vielfach und nachdrücklich wird hervorgehoben, wie das Dringen auf einfache, natürliche Auffassung in der Karolingerzeit ebenso wie in der Reformationszeit historischer, juristischer u. s. w. Einsicht förderlich gewesen, dem Leben Grundlagen geschaffen habe; wie dagegen in den Perioden der Speculation nichts Gnade gefunden, als was sich in ihren Strom habe hereinziehen lassen; wovon die Folge gewesen, dafs das Dringen des Geistes, was zur Speculation geführt, bald nach der Seite des Lebens in phantastische Gebilde, nach der Seite der Wissenschaft in Schulformulirung übergegangen sei, sich verhauen habe und in leeren Allgemeinheiten oder mageren Formulis erstorben sei. Die festen Grundlagen der karolingischen Bildung seien durch die scholastische Philosophie vergeistigt, aber auch theils carrikirt, theils verflüchtigt worden; den Grundlagen unserer Bildung aus der Reformationszeit drohe durch die Richtungen unserer Zeit ein ähnliches Schicksal. Demohnerachtet seien beide Momente, das der einfachen, gläubigen, historischen Auffassung, wie das des speculativen Bestrebens, nothwendige; ihr Wechsel in der Domination sei vorwärts führend, wenn man auch im Einzelnen dadurch Verwirrung oder Geistlosigkeit entstehen sehe. Das etwa wird der Sinn dieser Betrachtungen im Allgemeinen sein, gegen die wir nichts einzuwenden haben. Ref. möchte von seiner Seite nur folgendes hinzusetzen, wodurch die Vergleiche ein wenig gestört werden. Im germanischen Wesen liegt eine gewisse subjective Sprödigkeit, die kein Gesetz statuiren möchte, als die Treue gegen frei übernommene Verpflichtung; im romanischen Wesen dagegen liegt etwas bauendes, allgemein organisirendes, zuchtendes. Dafs in dem Wirken der Karolinger und eines Bonifacius etwas romanisches lag, wird niemand leugnen. Die Reaction dagegen kam aber nicht erst in der Scholastik, sondern zunächst in einer äußerlicheren Weise durch das Sträuben der besonderen Volksnaturen gegen den karolingischen Reichs- und Kirchenbau. In die Zeit dieser Auflösung des grofsen Baues ward aber die Einsicht von der Nothwendigkeit des romanischen Elementes in die kleineren Kreise doch mit herübergenommen, und so haben wir unmittelbar nach den Karolingern, z. B. in Deutschland unter den Sachsen und Saliern, eine Zeit, wo politisch und architectonisch gebaut, die eigenthümlich deutsche Verfassung geschaffen, das Land auf allen Seiten wie mit organischen Gliederungen des Volkslebens, der Stände, so mit Kirchen und Burgen geschmückt ward. In dieser Zeit, die in den Literaturgeschichten sich in der Regel so dürftig ausnimmt, im 10ten und 11ten Jahrhundert war nach allen Seiten ein reges geistiges Leben in der Nation für grofse Baue; die vereinzelten Heldenlieder sammelten sich allmälig in *Dichtungskreisen;* die historischen Ueberlieferungen in lateinischen und deutschen *Weltchroniken;* ein *einiges* Kaiserrecht verbreitete und befestigte sich allmälig in *ganz* Deutschland; in *einem* Style erhoben sich die Münster durch das *ganze* Land; *dieselben* Heerschilde gliederten das *ganze* Volk; am Kaiserhofe erwuchs allmälig jene aus ober- und niederdeutschen Elementen sich bildende mittelhochdeutsche Nationalsprache, das Ausdrucksmittel einer *allgemeinen* deutschen Literatur; St. Gallen, was früher freiere, subjectivere geistige Richtungen repräsentirt, griechische Studien, die Vulgärsprache (gleich den alten Britten) für kirchliche Zwecke gepflegt, ward durch Leute, die in Fulda ihre erste Bildung erhalten, ward durch die Richtung der Zeit im Ganzen in den allgemeinen Zug hereingerissen, kurz! das romanische, bauende Element bethätigte sich in kleineren nationalen Kreisen so mächtig, wie sonst im Karolingerreiche; und *dagegen* erst, gegen diese Enkelbildung

des karolingischen Bildungskreises, tritt eigentlich dann die scholastische Richtung, tritt die subjectivere lyrische Poesie, treten die Ritterromane, tritt das ganze phantastische Ritterwesen, treten die Bettelorden und alles, was daran hängt, in die Schranken. So ist nun auch die Bildung der Reformationszeit mehr jener Glanzperiode des deutschen Kaiserthumes unter Sachsen und Saliern ähnlich als der eigentlich karolingischen; denn wenn sich im Allgemeinen nicht leugnen läſst, daſs die Bewegung der Reformation eine Reaction der spröderen Subjectivität deutscher Gemüther gegen die den katholischen Kirchenbau zusammenhaltende Formel, gegen die romanische Construction ist, so ist doch in den Reformatoren eine tiefe Einsicht, *daſs der Mensch in gröſseren Verbänden ohne Formel nicht bestehen kann;* und sie suchen diese sofort im Gegensatz der abgethanen römischen Formel herzustellen, gerade wie früher die einzelnen aus dem Karolingerreiche hervorgegangenen Nationalitäten sich sofort in ihren besonderen Kreisen formulirten. Das, was Hr. Prof. Huber dann bei der späteren Entwickelung der englischen Universitäten als australes und boreales Moment charakterisirt, ist schon wirksam, wie er auch selbst so schön ausführt, durch die ganze neuere Völkergeschichte — man kann mit ihm recht wohl die Nothwendigkeit beider Momente zugeben, und in ihrer Wechselwirkung die Wurzel finden alles dessen, was uns jetzt werth und theuer sein muſs, und dennoch (wie es ja auch bei ihm im Grunde der Fall zu sein scheint) durchdrungen sein von der Einsicht, daſs in unserer Zeit vor allem das australe Moment, die bauende, zuchtende Richtung einer Verstärkung bedürfe, wenn nicht alles atomistisch auseinander gehen soll. Man lasse die Gewächse frei und wild ihren Standort wählen; gewiſs werden sie die Puncte herausfinden, wo jedes am besten einzeln gedeiht — sie werden aber *einzeln* stehen; und des Menschen Sache ist eben, sie dieser Vereinzelung zu entreiſsen, sie zu ziehen, zu zuchten; ihren Samen zu sammeln und ganze Flächen vorzubereiten, daſs sie nur den einen Samen jedesmal aufnehmen — nur so läſst sich zu wirthschaftlichen — nur so läſst sich, wenn man das Bild auf politische und kirchliche Verhältnisse überträgt, zu politischen und kirchlichen Resultaten, zu *Mächten* gelangen; nur so lassen sich wilde Weide und wilder Wald in reiche Aecker und werthvolle Schläge verwandeln. In unserer Zeit will alles Plänterwirthschaft treiben; darum um so fester die Hand auf den Pflug und auf die Pflanzschnur, um wilder Weide und wildem Walde das Terrain streitig zu machen! — Daſs wilde Weide und wilder Wald auch ihren Werth im Leben haben, ja! daſs es höchst langweilig wäre, wenn man nicht dann und wann auch zu ihnen flüchten könnte, kann man im eignen Herzen vollkommen überzeugt sein, ohne daſs man einen Schritt breit den Nimroden gegenüber einzuräumen braucht, denen schon jeder Zaun, jede Feldzarge, jede geschützte Waldtraufe ein Gräuel ist. In diesem Sinne möge hier die Bemerkung stehen, daſs, wie uns bedünkt, der Vf. dem borealen Element, zwar nicht im Allgemeinen, aber für unsere Zeit, viel zu viel Ehre angethan, die Scholastik für unsere in Philosophie onhehin überschwenglichen Zeitgenossen noch immer viel zu hoch gestellt, den Vandalismus des sechzehnten Jahrhunderts in England (II. 17 — 19) lange nicht genug hervorgehoben, kurz! sich bei hundertlei Dingen viel zu billige, leidenschaftslose Leser im Ganzen gedacht hat. So, wie die Sachen stehen, würde er in seiner offenen Weise vielfach auch denen, die er doch in unserer Zeit zu bekämpfen scheint, Waffen liefern, wenn diese Leute nicht glücklicher Weise so beschaffen wären, daſs sie Bücher, wie das seinige, lieber gar nicht lesen. Die Wissenschaft verlangt allerdings Freiheit von persönlicher Leidenschaft, aber ihren Ausdruck entlehnt sie den Redeweisen der Völker und Zeiten, und wenn diese in einer Zeit so sind, daſs um borealen Anklang zu finden, man nur die Lippen zu bewegen braucht; hingegen um australen Anklang zu finden, man in ein Sprachrohr schreien muſs, so fordert eben die Ausgleichung in wissenschaftlicher Leidenschaftslosigkeit, daſs man bei borealen Dingen kaum die Lippen bewege, und bei australen ins Sprachrohr schreie.

Wir wollen nun kurz die historischen Ergebnisse des Buches verfolgen. Vollkommen überzeugend verficht der Verf. die Stiftung Oxfords in Aelfreds Zeit. Er zeigt, wie diese Studienanstalt hervorgegangen ist aus einer Pallastschule (die aula regis in Oxonia wird auch als später noch vorhanden wahrscheinlich gemacht I. S. 71 u. a.), die einen Rector hatte. Nach der Eroberung Wilhelms kümmert sich niemand um diese Schule; aber ein Rest derselben erhält sich trotz dieser Unbekümmerniſs. Als alle Verhältnisse sich wieder mehr geordnet haben, ziehen die leer stehenden Ge-

bäude älterer Zeit manche der früheren Lehrer wieder herbei. „Eine günstigere Stimmung der Zeit machte sich aber schon, wenngleich langsam und schüchtern, gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts geltend. So gewaltsam sich auch im Ganzen noch Alles anliefs, so konnte doch schon die vieljährige Thätigkeit eines Lanfranc und Anselm an der Spitze der englischen Kirche nicht ganz fruchtlos sein. Männer, die selbst zu den Hauptträgern der neuen wissenschaftlichen Entwickelung des Abendlandes gehörten, erweckten und förderten da und dort verwandte Bestrebungen. Die Keime, welche damals gelegt wurden, entfalteten sich nun in der milderen Atmosphäre der Regierung Henry I. zu einer keinesweges verächtlichen Blüthe. Schon die Verbindung des normännischen Fürsten mit einem Sprössling des sächsischen Herrscherstammes, die Erscheinung der guten Königin Maud auf dem englischen Throne war ein Pfand der beginnenden Versöhnung und Verschmelzung der bisher in furchtbarer Feindseligkeit sich gegenüber stehenden Volksstämme. Damit war die Grundbedingung jeder weiteren friedlichen Entwickelung einer neuen Nationalität gegeben. Bekannt ist aber im Allgemeinen, wie viele sowohl normännische als sächsische Namen England in jener Zeit aufzuweisen hatte, die theils durch ihre bis auf uns gekommenen Schriften, theils nach anderen Zeugnissen neben denen der gebildetsten und gelehrtesten Zeitgenossen auf dem festen Lande genannt werden dürfen, mit denen sie in vielfachem Verkehre stunden. Nicht ohne Grund erhielt der König selbst wegen Begünstigung und Theilname an solchen Bestrebungen den Beinamen bellus clericus (beauclerc)." Unter solchen Umständen erwuchs in Oxford in mehr republicanischer Weise eine Studienanstalt, mit deren Obhut der Bischof von Lincoln einen besonderen Beamteten, den Cancellarius von Oxford, beauftragt, welcher, — da er nicht, wie anderwärts andere bischöfliche oder äbtische Cancellare an den Universitäten, noch andere wichtige Besorgungen mit seinem Amte verbindet — allmälig so mit der Studienanstalt verwächst, dafs er deren organisches Haupt und zugleich das wird, was früher der Rector war. Der Canzler von Oxford läfst sich so in der frühesten Zeit seines Daseins, mutatis mutandis, seinem Wirkungskreise nach im Wesentlichen unseren aufserordentlichen Regierungsbevollmächtigten, wo diese zugleich die Curatel oder gewisse Hauptheile der Curatel üben, vergleichen, und das Beispiel von Oxford könnte auch unserer Zeit den richtigen Weg zeigen. Dafs man den Canzler als Haupt der Universität unbefangen nahm, machte ihn allmälig zum einflufsreichsten *Vertreter* aller wahren Interessen der Universität. Kleinliche Eifersucht und lächerliche Rivalität von Seiten der Lehrer gegen und mit dem, welchen die Verhältnisse der Zeit nun einmal nothwendig zur bedeutendsten Persönlichkeit für die Studienanstalt gemacht, hätte diese nur in ein schmachtendes, störendes Siechthum hereingerissen.

Aelfred hatte an seine Kirchen und Schulen vielfach Männer aus Frankreich und aus den Niederlanden berufen (I. 60); namentlich tritt uns unter diesen Grimbold von St. Omer bedeutend entgegen (66). Auf der anderen Seite nahmen Sachsen, und nachher Engländer den lebhaftesten Antheil an den sich allmälig in Frankreich entwickelnden scholastischen Studien (63. 98). Diese Analogieen im wissenschaftlichen Betriebe wurden dann in Oxford durch Einwanderung Pariser Magister und Scholaren befestigt (S. 76. 97) und so ward ein innerer Zusammenhang der Studien an beiden Orten begründet, während die äufsere Verfassung der Universitäten von Paris und Oxford sich in sehr abweichenden Richtungen entwickelte.

Ganz anders war die Entstehung der Studienanstalten in Cambridge. Dieser Ort erhielt vom Kloster Croyland in Lincolnshire aus durch Abt Goisford, der in Orleans seine Bildung erhalten hatte und von 1109 bis 1124 an der Spitze des genannten Klosters stund, seine erste in einer Scheune eingerichtete Schule, die sich aber bald aufserordentlich hob. Diese *erste* Schule sank später wieder zur grammatischen Unterrichtsanstalt herab; während die inzwischen daneben entstandenen anderen Schulen sich zu einer Universität erhoben, die schon in allen Hauptbedingungen vorhanden war, als 1209 eine Einwanderung von 3000 Magistern und Scholaren aus Oxford hinzukam (S. 104).

(Der Beschlufs folgt.)

№ 102.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Juni 1840.

Die englischen Universitäten. Eine Vorarbeit zur englischen Literaturgeschichte. Von V. A. Huber.

(Schlufs.)

Eine gewisse nähere Beziehung zwischen Cambridge und Orleans scheint einige Zeit fortgedauert zu haben (I. 388. not. II. 565). Cambridge, später entstanden, aus schwächeren Anfängen als Oxford entwickelt, ward Ab- und Nachbild von Oxford; jedoch so, dafs es immer um eine Periode der Entwickelung hinter Oxford in der Zeit zurücksteht; ein Verhältnifs ähnlicher Art, wie wir es im Mittelalter auch zwischen italienischen und deutschen Städten finden, in welchen letzteren auch in der Regel 80 bis 120 Jahre später sich die Erscheinungen des italienischen Städtelebens, freilich eigenthümlich gefärbt, repetiren.

Wie Cambridge mit Orleans in näherer, so steht Oxford mit Paris in nächster wissenschaftlicher Beziehung und Wechselwirkung; dennoch aber sind der Unterschiede im Leben beider Universitäten viele und durchgreifende. Oxford ist höfischer Entstehung, hat später ein kirchliches Haupt erhalten, und befindet sich mit diesem in bester Harmonie; Paris dagegen ist kirchlicher Entstehung; eine stiftische und eine äbtische Schule sind neben einander in die Höhe gewachsen; mit Bewilligung der geistlichen Herren sind Lehrer, die nicht in strenger Verbindung mit Stift und Kloster stehen, hinzugetreten, haben allmälig eine Corporation gebildet, deren leitendes Haupt wohl auch eigentlich der bischöfliche Canzler sein sollte — allein dieser Canzler ist nicht wie in Oxford der Oxforder, der neben dem bischöflichen Canzler von Lincoln besteht, blofs für die Universität bestellt, sondern er hat tausend andere, wichtigere Geschäfte; so sondert er sich selbst mehr von der Schule ab in demselben Mafse, in welchem dieselbe ein eignes corporatives Leben gewinnt; die Universität erhält in dem Rector ein eignes Haupt, und die mannichfachsten Rivalitäten entwickeln sich, die bei den englischen Universitäten, denen ein Rector fehlt, gar keinen Platz haben. Ferner hat Paris als Universität einen fast cosmopolitischen Charakter; schon die Residenzstadt bringt ein aufgeschlosseneres Leben mit sich; aber aufser den einander noch ziemlich fremd gegenüber stehenden französischen Nationen der Nord- und Südfranzosen, der Bretonen und Fläminger, nehmen auch Deutsche, Italiener, Spanier, Engländer in zahlreichen Massen Theil an der Pariser Schule, welche dadurch eine Schule der ganzen abendländischen Christenheit ist. Oxford hat zwar auch fremde Gäste; aber das nationale Wesen ist doch das charakteristisch herrschende; und so findet auch wieder der innigste Zusammenhang statt zwischen den Phasen der Entwickelung der englischen Nation überhaupt und den Phasen der Entwickelung von Oxford. Wie man in gothischen Kirchenbauen oft als Sacramentshäuschen ein verjüngtes Bild der Kirche selbst findet, so ist Oxford's Leben nur das verjüngte, concentrirte Abbild des geistigen Lebens von England — die Universität ist der geistige Flügelmann der Nation, der alle Escheinungen des kirchlichen und politischen Lebens vorabbildet, und wenn es in Oxford zuckt und unruhig wird, sind Conflicte im Leben der Nation nicht fern:

Chronica si penses,
Cum pugnant Oxonienses,
Post paucos menses
Volat ira per Angligenenses.

Die Pariser Corporation theilte sich in vier Nationen: 1) die französische d. h. eigentlich die südfranzösische, *romanische*, denn alle Franzosen von Isle de France nach Süden nebst Italienern und Spaniern gehören dazu, auch die Griechen; 2) die *normännische*, wozu wohl auch die Leute aus den Nebenländern der

Normandie z. B. aus der Bretagne gehörten; 3) die *picardische*, zu welcher sich auch Fläminger und Brabanzonen halten; 4) die englische d. h. eigentlich *germanische*, denn zu ihr gehören auch Schotten, Dänen, Schweden, Deutsche u. s. w. Dagegen die Corporation von Oxford theilt sich nur in zwei englische Nationen: 1) die *Borealen*, die northernmen, zu denen die Schotten gehören; 2) die *Australen*, die southernmen, zu denen Iren und Wälsche halten. Fremdlinge scheinen sich untergebracht zu haben, wie sie konnten; und auch darin drückt sich der mehr nationale Charakter der englischen Universitäten im Gegensatz von Paris ab. Wie aber die Universitätsbevölkerung von Oxford ein Bild der britischen Inselbevölkerung im kleinen, die geistige Blüthe des Reiches ist, so streckt dies Gewächs auch seine Wurzeln wieder durch den Boden des ganzen Landes. Oxforder Magister sind ebenso in allen Theilen, fast in allen Ständen des Landes zerstreut, wie umgekehrt Oxford von allen Gegenden und Ständen des Königreiches besucht ist. Oxford ist so der Mikrokosmus des englischen Makrokosmus. Geistreich und fruchtbar nach hundert Seiten führt der Verfasser die Analogie der Gegensätze der Australen und Borealen, der Romanen und Germanen, der Royalisten und Demokraten, der Nominalisten und Realisten, des Katholicismus und Protestantismus aus, und leise fühlt man durch, wie sich in Cambridge entschiedener als in Oxford das boreale, germanische, demokratische, protestantische Element darstellt — Oxford hat deshalb auch seine gröſsere geistige Bedeutung im Mittelalter; Cambridge trotz dem, daſs es äuſserlich weniger reich ausgestattet worden ist als Oxford, ist geistig seit der Reformation voran.

Was nun das Wesentliche der politischen Stellung anbetrifft, so verstund sich die Gerichtsbarkeit des Canzlers und der anderen academischen Behörden über die Universitätsangehörigen von selbst; aber auch in gemischten Fällen ist seit 1244 die Gerichtsbarkeit des Canzlers durch königliche Privilegien ausgesprochen, obwohl von der Stadt und sonst vielfach bestritten bis zu der Parlamentsacte von 1571 unter der Königin Elisabeth. Doch selbst bis auf den heutigen Tag walten Zweifel darüber ob, ob es noch eine höhere Instanz gäbe, wenn das Urtheil des Canzlers von den Delegaten bestätigt worden. Wahrscheinlich war es der Tumult von 1355, welcher Veranlassung gab zu Einrichtung des Amtes eines Stewartes der Universität, wodurch die Polizeigewalt der Universität eben so festgestellt ward, als durch die Privilegien von 1244 die Gerichtsgewalt. An Vermögen waren die englischen Universitäten bis zur Zeit der Reformation arm. Früher war es die auſserordentliche Frequenz, und die groſse Wohlhabenheit einer bedeutenden Anzahl der Scholaren, welche die Universität trug und auch den Lehrern, obwohl diese zum groſsen Theil wohl auch als der Kirche angehörige Personen durch den Genuſs von Pfründen unterstützt waren, ein hinreichendes Einkommen gewährte. Als die Frequenz seit dem vierzehnten Jahrhunderte sehr abnahm, traten theils überhaupt ärmliche Zustände ein, theils erhielten nun die wenigen bereits fundirten Colleges eine hohe Bedeutung; sie wurden der eigentliche Stock und Halt der Universität. Auſser den Colleges blieb zwar auch noch eine kleine Studentenbevölkerung; allein diese erschien in demselben Maſse, als die Colleges zahlreicher und an Einkommen reicher wurden und in ihnen allein eine bessere Disciplin gehandhabt werden konnte, mehr und mehr als ein verwilderter Zweig des Universitätslebens. Das Zusammenschrumpfen der Universität als freierer Studienanstalt hatte das Hervortreten der Colleges zu Folge, die zuletzt die Universität im Grunde absorbirten. Die ersten Colleges waren gegen Ende des 13ten Jahrhunderts entstanden, und als wesentliche Eigenschaften eines solchen Institutes, eines collegium academicum, werden angegeben: „daſs es eine convictorische Corporation zum Zwecke academischer Studien auf unbewegliches Eigenthum begründet, einer universitas litteraria incorporirt, aber in keinerlei unmittelbarer juristischer Abhängigkeit von irgend einer anderen moralischen oder individuellen Person sei" — womit zugleich eine statutarische Ordnung desselben und das Recht, Statuten zu machen und überhaupt die Angelegenheiten und das Eigenthum des Vereins seiner Bestimmung gemäſs zu handhaben, nothwendig vorausgesetzt wird. Neben diesen collegiis hat sich dann noch eine andere Form academischen Lebens wenigstens in Oxford in den halls (aulae academicae) erhalten. Auch die Halls waren convictorische Vereine. Sie entstunden „entweder indem mehrere sich vereinigten und ein Haupt wählten, oder indem ein Einzelner die ganze Sache auf seine Kosten, auf seine Gefahr und zu seinem Vortheil übernahm. Ein sol-

cher Unternehmer war ohne Zweifel meist ein academischer Lehrer, ein magister regens, der dann natürlich zugleich die Studien des Vereins leitete. Dieser war dann Eigenthümer des zum gemeinsamen Gebrauch bestimmten Hausgeräthes, des wissenschaftlichen Apparates, und oft auch wohl des Hauses selbst, wenn er es nicht vortheilhafter fand, zur Miethe zu wohnen." Diese Art Vereine hatten dann also nichts von corporativem Wesen an sich; mehr jedoch, wenn die Unternehmung von einem Verein ausgieng; aber auch dann fehlte das feste Substrat eines stiftungsmäfsigen, unbeweglichen Besitzes. Sobald der Verein einen solchen Besitz erwarb, verwandelte er sich sofort in ein College, und so ist es erklärlich, wie am Ende die Universität ganz auf den Colleges beruhete. Wir können hier weder, was von der Stiftung, noch was von der Geschichte der einzelnen Colleges beigebracht wird, weiter verfolgen, müssen aber noch anführen, dafs die Colleges ursprünglich keine Lehranstalten waren. „Hatte der socius den Pflichten genügt, die aus seinen academischen Studien hervorgingen, hatte er diese wohl gar absolvirt, so waren von Seiten des College — abgesehen von statutenmäfsigen, gottesdienstlichen Leistungen — keine weiteren positiven Ansprüche an seine Thätigkeit zu machen. Er besafs ein beneficium simplex. Alles, was er zur Förderung der sittlichen oder wissenschaftlichen Bildung des jüngeren Hausgenossen that, konnte nur freiwillige Leistung sein, welche von dem College und dessen Vorsteher zwar beaufsichtigt, beschränkt, erlaubt, aber nicht *geboten* werden konnte." Die Geschichte der Umwandlung der Colleges in Lehranstalten, der Entstehung der tutors, der einzelnen bei Colleges fundirten Lehrstühle u. s. w. u. s. w. überlassen wir dem eignen Nachlesen, da wir die Wifsbegierde der Leser hier nicht zu sättigen die Aufgabe haben, sondern sie nur aufmerksam machen wollen auf das reiche Material der Belehrung, was sie in dem Buche selbst finden werden. Als Hauptpersonen für die Umbildung und reiche Ausstattung der Oxforder Studienanstalten nennen wir hier nur Wolsey und Laud, und verständige Leser werden von selbst sich sagen, wie reich an Belehrung auch über allgemeine englische Zustände, auch über die Staats- und Kirchengeschichte Englands das Werk des Hrn. Prof. Huber sein mufs. Wir möchten es überhaupt nicht blofs denen, die sich für die Geschichte der Universitäten und der Literatur interessiren, sondern vorzugsweise jüngeren Historikern empfehlen, die in der Lectüre desselben tausendfältige Förderung finden werden; finden werden vorzugsweise durch *die* Partieen, die wir am Eingange dieser Relation um der reinen, gedrängten Umrisse des Gegenstandes des Buches im engeren Sinne willen wegwünschten; denn diese Erörterungen über das, worauf es bei historischen Darstellungen überhaupt wesentlich ankomme, welche Lücken noch auszufüllen seien, welche Partieen der Verf., und warum er sie von seiner Arbeit abschneiden müsse, sind zugleich ein reicher Schatz von Winken und Belehrungen über Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung, wie man ihn nirgends, wo dergleichen im Allgemeinen und ex professo abgethan wird, beisammen findet.

Dafs wir Hrn. Professor Huber vollkommen beistimmen, wenn er die Schuld der unseligen Zustände der englischen Rebellion nicht Karl I, sondern der Regierung Jakobs und vor allen der Regierung Elisabeths beimifst, versteht sich von selbst. Freilich ist in gewissem Betracht Elisabeths Regierung ein Glanzpunkt der englischen Geschichte, und auch den Universitäten hat sie aufserordentliche Förderung gebracht, wie an mehreren Stellen (namentlich II, S. 40) ausgeführt ist; aber dieser Glanz ist in der That nur äufserlich, und dafs Elisabeths Regierung gerade nach den bedeutendsten Seiten hin, nach denen, wo geistig organisches Wirken nothwendig gewesen wäre, nur ein elendes juste milieu ist, dafs die Thätigkeit der elisabethanischen Zeit grofsentheils nur materielles Mittel ohne wahren geistigen Trieb ist, wird von Jahrzehnt zu Jahrzehent allgemeinere Anerkennung in der Historie finden. Eine Zeit, die, statt *tiefe*, innere Gegensätze zu befriedigen, gründlich zu beseitigen, zu heilen, doch nichts thut, als die Wunden äufserlich zuzuhalten, so dafs sie nach innen, nach den edelsten Theilen hin, immer giftiger eitern, verschleiert und erzieht nur das Verderben, was dann in aller Stille ein Mafs erreicht, mit dem es endlich unaufhaltsam herausbricht. Die Physiognomie dieser Verschleierung, so weit die Universitäten daran Theil hatten, ist (S. 87 und 88) vortrefflich geschildert. Wir wollen uns aber auf diese Dinge und überhaupt auf die neueren Phasen des englischen Universitätslebens nicht näher hier einlassen, um die Gefahr zu vermeiden, zugleich auf manche unserer gegenwärtigen deutschen Zustände eine Satyre

zu schreiben. Vieles hat gar zu grofse Analogie, und exempla waren zu allen Zeiten odiosa. Um den Beweis zu führen, wie viel Grund zu solchem Verfahren für Ref. vorhanden ist, begnügt sich derselbe, nur noch zwei treffliche Bemerkungen (auf S. 122 und 124) des Verfs. auszuheben, die folgendermafsen lauten: — „Jedenfalls ist noch ein himmelweiter Unterschied zwischen dieser bittersüfsen Frucht der Reformation und dem Verhältnifs, welches *unsere Zeit* zu gebären droht und beginnt, indem sie auch hier *den Staat an die Stelle des Fürsten setzt*. Diesen Unterschied und was die Kirche dabei zu verlieren hat, nachzuweisen, ist nicht meine Aufgabe. Bedeutungsvoll scheint mir auch hier das Streben, an die Stelle der Persönlichkeit eine s. g. Idee, Begriff, Abstraction, System zu setzen — etwas scheinbar Höheres, Allgemeineres, Freieres, was sich aber eigentlich nur dadurch empfiehlt, dafs es mit der *eigenen* Persönlichkeit zusammenfällt, und der Selbstsucht den freiesten Raum läfst. Hat dieses *Taschenspielerstück* auf dem Gebiete der Lehre so viel Glück gemacht, so dürfen wir uns nicht wundern, es nun auch auf die Kirchenverfassung angewendet zu sehen." — „Die Wirkungen dieses Giftes (heuchlerischer Schmeichelei) nicht zu gering anzuschlagen, möchte *zumal in unseren Tagen* Noth sein. Wenn man mancher Orten in jener Art von Schmeichelei noch nicht ganz so weit geht, als es unter James I der Fall war, so ist es schwerlich das Verdienst der Schmeichler — vielmehr das der Fürsten, mit denen sie es zu thun haben, und der Zeit, welche zwar eben nicht mehr religiöse, kirchliche, sittliche oder männliche Würde, aber jedenfalls mehr Geschmack und Takt fordert. Indessen verdanken wir derselben Art von Gesinnung und Bedürfnifs in neuester Zeit eine Erfindung, welche aller dieser Rücksichten zu überheben scheint. An die Stelle des Fürsten setzt man den Staat, und dieser wird in einem gewissen pseudo-philosophischen Jargon mit so schamlosen Lobpreisungen überschüttet, wie sie sich noch nie an einen Fürsten gewagt haben. Natürlich bleibt es den *Personen des Staats* unbenommen, sich so viel oder wenig von dieser süfsen Kost anzueignen, als sie verdauen können — und noch weniger meint man ihrer eventuellen Dankbarkeit Grenzen zu setzen."

Heinrich Leo.

LXIII.

***Maximilian Prinz zu Wied*, *Reise in das innere Nord-Amerika in den Jahren* 1832—1834. *Mit* 48 *Kupfern*, 33 *Vignetten*, *vielen Holzschnitten und einer Charte. Erster Band. Coblenz*, 1839. 653 *S.* 4.**

Wer kennt nicht die lebhaften Schilderungen Brasiliens, wer nicht die prachtvollen und naturgetreuen Darstellungen der üppigen Natur jenes Landes, welche uns einst Prinz Maximilian übergab? Derselbe fürstliche Reisende legt uns jetzt den Bericht seiner ausgedehnten Reisen in das innere Nord-Amerika vor, welcher noch glänzender ausgestattet ist, als die ergebnifsreiche Reise nach Brasilien. Zwar sind schon sehr viele Reisebeschreibungen über Nord-Amerika erschienen, aber eine naturhistorische, wie die vorliegende, noch nicht, welche ganz besonders für die Zoologie die reichste Ausbeute liefert, denn es ist immer nur ein sehr seltener Fall, dafs so erfahrene Naturforscher wie Prinz Maximilian, und unter so glücklichen Verhältnissen, selbst von einem geschickten Maler begleitet, so grofsartige Reisen ausführen können. Leider traf den Erfolg dieser Reise ein hartes Unglück, welches die Naturwissenschaften schwer zu betrauern haben; der gröfste Theil der kostbaren Sammlungen aus den entferntesten Gegenden des Missouri ging verloren. Die Kisten, welche dieselben enthielten, waren der Compagnie für das nach St. Louis bestimmte Dampfschiff übergeben, aber nicht versichert worden, und man hatte vielleicht bei dem Brande des Dampfschiffs mehr auf die Rettung der Waaren, als auf die der Kisten Rücksicht genommen, deren Inhalt dem Kaufmanne nicht von besonderem Werthe erscheinen mochte, und so verbrannten sie sämmtlich.

Am 4. Juli 1832 landete Prinz Maximilian bei Boston in Massachusetts und betrat hier zum zweitenmal den Boden der neuen Welt, er richtete dann seine Reise nach New-York; von da über New-Brunswick, Trenton und Bordentown in New-Jersey, nach Philadelphia in Pensylvanien. Dann über Freiburg, Bethlehem, Easton den Delaware Flufs hinauf nach dem Pokono und durch die Blue-Mountains und das Susquehanna- und Lehigh (Leeha)-Thal nach Bethlehem.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 103.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1840.

Maximilian Prinz zu Wied, Reise in das innere Nord-Amerika in den Jahren 1832—1834.

(Fortsetzung.)

Von hier aus ging's über Kutztown, Reading am Shuylkill-Flusse und dem Union-Canale nach Harrisburg; von da den Juniata-Fluſs entlang, über das Aleghany-Gebirge nach Pittsburg; von hier nach Wheeling am Ohio, von wo die Reise den ganzen Fluſs abwärts bis Mount-Vernon und New-Harmony am Wabasch ging, wo der Prinz überwinterte. Die Fortsetzung der Reise geschah im Frühjahre 1833 den Ohio hinab in den Missisippi und diesen abwärts bis St. Louis unweit der Vereinigung des letztern mit dem Missouri. Von St. Louis fuhr der Prinz den ganzen Missouri-Strom hinauf, anfänglich durch groſse Waldungen und später durch die ausgedehnten Prairies des tiefen Westen, bis nach Fort Makenzie, in der Nähe der Wasserfälle des Missouri und der Rocky-Mountains, eine Entfernung von beinahe 1000 Stunden von St. Louis. Die Rückreise erfolgte auf demselben Wege, über Fort Union nach Fort Clarke in den Dörfern der Mandans, wo der Prinz den zweiten Winter zubrachte. Von da setzte er die Reise im Frühjahre 1834 bis St. Louis fort, dann auf dem Missisippi hinab bis zur Mündung des Ohio, schiffte diesen Fluſs hinauf bis Mount-Vernon, von wo er sich nach New-Harmony am Wabasch begab, von da nach Vincennes und alsdann quer durch Indiana nach Albany und Louisville am Ohio, von wo die Reise wieder aufwärts bis Portsmouth am Scioto-Flusse ging. Von hier aus wurde sie nördlich durch den ganzen Staat Ohio auf dem Ohio-Canale fortgesetzt, über Chillicothe, Circleville, Newark u. s. w. bis Cleaveland, wo der Canal in den See Erie eintritt. Auf diesem See ging die Reise weiter nach Buffalor und zu den berühmten Wasserfällen des Niagara, alsdann den 350 Meilen (Engl.) langen Erie-Canal entlang durch den Staat New-York bis Albany am Hudson und auf diesem Flusse abwärts nach New-York. Diese ganze Reiseroute ist auf der Charte mit einer rothen Linie bezeichnet; die Reisecharte selbst ist vom Hrn. Oberstlieutenant W. Thorn angefertigt und zwar nach der neuesten groſsen Charte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika von H. S. Tanner, welche 1837 herausgegeben ist. Verschiedene authentische Quellen, so wie des Prinzen Tagebuch haben manche Berichtigungen dieser Charte veranlaſst.

Es war das groſse Independence-Fest, als der Prinz zu Boston an das Land trat, und die bunte Bevölkerung der Stadt wogte in den Straſsen auf und nieder, doch statt der ursprünglichen amerikanischen Bevölkerung war nur ein Gemisch von Weiſsen, aus allen Nationen Europas bestehend, und aus Schwarzen zu sehen. Obgleich ein groſser Theil der Amerikaner viel von dem Gepräge der Engländer an sich trägt, so sollen sie sich doch auch sehr wesentlich von diesen unterscheiden. Das Charakteristische der englischen Gesichtsbildung scheine in dem fremdartigen Klima Amerikas verschwunden zu sein; der Körper der Männer sei mehr schlank und von höherer Statur; ein allgemeiner Ausdruck der Physiognomie scheint zu fehlen, und das weibliche Geschlecht sei zierlich, habe schöne Züge, dabei aber häufig eine Blässe, die eben nicht auf ein gesundes Klima oder auf gesunde oder zweckmäſsige Lebensart schlieſsen lieſse. In dem Gasthause hatte der Prinz sogleich Gelegenheit, so manche neue, von den europäischen, abweichende Gebräuche kennen zu lernen, welche gerade nicht zum Vortheile der uns so häufig angepriesenen groſsartigen Gasthäuser Nord-Amerikas gereichen möchten. Die Zimmer sind klein, enthalten sämmtlich Betten; die Eſsstunden sind bestimmt, dreimal des Tages und auſser dieser Zeit kann man nichts zu essen bekommen. Eine Menge von Menschen, welche in den Gasthäusern essen, belagern das

Haus schon vor der bestimmten Stunde und auf das mit einer Schelle gegebene Signal stürzen sie in wildem Gedränge in den Eſssaal; Jeder nimmt die Speise, die er zuerst erreichen kann, und in 10 Minuten ist alles verzehrt; mit laconischem Stillschweigen steht man vom Tische auf, aber leider nicht etwa der vielen Geschäfte wegen, sondern weil nichts mehr zu essen da ist und es auch nicht Mode ist zu sprechen, um sich zu unterhalten. Ja die ungeheuere Menge von müſsigen Gentlemen, die in und vor den amerikanischen Gasthöfen beständig zu finden sei, bilde sogar einen Haupt-Charakterzug derselben. Am Abende des Independence-Festes hatte sich die ganze Bevölkerung von Boston auf dem Spaziergange (Commons) versammelt und gewährte einen interessanten Anblick, indem sich reich und arm, in den elegantesten Anzügen, auf dem weiten Grasboden niedergelassen hatte, der Yankeedudle wurde überall gespielt, Austern geschmaust und Festlichkeiten aller Art begangen, doch nirgends beobachtete man in dieser bunten Versammlung Unanständigkeiten oder Lärm.

Boston hat manches Sehenswürdige, unter diesem das New-England-Museum als eine zum Theil naturhistorische Anstalt, wo aber die Erwartung der Fremden sehr betrogen wird. Diese sogenannten Museen aller gröſseren Städte der Vereinigten Staaten, des Peales'sche zu Philadelphia etwa ausgenommen, sind Anhäufungen von allerhand verschiedenartigen Curiositäten, zum Theil von höchst sonderbarer Auswahl. Hier findet man Naturalien, ängstliche verzerrte Wachsfiguren, mathematische u. a. Instrumente, Modelle, schlechte Gemälde und Kupferstiche, Carricaturen, ja sogar die kleinen Bilder unserer Modejournale u. s. w. aufgestellt und bunt durcheinander aufgehäuft. Unter den Thieren befanden sich einige interessante, aber ohne weitere Nachweisung und ohne Namen. Diese Sammlung war in mehren Stockwerken eines hohen Hauses, in winkligen Gängen, Zimmern und Kämmerchen aufgestellt, durch viele Treppen verbunden und zur Anlockung des Publikums lieſs man einen Mann während der Besuchszeit Clavier spielen, welches Concert einen europäischen Naturforscher wahrlich schlecht erbauen muſs.

Auf der Reise nach Providence, wie in so vielen andern Gegenden, hatte der Prinz die Gelegenheit zu beobachten, daſs das weibliche Geschlecht in Nord-Amerika einen sehr groſsen Luxus in der Kleidung treibt, der noch weit über den der Männer daselbst geht. Ueberall auf dem Lande, waren die kleinen Wohnungen auch noch so ärmlich, bemerkte man doch das weibliche Geschlecht höchst elegant in seidenen Kleidern und nach den neuesten Moden, was oft seltsame Contraste bildete. Kleine Bauern-Bankwagen rollen dem Reisenden vorbei, auf welchen neben dem Eigenthümer, der den Zügel führt, die in Seide höchst elegant gekleidete Land-Lady mit langen Schleiern am Hute sitzt. Die Sitze sind oft mit schwarzen Bären-Fellen bedeckt, welche man hier zu 8—10 Doll. kauft. Ja zu Providence bringen die Feld- und Wald-Ladys in seidenen Kleidern und groſsen beschleierten Strohhüten ihre Milch auf kleinen Bank- oder Leiter-Wagen zu Markte! Allerdings zeigt dieser Luxus von einem gewissen Wohlstande und es ist gegründet, wie der Prinz sagt, daſs man in diesem Lande weder Arme noch Bettler sieht, indessen es fragt sich gar sehr, ob dieser Zustand für die Länge der Zeit wird bestehen können. Rec. macht nur auf die gegenwärtige beispiellose Geldkrisis aufmerksam, welche eine unglaubliche Noth unter dem ganzen wohlhabenden Handelsstande herbeigeführt hat und einem vollständigen National-Bankerotte gleicht, eine Erscheinung, welche man als eine natürliche Folge eines solchen ganz uneingeschränkten Handelsverkehrs, verbunden mit Patentunwesen und unbeaufsichtigtem Speculationswesen, ansehen kann. Es war ein, durch Speculanten künstlich in die Höhe geschraubter Zustand, der sich für die Dauer nicht erhalten kann, und nun zeigt sich auch jene vielgepriesene Regierung viel zu schwach, um den Folgen einer solchen Crisis begegnen zu können.

Vielfach hatte man über vernachläſsigte Obst-Cultur zu klagen; Aepfelwein oder Cyder ist jedoch auch dort gar sehr im Gebrauche und in den Gärten jener nördlichen Gegenden sah man sich vergebens nach einer fremdartigen Vegetation um, überall waren Bäume und Blumen der europäischen. Auf der Reise über New-York nach Philadelphia wurden viele sehr reizende Gegenden bemerkt und auch eine jener langen, bedeckten hölzernen Brücken passirt, welche über den Delaware führen und schon von vielen Reisenden beschrieben sind. Von dem Secten-Wesen zu Philadelphia wird man einen Begriff bekommen, wenn man hört, daſs daselbst im Jahr 1834 an 87 Kirchen und Bethäuser vorhanden waren: 17 der Presbyterians, 4 der Refor-

ned Presbyterians, 12 Episcopalians, 8 der Baptists, 5 der Roman-Catolics, 12 der Methodists-Episcopalians, 4 Lutherians, 1 Swedish, 2 der Reformed Dutch, 1 der German Reformed, 1 der Independents, 7 Meetinghouses der Freinds (Quäker), 2 der Universalists, 1 der Unitarians, 1 der Swedenbergians, 1 der Christians, 1 der Bible Christians, 1 der Moravians (Herrnhuter), 1 der Menonists, 1 der Church of Gad, 3 für Seeleute und 1 Juden-Synagoge. In einigen Theilen von Philadelphia wird beinahe ausschliefslich deutsch gesprochen; die Stadt enthielt 1834 80,406 weifse Bewohner und 59,482 schwarze und 1682 ward diese *Stadt der Quäker* erst gegründet. Zu Bordentown bestanden die Alleen aus Robinien, Broussonetien, grofsblättrigen Pappeln, die ein aromatisches Harz (!) ausschwitzten, Thränenweiden und Hybiscus syriacus, die hier prachtvoll gedeiht. Unsere Stubenfliege fand man dort in noch weit gröfserer Menge als bei uns, die Schwalben sind dagegen weniger zahlreich als in Europa. Auch dort wächst überall der Stechapfel, von dem wir bekanntlich glauben, dafs er von Indien zu uns gewandert ist. 5—6 Eichenarten, verschiedene Wallnufsbäume, Buchen, Kastanien und Cornus florida bilden den dichten Wald bei Bordentown, dessen Unterholz aus Rhododendron maximum, Kalmia, Rhus und Juniperus zusammengesetzt ist. Um die Kiefern schlingt sich der 5blättrige Epheu und um die Eichen der wilde Weinstock (Vitis labrusca). Mit Verwunderung hört man, dafs es in vielen Gegenden Pensylvaniens nicht mehr viel Jagd giebt, denn aufser dem grauen Fuchse, dem pensylvanischen Murmelthiere und einigen Eichhörnchen haben die Eingewanderten Alles schonungslos zerstört. Zu Freiburg machte der Prinz die Bekanntschaft eines Dr. Saynisch zu Bethlehem, der sich daselbst schöne naturhistorische Kenntnisse erworben hat. Ungemein reich war die Ausbeute an Amphibien und besonders an Schildkröten, und Nord-Amerika ist wohl das Land, wo die Familien an Arten und Individuen am zahlreichsten vorkommen. Die Jungen von Emys serpentina bissen um sich, so wie sie aus der Eihülle befreit waren. Auch bei Bethlehem sind die gröfseren Wildarten verschwunden; ehemals war das weite Pensylvanien, ein Staat von 44,500 □ Meilen, ein zusammenhängender Urwald, der aber in kurzer Zeit durch die Menge der zuströmenden Ansiedler gelichtet wurde. Auf Stinkthiere wurde Jagd gemacht und die Hunde bissen die Thiere todt und waren zuweilen ein wenig parfümirt. Die Nachrichten von dem übeln Geruche des Stinkthieres hält der Prinz für etwas übertrieben, er hielt ein halberwachsenes Stinkthier gezähmt in einem Kasten, welches nie den mindesten Geruch verbreitete, und blofs in der Angst werde das Stinkthier den Geruchsnerven unangenehm. Rec. kann dann auch bezeugen, dafs das Fell eines zu Copiapo in Chile geschossenen Stinkthieres noch 14 Tage nach seinem Tode so furchtbar unangenehm roch, dafs man es nicht verpacken durfte.

Die Reise nach dem Pokono, worunter man die gröfste Höhe des Kammes der Blauen Berge versteht, führte zuerst in noch ziemlich wilde Gegenden, wo jedoch die Waldungen ebenfalls durch Waldbrände viel gelitten haben. In dem wilden Walde bilden Rhododendron- und Kalmia-Arten ein dichtes Unterholz, über welchem dicht gedrängte Eichen-, Kastanien-, Wallnufsbäume u. a. m. und Tannen und Kiefern gemischt sich erheben. Auf der Höhe findet sich ein Unterholz von niederen Eichen und Kastanien, und hier eröffnet sich eine imposante Aussicht auf ununterbrochene Waldungen, welche auf einander folgende Gebirgs-Rücken bekleiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXIV.

Friedrich der Grofse und seine Widersacher. Eine Jubelschrift. Von Karl Friedr. Köppen. Leipzig, Wigand, 1840. 172 *S. gr.* 8.

Das Andenken Friedrichs des Grofsen, seit etwa zehn Jahren mit erneutem Aufschwung im Glanze seiner wahrhaften Gestalt unsren Augen emporgerufen, hat in überraschender Weise die Gesinnung und Liebe der Zeitgenossen erweckt, und dies nicht nur innerhalb des Volkes, das dem grofsen Könige namentlich angehört, sondern auch der übrigen Deutschen und nicht minder des Auslandes, das ihm schon bei seinen Lebzeiten mit jenem wetteifernd gehuldigt hat. Auf allen Seiten erhebt sich neuer Antheil, neue Begeisterung für den Regenten, den Feldherrn, den lehrreichen Schriftsteller, den strengen Pflichterfüller, den Menschenfreund, — ja man kann sagen, sein wiedererstandnes Bild hat in den kritischen Zeitläuften der letzten zehn Jahre das Königthum stärken helfen, ihm Bekenner und Freunde geworben nah und fern!

Es ist keine Frage, die erste Anregung dieses Wiederauflebens der denkwürdigen und einflufsreichen Gestalt ist dem beseelten Eifer und Fleifse unsers wackern Preufs zu verdanken, dessen Lebensgeschichte des grofsen Königs eine der tüchtigsten und ehrenwerthesten Erscheinungen ist, welche die neuere

Geschichtschreibung aufzuweisen hat. Doch nicht nur die erste Anregung allein, sondern auch den fortgesetzten Nachdruck und die erspriefsliche Nahrung hat der treffliche Mann dem erfolgreich Begonnenen zugewandt, und der ganze gewaltige Geschichtsstoff ist vorzugsweise von ihm seither gehoben und getragen worden. Eine der schönsten Wirkungen seines unverdrossenen Eifers war die, dafs er nicht nur selber sein Werk weit über den ersten Entwurf erheben konnte, wie eine zu erwartende neue Auflage bald darthun wird, sondern dafs auch Andre, welche das Bild Friedrichs in irgend einer Weise schildern oder heranrufen wollen, nun bequem und sicher aus den reichen Quellen schöpfen können, die so glücklich eröffnet, vereinigt und geläutert sind.

Denn bei so allgemeinem, vielseitigem Gegenstande, an welchem die verschiedensten Klassen und in den verschiedensten Beziehungen Theil nehmen, ist das Bedürfnifs mannigfach und wandelbar, und mit Einem Bilde keineswegs zu befriedigen; die eherne Statue schliefst den Kupferstich nicht aus, dieser den Holzschnitt nicht, und innerhalb jeder dieser Arten ist wieder die gröfste Mannigfaltigkeit so zulässig als erfreulich.

Niemand kann dies Verhältnifs mehr anerkennen, und bereitwilliger zu allem die Hand bieten, was die Friedrichs-Litteratur mehrt, als derjenige selbst, der nun für lange Zeit der Mittelpunkt derselben geworden ist. Noch erst vor kurzem hat er, bei Gelegenheit des Unternehmens der Herren Kugler und Menzel, seinen reinen, nur stets auf die Sache gerichteten Eifer auf das schönste bewährt, und das löbliche, in gutem Sinn und mit bedeutendem Aufwand begonnene Werk empfohlen und gefördert. Auch wir stimmen dieser Denkart aus vollem Herzen bei, und bewillkommnen aufrichtig jeden neuen Versuch, jede neue Gestalt und Wendung, wodurch der Name Friedrichs verkündet wird. Wir gestehen gern, dafs wir hiebei nicht eben jedesmal neue wissenschaftliche Ausbeute oder aufserordentliche Auffassung und seltnen Glanz der Darstellung erwarten, sondern in solchem Betreff nicht streng sein und Schwächen und Mängel mit Nachsicht durchlassen wollen, sofern nur sonst redliche Meinung und irgend ein richtiger Zweck in dem Geleisteten zu erkennen ist. Wo jedoch jene zweifelhaft wird, und dieser fehlt, oder an seiner Statt ein verkehrter hervortritt, da haben wir keinen Grund mehr zu Nachsicht und Milde, da fordern wir mit Ernst Rechenschaft, und sprechen das Urtheil ohne Schonung. Die Kritik hat gewifs mehr Genugthuung und Ertrag, wenn sie Verdienste anerkennen und preisen darf, allein sie würde ihr Amt unvollständig ausüben, wenn sie nicht auch, so oft es nöthig, den Schein und die Anmafsung zurückwiese, wenn diese dreist und verdienstlos sich vordrängen.

Der Leichtsinn und die Unzulänglichkeit, mit denen ein sonst geistvoller und kenntnifsreicher, aber diesmal tief unter seiner Aufgabe gebliebener Schriftsteller die frühere Geschichte der Mark Brandenburg zu schreiben unternommen hat, sind in diesen Blättern so eben durch einen gewissenhaften und strengen Geschichtsforscher mit gerechter Schärfe gerügt worden. Wir haben hier ein nicht minder strenges Strafwort über die vorliegende Schilderung Friedrichs des Grofsen zu sagen.

Das Ganze ist eine hohle Deklamation, schwülstig und leer, aus niederem Standpunkt und geringer Kenntnifs, unter dem Deckmantel einer Lobrede für den grofsen König nur eine rohe Anfeindung derer, die hier willkürlich und übertrieben als seine Widersacher angenommen werden. Diese Widersacher, des Vfs. eigne Worte mögen sie bezeichnen: „Wer kennt sie nicht, — heifst es S. 2 — die unsaubern Geister, die ganz ernstlich den Göttern des Lichts das Garaus machen wollen, und die wir noch kürzlich für längst überwunden hielten? Es ist als ob die ganze Hölle sich aufgethan habe, um noch einmal die Walpurgisnacht des Mittelalters, wenn auch nur als Farce zu repetiren. Aus den Grüften und Klüften kriecht es hervor in tollem Gewimmel; aus allen Morästen grinzen Basilisken, glaubensselige Frösche quaken aus allen Pfützen; hinter jedem Dickicht lauschen katholische Wölfe in Schafskleidern und protestantische Schafe in Wolfskleidern; die alten Burgverliefse öffnen sich, Nachteulen flattern um die Kirchthürme, und die Jesuiten reiben sich vergnügt die Hände und wünschen uns: *„Guten Morgen!"* Man sieht, es ist eine *Kapuzinerpredigt* zu Gunsten der *Aufklärung*, denn in solch ekelhaftem, nichtssagendem Stile geht es fort und fort, gegen die Pfaffen, die Jesuiten, gegen Haller, gegen Leo. Wahrhaftig, wenn so leeres und schwaches Zeug die Sache des Freisinns und des Lichts vertreten müfste, so stände es schlimm; und der grofse König zuerst würde jede Gemeinschaft mit solchen Leuten verneinen. Er wufste Geist und Geschmack besser zu schätzen, als dafs ihm dergleichen Anwälde hätten gefallen dürfen; und wenn Pfaffen und Jesuiten seine Feinde waren, so hätte er gewifs unsern Verf. am liebsten auf deren Seite gesehen und *deren* Lob auf solche Weise gehört!

Von eigner Forschung und neuer Ansicht der Thatsachen findet sich übrigens keine Spur; der historische Stoff, so weit er namhaft gemacht und herangezogen worden, ist aus den allgemeinen, verarbeiteten und geordneten Vorrathskammern geholt, wobei der Verf. diese jedoch am liebsten verschweigt, und auf einseitige, rohe, untergeordnete Hülfsmittel zurückgeht, um sich den Anschein zu geben, als habe er wirklich so gemeine Studien im Einzelnen gemacht. Wenn er hierin manchen hochstehenden und berühmten Historikern zu folgen meint, denen man bisweilen vorwerfen kann, in Absicht ihrer Hülfsquellen so zu verfahren, und diejenigen am wenigsten zu nennen, die sie zuerst und hauptsächlich nennen sollten, weil sie ihnen das Meiste verdanken, so hätte er besser gethan, sich zu merken, dafs dergleichen neidischer und übelwollender Tic auch jenen Männern nicht ungestraft hinzugehen pflegt, am wenigsten aber da Nachsicht findet, wo keinerlei Verdienst, sondern nur baarer Mangel zu Tage steht. —

K. A. Varnhagen von Ense.

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1840.

Maximilian Prinz zu Wied, Reise in das innere Nord-Amerika in den Jahren 1832—1834.

(Fortsetzung.)

Der Pokono liegt in der zweiten Kette der Blauen Berge, welche die östlichste der Alleghany-Gebirge bildet. Die Gegend ist überaus reich an schönblühenden und interessanten Pflanzen, von welchen viele bei uns als Pracht-Pflanzen gezogen werden; eine Beilage zu diesem ersten Theile des Reiseberichts enthält ein Verzeichniſs der von Hrn. v. Schweinitz auf dem Pokono beobachteten Pflanzen, welches weit über 200 Arten enthält.

Auf allen diesen Reisen muſste die traurige Bemerkung gemacht werden, daſs das Branntweintrinken in Amerika unter der gemeineren Menschenklasse weit mehr im Gebrauche ist als bei uns, und auf dem Pokono war diese Gewohnheit unter den Bauern ganz besonders im Schwunge. Der Haupterwerb der Bewohner jener Gegenden besteht in der Fabrikation der Dachschindeln, welche aus dem Holze der Weymouths-Kiefer gemacht werden, wozu sie das meiste Holz stehlen sollen. Ein Arbeiter kann an einem Tage 3—400 Schindeln verfertigen, wovon man das 100 auf der Stelle mit $\frac{1}{2}$ Dollar bezahlt und auf groſsen Aspännigen Bauernwagen verfährt. Auf der Reise nach Mauch-Chunk fand man am Salomon-Creek die schöne Lalulia cardinalis an Sumpfstellen des Waldes in solcher Menge, daſs die Masse ihrer Blumen eine schöne rothe Fläche bildete.

Eine interessante Beschreibung erhalten wir von den Steinkohlen-Gruben bei dem Dorfe Mauch-Chunk im engen Lecha-Thale, woselbst 800—1000 Arbeiter beschäftigt sind; schon hat man mehrere Eisenbahnen nach diesen Werken angelegt und Kanäle gegraben, um das schöne Produkt zu verschiffen. 9 engl. Meilen von dem Dorfe liegt das Hauptwerk auf einer Höhe, zu welcher eine Eisenbahn hinaufführt; der Weg ist in den Hang eingegraben und die Reisenden werden in einem besonderen Wagen mit 2 Pferden hinaufgezogen. Die Kohlenwagen sind von starken Balken und Bohlen erbaut; jeder faſst 2 Tonnen Kohlen, und es fahren jedesmal 45 Wagen zugleich, und dieses täglich 5mal, so daſs täglich 450 Tonnen Kohlen nach dem Dorfe geschafft werden. Sieben Wagen sind mit 28 Maulthieren beladen, welche ruhig fressend mit dem Kohlentransport die Reise herabmachen und später die leeren Kohlenwagen bergauf ziehen müssen. Die Gruben in diesem Hauptwerke sind 300 Schritte lang, 150 Schritte breit und wohl 30 Fuſs tief, und nach Oben gänzlich geöffnet. 130 Maulthiere wurden zum Transport der Kohlen benutzt. Die Kohle, welche hier gebrochen wird, ist nach den Mittheilungen des Dr. Saynisch eine musselige Glanzkohle, eine Formation, die sich, so viel bis jetzt bekannt ist, nur im Staate Pensylvanien in zwei nicht weit von einander entfernten Abtheilungen, zwischen dem Sharp-mountain, etwa 10 Meilen nordwestlich von den Blue-mountains, und dem Susquehana-Flusse findet. Die Abtheilung am Susquehana soll 3—5 Meilen breit und 60 bis 70 Meilen lang sein, die andere nimmt den ganzen Broad-mountain ein, ist 60—70 Meilen lang und 3—10 Meilen breit. Die Formation besteht aus vielen von einander getrennten und unabhängigen Kohlenlagern, welche 1—30 Fuſs mächtig sind, und sämmtlich ein gleiches Streichen von NO. nach SW., zum Theil nach S. haben und meistens unter 40 bis 55° N. sich verflächen. Einige Stellen des Werkes enthalten Abdrücke vorweltlicher Pflanzen, welche auch in den Kohlenlagern Europa's vorgefunden sind, nämlich Odontopteris Brandii, Calamites approximatus, ein Lyriodendron Sternb. und ein dem Cyatheites Schlotheimii ähnliches Farrenkraut. In dem die Kohlenformation begleitenden Sandsteine finden sich ebenfalls Abdrücke von Palmblättern u. s. w. Der Verbrauch

dieser Kohlen steigert sich mit jedem Jahre; 1825 wurden 40000 Tonnen verbraucht und 1832 schon die Summe von 300000 Tonnen. Die Tonne dieser Kohlen wird zu 75 Cents aus den Gruben geschafft, aber zu Philadelphia nie unter 4½ bis 5 Doll. und zu New-York nie unter 8 Doll. verkauft. Verschiedene sehr sinnreiche Maschinen sind noch im Bereiche jener Kohlengruben von Mauch-Chunk zu finden, und der Mechanismus einer interessanten Schneidemühle wird umständlich mitgetheilt.

Auf der Reise von Ebensburg nach Pittsburg war das Land unausgesetzt mit geschlossenen Wäldern aus Laub- und Nadelholz gemischt bedeckt, Buchen und Tannen zeigten eine aufserordentliche Höhe; an der Grenze der eigentlichen Alleghanys nimmt jedoch der Wald einen andern Charakter an: Eichen (Q. coccinea, rubra, alba, tinctoria, prinos), Kastanien, Robinien u. a. Baumarten treten an die Stelle der Tannen und Buchen. Im Thale war das Gebüsche mit Ellern (Alnus crispa) und Populus tremuloides gemischt, Nyssa sylvatica, Magnolia acuminata, Kalmia latifolia, der Sassafras, Quercus prinos durchrankt mit wildem Wein, Smilax und Hedera quinquefolia fand man daselbst. Im October fand man den Ohio bei Pittsburg so flach, dafs er nicht mit Dampfschiffen befahren werden konnte, und man reiste deshalb zu Lande nach Wheeling, wo sich der Prinz einschiffte, um sich nach Mont-Vernon und von hier aus nach New-Harmony zu begeben. Im Thale des Ohio fand man die Waldungen schon mit einem höheren und üppigeren Wuchs als jenseit des Alleghany-Gebirges; Weinranken erinnern an die Schlingpflanzen der tropischen Gegenden; Buchen und Pappeln (P. angulata oder canadensis) sind in grofser Menge in diesen Wäldern. Ein ähnliches Leben zeigte sich hier in der Nähe von Cincinnati, wie auf dem belebten Missouri; überall Leben und Thätigkeit. Eine Menge von Dampfschiffen lagen vor Anker, Dampfschiffe kamen und andere gingen den Ohio hinab; Dampfmaschinen rauchten an vielen Stellen. Cincinnati mit 36000 Einwohnern ist jetzt zur wichtigsten Stadt des Westens geworden, war aber zur Zeit des Besuchs des Prinzen von der Cholera heimgesucht.

Die Schwaben-Colonie New-Harmony, von Rapp angelegt und gegenwärtig im Besitz des Hrn. Maclure, Präsidenten der Akademie der Naturwissenschaften zu Philadelphia, diente dem Prinzen zum Winteraufenthalt, und er machte hieselbst die Bekanntschaft von zwei sehr bekannten Naturforschern, nämlich der Herren Thomas Say und Lesueur, welche dort seit langer Zeit ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben und sich auf das eifrigste mit den Naturwissenschaften beschäftigen. Hr. Maclure unterhält hier eine schöne naturhistorische Bibliothek, einen Kupferstecher, so wie Buch- und Kupferdruckerei. Say's Werk über die amerikanischen Conchylien (1830) wurde gänzlich hier bearbeitet, wobei Mistriss Say die Conchylien zeichnete und colorirte. Hr. Lesueur, der ehemalige Reisegefährte von Peron, hatte diese Gegenden vielfach durchstreift, hatte viel gesammelt und bedeutende Sammlungen nach Frankreich gesendet: seine Cartons von der Reise um die Welt, wie von seinem amerikanischen Aufenthalte gewährten dem Prinzen im Laufe des Winters grofsen Genufs. Lesueur hat sehr viel über die Fische des Wabasch, Ohio und des Missisippi gearbeitet, und beabsichtigte nach Frankreich zu gehen, um dieselben zu publiciren, wo er denn auch im vergangenen Jahre, wie es die Zeitungen meldeten, wirklich angekommen ist.

Der lange Aufenthalt zu New-Harmony diente zu einer genauen Untersuchung dieser Gegenden, deren hohe Wälder sehr ausgezeichnet waren; es fehlten hier die immergrünen Gewächse, ausgenommen Viscum flavescens, Bignonia cruciata, deren Blätter im Winter meist grün bleiben, Miegia macrocarpa und das 8—10 Fufs hohe Equisetum hyemale. Die Platanen-Stämme erreichen hier einen ungeheuren Umfang und sind alsdann meist hohl, deren Aeste mit schneeweifser Rinde bekleidet sind. Die Höhle in einem solchen Baume enthielt 12 Fufs im Durchmesser. Hier wachsen hohe Tulpenbäume gleich Masten gerade auf; hohe Ahorne und verschiedene Eichen streben dicht geschlossen auf. Eine grofse Verschiedenheit herrscht hier unter den Bäumen des Waldes, deren p. 209 sogar 58 Stück mit ihren systematischen Namen aufgeführt werden; unter diesen die hohe Gymnocladus oder Guilandina Bonduc; unter den schönen Ranken-Pflanzen die Bignonia radicans, Celastrus scandens, Clematis virginiana, Hedera quinquefolia, und mehrere Arten von Vitis und Smilax, selbst Rhus radicans zeigt sich hier als Schlingpflanze. Eine Menge von Moosen, Flechten und Pilzen bekleiden die Rinde der Bäume und ein dichtes Unterholz bedeckt den Boden der Waldungen von Indiana, beson-

ders aus Laurus Benzoin und Cercis canadensis; aber weder Nadelholz noch Rhododendron, Kalmia, Azalea, Magnolia u. s. w. kommen hier vor. Noch gegenwärtig ist in diesen Wäldern der Truthahn (Meleagris Gallopavo) ziemlich häufig, diese Vögel halten sich gewöhnlich auf der Erde auf, laufen schnell und fliegen hoch; die Hunde treiben sie auf die Bäume, von wo sie herabgeschossen werden. Ein großer Hahn ward zu Harmony mit ¼ Doll. bezahlt; werden viele zugleich erlegt, so salzt man das Fleisch ein. Tetrao Cupido, Perdix virginiana und Psitt. carolinensis gehören hier zum gewöhnlichen Wildpret. Ueber die dortige Viehzucht wird sehr geklagt; das Vieh mit der größten Nachlässigkeit und Gefühllosigkeit behandelt. Die Schweine läßt man selbst im stärksten Winter im Freien ihre Jungen werfen; Ende December hatte noch eine Kuh im Freien gekalbt und junge Hühner kamen im Winter aus, doch gehen dann fast alle diese Thiere zu Grunde. Bei Eis und Schnee geht das Rindvieh bei Tag und Nacht im Freien umher und muß sich dann von Stroh und der Miegia, wie von der Rinde der Bäume ernähren.

Am 16. März 1833 verließ der Prinz seinen Winteraufenthalt, begab sich nach Mount-Vernon, schiffte den Wabasch hinab und gelangte schon am 20. an die Mündung des Ohio in den Missisippi, in welchen man einlief und nach dem noch 129 Meilen entfernten St. Louis steuerte. Der Missisippi ist hier nicht breiter als der Ohio; die Ufer waren steil abgerissen und auf den Höhen mit schlanken Pappeln bedeckt. Schlingpflanzen verwickeln die Bäume, und überall sah man auf den Baumästen die grünen Kugeln von Viscum. Große Ablagerungen von Treibholz waren ganz gewöhnlich, aber das Dampfschiff lief 5—6 Meilen in der Stunde gegen den Strom und gelangte am 24. März zu St. Louis an. Hier sind die Neger, wie im ganzen Staate Missouri, noch Sclaven, und sie werden nicht so gut behandelt, wie andere neuere Reisende es geschildert haben. Einer der Nachbarn des Prinzen peitschte u. a. auf öffentlicher Straße einen seiner Sclaven aus, ohne daß sein Arm ermüdete. Er hielt dazwischen zuweilen ein, um auszuruhen, und begann das Geschäft alsdann von neuem. Ein herrliches Land der Freiheit!

Zu St. Louis befindet sich der berühmte General Clarke als Superintendent of Indian affairs, und von ihm haben die Fremden Pässe zu erhalten, wenn sie das Innere des westlichen Gebiets besuchen wollen. Zu St. Louis war es, wo der Prinz zufällig die ersten nordamerikanischen Indianer in ihrer Originalität zu sehen bekam, indem sich eine Deputation der Sakis und der Foxes zur Verwendung des in Jefferson-Barracks gefangen gehaltenen Black-Hawk herabbegeben hatte, an deren Spitze ein Saki-Chef stand, der den Black-Hawk in die Hände der Amerikaner geliefert hatte. Sehr interessant ist Alles, was der Prinz bei dieser Gelegenheit von der Verwandtschaft und Aehnlichkeit der verschiedenen Nationen sagt, welche Nord- und Süd-Amerika bewohnen; er macht dabei aufmerksam, daß in dem Zurückweichen der Stirn und in der Abplattung des Kopfes die größte Verschiedenheit bei einer und derselben Nation gefunden werde. Zu St. Louis machte der Prinz die Bekanntschaft der Herren Chouteau und Mackenzie, welche daselbst die Geschäfte der American-Fur-Company leiteten, und erhielt durch diese die Gelegenheit, auf einem Dampfschiffe der Compagnie die Reise auf dem Missouri aufwärts zu machen, indem gerade zu der Zeit ein solches von New-Orleans zurückerwartet wurde, welches Handels-Artikel nach den entferntesten Niederlassungen der Pelzhandel-Compagnie führen sollte. Wir erhalten eine Nachweisung über die amerikanischen Pelzhandel-Compagnien, welche ein ausgedehntes Netz vom Handelsposten über einen großen Theil im Innern von Nord-Amerika verbreitet haben; ihnen allein darf sich der Reisende anschließen, wenn er mit Sicherheit und Nutzen jene Gegenden besuchen will. Mit dem Dampfschiffe Yellow-Stone ward die Reise am 10. April angetreten; die Bemannung bestand etwa aus 100 Personen, größtentheils Engagés, welche die unterste Klasse der Angestellten der Fur-Company bilden, und Hr. Mackenzie begab sich in Person nach den entferntesten Niederlassungen. 16½ Meilen oberhalb St. Louis befindet sich die Mündung des Missouri, auf welchem die Reise fortgesetzt wurde; an seiner Mündung ist der Missouri von ziemlich gleicher Breite mit dem Missisippi, und die Schnelligkeit desselben ungefähr 5 Meilen in der Stunde. Erst bei der Mündung des Grand-River beginnen die großen Waldungen hier und da mit offenen Stellen oder Prairies gemischt zu sein, aber schon in dieser Gegend beginnt die Schiffahrt sehr beschwerlich zu werden, indem das Wasser nicht mehr überall tief genug ist, um selbst auch nur kleine Schiffe

zu tragen und dabei reich durch Sandbänke, Treibholz u. s. w. gefährdet ist. Am 22. April wurde das Cantonment Leavenworth erreicht, wo 4 Compagnien (120 Mann stark) unter Major Riley stationirt waren; darüber hinaus kamen so gefährliche enge Stellen im Missouri vor, dafs das Schiff kaum hindurchgebracht werden konnte. Feststehende indianische Dörfer gab es bis jetzt in dieser Gegend nicht, aber die Sakis und Foxes streifen hier der Jagd wegen umher. Die Wälder an den Ufern waren dicht mit Schachtelhalm erfüllt, und Hirsche, Bären und Wölfe bahnen sich darin Pfädchen. Man passirte noch vor der Mündung des Nadaway-River die Blacksnake-Hills, welche eine sehr angenehme Landschaft darbieten, aber zu den Ketten gehören, welche zu zwei, eine an jeder Seite, parallel mit dem Missouri laufen und dessen Thal einschliefsen, indem sie den Flufs bald mehr bald weniger einengen. Zwischen diesen beiden Ketten windet sich der Missouri in unaufhörlichen Windungen und wo er die Hügelkette erreicht bringt er steile Ufer hervor. Unweit der Mündung des Vermillion-River soll man im Winter schon oft grofse Bisonheerden sehen und der Charakter des Landes hat sich hier schon sehr verändert. Die Gegend ist meist waldlos und nackt, der Holzwuchs nicht mehr hoch und kräftig wie am unteren Missouri, doch sieht man noch die Ranken der wilden Weinstöcke die Gebüsche umschlingen, welches noch weiter aufwärts gänzlich aufhört. Grüne Prairie-Hügel treten hier dem Flusse nahe und wechselten mit Ufergebüschen von Weiden, Pappeln, Cornus sericea. Die Fahrt auf dem Missouri weiter hinauf war beständig mit grofsen Anstrengungen verbunden, das Schiff safs bald hier bald dort fest, und während der Arbeit dasselbe wieder flott zu machen, konnte der Prinz mit seiner Begleitung die umliegende Gegend besuchen und sich besonders mit der Jagd beschäftigen, welche in der That sehr ergiebig war. In der Nähe der Mündung des Running-Water-River fand man den Juniperus bardadensis, dessen Holz einen sehr aromatischen Geruch verbreitete, Gebüsche von Ulmen, Cedern, Eschen, Traubenkirschen, Celtis, Celastrus, Vitis, Sheperdia argentea u. s. w. waren in den Gründen der Schluchten und die Prairie-Hügel enthielten eine Menge schöner Pflanzen, als Stanleya pinnatifida, Euchroma grandiflora und Psoralea esculenta. Dicht oberhalb der Cedern-Inseln sah man die ersten Antilopen oder Cabri's und bald darauf auch die ersten Bisamthiere. Weiter hinauf zeigten sich an beiden Ufern des Flusses sonderbare Hügel, zum Theil mit merkwürdigen Kuppen hoch aufgethürmt. Die Uferhöhen hatten zum Theil schwarze Stellen, verursacht durch ein schwarzes glänzendes Gerölle der steinkohlenähnlichen Schichten, welche hier weit verbreitet sind. Manche dieser schwarzen Lager haben gebrannt, eines derselben u. a. war etwa erst vor einem Jahre erloschen und hatte mehr als 3 Jahre lang gebrannt. Eine solche starke Schicht von bituminöser Kohle lief gleich einem Landstreifen an beiden Flufsufern in gleicher Höhe fort, so weit das Auge reichte und man könne sie wohl mehrere hundert Meilen verfolgen, nur durch Schluchten werden sie unterbrochen. Häufig fand man hier die Gräber der Dacota-Indianer; die meisten bestanden aus einem hohen Gerüste von 4 Pfählen, auf welchen der Todte in Felle fest eingeschnürt, ausgestreckt liegt, andere waren von Stangen und Reisig gleich einer Art von Zaun oder Hütte gebildet, in deren Mitte der Verstorbene in der Erde liegt. Diese Dacotas bilden noch gegenwärtig einen sehr zahlreichen Stamm, der noch jetzt an 15000 Krieger stellen könne; ihr Wohnsitz dehnt sich von Big-Sioux-River zwischen dem Missouri und Missisippi aus, geht bis zum Root-River und nördlich bis zum Elk-River hinauf. Alle die verschiedenen Stämme dieser Indianer werden genannt, ihre Wohnplätze angegeben und ihre Sitten und Gebräuche höchst ausführlich mitgetheilt.

Am 51. Tage nach der Abreise von St. Louis erreichte man das Fort Pierre in der Nähe der Mündung des kleinen Missouri; es ragte aus den Bäumen hervor und 13 Dacota-Zelte lagen links daneben. Vom Schiffe aus begann ein Begrüfsungsfeuer aus den Kanonen, welches vom Lande aus durch ein Lauffeuer beantwortet wurde, worauf denn auch auf dem Schiffe ein heftiges Gewehrfeuer begann; dieses ist eine Sitte, welche ganz allgemein befolgt wird, wenn die Compagnie-Dampfschiffe zu den entfernten Pelz-Handel-Niederlassungen kommen, und eben so stark pflegt man zu schiefsen, wenn sich befreundete Indianer-Stämme diesen Niederlassungen nähern und wenn die Häupter derselben in die Forts einziehen. Ja selbst die Indianer verschwenden bei diesen Freudenbezeugungen sehr viel Pulver.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1840.

Maximilian Prinz zu Wied, Reise in das innere Nord-Amerika in den Jahren 1832—1834.

(Schlufs.)

Diese Niederlassungen der Pelzhandel-Compagnie bilden kleine Festungen, die mit Kanonen besetzt sind; Fort-Pierre enthielt über 100 Personen und Waaren-Vorräthe von 80,000 Dollars an Werth. Die Prairie dieser Gegend war jetzt nicht reich an Blumen; es blühten Allium reticulatum, Tradescantia virginica, Nasturtium sylvestre, Anogra pinnatifida, Verbena bracteosa u. s. w. Der virginische Hirsch ward im Gebüsche aufgetrieben und die Wölfe trabten in der Prairie umher. Bei den Dacotas, die im Fort-Pierre gelagert waren, lernte der Prinz auch alle die Auszeichnungen oder Orden kennen, welche den Kriegern für ihre Tapferkeit zu Theil werden. Hiezu gehören besonders die Zöpfe von Menschenhaaren, welche sie an Armen und Beinen tragen, so wie die Federn auf dem Kopfe. Eine ausgezeichnete That ist das blofse Berühren eines Feindes in Gegenwart der Gegenparthie und dafür steckt sich der Krieger eine Feder horizontal in die Haare. Wer mit der Faust einen Feind erlegt, steckt eine Feder aufrecht in die Haare; wird er mit der Flinte erlegt, so steckt man ein kleines Holz in das Haar, und eine grofse Federmütze mit Ochsenhörnern deutet auf einen sehr ausgezeichneten Krieger.

Von Fort-Pierre ward die Reise auf dem Assiniboin, einem andern Dampfschiffe der Compagnie, fortgesetzt; der Prinz bestieg in dieser Gegend die steilen und hohen Anhöhen der Ufer des Flusses, deren Formen oft vollkommene Krater zu bilden schienen, und Erde und Steine zeigten hier überall eine Veränderung durch Feuer; ein beigefügter Holzschnitt giebt eine Ansicht von den sonderbar gebildeten rund-pyramidenförmigen Kegelkuppen, welche für ehemalige Schlammkegel angesehen wurden, die durch Feuer in die Höhe getrieben wären. In den Furchen und Rissen jener originellen Kegel bildeten grünende Pflanzen netzartige Streifen, in welchen auch Cactus ferox und eine, dem mammillaris ähnliche Art vorkomme. Es ist in der That sehr zu bedauern, dafs die Reisenden diese merkwürdigen vulkanischen Bildungen nicht vollständiger zu untersuchen Gelegenheit hatten, denn von ihrem Vorkommen in jenen Gegenden hat man, so viel wenigstens dem Rec. bekannt ist, noch nichts gehört. Nachdem man noch mit einer Bande der Yanktonans-Indianer zusammengestofsen war, welche zu den treulosesten aller Dacotas gehören, gelangte man nach Fort-Clarke in einer weiten Prairie gelegen und im Hintergrunde durch bläulich-grüne Hügel gehoben. Hier wurde die Bekanntschaft mit den Mandans, den Mönnitarris und den Crows gemacht, welche des Handels und der Jagd wegen nach der Niederlassung kamen und sehr viel Interessantes in ihrer Lebensweise zeigten.

Von Fort-Clarke ward die Reise nach Fort-Union fortgesetzt, welches in der Nähe der Mündung des Yellow-Stone-Flusses liegt. Auf dieser Reise traf der Prinz mit den Mönnitarris-Indianern zusammen, welche als die elegantesten Indianer des ganzen Missouri-Laufes geschildert werden; ihre Gesichter waren meist zinnoberroth bemalt, und die langen Haare hingen in Flechten oder Zöpfen herab. Fort-Union ist einer der wichtigsten Posten der Pelzhandel-Compagnie, indem er als Centralpunkt der beiden noch höher aufwärts nach den Rocky-Mountains hin vorgeschobenen Handelsposten, so wie des Handels jener ganzen nordwestlichen Gegend anzusehen ist. Fort-Cass liegt 200 Meilen aufwärts am Yellow-Stone und Fort Piëkann, oder jetzt Fort-Mackenzie genannt, sogar noch 650 Meilen aufwärts (d. h. auf der Wasserstrafse) am Missouri; dieser Posten ist erst seit 2 Jahren begründet, und da die Dampfschiffe nicht mehr weit über Fort-Union hinauf können, so sendet man von dort aus Keelboats hin-

auf. Die Compagnie unterhält auf diesem Posten viele Angestellte, welche sich daselbst mit indianischen Weibern verheirathen, diese aber wieder verlassen, sobald sie nach andern Orten versetzt werden; das Geschäft dieser Leute ist sehr beschwerlich, ja ein Theil derselben überwintert sogar alljährlich in den Rocky-Mountains. Ueber 500 Leute sind in den Forts des Ober-Missouri angestellt, welche jährlich mit 150000 Doll. besoldet werden; die American-Fur-Company hat etwa 23 gröfsere und kleinere Handelsposten (1834). Im Herbste und im Winter pflegen die Indianer ihre Pelzwerke zu vertauschen, und im Sommer gehen sie besonders auf die Biberjagd. Durchschnittlich werden jährlich eingetauscht: 25000 Biberfelle (die Hudsonsbay-Company führt allein 50000 Stück nach London ein), 2—300 Otter-, 40—50000 Bisonkuh-Felle, 5—600 Fisher (Mustela canadensis) und etwa eben so viel Marder, 1000—2000 Luchse (F. canadensis) und eben so viele von Felis rufa, 2000 Stück rothe Füchse (C. fulvus), 2—300 Kreuzfüchse, 20—30 Silberfüchse; ein Paar Tausend Minks (Must. Vison), 1000—100,000 Muskrats und 20—30000 Hirsche (C. virginianus und macrotis). Wenn man diese Zahlen näher betrachtet und sie denen des Ertrages der Hudsonsbay-Company anreiht, und dabei bedenkt, wie ungeheuer grofs der Verbrauch von Fellen, besonders der Bisonthiere und der Hirsche, behufs der Kleidung der Indianer ist, so wird sich wohl der Gedanke aufdrängen müssen, dafs die Zeit dieser furchtbaren Zerstörungssucht wohl bald ein Ende machen wird, wovon die Folgen für jene Gegenden überaus wichtig sein müssen. Der fürstliche Reisende spricht sich zwar nirgends darüber aus, von welchem Einflusse der Handel der Pelz-Compagnie auf die rohe Bevölkerung jener Gegenden ist, doch aus den meisten darüber erhaltenen Berichten möchte sich wohl klar ergeben, dafs dieser Handel ebenfalls von sehr nachtheiligen Folgen für die ursprüngliche Bevölkerung ist, aber mit der Verminderung des Wildes werden auch jene noch übrig gebliebenen Stämme zusammenschrumpfen und nur noch wenige Spuren werden von ihnen übrig sein, wenn sie einst durch Hunger gezwungen sein werden, sich dem Ackerbau zu ergeben. Es ist bekannt, wie wenige Indianer sich bis jetzt den Weifsen daselbst anschliefsen, und die es thun, die scheinen es nur aus Noth zu thun. Je mehr das Wild ausgerottet wird, je mehr werden die feindlichen Indianerstämme, sowohl der Nahrung als der Felle der Thiere wegen, sich gegenseitig bekriegen und aufreiben, und die Feuergewehre und die Munition, welche ihnen von den Pelz-Compagnien reichlich geliefert werden, werden jene Zeit um so schneller herbeiführen. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat zur Verbesserung des Schicksals jener kräftigen Menschen eigentlich noch nichts gethan, als die Einfuhr des Branntweins nach jenen Gegenden verboten, was aber bei so ausgedehnten Grenzen nicht viel sagen will. Die letzten Capitel des ersten Theiles dieser Reisebeschreibung des Prinzen sind in dieser Hinsicht ganz besonders interessant; die verschiedenen Indianer-Horden drängen sich an die Niederlassungen der Pelz-Compagnie, wo sie für Feuergewehre und andere Gegenstände Alles hingeben, selbst ihre Weiber und Töchter; wo sich diese Horden auf ihren Jagd- oder Handelszügen begegnen, da sucht überall der Stärkere und Reichere seine Rechte geltend zu machen.

Fort-Union liegt in einer weit ausgedehnten Prairie, welche nördlich von Thonschiefer- und Sandsteinhügeln durchschnitten wird. Die Sandsteinlagen enthalten Abdrücke von Blättern phanerogamer Pflanzen, und *hier, wie in manchen andern Gegenden Nord-Amerika's*, bemerkte der Prinz das Vorkommen von *zerstreut liegenden Blöcken oder Bruchstücken von Granit*. Im Norden kommen diese Granit-Blöcke in Menge vor, am St. Petersflusse, im Staate Ohio u. s. w. Die Hypothesen über das Vorkommen der Granit-Blöcke in unsern baltischen Gegenden u. s. w. müfsten also auch wohl auf die ähnliche Erscheinung in Nord-Amerika Rücksicht nehmen. Fort-Union liegt im Gebiete der Assiniboins, welche man auf 28000 Seelen und 7000 Krieger schätzt; sie unterscheiden sich wenig von den Dacotas und zerfallen wieder in 8 verschiedene Banden, welche aufgeführt und in ihren Gebräuchen geschildert werden. In dieser Gegend ist der Biber noch sehr häufig, und der Prinz giebt von diesem merkwürdigen Thiere eine sehr interessante Beschreibung; der amerikanische Biber führt ebenfalls Bauten aus, wie es früher der europäische that. Die Thiere leben in Monogamie und pflanzen sich erst im 3. Jahre fort; im 2. Jahre leben die Jungen gepaart bei einander und bauen sich ihr eigenes Haus. Sieben bis acht Junge soll die gröfste Zahl sein, welche man bei dem weiblichen Biber findet. Die Dämme bauen sie nur in

seichtem und todtem Wasser, und hiezu bringen sie Zweige, Holzstücke von der Dicke eines Schenkels, Knochen, selbst Bisonschädel, welche sie mit Erde vermischen. Die Wohnungen sind 30—40 Schritte lang und so fest gebaut, dafs das Eis im Winter dieselben nicht zerstören kann. In einer Hütte soll man bis 26 Biber beisammen finden, welche in demselben Gebäude von 3—4 Stockwerken leben; unten liegen die Alten, darüber die letzten Jungen und oben die vorjährigen. Der Eingang zur Wohnung ist unter Wasser. Ist das Wasser gefroren, so graben sie Gänge in den Boden, durch welche sie ab- und zugehen, auch haben die Wohnungen mehrere Ausgänge. Die Erde zum Bau tragen sie nicht mit dem Schwanze, sondern mit den Vorderfüfsen, aber schlagen dieselbe mit dem Schwanze fest.

Vom Fort-Union ward die Reise auf dem Keelboat Flora fortgesetzt; bei der Mündung des Zweitausend-Meilen-Flusses haben die Blackfoot-Indianer auf ihren Zügen nach und nach eine Menge von Geweihen des Elkhirsches aufgehäuft, wodurch eine Pyramide von 16 bis 18 Fufs Höhe und 12—15 F. im Durchmesser entstanden ist, und jeder Vorüberziehende sucht einen Beitrag zu liefern. Später machte man mit dem graulichen Bären (Ursus ferox) Bekanntschaft, von welchem interessante Mittheilungen gemacht werden; auch die wilden Schaafe oder das Bighorn zeigten sich hier in kleinen und gröfseren Gesellschaften. Die geübten Springer sind mit colossalen Hörnern versehen, wovon das Paar oft 40 Pfund wiegen soll; das Fleisch gleicht dem Hammelfleische. Ueber dem Judith-River hinaus beginnt die weifse Sandstein-Formation weit über das Land fortzustreichen; es ist die Fortsetzung der mit sonderbaren Figuren in den Black-Hills vorkommenden Lager und tritt oft in höchst barocken Gestalten auf, von welchen der Prinz in dem Atlas eine grofse Menge von Darstellungen mitgetheilt hat. Am 9. August traf man in Fort-Mackenzie ein, der äufsersten der damaligen Niederlassungen der Pelzhandel-Compagnie, wo der Prinz bis zum 14. Sept. verweilte, und dann die Rückreise auf dem Missouri antreten mufste, indem die grofse Menge der feindlichen Indianer es nicht erlaubte, seinen Plan, bis nach dem Felsen-Gebirge vorzudringen, in Ausführung zu bringen. Die Erfahrungen, welche der Prinz bei seinem Aufenthalte zu Fort-Mackenzie machte, sind in hohem Grade interessant, doch war der Aufenthalt daselbst nichts weniger als angenehm, beständig war man von den rohesten Indianerhorden umringt, denen in keinem Augenblicke zu trauen war, und in der That, selbst ganz ernsthafte Gefechte hatte die kleine Besatzung des Forts zu überstehen. Sehr umständliche und lebhafte Beschreibungen werden zuerst von den verschiedenen Stämmen der Blackfoot-Indianer gegeben, von welchen man bis jetzt noch sehr wenig gehört hat; man schätzt sie auf 18—20000 Seelen und 5—6000 Krieger; auch diesen gewährt der Branntwein den höchsten Reiz, für dessen Genufs sie Alles fortgeben, selbst die Weiber, und dennoch bestrafen sie den Ehebruch unter sich mit Abschneiden der Haare und der Nasen, eine Strafe, welche auch die Weifsen an ihren indianischen Frauen daselbst ausübten. Man fand aber dennoch sehr viele abgeschnittene Nasen. Der Tauschhandel ward nach Ankunft der Waaren auf dem Keelboat Flora mit den verschiedenen Indianerhorden zu Fort-Mackenzie sehr lebhaft geführt, wobei viele Streitigkeiten vorfielen und die Weifsen stets in Gefahr waren, von ihren braunen Handelsfreunden überfallen zu werden; doch durch den Muth und die Einsicht der daselbst leitenden Handels-Agenten ward alles ziemlich glücklich durchgeführt.

Es war gewifs sehr niederschlagend für den Prinzen, dafs hier die Reise enden mufste, denn vom Fort-Mackenzie hat man nur noch 25 deutsche Meilen bis zur höchsten Kette der Rocky-Mountains und nur 4 bis 5 zu dem Anfange des Gebirges.

Der prachtvolle Atlas, welcher diesem ersten Theile des Reiseberichts beigegeben ist, besteht in 23 grofsen Folio-Tafeln und 20 Vignetten, meistens bei Ackermann in London erschienen; es befinden sich hierunter viele höchst ausgezeichnete Kupferstiche, und die Auffassung der Landschaften, der Trachten und Lager der Indianerhorden ist wahrhaft genial zu nennen und giebt uns die lebhaftesten Anschauungen von der Natur und den Bewohnern jener entlegenen Gegenden; 8 Tafeln sind mit Portraits von ausgezeichneten Häuptern der verschiedenen Indianer-Stämme versehen, und diese bieten den Naturforschern die charakteristischen Züge der Gesichtsbildung, um richtige Vergleichungen mit andern Nationen anstellen zu können, ein Gegenstand, über den leider Jedermann mitsprechen will, selbst wenn er noch nicht einmal den Schädel des Europäers kennen gelernt hat.

Die Naturforscher können sich Glück wünschen, dafs sich gegenwärtig so viele hochgestellte Personen mit dem gröfsten Eifer dem Studium der Naturwissenschaften widmen und die gröfsten Opfer darbringen, um diejenigen Wissenschaften zu fördern, welche am meisten im Stande sind, Humanität und Wohlstand unter den Menschen zu verbreiten.

J. Meyen.

LXV.

***Anthologia Sanscritica, Glossario instructa. In usum scholarum ed. Chr. Lassen, Prof. Bonnae,* 1838.**

Den öfter ausgesprochenen Wunsch, eine in ihrer Art wissenschaftlich eingerichtete Sanskritanthologie zu erhalten, welche in kräftigen treuen Zügen ein Bild der indischen Literatur nach ihrem Hauptentwicklungsgange vorführte, erfüllt das vorliegende Buch noch nicht. Wer nach seinem Inhalte sich die letztere vorstellen wollte, würde ein wenig ansprechendes, oft schmutziges, mitunter ekles Bild gewinnen; aber der Herausgeber gesteht ausdrücklich, den Titel in Ermangelung eines besseren gewählt und blofs eine Sammlung beabsichtigt zu haben, welche dem Lernenden der mit dem epischen Stile vertraut wäre, einmal andere Lesestücke in die Hand gäbe. So gab er wohl, was ihm eben zu Gebote stand, und wir, über den Inhalt hinwegsehend, müssen dem Vf. für das mitgetheilte Neue insofern Dank sagen, als wir dadurch Gelegenheit erhalten, unsere Kenntnifs von indischer Sprache und Literatur, wäre es auch zum gröfsten Theile nach der schlechteren Seite derselben, zu erweitern. Wer das Buch mit reiferen Schülern lieset, wird auch dies besonders gut heifsen, dafs Hr. L. nicht blofs reichere Sanskritprosa, sondern auch Proben vom Prâkrit und zum Schlusse das von Rosen edirte Specimen Rigvêdae mitgetheilt hat. Da das Buch zunächst *in usum scholarum* edirt ist, enthält es aufser einem vollständigen Glossare noch einige erklärende, meist kritische Noten: um so gerechter wird man sich aber auch beklagen, dafs es nicht überall mit gleicher Sorgsamkeit gearbeitet ist, und Versehen und Mängel mancher Art enthält, die den Anfänger schwerlich immer zum Verständnisse kommen lassen werden.

Wir betrachten das Buch zuerst von der literarhistorischen Seite, legen den Inhalt kurz dar, geben Proben einer möglichst genauen Uebersetzung und heben Einzelnes hervor, wo die Erklärung des Vfs. minder genügt.

Den Anfang machen 5 Mährchen, welche Hr. L. der Sammlung *Vêtâlapanc'avinçati* entnommen hat. Der Titel besagt: Vêtâlafünfundzwanzig, d. h. 25 Erzählungen des Vêtâla oder Todtengeistes, nicht wie v. Bohlen praef. ad Bhartr. pg. VI übersetzt, narrationes de viginti quinque daemonibus. Die Stilart dieser Mährchen, von denen beim Erscheinen des Werkes noch fast nichts bekannt war, bis jetzt endlich Brockhaus' Ausgabe des Kathâsaritsâgara eine gründlichere Ansicht gestattet, ist im Ganzen leicht und einfach erzählend: sie geht in Prosa fort, enthält aber leicht ein Viertheil eingestreueter Verse, die denn als gangbare, meistens schon aus anderen Stücken, wie dem Hitôpadêça, Bhartriharis Sprüchen u. s. w., bekannte Sentenzen oft dazu beitragen, den Sinn und Zusammenhang zu verdeutlichen, oft aber ihn nur verwirren und verdunkeln. Hie und da mögen sie von späteren Abschreibern nach eigenstem Gutdünken eingeflochten sein, denn oft passen sie wie Faust auf's Auge; anderwärts sind sie aus dem Zusammenhange ihres ursprünglichen Orts gerissen, und die neue Verbindung, der gemäfs sie dann zuweilen auch verändert wurden, kann nur ungeschickt genannt werden. Man vgl. z. B. die aus Manu VII, 47 entlehnte Stelle, hier S. 3, 12—13, zu der Hr. L. wohl etwas anderes als die unwesentliche Variante des Accus. für den Locativ anführen mufste, denn indem *rahô gatah*, im Manu richtig mit dem folgenden mantrajêd avibhâvitah stimmend, bei Veränderung des letzteren in das passive mantrô vidhijatê stehen bleibt, entsteht eine auffällige Anakoluthie, die selbst, wenn man gatah grammatisch zu mantrô bezieht, etwas Hartes und Gewaltsames behält; — vielleicht dürfte man adverbialisch rahôgatam lesen? — Das Band welches das Ganze zusammenhält, wird mit Breite fortgesponnen, im Einzelnen wird der Ton abgerissen und fragmentarisch kurz, und dürfte hin und wieder etwas vermissen lassen, was ausgefallen sein mag; so z. B. in einigen Stellen des Çukasaptati. —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1840.

Anthologia Sanscritica, Glossario instructa. In usum scholarum ed. Chr. Lassen.

(Fortsetzung.)

Der äufsere echt orientalische Rahmen, der die von einander ganz unabhängigen Mährchen umgibt, mag immerhin dem späten *Çivadâsa* gehören; die Mährchen selbst sind wohl, wie auch Hr. L. annimmt, viel älter und keineswegs die Erfindung eines Einzelnen. In der Einleitung in der wir übrigens die bekannte Erzählung von dem Bhartrihari und der Entstehung seiner Sentenzen (s. Bohlen l. l., Wiener Jahrbb. 1835, 3, 220) vermissen, heifst es 1, 7—8 also:

Einige wollen Handfaltung, Andere wollen weisen Spruch,
Andre Mährchen, geschmackvolle, das Alles wird auch hier gewährt.

Demgemäfs beginnt der Vf., zuweilen fast künstlich genau, dreitheilig: v. 1—2. mit Verehrung des Ganêça, fügt 3—6 einen Spruch hinzu: fortis esse, susceptum finire, und geht nun lin. 9 zur Erzählung über. Hr. L. durfte seine Conjectur uktam budhaih für das ein Viertes, Nichtvorhandenes setzende vac'ô budhâh sicher also in den Text nehmen. Der König Vikramâditja (später auch Vikramasêna geheifsen, wie die deutschen 7 weisen Meister ihren Kaiser bald Pontian bald Domitian nennen) wird alltäglich von einem Digambara oder Jôgin besucht und mit einer reichen Frucht beschenkt, aus der, als sie einmal zur Erde gefallen, von einer Merkatze (markata) gespalten wird, glanzvolle Perlen hervorspringen. Der König ist über ihren Glanz erstaunt, der Jôgin bedeutet ihn:

Es sieht, wer nahet leerhändig, den König, Arzt und Lehrer nicht;
Söhne, Freunde und Gottweise erkennt man an der Gabe Frucht,

oder eigentlich: diese zeigt die Frucht durch die Frucht; d. h. also, weil Du ein König bist, mufs ich, um Dich zu sehen, mit vollen Händen kommen; dafs ich aber gleich so gebe, wie's geschah, thue ich, weil ich ein daiva-g'na, Gottweiser, Astrologe bin. — Der Digambara thut dann weiter sehr geheimnifsvoll, und spricht von einem Mantra, dessen Erfüllung den König grofser Vollkommenheiten theilhaft machen werde, wenn er Standhaftigkeit beweise und ihn in die Einsamkeit begleiten wolle — Beides unerläfsliche Bedingungen, die bei den indischen Zaubereien und Gaukeleien stets wiederkehren; denn, wie es hier heifst 3, 8 „von dem Jahreskraute eines Mantra, vom Gesetze oder guten Thaten?), von Hauszwist und Beischlaf, verbotenen Speisen und tadelhaftem Beginnen, wird ein Verständiger nicht laut reden *); ein 6-ohriger Mantra geht zu nichte, ein 4-ohriger mag fest sein." — Als der König sich am schwarzen Vierzehnten, in dunkle Gewänder gehüllt, auf dem bezeichneten Kirchhofe, wie wir sagen würden, eingestellt hat, erhält er die neue Weisung, von einem ein halbes Jôg'ana entfernten Verbrennungsplatze erst einen Leichnam herbeizuholen: der Jôgin fügt aber hinzu: „wenn Du sprichst, dann geht der Leichnam alsbald wieder auf seinen Baum." Hier liegt der Punkt, an den sich die Erzählungen anknüpfen, denn der den Leichnam begleitende und zum Theil mit ihm identificirte *Vêtâla* findet es in seinem Interesse, den König zum Sprechen zu bringen. Sobald der König den Leichnam vom Baume genommen, beginnt er daher eine so unterhaltende Geschichte, dafs der König seines Versprechens vergifst und zum Schlusse, wo der Knoten

*) Hr. L's. Uebersetzung der ganzen Stelle würde nach dem Glossar vielmehr so lauten: perfecti consilii annuam herbam, jura hominibus praescripta, domus fissuram, copulationem, *δυς*-comestum, vituperatum factum non manifestabit prudens. Ganz ähnlich 14, 11. Uebrigens hätte mantra-*ôshadhi* einer näheren Erklärung bedurft, da es hier gleich mantra-phala zu sein scheint, während *ôshadhi* sonst in der Compos. meist soviel als *remedium*, *medicina* ist: cf. Schol. C'aurap. v. 47, 4 = bhêshag'a, und Vrih. Kathâ Tar. 18. v. 213.

derselben liegt, wenn er um seine Meinung gefragt wird, treuherzig antwortet. Der Vêtâla, dem es gar nicht um die Meinung, sondern nur um den Laut zu thun ist, geht dann auf seinen Sitz zurück. — Aehnlich wie die Kaiserin und die 7 weisen Meister in dem Volksbuche gleiches Namens, um den Sohn des Kaisers zum Tode zu bringen und wieder davon zu befreien, ihre 14 Erzählungen vorbringen, die denn freilich bedeutsamere Beispiele sind, wiederholt sich hier die angegebene Weise 25 Mal, und wissen wir nicht, wie sich das Ganze zum Schlusse, dem Eingange anknüpfend, etwa abrunden möchte, da Hr. L. nur 5 Geschichten mittheilt. Die 5te und letzte ist diese:

„Als der König dann wieder den Todten vom Çinçipabaume auf die Schulter genommen hatte und seines Weges dahin ging, sprach der Vêtâla: höre doch, o König, ich will Dir ein Geschichtchen erzählen. Es ist eine Stadt, Ug'g'ajinî mit Namen, dort herrschte ein König Mahâbala, dessen Minister, der Zustände des Krieges wie des Friedens kundig, Haridâsa, hatte eine Tochter, die hiefs Mahâdêvî und war gar schön und freiergerecht. Als der Vater nun einsmals an das Freien dachte, da sprach sie, höre Väterchen, dem mufst Du mich geben, der mir gleich an Werthe ist. In dieser Zeit fügte es sich, dafs der Vater vom Könige zum Fürsten von Daxina gesandt ward. Bei diesem hatte er dann nach seiner Ankunft eine Audienz. Der Fürst forderte ihn auf, sag mir doch etwas her, was zur Kalizeit pafst, und er begann:

O König
Wir stehn im Kalizeitalter,
Da sind die guten Leute rar,
Die Welt verheeren Heuschrecken,
Die Fürsten schwanken hin und her;
Die Erde plündern Diebsbanden,
Der Mann kommt auf der Strafse um;
Der Vater traut dem Sohn selbst nicht,
Es ist 'ne gar verruchte Zeit! —
Gewichen ist das Recht, Demuth
Und Wahrheit sind verschwunden weit,
Die Erde gibt nur karg Früchte,
Der Fürst betrügt, der Brahman irrt,
Am Weibe hangt die Welt, Weiber
Sind untreu; Vischnu ist der Gott;
Der Gute liegt, wer schlecht, sieget;
Und kurz — die Kalizeit ist da! —

Daselbst ward Haridâsa auch von einem Brahmanen angegangen, der bat ihn, gib mir doch deine Tochter. Haridâsa sprach: wer ihrer würdig ist, dem gebe ich sie. So will ich dir es zeigen, entgegnete der Brahmane und mit diesen Worten liefs er einen Wagen erscheinen *): „Dieser Wagen geht, wenn man's nur wünscht, in der Luft." Haridâsa sagte, so komm morgen mit deinem Wagen zu mir. Und der Brahmane ging anderes Tags mit dem Wagen zu ihm, und beide bestiegen denselben und kamen nach Ug'g'ajinî. Dort war aber auch der ältere Bruder von einem Brahmanen gebeten, „gib mir doch deine Schwester"; er theilte ihm die Bedingung mit und als jener geantwortet hatte: „Ich bin ein Wissender, der das Buch der Weisheit kennt," sagte er, nun wohl, so hast Du sie! Nun war auch die Mutter von einem dritten angegangen: „gib mir deine Tochter." Der konnte die Bogenwissenschaft, dafs er den Laut zu treffen wufste, und die Mutter gestand sie ihm zu. Als die drei Freier hörten, dafs die Tochter vergeben sei, fiengen sie an zu zanken: „*ein* Mädchen, *drei* Freier": [Sie streiten sich] Was soll daraus werden? Indessen ward das *allzu*schöne Fräulein Nachts von einem Riesen zum Vindhjagebirge entführt.

*Entführt ward allzuschön Sîtâ **); der allzustolze Râvana,*
Der allzureiche Bali ward getödtet: allzu meide stets!

Am Morgen darauf kamen die drei Freier zusammen und fragten in ihrer Mitte den Wissenden, he Wissender du weifst es wohl? Der nahm Kreide, rechnete und sprach: o ja, sie ist auf dem Vindhja, von einem Riesen entführt. Da sagte der zweite: so will ich den Riesen tödten und sie wieder herbringen. Der dritte fügte hinzu: meinen Wagen besteige! Er bestieg den Wagen und ging; und als er den Riesen getödtet, hob er sie auf den Wagen und führte sie heim. Um ihretwillen zankten nun die drei Freier miteinander. Der Vater dachte, alle drei haben sie Dienste geleistet, wem soll ich sie geben, wem nicht?

Als der Vêtâla diese Geschichte erzählt hatte, sprach er zum Könige: Nun sag mir doch, du König, wem von

*) Diese Stelle ist undeutlich: vielleicht wörtlich: liefs er einen aus der Hand gefallenen Wagen erscheinen, d. h. etwa, wie er die Hand umdrehte, mit ihr schlug. Nach L. einen mit der Hand fabricirten Wagen, was auch geht.

**) Wir lesen atirûpâ und beziehen auf râvanah nicht das vorhergehende hritâ mit Hrn. L., was ein wunderliches Zeugma wäre, sondern das folgende, auf ihn wie auf bali passende baddha.

ihnen gebührt sie zur Frau? Vikramasêna meinte, sie müsse die Gattin des Wissenden sein. „Und doch sind alle drei an Werthe gleich", entgegnete der Vêtâla; wie so ist sie denn dieses Gattin? Vikramasêna antwortete:

Eifer, Muth und Ausdauer und Weisheit, Stärke, Heldenmuth,
Wen immer diese sechs schmücken, den fürchtet wahrlich selbst der Gott.

Als der Vêtâla das gehört hatte, ging er und hieng wieder an seinem Çinçipabaumzweige." —

Obgleich diese Mährchen zuweilen etwas Monotones haben, hätten wir Hrn. L. Dank gewufst, wenn er uns das Ganze mitgetheilt hätte. Aehnlich verhält es sich mit no. II., dem Çukasaptati, d. h. Papagaiensiebenzig, welche Sammlung persisch als Tutinameh bekannt ist, und von der Hr. L. nur die Einleitung und eine Fabel mittheilt. Madana hatte eine Gattin Prabhâvatî, die allzusehr der Sinnlichkeit anhieng; daher wurden zu ihrer Belehrung zwei Gandharvenkinder gebracht, die weil sie einst in schlechter Gesellschaft lebten, zu einem Papagaien und einer Staarin in einem Bauer, verwandelt waren.

Einzelnes betreffende Bemerkungen zu beiden Geschichten sind folgende: 1, 11—12 nehmen wir *harivat* (L. Haris instar) für Indra; *samâna* (L. honorans) als honoratus: wie Kandarpa schön an Gestalt: die Lust des Indra und der Menschen; gleichsam ein Meer, das sich in seinen Grenzen hält, geachtet immerdar bei den Guten. — 3, 16 *aghôramantra* ist wohl ein Çivamantra; Hr. Lassen nimmt *a-ghôra* als *non* crudelis, eine Bedeutung, die es nach Wilson *nicht* hat, er übersetzt es ausdrücklich mit terrible, formidable und meint *a* bezeichne nur *resemblance;* noch besser würde hier das Fem. *aghôrâ* passen, der 14te Tag der schwarzen Hälfte, von dem ja kurz vorher die Rede ist; vielleicht liegt in *a*ghôra ein alter Euphemismus. 5, 12 ist mritakapâçam zu trennen und mritakam zu lesen. 11, 9 vipari- und 15, 5 aparî- sind überzählige Verse, ein Anapäst an Stelle der zwei ersten Silben, wie es öfter vorkommt. 14, 2 *daçadiçi,* in 10 Weltgegenden, ist Hrn. Lassen eine Hyperbel für die sonst gewöhnlichen 8; wir glauben an einer Stelle des Mahâbh. demselben Worte begegnet zu sein (vgl. Schlegel zur Uebers. des Ramâj.), möchten hier indessen diçi diçi d. h. hic illic vorziehen, cf. 64, 20. — 15, 1—2 ist schwerlich richtig. 16, 18 ist krittikâ die 3te Mondstation, während es Hr. L. blofs durch nomen Naxatrae erklärt. — 17, 2 hebt Hr. L. bei *dhavalâgrihê* = dhavalagriha 19, 13, das *Weifse* zu sehr hervor: Kalkhaus, domus cujus parietes calce sunt illiti; wir halten uns an Schol. zu C'aurap. 18, 1. dhavalavêçmani : râg'asadanê, also der Pallast, der denn auch zu c'aitja pafst. Das Fem. (nach W. sonst eine weifse Kuh) wird hier wohl nur des Versmafses wegen stehen. — 21, 3 will Hr. L. im Glossar für *çêshânjalôkasthiti* lieber *çeshânjalôkasthiti* lesen, indessen macht dann *alôkasthiti* Schwierigkeiten, wie Bhartr. II, 19. Am besten lesen wir vielleicht çûnjânjalôkasthiti, d. h. dann: *diese* Wonne nenne ich ewig, nichts ist dagegen der Zustand der anderen Welt. — 22, 5 ist *andhakûpa* auffällig, desgleichen 27, 1 *mâdhavagarg'itam* Vishnus clamorem?, und 28, 13 servi stant in porta *vrishanû iva,* scrotorum instar! worüber uns eine weitere Erklärung erwünscht wäre; andha fafst Hr. L. als occultus, es ist aber (nach Wils.) als Neutr. auch darknes und *water,* was bei kûpa der Brunnen, die Grube recht gut pafst; sonst wird freilich *andha* gleich *coecus* und *blind* sowohl passive als active gebraucht. In der zweiten Stelle schlagen wir statt: Pferdesprung und Vischnugeschrei, *maghavadgarg'itam* vor: Pferdegallop (Getrappel) und Indradonner, ⏑ ⏑ ⏑ — — für — ⏑ ⏑ ⏑ —, was metrisch unverwehrt ist; *maghavat,* und *garg'itam* vom Donner, sind bekannt. Die dritte Stelle endlich ist leicht schon durch *vrishabha* oder besser *vrishala* gebessert, wobei man wenigstens zu einem Sinn gelangt. — 34, 11 aus der Sâvitrigeschichte entnommen, lautet auch in der Ed. Calic. *sakrit sakrit,* wie hier, und nicht wie bei Bopp s. satâm, also die *drei nur einmal,* was nachdrücklicher ist als die drei Einmal der Guten. Anderes übergehen wir.

No. III. ist aus Mahâbhârata Ed. Cal. I. pg. 203 genommen und durch seinen besonderen dem grofsen Epos wenig angemessenen Charakter merkwürdig, eine Thierfabel, die Klugheit des Schakals, als Beispiel, wie der Feind durch Schmeichelei, List u. s. w. getödtet werden kann. Der Schakal beredet sich mit seinen Freunden, dem Tiger, der Maus, dem Wolfe und Ichneumon, um einen starken Löwen zu tödten; das Mäuschen soll, wenn er schläft seine Füfse zernagen, dann

soll ihn der Tiger erwürgen. Die Hauptsache ist dabei, wie der Schakal sich seiner Freunde zu entledigen weiſs, und gutes Muthes allein des Löwen Fleisch verzehrt.

Es folgt sodann unter No. IV. der Text jener lieblichen Kandu-episode aus dem Brahmapurâna, welche Hr. v. Schlegel Ind. Bibl. I. S. 258 auf so meisterhafte Weise in freier Prosa übersetzt hat. Wir können sie darnach als bekannt übergehen.

Gleich dankbar aufzunehmen ist die folgende Sommerbeschreibung aus Kâlidâsa's Ritusanhâra, welches äuſserst saubere anmuthige Gedichtchen zwar schon im Jahre 1792 von W. Jones als erstes Sanskritstück edirt war, in dieser Ausgabe aber so selten geworden ist, daſs es für unbekannt und unedirt gelten konnte, bis es neulich vollständig — als letzte Gabe — durch v. Bohlen zugänglich gemacht ist, worüber ich auf meine Anzeige in den Hallischen Jahrbüchern 1840, 6. Mai No. 109. verweisen darf. Das Gedichtchen ist im Ganzen klar, leichtes und einfaches Stils, treu und lebendig, zuweilen leidenschaftlich in seinen Schilderungen, und nur selten durch Wiederholungen etwas einförmig. Offenbar gehört es der guten alten Zeit an, und mag mit Recht dem Kâlidâsa zugeschrieben werden. Der Dichter erwähnt zuerst alles dessen, was zur Zeit des Sommers labend und kühlend das Herz erfreut; dann schildert er die Sommergluth in ihrer verheerenden, fürchterlichen Wirkung und malt mit grellen Farben die Schrecken des Waldbrandes. Folgende Verse aus meiner freieren Uebersetzung mögen als Probe dienen.

2. *Nächte deren dunkle Schatten*
Sind verscheucht vom Mondenscheine,
Sandelsalben, lieblich duftend,
Schmuck der kühlen Edelsteine,
Und am Meer' ein Sommerhäuschen
Um der Sonnengluth zu wehren,
Kommen wohl bei den Geliebten
In dem Çutschimond zu Ehren.

3. *Wohlgeruchdurchfloſsnem Söller*
Der des Menschen Herz erhebt,
Und dem Honig der im Flüstern
Auf der Liebsten Lippe bebt,
Und des Liebesgottes Flammen,
Und des Liedes sanften Tönen
Mögen Liebende zur Nachtzeit
In dem Çutschimonde fröhnen.

6. *Ueppig volle Busen welche*
Staub des duftgen Sandels kühlt,
Ein in gelbes Gold gefaſstes
Perlendiadem umspielt,
Hüften — da wo sie umfangen
Hält des goldnen Gürtels Zier, —
Wessen Sinn erfüllten diese
Nicht mit glühender Begier!

10. *Die von grimmer Sonnenhitze*
Fast verbrannte, glühend heiſse,
Und von Staubgewirbel das ein
Heftger Sturm erregt, im Kreiſse
Rings durchzog'ne Erde kann der
Wandrer nicht mit Augen sehen,
Er in dessen Sinn die Gluthen
Von der Liebstentrennung wehen.

17. *Auf dem gelb mit Schlamm bedeckten*
Grasbewachsnen See, dem heiſsen,
Lauft die Eberheerde wühlend
Mit der Schnauz' in weiten Kreiſsen, —
Die von glühndem Sonnenstrahle
Ueberaus geplagte Heerde,
Auf dem See, als wär der duftge
Eine Fläche dürrer Erde.

21. *In die Höh das Haupt gerichtet*
Welches Schaum und Speichel deckt,
Aus dem rothen Maul die rothe
Zunge weit hervorgestreckt,
Sieht man aus des Waldes Dickicht
Wilde Auerochsen laufen,
Durstgepeinigt, wassergierig,
Hier und dort in groſsen Haufen.

25. *Windzerrissen heulen Gluthen*
In der Berge tiefen Gründen,
Mit Getöse sich durch dürre
Rohrgefilde weiter winden,
Durch des Grases weite Strecken, —
Rings die flüchtgen Heerden scheuchend, —
Mit dem Augenblicke wachsend,
Bis zum End des Waldes reichend *).

28. *Der mit süſsem Duft ergetzet,*
See'n mit Lotuswäldern schmückt,
Der in Strömen Wonne spendet,
Wenn das sanfte Mondlicht blickt, —
Dieser Sommer wandle freundlich
Der Geliebten Dein vereint,
Hin zu Dir auf hohem Söllen
Nachts wenn alles minnt und meint.

*) Man vergleiche hiemit die Schilderung bei Freiligrath, Gedichte 2te Ausg. S. 275.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 107.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
Juni 1840.

Anthologia Sanscritica, Glossario instructa. In usum scholarum ed. Chr. Lassen.

(Schlufs.)

Ganz unzureichend ist das Glossar hier in folgenden Stellen: 2, b *g'alajantra-* (griha), machina hydraulica, also Wassermaschinenhaus, womit der Anfänger schwerlich etwas anzufangen weifs, so wie denn auch 6 (tuschâra) — *gaurârpita*, durch *flavus*, *ornatus* wiedergegeben, unverständlich bleibt; v. Bohlen nimmt *gaura* als Saffran, wir lieber als *Gold:* ein in kühles Gold eingehen gemachter Perlenschmuck, cf. 70, 4. Vers 11d *bhinna-ang'ana-sannibham nabhah* erklärt Hr. L. einzeln durch fissus, eruptus — unctio, collyrium — similis nubes, aber was denkt man sich bei einer Wolke die gespaltener Augensalbe gleicht? Das Richtige hat hier schon v. Bohlen; cf. Wilson s. v. *ang'ana*, the elepfant, und *bhinna* = *prabhinna*, a furious elepfant, also die Wolke oder Luft gleicht einem (von seinem Weibchen geschiedenen =) grimmigen Elepfanten. Nichts häufiger als dieser Vergleich, wie Hr. L. wohl weifs; cf. Ritus. II, 2, b. u. III, 5, a. — Endlich v. 27, d ist in *vipulapulinadêçam nimnagâm âçrajantê* d. h. sie flüchten sich in den Fluſs der grofse Inselstellen hat, das Wort *nimnaga* gar nicht, oder vielmehr es scheint, man sieht nicht wie, unter W. *mag'g'* erklärt zu sein, da es doch mit letzterem so wenig als mit *ni-mag'g'* etwas zu schaffen hat, und sich als eine Nebenform von *nimra* an W. *nam* anschliefst, daher schon in den Vêdas *nimna* als declivitas vorkommt. Es scheint im Glossar mit *nimagna* verwechselt. — Versehen und Ungenauigkeiten solcher Art liefsen sich mehrere anführen.

Das unter No. VI. mitgetheilte Drama *Dhûrtasamâgama*, die Versammlung der Gauner, fällt in späte Zeit, und zwar wie Hr. L. ermittelt zu haben glaubt, unter den König Narasinha von Karnâta der von 1487—1508 regierte. Es ist ein Beispiel arger Verwilderung des Geschmacks, oft albernes, zuweilen zotiges Inhalts, kurz eine Curiosität, in der die Gedanken oft so unklar ausgedrückt und in einander geknäuelt sind, dafs wir es für absolute Unmöglichkeit halten, dieselben in enger, netter Uebersetzung immer plan zu entwirren. So sind gleich die ersten zwei Seiten, und vielleicht absichtlich diese, ein Muster von Verworrenheit und Bombast. Im Segensspruche lacht der Mond, als er sieht, wie Çiva von seiner Schwiegermutter geküfst wird, und über des Mondes Lachen lacht wieder Çiva; wir könnten die Stelle etwa so wiedergeben:

Der Çiva — dessen Fünfgesicht von Lächeln hold erglänzte,
Als er des Mondes Antlitz sah, der lächelnd niederschaute,
Da ihn (Çiva) im Rath der Götter einst die Schwiegermutter freudig
Am Haupt geküfst bei ihrer Tochter Heirath — spende Heil Euch.

Wenn der Herausgeber sich des Stückes, in dem er zugleich ein Beispiel seiner früher besprochenen Prâkritcritik geben wollte, treu und sorgsamst angenommen hat, so ist es ihm doch leider nicht gelungen, alles Dunkle und Verschlungene vollkommen zu erläutern. Gleich im Eingange würden wir vieles anders fassen, was wir hier freilich nicht erörtern können. Ungenügend ist die Erklärung von 82, 12 *vêivva mag'g'ê kisa*, oder was heifst das: in der Mitte schmal wie ein locus sacrificii, vel altare? Es läfst sich über die Erklärung freilich zweifeln, man vergleiche indessen Caurapanc'. v. 46 a, *kriçavêdimadhjâm*, ein Ausdruck der hier zum Grunde zu liegen scheint, mit v. Bohlens Note, und Mahâbh. III. 454 l. 1 *rukmavêdînibhâm*. — v. 72, 1 *ramanî* ist offenbar eine spätere Bildung, die auch Bhâminîvilâsa S. 153 bei Bohlen vorkommt. 95, 7 *pâritôshika* fehlt im Glossar u. s. f.

Wenn man sich durch die trostlose Oede dieses Machwerkes mühseligst hindurchgearbeitet hat, kaum hie und da durch einen grünen Gedanken belohnt, so

glaubt man dagegen in den zum Schlusse nach Rosen mitgetheilten Vêdahymnen einen alten ehrwürdigen Dom zu betreten, dessen einfach erhabene Bauart die Seele mit Andacht erfüllt. Kein grösserer Abstand als zwischen diesen beiden Erzeugnissen einer Literatur. Wie ernst und feierlich nimmt sich z. B. der erste Hymnus aus, den wir hier im Versmaſse des Originals wiedergeben.

An die Morgenröthe.

Empor hebt sich der Strahlenglanz des Morgens
Erglänzend wie des Meeres Silberfluthen,
Zu ebnen und zu bahnen uns das Weltall, —
Da ist sie — majestätisch — die Maghôni!

So hehr erscheinst Du, breitest aus Dein Glänzen,
Der Strahlen Lichter fliegen auf zum Himmel, —
Enthülle denn Dein lauterprangend Antlitz,
Du Göttin Morgenroth, gehüllt in Strahlen!

Einher fährt sie auf goldnem Strahl getragen
Die leuchtende, die hehre, weitgefeiert;
Dem Heros gleich, des Pfeil verscheucht die Feinde,
Scheucht sie im Nu der Finsternisse Schaaren.

Dir ist so Weg wie Steg gebahnt im Dickicht,
Du Unbesiegte wanderst durch den Aether:
Du deren Wagen weithin fährt, Du spende
O Himmelstochter! Schätze zum Genieſsen.

Du fährst einher mit Rossen, Unbesiegte,
Du Morgenröthe spende was wir flehen!
Du hohe Himmelstochter bist die Göttin,
Die hehre die im Frühgebet wir feiern.

Wenn Du erscheinst, verlassen Mensch und Vögel
Die Wohnung um der Nahrung nachzugehen;
Dem sterblichen Verehrer der genahet,
Dem spendest Du, o Göttin, reichlich Seegen.

Die Noten, welche den mitgetheilten Texten folgen, geben zuerst eine Zusammenstellung der Metra, wobei es Wunder nimmt, daſs Hrn. L. die einfachen Vedischen Maſse eines Theils entgangen sind. Die Anmerkungen hätten wohl etwas ausführlicher sein sollen; nur zu den Vedahymnen, wo ihnen die Rosenschen Bemerkungen meistens einverleibt sind, flieſsen sie reichlicher. Das Glossar, bis auf die angeführten Punkte (denen man noch nânâ hinzufügen kann) vollständig, erwirbt sich im Einzelnen manches Verdienst, wie denn namentlich die Bedeutung der Partikeln und der Ursprung der Wörter berücksichtigt sind. In letzter Beziehung meinen wir indessen zu oft und auch da, wo die Etymologie gesichert sein dürfte, den Zusatz orig. incert. gefunden zu haben. Sind wir gleich der Meinung, wie die obigen Andeutungen zeigen, daſs Hr. Lassen das Gegebene viel sorgfältiger und besser behandeln konnte, so gestehen wir unseres Theils gern das Buch mit Theilnahme und nicht ohne manche Belehrung aufgenommen zu haben.

Albert Hoefer.

LXVI.

Meteorologische Monographien.

1) *Observations météorologiques faites à l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg de 1822 à 1834 et calculées par M. Kupffer (Extrait des Mémoires de l'Académie des Sciences de St. Petersbourg VI. Série T. IV. St. Petersbourg,* 1838. 214 S. 4.

2) *Observations météorologiques et magnétiques faites dans l'Empire de Russie, redigées et publiées aux frais du gouvernement par A. T. Kupffer. T. I. St. Petersbourg,* 1837. 196 S. *gr.* 4.

3) *Annuaire magnétique et météorologique du Corps des Ingénieurs des Mines de Russie ou recueil d'Observations magnétiques et météorologiques faites dans l'étendue de l'Empire de Russie et publiées par ordre de S. M. l'Empereur Nicolas I. et sous les auspices de M. le Comte Cancrine ministre des Finances par A. T. Kupffer, Année* 1837. *St. Petersbourg,* 1839. *mit* 5 *graphischen Darstellungen.* 211 S. *gr.* 4.

4) *Collectanea Meteorologica sub auspiciis Societatis Scientiarum Danicae edita Fasc. II. continens Observationes Thornstensenii in Islandia institutas. Hafniae,* 1839. *Typis Popianis.* 233 S. 4.

5) *Zehnter Jahresbericht über die Witterungs-Verhältnisse in Würtemberg vom Jahre* 1834 *von Prof. Plieninger in Stuttgard* 97 S. 8. *Eilfter Jahresbericht* 1835. 65 S. *Zwölfter und dreizehnter* 1836. 1837. 120 S. *(Besonders abgedruckt aus dem Correspondenzblatt des landwirthschaftlichen Vereins.)*

6) *Lohrmann, Beiträge zur Meteorologie des Königreichs Sachsen* 1828—1837. *Dresden,* 1839. 73 S. 4. *Als eilfte Lieferung der Mittheilungen des statistischen Vereins für das Königreich Sachsen.*

7) *Meteorologisches Jahrbuch der Grofsherzoglichen Sternwarte zu Jena vom Inspector der Sternwarte Dr. Ludwig Schrön. Der neuen Folge erster, zweiter, dritter Jahrgang der meteorologischen Beobachtungen der Grofsherzoglichen Sternwarte vom Jahre* 1833. 1834. 1835. *(In den Abhandlungen der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie.)*

8) *Meteorologische Beobachtungen zu Regensburg in den Jahren* 1774—1834 *bekannt gemacht von dem dermaligen Observator Ferdinand v. Schmöger. Nürnberg,* 1835. 96 S. 8.

9) *Innsbrucker meteorologische Beobachtungen von fünfzig Jahren mit einer Uebersicht derselben von Franz v. Zallinger zum Thurn. Nach des Verfassers Tode mit einer Biographie desselben, herausgegeben von dem Ausschusse des Ferdinandeums Insbruck* 1833. 8. 107 S. *nebst dem Beobachtungsjournale.*

10) *Merian, Hauptresultate aus den meteorologischen Beobachtungen zu Basel von* 1826—1836. 4.

11) *Schouw, Tableau du climat et de la vegetation de l'Italie résultat de deux voyages en ce pays dans les années* 1817—1819 *et* 1829—1830 *vol. I. Tableau de la température et des pluies de l'Italie. Avec un atlas de 5 cartes. Copenhague,* 1839. *b. Gyldendal.* 227 S. *gr.* 8.

12) *Meteorologische Beobachtungen angestellt auf Veranstaltung der naturforschenden Gesellschaft in Zürich.* 1837. 1838. *Zürich, bei Orell, Füfsli et C.* 4. 2 *Hefte* 1837. 1838.

13) *Jahrbuch der Königlichen Sternwarte bei München für* 1840, *verfafst und herausgegeben von Dr. J. Lamont. Dritter Jahrgang.* 254 S. 8.

14) *Neue Schriften der patriotisch ökonomischen Gesellschaft im Königreich Böhmen. (Meteorologische Beobachtungen von* 1822—1836.)

15) *Μετεωρολογικαι παρατηρησεις γινομεναι εις Αθηνας ὑπὸ Γ. Κ. Βουρη.*

16) *Dr. Richardson, Results of Thermometrical Observations made at Sir Edward Parry's several Wintering-Places on his Arctic Voyages and at Fort Franklin, im Journal of the Royal Geographical Society of London.* 9 *vol. Part. III. London,* 1839. 8.

17) *Transactions of the meteorological Society instituted in the year* 1823. *London,* 1839. *vol. I.* 1839.

18) *Herrenschneider, résumé des observations météorologiques faites à Strasbourg, jährlich ein Heft.* 8.

Die atmosphärischen Erscheinungen greifen so direct in alle Verhältnisse des Lebens ein, dafs jeder sie zu beachten, sich ein ohngefähres Urtheil über sie zu bilden gezwungen ist. Die Meteorologie ist daher unter den Naturwissenschaften vielleicht die älteste, sie zählt unter allen die meisten Mitarbeiter, ihre Litteratur, wenn man freilich alles Oberflächliche, was darüber gesagt worden ist und noch gesagt wird, mit dazu zählen will, die reichste.

Dafs man durch unmittelbare Anschauung in Beziehung auf atmosphärische Erscheinungen einige Resultate gewinnen könne, wird Niemand leugnen. So wenig aber der für einen Geographen gelten wird, welcher die Wege und Stege seiner nächsten Umgebung kennt, mit eben so wenigem Rechte werden Jäger, Hirten und Nachtwächter auf den Namen von wissenschaftlichen Meteorologen Anspruch machen, weil sie für die lokalen Witterungserscheinungen sich einige Regeln abgemerkt haben, so förderlich auch dem betreffenden Individuum solche Kenntnisse sein mögen. Es ist nur durch Combination an vielen Orten angestellter und nicht blofs unmittelbarer Beobachtungen, durch welche man zu allgemeinen Resultaten gelangt.

So lange man bei den meteorologischen Untersuchungen hauptsächlich nur den klimatologischen Gesichtspunkt geltend machte, hatte die Herbeischaffung des Materials keine Schwierigkeit, denn da jeder Beobachter schon die monatlichen und jährlichen Mittel selbst berechnet, so ist gewöhnlich der Herausgeber eines physikalischen Journals gern bereit, die wenigen auf diese Weise erhaltenen Zahlen darin aufzunehmen.

Zur Bestimmung der Gesetze der sogenannten unregelmäfsigen d. h. der nicht periodischen Veränderungen bedarf man hingegen detaillirter Beobachtungsjournale. Eine wissenschaftliche Zeitschrift versteht sich aber in der Regel nur dazu, ein einziges zu publiciren. Vergleichende Untersuchungen sind daher gewöhnlich nur in gröfseren Städten, wo man sich alle diese verschiedenen Journale verschaffen kann, anzustellen möglich, oder nur von denen auszuführen, welche sich in den Besitz derselben zu setzen vermögen. Wenn man aber bedenkt, dafs zu anderweitigen wissenschaftlichen Zwecken sich selten jemand veranlafst finden wird, das Giornale Arcadico di Roma zugleich mit dem Berliner Wochenblatt zu halten und gleichzeitig sich auf die bibliothèque universelle und den allgemeinen Anzeiger der Deutschen, oder auf die Annals of Philosophy und die ostpreufsischen Provinzialblätter, auf das Journal of the Asiatic Society of Bengal und die Schriften der patriotischen Gesellschaft in Böhmen zu abonniren, so wird man zugeben, dafs die letztere Forderung etwas stark ist. Natürlich aber werden eine grofse Menge der werthvollsten Beobachtungsjournale gar nicht bekannt gemacht, weil die zu ihrer Publication erforderlichen Mittel fehlen, und es ist schon ein Glück zu nennen, wenn wenigstens ihre Manuscripte erhalten werden. Es ist also hier das Bedürfnifs einer Unterstützung vorhanden, deren Gewährung gerechtfertigt erscheint, wenn vorauszusetzen ist, dafs in der Arbeit der Wissenschaft etwas zu Tage gefördert wird, welches durch die geschehene pecuniäre Aufopferung nicht zu theuer erkauft scheint.

So wie es privilegirte Stände giebt, die sich einer besondern Berücksichtigung erfreuen, so giebt es auch privilegirte Wissenschaften, wie z. B. die Astronomie, für deren Förderung kein Opfer zu grofs erscheint. Da die empirische Physik nicht zu den letztern gehört, so läfst sich von vorn herein nicht erwarten, dafs man mit einem ihrer besondern Abschnitte eine Ausnahme machen werde, mit der Meteorologie am wenigsten, die sich nicht populär zu machen gewufst hat. Vor nicht langer Zeit haben sich bedeutende Mathematiker noch dazu verstanden, rein analytischen Untersuchungen irgend einen sich auf das Problem der Störungen oder einen andern astronomischen Gegenstand beziehenden Titel zu geben, um ihnen unter dieser Firma Leser zu verschaffen. Das hat in der neuen Zeit, wo die Mathematik emancipirt worden ist, aufgehört. Die Physiker haben hingegen, um sich geltend zu machen, den Köder der Nützlichkeit dem gröfseren Publikum hingeworfen, und bei einer oft rein wissenschaftlichen Untersuchung leise angedeutet, dafs dadurch eine Aussicht vorhanden sei, dafs das Brod wohlfeiler werden würde. Der Erfolg übertraf die Erwartungen und so wie es Schauspieler giebt, die über das Parquet hinwegsehend, sich an die Gallerie wenden, zu der ihr Naturell sie unwiderstehlich hinzieht, und des Beifalls derselben gewifs, sich um das Murren in ihrer Nähe nicht bekümmern, so fehlt es nicht an Zeitungsphysikern, deren Namen in wissenschaftlichen Journalen zwar unbekannt sind, die aber mit ihren praktischen Entdeckungen dem unphysikalischen Publikum gegenüber sich breit machen. Solches Volk, welches mit Aktien galvanisirten Eisens auf die Börse kommt, würde, wenn Napoleon noch lebte, die 100000 Franken, welche er auf eine Entdeckung gesetzt hatte, die der Voltaschen sich an die Seite stellen liefse, für sich in Anspruch nehmen.

Niemand wird die wichtige Seite der Naturwissenschaften, nach welcher sie die Technik fördern, verkennen, ja man kann zugeben, dafs es für ein nicht verwahrlostes Gemüth etwas Erhebendes hat, jeden Morgen bei dem Kaffee aus dem Beiblatt der Zeitung zu sehen, dafs schon wieder eine neue Naturkraft entdeckt worden ist. Auch wird man es natürlich finden, dafs, als die Nachricht von Fresnels frühem Tode alle Physiker mit tiefem Schmerze erfüllte, die französischen Zeitungen die Gröfse dieses Verlustes dadurch begreiflich zu machen suchten, dafs sie anführten, Fresnel habe bei der Beleuchtung der Leuchtthürme eine Verbesserung angebracht. Das ist ganz passend für Leser, welche den Namen Brewster's nur vom Kaleidoskop her kennen und von Malus erst gehört haben, seitdem das polarisirte Licht bei der Zuckerfabrication eine Anwendung gefunden. Wenn aber das wissenschaftliche Institut, welches in der öffentlichen Meinung am höchsten steht, das Streben eines ganz der Wissenschaft geweihten Lebens durch die höchste Ehre anerkennt, die es zu ertheilen vermag, und dann ein Zeitungsredacteur die Bemerkung macht, es habe wohl „populärere Namen" gegeben, so ist es wünschenswerth, dafs jemand solche Bornirtheit in ihre Schranken verweise.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 108.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1840.

Meteorologische Monographien.

(Fortsetzung.)

Die Meteorologie steht noch auf dem bescheidenen Standpunkte wie die Electricitätslehre zu Franklin's Zeiten, eines Mannes, der zwar den Blitzableiter erfunden hat, seine Entdeckungen aber nach damaliger jetzt unbegreiflicher Sitte nur in Briefen an vertraute Freunde mittheilte. Aber damit soll nicht gesagt werden, daſs sie immer dieselbe Stellung behalten werde. Wenn man die mittleren Temperaturen der einzelnen Monate des Jahres 1816 mit den aus einem längeren Zeitraume abgeleiteten Mitteln vergleicht, so sieht man, daſs wie im Jahr 1837 und 1838 alle Zahlen unter die mittleren fallen und die Kornpreise im Verhältniſs dieser negativen Differenzen sind. Bei der Schnelligkeit, mit welcher man jetzt Beobachtungsjournale erhält, darf man voraussehen, daſs eine Zeit kommen wird, wo die Meteorologie im eigentlichsten Sinne ein Brodstudium werden wird, und wo ein Meteorologe sich an der Kornbörse wird sehn lassen können, ohne fürchten zu müssen, weggewiesen zu werden. Die niedrigen Notirungen des Thermometers in London werden dann die Preise des Danziger Weizens zum Steigen bringen, und man wird, wie jetzt Courszettel, so später meteorologische Beobachtungen durch Couriere sich zusenden. Die Meteorologie wird dann eine populäre Wissenschaft sein, sie wird keiner Unterstützung mehr bedürfen. Jetzt aber, wo sie noch nicht in diesem glücklichen Stadium begriffen, ist ihr diese noch nöthig, und es fragt sich, ob Jemand geneigt sei, sie ihr zu gewähren.

Es ist in dieser Beziehung eine anzuerkennende Eigenthümlichkeit des Russischen Gouvernements, daſs von seiner Seite die Wissenschaften eines gleichen groſsartigen Schutzes genieſsen. Wissenschaftliche Expeditionen, welche fast jährlich ausgerüstet werden, sind fast immer aus Repräsentanten aller der einzelnen Disciplinen zusammengesetzt, welche aus denselben sich einen Gewinn versprechen dürfen. Ja selbst specielle Untersuchungen über bestimmte physikalische oder naturhistorische Fragen erfreuen sich der aufmunternsten Unterstützung. Während die bedeutendsten Summen auf die Erbauung und Ausstattung einer Sternwarte in Petersburg verwendet wurden, sind gleichzeitig magnetische und meteorologische Observatorien in den entlegensten Gegenden des Reiches gegründet worden, welche von einer in Petersburg gegründeten Centralanstalt geleitet werden. Die Schriften 2) und 3) sind die ersten Belege dieses groſsartigen Unternehmens, welches dem Finanzminister Grafen Cancrin seine Entstehung verdankt. Die Beobachtungen am Barometer, Thermometer und Psychrometer geschehn von 2 zu 2 Stunden von 8 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends. Wind, Himmelsansicht und Niederschlag sind ebenfalls stets angemerkt. Der Beobachtungsplan ist zu Anfang des ersten Bandes von dem Redacteur der Beobachtungen, Hrn. Akademiker *Kupffer* dargelegt, welcher an der Spitze des ganzen Unternehmens steht. Die Beobachtungen von Petersburg beginnen im August 1835 und erstrecken sich bis Ende 1837, die von Catharinenburg umfassen die Jahre 1836. 1837, die von Zlatust das Jahr 1837. Auſser dem Beobachtungsjournale sind auch die monatlichen und jährlichen Mittel der einzelnen Stunden berechnet und, was vorzüglich anzuerkennen ist, bei allen einzelnen Beobachtungen die Elasticität des in der Atmosphäre befindlichen Wasserdampfes unmittelbar aus den Angaben des Psychrometers berechnet, so daſs die Veränderungen der Atmosphäre der trockenen Luft von denen der Dampfatmosphäre gesondert werden können. Die Schrift No. 1. enthält die vom Jahr 1822 — 1834 von Hrn. *Wisniewsky* in Petersburg angestellten Beobachtungen täglich dreimal zu den Manheimer Stunden 7. 2. 9. Ueberall ist die Berechnung nach neuem Stil und es ist zu hoffen, daſs bei der Bekanntmachung der Be-

obachtungsjournale anderer Orte diefs beibehalten werde, weil sonst bei vergleichenden Untersuchungen immer die Berechnung von Neuen zu unternehmen ist. Da von Moscau, Tambow, Kasan, Tobolsk, Irkutzk, Archangel, Odessa, Sebastopol und Nicolajeff längere Beobachtungsreihen vorhanden sind, das Bekanntmachen bereits vorhandener Journale der Wissenschaft aber eben so förderlich ist als die Anstellung neuer Beobachtungen, so darf man hoffen, dafs die Petersburger Akademie in dem mit der Herausgabe des Wisniewskyschen Beobachtungsjournales begonnenen Unternehmen fortfahren wird und dafs sie auf diese Weise das bereits für die Klimatologie Rufslands vorhandene Material eben so zugänglich machen wird, als das Bergwerksinstitut auf seine Vervollständigung und Erweiterung bedacht ist.

Unter den Fürsten, deren Namen man immer begegnet, wenn von Förderung eines wissenschaftlichen oder künstlerichen Unternehmens die Rede ist, nimmt der jüngst verstorbene König von Dänemark einen der ersten Plätze ein. Das schützende Interesse, welches er der Astronomie zuwendete, wird stets in anerkennender dankbarer Erinnerung bei denen bleiben, welche diese Wissenschaft pflegen. Aber auch die Meteorologie verdankt ihm viel. Durch seine Munificenz wurde Prof. *Schouw* in Stand gesetzt zu wiederholten Malen mehrjährige Reisen nach Italien zu unternehmen, deren wichtige Ergebnisse er in dem im Jahr 1839 erschienenen unter No. 11. angeführten Tableau du Climat de l'Italie niedergelegt hat. Ihm verdankt die Akademie von Copenhagen die Mittel, das von dem unvergefslichen Churfürsten Carl Theodor von der Pfalz durch Stiftung der Mannheimer Societät über die Erde verbreitete Beobachtungsnetz wiederum an einzelnen Punkten verschiedener Zonen anzuknüpfen: die unter No. 4. angeführten Collectanea Meteorologica liefern in ihrem zweiten Bande vollständige vierzehnjährige Beobachtungen aus Island mit Instrumenten angestellt, welche mit denen der Societät verglichen wurden. Für den dritten Band ist ein ebenso wichtiger Beitrag bestimmt, vierjährige Beobachtungen in Christiansborg an der Küste von Guinea, das Vermächtnifs der Doktoren *Trentepohl* und *Chenon*, welche jenem furchtbaren Klima erlagen. Welche pecuniären Opfer aber selbst mit der Herausgabe solcher Journale verbunden sind, geht einfach daraus hervor, dafs von den zu Anfang dieser Anzeige zusammengestellten Werken auf Bibliotheken deutscher Universitäten wohl selten ein einziges vorhanden ist, wenn es nicht etwa von den Herausgebern geschenkt wurde, wahrscheinlich, weil man ihre Anschaffung für einen unnöthigen Luxus hält.

Die Ueberschriften der folgenden Werke zeigen, dafs die Herausgabe selbst jährlicher Uebersichten in Deutschland nur möglich ist, wenn ein Verein von Männern vom Fach oder eines verwandten Zweiges der Naturwissenschaften sie übernimmt. So ist es in Sachsen der statistische Verein, in Würtemberg der landwirthschaftliche, in Böhmen die patriotische ökonomische Gesellschaft, in Zürich die naturforschende Gesellschaft, welche sich dieses Verdienst erwerben, und zwar sind es mit Ausnahme von Zürich nur die Resumés, welche bekannt gemacht werden. Von dem auf *Goethe's* Veranlassung im Grofsherzogthum Weimar gestifteten Verein sind, so viel mir bekannt ist, nur fünf Jahrgänge des Beobachtungsjournale bekannt gemacht worden, die Meteorologie mufs sich daher der Leopoldinisch Carolinischen Akademie sehr verpflichtet fühlen, dafs sie dem unter 7) erwähnten Beobachtungsjournal der Sternwarte von Jena bereits in drei Jahrgängen einen Platz in ihren Abhandlungen gewährt hat.

Das längste Beobachtungsjournal ist das von *Zallinger* in Innsbruck geführte. Es umfafst 52 Jahre. Die dem Journale vorgedruckte Lebensbeschreibung dreier Männer aus dieser in Tyrol sehr populären Familie mag seine Herausgabe erleichtert haben. Uebrigens mufs bemerkt werden, dafs die älteren Jahrgänge desselben geringeres Vertrauen verdienen als die späteren, denn ich habe durch eine Vergleichung mit gleichzeitigen Beobachtungen an benachbarten Orten gefunden, dafs wenigstens in den Jahren 1790—1793 die Wärmemittel entschieden zu hoch sind.

Hingegen sind die Beobachtungen der langen Reihe von Regensburg vom Jahr 1774—1834 nach meinen damit angestellten Vergleichungen mit gleichzeitigen Beobachtungen durchaus zuverlässig; wenn daher auch die vortreffliche Bearbeitung derselben (No. 8) von Hrn. v. *Schmöger* an sich schon ein höchst werthvoller Beitrag für die Wissenschaft ist, so kann sie doch nicht für die Mittheilung des Journals selbst entschädigen. Wenn man bedenkt, dafs diese Beobachtungen

von *Steiglehner* begonnen und von *Placidus Heinrich* 45 Jahr lang fortgesetzt wurden, daſs die von diesen tüchtigen Naturforschern gebrauchten Instrumente durch Vergleichung mit neuen von durchaus zuverlässiger Construction sich bewährt haben, so möchte man es für eine Ehrensache der bairischen Gelehrten ansehn, ein solches Document der Nachwelt zu erhalten und seine Publication auf irgend welche Weise durchzusetzen. Aber leider ist bei Unternehmungen der Art wenig auf eine Unterstützung von Seiten des gröſseren Publicums zu rechnen, denn bei solchen Gelegenheiten wird man immer lebhaft an *Jean Paul* erinnert, der, als von der Gründung eines Denkmals für einen berühmten Deutschen die Rede war, vorschlug, vermittelst der in Deutschland zusammenkommenden Beiträge einen Mann nach England betteln zu schicken, um die erforderliche Summe zu erhalten.

Das von *Schübler* in Würtemberg erweckte Interesse für Meteorologie ist mit seinem Tode nicht erloschen. Die von *Plieninger* fortgesetzten Jahresberichte zeichnen sich eben so durch Vollständigkeit der Data, wie durch übersichtliche Zusammenstellung der sich aus ihnen ergebenden Schlüsse aus. Man kann sie in Plan und Ausführung musterhaft nennen. Der Jahresbericht von 1834 enthält auſserdem eine höchst schätzenswerthe Uebersicht drei und vierzigjähriger Beobachtungen von Stuttgart, welche mit dem Jahr 1792 beginnen. Auch ist es mit Dank anzuerkennen, daſs nach *v. Hoff's* Tode in den beigefügten Chroniken jedes Jahres alles meteorologisch Bemerkenswerthe auch von andern Orten aufgezeichnet wird, eine Sitte, welche *Howards* Climate of London zu einer so reichen Fundgrube wichtiger Notizen macht. Da aber die atmosphärischen Verhältnisse in den auf einander folgenden Formen des organischen Lebens ihr Gegenbild haben, so muſs man noch mit besonderer Anerkennung erwähnen, daſs in *Plieningers* Uebersichten Blüthenzeit und Fruchtreife, so wie Ankunft der Zugvögel von den verschiedenen Orten des Beobachtungstermins sorgfältig berichtet werden, welches bei der gebirgigen Lage zu interessanten Schlüssen über den Einfluſs der Höhe auf diese Verhältnisse führt. Die Centralstation bildet Stuttgart. Die übrigen Beobachtungsstationen sind: Wangen, Ludwigsburg, Schönthal, Westheim, Roſsfeld, Giengen, Schwenningen, Issny, Tuttlingen, Sigmaringen, Weingarten, Endingen, Pfullingen, Biberach, Schussenried, Winnenden, Rechenberg, Friedrichshafen.

Lernen wir durch den Schwäbischen Verein die klimatischen Verhältnisse des süddeutschen Plateaus kennen, so erhalten wir in den Schriften der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Böhmen fast eben so vollständige Data zur Kenntniſs dieses Kessellandes. Die Centralanstalt ist Prag, die übrigen Stationen folgende: Hohenelbe, Tabor, Saaz, Hohenfurth, Rotenhaus, Eger, Königgrätz, Rumburg, Landskron, Schüttenitz, Zlonitz, Tetschen, Smetschna, Neu Bistritz, Deutschbrod, Marienbad, Turtsch, Budweis, Tepl, Rehberg, St. Peter, Seelau, Krumau, Leitmeritz, Brzezina, Schüttenhofen, Schluckenau, Zbirow, Kuttenplan.

(Der Beschluſs folgt.)

LXVII.

Application de l'Algèbre à la Géométrie, par M. Bourdon, Inspecteur général des études, examinateur pour l'admission aux écoles royales polytechnique, militaire, de la marine, forestière etc. Ouvrage adopté par l'Université. Cinquième édition. Bruxelles 1838. 511 *Seiten.* 8.

Dieses Lehrbuch ist zur Vorbereitung für den Eintritt in die polytechnische und andere auf dem Titel genannte Schulen bestimmt, und wie sehr es benutzt wird, zeigt das Erscheinen einer fünften theilweise verbesserten Auflage, der noch ein Nachdruck in Brüssel gefolgt ist. Auch ist das Buch in der That sehr faſslich geschrieben; Begriffe und Methoden werden darin mit groſser Sorgfalt und Umsicht erläutert, zahlreiche Beispiele mit einer Ausführlichkeit behandelt, welche einerseits kein Mittelglied in Schlüssen und Rechnungen überspringt, andererseits aber auch unnöthige Wiederholung und überhaupt Leerheit zu meiden versteht. Ref. erinnert sich keines Lehrbuches, dessen Darstellung einem mündlichen Vortrage näher käme, als die des vorliegenden, und zweifelt daher nicht, daſs ein besonnener Leser, wenn er nur die Algebra bis zur Auflösung quadratischer Gleichungen nebst den wesentlichen Elementar-Sätzen der Planimetrie und Stereometrie inne hat, sich in diesem Lehrbuche ohne anderweitige Hülfe zurecht finden, und daraus viele Fertigkeit in Anwendung der Algebra auf Geometrie gewinnen kann.

In der Einleitung wird das Geschäft, geometrische Aufgaben algebraisch zu lösen, in folgende Abtheilungen zerfällt: 1. Die Aufgabe in Gleichung zu setzen. 2. Diese Gleichung (oder diese Gleichungen, wenn mehrere unbekannte Gröſsen vorliegen) aufzulösen. 3. Die gefundenen Werthe zu construiren oder in Linien auszudrücken. Hierzu kommt häufig noch eine vierte Abtheilung, die „discussion des problèmes", welcher nachher ein

besonderes Capitel gewidmet wird. Zunächst beginnt der Vortrag mit der dritten dieser Abtheilungen, weil die darin liegende Aufgabe durch einige einfache Regeln allgemein erledigt wird. Diese betreffen die Construction von rationalen Ausdrücken und deren Quadratwurzeln; mehr zusammengesetzter Ausdrücke, wie z. B. (wenn a, b, c Linien bedeuten) $\sqrt{a^2+\sqrt{b^4+c^4}}$, $a\sqrt[4]{\frac{b}{c}}$, $a\sqrt[8]{\frac{b}{c}}$, u. s. f., deren Construction freilich nur wiederholte Anwendung desselben Verfahrens fordert, hätte noch kurz erwähnt werden können. Das Lehrbuch geht hierauf zu einigen den Kreis und die gerade Linie betreffenden Aufgaben über, an welche die „Interprétation des résultats négatifs" geknüpft wird. Diese Deutung wird zunächst an einigen Beispielen unternommen und geht dahin, dafs ein negatives Resultat die Berichtigung einer vorläufig angenommenen unrichtigen Voraussetzung in Betreff der Lage eines gesuchten Punktes enthalte. In einer Anmerkung wird noch hinzugefügt und an einem Beispiele erläutert, dafs eine unrichtige Voraussetzung der Lage des gesuchten Punktes, auch wenn derselbe wirklich vorhanden ist, nicht blos auf ein negatives, sondern sogar auf ein imaginäres Resultat führen könne. So sorgfältig auch dieser Abschnitt, gleich allen übrigen, ausgearbeitet ist, so findet Ref. doch die darin vorgetragene Ansicht nicht ganz treffend. Es stände sehr übel um die Anwendung der Algebra auf Geometrie, wenn es dabei nöthig wäre, von einer einseitigen oder gar unrichtigen Voraussetzung auszugehen; man vermag nicht einzusehen, woher dann die Berichtigung eines Fehlers kommen sollte, der schon in die Gleichung gelegt wäre. Das Wahre ist vielmehr, dafs die Gleichung so angelegt werden mufs, dafs sie auf alle vorläufig denkbaren Lagen des gesuchten Punktes zugleich passe; nur dadurch trägt sie, weil von jeder willkürlichen Voraussetzung unabhängig, in sich selbst die Bürgschaft ihrer Richtigkeit. Namentlich kann man bei solcher Anlage der Rechnung niemals ein imaginäres Resultat in Fällen erhalten, welche ein reelles zulassen. Das in dieser Hinsicht (S. 32) aufgestellte Beispiel beweist nur, dafs man nicht willkürlich $x-a$ anstatt $a-x$ schreiben darf, wie dort blos in der zwar nicht ausgesprochenen, aber unzweifelhaft vorgestellten Absicht geschieht, den durch $a-x$ ausgedrückten Abstand, welcher bei der vorläufig angenommenen Lage des gesuchten Punktes negativ ausfallen würde, nur seinem positiven Werthe nach in Rechnung zu bringen. Nun müfste aber bemerkt werden, dafs alsdann bei einer anderen Voraussetzung der Lage des gesuchten Punktes $x-a$ negativ sein, also wieder mit $a-x$ vertauscht werden müfste; hierin liegt ein Mangel an Consequenz, der nicht geeignet ist, die Bedeutung des Negativen gehörig aufzuklären. Vielmehr mufsten, dem wahren Sinne der Aufgabe gemäfs, alle darin vorkommenden Abstände mit ihren Zeichen in Rechnung gebracht werden, deren geometrische Deutung keiner Schwierigkeit unterliegt. Das im Buche der Deutung des Negativen zu Grunde gelegte Princip reicht jedoch schon bei diesem Beispiele nicht aus. Im Wesentlichen sagt das Lehrbuch nur, dafs Abschnitte einer geraden Linie, die von einem gemeinsamen Anfangspunkte ausgehen, in der Rechnung als positiv oder negativ erscheinen, je nachdem sie auf der einen oder der anderen Seite des Anfangspunktes liegen. Was aber von Abschnitten gelten soll, die gerade nicht in jenem Punkte anfangen, wird nicht gesagt. Ref. hält die Einmischung eines festen Anfangspunktes, wenn es sich um allgemeine Deutung der Vorzeichen handelt, für entbehrlich, sogar für störend. Man hat sich an dieselbe durch den Gebrauch der Coordinaten allzusehr gewöhnt, als ob erst bei diesen der Gegensatz zwischen positiv und negativ in der Geometrie zum Vorschein käme. Aber die einfache und ursprüngliche Bestimmung, auf welche es hier ankommt, besteht lediglich darin, dafs zu unterscheiden ist, ob eine Linie *AB* beschrieben wird (oder als beschrieben gedacht wird) durch Bewegung von *A* nach *B* oder von *B* nach *A*. Aus dieser hier freilich nicht weiter zu entwickelnden Auffassung ergeben sich die im Buche enthaltenen Sätze als Folgerungen, bedingt durch die noch hinzukommende Annahme eines festen Anfangspunktes. Nach diesen Bemerkungen, deren Ausführung vielleicht durch die Wichtigkeit des Gegenstandes, oder durch die Verbreitung einer unzureichenden Ansicht von demselben, bei denjenigen Lesern dieser Anzeige sich rechtfertigt, welche an dem Elementaren in der Mathematik Interesse nehmen, will Refer. in Betreff des Uebrigen sich um so kürzer fassen.

Es folgt nunmehr im Lehrbuche die schon erwähnte „discussion des problèmes", unter welcher eine nähere Prüfung der Endformeln zu verstehen ist, die erfordert wird theils um zur Kenntnifs *aller* Lösungen einer Aufgabe zu gelangen, theils um Bedingungen für die Möglichkeit der Aufgabe nicht zu übersehen, welche sich oft nicht vorher erkennen, immer aber aus der Rechnung finden lassen. Die ausdrückliche Hervorhebung dieses Theils der Untersuchung ist etwas sehr Wesentliches. Nach diesen mehr die Methode angehenden Ausführungen wird zuerst die ebene Trigonometrie vorgetragen, sodann die sphärische. Von dieser erhält man jedoch nur einen kurzen Abrifs, der auch zu viele geometrische Hülfsätze in Anspruch nimmt, indem er namentlich das Polar-Dreieck aus der Geometrie entlehnt und für die Rechnung benutzt, anstatt es folgerechter aus den trigonometrischen Grundformeln herzuleiten. Dadurch wäre selbst der bei diesem Abschnitte beabsichtigten Kürze nur wenig Eintrag geschehen. Hiermit schliefst die erste Abtheilung des Werkes; die zweite lehrt zunächst den Gebrauch der Coordinaten in der Ebene, und wendet diese besonders auf nähere Untersuchung der Curven zweiten Grades an; die dritte behandelt die Coordinaten im Raume, ihre Verwandlung, ihren Gebrauch in der Theorie der geraden Linie, der Ebene und der Flächen zweiten Grades, an welche Gegenstände noch manche lehrreiche Ausführungen geknüpt sind. Das Werk ist ein zuverlässiger und empfehlenswerther Führer durch diese Gebiete der Mathematik, welche es in beträchtlichem Umfange kennen lehrt, ohne jedoch auf neuere Untersuchungen, wie sie von Poncelet, Steiner u. A. namentlich über Kegelschnitte angestellt sind, Rücksicht zu nehmen.

Ferd. Minding.

№ 109.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1840.

Meteorologische Monographien.

(Schlufs.)

Diese Stationen gehen unmittelbar über in die des sächsischen Vereins, dessen Beobachtungen der zu früh verstorbene *Lohrmann* in der unter No. 6 angeführten Schrift in den monatlichen und jährlichen Mitteln mitgetheilt hat. Die Beobachtungsstationen desselben sind: Dresden, Freiberg, Zittau, Ober-Wiesenthal, Wesenstein. Hingegen scheint Schlesien für Meteorologie noch längere Zeit eine terra incognita bleiben zu sollen, da die auf Veranlassung des Vereins für vaterländische Kultur angestellten Beobachtungen wahrscheinlich nicht zur Veröffentlichung bestimmt sind. Durch die Combination solcher Vorarbeiten, wie die erwähnten, werden erst Werke möglich, wie das von *Schouw* über Italien, auf welches wir in einer besonderen Anzeige zurückkommen werden.

Ein Verbindungsglied zwischen Böhmen und Würtemberg bildet das in Baiern neuerdings begonnene Unternehmen gleichzeitiger Beobachtungen, worüber Hr. *Lamont* in dem unter 13) angeführten Jahrbuch die ersten Berichte mittheilt. Die Beobachtungsorte sind: Aschaffenburg 1833—1838, Amberg, Herzogenaurach October 1829—1838, Hof 1833—1839, Passau 1838, 39.

Für die Güte der Beobachtungen von Basel (No. 10) bürgt der Name von *Merian*. Endlich führen wir No. 15. an, als Beweis, dafs auch Griechenland sich der naturwissenschaftlichen Richtung der neuern Zeit bereits thätig anschliefst.

Die Schrift No. 16 ist veranlafst durch Hrn. *v. Baers* Arbeit über das Klima von Sitcha. Da man das Heft des Journals der geographischen Gesellschaft in London für 5 Schilling haben kann, so wird dieses Memoir denen willkommen sein, denen die kostspieligen Originale der Parryschen Reise nicht zu Gebote stehen.

Der erste Band der Memoiren der im Jahr 1813 gestifteten meteorologischen Societät in London enthält zunächst eine graphische Darstellung der meteorologischen Beobachtungen von 8 Orten in England mit den Zahlenwerthen für die Mittel, aufserdem aber auch Beobachtungen von aufsereuropäischen Orten, wie z. B. York in Westaustralien, vieljährige Mittel von Cheltenham und vieljährige Extreme von London und Thetford. Es ist zu wünschen, dafs auf die Redaction dieser Retrospects künftig mehr Sorgfalt verwendet werde, denn wie können Beobachtungen Vertrauen finde, bei welchen Monate lang die niedrigste Wärme bedeutender ist als die mittlere.

No. 18 ist eine Fortsetzung der langen Reihe von Beobachtungen des verdienten *Herrenschneider*. Ob *Schuster's* résumé des observations météorologiques faites à Metz pendant une période de dix années, 1825—1835, welche im 10ten Bande der Mémoires de l'Académie Royale des Sciences de Metz erschienen sind, auch besonders in den Buchhandel gekommen ist, kann ich nicht angeben.

Schliefslich mag noch bemerkt werden, dafs die in neuerer Zeit in Belgien gleichzeitig angestellten Beobachtungen von Brüssel, Mastrich, Lüttich, Löwen, Alost in den Bulletins und Memoiren der Brüsseler Akademie so wie in den Annalen der dasigen Sternwarte bekannt gemacht werden, und dafs eine Bearbeitung des reichen in Holland aufgehäuften Materials von Hrn. *Wenckebach* zu erwarten ist, wovon der erste Theil unter dem Titel: Uitkomsten uit in Nederland gedane weerkundige Waarnemingen in dem 5ten Theile des Natuur en Scheikundig Archief 1837 bereits erschienen ist.

Dafs das Journal of the Asiatic Society of Bengal, in welchem *Prinsep* sein eignes, in Calcutta geführtes Journal veröffentlichte, auch nach seiner Rückkehr nach England in meteorologischer Beziehung eine

Fundgrube für die verschiedensten Gegenden Hindostans bleiben werde, ist kaum zu hoffen, da ein Mann, der, wie Prinsep, mit gleichem Erfolge antiquarische Studien mit physikalischen Arbeiten verbindet, zu den seltensten Erscheinungen gehört.

H. W. Dove.

LVXIII.

Denkwürdigkeiten aus den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben durch Friedrich Hurter. Schaffhausen, 1840. *Hurter'sche Buchhandlung. XIV u.* 239 *S.* 12.

Dem oberflächlichen Sinn ist ein geschichtliches Ereignifs nur in seinem Allgemeinen und hauptsächlich durch seine Folgen wichtig; er begnügt sich, dasselbe im Groben und Ganzen aufzufassen, ohne sich um das Detail viel zu kümmern. Der tieferen Geschichtsbetrachtung aber ist ein Ereignifs auch wegen seiner innern Besonderheit wichtig, und die gründliche Erforschung der Wahrheit darf auch die kleinsten Umstände nicht verschmähen, deren genauere Kenntnifs erst das eigenthümliche Leben der Thatsachen ist, und jemehr diese um ihrer selbst willen bedeuten und ansprechen, um so reicher und klarer wird die Geschichtseinsicht. Daher können wir Beiträge zur Aufhellung geschichtlicher Vorgänge nicht defshalb als unerhebliche abweisen, weil das Einzelne nicht so genau zu wissen nöthig sei. Aufserdem fordert es auch die Gerechtigkeit, dafs wir in den Ereignissen den verschiedenen Antheil der darin Thätigen weder achtlos verschweigen noch willkürlich durcheinanderwerfen, sondern im Gegentheil denselben unterscheidend hervorheben; der Pflicht und Würde des Geschichtschreibers ist es gemäfs, nicht nur Bewahrer, sondern auch Erforscher und nöthigenfalls Hersteller des Rufes zu sein, der die Namen der Menschen begleitet, des guten wie des schlechten, und jede Rechtfertigung wie jedes Strafwort — gehe das Urtheil auch in noch so ferne Vergangenheit zurück — ist eine Genugthuung für die Todten wie für das lebendige Geschlecht.

Unter solchem Gesichtspunkt mögen wir auch die hier dargebotene Sammlung kleiner Denkwürdigkeiten mit einiger Gunst aufnehmen, sofern dabei der gute Willen, manche geschichtliche Umstände näher zu beleuchten, offenbar vorherrscht. Ueber den guten Willen hinaus finden wir freilich nicht viel zu loben, der Ertrag, den wir gewinnen können, ist fast nur das Gegentheil dessen, den man uns zu bieten meint. Verfasser und Herausgeber wecken uns kein grofses Vertrauen in ihre Einsicht und Kritik. Als Verfasser der vorzüglichsten dieser Aufsätze wird einer jener diplomatischen Agenten angedeutet, die sonst häufiger als jetzt in den Geschäften mitliefen, im Staatsdienste grofser Mächte selten das Dunkel der untern Regionen verliefsen, in kleinern Staaten aber durch erlangte Titel und Würden leicht in äufserliches Ansehn kamen. Von ihm, dessen Namen er doch aus Rücksicht verschweigt, sagt der Herausgeber: „Er war geistreich, gebildet, hatte viel gelesen, besafs eben so grofse Menschenkenntnifs als Gewandtheit." Leider zeugen die Aufsätze selbst ganz anders! Seine geheimen Aufschlüsse und merkwürdigen Anekdoten sind von der zweifelhaftesten Beschaffenheit, und stellen seine Welt- und Menschenkenntnifs erstaunlich blofs. Gleich die in der Vorrede beispielsweise eingeschaltete Anekdote, von einem gewissen Wegener, der in Holstein den Anschlag zur Entthronung Peters des Dritten erfahren und nach St. Petersburg gemeldet haben soll, dafür aber nach dem wirklich erfolgten Sturze des Kaisers verfolgt und gefangen gesetzt und nur unter der Bedingung wieder freigelassen wird, dafs er seine nach England geretteten Papiere nicht veröffentlicht, — diese Anekdote, welche dem Herausgeber das bestimmteste Gepräge der Glaubwürdigkeit an sich trägt, erscheint uns als eine sehr unverbürgte, von der wir allenfalls nur den schliesslich erwähnten Umstand ohne weiteres gelten lassen, dafs der Grofsfürst Paul auf seiner Reise zu Frankfurt am Main den als Anhänger seines Vaters ihm bekannten oder bezeichneten Wegener freundlich angeredet habe. Doch der Herausgeber hat einmal die beste Meinung von seinem Gewährsmann, der seinerseits leider seine besten Sachen aus der allerschlechtesten Quelle schöpft, nämlich aus der gemeinsten und dabei wahnvollsten Kundschafterei, die wir durch einen der mitgetheilten Aufsätze in ihrer ganzen Erbärmlichkeit kennen lernen.

Die Sammlung enthält acht Stücke, die wir einzeln kürzlich betrachten wollen.

1. *Mainz. — Eikemeyer. — Der Gesandte von Stein. — Schleufsinger* (1792). Die Uebergabe von

Mainz an die Franzosen unter Custine im Anfange des Revolutionskrieges war ein so unerwartetes und schreckendes Ereignifs, dafs man, wie gewöhnlich in solchen Fällen, die grundlosesten Erdichtungen und falschesten Beschuldigungen zu Hülfe nahm, um das Unbegreifliche zu erklären. Eine solche Anklage des Verraths traf nicht nur im Allgemeinen die Freiheitsfreunde, welche Mainz in grofser Zahl hegte und aus denen nachher die Klubbisten hervorgingen, sondern namentlich den mainzischen Oberstlieutenant Eickemeyer, der als Ingenieur vom Platz die Vertheidigung gehindert und die Uebergabe bewirkt haben sollte. Von dieser längst widerlegten Beschuldigung wird auch hier zwar Eickemeyer nach Gebühr freigesprochen, dagegen soll nun der damalige preufsische Resident in Mainz, Freiherr vom Stein, die Verrätherrolle übernehmen. Wie man diesen Stein mit seinem jüngeren Bruder, dem berühmten preufsischen Staatsminister, noch verwechseln kann, ist kaum begreiflich, da sogar das Vorwort zu diesem Aufsatze die Brüder genau herzählt und unterscheidet, und jener Resident auch sonst in deutschen Ueberlieferungen öfters erwähnt und z. B. in Goethe's Champagne bestimmt als der ältere bezeichnet wird. Von Franzosenhafs bis zur Wuth erfüllt, übte er in Mainz mit durchgreifendem Ansehn den gröfsten Einflufs, drang beim Annahen des Feindes mit stürmischem Begehren darauf, dafs wirklich Galgen aufgerichtet wurden für diejenigen, die von Uebergabe sprechen würden; als aber die Franzosen darauf die Stadt eingeschlossen, und der Gouverneur derselben, Freiherr von Gymnich, seine Generale, den Grafen von Hatzfeldt, die Freiherren von Faber und von Rüdt, und Andere, unter denen auch Stein mit besonderem Ansehn figurirte, zum Kriegsrath berufen hatte, rieth allein Eickemeyer zur Vertheidigung, alle Andern stimmten für die Uebergabe, und Stein selbst erklärte sich entschieden zu dieser Meinung. Solchen Widerspruch gegen sein früheres Benehmen erklärt unsre Denkschrift nun so: Stein habe von seinen gleichgesinnten Vertrauten im preufsischen Kabinet die Weisung gehabt, Mainz in Custine's Hände zu spielen, weil es keines geringeren Mittels, als des Verlustes einer so wichtigen Reichsfestung, bedürfe, um Preufsen zur ferneren Theilnahme am Kriege aufzureizen, und ihm die Wiedereroberung als eine Ehrensache vorzustellen! Wir bekennen, dafs wir solche Faselei nicht der Widerlegung werth achten; die Ursachen so plötzlicher und vollständiger Sinnesänderung sind nicht so weit herzuholen, sie liegen in der Beschaffenheit der Vorgänge selbst, in dem ungeheuern Abstande verblendeter Leidenschaft und unabweisbarer Wirklichkeit, wo für letztere, jemehr sich die Kraft der Seele in Einbildungen erschöpft hat, um so weniger zum Handeln übrig bleibt. Diese Erscheinung hat sich seitdem oft genug vor unsern Augen wiederholt, und wir brauchen keine abentheuerlichen Anklagen zu Hülfe zu rufen, wo die einfachen Thatsachen laut genug sprechen. Was für ein Zustand aber in Mainz herrschte, welcher Hof, welche Regierung dort gewirthschaftet hatte, welches Kriegswesen vorhanden war, welche Menschen die ersten Stellen oder Gunst und Einflufs hatten, das wird auch in unsrer Denkschrift angedeutet, wiewohl bei weitem nicht genügend ausgemahlt. Eine vollständige Schilderung, zu welcher die Farben theilweise schon wohlbereitet daliegen, würde ein werthvolles Geschenk für die deutsche Geschichte sein, welche überhaupt die scharfe und umständliche Betrachtung vaterländischer Schmach und Unglücks weniger verabsäumen sollte, indem grade diese Ereignisse die lehrreichsten Schätze bieten. Wollte eine gewandte Feder, gleichsam zum Gegenstück von Guhrauer's vortrefflichem „Kurmainz im Jahre 1672", uns eine Darstellung „Mainz im Jahre 1792", liefern, wo sich die Geschichte des dortigen Umschwunges, der Klubbisten, und der nachherigen Belagerung an das Gemählde des früheren Hofes anschlösse, so dürfte gewifs ein für Gesinnung und Urtheil höchst fruchtbares Werk zu erwarten stehen. Unsre Denkschrift hätte dabei manche Berichtigung zu erfahren. So war z. B. Eickemeyer kein armer Knabe, der sein äufseres Glück ganz dem Kurfürsten dankte, sondern der Sohn eines Obersten und Kriegsraths, wobei noch zu bemerken ist, dafs überhaupt Ingenieur-Offiziere nicht leicht in dem Verdacht stehen, mehr durch Gunst als durch Verdienst aufzusteigen. Gab Eickemeyer's nachheriger Uebertritt in französische Dienste, wo er General wurde, seinen Gegnern den erwünschten Anlafs, ihm ein schon früheres Einverständnifs mit den Franzosen aufzubürden, so mochte auch Stein eifrigst in diese Beschuldigung einstimmen, ohne dazu diejenigen Triebfedern zu haben, welche die Denkschrift ihm andichtet. Denn seine eigne angebliche Verrätherei, deren oben erwähnt worden, und die ein verabschiede-

ter preufsischer Lieutenant Schleufsinger zur umständlichen Anklage gegen ihn machte und bei dem Könige selbst anzubringen dreist genug war, gehört offenbar unter die albernen Mährchen, welche ränkesüchtiger Müfsiggang ausheckt, und bei der Leichtgläubigkeit geltend macht. Dafs der Landgraf von Hessen-Homburg mit menschenfreundlichem Eifer sich des verhafteten Schleufsinger habe annehmen wollen, aber von dem General von Kalkstein berathen worden, sich lieber nicht in diese Sache zu mischen, dürfte in der ganzen Erzählung das allein Zuverläfsige sein. —

2. *Georg List.* (1796). Wir kommen hier zu dem Haupthelden unseres Buches. Ein pfälzischer Hofkammerrath, der sich auf gewaltthätige Weise gegen Bedrückungen auflehnte, kommt deshalb aus dem Dienst, wird Handelskommis in Lindau, dann in Basel Kassier des Handlungshauses Preiswerk, welches während des Krieges durch Vermittlung des Briefwechsels und sonstigen Verkehrs zwischen Deutschland und Frankreich grofsen Vortheil und auf beiden Seiten vielen Dank erwarb. Dieser Mann hatte den Hang, sich überall mit unberufener Thätigkeit einzumischen, machte in Basel die französische Sache zu der seinigen, bezüchtigte den ersten Bürgermeister, seine Stimme auf der Tagsatzung österreichischem Gelde verkauft zu haben, und als er dafür einer Tracht Schläge nicht entgehen können, wufste er seiner Freiheits- und Gleichheitswuth keine Gränzen mehr. In einer Apotheke bei einem Glase Schnaps wurden dem Sekretair des österreichischen Gesandten die Geheimnisse der Depeschen entlockt, und, in Folge der Mittheilungen, welche unser List nach Hüningen an den Volksrepräsentanten Merlin von Thionville sandte, ein schon beschlossener Rheinübergang der Oesterreicher unter Wurmser durch die französische Wachsamkeit verhindert. Noch andre solche Einwirkungen werden aufgezählt. Der Verfasser der Denkschrift rühmt sich, dafs er, während List von männiglich wegen seines Treibens gehafst und verachtet war, sich an ihn angeschlossen, ihm übereinstimmende Gesinnungen geheuchelt, und viele wichtige, geheime Nachrichten durch ihn erfahren habe, wobei er sich denn nicht enthalten mag, auszurufen: „Pfui, über das Diplomaten-Handwerk!" Allerdings: Pfui! doch nicht über das Handwerk, sondern über die Leute, die dasselbe schänden! Solche laurende Lumpen, wie jener List, und solche dienstbeflissene Schwachköpfe, wie unser Verfasser, möchten ihrem so geringen als nutzlosen, und schon darum schädlichen Treiben gern den Anschein einer politischen Wichtigkeit geben, von der doch gerade ihr Treiben sie meistens ausschliefst; denn der Mangel an Gesinnung, die auch von den untersten Stufen her Grofses wirken und dadurch den höchsten naherücken kann, läfst sich durch nichts gutmachen. Dafs auch auf den obersten Stufen dieser Mangel vorkommt, wer wird das läugnen? aber auf den selbstgewählten dunkeln und untern ist er heimisch; unser Verfasser scheint zwar den Franzosen anzuhängen, allein näher betrachtet erweist sich sein Wesen nur als karakterlose Geschäftigkeit, wie er denn später in Strafsburg eine Apotheke errichtete, dann daselbst Regierungskommissär, hierauf in Speier Fabrikant wurde, und endlich als Commis eines Kriegskommissärs im Jahre 1805 in einem Feldspitale starb. Die ganze Erbärmlichkeit seiner Spürerei und Meinungen entfaltet sich den Augen im nächsten Aufsatz.

3. *Poteratz. — Condé. — Enghien* (1797). Hier treiben Zwischenträger aller Art, hohen und niedern Standes, bezahlte und unbezahlte, ihr geheimes Wesen, und meinen in ihren schmutzigen Taschen die grofsen Weltbegebenheiten zu haben! Sie erfinden Anschläge, sie erlangen Eintritt und Gehör bei den Mächtigen; für den Verrath, den sie bringen, gehen sie mit einem andern, den sie empfangen, wieder ab, sie spielen mit Leben und Ehre, aber ein grofses Ereignifs wird sie belohnen, alles ist vorbereitet, der Schlag wird geschehen, — doch er unterbleibt, höchstens werden ein paar Leute eingesteckt oder erschossen, und die Geschichte strömt ihre Wogen nach wie vor im selbstgegrabenen Bette, das von Ränken und Umtrieben nicht verändert wird. Was unsor Autor von den geheimen Anschlägen erzählt, welche von den französischen Emigrirten, oder durch sie vermittelt von einigen Höfen ausgingen, um die Häupter der französischen Republik oder die Befehlshaber ihrer Heere für eine Gegenrevolution zu gewinnen, das ist zum Theil thatsächlich, und schon in gröfserem Umfange bekannt, als es hier mitgetheilt wird.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1840.

Denkwürdigkeiten aus den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben durch Friedrich Hurter.

(Fortsetzung.)

Royalisten schmeicheln sich den Republikanern an, Republikaner den Royalisten, und unversehens finden sie sich in doppelten Verrath verwickelt. Viel Verkehrtes und Heilloses ist in dieser Art wirklich gesponnen worden und an den Tag gekommen. Dafs aber der Marquis von Poteratz, im Jahre 1795, als geheimer Friedensagent zwischen Paris und Wien zu Basel geschäftig, daselbst mehr denn zwanzigmal von dem Prinzen von Condé und Herzog von Enghien heimlich besucht worden, und mit diesen übereingekommen sei: „Condé solle Basel überrumpeln, das republikanische Heer dann sogleich, unter dem Vorwande der verletzten schweizerischen Neutralität, ebenfalls gegen Basel vorrücken, sich mit den Emigrirten vereinigen und beide gemeinsam in Schwaben eindringen, um das ganze Land zu revolutioniren, wobei denn Ludwig der Achtzehnte nach Basel in den Gasthof zu den drei Königen gelockt und vom Balkon des Speisesaals in den Rhein geworfen werden sollte," so weit haben wir den Wahnwitz noch nicht getrieben gesehen, denn sogar das Lächerliche wird hier vom Ekelhaften erstickt! Es sind kleine, dem engen Raum von Basel angehörige Hirngespinnste, dessen Neutralität und dessen zu plündernde oder zu schonende Häuser sich als Hauptmomente darstellen. Und dieser Unsinn wird von unserm Verfasser als wahre Geschichte geglaubt, und solcherlei Dummheiten berichtet er den kleinen Höfen, deren Agent er war, und die wohl nie einen — wenn auch noch so kärglichen — Sold nutzloser verschwendet haben! Natürlich waren nur ein paar kleine Umstände schuld, dafs die Ausführung des ungeheuren Anschlags verhindert wurde, aber die Sache selbst ist dem Verfasser unzweifelhaft, und seine zuverlässige Quelle ist unser obiger Georg List, dessen verbranntes Gehirn hier in vollem Glanz erscheint! Doch Ein Umstand ist in der ganzen Erzählung, den auch wir für ächt halten, und den unser Verfasser aufrichtig mittheilt, der Umstand nämlich, dafs das französische Direktorium auf jene Eröffnungen des Marquis von Poteratz nur geantwortet hat: „Il faut lui rire au nez." *Das* können wir glauben, *das* wollen wir allenfalls einregistriren! —

4. *Die Revolution auf Malta* (1798). Einer französischen Druckschrift entlehnt, deren Seltenheit diesen Auszug rechtfertigen mag. Wir haben hier abermals einen Hergang, wo die Geschichte ihre alten verbrauchten Formen zerbricht und die Trümmer in neue, emporsteigende Bildungen einschmelzt. Hier geschah dies gewaltsamer, blutiger, verhängnifsvoller, als bei der Uebergabe von Mainz, aber durchaus ist es dasselbe Wesen, dieselben Brüche, dieselben Kräfte, die hier wie dort auftreten. Der Orden war reif, überreif und harrte des Schnitters, der Schnitter kam und die Aernte war bald vollbracht. Lehrreich ist diese Erzählung gewifs, und der Leser mufs bald erkennen, dafs die einzelnen Vorgänge, die sich hier drängen, gar nicht mehr selbstständige Bedeutung haben, sondern als ein Allgemeines zu fassen sind, wobei es gleichgültig ist, durch welcherlei besondre Werkzeuge hier das geschieht, was in keiner Weise mehr zu hindern war. Den Grofsmeister von Hompesch des Verraths anzuklagen, wäre sehr ungerecht, aber ihn für einen Mann zu erklären, der seiner Stelle nicht gewachsen war, der seine Hülfsmittel nicht in der Hand und weder allgemeinen Plan noch persönlichen Entschlufs hatte, sondern in blöder Gewohnheit an der Spitze einer grofsen Auflösung so hinlebte, — dessen wird niemand, auch auf diesen apologetischen Bericht hin, irgend Bedenken tragen.

5. *Bericht über eine Sendung an Seine König-*

liche Hoheit den Herrn Erzherzog Karl (1799). Der Bericht ist vom Alt-Landvogt David Hurter aus Schaffhausen, der mit drei andern Abgeordneten des Kantons an den Erzherzog gesandt wurde, um für die Herstellung der ehemaligen Regierung dessen Schutz und Rath zu erbitten. Sie sprachen den berühmten Hofrath von Fafsbender, einen der fähigsten Staatsmänner Oesterreichs, von unstreitig politischem Geiste, der vieles geleitet und auf vieles eingewirkt hat, dann den Erzherzog selbst, den Schultheifs von Steiger und Herrn von Haller, die sich im österreichischen Hauptquartier aufhielten, den General von Hotze, den englischen Gesandten Wickham; von Allen empfingen sie die Versicherungen des gröfsten Wohlwollens, aber sonst wenig Rath und Anhalt, man war auf politische Umbildungen gar nicht vorbereitet, hatte nur Wünsche, deren Ausführung zu übernehmen niemand sich berufen glaubte, und deren Angemessenheit schon die Wünschenden selber bezweifelten. Da hatte die Gegenseite es in allem Betreff leichter! Der vorliegende Bericht ist übrigens seinem Sachinhalte nach blofs für die besondre Geschichte Schaffhausens von einigem Interesse; für den Gang der Ereignisse liefert er höchstens eines der Bildchen, wie jeder bewegte Lebenstag deren dutzendweise entstehen läfst. Zwei angehängte Briefe des Herrn von Haller sind wegen der Gesinnung merkwürdig.

6. *Die Uebergabe von Hohentwiel* (1800). Nochmals ein Beispiel der traurigen Versunkenheit und haltungslosen Schwäche jener alten Zustände, welche gegenüber den frischen Kräften der französischen Revolution sich zu behaupten wähnten. Die Uebergabe von Hohentwiel war ohne Wichtigkeit, und erlangte nur einigen Ruf durch die grausame Strenge, mit welcher der Kommandant von Wolf höchsten Orts bestraft wurde, eine Strenge, die ganz unverhältnifsmäfsig erschien, wenn man damit die schimpfliche Lässigkeit verglich, die in Betreff der Feste selber höchsten Ortes gewaltet hatte. Wir haben den unglücklichen Mann, dem nur Irrthum und zu grofses Vertrauen in unsichre Zusagen vorzuwerfen war, nach seiner vieljährigen harten Gefangenschaft noch oft gesehen, und die Angaben, die er mittheilte, stimmen mit der vorliegenden Schilderung ziemlich überein.

7. *Die Gefängnisse zu Venedig im Jahre* 1600. Der Versicherung des Herausgebers zufolge, und auch allen innern Anzeigen nach, ein zuverlässiger, von der Hand eines hohen österreichischen Beamten abgefafster Bericht.

8. *Zur Geschichte der Illuminaten.* Eine Geschichte des in Baiern nach dem Untergange des Jesuitenordens zum Ersatz und Gegensatz durch Adam Weishaupt gestifteten, und bald über weite Länderstrecken verbreiteten Illuminatenordens wäre ohne Zweifel ein wünschenswerther Beitrag zur innern Geschichte von Deutschland, zur Sitten- und Geistesentwicklung der Nation. Allein der hier mitgetheilte Aufsatz ist nicht geeignet, diese Lücke auszufüllen, er giebt blofs einige Aufsenlinien der merkwürdigen Erscheinung, und auch diese ohne geistige Uebersicht. Das eigentliche Wirken, welches nach der Aufhebung noch fortdauerte, besonders in den persönlichen Schicksalen seiner Mitglieder, ist gar nicht oder mit grofsem Rückhalt besprochen; selbst über den Stifter Weishaupt werden mancherlei Angaben vermifst, mit denen die wichtigsten Folgen zusammenhängen. Man merkt dem Aufsatz an, dafs er in Baiern geschrieben worden, wo alles die Illuminaten Betreffende noch empfindliche, lebenzuckende Bezüge hat. Das in Wien zur Zeit des Kongresses gesagte Wort, der Illuminatenorden sei für Baiern gewesen, was der Tugendbund für Preufsen, nämlich eine Leitersprosse zum jetzigen Bestande, lassen wir dahingestellt; unser Herausgeber geht aber weiter, und meint, die Reste der Illuminaten hätten sich in den Tugendbund geworfen, welches eine so falsche Angabe als verkehrte Vorstellung ist; der Gipfel jedoch der grundlosen Einbildung und des luftigen Gespinnstes ist die Behauptung, „dafs die Neigung zu geheimen Gesellschaften, nebst deren vermehrtem Dasein, in der Schweiz aus jener Zeit sich herschreibe, wo eines der markantesten Glieder des Tugendbundes als preufsischer Gesandter dort erschienen sei, und für diesen Zweck nicht geringe Thätigkeit entwickelt habe." Diese Anspielung auf Justus von Gruner ist abermals ein Mifsgriff, und beweist nur völlige Unbekanntschaft mit der Person und Denkart dieses Mannes, der seine Bedeutung und Auszeichnung in hasserfüllter Thätigkeit gegen die Fremdherrschaft gefunden hatte, mit deren Erlöschen aber in die ruhige Bahn des Staatsdienstes einlenkte, und kein anderes Ziel mehr suchte, als dieser ihm darbieten mochte. —

Man sieht, das kleine Buch kann sehr gut dazu

dienen, allerlei historische Uebungen an ihm vorzunehmen, und sowohl die dargebotenen Stoffe neu zu behandeln, als auch die jetzige Behandlung kritisch zu beleuchten; unsre Anzeige kann zu letzterem als Einleitung gelten, möchte das erstere von Andern versucht werden! —

K. A. Varnhagen von Ense.

LXIX.

Ueber die Thunlichkeit oder Nichtthunlichkeit einer Emancipation des Katholicismus von der römischen Dictatur in Bezug auf Religionswissenschaft. Aus einem Schreiben an S. Durchlaucht Fürst Elim v. Mestchersky, Kais. Russ. Kämmerer, von Franz Baader. Nürnberg, 1839. *bei Fr. Lampe.*

Obwohl des Referenten Erwartungen von vorliegender Schrift zwar nicht ganz erfüllt worden sind, wie er unten weiter erörtern wird, so sieht er sich doch veranlafst, dieselbe anzuzeigen, weil sie ihm eine zu bedeutende Stimme aus der katholischen Kirche gegen die römische Hierarchie zu sein scheint, als dafs sie protestantischer Seits ignorirt werden könnte. Nach dem, was hier gesagt wird, befindet sich *Fr. Baader* völlig aufserhalb der katholischen Kirche, wie sie gegenwärtig besteht. Keiner wird sich defshalb wundern dürfen, wenn Rom Baader's Schriften „als nach Ketzerei riechend und verdammliche Grundsätze in sich tragend" ebenso verbietet, wie diefs bereits mit denen von *Georg Hermes* geschehen ist; denn von den seit dem tridentinischen Concil sich immer mehr versteinernden Dogmen des römischen Katholicismus haben sich alle beide, wie überhaupt alle philosophirenden Katholiken entfernt. Auch in dieser Schrift nimmt Baader sich des Hermesianismus an und erklärt hierbei, dafs es sich in diesem Streite um die Lebensfrage der deutsch-katholischen Theologie handele.

Die römische Kirche verlangt unbedingte Annahme ihrer Lehrsätze. Hiermit stand ein Streben wie das von Hermes durchaus in Widerspruch. Er hat sich nämlich zu zeigen bemüht, dafs der Beweis dem Glauben vorhergehen müsse, und dafs die Angriffe auf die Offenbarung nicht durch die angegriffene Offenbarung selbst, sondern durch die Philosophie zurückzutreiben seien, wie diefs von den berühmtesten Kirchenlehrern der früheren Zeit geschehen sei *). In seinem theologisch-philosophischen Systeme hat er mit allem Ernste die Gegensätze der Zeit zu versöhnen gesucht, indem er, durch die kritische Philosophie vorzüglich gebildet, über dieselbe vorzüglich dadurch hinauszugehen bestrebt war, dafs er ihr einen formellen Empirismus entgegenstellte, dessen Grund ein naiver Glaube an die Wahrheit des Objects ist, und welcher als solcher zwar *zur Ueberzeugung drängt, allein sie nicht wahrhaft bewirkt*, wefshalb dem glaubenden Subject das geglaubte Object ein fremdes bleibt und nicht ein im freien Selbstbewufstsein wirklich vermitteltes wird. Wäre diese Vermittelung bewirkt, so würde das System in der That ein protestantisches geworden sein; allein diefs, dafs *das Objekt, obwohl dessen Geltung anerkannt wird, doch aufserhalb des Subjects bleibt, ist gerade das katholische Moment in dem Systeme.* Hierbei ist jedoch anzuerkennen, dafs er dem absoluten Kriterium aller Wahrheit durch seine psychologische Analyse des menschlichen Bewufstseins, welche er der Kritik zur Seite stellte, und in welcher er durch Anregung von *Fichte* das Grundkriterium der metaphysischen Wahrheit gefunden zu haben glaubte, näher gerückt ist. Bei allen diesen theologisch-philosophischen Bestrebungen glaubte er aber seiner Kirche durchaus treu geblieben zu sein und in ihrem Dienste zu handeln, wie denn auch seine Schüler ihn als durchaus orthodox zu rechtfertigen gesucht haben.

Dafs Rom durch die Reprimirung solcher Bewegungen in der katholischen Kirche, wie der Hermesischen, sich selbst nur schadet und alle wirklich wissenschaftlich Strebenden nur gegen sich aufbringt, davon giebt auch vorliegende kleine Schrift den Beweis. Franz Baader scheint nämlich durch die neusten kirchlichen Ereignisse und zwar vorzüglich durch den Hermesischen Streit zu der Einsicht gekommen zu sein, dafs sich sein theologisch-philosophisches System mit dem *römischen* Katholicismus im Widerspruch befinde, und dafs dieser in geistigen Dingen sich eine Macht anmafse, welche ihm nicht zukomme. Früher hat er zwar schon Grundsätze ausgesprochen, welche eben so

---

*) Hermes, Einleitung in die christkatholische Theologie S. XIV ff.

sehr als die von Hermes den Lehren des *römischen* Katholicismus widersprechen, allein gegen denselben sich doch nicht öffentlich erheben. Offen hat er schon in seinen früheren Schriften die Nothwendigkeit einer begreifenden Einsicht der gegebenen Offenbarung behauptet, von welcher alle seligmachende Gotteserkenntnifs der vernünftigen Creatur ausgehen müsse; denn vermittelst seines lebendigen und organischen Zusammenhangs mit Gott werde der Mensch erst frei und wahrhaft über alle irdische Naturgewalt erhoben. Aber wenn aus dem *begriffenen* Glauben ein absolutes und darum seliges und seligmachendes Wissen hervorgehe, so doch nicht aus einem *erzwungenen* Glauben; denn unfreiwillig glaube Keiner, eben so wenig als Jemand gegen sein eignes unfreiwilliges Wissen glauben könne. *) Mögen solche Grundsätze auch in ihrer Schärfe nicht durchgeführt, sondern in der weiteren Durchführung seines Systems vielmehr modificirt werden und sich in einem gewissen Grade der katholischen Kirche anschliefsen, so bleibt doch immer dabei fest stehen, dafs das Princip *Dessen*, welcher sie aufstellt, nicht ein römisch-katholisches, sondern vielmehr ein protestantisches ist, und zwar in einem noch höheren Grade als das Princip von Hermes, welcher viel weniger fühlte, dafs er mit seiner Kirche nicht übereinstimmte, vielmehr durch seinen naiven Glauben mit ihr zusammenhing. Die römische Curie verfährt also durchaus inconsequent, wenn sie gegen theologische Richtungen wie die von Hermes einschreitet, dagegen die von Baader, welcher selbst auf das lebhafteste den Widerspruch, in welchem er zu ihr steht, fühlt, ruhig sich fortentwickeln läfst. Indefs wenn auch die römische Curie sich noch nicht *wider Baader* erhoben hat, so hat *er* sich doch *wider sie* erhoben. Im vorigen Jahre hat er, der Katholik, bekanntlich in einer protestantischen Zeitschrift, in der „*Evangelischen Kirchenzeitung*" (Juliheft 1838), in dem Aufsatze: „Ueber die Trennbarkeit oder Untrennbarkeit des Papstthums oder Primats vom Katholicism" die Autorität des Papstes und der Tradition angegriffen, und durch Stellen aus den berühmtesten Kirchenvätern, in welchen der Primat für eine Anmafsung, ja für ketzerisch erklärt wird, seine Behauptungen erhärtet. Was er hier gegen die Unfehlbarkeit des Papstes sagt, wird die römische Curie nicht widerlegen; denn in diesem Falle müfste sie, wie er sagt, eine Papificatio Christi nachweisen, was zu versuchen, sie doch wohl schwerlich den Muth oder vielmehr die Unbesonnenheit haben wird.

*) Vgl. Franz v. Baader Vorlesungen über die relig. Philosophie I. §. 29. 30. 53.

Nach solchen vorausgegangenen Erörterungen glaubte Ref. sich von vorliegender Schrift viel versprechen zu dürfen. Er ist zwar, was dieselbe im Ganzen betrifft, getäuscht worden; doch hat er darin einzelne Aeufserungen gefunden, welche, als von einem hochgebildeten Katholiken herrührend, in gegenwärtiger Zeit, wo die römische Hierarchie alle innere wissenschaftliche Entwickelung der katholischen Kirche mit Gewalt hemmen will, höchst beachtenswerth sind, weil daraus erkannt wird, in welchem Gegensatz zu Rom sich die wissenschaftlich strebenden Katholiken befinden.

Gleich im Anfange der Schrift deutet Baader an, dafs eine Emancipation des Katholicismus von der römischen Hierarchie nöthig sei. Hier heifst es: Der Mensch weise beim Erwerbe des Wissens von göttlichen Dingen jeden von anderen Menschen ihm aufgelegten Zwang als einen Gewissenszwang zurück, und wer sich eines solchen Wissens- oder Gewissenszwangs schuldig mache, übe eine Wissens- und Gewissensleibeigenheit aus, welche noch schlimmer als die blofse Leibeigenheit sei. Dafs ein solcher Zwang in der römischen Kirche geübt werde, sei die Hauptursache des Verfalls des religiösen Wissens und der religiösen Gesinnung. Weil nach einem ewigen Natur- und Societätsgesetze nur der Befreiende frei wird und ist, so wie der Bindende gebunden und unfrei, so könne der Verf. als deutscher Katholik den Wunsch nicht bergen, dafs Rom durch Freigebung des zwischen ihm und dem Protestantismus in der Presse (als ecclesia pressa) seienden Katholicismus, vorerst in Bezug auf Religionswissenschaft oder Theologie, sich selber befreien möge.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 111.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
Juni 1840.

Ueber die Thunlichkeit oder Nichtthunlichkeit einer Emancipation des Katholicismus von der römischen Dictatur in Bezug auf Religionswissenschaft. Aus einem Schreiben an S. Durchlaucht Fürst Elim v. Mestchersky, von Franz **Baader**.

(Fortsetzung.)

Als Gegner der Emancipation des Katholicismus vom Romanismus oder der römisch-hierarchischen Dictatur in Deutschland werden dann angegeben: 1) die römische Hierarchie selber, 2) ein großer Theil des hohen und niederen katholischen Klerus, welcher theils aus Interesse, theils aus Noth, theils aus Unverstand, theils endlich aus habitueller Neigung am scientivischen Servilismus hange, 3) ein Theil der Protestanten, welche nicht die Emancipation der Katholiken, sondern deren Uebertritt zu ihnen wollen, 4) ein Theil der weltlichen, hierin nicht recht berichteten Regierungen, welche noch immer im Romanismus das Original des Monarchthums zu sehen meinen und deren Rathgeber etwa mit Mephistopheles in Goethe's Faust denken: duckt der Mensch da (im religiösen Wissen und Thun), so duckt er auch anderswo.

Die Angabe dieser verschiedenen Gegner der Emancipation des Katholicismus ist richtig. Die römische Hierarchie kann ihrem Principe nach nicht anders als gegen die Emancipation des deutschen Katholicismus sein; denn sobald dieser selbstständig wird, ist der Primat des römischen Stuhls gefährdet, und es muſs dann nothwendig die sich nunmehr in der katholischen Kirche frei entwickelnde Wissenschaft sehr bald zu Resultaten kommen, welche die in der katholischen Kirche selbst schon nicht mehr recht anerkannte päpstliche Untrüglichkeit vollends zu nichte machen würden. Ebenso aber wie Rom selbst durch seine unbedingte Autorität die ganze katholische Kirche zu beherrschen strebt, so der gröſste Theil des Klerus die Gemeinden, und eben darum hält dieser so sehr an der Hierarchie fest. Die Bildung, welche derselbe meist in den Priesterseminarien — vollständige Universitäten, auf welchen sich der Geist freier entwickelt, sind Rom stets ein Greuel gewesen — erhält, geht nicht darauf hin, daſs der Geist sich in seiner Vernünftigkeit entwickele und hierdurch dann zur freien Anerkennung dessen komme, was im Christenthume als die absolute Wahrheit vorliegt, sondern es wird vielmehr durch sie bezweckt, die Berechtigung des subjectiven Geistes durch die unbedingte Unterwerfung unter ein *todtes Object* zu zernichten, *welches der Katholicismus dadurch geworden ist, daſs er die äuſsere verweltlichte Form der Kirche für deren Wesen genommen und ihr einen göttlichen Ursprung zugeschrieben hat*. Der unbedingte Gehorsam gegen die Satzungen, zu welchem der Klerus schon bei seiner Bildung gezwungen wird, muſs in ihm einen Mechanismus des Handelns erzeugen, wobei alle geistige Entwickelung aufhört, und wobei dann zugleich, was das Verderblichste ist, der Wahn entsteht, als sei mit dieser mechanischen Erfüllung der Kirchengebote, mit diesem bloſsen Nachkommen der äuſseren Form, wobei es dann zu keiner inneren Heiligung durch den Geist im lebendigen rechtfertigenden Glauben kommt, schon genug gethan. Ref. hat längere Zeit unter Katholiken gelebt und unter dem Klerus allerdings sehr rühmliche Ausnahmen in Betreff dessen gefunden, was er so eben aussprach. Hierbei ist aber zu bemerken, daſs Alle, welche Ref. hier vom katholischen Klerus ausnimmt und welche geistig erregend und belebend auf ihre ganze Umgebung einwirkten und besonders in ihren Gemeinden Segen stifteten, dieses nur in Folge der lebendigeren Auffassung der Dogmen ihrer Kirche thaten, welche sie durch die von der Philosophie bewirkte freiere Behandlung der Theologie erhalten hatten. Ref. erinnert sich noch lebhaft, welchen Unwillen in seiner

Geburtsgegend (dem Fürstenthume Osnabrück) die Verdammung der Schriften von Hermes vor einigen Jahren erregte, wie man durchaus behauptete, der Papst sei übel berichtet, und wie sehr man hoffte, daſs durch die Schritte, welche von Seiten einiger katholischen Gelehrten geschahen, das Verbot zurückgenommen werden möchte, was Ref. indeſs von vorn herein bezweifelte. Indeſs leider! hat er dabei auch bemerkt, daſs auf das Volk im Ganzen diese bessere Richtung geringen, wenigstens keinen nachhaltigen, Einfluſs geübt hat, sondern daſs dieses vielmehr fast überall im Aeuſserlichen stecken geblieben ist, weil, wenn auch einzelne Geistliche dasselbe aus den äuſserlichen s. g. guten Werken heraus- und zum lebendigen Glauben zurückzuführen bestrebt sein mögen, diese Einwirkung nicht von langer Dauer sein kann, weil deren Nachfolger wieder den alten Weg verfolgen.

Wenn Baader sagt, daſs ein Theil der Protestanten selbst gegen die Emancipation des Katholicismus vom Romanismus sei, weil sie den Uebertritt derselben wollen, so hat er darin allerdings Recht; allein es ist dabei zu bemerken, daſs dieser Theil gerade der ist, welcher am wenigsten von den Grundprincipien der evangelischen Kirche durchdrungen ist und eben darum auch nicht deren Kern bildet. Den nicht weiter vorbereiteten Uebertritt der Katholiken zur evangelischen Kirche können nur diejenigen Protestanten wünschen, welche aus Indifferentismus sowohl über ihre eignen Grundlehren hinwegsehen, als auch den Katholiken zumuthen, dieſs zu thun. Ein Uebertritt, wie sie ihn wünschen, würde nur aus Indifferentismus geschehen können, und einen solchen muſs der wahre Protestant desavouiren. Beiden Kirchen wird hierdurch nichts geholfen; die Principien nähern sich um nichts. Die Katholiken legen allerdings groſsen Werth darauf, wie *viele* sich zu ihrer Kirche *be*kennen, ohne dabei auf die *Er*kenntniſs zu sehen; allein es steht zu behaupten, daſs es viel besser um die katholische Kirche stehen würde, wenn sie, so wie von allen Auſsendingen, auch von diesem bloſs äuſseren Bekehren zurückgekommen wäre, und sich statt dessen von ihrer Werkheiligkeit zum lebendigen, allein rechtfertigenden Glauben bekehrt hätte. Dem Protestanten soll aber an dem bloſsen *Be*kenntniſs nichts liegen; und deſshalb kann er nicht sowohl einen Uebertritt der Katholiken zu seiner Kirche wünschen, als vielmehr eine allmälige Annäherung; denn alle *Er*kenntniſs wird nur allmälig bewirkt. Ref. hat sich darum auf das innigste über die Bestrebungen vieler der namhaftesten katholischen Gelehrten gefreut, welche sich bemüht haben, vermittelst der Philosophie den objectiv gegebenen Lehrsätzen der katholischen Kirche das germanische subjective Princip einzubilden und hierdurch den Katholicismus aus seiner Starrheit herauszureiſsen, welche ihm bei äuſserlichem Fortbestehen nur den innern Tod bringen kann. Geht Rom auf diese Bewegung nicht ein, so bricht es dadurch nur der Annäherung des Katholicismus an den Protestantismus um so schneller Bahn; denn die nach Wahrheit ringenden Katholiken werden dann um so eher erkennen, daſs diese von ihm nur niedergehalten wird, und sich deshalb allen denen aus einer anderen Kirche anschlieſsen, welche einen gleichen Kampf kämpfen und bei welchen nicht, wie in Rom, ein geistiger Tod ist, sondern sich ein geistiges, sich immer von neuem regendes Leben zu erkennen giebt. Ein geistiges Verkommensein des Katholicismus gesteht übrigens selbst *Möhler* ein, jener früh dahingeschiedene Vertheidiger des katholischen Dogma, auf den sich die strengsten ultramontanen Katholiken berufen; er zielt zwar hierbei eigentlich auf den früheren Katholicismus hin: indeſs sind die Principien des Katholicismus und der innere Zustand derselbe geblieben; nirgends ist in der neuesten Zeit von Seiten Roms eine Reformation, welche auf das innere Leben Einfluſs geübt hätte, eingetreten; und deshalb muſs man, giebt man das frühere Verkommensein des Katholicismus zu, auch das gegenwärtige anerkennen. Möhler ist allerdings innerlich über diesen, gegenwärtig sich dennoch als die wahre Kirche breit machenden Katholicismus hinausgekommen, und eben deshalb entwirft er in seiner Symbolik im Gegensatz desselben von einem idealen, sein Wesen geistig durchdringenden, zwar immer noch werkheiligen und semipelagianischen, aber doch schon auf einer höheren Stufe stehenden Katholicismus mit glänzenden Zügen ein schönes, wenn auch nicht ganz wahres Bild, welches aber doch mancher Protestant, ungeachtet der nur häufig ungerechten Polemik gegen seine Symbole, gewiſs gern angeschaut hat, weil sich darin das Streben nach einer Regeneration des Katholicismus offenbart, welche gegenwärtig durchaus an der Zeit ist, aber nicht vollbracht werden kann, wenn nicht das germanische Princip der freien Subjec-

tivität innerhalb der katholischen Kirche zur Entwickelung kommt. Wird dieses Princip aber ausgeschlossen, so ist alles freie wissenschaftliche Forschen gehemmt. Die römische Hierarchie will noch fortwährend der Kirche den Glauben aufdrängen, dafs eine fortdauernde Inspiration der Häupter der Kirche zu deren Erhaltung nöthig sei, und eben deshalb will sie den Kampf mit der daran zweifelnden Subjectivität nicht wagen, sondern weist sie von vorn herein ab; allein hierin giebt sich gerade kund, dafs sie sich fälschlich für die wahre christliche Kirche ausgiebt; denn diese, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, darf den Kampf mit keiner Gewalt scheuen. Zugegeben, dafs die irregeleitete Subjectivität, die Grundpfeiler des christlichen Glaubens untergrabend, schleichendes Gift innerhalb der Gemeinde verbreiten könne, so darf dieselbe darum doch nicht unterdrückt werden; denn da dem Glauben die Macht gegeben ist über alle Gewalt der Welt, so wird derselbe stets Sieger im Kampfe bleiben, und in einem solchen nur stets inniger und tiefer durchdrungen werden. Wird der Kampf, wie in der katholischen Kirche, vermieden, so mufs, weil keine Weiterentwickelung Stattfindet, eine Verdumpfung eintreten, wie wir sie gegenwärtig in allen romanischen Ländern Europa's, wo der Katholicismus keine belebenden Elemente aufgenommen hat, vor Augen sehen. Nur in Deutschland ist der Katholicismus dadurch in einem gewissen Grade lebendig geblieben, dafs er die Subjectivität nicht ganz von sich ausgeschlossen, sondern durch deren Vermittelung vielmehr die durch die unbedingte Autorität der Häupter festgestellten Satzungen, welche als solche nur mechanisch geglaubt werden, in Flufs zu erhalten gesucht hat, indem er ihren inneren Zusammenhang nachwies, wobei dann aber das Unwesentliche in sich zusammenfallen mufste. In diesen Bestrebungen kommt der Theil der katholischen Gelehrten, welcher sich der Philosophie nicht verschliefst, allen den Protestanten entgegen, welche dafür halten, dafs es gegenwärtig an der Zeit sei, dafs der Gedanke, diese Offenbarung des Göttlichen im Menschen, auf die Offenbarung *aufser* ihm, d. h. im göttlichen Worte, zurückgehen und beide vermitteln müsse. Der Hauptunterschied hierbei würde dann sein, dafs der Katholik, ohne in sich eigentlich den Zweifel, das negative Moment, überwunden zu haben, von der Voraussetzung der Wahrheit des Geglaubten ausgeht und diese eben durch die Aufnahme des subjectiven Elements als solche zu erweisen strebt, wogegen der Protestant als solcher gegen jede objectiv gegebene Macht, welche nicht vom freien Selbstbewufstsein in ihrer absoluten Wahrheit erkannt ist, protestirt, d. h. nicht sowohl von der objectiv gegebenen Wahrheit, als vielmehr von der freien Subjectivität ausgeht und dann in dieselbe das als ein Vernünftigerkanntes aufnimmt, was im Christenthum als die Wahrheit unmittelbar vorliegt. Hierbei wird nicht, wie diefs beim Katholiken der Fall sein mufs, der Zweifel abgewiesen, sondern überwunden, wodurch die Wahrheit erst eine wirklich *gewisse* wird und als solche den Geist wahrhaft durchleuchten kann. Durch diese vernünftige Erkenntnifs ist das Object des christlichen Glaubens für den Geist aus dem abstracten Jenseits herausgerissen und ihm wahrhaft präsent geworden, wogegen dem Katholicismus das Object des Glaubens ein stets im abstracten Jenseits Beharrendes bleiben mufs, weil die Vermittelung im freien Selbstbewufstsein des Subjects fehlen soll. — Dieses haben mit Baader alle philosophirenden Katholiken erkannt, und eben darum wollen sie den Katholicismus von der römischen Dictatur emancipiren. Wir Protestanten können über solche Bestrebungen uns nur freuen; denn es wird durch dieselben klar, dafs der deutsche Katholicismus keineswegs ein solcher ist, welcher sich in sich verschliefst und dadurch verkömmt, sondern dafs er von protestantischen Elementen influirt wird. Wir glauben, dafs für die gegenwärtige Zeit durchaus nicht zu wünschen ist, dafs dieser Theil der Katholiken, welcher uns dem Princip und der Gesinnung nach so nahe steht, zu uns übertreten möge, sondern nur, dafs er innerhalb der katholischen Kirche dieselbe reformire und sie in ihren Principien auf den ursprünglichen Zustand der ersten Jahrhunderte zurückführe, wodurch von selbst eine Annäherung zum Protestantismus gegeben ist. Diese Annäherung wird dann um so mehr Statt finden, wenn auch der Protestantismus seinerseits sich immer mehr regerirt und alle materialistischen und atheistischen Schlacken vermittelst des auch die Tiefen der Gottheit erkennenden Gedankens ausstöfst und hiedurch den Glauben zur Gewifsheit seiner selbst macht.

Was die vierte Partei, welche der Emancipation des Katholicismus entgegen ist, nämlich manche weltliche Regierungen, die im Romanismus eine Stütze der

Monarchie zu sehen meinen, betrifft, so hebt Baader richtig hervor, dafs dieses nichts anderes als Irrthum sei. Er sagt, dafs im Gegentheil für die Monarchie Gefahr entstehe, wenn der Klerus, sich selbst zum Monarchen erhebend, die Monarchie entweder in Schach halte oder von sich abhängig mache. Wir bemerken hierbei noch, dafs derselbe nur solange sich mit der Monarchie verbindet, als er durch dieselbe seine Zwecke zu erreichen glaubt, im umgekehrten Falle aber Revolution predigt. Von den Vorfällen der Gegenwart, besonders in Belgien und Irland, wollen wir hier schweigen, da allein die Erinnerung hinreicht, dafs bereits im 16. Jahrhundert die von Jesuiten geleitete römische Hierarchie es gewesen ist, welche bestritt, dafs die fürstliche Gewalt auf göttlichem Rechte beruhe, und behauptete, dafs diese vom Volke herzuleiten sei, um eben durch diese Theorie in England und Frankreich das Volk gegen die der Reformation zugeneigten Fürsten in Aufruhr zu bringen. Die Theorie von der Volkssouverainität wurde dann mit den Lehren von der päpstlichen Allgewalt zu einem Systeme verschmolzen, um dann endlich dieser die alleinige Herrschaft zu verschaffen. Vgl. Ranke, die römischen Päpste im 16. u. 17. Jahrh. Bd. 2. S. 184 ff.

Wegen dieser vier widerstreitenden Parteien meint Baader seien die Aspecten für eine Emancipation des Katholicismus vom Romanismus nicht günstig, was indefs wohl nicht ganz in dem Grade sich so verhalten möchte, wie er es sich vorstellt, da er immer zu sehr auf die Ultras bei den verschiedenen Parteien blickt. Die Cölner Händel, meint er jedoch, hätten diesem allen entgegen eine so markirte Bewegung unter dem katholischen Klerus wie unter den Laien erweckt und vorzüglich sei die Vitalfrage von der Stellung der Religionswissenschaft in Deutschland zur römischen Dictatur bei dem Hermesischen Streit so eindringlich zur Sprache gekommen, dafs eine abermalige Reprimirung dieser Bewegung, dieselbe möge herkommen, woher sie wolle, weder zu hoffen, noch zu fürchten, sondern im Gegentheil zu gewarten sei, *dafs, falls man in Rom zu den alten und veralterten Waffen einer Excommunication der deutschen Intelligenz greife, die Deutschen ihrerseits nicht ermangeln würden, die Römer von dieser ihrer Intelligenz zu excommuniciren.* — Und in der That hierzu mufs es kommen, wenn der deutsche Katholicismus sich frei entwickeln oder die Religionswissenschaft, wie Baader will, der völligen Befreiung und Verselbstständigung von und gegen jede ausländische Dictatur entgegengeführt werden soll. Wir Protestanten haben im Ganzen zwar schon immer diese Ueberzeugung gehabt; doch mufs es gegenwärtig als ein bedeutendes Zeichen der Zeit angesehen werden, wenn sich dieselbe jetzt auch solchen reich gebildeten, wahrhaft frommen und wissenschaftlich strebsamen Männern wie Baader aufdrängt.

Wenn B. anführt, dafs der Deutsche vermöge seiner Natur zum corporativen Element geneigt sei, und dafs, da Wissenschaft und Kunst eigentlich nur in freien Ländern gedeihen und somit kein Regiert- und Gezwungenwerden vertragen, in Bezug auf diese die ursprünglich bessere Natur desselben zwar wohl auf einige Zeit unterdrückt, aber nicht erdrückt werden könne: so ist dieses allerdings richtig, allein damit noch nicht erklärt, warum die Natur des Deutschen diese Richtung habe. Der Grund ist, dafs den Deutschen das Princip der freien Subjectivität durchdringt, nach welchem der Geist in seiner Entwickelung sich keine Schranken stellen lassen kann, und dieses ist der Punkt, welcher vorzugsweise ins Auge zu fassen ist, wenn die Nothwendigkeit einer Emancipation des deutschen Katholicismus von der römischen Dictatur dargethan werden soll. Wenn B. das Verkommensein des Katholicismus aus der Trennung der Theologie von der Naturwissenschaft deducirt und anführt, dafs aus der falschen Auffassung, als sei die Natur an sich böse, auch eine falsche Askese hervorgegangen sei, nach welcher der Mensch seinen Leib als der Natur angehörend für an sich böse gehalten, ihm daher die gebührliche Nothdurft entzogen und auf alle Weise zu mortificiren getrachtet habe: so erkennen auch wir diefs zum Theil an und sind ebenfalls der Meinung, dafs diese Auffassung auf die Stellung des Klerus und der Laien Einflufs geübt habe, insofern jener als durch die Ordination geheiligt und nicht der Natur unterworfen angesehen wurde, so dafs ihm in dieser Divinität zustand, die Laien als der Natur unterworfen auch in Unterwürfigkeit zu halten, oder, wie der Bischof Zeno von Verona um 360 sagte, mit Füfsen zu treten seien.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 112.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1840.

Ueber die Thunlichkeit oder Nichtthunlichkeit einer Emancipation des Katholicismus von der römischen Dictatur in Bezug auf Religionswissenschaft. Aus einem Schreiben an S. Durchlaucht Fürst Elim v. Mestchersky, von Franz **Baader.**

(Schlufs.)

Doch müssen wir es für eine Einseitigkeit ansehen, wenn die Emancipation der deutschen Theologie allein durch ihre engere wissenschaftliche Verbindung mit Physik und Physiologie bewirkt werden soll. Wir übergehen daher den in seinen Hauptmomenten entwickelten zoogenischen Procefs, obwohl davon versichert wird, dafs die Theologen, falls sie denselben in seiner absoluten Immanenz, Insichbeschlossenheit und Selbstständigkeit anerkannt hätten, die wahre Einsicht in das Christenthum gewonnen haben würden. Doch fügen wir statt dessen noch Einiges hinzu, woraus uns die Emancipation des deutschen Katholicismus von Rom erfolgen zu müssen scheint.

Der Katholicismus ist in Deutschland ein fremdes Gewächs; denn er hemmt die freie Entwickelung des Geistes, was dem Principe des deutschen Geistes zuwiderläuft, welches in seiner subjectiven Innerlichkeit nichts für sich thun lassen will und eben darum auch die Versöhnung mit Gott nicht durch ein von aufsen her ihm auferlegtes Thun, sondern in sich selbst zu vollbringen hat. Es ist darum nicht zufällig, dafs die Reformation gerade mit der Opposition gegen den Ablafs begann; denn durch diesen war die Versöhnung, dieses innerlichste Moment im christlichen Glauben, zu einem äufseren Werk gemacht worden. Mochte nun auch der deutsche Geist sich noch nicht in seinem Principe mit Bewufstsein zu jener Zeit entwickelt haben, so war er sich doch in seiner subjectiven, tief innerlichen Empfindung oder in seinem ganzen Gemüthsleben *eins*, und eben defshalb stiefs er den Katholicismus von sich, weil durch diesen die subjective Innerlichkeit negirt wurde. Hegel sagt defshalb: „Die reine Innigkeit der germanischen Nation war der eigentliche Boden für die Befreiung des Geistes; die romanischen Nationen hatten dagegen den Grundcharakter der Entzweiung beibehalten: sie waren aus der Vermischung der römischen und germanischen Welt hervorgegangen, behielten aber dieses Heterogene immer noch in sich." (Philos. der Gesch. S. 422). Defshalb konnte bei ihnen diese totale Einheit des Empfindens nicht Statt finden, wie bei den germanischen, und eben weil das antike auf das Aeufserliche gerichtete Element noch bei ihnen Geltung hatte, war der Conflict, welcher mit der Aeufserlichkeit des katholischen Cultus eintrat, weniger grofs. Es könnte nun auffallen, warum trotz der deutschen subjectiven Innerlichkeit des Empfindens dennoch in einem grofsen Theile von Deutschland der Katholicismus vorherrschend geblieben ist; indefs erklärt sich dieses leicht, wenn wir uns sowohl vergegenwärtigen, was hier äufsere Gewalt gethan, als auch berücksichtigen, wie viele romanische Elemente der Bildung besonders der Süden in sich aufgenommen hatte. Daraus aber, dafs Deutschland einem grofsen Theile nach damals schon den Katholicismus von sich stiefs, als es sich *in seiner innerlichen Empfindung eins* fühlte, können wir schliefsen, dafs dieses völlig geschehen wird, wenn sein Geist sich bis dahin entwickelt hat, dafs es nicht blofs zur *Einheit des Empfindens*, sondern auch *des Denkens* gekommen ist, wozu die gegenwärtige speculative Bewegung der Nation hindrängt. Da aber diese Entwickelung nicht eine plötzliche, sondern allmälige ist, so wird dem völligen Aufgeben des katholischen Princips die Emancipation des Katholicismus von der rö-

mischen Dictatur vorangehen; und dieses scheint auch Baader bei der Abfassung der vorliegenden Schrift gefühlt zu haben.

Georg Funke.

LXX.

Ueber die Bedeutung des Bluts im gesunden und kranken Leben, und das Verhältniſs des Nervensystems zu demselben. Oder: Vertheidigung meiner „pathologischen Untersuchungen" gegen die Angriffe der Solidar- und Nervenpathologie. Von Dr. **Carl Rösch.** *Stuttgard,* **1839.** *Hallberg'sche Verlagshandlung.*

Die Streitfrage zwischen dem Solidism und Humorism ist in der Pathologie, mithin in der, der Praxis zugewendeten Seite der Arzneiwissenschaft, zu einem principiellen herangewachsen. Es handelt sich nicht mehr um bloſse Divergenzen, um Ansichten, welche man neben einander bestehen lassen könnte; um Abweichungen in der Lehre, die man, ohne daſs der Grund der ganzen Wissenschaft erschüttert würde, zugeben oder nicht zugeben dürfte: wir streiten in gegenwärtiger Frage um ein Princip, um eine Grundansicht, die bis an den Kern der Lehre reicht, und das Herz unserer Kunst berührt. Eine principielle Frage hat aber eine durchherrschende, in ihrer generellen Natur begründete, Eigenthümlichkeit, die man wohl zu erwägen hätte, bevor man sich mitzusprechen entschlieſst, die jedoch von der Beschränktheit nie und nirgends gehörig erwogen wird, daſs sie nämlich, wie Abstractionen überall, ein mathematisches Element in sich trägt, logischscharfe Begriffsbestimmung erheischt, und deſshalb zwischen den zwei strittigen Puncten einen conträren Gegensatz begründet. Hier ist nicht ferner von einer puren Negation die Rede; sondern an ihre Stelle tritt eine exclusive Contradiction. Bei einer Frage von solcher Beschaffenheit kann deſshalb nicht mehr die Rede sein von gegenseitiger Accommodisation, von Friedensverträgen. Sie hat dasselbe ausschlieſsende, sich gegenseitig vernichtende, Element, welches wir in höherer Sphäre in dem Vernichtungskriege zwischen dem freien Staatsprincipe und der hierarchischen Monokratie zu Tage gehen sehen. Zwischen diesen findet, wie bekannt, kein andrer Frieden Statt, als der aus der Vernichtung eines der Gegensätze entstehende; höchstens wird ein kurzer Waffenstillstand, eine kurze „Ruhe des menschenvertilgenden Kampfes" errungen; man nennt es, ein *Concordat*, d. h. eine Uebereinkunft, den Krieg bis auf gelegnere Zeit ruhen zu lassen; bis man sich im Stillen wieder recrutirt hat. So geschieht es in der Praxis, die auf solchen Theorieen beruht. In unserer Praxis dagegen, in welcher solche Rücksichten nicht vorhanden sind, weil man nicht die Erschöpfung des Kampfes auf Tod und Leben zu erfahren hat, müſste daher der Kampf um das Princip, ein Kampf der die Grundfesten der ganzen Lehre vom Leben umspannt, bis zum letzten Resultate durchgekämpft werden.

Es wäre demnächst die Pflicht des Vorstreiters, der Frage, von der es sich handelt, ihre Berechtigung zu einer principiellen zuzusichern. Denn das ist gewiſs das Erste, das ein Solidist gewöhnlichen Schlages fordern würde, der sich so tief herabläſst, daſs er der Urflüſsigkeit des Thierleibes einen gewissen Antheil, zum Beispiel: das Geschäft der *Vermittelung* zwischen Nervensystem und .... ich glaube beinah, es sind die übrigen Solida, Eingeweide, Muskeln, Knochen u. s. w., jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalte zu überlassen bereit wäre, daſs eine reciproke Concession nicht nur für seinen Klienten, sondern ausdrücklich der Vortritt, wenn beide im Publicum erscheinen, und die Vorortschaft — Hegemonie — ausbedungen bleibe. Was kehrt sich die Wissenschaft an Formalitäten solcher Art! mag es hiemit ein für allemal zugestanden sein, daſs, wenn die Rede von beiden ist, die Solidarpathologie im Spreizdrucke den Vortritt haben solle. — Vielleicht aber frägt diese Species von Pathologen nicht einmal nach jenem Probleme! Das Letzte ist nicht ganz unmöglich; wenigstens glaublich ist es von solchen, die sich einbilden, daſs ein Mann, dem seine Wissenschaft eine heilige und unendliche Angelegenheit ist, eine Angelegenheit der innigsten Zuneigung und Verehrung, der er Jahre lang die besten Kräfte seines Geistes, die Blüthenstunden seines höheren Daseins geweihet hat, ein Werk, die Frucht einer langen Reihe von Jahren, bloſs eines erbärmlichen Witzes halber „einige geistreich ausgesprochene Ansichten" *) in die Welt zu schicken vermöge. Der Kitzel literärischer Ruhmsucht

*) S. Vorrede zu Dr. *Hauffs*: die *Solidarpathologie* und *Humoralpathologie.* Stuttgard, 1838. Halberg'sche Verlagshandlung.

steht wahrlich nicht an der Stirn meiner wissenschaftlichen Werke, dess bin ich mir bewüfst; ein solches Verkennen ist mir höchst schmerzlich, und erfüllt mich mit solchem Unwillen, dafs ich mich nicht überwinden konnte, den Streit gegen einen Lobredner, wie Hrn. Dr. *Hauff*, aufzunehmen. Auch erwartete ich, dafs der Hr. Dr. *C. Rösch* es unmöglich dabei bewenden lassen würde; eine Hoffnung, welche der Hr. *Rösch* durch die vorliegende Streitschrift so glänzend erfüllt hat. — Was konnte sich der Verf. der Humoralpathologie, nachdem volle 14 Jahre seit ihrem Erscheinen verflossen sind, von einem neuen Versuche, die Fragepuncte vor allem ins Reine zu bringen, noch wohl versprechen? Was durfte er erwarten, nachdem er alle Jahre hindurch, zwölf an der Zahl, bevor der Hr. *Hauff* seine solide pathologische Lanze einlegte, bei jeder Gelegenheit, in einigen besonders abgedruckten Journalartikeln, wie in vielen hie und da zerstreueten Aufsätzen, das Principielle jener Frage dem gelehrten Publicum darzuthun sich bestrebt hat? Man fodre von keinem Autor eine ewige Rumination; die ist gut für jene „dumpfen Geschlechter" mit dem complicirten Digestionsapparate; nicht für den geistig erregten Menschen. Ich mag nicht mehr jedem oberflächlichen Mitplauderer Rede stehn. Modo mihi plaudat eques, rief die römische Schauspielerin, als die Gallerie sie auszischte. Ich will nur noch an die kluge Maxime eines alten Logikers nochmals erinnern. Sie ist: Un bon disputateur ne s'obstine pas, quand il remarque, qu'on n'a rien de bon à lui répondre, et que néanmoins on ne veut démordre de rien, et il n'entreprends pas de faire avouer à ses adversaires, qu'ils ont tort, il lui suffit, que ceux, qui sont présents le connaissent (*Mariotte*, essais de logique, p. 198).

Im Jahre 1837 erschienen von Hrn. Dr. *Rösch* zwei Schriften im Geiste der Humoralpathologie, wie ich sie seit 1826 vorgetragen, unter den Titeln: Untersuchungen aus dem Gebiete der Heilwissenschaft, und: Primae lineae pathologiae humorum, qui in corpore humano circulantur, beide in der *Brodhag*'schen Verlagshandlung in Stuttgard. — Das geschah ganz in der Nähe von *Besigheim*, vielleicht keine Poststation davon entfernt. Begreiflich konnte die Solidarpathologie in ihrer Nähe eine solche Arroganz und Usurpation nicht länger so hingehn lassen. Mit meiner Pathologie und mir selbst war das ein andres! Der Hr. *Hauff* aus *Besigheim* erklärt sich darüber dahin, dafs er zwar die Humoralpathologie *Steinheims* mit grofsem Interesse gelesen, *allein den Inhalt für weiter nichts als eben für geistreich ausgesprochene Ansichten gehalten habe.* Auch habe er nicht bemerkt, dafs diese Schrift späterhin Anklang gefunden habe. Daher sein gewaltig grofses Erstaunen, als Hr. *Rösch*, sein Nachbar, sein Freund sogar, von dem er sich am allerwenigsten eines solchen albernen Frevels versehen haben mochte, auf einmal von der Tarantel der Humoralpathologie gestochen, *ihren Lehren selbst eine weitere Ausdehnung gegeben habe.* Jetzt war es hohe Zeit! die Schrift *Rösch's* wurde nicht, wie die meine, blofs zum Zeitvertreibe, sondern *wiederholt* und *aufmerksam* gelesen, denn — sie sollte widerlegt werden. Ja! mir, der ich einst in dem Dunkel einer bornirten Vorzeit, *vor 12 Jahren*, meine Schrift dem Publicum übergab, mir armen Schriftsteller konnte, in Betracht jener Zeiten, sowas zu Gute gehalten werden; aber jetzt, nachdem 12 Jahre verflossen, nachdem wir eine herrliche *Mechanik des Seelenorganes, oder mindestens des Nervensystemes*, erschwungen haben, noch von Humoralpathologie zu reden, das ist Bornirtheit — das sagt er nicht geradezu, sondern giebt es in einer etwas graciösen Wendung zu verstehn, denn Hr. *Rösch* und Hr. *Hauff* (Sei mirs erlaubt, den Meinen voran zu nennen) sind Nachbarn und Freunde. Das vorangehende Wetterleuchten des Hrn. *Rösch* in zerstreueten Journalartikeln mufs dem Freunde nicht bedenklich vorgekommen sein, oder er kennt das principiis obsta in vulgärer Bedeutung nicht genug; eben so wenig mögen ihm meine Nachklänge zur Humoralpathologie, von denen ich hier nur die Streitschrift gegen *Stieglitz* *) und die Darstellung der Humorallehre von *Stevens* Hamburg 1833 nenne **), nicht anders getönt haben (NB. wenn er ihrer geachtet!), als das allmählige Schwinden eines bösen Ungewitters, und sich der solidarpathologischen Frische in dem wissenschaftlichen Dunstkreise, die nunmehr folgen würde, schon im Voraus gefreut haben. Er hat sich nachher umgethan — und fand — gottlob — nirgends Anklang! — Und doch

*) Aus *Heckers* Annalen 1832, Novemberheft.

**) Aus dem Magazin der ausländl. Literatur der Heilkunde v. *Gerson* und *Julius*.

wäre das principiis obsta besser gewesen, wenigstens diesmal. Besser wäre es gewesen, er hätte auch der Humoralpathologie von 1826 mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als einer Romanlectüre; hätte besonders den kritischen, ersten Theil nicht ungelesen gelassen. Denn aus diesem hätte ihm gewifslich einleuchten müssen, dafs der Verf. nicht blofs zum Passedantant für die Sieste gedacht und geschrieben habe, und dafs das ganze kein blofser Spafs sei. Ich sage: *Hauff* ist Schuld an dem Unglück des Hrn. *Rösch*, weil er die Sache auf die leichte Achsel genommen!

Hr. *Rösch* dagegen scheint die Sache recht Ernst zu nehmen, und hat seinem Freunde nichts hingehen lassen, was zum Schaden seiner Sache gereichen konnte. Nur hätte ich gewünscht, beide wären nicht Freunde und nicht Nachbarn gewesen. Denn es giebt auch in der Wissenschaft Unarten, die eine kleine Züchtigung verdienen, dazu rechne ich 1) den Mangel an Achtung, den der Recensent dem Autor dadurch erweist, dafs er sich das Ansehn giebt, als schonte er sein; 2) dann die platten Einwürfe, die dem Autor eine plumpe Unwissenheit zutraun, wie wenn dem, der die Elasticität des lebendigen Blutes behauptet, die allerwelt bekannten Sächelchen von der Incompressibilität der tropfbar flüssigen Körper vordemonstrirt werden; oder endlich 3) wenn dem Autor die Lehrsätze verschoben und umgestaltet werden, so, wenn dem Humoralpathologen der Jetztzeit untergeschoben würde, er ginge darauf aus, „*die Quelle alles Lebens im Blute*" zu suchen (*Hauff* l. c. p. 8). Schon p. 8. meiner Humoralpathologie wird gegen diesen Strohmann des Recensenten, in böser Ahnung des Bevorstehenden, protestirt. Pag. 18 wird ein andrer Einwand gleichen Schrotes erörtert, besonders die hohe Würde des Nervensystemes anerkannt. Allein man fürchtet sich, wenn man sich amüsiren will, vor der Anstrengung, und liest deshalb keine solche abstruse kritische Einleitungen. Hr. *Hauff* hat seiner Sache sehr geschadet, dafs er den abstracten Theil der Humoralpathologie überschlagen; denn dagegen hätte er vieles zu schreiben gehabt, und das Meiste voller Unrichtigkeiten gefunden. Damals hätte er den ganzen humoralpathologischen Brand mit einer blofsen Spule ausdrücken können! Und dafs er vollends meine späteren Erläuterungen gar nicht beachtet hat, mufs ich ernstlich beklagen. Wie viele Einwürfe hätte der gute Mann da sparen können, z. B. die ab ovo, schon von Hrn. *Stieglitz* gemacht, und in der Gegenschrift zurückgewiesen. Hr. *Stieglitz* weifs auch, was es an der Zeit ist, und hat die Ovologieen alle, von *Harvey* bis *Valentin*, vollkommen inne. Wollten der Hr. *Hauff* wohl gütigst die 289ste Seite jenes oben angeführten Heftes der *Heckerschen* Annalen nachlesen, und mir das Abschreiben ersparen? *Die Humoralpathologie ist keine Hämatopathologie*, will ich hier nur kurz wiederholen.

Doch meines Amtes ist es gegenwärtig nicht, mit Hrn. *Hauff* zu streiten, sondern nur zu zeigen, wie ihn der Hr. *Rösch* widerlegt habe. Hr. *Rösch* erwiedert seinem Freunde (p. 5) auf dessen Anklage „ungemessner Ansprüche der Humoralpathologie, widerstreitende sowohl den Principien der Physiologie, als der ächten Pathologie" höchst mild und freundschaftlich: „Dafs die seinige die *weniger richtige* sei (denn was wir Menschen für wahr halten nähert sich nur immer mehr oder weniger der Wahrheit") und schliefst mit den Worten: „Die *Grundansicht* aber halte ich fest, und sie will ich vertheidigen." Nun dreht sich aber der ganze Streit um eine *Grundansicht*; steht diese fest: so kann die des Gegners nicht die „weniger richtige" nur sein; sondern sie mufs nothwendig die „*total falsche*", die ganz schlechte sein. Principiis obsta! wir wollen's so deuten: widerstehe den (falschen) Principien! Denn bei richtigem Principe mufs sich eine falsche Consequenz, eine übergreifende Anwendung, eine schiefe Deutung von selbst ausweisen und sich berichtigen lassen: aber bei alsobald falschem Principe, bei von Anbeginn an schlammiger Quelle des Wissens und Handelns, wie kann da was Gesundes, Vernünftiges auch nur einmal zur That werden?

Denn wo was ist am Grund versehn,
Da kann der Bau wohl nicht bestehn.

heifst es in *Valentin Hein's* Rechenbuch. Der Hr. *Rösch* verfuhr hier wohl etwas zu freundschaftlich!

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 113.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1840.

Ueber die Bedeutung des Bluts im gesunden und kranken Leben, und das Verhältniſs des Nervensystems zu demselben. Von Dr. Carl Rösch.

(Fortsetzung.)

Sein Haupttreffen bestehet aus fünf Hauptmomenten aus der eigentlichen Physiologie: 1) dem physiologischen Beweise für das primäre Leben des Bluts. 2) Verhältniſs des Bluts und des Nervenmarks zu einander. 3) Wirkung verschiedner äuſserer Einflüsse, namentlich der Arzneien und Gifte, auf das Blut und den Gesammtorganismus; und 4) einem pathologischen, aus den Krankheitserscheinungen; nebst 5) einer Nachweisung des Einflusses der Theorie auf die Praxis. [Diese schöne Nachhuth ist mir eine erwünschte Zugabe, damit sich die Seichtigkeit nicht länger der Ignoranz rühme, und, wie es allenthalben geschieht, den andren fratribus ingnorantinibus nicht fürder zurufen möge: Es ist doch einerlei! man macht es auf gleiche Weise, die Theorie sei diese oder jene, nur die Erklärungsart ist verschieden! Hr. *Rösch* hat dieſs Ohrkissen der Faulheit ihr unter dem wüsten Kopfe weggezogen!]

Der erste Streitsatz aus der Physiologie, auf den Hr. *Hauff* baut, ist *die frühere Entstehung des Primitivstreifens.* — [Mich wunderts, daſs es noch Niemanden eingefallen ist, aus der Primogenitur des Kopfes und Hirns darzuthun, daſs der Embryo zuerst denke und erst dann zur Digestion, Nutrition, Secretion, Blutbildung sich anschicke! Es wäre nicht viel einfältiger, als jene Behauptung, die so groſse Bedeutung auf die *Primogenitur* legt, *statt sie auf die Vollendung und Reife der Organe, ihre Befähigung zur Function, auf die es doch an diesem Orte einzig und allein ankommt, hinzulenken.* Kennt der Herr Solidist denn keine anderen Organe, *die Jahre lang vor ihrer Function zubereitet und ausgebildet werden?* Soll ich ihn an die Genitalien erinnern?] Ich sehe gar nicht ab, weſshalb unser neue Vertheidiger der Humorallehre sich darauf einlassen mochte, an diesem Orte die Priorität des Bluts, als *Plasma*, in Anschlag zu bringen. Es kommt gar nicht darauf an, welches das *früher vorhandene*, sondern welches das *früher thätige sei*; und auch darauf ist noch kein besonderes Gewicht zu legen, da sich die ächte Humoralpathologie, d. i. die Pathologie des lebendigen flüssigen Leibes, gegen ihre Ablenkung in eine *Hömatopathologie*, in eine schlechte Einseitigkeit von Anfang an feierlichst und wiederholt verwahrt hat. Wir wollen nicht in einem ausgestopften Strohmann uns von den arglistigen oder bornirten Feinden niederwerfen lassen; wir sind selbst auf dem Kampfplatze, stehen den Richtern Rede und Antwort, und wollen uns nicht in effigie verdammen und verbrennen lassen! Uebrigens ist dieser Einwurf schon von *Stieglitz* urgirt und von mir zurückgewiesen worden. Hr. *Hauff* lese die Streitschrift gegen *Stieglitz* l. c. p. 285.

Hrn. *Hauffs* fernere Lehre ist: das Blut ist nicht das *Stoffgebende*, sondern nur das *Vermittelnde* des Stoffwechsels. Hr. *Rösch* dagegen: „Dieſs scheinen mir nur Worte [Wörter!] zu sein." — Wiederum gar zu nachbarlich-freundschaftlich! Jedes Jahrzehend hat sein — wie soll ich sagen? — sein Allerweltswort, und heuer ist es „die *Vermittelei*". Da hat es denn so milde, sanfte, friedfertige Gemüther gegeben, denen die Augen flossen, sobald sie von Gegensätzen hörten, und deſshalb „vermitteln, versöhnen, die Gegensätze ausgleichen" wollten. Seit jener Zeit hat sich denn das Wort: *Vermitteln* vulgär gemacht, und Jedweder braucht es, und paſste es, wie Faust aufs Auge. — Wir wollen doch einmal hören, wie man vom Blute sagen könne: es *vermittele* den *Stoffwechsel?* Wir denken also: Der Stoffwechsel im Organismus ist *erstens* die *Umwandlung* des Festen in ein Flüssiges,

und des Flüssigen in ein Festes; *zweitens* die *Wegführung* des Stoffes von einer Stelle zur andern, von der Zehe z. B. nach dem Herzen, und umgekehrt. *Drittens* die *Verwandlung* der Stoffe durch lebendige Affinitäten in einander, *Secretion*, *Vegetation*, *Resorbtion* und *Apposition*, deren Mannigfaltigkeit noch näher zu ordnen und zu gliedern hier zu weit führen würde. Das Blut also soll *nur vermitteln*, die Mittelperson sein, zwischen dem *Stoffe*, der da wechselt, und dem *Nerven*, der den Wechsel schafft, bewirkt. Nun gehört es zu den Eigenschaften eines Mittelwesens, dafs es selbst weder *Stoff sei*, noch *Kraft*; weder *Stoff habe*, noch *Kraft*; so ist das Wasser das Medium [wie man wohl geglaubt hat], der Mittler zwischen Säuren und Basen und den chemischen Umwandlungen. Das *Blut* wäre sonach gewissermafsen nur der *Träger*, der Communications- und Transportcanal der leiblichen *Stoffe*, die vom *Nervensysteme* hin und her geschafft und verarbeitet werden. Defshalb trägt das Blut in sich aufgelöste feste Theile, Fleisch, Sehnen, Nervenröhrchen, Fett u. s. w. u. s. w. Diese schwimmen in ihm in einer lebendigen Lösung (nicht wie Stoffe in einer Schüttelmixtur) von der Peripherie ins Centrum, vom Centrum nach der Peripherie. — Ist dem nicht so? — Das *Blut* ist also: *diese Stoffe selbst in einem flüssigen Zustande*, *der geschmolzene Stoff des Organismus*, und nicht *nur* Vermittler! — Ferner theilt das Nervensystem, modo dessen Ausläufe vom splanchnischen Systeme aus, die alle Gefäfse netzartig umspinnen, dem Blute *die Kraft* mit, diesen Transport auszuführen, ohne dafs sich unterwegs eine Zersetzung, eine Stagnation, ein Festfahren u. s. w. zutrage. Durch diese Lebensfacta schafft der Solidarpatholog *ein mit Lebenskraft begabtes Menstruum der lebendigen Solida*. Vortrefflich! Allein da hätten wir ja wieder das belebte Blut des Humoralpathologen, nur mit dem Unterschiede, dafs nach dem *Solidismus* seine Kraft beständig eben so *durch* das Nervensystem erneuert wird, wie sein *Stoff* durch Nerven und Fleisch und Knochen u. s. w. Und da hätte es ja mit eins wieder aufgehört *blofs* zu *vermitteln*, da es selbst sich nicht von seinem Inhalte, wie der Strom vom Flosse unterscheidet, sondern *Flofs und Strom zugleich ist*. Wer könnte sagen, das Wasser *vermittle* nur nach der Theorie *Lavoisiers* den Wasser- und Sauerstoff; es ist vielmehr *das Product* selbst. Im gewöhnlichen Leben nennt man Vermittler denjenigen, der weder dem *Stoffe* noch der *Kraft* nach selbst betheiligt ist, sondern gewissermafsen beide zusammenbringt, die Copula darstellt. Diefs aber pafst auf die Blutmasse, wie in jenem berühmten Gemälde, das uns Horaz beschreibt, Kopf zum Hals, und das Ganze zum „scheufslichen Fischschwanz". -

Wären wir vielleicht schon in unsern Concessionen zu weit gegangen? Wir redeten der Nervenpathologie das Wort, und gaben den Nervennetzen un die Gefäfse die Ehre des Vorherrschens, in der Art, dafs wir ihnen die Krafterteilung zur Bewegung des Blutes zugestanden! Das war etwas unvorsichtig, und der Herr Solidist mag uns diesen übereilten Zug nur zurückgeben; noch berührt ihn der Finger! Es ist auch ein wahres Unglück, dafs der Primitivstreifen und nicht das Gangliensystem das Recht der Erstgeburt ansprechen darf! Wer kann mir sagen, wann die Semilarknoten, der Ring, seine Ausstrahlungen und besonders jenes wundersame Netz um die Adern geschaffen wird? Sonderbarer Weise tritt es augenscheinlich in den Hintergrund bei den ersten Wirbelthierformationen, bei Fischen und Reptilien. Erst bei den Vögeln zeigt es wieder seinen Charakter, als Knoten-bildendes, mit entschiedener Deutlichkeit. Es steht zu erwarten, dafs dieses System in der Reihefolge von organischen Entwickelungen in der höheren Thierwelt nicht *vor* dem Zustandekommen des Digestionsapparates in sichtbarer Form erscheine. Bei sehr jungen Froschembryonen habe ich vergebens danach gesucht, selbst bei vollständigem Digestionsapparate. Diefs wäre jedoch auf die Zartheit der Fäden zu schieben, die begreiflich noch viel schwerer, als bei ausgewachsenen Individuen, aufzufinden sein müssen, und bei diesen selbst ist es nicht ohne Schwierigkeit zu vollbringen. Dem sei nun wie ihm wolle, das Mifsliche für unsere Concession an die Nervenpathologie bleibt dasselbe! Primitifstreifen hin, Primitivstreifen her! Damit setzt man weder Herz, noch Gefäfse, noch Blut in Bewegung, und wenn's erwiesen wäre, dafs er schon als Nervensystem fungirte, eine höchst precaire Hypothese. Defshalb nehme man's dem Humoralpathologen nicht übel, wenn er jenen Gedanken des Solidismus, vermöge dessen die Blutbildung und Bewegung vom Nervensysteme abhängig erachtet wird, *weil der Primitivstreifen vor dem Blute im Eie auftritt*, so lange für leer und falsch hält, bis ihm

entweder die Wirkung des Rückenmarks auf die Circulation (nicht bloſs auf den Herzschlag!) dargethan, oder die Primogenitur des Gangliensystemes vor dem Blute nachgewiesen wird. Das Entgegengesetzte läſst sich dagegen mit gröſster Wahrscheinlichkeit an die Stelle jener Hypothese setzen. — Wie, oder sollte hier wieder jenes Schleichmittel angewandt werden, jener Lehrsatz, dessen Herkunft schwerlich irgend Jemand kennt: *Daſs sich das schon fertige Geschöpf nach andern Gesetzen richte, als das sich bildende?*

In der Arzneiwissenschaft, wie in den andern, vagabondirt eine gehörige Menge solcher Taugenichtse von Lehrsätzen, wie der genannte, und diese bieten ihre zweideutigen Dienste dem ersten Besten, der ihrer bedarf, feil. Mir fällt gleich ein zweiter gleichen Gelichters ein! Er lautet: *der Mikrokosmus steht zum Makrokosmus in einem feindlichen Verhältnisse;* vita est status violentus. *) Polarer Gegensatz zwischen beiden! Lassen wir für jetzt den letzten wieder los und halten den ersten desto fester. Fast möchte ich mit Hrn. *Rösch* darüber rechten, daſs er jenen kecken Satz dem Solidismus so hingehen läſst. Bemerken muſs ich nur, daſs auch dieser Lehrsatz mir vor nunmehr 8 Jahren durch Hrn. *Stieglitz* eingeworfen ward, und daſs Hr. *Hauff* ihn deſshalb gern hätte sparen können, wie ich mir eben jetzt eine Wiederholung der Widerlegung zu sparen gedenke. Ich verweise auf die o. a. Stelle aus *Heckers* Annalen p. 282—83.

Vollends verdrieſst es mich, wenn man mir vorwirft, ich ginge darauf aus, „die arme solidistische Ansicht auf alle Weise herunterzusetzen und lächerlich zu machen." Wo hätte ich mir so etwas zu Schulden kommen lassen? Ich bitte den freundlichen Leser, doch die 278 S. jener Annalen aufzuschlagen. Dort steht so ausführlich wie möglich, *daſs die Humoralpathologie sich keinesweges als Pathologie überhaupt constituirt* (schon in der Schrift, die 1826 zuerst diese Lehre in ihrem gröſserem Umfange darstellte, wird sie nur als ein Capitel der Pathologie, als Lehre von der Vegetation, und zwar auch hier nicht als exclusive vorgetragen. S. die *Humoralpathologie*, ein kritisch-didaktischer Versuch, Schleswig 1826, p. 8 — leider steht es im geschichtlich-kritischen Abschnitte, den man nicht liest); dort erkennt sie die Lebensfunctionen des Nervensystems nicht bloſs *neben*, sondern selbst *über* sich unbedenklich an. Wo gäbe es aber einen solchen Narren, der darin eine Ehre suchte, daſs *seine* Theorie den Vortritt im Cerkle der hohen Wissenschaft habe! Der Wahrheit die Ehre! Rangstreit ist Albernheit überall: in der Wissenschaft ist er qualificirte Fatuität! Auch würde ich dem wohlwollenden Beurtheiler nicht zumuthen, deſshalb jene Stellen anzusehn; sondern wegen einer dort erläuterten Differenz beider abweichenden Doctrinen der Pathologie, von welchen die eine ihrer Natur nach, also mit innerer Consequenz, die andere nicht neben sich dulden kann; ohne sich selbst aufzuheben nicht dulden darf, und das ist eben die sich selbst begreifende Solidarlehre. In jenem historisch-kritischen Theile meiner Pathologie der Ursäfte ist dieses Grundverhältniſs beider Doctrinen nicht minder ausführlich besprochen; allein leider in jenem abstracten Theile, der zu ernst ist, als daſs man ihn zum Zeitvertreibe lesen möchte, und für die Siestezeit selbst nachtheilig werden könnte; den man daher überschlägt. —

Die alten Egypter erzählten von ihrem Gotte *Osir*, dem Gotte des feuchten Elementes, daſs ihn sein feindlicher Bruder *Typhon*, der Gott der Trockniſs und der Wüste, im Kampfe überwunden, in viele Stücke getheilt, jedes einzelne in einen Sykomorenstamm eingeschlossen und so in den Nil geworfen habe, daſs sie ins Meer hinabgeführt würden. Die gute Schwester und Gattin, *Isis*, sei darauf, unter Wehklagen, umhergewandert, habe den Leichnam zusammengesucht und ihn bis auf einen einzigen Theil — freilich einen höchst wichtigen! — wiedergefunden und in On, der Sonnenstadt, feierlichst begraben. So macht es der dürre Solidist noch heute mit der Wissenschaft; er tödtet und zerstückelt sie; macht sich einzelne Sphären, Partieen, abgeschlossene Organengruppen; und die trauernde Naturwissenschaft sucht des Leichnames auseinandergerissene Glieder wieder zusammenzusetzen; aber das eigentlich Befeuchtende hat der typhonische Windmacher vollends zerstört, und Isis bleibt ohne Tröster! Der typhonische Geist macht ebenfalls ganz verschiedene Gesetze, wo nur Eins herrscht, nur um sich aus Verlegenheiten zu ziehen. Die Natur ist kein Stückwerk, gleich unserm Wissen, wie man sagt; und ist unser

*) βίος und βία, *Leben* und *Gewalt*, sind im Griechischen sinn- und stammverwandt.

Wissen ein Stückwerk, so ist es desto unverzeihlicher, gar ein Bröckelwerk daraus zu machen. Wer die Solidistik kennt, der weifs auch, wie viele Kräfte und Kräftchen sie zu ihrem Geräder erfinden mufste. Begreiflich! Denn jedes Solidum ist ein Solidum, ein für sich Seiendes, und das allverbindende Menstruum fehlt. Hier entsteht aus purer Consequenz ein hadervoller Föderativstaat; quot sensus tot capita müfste man hier sagen! Nun gar verschiedene Gesetze im *sich bildenden* und im *schon gebildeten Körper!* Nicht einmal in den niedrigsten Organisationen finden sich andere Gesetze der Formation, als in den höchsten. Hier, wenn irgendwo, herrscht die durchgreifendste Einheit, und nur die Entwickelungsstufen und Formen wechseln. Die neuesten Entdeckungen in der Pflanzenwelt, namentlich die Gesetze der Befruchtung; die Seminalsubstanzen, nebst ihren Cercarien; die willkürlich beweglichen Sporen der Algen, besonders der Vaucherien, zeugen gegen den Zerbröckler! In allen gleichnamigen Sphären des organischen Lebens herrscht das gleichartige Gesetz; zur eigentlichen Saamenbildung herrscht bis auf die letzten Pflanzengebilde hinab die Ordnung der Sexualität, wie beim höheren Säugethier, mit der Nöthigung der Copulation, vor dem grofsen Altare der Natur wenigstens! Der erwachsene Mensch ernährt sich, wie das Kind; der Greis wie der Mann; und der Embryo nach demselben Gesetze, wie alle, freilich nicht mit Messer, Gabel und Löffel! Durch die *unerklärliche Schmelzkraft* der Dauungssäfte wird das äufsere Material in Ursäfte verwandelt; durch dieselbe Schmelzkraft (*biolytische* Kraft) wird der eigne feste Leib beständig wieder verflüfsigt. Möglich, dafs dem Magensafte die Nerven eine solche Kraft mittheilen müssen; allein auch nur möglich; denn die Experimente mit künstlichen Compositionen des succus gastr. unter, wie ohne Einflufs der Elektricität, oder des Galvanismus, haben, genau besehen, nur negative Resultate geliefert. Wenn nun auch, was niemals die Humoralpathologie in Abrede gestellt hat, Nerveneinflüsse zu den Secretionen vonnöthen sind: so ist damit noch nicht ausgesagt, dafs dieser Einflufs solcher Art sei, dafs mit ihm auch das geistige Agens direct überströme, z. B. die Seminalkraft aus den Nerven des Generationsapparates; die Contractilität aus den Muskelnerven; die *biolytische* Kraft aus den Magennerven und denen der resorbirenden Gefäfse! Da träfen wir auf ein artiges Sümmchen solider Kräfte im lebenden Leibe, und auf einen Wirrwar von Nerveneinflüssen, den nur ein tapferer Solidarpatholog geistig verdauen kann. Die zerhackte Lebenskraft kommt eben so schlimm unter den Fäusten des neuen Typhon weg, und wird hier eingesargt als Muskel-Irritabilität; dort als Nervensensibilität, weiterhin als Reproduction, noch ferner als Generationskraft; heilige Isis! wie willst du fertig werden! „Was die Kraft der Nerven, die Reizbarkeit der Muskeln und der diesen ähnlichen Membranen, die vita propria endlich jeden Theiles betrifft: so bedeuten diese ja doch nur isolirte Provinzen jener allgemeinen Lebenskraft. Ihr Dasein wird vom Humoralpathologen anerkannt, gewürdigt, und in die richtigen Grenzen zurückgeführt" sagte ich p. 286 der liter. Annalen, a. a. O.

Im *dritten* Abschnitt: *Wie wirken äufsere Dinge auf den Organismus? auf welche Art afficiren sie ihn"*: ist namentlich die Rede von Arzneien und Giften, und hier ist die verwundbarste Stelle der Nervenpathologie. Zu einer Zeit, da noch die Rede war von Atmosphäre um die Nervenenden, da man die ganz individuelle Wirkung der verschiedenen Nervenbündel noch nicht kannte: da liefs sich noch allenfalls von einer Nervenpathologie sprechen; allein heut zu Tage, nachdem *Sir Charles Bell* oder der Hr. *Magendie* jene glänzende Entdeckung gemacht; nachdem die Nerven bis in die feinste Faserung verfolgt; nachdem die Bahn einer jeden Empfindung, einer jeden Bewegung, entdeckt, und auf die Breite eines mikroskopischen Fädchens beschränkt worden: ist an eine Nervenpathologie gar nicht mehr zu denken! Wir wissen es nur zu gut, dafs es Nervenfäden für die Empfindung, und andere für die Bewegung giebt; dafs nach Durchschneidung, oder sonstigen Functionsstörungen der Aeste des 5ten Paares, vielleicht der etwas hypothetischen Respirationsstränge des Engländers, eigenthümliche pathologische Erscheinungen sichtbar werden, z. B. eine Conjunctivitis, die in Verdunklung der Cornea endet. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1840.

Ueber die Bedeutung des Bluts im gesunden und kranken Leben, und das Verhältniſs des Nervensystems zu demselben. Von Dr. Carl Rösch.

(Schluſs.)

Wir haben nunmehr auch die reflectirten Bewegungen kennen gelernt, so daſs ich weiſs, daſs, wenn ich wahrnehme, daſs irgend ein Taschendieb mein Tuch mir zu ziehen in Begriff ist, und zwar aus der rechten Rocktasche, und ich die Linke ausstrecke, ihn zu fahen, dieſs eine Reflection vom Rückenmarke aus sein müsse, und zwar vermittelst Nervenanastomosen, die zwar noch kein Mensch gesehen, die sich indeſs doch vorfinden müssen, weil kein anderer Verbindungsweg da ist. Wo bleibt jetzt die Einwirkung des Primitivstreifens, oder auch seines ganzen Nachwuchses, auf die Bildung und Bewegung des Bluts? Wenn Hr. *Hauff* vor nunmehr 14 Jahren (wenn er noch heute so denkt, wie vor zwei Jahren), eine so kühne, zuversichtliche Vertheidigung der Nervenpathologie der Presse übergeben hätte, so könnte man das hingehen lassen; aber jetzt — nach 12 Jahren, das ist unverzeihlich!

Allein fast hätte ich vergessen, daſs *Felix Fontana* schon in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die miserable Nervenpathologie an den Felsen der Experimente mit dem Viperngifte zerschmettert hat (wenn mir Recht ist, schon im Jahre 1765!) Thut nichts! In dem Kopfe eines Jüngers *aus der Hahnemannschen Schule* lebt sie noch in voller Kraft. Er ignorirt *Fontana* und *J. Müller!* Alle Experimente der Neuzeit, die man durch *Lund* gesammelt findet, existiren nicht für ihn. Theurer Hr. *Rösch!* Laſs uns nach Hause gehn! Consummatum est! Der Patient ist ohne Rettung! Oder wollen Sie es noch einmal mit der Arzneimittellehre *Christisons* versuchen? Vergebens! Wo *Hahnemann* herrscht, da hat alle Vernunft ein Ende. — Weshalb auch fingen Sie gar an, Ihren Freund zu widerlegen? Wie ich an die Stelle p. 80 der *Hauff*'schen Schrift kam, wo er den End- und Schlagbeweis aus der reinen Arzneimittellehre des groſsen *Hahnemann* ins Treffen führt: da entsank mir der Muth; ich legte die den Text begleitende Feder hin, und dachte: warum hat er das nicht gleich gesagt? Warum erst so spät mit diesem zerschmetternden Schlage? Erst p. 80, 14 Seiten vor dem Schlusse, kommt er mit seinem Centraltreffen! — Hr. *Rösch*, ich gebe mich gefangen; laſs uns nach Hause gehn! — Man wird es vielleicht noch wissen, daſs vor nunmehr sechs Jahren der Hr. *v. Pommer* diesen Gegenstand gründlich behandelt, und die Anmaſsungen der Humoralpathologie zurückgewiesen zu haben glaubte. Die Antwort findet sich im *Walther-Gräfe*'schen Journale (ich glaube im Jahre 37 oder 38, nachdem jene Erwiederung ohne mein Verschulden drei Jahre ruhen muſste). Seltsamer Weise räumte jener Experimentator dem Blutleben einen gröſseren Umfang ein, als selbst der Humoralpatholog, den er eben wegen seiner Uebergriffe angriff; er lehrte daselbst nämlich — plus royaliste que le roi même — daſs das Blut freiwillig, ohne Herzimpuls *springe und hüpfe*, und nennt einen neuen, nagelneuen Trieb — den *expansiven Lebenstrieb dieser Flüſsigkeit*. (Medicin. chirurg. Zeitung 1828 p. 206). Meine Entgegnung ruhete aus derselben Ursache, aus welcher die gegen Hrn. J. *Müller* in Betreff eines ähnlichen Themas zu längerer Ruhe verurtheilt war. Man wollte ihn nicht erzürnen! Der wahre Freund der Wahrheit und der Wissenschaft kennt indeſs solche pusillanime Bezüge nicht! Man lese die schöne Stelle aus dem *Fontana*, den *Rösch* p. 50 ausführlich anzieht, und fälle ein mildes Urtheil über die Stocksolidisten, wenn man noch kann!

Indeſs gehen wir eine Seite im Texte zurück; denn zu dieser p. 49 hätte ich noch gerne einige Zusätze hinzugefügt. Hr. *Rösch* findet es auffallend, „daſs die Jungen der trächtigen Hündin, die Freund *Hauff* mit Blau-

säure vergiftet hatte, lebendig aus dem aufgeschlitzten Uterus hervorkrochen, da die Section erst eine ¼ Stunde nach dem Tode gemacht wurde." Nun möchte ich doch nur wissen, was hieran Auffallendes ist. Dafs ungeborene Thiere ¼ Stunde ohne Atmosphäre leben können, ist doch wohl nicht das Auffallende; man hat ja Versuche mit neugeborenen Katzen gemacht, die solches begreiflich machen. Nun aber sagt Hr. *Rösch* ferner „es ist bekannt, dafs das Blut des foetus zwar in nothwendiger Verbindung mit dem, ihn ernährenden, Blute der Mutter steht, diese Verbindung sei aber doch mehr eine *mittelbare* als eine *unmittelbare*." Was die Verbindung des Embryobluts mit dem der Mutter betrifft: so ist diese *weder eine mittelbare noch unmittelbare*; beider Blut steht vielmehr in keiner gröfseren Verbindung vor als nach der Entbindung. Woraus dieses erhelle? 1) das Blut der Embryonen ist kühler, um 2° des 100theiligen Thermometers kühler. Zwei gute, treffliche Experimentatoren haben diefs gefunden: Eduards und Brechet (S. *Heyfelder*, Krankheiten der Neugebornen, Leipzig 1825); 2) das Blut des Embryo ist beim Menschen von dem der Mutter in sich verschieden. Ist *dunkelfarbig*, *dünn*, *wenig gerinnbar*, enthält nach *Fourcroy keine* phosphors. Salze, äufserst wenig Faserstoff, und einen weichen, an der Luft sich wenig röthenden Cruor; endlich 3) sind, nach *Prevost* und *Dumas die Blutkügelchen des Embryo noch einmal so grofs als die der Mutter* (S. Burdach's Physiologie Bd. 2. p. 41); die Ziegenembryonen will ich lieber gar nicht nennen, damit man mir nicht wieder einwende, dafs sich diese nach andern Gesetzen richten, als der Mensch. (S. annales des sciences naturelles par *Audoin*, *A. Brogniard et Dumas*, Paris 1825). *Galen* schon kannte die niedrigere Temperatur des Fötusblutes S. dessen de foetus formatione (vol. IV. Edit. Kühn p. 671). Welcher Physiolog möchte nun irgend eine nähere Verbindung zwischen diesem Fischblute der Embryonen und dem Menschenblute der Mutter statuiren, als zwischen dem Menschenblute, das sich vom Fischblute nährt? Wie die materiellen Verbindungen zwischen foetus und Mutter beschaffen seien, wissen wir noch weniger fast, als, wie die spirituellen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs der Säugethierfoetus in nicht engerer Verbindung in materieller Beziehung zu jeder Mutter stehe, als die der Marsupialthiere ist, nur dafs vielleicht das längere Verweilen in dem Uterus auch eine respiratorische Verbindung vermuthen läfst; man bedenke dabei indefs, dafs ein Blut, wie das des Foetus, schon mit dem blofsen Wasserathmen, wenn diefs medium mit Lebensluft erfüllt ist, auskomme. —

Wollen wir diese Behauptung von der entgegengesetzten Seite beleuchten: so ergiebt sich uns, dafs allenthalben, wo eine *wirkliche* Verbindung zwischen Blut und Blut Statt hatte, auch die Vergiftung sich mittheilte. Hierüber vergegenwärtige man sich die bekannte Vivisection, *die man nicht mehr zu wiederholen braucht.* Solche unmittelbare Einwirkungen bethätigen sich ferner durch Ansteckung mit dem Milzbrand durchs Blut der kranken Thiere; durch die in Todesstarre abfallenden Blutegel, wenn sie Blut in bösartigen Fiebern saugen; die Ansteckungen durch Muttermilch gehören auch hieher. Dafs das Blut von Menschen, die sich mit Blausäure vergiftet, die Blutegel, die ihnen angesetzt werden, tödte, spricht eben so sehr für die unmittelbare Aufnahme des Giftes ins Blut, als jenes barbarische Experiment mit der Hündin weder für noch wider. (Vgl. die *Humoralpathologie* aus praktischem Interesse und auf zoochemischer Basis, nach *Stevens* observations etc. Hamburg 1833, p. 46.)

Der *vierte* Abschnitt beschäftigt sich mit dem eigentlich pathologischen Beweise. Es ist viel, dafs Hr. *Rösch* die Beharrlichkeit hat, seine Streitschrift fortzusetzen, nachdem er p. 57 von dem *Hahnemannianismus* des Gegners gesprochen hat. Unseres Amtes ist es aber nur, dem Vertheidiger der Humorallehre nachzugehn, und über ihn zu referiren. Hier giebt es mancherlei, für den Gegner Sprechendes, zu beseitigen, besonders, dafs es ja nervina, analeptica und nervenumstimmende Mittel giebt; wenn's aber solche Mittel gegen Nervenkrankheiten giebt, so giebt es ja gewifs auch Nervenkrankheiten, und jene Zustände, welche diese Mittel, insbesondre aber die *Hahnemannianischen*, tuto, cito et jucunde heilen, gehören in die Nervenpathologie. Q. E. D. — Dafs nach tüchtigen Erfahrungen das Blut schon *vor* dem Ausbruche der Fieber krankhafte Beschaffenheiten der bedeutendsten Art zu erkennen giebt, thut keinen Eintrag! Die Analogie mit anderweitigen Vergiftungen verschlägt gar nichts! — Dennoch beliebt's dem Solidarpathologen auf einmal, *die Hydrophobie zu einer Krankheit des Bluts zu machen!* Der Mann kann, was er will! — Das geschieht aber defshalb — unter uns! — weil das

grofse Mittel: os Sepiae X nichts dagegen vermag! Nun, das läfst sich hören! — Herr *Rösch* fährt indefs fort und läfst das Fieber vorrücken; spricht von der Raumveränderung des Blutes, einem turgor vitalis desselben, wie von einer abgemachten Sache. Hr. *J. Müller* stellt diefs physiologische Factum noch in Zweifel, und verweist auf die Vertheidigung des Hrn. Dr. *Gottsche* (*Pfaff's* Mittheilungen, N. Folge, Altona bei *Hammerich* 1836, 3. und 4. Heft). Beiden, Hrn. Prof. *J. Müller* wie dem Dr. *Steinheim*, wird v. G. der gerechte Vorwurf gemacht, die Lumenverhältnisse der Vorhöfe nicht in Anschlag gebracht zu haben. Ich stand in der Meinung, die von einem Physiologen, wie *Meckel*, constatirte gröfsere Weite, ohne künstliche Zerreibung des rechten Ventrikels, reiche zum physiologischen Beweise hin; ich suchte nicht weiter, wiewohl es nach *Meckel's* Messungen nahe genug lag, und diese hatte ich bekanntlich vor mir. — Doch will ich jenen Vorwurf nicht ganz ablehnen, besonders da ich ihn mit einem Manne, wie *J. Müller*, gleichmäfsig trage. Allein wenn mich Hr. Dr. *Gottsche* glauben machen will, die Ausfüllung des leeren Raumes in dem Ventrikel lasse sich aus einer Verwandlung des *Blutes* in *Blutdunst*, und dessen nachheriger Niederschlagung als *Blut*, mit voller Analogie des *Wassers* und seiner Veränderungen, erklären (p. 13): so heifst diefs, mir ein wenig zu viel Ehre anthun! Ich glaube kaum, dafs man jemals diesen *Verdunstungs-* und *Niederschlags-Procefs* mit der eigentlichen Masse des Bluts, so dafs es in seiner Gesammtmasse verdunste und darauf aus *Blutdunst*, wie der *Wasserdunst* zu Wasser, sich als Blut *in der Berührung mit der kalten Luft der Lungenzellen* niederschlagen könne, darstellen, oder nur glaublich finden werde. Vom Blute kann nichts mehr verdunsten, als sein wässriger Bestandtheil, das übrige bleibt eingedickt zurück. Das ist der Hergang. —

Unter den krankhaften Erscheinungen, die Herr *Hauff* dem Nervensysteme zuweist, hebt Hr. *Rösch*, als wirksamsten Gegenbeweis, eben dieselbe hervor, nämlich die *Bleichsucht*. Wirklich findet man bei dieser Krankheit wenig oder keine Nervenleiden. Dagegen finden sich gar nicht selten die heftigsten Nervenleiden unter ähnlichen Umständen, wie sonst wohl die Chlorose, als Entwickelungskrankheit, ohne diese Vegetationskrankheit. Die Gründe sind also unverwerflich, und ich rathe dem Solidismus, geschwinde eine neue Reihe von Nervenübeln zu construiren, nämlich latente; damit kann man sich immer helfen! Wir wollen nunmehr annehmen, dafs die Chlorose eine Nervenkrankheit sei, in welcher nach allen Zeichen die Nerven gesund sind; allein an einem latentpathologischen Processe dennoch leiden können, und das ist zu belegen *durch die Wirkung des Eisens*. Eisen ist nämlich entschieden ein *Nervinum*, weil es den tic douloureux und ähnliche Nervenübel heilt. Nun aber heilt es auch die Chlorose, also ist diese ein Nervenleiden! Diefs ist das solide Räsonnement des Hahnemannianers. In diesem Urtheile sind jedoch nur von den beiden ersten Sätzen der eine zweifelhaft, nämlich, dafs es ausgemacht sei, der tic douloureux und ähnliche Neurosen seien reine Nervenkrankheiten; und der zweite unwahr, dafs das Eisen, in grofsen Gaben, diese Uebel heile. — Wie ist das Eisen denn überall zu solcher Celebrität in diesen Krankheiten gelangt? Vielleicht ist sein Weg zu *diesem* Ruhme nicht allen meinen Lesern noch erinnerlich; ich will ihn defshalb beschreiben. Vor vielleicht zwei Jahrzehnden macht ein grofser Arzt in England die hochwichtige Entdeckung, *dafs in Sümpfen sich keine Regenwürmer aufhalten.* Halt, dachte dieser ärztliche Newton, das mufs benutzt werden! Halten sich nämlich in Sumpferde keine Regenwürmer auf, so geschieht diefs wegen der — des, wollt' ich sagen, Eisenerzes [bald hätte ich die Feuchtigkeit genannt!]; also wegen des Eisenerzes! *Nun aber ist der Krebs ein Wurm*, oder ein wurmähnliches Geschöpf. *Wenn ich mithin den Körper, in dem ein solcher Krebswurm sitzt, mit Sumpferz ausfülle, so mufs begreiflich der Wurm verenden!* — Daher sind die grofsen Gaben von Eisenoxyd erklärlich. Diefs ist die erste Station des Triumphzuges des Gott Martis; nunmehr kommen wir an die zweite. Derselbe, oder ein andrer *Machaon*, macht die grofse Beobachtung, dafs bei Nachkommen am Krebse verstorbener Mütter sich zuweilen ein tic douloureux einstellt. Ha! ha! denkt er, *das ist der Stellvertreter des Krebses! Kann nun aber das Eisen in grofsen Gaben den Krebs selbst heilen, wefshalb denn nicht seinen maskirten Doppelgänger, den tic?* — Dieses ist nun die zweite Triumphpforte des Mars, und nun krönt und besalbt ihn der Hr. *Hauff* durch seinen Schlufssatz, ergo ist Eisen ein Nervinum!

Wer denkt nicht an jenen alten Spruch: ni essent medici nil philosophis stultius!

Noch führt Hr. *Rösch* zu Gunsten der Humorallehre die Thatsachen an, die man in Rücksicht des Vorhandenseins krankhafter Secretionen im Blute entdeckt hat, z. B. Carswell's Entdeckung des Tuberkelstoffes im Blute. Solche Thatsachen sind freilich etwas precair; und schon defshalb, weil der Tuberkelstoff sich schwerlich chemisch von gewöhnlichem Käsestoffe unterscheiden lassen dürfte. Ich kenne diese Untersuchungen Carswell's nicht, werde indefs sobald als thunlich dieser Entdeckung näher nachspüren und mich von ihrer Gewifsheit zu unterrichten suchen.

Wir gelangen an den letzten, den 5. Abschnitt der Gegenschrift des Hrn. *Rösch*. Ueber diese haben wir schon früher einiges Bemerkenswerthe gesagt, und wollen nur noch hinzufügen, dafs es fast drollig sich ausnimmt, wenn wir Allopathen, dem Hahnemanns-Pathen gegenüber, die Differenz in der Praxis, je nach den Principien und der Theorie, vertheidigen. Zwar weifs sich, wie wir gesehen haben, der Homöopath mit grofser Gewandtheit der Wirkung allopathischer Dosen für seine s. v. Theorie zu bedienen: allein das wird er uns schwerlich zugestehen, dafs die Theorie nicht mächtige Differenzen in der Ausübung erzeuge. Os sepiae z. B. wirkt in der Allopathie nichts; trotz dem, dafs man diefs Mittel längst gegen Epilepsie als Specificum dispensirt hat, wie das Elenshorn. Das ist aber ein unschätzbarer Fund für die Homöopathie. Zwar wirkt es in der Homöopathie eben so wenig gegen die Epilepsie; defshalb mufs es immer mehr verrieben, d. h. immer mehr aufgeschlossen werden, denn der Geist wächst, wenn man den Leib casteit; endlich in der xten Potenz gelingt es. Aber nun bemerke man die Differenz des Einflusses beider Theorien auf die Praxis. — Genau betrachtet enthält es einen kleinen Unsinn, wenn man behauptet, des vernünftigen Menschen Handeln sei nicht im directen Zusammenhange mit seinem Denken. Wenn man noch sagte: mit dem Scheine oder der Maske von Denkungsweise, die er vorhält, so liefse diefs sich hören. Allein in treuem Wortsinn bedeutet die Differenz zwischen Praxis und Theorie nichts als jene Sinn- und Gedankenlosigkeit von Menschen, denen die Gabe des Denkens leider versagt ist; und, in der That, man sollte nicht glauben, wie selten sich diese Gabe bei dem animal rationale vorfindet! Kaum Nachdenken, nach einem guten Vordenker, läfst sich häufig finden; und Vordenken, Selbstdenken, das sind gar weifse Raben in dieser Menschenwelt! — Nur Geister, wie *Hahnemann*, finden ein grofses und treues Publicum. — Wer kann's ändern? Steinheim.

LXXI.

Aug. Arnold, Umrisse und Studien zur Geschichte der Menschheit. Berlin 1840. 8. *VI u.* 300 *S.*

Wie schon der Titel dieses Buches darauf hinweiset und wie sich auch der Vf. in der Vorrede näher darüber ausspricht, enthält diese Arbeit Beiträge zu einer Philosophie der Geschichte, und wenn dieselben auch nicht in einer streng wissenschaftlichen Form gegeben sind, so wird man doch anerkennen müssen, dafs sie zu einer mannigfaltigen Anregung und zu einer immer gröfsern Ueberwältigung des Materiales der Geschichte durch den Gedanken dienen. Es umfafst übrigens der Vf. hier das Gebiet der gesammten Geschichte in ihrer fortlaufenden Entwickelung von der Urzeit bis auf die Gegenwart, und mit Beziehung auf den Titel sind dieser philosophischen Darstellung der Geschichte noch drei kleinere Abschnitte allgemeinern Inhaltes unter den Ueberschriften „die Wahrheit, der Mensch und der Staat" voraufgeschickt, in welchen der Verf. seine Ansicht über die Natur der Wahrheit und das Wesen der Philosophie, sodann über die physische und geistige Natur des Menschen und über die Natur, über die Organisation und Funktionen des Staates und über seine Verfassungsformen ausspricht. Mit Recht wird hier hervorgehoben, dafs eine wahre Philosophie der Geschichte nicht sowohl zum Zwecke haben könne, allerlei scharfsinnige Kombinationen über die historischen Begebenheiten aufzustellen; als vielmehr die Sachen selbst nach ihrem Kerne zu geben. Denn der Begriff, welcher den Inhalt der Philosophie bildet, soll nicht in das Material der Geschichte hineingetragen werden, sondern liegt schon an sich darin und soll nur darin erkannt oder daraus hervorgeholt werden. Freilich kommt es dabei immer auf die Auffassung des Begriffes an und für sich an, und darüber ist man bekanntlich in der Philosophie immer sehr verschiedener Ansicht gewesen, was denn wiederum nicht ohne Rückwirkung auf die Auffassung und Behandlung der Geschichte sein konnte, sobald man darauf ausging, über das unmittelbare Erfassen der Thatsache hinaus zu ihrer Bedeutung und ihrer Erkenntnifs zu gelangen.

Im Allgemeinen hält sich der Verf. auf dem Standpunkte, wie er dem gewöhnlichen Bewufstsein am nächsten liegt, und bei der sonstigen Klarheit und Bestimmtheit der Darstellung kann diese Arbeit um so mehr ihr vorgestecktes Ziel erreichen, zur Anregung und Förderung der historischen Erkenntnifs beizutragen. Dafs es dann aber bei einem solchen Standpunkte der Auffassung auch nicht an streitigen Punkten fehlen kann und dafs sich auch andre Auffassungsweisen daneben werden geltend machen müssen, liegt in der Natur der Sache und ist zum Theil von dem Vf. selbst anerkannt worden. Denn um nur ein Beispiel hervorzuheben, reicht jener Standpunkt für die Erkenntnifs in der Geschichte keineswegs überall aus und zeigt sich bei der Erklärung der Entstehung und Verbreitung der muhamedanischen Religion als ungenügend. Wenn der Islam von seinem Stifter als gut berechnet angegeben wird, um auf seine neu erworbenen Anhänger zu wirken, so wird dabei ohne Zweifel das wahrhaft geistige Bedürfnifs verkannt, welches, weil es sogleich viele Millionen für diese Religion gewann und sich sogar auf Kosten der christlichen Religion Geltung verschaffte, von dem blos verständigen Denken und Berechnen eines Individuums nicht abhängig gemacht werden darf. Mit besonderer Ausführlichkeit ist die Geschichte der neuern Zeit und der Gegenwart nach ihren mannigfaltigen Tagesinteressen behandelt, und es wäre hier nicht leicht ein Verhältnifs des öffentlichen Lebens zu nennen, dem der Vf. nicht seine Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Denn aufser den allgemeinen politischen Interessen der heutigen europäischen Grofsmächte ist auch der Bildungsgang und der Kulturzustand der Völker berücksichtigt worden. Es wird das Verhältnifs von Staat und Kirche besprochen, die Emancipation der Juden und der Frauen, und besonders hat hier auch das Zeitungswesen nach seiner Bedeutung im Staate und nach der Stellung seiner Organe im Staate Beachtung gefunden. Es würde sich demnach diese Arbeit vornämlich einem gröfsern gebildeten Publikum empfehlen, welchem eine Anregung und Anleitung, um zum Bewufstsein über sich und über den Zustand des öffentlichen Lebens zu gelangen, wünschenswerth erscheinen sollte. Die äufsere Ausstattung des Buches läfst wenigstens nichts zu wünschen übrig.

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1840.

LXXII.

Urkunden und Actenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich, Ungarn und der Pforte im XVI. u. XVII. Jahrhunderte. Aus Archiven und Bibliotheken. (Herausgegeben von Anton von Gévay). Wien, 1838. 4 *Hefte in* 4.

Die Ueberzeugung, dafs die geschichtliche Erkenntnifs genuiner und unmittelbarer Anschauungen bedürfe, ist in keiner Zeit so lebendig und so allgemein gewesen, als in der unsrigen. Publikationen von den verschiedensten Seiten her bezeugen dies zur Genüge. Haben wir derartigen Bestrebungen die Kenntnifs vieler neuen und belehrenden Documente des Mittelalters zu verdanken, so ist nicht zu verkennen, dafs sie für die Geschichte der neueren Zeit noch unendlich fruchtbringender gewesen. Wir werden nicht irren, wenn wir behaupten, dafs grade die religiöse Controverse, indem sie vom Beginn der Reformation an sich aller Gemüther bemächtigte, und die Darstellungsweise der gleichzeitigen Historiker beider Parteien in nicht geringem Grade beherrschte, bei den Spätern den Wunsch hervorgerufen habe, die grofse Zeit der Kirchenverbesserung aus andern, vom Parteigeiste unverfälschten Berichten kennen zu lernen. Die Relationen der Gesandten jener Zeit entsprachen diesem Verlangen aufs Befriedigendste. Die Ereignisse aus unmittelbarster Nähe betrachtend, und durch ihr Amt verpflichtet, Nichts als die volle Wahrheit zu sagen, geben jene Männer in ihren Berichten neben einer Fülle sicherer und neuer Nachrichten uns auch zugleich die feineren Fäden, die geheimeren Bezüge an die Hand, durch welche die Ereignisse mit den grofsen, aus dem innersten Lebensquell der germanisch-romanischen Nationen entsprungenen Bewegungen zusammenhängen. Es wird dahin kommen, dafs wir der Autoren des XVI. u. XVII. Jahrhunderts bald ganz entbehren können.

Den Publicationen dieser Art schliefst sich das Werk, welches wir anzeigen, auf höchst würdige Weise an. Durch seine Stellung als Scriptor an der k. k. Hofbibliothek hatte Herr Anton von Gévay wohl mehr als jeder andere Gelegenheit die merkwürdigsten Actenstücke aus dem geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchive in Wien kennen zu lernen und seiner Bemühung, diese auch einem gröfsern Kreise mitzutheilen, mufs die Wissenschaft um so mehr Dank wissen, als er die Herausgabe auf eigene Kosten unternommen und in sehr gefälliger und anständiger Form ausgeführt hat.

Die vier angezeigten Hefte haben die vier von Ferdinand I. in den Jahren 1530—1534 an Suleiman I. gerichteten Gesandtschaften zum Hauptgegenstande. Die Berichte der ersten und dritten, von Joseph von Lamberg und Nicolaus Jurischitsch, von Hieronymus von Zara und Cornelius Dupplicius Schepper abgefafst, waren schon durch die ausführlichen Auszüge bei v. Hammer Gesch. des osman. Reiches III. p. 102 und 656 p. 125—140 bekannt; von der zweiten Gesandtschaft erwähnt dieser p. 661 nur der Instruction für Leonhard Grafen von Nogarola und Joseph von Lamberg; die Actenstücke des 4ten Heftes, welche die Sendung Schepper's im J. 1534 betreffen, waren ihm bis auf den Bericht Vespasian's von Zara p. 673 völlig unbekannt. Aufser den eigentlichen Berichten enthalten diese Hefte in den Instructionen für die Gesandten, in der auf die ungarischen und türkischen Verhältnisse bezüglichen Correspondenz eine Fülle des schönsten Details zur Charakteristik der Personen und Zustände der damaligen Zeit. Die Beläge hierfür sind in beinah zu grofser Ausführlichkeit mitgetheilt. Nach unserm Dafürhalten hätte der Publication hier eine gewisse Schranke gesetzt werden können. Von der Instruction und dem

Bericht der ersten Gesandtschaft würde der Abdruck des Originals genügt und die Wissenschaft der Uebersetzung beider Actenstücke, so wie mancher Briefe im 3ten und 4ten Heft ohne grofsen Schaden haben entbehren können. Ein sehr bedeutendes Interesse nimmt dann aber die Correspondenz Ferdinands mit seinem Bruder Carl V. und seiner Schwester Maria, der verwittweten Königin von Ungarn und Böhmen, in Anspruch; wir lernen aus ihr die drangvolle Lage der habsburgischen Familie aufs Anschaulichste kennen.

Dies dem Anscheine nach so überaus mächtige Haus konnte zur Ausübung der Herrschaft, zu welcher es seine weitverbreiteten Besitzungen wie der Geist und die Kraft seiner Mitglieder zu berufen schienen, nicht gelangen, weil es, wenn wir so sagen dürfen, mit allen Gewalten in Europa zerfallen war. Zu der aus der burgundischen Erbschaft stammenden feindseligen Stellung zu Frankreich waren die religiösen Zerwürfnisse in Deutschland gekommen, die von Franz I. aufs Lebhafteste genährt mit der Auflösung des schwäbischen Bundes seine Herrschaft in Deutschland sehr zweifelhaft machten. Der Papst Clemens VII. anstatt Carl V. in dieser Bedrängnifs zu unterstützen und ihm wenigstens die Angelegenheiten der Kirche zu dem gewünschten Ende bringen zu helfen, wurde durch seine Stellung als weltlicher italienischer Fürst zu dem grofsen Mifsgriff verleitet, in ihm nur den Feind italiänischer Nationalfreiheit zu erblicken und ihm in Allem entgegenzuarbeiten. Neue Verwicklungen hatten sich für Oesterreich in Ungarn erhoben, das obwohl nach alten Verträgen Ferdinand I. zufallend, von Suleiman nach dem Tode Ludwigs dem Johann Zapolya gegeben worden war. Zu den Mächten Europa's wie zur öffentlichen Meinung stand Oesterreich in der entschiedensten Opposition.

Wie diese Verhältnisse nun aufs Lebendigste aufeinander wirkten, sich durchdrangen und gegenseitig bedingten, davon geben diese Actenstücke die anschaulichste Idee.

Das türkische Reich, noch in der vollen Blüthe und Kraft seiner eigenthümlichen militairischen Institute, nahm in Europa die grofsartigste Stellung ein. Der Stolz und der Uebermuth, womit die bisherigen Erfolge die Osmanen erfüllt, tritt in den Unterredungen der Gesandten mit dem Grofsvezier Ibrahim aufs Grellste hervor; der türkische Kaiser habe Ungarn mit seinem Säbel erobert, meint er (Gévay II, p. 28), wo sein Rofs hinträte, wär Alles sein; wie könne Ferdinand daher sich König von Ungarn nennen? mit ihm, der nur „ein klains herl zw wien" sei, wolle Suleiman auch Nichts zu thun haben; er suche nur den König von Spanien, der so oft geredet, er wolle wider die Türken ziehen und „von armen Leuten darum viel Geld herausgerissen habe" II. p. 29 und doch wäre er bei Suleiman's Ankunft auf und davon geflohen und habe seine Länder wie ein böser Ehemann sein Weib verlassen; möge er den Sultan auf der Wahlstatt erwarten, dann würde geschehen, was Gott wolle, wo nicht, so müsse er Tribut schicken II. 36. 87.

Dieses politische Uebergewicht gab den Osmanen auch für die Lösung der ihnen so fern liegenden religiösen Fragen, welche damals die germanischen Völker bewegten, die entschiedenste Bedeutung. Der ganzen, jener Zeit eigenthümlichen Durchdringung kirchlicher und politischer Interessen entsprach es, dafs auch das Oberhaupt der Christenheit an Suleiman und Ibrahim Gesandte schickte und ihnen „treulich seine Noth klagte" I, p. 29, dafs der türkische Grofsvezier den christlichen Gesandten gegenüber den Papst in Schutz nahm und Carl V die Härte, womit er Rom eingenommen und Clemens VII behandelt, die Zerstörung dessen, was seine Vorgänger „zu ihrer Seelen Heil und Gott zu Lob" gestiftet hätten, zum Vorwurf machte, (ibidem). Der Papst war aber nicht einmal der einzige, der gegen ihn bei der Pforte Hülfe und Schutz suchte; in der Instruction für Cornelius Schepper (IV, p. 8) vom 21. December 1533 giebt Carl diesem ausdrücklich auf, sich über die Praktiken und Einverständnisse, welche sowohl katholische als protestantische Fürsten in Constantinopel hätten, zu unterrichten; ja Ibrahim scheut sich nicht, dem Gesandten zu sagen (III, p. 26): „Die deutschen Fürsten so wie Luther werden Alles thun, was wir ihnen befehlen; und wenn ich wollte, ich stellte den Papst auf die eine und Luther auf die andere Seite und würde beide zur Kirchenversammlung zwingen. Sage Carl, fügte er dann heftiger werdend hinzu, dafs ich es war und bin, der das Concil verhindert habe." Wieviel auch hieran Uebertreibung sein mag, sicher ist es, dafs der Einflufs der Türken auf die kirchlichen Angelegenheiten kein geringer war; machte doch Carl V. selbst zur Bedingung des Friedens (III. p. 13), dafs Suleiman sich nicht in die Glaubensstreitigkeiten der

Christen mischen und nicht verhindern dürfe, dafs sie wieder zum wahren Glauben zurückgeführt würden!

Bei dieser Lage der Dinge war es nicht zu verwundern, dafs auch Franz I. in dem Sultan seinen treusten Freund, seine gröfste Stütze erblickte. Wie die Türken selbst rühmen, wurde der Krieg gegen Ungarn im Jahr 1526 auf Ansuchen seiner Mutter unternommen (III. p. 22); den Gesandten wurden Vorwürfe wegen der Grausamkeit gemacht, mit welcher Carl den König von Frankreich gefangen gehalten habe (I. p. 29); Suleiman selbst stellte als erste Bedingung des Friedens auf, dafs Franz I. alle Länder zurückerhalte, welche Carl ihm geraubt habe (IV. 43.). Diesem ganzen Verhältnifs ist es dann angemessen, dafs Johann Zapolya den Hieronymus Lasky nach Paris sendet, dafs dieser von Franz den St. Michaelorden und das Versprechen erhält, dem angeblichen Könige von Ungarn eine seiner Töchter zur Ehe geben zu wollen (II. p. 78). Unter der Bedingung, ohne seine Bewilligung keinen Frieden zu schliefsen, bot der König von Frankreich dem Woiwoden selbst noch eine Pension von 30,000 Ducaten an (IV. p. 47).

Nehmen wir die Verhältnisse zu England hinzu, wo Heinrich VIII. seine Scheidung von Carls und Ferdinands Tante aufs eifrigste betrieb (I. p. 64), so erhellt, dafs die Lage Oesterreichs nach allen Seiten hin nicht schlimmer sein konnte. Vor allem fürchteten beide Fürsten die Rückwirkung der europäischen Verwicklungen auf die deutschen Angelegenheiten. Ebenso gewifs es Ferdinanden war (nach einem Schreiben vom 28. Januar 1530. I. p. 63—65), dafs wenn Frankreich und England den Frieden brächen, sie Einverständnisse mit dem Papst, Venedig und Mailand haben müfsten, so zweifelte er keinen Augenblick daran, dafs wenn dann der Kaiser in Italien mit dem Kriege beschäftigt wäre, die Lutheraner die ersten wären, welche den Streit beginnen würden (qui vouldroient comencer le debat). Ueber seine geheimen Absichten in Betreff der religiösen Zerwürfnisse und die Mittel ihnen zu begegnen, ist dieser Brief von der höchsten Bedeutung. Ferdinand erklärt, bis zur Ankunft Carl's, der nach Bologna zur Krönung gegangen war, die Protestanten so sehr als möglich hinhalten zu wollen, ohne mit ihnen etwas abzuschliefsen; wenn er aber selbst dies würde thun müssen, so könne der Kaiser abgesehen von ihrer Ketzerei dennoch Mittel finden sie zu bestrafen und Leute genug, die ihm dabei helfen würden. Nur möge Carl auf's Eiligste nach Deutschland zurückkehren, sonst würden die Lutheraner noch irgend eine Thorheit beginnen. Car *il* ont grande crainte de votre venue, fügt er p. 66 hinzu, et que doivent estre fort chaties comme bien l'ont merite et vouldroient davant vostre venue avoir ainsy trouble les afaires que apres eusies bien a faire a les rapaisier; mes si venes plus tot et que voient que ne les veulles estre sy rigoureux et voient vostre presence sur bon espoir et en partie ausy en creinte ne se oseront bougier et baucop que tiennent leur partie se partiront de eulx et espere que sy ne veulent venir a la raison demeuront sy suls que poures fere selon vostre bon plaisir — — et en cas que les afaires de la guerre de france ou ceulx du turk vois survinsent pouries trouver moien de quelque bonne honeste supersesion de la foy jusques a ung general concille — et jespere que en tratant avecques eulx on trouverait moien que sy la guerre venoit fut avecques france ou que le turk vint, que par moien de quelque grace ou suspension de pounition il vous feroient quelque bone aide.

Ein nicht minder helles Licht wird auf die ganze Lage der Dinge durch den ursprünglich in spanischer Sprache abgefafsten Brief Ferdinand's an Carl vom 17. März 1531. (I. p. 97) geworfen, von dem im zweiten Heft p. 56 eine lateinische gleichzeitige Bearbeitung steht. Indem Ferdinand die Frage in Ueberlegung zieht, ob mit den Türken selbst dann Frieden zu schliefsen wäre, wenn er ganz Ungarn abtreten müfste, ist es für die Tüchtigkeit seines Charakteis und den Ernst seiner Bestrebungen bezeichnend, dafs er lieber den Krieg bis auf den letzten Blutstropfen fortsetzen will, als Ungarn (Christianitatis antemurale et propugnalum) ihnen zu lassen; doch verhehlt er sich auch die Schwierigkeiten seiner Lage nicht; er prüft mit Besonnenheit die gegen eine Fortsetzung des Krieges vorgebrachten Gründe (II. p. 60), dafs seine Hausmacht durch die bisherigen Feldzüge gegen die Türken, so wie durch die Bauernkriege erschöpft, vom Reiche nur ungewisse und langsame Hülfe zu erwarten sei, wenn nicht diese überhaupt durch den kirchlichen Zwiespalt ganz verhindert würde. Denn die Lutheraner, selbst wenn sie die grofse Noth sähen und ihr abzuhelfen wünschten, würden doch hiervon durch den Gedanken abgezogen werden, dafs bei einem glück-

lichen Ausgange des Krieges das gezückte Schwerdt sogleich gegen sie gewendet werden dürfte —, dafs man vielmehr Ungarn den Türken überlassen, zuvörderst die eignen Angelegenheiten ordnen und die getrennte Christenheit durch ein allgemeines Concil wieder in sich beruhigen und versöhnen müsse, um dann mit vereinten Kräften gegen den Erbfeind zu ziehen, und nicht allein Ungarn, sondern überhaupt alle, christlicher Herrschaft je entrissenen Länder wiederzugewinnen. Vorschläge, die bei allem phantastischen Anscheine doch auch mit der Ansicht, welche der in türkischen Angelegenheiten gewifs erfahrene Aloisius Gritti von der Lage der Dinge hegte, ziemlich genau übereinstimmten. Dieser behauptete (III. p. 49), wenn die Christen nur einig wären, so könnten sie leicht Griechenland und Asien erobern, da sich dort 100,000 der besten Leute mit ihnen vereinigen würden; denn möchten die Türken auch sagen, was sie wollten, ihre Macht hätte den höchsten Gipfel erreicht.

Auch Carl war für den Frieden (d. Antwort vom 25. November 1531. II. p. 64). Er hatte sich immer eine freiere höhere Weltansicht bewahrt und im Bewufstsein dessen, was wahrhaft Noth that, gehalten. Er war vielleicht der Einzige, der über beiden Parteien stand und die redlichsten Gesinnungen für das Ganze hegte. Das Urtheil, welches Ferdinand über ihn fällte: I. p. 63: come vous estes tousjours bien et prudentement pesant come poudres metre remede a tant de maulx que lon est atendant en la chrisiiante et *je voy que fetes de sorte que nul ne vous pourra culper et que tous ceulx que saront la vraie verite et la vouldront confesser ne peurent aultrement dire sy non que a vous na tenu que tout ne soit bien alle,* hat die neuere Geschichtsforschung in vollem Mafse bestätigt. Seine ganze Weltstellung nöthigte ihn, dem Auslande gegenüber Deutschlands Einheit so viel als möglich aufrecht zu erhalten; wir besitzen Ferdinands eigenes Zeugnifs darüber, dafs wesentlich die Rücksicht auf die Türkengefahr seinen Bruder bestimmt habe, den augsburgischen Religionsverwandten die zweite grofse Concession, den Nürnberger Religionsfrieden, zu machen I. p. 70.

Wie mächtig aber unser Vaterland, wenn Einigkeit herrschte, war, hatten die Türken unmittelbar darauf an dem tapfern Widerstande zu erfahren, welchen ihnen die zahlreichen Heere beider Fürsten noch in demselben Jahre entgegensetzten (Raumer Gesch. Eur. I. p. 434 v. Gévay. II. p. 80) und wenn auch Ferdinand's Erwartungen vom Regensburger Reichstage (que esperoit que seroeit nostre totale redemcion III. p. 53) in Manchem bitter getäuscht wurden, so hatte doch jene allgemeine Erhebung der Deutschen soviel bewirkt, dafs der Sultan Frieden gewährte und ihm seine Besitzungen in Ungarn liefs (v. Hammer III. p. 140. Die Actenstücke über Verkündigung des Friedens bei Gévay III.)

Hiermit war aber die ganze Entwicklung noch keineswegs geschlossen; noch immer griffen die europäischen Angelegenheiten bestimmend in den Gang der kirchlichen Bewegungen in Deutschland ein; wir erfahren aus IV. p. 59, dafs Philipp von Hessen den Weiwoden Zapolya und seinen Gesandten Lasky dringend aufforderte keinen Frieden mit Ferdinand zu machen, denn vom Könige von Frankreich mit 40 Stück Geschütz und 200,000 Goldthalern unterstützt beabsichtige er in Würtemberg einzufallen, nun dies seit mehreren Jahren in Ferdinand's Händen befindliche Herzogthum für den rechtmäfsigen Herrn wieder in Besitz zu nehmen. Wir können sagen, jener für die Feststellung des protestantischen Princips als einer politischen Macht in Deutschland so überaus wichtige Krieg, erfolgte im Angesicht der grofsartigsten politischen Combination.

Indem wir uns bemühten, von den allgemein wichtigsten Nachrichten, welche diese vier Hefte enthalten, eine Andeutung zu geben, konnte es nicht unsere Absicht sein, auch alle diejenigen jene Zeit betreffenden Fragen, welche durch Publicationen dieser und ähnlicher Art ihrer Lösung entgegensehen, zu berühren. In noch vielfach anderer Hinsicht, als in der von uns besprochenen, werden diese Aktenstücke eine Fundgrube für den Historiker sein. Möge also von Seiten der Behörden und des Publicums dem Werke der Beifall und die Förderung zu Theil werden, welche des Herausgebers ebenso uneigennützige als fleifsige und sorgsame Bestrebungen verdienen, und wir bald die Freude haben, die versprochenen Hefte, welche die frühern Gesandtschaften Ferdinand's an Suleiman enthalten werden, anzeigen zu können.

Roger Wilmans.

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1840.

LXXIII.

1) *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie von Ernst Reinhold, Grofsh. Sächs. Geh. Hofrath und ordentl. Prof. d. Philos. zu Jena, zweite vermehrte u. verbesserte Auflage. Jena, 1839. bei Fr. Mauke.* XX. 764 S.

2) *Umrisse der Geschichte der Philosophie, entworfen von Dr. Eduard Schmidt, aufserordentlichem Professor der Philosophie zu Rostock. Berlin, 1839. bei Dümmler.* 334 S.

Allgemein hat sich das Bewufstsein entwickelt, dafs die Geschichte der Philosophie, soll anders ihr Studium für das der Philosophie von Wichtigkeit sein, philosophisch dargestellt werden müsse, und dafs eine Darstellung derselben einmal ein treues Bild der Systeme, dann aber auch den Nachweis enthalte, dafs ihre Entwicklung eine vernünftige gewesen. Ward früher fast nur der erstere Gesichtspunkt festgehalten, so tritt dagegen in unseren Tagen das andere (constructive) Element oft auf eine tumultuarische Weise auf, um so mehr, je weniger gründliche Bekanntschaft mit den philosophischen Systemen Statt findet. Dieser Befürchtung hat man nun bei dem

Lehrbuche No. 1. nicht Raum zu geben, dessen schnell auf einander folgende Auflagen für seine Brauchbarkeit sprechen. Die gründliche Bekanntschaft des Verfs. mit seinem Gegenstande sichert ihn vor einer übereilten Construction, die oft so herrlich zu passen scheint, blofs weil man die Instanzen dagegen nicht kennt. Dabei aber hat er sich den Anforderungen der Zeit nicht entzogen. Nicht nur dafs er p. 5 ausspricht, dafs es zu einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der Philosophie nothwendig sei, einen bestimmten Begriff der Philosophie zu Grunde zu legen, nicht nur dafs er von einem solchen aus die Kritik der einzelnen Systeme unternimmt, sondern die Schlufsbetrachtung weist geradezu auf das System des Verfs. hin, als auf einen Versuch, die Mängel der früheren zu vermeiden. Wir können dies nicht tadeln, da eine Entwicklung nur dann als vernünftig erkannt ist, wenn sie zu einem Ziele hingeführt ist. Eher möchten wir eine eklektische Bescheidenheit tadeln, die sich p. 4 ausspricht und eine Selbst-Ironie enthält, die eigentlich jedem Eklekticismus zu Grunde liegt. Weil aber so die philosophische Construction nicht ausgeschlossen ist, so wird kein fremder Maafsstab an das Werk herangebracht werden, wenn wir bei der Beurtheilung desselben gerade sie ins Auge fassen. Dazu fordert nun besonders auf die *Eintheilung*, die natürlich ein Werk der philosophischen Construction ist. Indem der Verf. mit Recht die orientalische Welt von seiner Betrachtung ausschliefst, behandelt er in dem ersten Theil die Geschichte *der alten Philosophie* (p. 23—278). Dieser Theil der Geschichte befafst ihm den Zeitraum von Thales bis zu den Neuplatonikern inclusive. So paradox es scheinen mag, ich mufs gestehn, dafs ich den Grund nicht einsehe, warum es Sitte ist, die Philosophie der Neuplatoniker zu der griechischen Philosophie zu rechnen. Was soll hier entscheiden? Die geographische Lage? ein Aegypter, in Alexandria gebildet, stiftet zu Rom eine Schule, und lehrt eine Philosophie, die von der Plato's reichlich so weit abweicht, wie die der Araber von der des Aristoteles, die letztern aber rechnet Niemad zu den antiken Philosophen. — Die Zeit? die Blüthe der Neuplatoniker fällt in Saec. 3—5 unserer Zeitrechnung, jedenfalls also in die neuere Geschichte. — Oder etwa die Religion jener Philosophen? der Grund wäre sonderbar. Mir fällt es nicht ein, jene Philosophen christliche Philosophen zu nennen (so nenne ich auch den Spinoza nicht), wohl aber Philosophen der neuern d. h. der christlichen Zeit. Hierzu aber zwingen mich nicht äufsere Gründe, wie

jene angeführten, sondern wichtigere, innere. Wie der Verf. ganz richtig bemerkt, ist die Philosophie bedingt durch die ganze intellectuelle Bildung eines Volks, daher wird griechische Philosophie griechischen Geist athmen. Eine Philosophie aber, welche Fragen zu ihrem Hauptproblem macht, welche im Alterthum zurücktreten (z. B. über Weltschöpfung und Böses), in der neuern Zeit aber sich ganz in den Vordergrund stellen, werden wir mindestens zu jenem nicht rechnen können. Ob den Neuplatonikern, die wir deshalb aus der Reihe der antiken Philosophen ausstreichen, in der der neueren eine Stelle zukommt, und welche? darauf kommen wir bald. — In der *alten Philosophie* nimmt der Verf. *drei* Perioden an. Da er die letzte als Zeit der Entartung bezeichnet, von der mittleren aber p. 70 sagt, sie umfasse „die gesammte kräftigere Lebenszeit" der griechischen Philosophie, so werden wir wohl nicht gegen seine Ansichten verstoſsen, wenn wir die erste Periode als die *Jugendperiode* derselben bezeichnen. Diese enthält nach dem Verf. (denn die zweite bezeichnet er als die der attischen Philosophie) die Entwicklung der Philosophie auſserhalb Athens, eine Zusammenstellung, die nicht so äuſserlich ist, als es scheint. Denn wenn die Philosophie erst auftritt, wo das frische unmittelbare Leben erstorben oder im Ersterben begriffen ist, so bezeichnet das Hineindringen der Philosophie in Athen den Zeitpunkt, wo der Tod Griechenland ans Herz getreten ist, und also wirklich den Eintritt einer neuen Periode. Aber eben deswegen muſsten zu ihr gerechnet, oder mindestens als zu ihr hinüberleitend, betrachtet werden diejenigen Systeme, welche nicht nur räumlich genommen die Philosophie in Athen einführten, sondern ein Princip geltend machten, welches in Athen Anklang finden *muſste*, ich meine den Anaxagoras und die Sophisten. Die letztern behandelt der Verf. gar nicht besonders, den erstern rechnet er nach dem Vorgange der meisten Historiker zu den Joniern, obgleich seine Ansicht specifisch von allen früheren unterschieden ist. Wenn bei diesen nach des Aristoteles Ausdruck dies das Gemeinsame ist, daſs Gleiches durch Gleiches erkannt werde, wenn darum der Unterschied des Subjectiven und Objectiven ganz fehlt, dem Anaximenes die Seele eben so Luft ist wie das All, dem Pythagoras Beides Zahl, dem Eleaten Eines das *νοεῖν τε καὶ οὕνεκέν ἐστι νόημα*, dem Heraklit die erkennende Seele feurig, dem Empedocles auch die Seele ein Gemisch der Elemente, den Atomikern auch das Subject ein *σύστημα τῶν ἀτόμων*, — so sehn wir dagegen bei Anaxagoras den *νοῦς deswegen* das Zusammengesetzte erkennen, weil er *ἀμιγής* ist. Dieser Dualismus, der nach einstimmigem Zeugniſs bei ihm *zuerst* vorkommt, schlieſst ihn von der Jugendperiode der griechischen Philosophie aus, welche dieselbe Unbefangenheit athmet, wie das schöne griechische Leben, in dem das (kindliche) Subject sich Eins weiſs mit der Welt.

Innerhalb dieser ersten Periode werden nun drei Gruppen von Systemen angenommen und vom Verf. als Realismus (Jonier), Idealismus (Eleaten) und Real-Idealismus (Pythagoräer) bezeichnet. Befremdend ist hier die Stellung der letzteren. Verstehn wir mit dem Verf. unter Realismus die Ansicht, welche einen *nur* physicalischen Urstoff annahm, unter Idealismus die, welcher *nur* Gedankenbestimmungen das Princip sind, so werden wir zu einem ähnlichen Schematismus kommen, freilich ihn anders anwenden als der Verfasser. Zuerst nämlich würden wir die *reinen Physiologen* haben, (ein Ausdruck der uns passender scheint als der der Jonier, zu denen man streng genommen den Pythagoras und Xenophanes rechnen könnte); der Vf. selbst stellt den Thales, Anaximandros und Anaximenes noch besonders zusammen. In der That vollenden diese drei diese Richtung, indem Thales das Princip als Qualitatives nahm, aber auch als Beschränktes, Anaximandros die Schranke negirte, dabei aber auch die Qualität einbüſste, Anaximenes endlich die Unendlichkeit festhielt, zugleich aber sein Princip qualitativ bestimmte (*ποιότησι ὡρισμένον*) und damit sich dem Thales wieder annäherte. Zu diesen gesellt sich dann noch der, welcher zwar materiell nicht weiter geht, aber weil er den bewuſstlosen Hylozoismus der Physiologen, als ein Reactionär, gegen einen höhern Standpunkt mit Bewuſstsein zu vertheidigen suchte, in formeller Hinsicht bedeutend da steht, und darum eine ausführlichere Betrachtung verdient hätte, Diogenes von Apollonia. — Auſser diesen nun rechnet der Verf. zu den Joniern noch den Heraklit, Anaxagoras, Empedocles und die Atomiker, auf die wir nachher zurückkommen. Die zweite Richtung bezeichnet der Verf. als *objectiven Idealismus*, ein Name, den wir uns gern gefallen lassen. Es sind dies diejenigen, welche in einer Gedankenbestimmung das Princip von Allem zu-

chen. Dafs der Verf. hierher die *Eleaten* rechnet, kann natürlich nur gelobt werden, allein eben so gehören die *Pythagoräer* hierher, und zwar mufsten sie *vor* den Eleaten behandelt werden, nicht nur weil sie historisch früher aufgetreten sind, und Xenophanes die Lehren des Pythagoras kannte und an sie anknüpfte, sondern wegen ihrer innern Stellung, die schon Porphyrius ganz richtig erkannt, wenn er sie auf dem Wege zu den reinen Gedankenbestimmungen bei den Zahlen (den äufserlichsten Gedankenbestimmungen) stehn bleiben läfst. Wenn der Verf. sie als den höhern Vereinigungspunkt der ionischen und eleatischen Richtung ansieht, so mufs ich gestehn, dafs ich nicht weifs, worin das ionische Element sich soll erkennen lassen. Soll es darin liegen, wie der Verf. andeutet, dafs die Pythagoräer auch den *Gedanken* der Mannigfaltigkeit, der von den Joniern allein festgehalten wurde, zu seinem Recht kommen lassen, so sind die Jonier *eben so sehr* Idealisten wie die Eleaten. Allerdings nehmen auch wir eine solche Richtung an als die dritte dieser Periode, aber wir erkennen sie in den *spätern Physiologen*, deren Eigenthümlichkeit eben ist, die ältern physiologischen mit italischen Elementen zu verschmelzen, wie denn auch historisch ein Einflufs beider auf sie nachgewiesen werden kann. Es sind diejenigen, welche Gedankenbestimmungen zum Princip machen, diese aber im Physikalischen anschauen. Wir rechnen zu ihnen den *Heraklit*, der dem Sein der Eleaten das Nichtsein entgegen stellte, beide zum Werden vereinigte und dieses im natürlichen (nicht Stoffe sondern) Processe des Feuers anschaute, den *Empedocles*, welcher Sein und Werden zugleich festhielt, indem er in den Elementen das physikalische Bestehn, in der Veränderung, wie sie sich als Polaritätsgesetz zeigt, das physikalische Werden erkannte, — Beiden geben wir damit die Stelle, welche schon Plato ihnen anwies, indem er sie beide Richtungen vereinigen liefs, — endlich die Atomiker, die alle drei Kategorien, die bis dahin zur Sprache gekommen, in physikalischer Form, zum Princip machen, das Sein als Volles, das Nichtsein als Leeres, die Einheit beider als das Eintreten des Einen in das Andre. (Jonier sie zu nennen sind wir nicht berechtigt, das ist nur Heraklit, da sich in Abdera die verschiedensten Elemente mischen. Empedokles gehört weder seiner Geburt nach zu den Joniern, noch seiner Ansicht nach zu *einer* der frühern Richtungen, daher er (alles mit Unrecht) bald Jonier, bald Pythagoräer, bald Eleate genannt wird.) Auch der Vf. kann eigentlich gegen diese Anordnung Nichts haben, da er p. 31 selbst sagt, Heraklit habe gegen die vorausgegangne Speculation einen Fortschritt gemacht, indem er den Gedanken, der jenen nur vorgeschwebt, als ontologische Grundwahrheit aufgestellt (also ist er Idealist) und zugleich das Feuer zum Princip gemacht (also ist er Realist) habe. Eben so gesteht er den unverkennbaren Einflufs ein, den die eleatische Lehre auf Empedokles und die Atomiker gehabt. Wenn er dann auch noch zugesteht, dafs der Standpunkt beider unterhalb dessen des Anaxagoras stehe, so werden sie wohl auch vor demselben abzuhandeln sein, um so mehr, als die bekannte Aeufserung des Aristoteles, die den Empedokles gegen den Anaxagoras als ἔργοις ὕστερος bezeichnet, wahrscheinlich auf den *Werth* der Schriften geht. —

Mit dem Anaxagoras wünschten wir nun den Uebergang gemacht zu der *zweiten Periode*. Der Verf. legt aufser auf seinen Dualismus auch darauf Gewicht, dafs er die Philosophie nach Athen verpflanzt. Beides hängt zusammen. Eine Philosophie, welche ausspricht, dafs der νοῦς die geistlose Masse beherrsche, spricht als absolutes Verhältnifs aus, was factisch im Perikleischen Zeitalter in Athen Statt fand, und wer seine Zeit verstand, mufste ihm darum zufallen, am meisten der, welcher im Staate den νοῦς spielte. Die Freundschaft des Perikles mit ihm hat eine innere Nothwendigkeit. — Wenn bei Plato Sokrates den Anaxagoras als Vater eines neuen Princips bezeichnet, so folgt daraus, dafs Plato eine Verwandtschaft zwischen seinem und des Sokrates Princip annimmt, und in der That entwickelt sich vom Anaxagoras aus die in Athen herrschende Philosophie ganz nothwendig. Anaxagoras hat die Scheidung zwischen Subjectivem und Objectivem zuerst ausgesprochen, das Subjective aber dem Objectiven gegenüber ist *Zweck*, (daher lobt Sokrates den A., dafs er den Zweckbegriff eingeführt); das Mangelhafte ist, dafs die nähern Bestimmungen des Zwecks fehlen. Diese geben die folgenden Systeme. Zunächst ist der Zweck als der Objectivität gegenüber nur subjectiver, als von ihr begrenzt, endlicher Zweck. Die erste Consequenz jenes Standpunkts ist daher, dafs der subjective endliche Zweck zum Princip gemacht wird. Dies aber ist der Standpunkt der *Sophisten*,

die den Menschen in seiner endlichen Subjectivität zum Maafs der Dinge machend, das Wissen in Meinen, das Gute in Nützliches verwandelten. Dieser, zwar nothwendige, Standpunkt ist nur Durchgangspunkt, und hebt sich durch seine eigne Dialektik auf: der endliche Zweck nämlich, oder das Nützliche, ist bei näherer Betrachtung selbst nur Mittel, und die Wahrheit jenes Standpunkts wird daher einer sein, auf welchem zum Princip gemacht wird der Zweck, der selbst Mittel ist und vice versa, d. h. der *Selbstzweck* (oder die Idee). Diesen zum Princip gemacht zu haben, ist die Bedeutung der *sokratischen* Philosophie. Indem Sokrates über den Gegensatz des *nur* Subjectiven und Objectiven hinausging, steht er einmal den Sophisten entgegen, denen er im Theoretischen die objective Bestimmung des Wissens statt des blofsen Meinens entgegenhält, eben so wie im Praktischen die vernünftige Objectivität des Staates, — gegen die blofse Objectivität aber macht er geltend, dafs alle Erkenntnifs *im* Menschen liege (daher sein ἀναλαμβάνειν), und dafs das Gute aus dem eignen Wissen hervorgehn müsse. Wenn nun gleich diese Durchdringung des Subjectiven und Objectiven bei Sokrates *besonders* im Praktischen sich zeigt, wo der Mensch nicht in seiner Einzelheit, sondern in seiner vernünftigen Natur (nicht die Willkühr, sondern das Gewissen) das Maafs ist, so ist doch, wie dies Schleiermacher schon gezeigt hat, seine Bedeutung für das Theoretische nicht so gering anzuschlagen, wie es gewöhnlich und auch noch bei dem Verf. geschieht, der ihm p. 70 den Ruhm streitig machen will, eigentlicher Stifter der attischen Philosophie zu sein. Auch im Theoretischen tritt jenes gleichzeitige Hervorheben des Subjectiven und Objectiven hervor, es ist nicht der einzelne Mensch, der die Wahrheit findet, sondern er findet sie in der *Unterredung*, wo er eben seine Einzelheit aufgibt; eben so tritt es endlich hervor darin, dafs er gleichzeitig das Einzelne in der ἐπαγωγή und das Allgemeine im ὁρισμός festzuhalten suchte. — Die entgegengesetzten Momente, welche die intellectuelle und moralische Virtuosität des Sokrates zu binden vermochte, treten nun in den kleineren sokratischen Schulen auseinander, indem jedes derselben für sich ausgebildet wird, um von dem verklärten Sokrates, Plato, wieder zusammengefafst zu werden. Die Seite der Subjectivität hebt *Aristipp* hervor und zwar so, dafs er das Subject nur nach seiner Einzelheit nimmt, und damit sich den Sophisten annähert, doch aber die Sokratische Basis nicht ganz verläfst, sondern was *allen* Einzelnen gefällt, die Lust, zum Princip macht, wie er denn auch, sophistisch, alle sittlichen Bestimmungen als Satzung ansieht, zugleich aber sich mit ihnen so Eins weifs, dafs er sagen kann, auch ohne dafs Gesetze da wären, würde der Weise nach ihnen leben. Ihm gegenüber macht die *kynische Schule* gleichfalls das Subject geltend, aber es in seiner abstracten Allgemeinheit und Identität mit sich, aber auch hier verschwindet die Objectivität nicht ganz, da die Naturgemäfsheit gefordert wird. Die dritte einseitige Richtung endlich, die aus der Sokratischen Philosophie hervorgeht (der Verf. stellt sie mit der Platonischen Philosophie zusammen als ein Hinausgehn über Sokrates dar), ist die *Megarische*, die das Moment der Objectivität einseitig hervorhob, und damit sich gleichfalls einem früheren, dem eleatischen Standpunkt nähert. Nachdem sich so die in der Sokratischen Lehre liegenden Momente jedes für sich consolidirt haben, werden sie zusammengefafst in *Plato*, welcher darin über Sokrates hinausgehend, dafs er den Selbstzweck (die Idee) im Theoretischen und Praktischen gleichmäfsig geltend machte, *alle* früheren Standpunkte in sich vereinigt. Leider hebt der Verf. dies Letztre nicht genug hervor, namentlich ignorirt er das Verhältnifs zu den Eleaten. Daher kommt es, dafs er zu dem Mittelpunkt der platonischen Dialektik, zu der Idee, nicht auf dem Wege gelangt, welcher der natürlichste schien und im Theätet und Sophisten angedeutet ist, durch den gleichzeitigen Gegensatz gegen die Eleaten und Herakliteer, welcher zur Idee als dem Seienden im Werden führt, sondern mehr auf die subjective Seite, auf den Unterschied zwischen sinnlichem Wahrnehmen und denkendem Erkennen, reflectirt. Der Zusammenhang der dialektischen Untersuchungen, im Parmenides z. B., mit der Ideenlehre tritt daher ganz zurück. — Sehr dankenswerth ist die ausführliche Behandlung der Platonischen Physik. Nur vermissen wir eine genauere Erörterung des ἄμορφον, οὐκ ὄν etc., die für den Aristotelischen Begriff der ὕλη, so wie für die Frage nach dem Dualismus des Plato so wichtig ist. —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 117.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1840.

1) *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie von Ernst Reinhold.*

2) *Umrisse der Geschichte der Philosophie, entworfen von Dr. Eduard Schmidt.*

(Fortsetzung.)

Gehn wir nun mit dem Verf. p. 125 zu *Aristoteles* über, so wird hier der Fortschritt nur darin gesetzt, daſs er den Ursprung der Erkenntniſs anders gefaſst habe, als Plato, während doch der Unterschied besonders darin liegt, was auch der Verf. p. 133 hervorhebt, daſs Aristoteles die Idee nicht als ruhendes Urbild, sondern in ihrer Bethätigung zu fassen sucht. *Damit* hängt das gröſsere Gewicht zusammen, welches auf das Einzelne gelegt wird, worin sich ja eben das Allgemeine bethätigt, *damit* seine Erkenntniſslehre, die der Verf. mit Recht gegen den Vorwurf des Empirismus in Schutz nimmt, *damit* seine Behauptung, daſs es so viel Wesenheiten gebe als Wesen, *damit* seine Berücksichtigung des Individuellen im Ethischen, wenn die Tugend als in der πρὸς ἡμᾶς μεσότητι liegend bestimmt wird, u. s. w. Die *Physik* und Ethik sind ausführlich behandelt, und wir finden nichts dabei zu erinnern. Die Darstellung der Metaphysik wäre nach unsrer Ansicht befriedigender ausgefallen, wenn der Verf. ihr eine andre Anordnung gegeben hätte. Nachdem er nämlich die verschiednen Weisen der Erkenntniſs und die Kategorien kurz erwähnt, geht er p. 141 auf den Begriff der μεταβολή und κίνησις über und kommt von da erst auf die vier Principien. Wäre der Gang anders genommen, so wären ein Paar Begriffe nicht unerläutert geblieben, auf die doch Alles ankommt, die Begriffe δύναμις und ἐνέργεια. Auf diese reducirt sich nämlich der Gegensatz der ὕλη und des εἶδος, und da die beiden andern Principien mit dem letztern zusammenfallen, aller Principien. Diese beiden aber werden nach Aristoteles durch die κίνησις mit einander vermittelt; der Verf. übersetzt dies Wort mit *Veränderung*, diese ist aber eine bestimmte Art der κίνησις, nämlich die ἀλλοίωσις, daher uns die Uebersetzung nicht richtig scheint, aus eben demselben Grunde möchten wir aber auch nicht sagen *Bewegung*, denn das ist wieder φορά (obgleich nicht geleugnet werden soll, daſs Aristoteles bemüht ist, alle κίνησις auf diese zurückzuführen), am passendsten scheint deswegen das Wort *Uebergang* (daher ist κίνησις: Bethätigung des Möglichen *als* Möglichen Phys. 3, 1, denn wo sich Mögliches *als* solches bethätigt, geht es über). Ist nun κίνησις das, was die ὕλη und μορφή vermittelt, so erhellt leicht, warum diejenige οὐσία, welche bloſse ἐντελέχεια ist und ἄνευ ὕλης genannt wird, warum diese auch ἀκίνητος ist, womit die höchste Bestimmung zusammenhängt, daſs das primum movens, weil es unbewegt ist, auch nicht durch einen Gegenstand bewegt, sondern ganz bei sich νοήσεως νόησις sei, eine Bestimmung, die der Verf. mit der des Unbewegtseins gar nicht zusammenbringt.

Mit dem Aristoteles wünschten wir nun die zweite Periode beschlossen und die *dritte* begonnen. Die folgenden Systeme kann man nämlich nicht mehr als Erscheinungen „des Blüthepunkts griechischer Philosophie" bezeichnen, sie sind vielmehr die einseitig aus ihrer Auflösung hervorgehenden Momente. Diese Systeme athmen nicht mehr griechischen Geist; wie Aristoteles schon im macedonischen Geiste wurzelt, und zu einer Zeit auftritt, wo durch denselben Griechenland vernichtet wird, indem Philipp es besiegt, und Alexander das Palladium des griechischen Lebens, die griechische Bildung an den Orient dahingibt, so wurzeln diese in der römischen Welt, in der sie auch ihre hauptsächlichsten Repräsentanten haben. Wir bezeichnen diese Periode als die der *griechisch-römischen* Philosophie. Der Verf. sucht den Fortschritt gegen die frühern Systeme so darzustellen, daſs gegen den unüberwundnen Dualismus bei Plato und Aristoteles von den beiden We-

gen, die sich darboten p. 179, die Stoiker den einen eingeschlagen hätten, indem sie Pantheismus und Theismus verbanden, Epicur den andern, indem er einen somatischen Monismus geltend machte. Abgesehn, dafs hier der Dualismus wie ein Hülfsbegriff von Aufsen herangebracht wird, dafs ferner der Gegensatz zwischen Epikuräern und Stoikern p. 188 aufgehoben wird, indem diesen Letztern Alles körperlich ist, so dafs sie einen somatischen Monismus lehren, entsteht noch der Uebelstand, dafs nachher zu den Skeptikern gar kein Uebergang gemacht werden kann. Nach unsrer Ansicht aber läfst sich der Zusammenhang zwischen den frühern Systemen und diesen auf eine Weise darthun, wo innere Nothwendigkeit und historischer Zusammenhang coincidiren. Es treten diese Systeme in einer Zeit auf, wo das Leben zerfällt und der Geist in der Wirklichkeit sich nicht befriedigt fühlt, so wird er, in sich zurückgetrieben, zur Abstraction und Reflexion auf sich genöthigt, — sie treten zu einer Zeit auf, wo der verständige römische Geist der welthistorische ist. Entstehen sie nun aus der Auflösung der blühenden griechischen Philosophie, — und diese war in ihrem ersten Keime die sokratische gewesen, — so werden itzt die in jener enthaltnen Elemente mit verändertem Charakter wieder hervortreten, welche früher schon einmal in den kleinern sokratischen Schulen sich gezeigt hatten. So sehen wir an die kyrenaische Schule sich auch historisch anknüpfend die *Epikuräer*, aber statt jenes ächt griechischen Systems der unbefangenen Lust wird itzt ein auf der berechnenden φρόνησις beruhender raffinirter Eudämonismus gelehrt; eben so tritt das kynische Princip itzt mit dem Charakter der Reflexion in den *Stoikern* auf, die, auch historisch aus jenem hervorgegangen, zuerst noch (griechisch) Uebereinstimmung mit der Natur, dann (römisch) nur mit sich fordern; endlich die megarische Richtung zeigt sich vom Schmerz der Zeit inficirt, indem sie die Dialektik nicht gegen die scheinbare Wirklichkeit, sondern gegen jede wahre Objectivität richtet, in den *Skeptikern*. (Pyrrho hat Megariker zu Lehrern gehabt). Zu diesen drei Richtungen kommt dann eine Erscheinung ganz römischer Art, der *Eklekticismus*, welcher conform dem römischen Geist, der seine Gröfse im Summiren von Ländern sucht, in der Philosophie den Verwesungsprocefs darbietet, mit dem die alte Zeit schliefst. Ein belebendes Princip tritt erst in dem folgenden Zeitraum ein, den wir als den der neuern Philosophie bezeichnen.

Gehn wir nun mit dem Verf. p. 280 zur neueren Philosophie über, die er im zweiten Theil behandelt, so beginnt er dieselbe mit der scholastischen Philosophie. Wunderbar ist es, dafs der Verf. hier nicht eine Lücke fühlt: Nach p. 284 haben die Scholastiker die Bedeutung gehabt, die kirchliche Lehre zu ordnen und zu vertheidigen. Obgleich nun freilich dem Verf. die Dogmen „die reine Christuslehre trüben", „Lehrformeln sind, welche auf dem Wege vernunftwidriger Grübeleien aufgestellt wurden", so werden doch, wenn die, welche sie *vertheidigen*, hier einen Platz fanden, die sie *machten*, noch mehr ihn verdienen. Entweder müssen, wie Viele dies wollen, auch die Scholastiker ausgeschlossen werden, oder auch Andere aufser ihnen behandelt werden. Wer aber? Die Philosophie als das Sich-Wissen des Menschengeistes wird jede neue Entwicklung desselben abspiegeln müssen. Tritt nun das Christenthum *zuerst* im Gegensatz gegen die daseiende Wirklichkeit auf, mit der Idee des Himmelreiches, so wird sich dem analog auch eine Philosophie bilden müssen, vom Dasein abgewandt, und da diese Anschauung nicht die antike ist, die Philosophie aber, als ein Continuum, an die früheren (klassischen) Systeme sich anschliefsen mufs, so treten itzt die Versuche auf, diese Anschauungsweise mit den bisherigen Resultaten der Philosophie zu verschmelzen. Innerhalb der christlichen Gemeinde können diese Versuche zuerst nicht entstehn, denn das Leben derselben ist zu frisch für das Grau in Grau der Philosophie, aufserhalb des Christenthums aber zeigt sich nur im Orient die dem Dasein abgewandte Richtung, daher treten uns aufserhalb seiner zuerst die rohen Versuche entgegen, orientalische *Lehren* mit griechischen zu verbinden, wie bei Philo, *dann* eine organische Verbindung orientalischer Anschauungsweise mit den Resultaten griechischer Philosophie in den *Neuplatonikern*. Beide, nicht Christen, athmen modernen, d. h. christlichen Geist. Allmählig tritt dadurch, dafs die Kirche sich consolidirt und mit dem Staate verbindet, ein Zustand der Sättigung mit der ersten Offenbarung ein, sogleich regt sich innerhalb der Gemeinde der philosophische Trieb. Die *ersten*, bei denen er sich zeigt, weifs darum die Kirche als sich fremd, sie sind Ketzer, die Gnostiker; oder wenigstens sind sie heterodox, wie Origenes,

endlich kommt die Kirche dazu, dafs sie ihre Väter erkennt in den Männern, welche vermittelst der Philosophie die Dogmen machen, indem sie den *ewigen* Inhalt aus der historischen Offenbarung ausscheiden, und als *Gedanken* fixiren. Diese Bestrebungen nun, welche mit Augustin sich abschliefsen, bilden die erste Periode der Geschichte der neuern Philosophie, die also nach uns die orientalisch-griechische, die neuplatonische, endlich die patristische Philosophie enthalten würde. — Als *zweite Periode* würden wir dann die bezeichnen, welche der Verf. die erste nennt, die der scholastischen Philosophie. Das Hauptthema war dieser gegeben durch den Widerspruch, welcher darin lag, dafs eine kirchliche Lehre, welche Product höchster philosophischer Bildung war, an ungebildete Völker gebracht wurde, und durch die damit gesetzte Aufgabe, diese Lehre dem Verstande zugänglich zu machen. In Erigena, mit dem der Verf. mit Recht die Reihe der Scholastiker beginnt, sehen wir das frühere Verhältnifs sich wiederholen, er ist der Erste, und ist darum heterodox und von der Kirche verdammt, Anselm ist schon orthodox, weil die Kirche jenes Element bereits anerkennt. Mit Recht datirt der Verf. eine neue Aera der Scholastik mit dem Einflufs der Araber. Von da an beginnt nämlich die Scholastik neben jener Hauptaufgabe noch eine andere, freilich ihr selbst und der Kirche unbewufst, zu lösen. Diese ist eine Annäherung an das vor- und unchristliche Princip. Die Scholastik geht itzt zu Heiden und Muhamedanern in die Schule. Derselbe Aristoteles, dem ursprünglich nur Artemonianer und Noetianer angehangen und den die Patres perhorrescirt, den später die Kirche bei der Verdammung des David von Dinanto verdammt hat, hat itzt seinen eignen Lehrstuhl. Die Kirche leidet das und befördert es, wie sie es befördert hatte, dafs die Christenheit sich mit dem Muselthum ein- und von ihm inficiren liefs. Als nun Aristotelische Bestimmungen durch die Hauptheroen der Scholastik Albert, Thomas, Duns Scotus immer mehr von der Philosophie assimilirt worden sind, beginnt diese Arznei im Körper der Philosophie zu wirken, und aus dem Schoofse der Scholastik heraus entwickeln sich nun neben einander die Richtungen, die ihren Verfall bezeichnen. Sie haben die Bedeutung, dafs sich in ihnen die Philosophie von den Fesseln der Autorität befreit, dies geschieht erstlich in dem Uebergewicht, welches der in seiner Grundanschauung antikirchliche Nominalismus innerhalb der Scholastik erhält, zweitens in der aus der Scholastik hervorgehenden, sie aber untergrabenden Mystik, drittens in dem erneuten Interesse an der heidnischen Anschauungsweise, wie es sich in den gelehrten Erneuerern antiker Philosophien zeigt, endlich aber und besonders in denen, welche diese Anschauungsweise selbst zur ihrigen machen, indem nicht mehr das Reich der Gnade, sondern gerade die Natur ihr Hauptgegenstand wird. Ist die Naturphilosophie bei Jordano Bruno noch antireligiös gewesen, so hat sie bei Baco jedes Verhältnifs zur Kirche und Religion negirt. Mit Recht schliefst der Verf. jene Uebergangsperiode mit ihm. — Mit Descartes beginnt nun der Verf. seine zweite, wie nennen sie die *dritte, Periode*. Er nimmt sie bis auf Kant, wir bis auf unsere Tage. Wenn der Verf. als das Eigenthümliche dieser Periode bezeichnet, dafs noch kein tieferes Eindringen in die Organisation des Erkenntnifsvermögens Statt finde, so hätte hier nicht bei jedem System das vorausgeschickt werden müssen, was die Erkenntnifstheorie betrifft. Dies stellt sich bei der Darstellung so in den Vordergrund, dafs auch dort, wo die Nothwendigkeit des Uebergangs im Metaphysischen liegt, derselbe nur von jener Seite betrachtet wird. Auf Descartes findet dies natürlich keine Anwendung, da ist es natürlich, dafs mit dem begonnen wird, was er in seinem Discours de la methode gesagt hat. Wohl aber ist es zu bedauern da, wo der Verf., nachdem er Geulinex und Malebranche behandelt hat, zu Spinoza übergeht. Es erscheint dadurch sein System nur als die Folge von der Annahme angeborner Ideen p. 384, da doch der Verf. selbst gesagt hatte, das Ungenügende in des Descartes Substanzbegriff habe den Spinoza weiter getrieben. Die Darstellung des Spinozistischen Systems ist nicht unrichtig, denn sie gibt, nachdem die Definitionen und Axiome des ersten Theils der Ethik angegeben sind, die meisten wichtigen Propositionen in fast wörtlicher Uebersetzung; dadurch aber entbehrt sie der Anschaulichkeit, und die wichtigsten Fragen: wie das Verhältnifs der Substanz zu den Attributen zu denken, warum sie nur unter *zweien* betrachtet wird u. s. w., worüber die Ethik wenig oder gar keinen directen Aufschlufs gibt, sind nicht einmal aufgeworfen. Dafs die natura naturata die Modi Gottes sei, quatenus *considerantur* ut res (also eigentlich auf einer falschen Anschauungs-

weise beruhe), wird nur in einer Anmerkung erwähnt u. s. w. — Die Zeit zwischen Spinoza und Kant ist in diesem Werke am wenigsten in einem gewissen Zusammenhange dargestellt, obgleich die zerstreuten Aeufserungen des Verfs. einen sichren Weg vorzeichnen. Er spricht p. 427 von einer Popularphilosophie in Frankreich und England, die er bis an die Kantische Zeit reichen läfst; an einem andern Ort p. 468 nennt er eine deutsche Popularphilosophie, die in dieselbe Zeit fällt, und welche ihre Wurzeln in der Leibnitz-Wolf'schen Philosophie hat, endlich sagt er, Leibnitz habe sich im Gegensatze gegen Descartes und Spinoza *und gegen Locke* entwickelt. Diese Punkte sind in der That Haltpunkte für den ganzen Weg. Nach Descartes und Spinoza und weit über sie hinausgehend, entwickeln sich zwei Richtungen, eine *realistische*, welche mit Locke beginnt, den Empirismus, welcher, wie der Verf. p. 425 richtig bemerkt, bei Locke noch nicht vollendet ist, und Materialismus enthält und in der französischen Popularphilosophie ausläuft, die einen ganz materialistischen Charakter hat, — und eine *idealistische*, welche mit Leibnitz dem Locke gegenüber beginnt, und endlich in der deutschen Popularphilosophie ausgeht, die einen ganz andern Charakter hat als die französische. Dort vergifst das Subject Gott über die Materie, hier in der empirischen Psychologie und Nützlichkeitskrämerei über sich selbst. Indem der polarische Gegensatz beider Richtungen nicht hervorgehoben wird, kommt es, dafs der Uebergang zu Locke nur durch die Behauptung gemacht wird, es seien psychologische Untersuchungen nöthig gewesen (die doch, zum Theil wenigstens, schon bei Malebranche vorkommen), statt, dafs man nachwies, wie, was in Spinoza noch gebunden war (res et idea una eademque est res), itzt auseinandergeht, — und dafs Einigen eine falsche Stellung angewiesen wird, wie z. B. Berkeley, welcher als vom Empirismus beherrschter Popularphilosoph bezeichnet wird, da er doch, freilich vom Empirismus ausgehend, zum Idealismus kommt. — Bei der Darstellung der Leibnitzschen Philosophie ist es wiederum ein Mangel, dafs die Erkenntnifstheorie vorausgeschickt ist. Sie schwebt dadurch in der Luft, während, wenn zuerst der Begriff der Monade aufgestellt wird, die Alles idealiter in sich trägt, die angebornen Ideen eine nothwendige Folgerung sind. Eben so konnte daraus, dafs jede Monas dasselbe Universum spiegelt, d. h. jede Alles, die prästabilirte Harmonie gefolgert werden, statt dafs es itzt den Anschein gewinnt, als bedürfe Leibnitz einer Vielheit von Hypothesen, was doch nicht der Fall ist. — Dafs *jene beiden* Richtungen von Kant verbunden worden, spricht der Verf. an mehreren Stellen aus p. 472. 506 u. a. a. O. Die Periode von Kant an ist nun, wie natürlich, am ausführlichsten behandelt. Aus dieser wünschten wir nun zuerst ausgeschlossen die Lehren, von denen Verf. sagt, sie befänden sich auf einem „durch Kant bereits überwundnen Standort" p. 623, und die er nur darstellt, damit der Fortschritt, den Kant gemacht, deutlicher werde. Wir stimmen in der Sache mit dem Verf. überein, dafs dies wirklich die Stelle der Jacobischen Philosophie sei, (der Verf. nennt aufser ihm noch Bouterwek und Schulze), dies aber ist uns ein Grund Jacobi *vor* Kant abzuhandeln. Sehn wir nämlich, wo Jacobi stark und siegreich ist, so ist er es gegen den Materialismus und die deutsche Aufklärung. Er gehört deswegen zu den Männern, die die Einseitigkeit beider Richtungen einsehen, ohne fähig zu sein, einen höhern Standpunkt philosophisch zu begründen, und daher ihn entweder in kühner Anschauung zu anticipiren suchten (wie Hamann u. A.), oder aber in eine Vergangenheit zurückgingen, wo beide noch gebunden waren, daher die Hinneigung zu Spinoza bei Herder, Lessing, der sich selbst Jacobi nur durch gewaltsame Sprödigkeit entziehn kann. Er gehört zu den Vorläufern der Kantischen Revolution, daher gegen die späteren Systeme seine Polemik den Eindruck vergeblicher Reaction macht. Wie Jacobi vor Kant, so wünschten wir auch Fries und Krug vor Fichte abgehandelt. Auf eine ausführliche und treue Darstellung der *Kantischen* Lehre (471—506) folgt eine Hinweisung auf ihre Mängel, es wird dann gezeigt, wie *Reinhold* (512) dieselbe tiefer zu begründen gesucht, und derselbe durch die verschiedenen Phasen seiner Ansicht begleitet. Es folgt die Darstellung der *Beck*'schen Lehre, und darauf das System von *Fichte* p. 537—598, welches ausführlich und lichtvoll dargestellt wird; einen Anhang dazu bildet seine veränderte Wissenschaftslehre. —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1840.

1) *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie von Ernst Reinhold.*
2) *Umrisse der Geschichte der Philosophie, entworfen von Dr. Eduard Schmidt.*

(Fortsetzung.)

Eine gleichfalls ausführliche Behandlung wird *Herbart* zu Theil, als dessen eigentliche Bedeutung mit Recht der Gegensatz gegen den subjectivistischen Idealismus bezeichnet wird, und dann geht der Verf. zu *Schelling* und seiner Schule über, welcher „das Einseitige und durch Einseitigkeit Verkehrte an dem Idealismus, an dem Monismus und Dualismus anerkennend, einen höhern Standpunkt ergriff" p. 695. Bei der Darstellung des Systems sind die wichtigsten Schriften sorgfältig benutzt, nur höchst unbestimmt drückt sich aber der Verf. darüber aus, wie er sich das Verhältnifs von der Abhandlung über die Freiheit zu den andern Werken denkt. Unter den Anhängern des „Pantheismus", wie der Verf. Schellings Lehre bezeichnet, zeichnet er als den besonnensten *Blasche* aus, der allerdings von dem Verwurf des Pantheismus nicht freizusprechen sein möchte, dann aber als den, der auf diesem Wege dem Pantheismus zu entgehen suchte, *Krause*, und geht dann p. 725 zu *Hegel* über, dem er den Beruf zuschreibt, von dem Standpunkt der absoluten Identität aus die philosophischen Begriffe in einer ihrem Inhalt schlechthin angemessenen Form systematisch zu entwickeln, und dessen „dialektisch ausgebildetes pantheistisches System" er dann darstellt. — Durch das Hervortreten der entgegengesetzten Ansichten in der Geschichte der Philosophie, so schliefst der Verf. sein Werk, in welchem auch in der Zeit nach Kant der Idealismus, der monadologische Monismus und der Pantheismus sich mit der gröfsten Sorgfalt ausgebildet, sei zwar das philosophische Hauptproblem nicht erfafst, wohl aber Fingerzeige zur Entdeckung der wahren Methode der Philosophie gegeben. Diese werde sich bewähren, indem sie erstlich über alle jene Gegensätze sich erhebend, die Philosophie mit dem gemeinen Menschensinne und den Anforderungen des Gemüthes, so wie der Erfahrung in Uebereinstimmung setze, zweitens eine richtige Erkenntnifstheorie enthalte, drittens das Verhältnifs der Welt zu einem lebendigen und persönlichen Urwesen richtig erfasse, viertens die wandellosen Zwecke und Normen unsres Freiheitsgebrauches folgerichtig ableite. Diese Methode bemühe sich der Verfasser in dem System anzuwenden, von dem er bei seiner Darstellung und Beurtheilung ausgegangen sei. p. 764. —

Wenn wir, namentlich bei der letzten Periode, den Gang des Verfs. ganz kurz angegeben haben, so geschah dies theils, weil wir mit der Darstellung desselben einverstanden waren, (wie bei der Darstellung von Kant, Reinhold, Fichte, Herbart und zum Theil Schelling), wo dies nicht der Fall ist, wie bei der Darstellung Hegels und bei der Schlufsbemerkung, da bedürfte, was zu besprechen ist, eines ganzen Buchs, und Ref. mufs ohnedies schon fürchten, die Geduld des Verfs., so wie seiner Leser ermüdet zu haben, die er noch schliefslich auf das vorliegende Buch als auf ein sehr brauchbares Lehrbuch sowohl zu akademischen Vorlesungen als zum Selbststudium aufmerksam macht. Wenden wir uns nun zu

No. 2, *den Umrissen* von Prof. Schmidt, so hat dies Buch einen ganz andern Charakter als das Reinholdsche. Der Verf. spricht es ganz entschieden aus, dafs eine Darstellung der Geschichte der Philosophie nur dann wissenschaftlich sei, wenn sie dieselbe a priori construire. (Ja er scheut sich nicht zuzugestehn, dafs eine solche Construction sogar auf die Zukunft gehn müsse, obgleich er selbst seine Darstellung nicht mit einer Weissagung, sondern nur einem frommen Wunsche schliefst). Zugleich aber spricht er bestimmt

die Ueberzeugung aus, „dafs der Mensch mit seinen Constructionen gar nichts von der Wirklichkeit zu erkennen vermöge" p. 4. Es würde unbegreiflich sein, wie beides zugleich behauptet werden kann, wenn man nicht auf den Standpunkt des Verfs. näher einginge. Das Eigenthümliche desselben ist, dafs der Gegensatz von Logischem und Realem, Gedachtem und Seiendem hier zu einer Spitze getrieben ist, wie er uns sonst nicht vorgekommen ist. Er sagt es ausdrücklich, dafs „aus der logischen Nothwendigkeit kein Schlufs auf die Wirklichkeit", geschweige denn auf „eine Nothwendigkeit in dem Sein" gezogen werden könne, ja, wenn auch in der Wirklichkeit ein Zusammenhang wäre, so würde dieser „ein ganz andrer sein, als der, welchen die höhere Wissenschaft zu erkennen verlangt." Eine jede philosophische Construction wolle gar nicht das Wirkliche erkennen, sondern nur das Mögliche und logisch Nothwendige, sie könne deswegen auch völlig wahr sein und bleiben, wenn die Wirklichkeit ihr widerspricht p. 12. Ihre Wahrheit hänge blofs davon ab, ob logisch richtige Ableitungen gemacht sind, sie habe deswegen kein Interesse daran, in der Wirklichkeit sich bestätigt zu finden, während, wenn eine apriorische Construction mit der Anmafsung auftrete, das Wirkliche zu construiren, sie das Interesse an, und den Wunsch nach solcher Congruenz haben werde p. 11. Diesen Standpunkt aber, der unzweideutig genug, ja manchmal mit einer Art Uebermuth der Ueberzeugung ausgesprochen ist, hält der Verf., wie leicht begreiflich, nicht fest. Dafs er ihm untreu wird, *vermuthe* ich daraus, dafs meines Wissens der Verf. sich den Satz, der durch blofse Contraposition aus seinem (dafs das logisch Nothwendige nicht wirklich zu sein brauche) gefolgert werden kann, nämlich, dafs das logisch Unmögliche wirklich sein könne, nicht wird gefallen lassen, ich *sehe* es aber daraus, dafs er eine Construction der *wirklichen* Geschichte versucht, was ihm, wenn er sich ganz treu blieb, nicht in den Sinn kommen konnte. Es macht gegen diesen Vorwurf der Verf. Einwände, indem er sagt: die a priorische Methode habe Interesse, die Empirie zu suchen, denn ihr Ziel sei nicht das Construiren, sondern das Begreifen *des gegebenen Inhalts*", aber darin ist ja eben exprefs dem widersprochen, was oben gesagt war, dafs der gegebne Inhalt (das Wirkliche) unerreichbar sei, es ist das offne Bekenntnifs, dafs er seinen Standpunkt nicht festhalte. Wenn dann an derselben Stelle gesagt wird, die a priorische Methode habe dies Interesse, weil „durch die Anwendung des a priori construirten Schema's auf die empirische Geschichte diese zur Wissenschaft erhoben werde" (so sieht der Verf. nämlich die Construction derselben an), so möchten wir fragen, welches Interesse wohl der Construirende, der ja weifs, dafs der Zusammenhang in der Geschichte ein ganz andrer ist, als der in seiner Construction, haben kann, dies Schema anzuwenden? Eher wäre es noch zu begreifen, dafs der gegebne Inhalt es hätte, um aus „empirischer Geschichte Wissenschaft zu werden." — Es geschicht dem Verf., dafs er mehr, als er selbst meint, mit der „Anmafsung auftritt", was er construirt, in der Wirklichkeit wieder zu erkennen, daher hat er ein so grofses „Interesse" und einen so mächtigen „Wunsch" nach Congruenz mit derselben, dafs er mehr als die, welche jene Anmafsung offen bekennen, den gegebnen Systemen Gewalt anthut, um sie in seinen Schematismus zu bringen.

Gehn wir nun zu der Construction selber über, so sucht der Verf. zuerst den Begriff der Philosophie zu fixiren, und dann aus ihm die nothwendige Entwicklung abzuleiten. Nachdem als das Ziel der Philosophie bestimmt ist, das zu finden, was den Charakter der Allgemeinheit, Nothwendigkeit und Einheit habe, werden vermittelst des Gegensatzes von Denken und Sein als die möglichen Fälle abgeleitet der *Realismus*, welcher Alles aus einem obersten Sein, und der *Idealismus*, welcher Alles aus einem obersten Gedanken abzuleiten suche. Seinem Standpunkte gemäfs ist der Verf. zuerst versucht, nur in dem Idealismus Philosophie zu erkennen, d. h. in der Ansicht, welche das Wirkliche ignorirt, weil aber dann nur wenige Systeme Gegenstand der Philosophie würden, „deswegen müfsten (?) wir eine weniger strenge Anwendung jener Norm gelten lassen" p. 41. Um nun den Ansichten, die nach seiner Ansicht eigentlich nicht Philosophie sind (weil Realismus), dennoch diesen Ehrentitel zuschreiben zu dürfen, wird ein sonderbarer Ausweg ergriffen: nämlich überall, wo, was von der Philosophie und ihrem höchsten Begriff (dem absoluten Gedanken) gilt, durch ein Mifsverständnifs von den Dingen, oder etwa Gott ausgesagt wird, da erkennt der Verf. philosophischen Trieb, und, wenn auch mifsverstandene, Philosophie. Es sei aber ein solches Mifsverständnifs dar-

aus erklärlich, dafs dem Menschen der Gedanke an die Aufsenwelt näher liege, als der an sich selbst, und daher von ihr ausgesagt werde, was nur vom Gedanken gelte" p. 42. 43. Wo also durch einen solchen Paralogismus, was nur subjective Gedankenbestimmungen sind, vom Realen ausgesagt wird, erkennt der Verf. trotz des Realismus Philosophie an, oder richtiger gesagt, in dem, was nicht Realismus ist. Damit hängt denn auch die eigenthümliche Weise zusammen, in welcher der Verf. der Forderung nachzukommen sucht, welche er selbst an die Constructionen a priori gestellt hat, nämlich jedes System zu rechtfertigen. Diese Rechtfertigung besteht bei allen realistischen Systemen darin, dafs er in ihnen von dem oben angedeuteten Paralogismus, um den Kantischen Ausdruck zu gebrauchen, eine transcendentale Deduction gibt. Dies aber heifst die Systeme nicht rechtfertigen, sondern wegen eines leicht möglichen Irrthums, *entschuldigen*. Wir werden nachher einzelne Proben dieser Art von Rechtfertigung anführen. — Durch jenen oben angeführten Gegensatz ergeben sich nun dem Verf. *drei* Reihen von Systemen, oder drei mögliche Weisen den absoluten Begriff zu fassen. Er kann von seiner objectiven Seite gefafst werden, als die ganze Welt des Denkbaren umfassendes Princip; indem sich nun hiemit der Misverstand verbindet, dafs unter dem Objectiven das Reale verstanden wird, und also unter dem objectiven Absoluten nicht der alles Sein umfassende *Begriff*, entsteht daraus der Realismus der *griechischen Philosophie*. Es ist zweitens der absolute Begriff von der subjectiven Seite betrachtet, *unser* Gedanke, ein Bestandtheil unsres Ich und mit demselben identisch. Wird nun, indem dieses festgehalten, zugleich der Irrthum begangen, dafs das Absolute nicht als der allgemeine Gedanke unsres Ich, sondern als das endliche besondre Ich selbst angesehn wird, *und* mischt sich darunter jener Realismus hinein, so entsteht der realistische Idealismus der *neuern Philosophie vor Kant*. Endlich aber wird der absolute Begriff von seiner objectiven Seite als oberster Begriff gefafst *und* zugleich als reines Denken genommen werden; hier wird die Philosophie mit ihrem Objecte identisch; es wird das Absolute nach seinen beiden Seiten und beide als identisch aufgefafst; es wird erkannt, dafs der absolute Anfang nicht blofs das subjective inhaltslose Ich, sondern auch dessen absoluter, alle Objecte (freilich nicht als seiende) in sich fassende, Begriff alles Denkbaren ist; dies gibt das Identitätssystem der *neusten Philosophie seit Kant* p. 45. 46. 47. 268. Zweierlei ist es, was der Ref. an dieser Entwicklung, [illegible] sie nur mit des Verfs. eignen Worten gegeben [illegible]adeln mufs. Erstlich, dafs durch eine sehr ungenau Terminologie scheinbare Widersprüche entstehn, die das Verständnifs eines sonst gar nicht complicirten Gedankenganges erschweren. Der Verf. unterscheidet zwischen dem Objectiven und Realen; jenes ist ihm ein nur Gedachtes, dieses ein Seiendes. Er bleibt aber diesem Gebrauch nicht treu; p. 267 sagt er, das Denken könne auf *objective* Geltung, d. h. darauf, Erkenntnifs des *Wirklichen* zu sein, keinen Anspruch machen; ähnliche Inconsequenzen kommen viele vor. Auf einer solchen beruht nun auch die ganze Bezeichnung jener Reihen. Da ihm *alle* Philosophie Idealismus (in seinem Sinne) ist, weil sie es mit blofsen Ideen oder Gedanken zu thun hat, so konnte das Wort Idealismus nicht zur Bezeichnung *einer Seite* gemacht werden, sondern unter dem Idealismus konnte befafst werden der Objectivismus, oder objective Idealismus, der Subjectivismus oder subjective Idealismus, endlich das Identitätssystem oder der reine Idealismus, wie ihn der Verf. nennt. Itzt aber, wo er unbefangnen Realismus und Idealismus sich gegenüberstellt, ist ein Jeder berechtigt, als drittes dazu den Ideal-Realismus zu erwarten, und den reinen Idealismus als drittes darstellen, stört die Symmetrie. Wichtiger aber ist, dafs der Vf. hier die reine Construction ganz vergifst, von der er gerühmt hatte, dafs sie ganz unbesorgt sein könne um die Wirklichkeit. Es geht dem Verf. wie Vielen, die zu viel versprochen haben: die Wirklichkeit kreuzt ihm nur zu sehr seine Construction. Jener so wichtige Paralogismus, durch welchen der Objectivismus in Realismus verwandelt wird, wird schon nicht mehr construirt, oder man müfste das eine Construction a priori nennen, dafs der Verf. sagt, es liege dieser Paralogismus nahe. Ferner dem reinen Objectivismus sollte der strengen Consequenz nach der reine Subjectivismus oder, wie ihn der Verf. nennt, Idealismus gegenübergestellt werden. Weil aber die Wirklichkeit keinen solchen darbietet, nimmt der Verf. den *realistischen* Idealismus als die zweite Möglichkeit an. Endlich wenn eine *solche* Vermischung möglich ist, so mufs es eben so auch die des idealistischen Realismus sein; diesen

bot die Wirklichkeit etwa nicht dar, und so wird er nicht construirt. Der Anforderung des Verfs., dafs die Construction Consequenz und Vollständigkeit habe, kommt er aus Liebe zur Wirklichkeit selbst nicht nach.

Zu der ersten Periode, der *griechischen Philosophie* übergehend, knüpft der Verf., um eine vorläufige Eintheilung zu finden, an das Frühere an. Die Philosophie hat es mit den letzten Gründen zu thun; es fallen nun (was nicht weiter abgeleitet wird) die verschiednen Gründe unter drei Kategorien, die letzten Gründe des *Seins* oder der Dinge, des *Seinsollens* oder Handelns (richtiger Zwecke), endlich des *Fürwahrhaltens* und der Gewifsheit; daraus ergeben sich ihm die drei Perioden der Physik vor Sokrates, der Ethik seit Sokrates, der Dialektik seit Plato. Er beruhigt sich nun nicht bei den ältern Autoritäten, auf die er sich berufen hat, sondern um diese Anordnung zu rechtfertigen, gibt er eine weitere Definition von Physik als sonst gewöhnlich, indem er sie als die Wissenschaft von den Gründen des Seins bestimmt, so dafs also die Ontologie der Eleaten eben so darunter befafst ist, wie die Physiologie der Jonier. In diese Periode der Physik stellt der Verf. die Jonier, die Pythagoräer, die Eleaten, dann den Heraklit (und nur beiläufig den Empedocles), die Atomisten und den Anaxagoras. Wie wir uns die richtige Anordnung denken, ist oben bei dem Reinholdschen Werk gesagt, hier werde nur auf das Eigenthümliche der Behandlung hingewiesen. Oben war schon bemerkt, was der Verf. unter der Rechtfertigung eines Standpunkts versteht: das Hervorheben des logischen Gedankens, welchem durch eine Subreption eine ontologische, reale Wahrheit zugeschrieben wird. Demgemäfs wird in des Heraklits Weg nach oben und unten Wahrheit anerkannt, weil dies nur eine ontologische Anschauung der lyrischen Wahrheit sei, dafs analytisch vom Einzelnen zum Allgemeinen und synthetisch vom Allgemeinen zum Einzelnen fortgegangen werde. Eben so erkennt er in der Atomenlehre die *logische* Wahrheit, dafs in der Analyse der Gedanken bis zum Einfachen zurückgegangen werde. Wem fallen hiebei nicht Kants transcendentale Lösungen der Widersprüche ein? — Zu der Periode der *Ethik*, Sokrates und die Sokratiker befassend, macht der Verf. den Uebergang durch die Sophisten, deren positives Verdienst darin gesetzt wird, durch ihren Skepticismus der Speculation Freiheit verschafft zu haben, während ihr negatives Verdienst sei, dafs sie durch ihre Frivolität als Reaction die Ausbildung der Ethik und Dialektik veranlafst hätten. Nachdem als das Eigenthümliche der Sokratischen Lehre die Identität des Wissens mit dem Ethischen hervorgehoben, wird als der Fortschritt der Sokratiker bezeichnet, dafs sie die wesentlichen Prädicate des logischen Absoluten oder der Philosophie selbst, als Prädicate der Tugend geltend gemacht hätten, indem die Kyniker dieselbe als *absolut* (in der Unabhängigkeit) bestimmt, die Kyrenaiker aber die Idee, dafs die Philosophie das Sinnliche beherrsche, auf die Tugend angewandt, und darum diese als Beherrschung der sinnlichen Gründe des Handelns (?) gefafst hätten, wie denn bei denselben der Behauptung von der Gleichheit jeder Lust das Bewufstsein von dem sich gleich bleibenden Inhalt des Gedankens zu Grunde liege. Endlich hätten die Megariker die *Einheit*, gleichfalls ein Prädicat des absoluten Gedankens, zum Prädicate der Tugend gemacht. — In dieser Weise der Rechtfertigung erhält der ganz wahre Gedanke, dafs jede Philosophie die höchste Kategorie, deren Bedeutung sie erkannt hat, von ihrem Absoluten prädicirt, durch die einseitig subjective Geltung, die den Kategorien zugeschrieben wird, eine ganz schiefe Stellung. — Die Periode der *Dialektik* umfafst Plato und die späteren Systeme. Wie der Verf. die Physik in einem weitern, so nimmt er die Dialektik in einem viel engern Sinn, als dies gewöhnlich und richtig. Die Dialektik ist ihm nur Erkenntnifstheorie, Wissenschaft von den letzten Gründen unserer Erkenntnifs, daher sei sie bei den Eleaten noch gar nicht oder doch blofs als Kunst, nicht als Wissenschaft vorgekommen. In sofern bilden ihm die Ideen, nur sofern sie mit den Definitionen zusammenfallen p. 139, Inhalt der Dialektik. Er leugnet zwar nicht, dafs Plato sie auch als Gründe des *Seins* nimmt, aber in sofern rechnet er seine Ideenlehre zur Physik desselben, obgleich er bekennt, Plato selbst habe unter Physik etwas Andres verstanden. (Sonderbar ist es, dafs an einer andern Stelle p. 176 ein grofses Gewicht darauf gelegt wird, dafs die Stoiker selbst eine Lehre zur Logik gerechnet hätten, während hier bei Plato hinsichtlich des Orts, den eine Lehre in *seinem* System einnimmt, er nicht als Autorität gelten soll).

(Der Beschlufs folgt.)

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1840.

1) *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie von Ernst Reinhold.*

2) *Umrisse der Geschichte der Philosophie, entworfen von Dr. Eduard Schmidt.*

(Schlufs.)

In seiner Physik nun stelle Plato, indem er die Ideen auch als Reales fasse, ein Identitätssystem (nicht im Sinne des Verfs., sondern etwa Schellings) auf. Das Verdienst des *Aristoteles* setzt dann der Verf. darin, dafs bei ihm die Philosophie wahrhaft zu einer Wissenschaft nur in Begriffen und um ihrer selbst willen geworden sei — wenn der Verf. sich hier darauf beruft, dafs Aristoteles die Wissenschaft um ihrer selbst willen getrieben wissen will, so ist es etwas Anderes, auf äufsere Zwecke oder auf das Reale verzichten — zugleich aber soll seine Idee von der Philosophie nicht eine so schöne sein, als die des Plato, und es werden ihm Vorwürfe gemacht über seine Vermischung von Logik und Metaphysik, indem er den logischen Satz des Widerspruchs in der Metaphysik feststelle. (Hierin liegt eine Zweideutigkeit. In dem *Buche*, das wir so nennen, wird freilich dieser Satz festgestellt, etwas Andres ist, ob ihm Aristoteles *die* metaphysische Bedeutung gab, wie der Verf. zu meinen scheint.) Ueberhaupt ist der Verf. gegen Aristoteles ungerecht. Die Widersprüche, welche er bei ihm findet, sind zum Theil gar nicht von Aristoteles ausgesprochen, wie z. B. „die „Sonderung des logischen Grundes, der Form, von allen „übrigen realen Gründen, — und *dann wieder* die drei „der ὕλη gegenüber identisch." Die erste Entgegensetzung ist nicht Aristotelisch. Eben so unrichtig ist die Behauptung, dafs die Platonische und Aristotelische Ethik sich wie kynische und kyrenaische verhalte. Wenn dann der Verf. zu den *Stoikern* übergehend, als ihren und des Epikurs Fortschritt bezeichnet, dafs, während Plato und Aristoteles den Grund der Erkenntnifs immer als daseiendes Object genommen, sie erst nach Kriterien der Wahrheit gefragt hatten, so wird man zweifelhaft, warum dann der Verf. die Periode der Dialektik (in seinem Sinne) nicht mit ihnen erst beginnen läfst; denn wenn der Verf. an demselben Orte sagt, dafs was Plato und Aristoteles für Objecte hielten, eigentlich blofse Gedanken *gewesen* seien, so war *dies* ja bei allen frühern Philosophen auch der Fall, die ja nur durch diese méprise Philosophen waren, und dann müfste wieder die Periode der Dialektik weiter zurückdatirt werden.

Die zweite Hauptperiode befafst die *neuere Philosophie vor Kant* p. 191. Ihr Charakter sei, dafs die Reflexion *auf* das Denken vorherrsche, daher die Philosophie betrachtet werde mehr in ihrem Verhältnifs zu uns als zum Object. Darum sei die Dialektik itzt Hauptwissenschaft, und die Periode beginne, womit die alte Philosophie schlofs, dem Zweifel. Indem aber doch die Gewifsheit der realen Welt sich aufdränge, entstehe ein unversöhnter Gegensatz und Dualismus in dem unglücklichen Versuche eines realistischen Idealismus p. 191—210. Den eigentlichen Anfang der neuern Philosophie findet er bei Descartes, Scholastiker und ihre Bestreiter seien nur Vorläufer derselben. Immer wird bei der Darstellung die Erkenntnifstheorie als die Hauptsache betrachtet. (In der Betrachtung des ontologischen Beweises p. 224, rächt sich die Vernachläfsigung der Scholastiker. Hätte der Verf. einen derselben z. B. Occam genauer gelesen, so wäre es ihm nicht geschehn, dafs er das Wort *objectiv* bei Descartes so genommen hätte, wie es in neuerer Zeit genommen wird. Objectiv ist im Mittelalter — und eben so bei Descartes — was nur im Denken ist, Subject was Subject eines Satzes sein kann. Kant erst hat den Sprachgebrauch rein umgekehrt). In dem Fortschritt durch Geulinex und Malebranche zum Occasionalismus sieht der Verf. in der oben angedeuteten

Weise Wahrheit; Malebranche's Lehre, dass wir Alles in Gott sehen, sei in ihrer Wahrheit die logische Wahrheit, dass alles Wissen nur durch den allgemeinsten Begriff möglich. Auch der Fortschritt zum Spinoza wird „gegen die gebräuchliche Auffassung" in ähnlicher Weise gerechtfertigt. Sein Pantheismus nämlich sei nur das Unwesentliche seiner Lehre, ihr Grundgedanke sei „auf das Ich Alles zu begründen, sodann aber nachzuweisen, wie eine Harmonie zwischen Ich und Aussenwelt (Denken und Ausdehnung) möglich." Um dieses durchzuführen, muss der Verf. sich natürlich weniger an die Ethik als an de emend. int. halten, aber so sehr er auch bei allen Sätzen es betont, dass die Modificationen durch die Substanz, sie aber durch sich *gedacht* werde, und daraus schliesst, jenes Verhältniss sei *durchaus logisch* (p. 236); so sehr er sich bemüht zu vergessen, (was ihm p. 237 zu gelingen scheint), dass immer *zugleich* vom *Sein* durch sich und durch Anderes die Rede ist, so ist er doch aufrichtig genug, zu bekennen, dass die Identität des Seins und Denkens dem Spinoza unzweifelhaft gewesen, woraus freilich folgt, dass bei ihm von einem *durchaus* (d. h. nur) *logischen* Verhältniss überhaupt nicht die Rede sein kann. Mit dem Hervorheben der Erkenntnisstheorie hängt dann zusammen, dass der Verf. des Locke Empirismus gering anschlägt gegen die Verdienste Herberts v. Cherbury um die Lehre von den angebornen Ideen. In *Leibnitz* sieht der Verf. den Blüthepunkt dieser Periode. Dennoch wird dem Schematismus zur Liebe dem System desselben Gewalt angethan. Zuerst wird ohne Weiteres die Monas mit dem Ich identificirt und dabei der wichtige Unterschied zwischen perceptio und apperceptio vergessen, ferner (so richtig es ist, dass Leibnitz für die Vielheit der Monaden keinen directen Beweis gibt) vergessen, dass diese Vielheit aus dem Begriffe des fürsichseienden Eines mit logischer Nothwendigkeit folgt, endlich wird, was aus dem Ersten freilich folgen musste, die prästabilirte Harmonie nur zu einer Vermittelung des Ichs und der Aussenwelt. — Den Uebergang zur neusten Philosophie macht der Verf. durch Berkeley und Hume. In einem Anhang, die Ethik dieser Zeit betreffend, finden wir die befremdende Behauptung, diese sei *nur* in Gestalt der Pflichtenlehre aufgetreten, während bei den englischen Moralisten dieser Begriff gerade zurücktritt gegen den Tugendbegriff. Die dritte Hauptperiode, die *neuste Philosophie seit Kant* (p. 266) werde zur Identitätsphilosophie, d. h. reinem Idealismus, indem sie darauf verzichte Reales zu erkennen. Ihr ist die Erkenntniss von einer zweifachen Wahrheit eigenthümlich, die der frühern abging. Nur die eine gibt die Speculation, die andre die Erfahrung. Natürlich wird auf *Kant* das grösste Gewicht gelegt, und nur die Spuren des Realismus an ihm getadelt. *Jacobi*, dessen Bedeutung sein soll, gerade die *reale* Wahrheit zu verlangen, sei Philosoph nur durch die skeptische Ueberzeugung, dass die Speculation *nicht* reale Erkenntniss, die Erfahrung *nicht* Philosophie sei. In *Fichte*, zu dem der Verf. durch Reinhold übergeht, erkennt er die höchste Vollständigkeit und Ganzheit des Idealismus, in ihm hört der Dualismus auf und wir haben Identitätssystem. Es scheint aber, als wäre der Verf. in Verlegenheit, wie er den weitern Fortschritt nach der „höchsten Ganzheit" erklären soll, und so geräth er, wo er die Mängel der Fichteschen Lehre hervorheben soll, in ein gewisses Schwanken. Einmal wird demselben vorgeworfen, dass, da auch das empirische Vorstellen vom Ich gesetzt sei, er auch dem sinnlichen Erkennen die Objecte ausser ihm absprече (darnach also wäre Fichte zu idealistisch), dann wieder wird p. 305 getadelt, dass sich ein Realismus bei ihm geltend mache, der zu einem Widerspruche von Wahrheit des Lebens und der Philosophie führe, und es wird eine *empirische* Richtung genannt, dass das Ich auch das sinnliche Vorstellen setze. — Dieses selbe Schwanken zeigt sich auch, wenn der Verf. zu *Schelling* übergeht. Als Idealrealismus wird das System desselben als ein Rückschritt gegen Fichte zu Spinoza hin bezeichnet, dann aber wird es ein Fortschritt genannt, dass hier das Ich zum höchsten logischen Begriff erweitert sei; die Krone endlich der bisherigen Entwicklung sieht der Verf. in *Hegel*. Dem Inhalte nach sei seine Philosophie fast ganz die Schellingsche, sein Verdienst bestehe in der Form, — freilich wird wieder an andern Orten die Methode Hegels „ganz willkührlich" genannt. Wenn dann auch wieder gesagt wird, wegen des eingeschlichenen Realismus sei seine Lehre ein Rückschritt gegen Fichte, so genügt die Angabe, „das Verdienst Hegels bestehe darin, dass er den abstractesten Begriff des Seins obenan gestellt hätte", doch auch nicht um zu erkennen, warum der Verf. ihn über Fichte stellt, um so mehr, da jenes *obenan* bei Hegel doch eigentlich ein *untenan*

ist. Nur einen Schritt weitergehn müsse die Philosophie, so schliefst der Verf. sein Werk, nämlich noch weiter von Religion und Erfahrung sich entfernen, ein absoluter Idealismus werden, der *nur* ein Kunstwerk des Gedankens sein will. So wenig der speculative Gedanke uns Essen und Trinken, so wenig könne er Glauben und Gerechtigkeit uns geben. Der schöne *Bund* zwischen Religion und Wissenschaft, auf den der Verf. zum Schlufs hinweist, besteht ihm nur in einer völligen *Scheidung* beider Gebiete.

Indem der Ref. diese Anzeige schliefst, sei ihm nur noch die Bemerkung erlaubt, dafs es mit das Interesse an der Person des Verfs. ist, die ihn bewog, den Widersprüchen nachzugehn, in welche ein Standpunkt führen mufs, der eigentlich in einem fortwährenden Sichselber Ironisiren besteht. Eine Speculation, welche eine Realität aufser dem Gedanken *annimmt* und dann auf sie verzichtet, und dennoch weiter speculirt, ist in eben so einer Selbsttäuschung begriffen, wie die, welche erkennt, Religion und Philosophie seien völlig geschieden, und dann nicht den Muth hat, die eine oder die andere zu verwerfen. In vielen Erscheinungen unsrer Tage, die von manchem Religiösen perhorrescirt werden mögen, der in unserm Verf. einen Geistesverwandten begrüfst, müssen wir nicht nur gröfseren Muth, sondern auch gröfsere Aufrichtigkeit gegen sich selbst anerkennen und achten.

Dr. Erdmann.

LXXIV.

Lehrbuch der Geographie für die obern Klassen höherer Lehr-Anstalten von C. E. Meinicke, Dr. und Professor am Gymnasium zu Prenzlau. In Kalbersberg's Buchhandlung daselbst 1839. 668 *S.* 8.

Lehrbücher, dem Unterrichte der Jugend von Schriftstellern gewidmet, die durch ihre früheren Leistungen im Fache bereits Anerkennung gefunden haben, pflegen eine wünschenswerthe Erweiterung der betreffenden Literatur zu sein; allen Zweifeln über Befähigung und Neigung des Autors zu der Arbeit, welcher er sich unterzogen, ist durch seinen Namen von vornherein begegnet; mit unbeschränktem Vertrauen und besonderm Verlangen trachten namentlich Lehrer und Lernende nach der ihnen dargebotenen Schrift. Diese Genugthuung ist aber auch die geringste, welche Männern gebührt, die, angetrieben von dem edlen Bestreben die erworbene tiefere Einsicht der Begründung der Elemente der Wissenschaft in Schulen zu weihen, aus der höhern Sphäre der Erkenntnisse und Wahrheiten herabsteigen zu dem pädagogischen Bedürfnifs; solche Männer erkennen gewifs, wie für das nachwachsende Geschlecht, im Unterrichte und in der Erziehung, immer nur die besten Hülfsmittel und Anleitungen, die wir zu geben vermögen, verwendet werden müssen.

Mit der Stärke des Vertrauens des lehrenden und lernenden Publikums zu Lehrbüchern dieser Kategorie steht oft aber auch ihr Einflufs auf Behandlung und Begründung der Systematik und des Formellen der Schuldisciplin und sogar auf die Wissenschaft selbst, wenn sie noch in der Entwicklungsperiode, in geradem Verhältnifs; woraus wiederum für die Kritik die Pflicht einer vorzugsweise positiven Berichterstattung über solche Arbeiten entspringt. In diesem Falle befindet sie sich der oben angezeigten Schrift gegenüber; denn des Herrn Verfassers früheres Werk, über das Festland von Australien, nimmt bekanntlich eine höhere Stelle im Gebiete der neuern geographischen Literatur ein, welche der Schule des Herrn Professor C. Ritter schon manches Schätzbare verdankt; jedoch steht es als eine monographische Darlegung der geographischen Verhältnisse eines bestimmten Erdraums zu dem vorliegenden Lehrbuche, welches die ganze Erde zum Object seiner Aufgabe hat, nicht in ganz naher Beziehung, wie denn auch beide Arbeiten nach ihrem Einflusse auf einen Fortschritt in der Wissenschaft sich sehr von einander unterscheiden.

Das Lehrbuch einer Wissenschaft, gleichviel ob für Schulen oder Privatbelehrung, ob für niedere oder höhere Stufen geistiger Entwicklung bestimmt, mufs, als Lehrgebäude nothwendigerweise das systematische Gefüge, nicht nur des Ganzen, sondern auch der einzelnen Theile, woraus der Bau entstanden, erkennen lassen, sobald dabei mit gründlicher Kenntnifs des Materials und demjenigen Takt verfahren wurde, welcher aus dem klaren Bewufstsein und Festhalten der einen und vereinigenden Idee, die der Wissenschaft zum Grunde liegt, hervorgeht; diese Eigenschaft ist die charakteristische und constante für jedes Lehrbuch;

abhängig aber von seiner Bestimmung und der Einsicht des Autors ist die Auswahl des darzubietenden Stoffs. Für die wissenschaftliche Erdkunde, wie sie ihr Begründer Carl Ritter vorgezeichnet hat, ist der Entwurf eines Lehrbuches mit den gröfsten Schwierigkeiten verbunden und bisjetzt auch noch nirgends gelungen; denn die Wahrheiten, welche den Einflufs der räumlichen Verhältnisse des Planeten und seiner einzelnen Theile auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, und somit auf die Geschichte, zu bestätigen vermögen, müssen wir uns wohl hüten, nur in denjenigen Zweigen der Erdkunde zu verfolgen und zu suchen, welchen C. Ritter bereits vor 20 Jahren in seiner Erdkunde mit so überaus glücklichem Erfolge seine Aufmerksamkeit zugewendet und aus ihnen die verborgen gewesene Fülle von wissenschaftlichem Inhalt zu Tage gefördert hat; aber er selbst sprach schon damals in der classischen Einleitung zu seinem Werke deutlich aus, dafs solchen Wahrheiten nicht minder in allen übrigen Richtungen nachgeforscht werden müsse.

Jedoch nur vermöge eines tiefen Eindringens in alle Hülfswissenschaften, in Astronomie, Chemie, Physik, Geologie und Geognosie, in die Wissenschaften der drei Reiche der Natur, in Ethnographie, Statistik und Politik und dann, vermittelst Begreifens und consequenten Festhaltens der Idee der Erdkunde, wozu ein philosophisch gebildeter Geist und genaue Kenntnifs der Geschichte befähigen, kann es gelingen, ein Lehrbuch der Erdkunde, höhern Anforderungen entsprechend, aufzustellen.

Ist diese Aufgabe theils wegen der Schwierigkeit in allen den genannten Hülfswissenschaften, worin den Gesetzen der räumlichen Verhältnisse der Erde und ihrer Theile nachgeforscht werden mufs, gleichmäfsig gründlich bewandert zu sein, theils wegen des nie unterbrochenen Fortschreitens aller Wissenschaften, theils wegen des aufserordentlich umfangreichen und täglich noch mehr anschwellenden geographischen Materials, so wie wegen der wechselseitigen Beziehungen, in welcher die Raumverhältnisse bedingend zu einander stehen, über das Maafs geistiger Kraft des Einzelnen hinausreichend, so müfste durch Vereinigung Mehrerer die Lösung der so schwierigen Aufgabe im Ritterschen Sinne versucht werden; freilich scheint es aber, als sei dieser Gelehrte, ungeachtet der häufigen Berufung auf ihn, nicht überall und auch nicht von allen denjenigen Geographen, in Absicht seiner Leistungen, Bestrebungen, Ansichten und Wünschen verstanden, zu denen sogar sein lebendiges Wort gedrungen ist. Diese Meinung wird bestätigt durch die Unähnlichkeit der Lehrbücher untereinander, nach Inhalt und Form, welche von verschiedenen seiner Schüler für den Unterricht verfafst worden sind; ferner macht diese Vermuthung erklärlich, warum die dringend nothwendigen Versuche einer gründlichen Vorbereitung oder Reform in denjenigen Theilen der Erdkunde, die mit den genannten Hülfswissenschaften näher verbunden sind, und zum Theil nach ihnen benannt werden, von einem wissenschaftlichen Standpunkte aus noch so höchst selten sind; dies Misverstehen spricht sich auch aus durch den Widerstand, den die Einführung der vortrefflichen Lehrmethode Swen Ågrens für den ersten geographischen Unterricht findet (wir meinen nicht die verbale Anwendung des Inhalts seines Lehrbuchs) und besonders bezeugt dies das Schicksal der politischen Geographie, der lebensfrischen Blüthe, aber zugleich des schwierigsten Theiles der Erdkunde, in neueren Lehrbüchern und im Lectionsplane mancher Schule, wo sie hier, durch die beliebte Vereinigung der Geographie mit der Geschichte unterdrückt und dort oft völlig übergangen, oder in alt herkömmlicher Weise lexicalisch behandelt wird; und doch hat es grade diese mit den, durch die räumliche Verbreitung der Formen und Gaben der Natur, durch solche Verbreitung der mannigfaltig ausgeprägten Völkerfamilien, ihrer so wichtigen Berührungslinien, Einrichtungen, Anlagen, Communications-Mittel, durch die räumliche Vertheilung ihrer Wohnplätze und Individuen u. s. w. bedingten, socialen Verhältnissen des lebenden Menschengeschlechts zu thun, deren Verständnifs unstreitig von höchster Wichtigkeit ist, und ebenso unzweifelhaft durch die Erdkunde bewirkt werden mufs.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 120.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1840.

Lehrbuch der Geographie für die obern Klassen höherer Lehr-Anstalten von C. E. Meinicke.

(Schlufs.)

Wie anders, als durch ein Mifsverstehen der „Ritterschen Ansichten", will man diese, im engern Bereich seiner Wirksamkeit wahrzunehmenden Erscheinungen erklären, wenn man erwägt, dafs nicht nur seine Erdkunde, mit der so wichtigen, oben erwähnten Einleitung schon seit 20 Jahren in den Händen des Publikums ist, sondern, dafs dieser Gelehrte seit einer Anzahl von Jahren auch durch akademische Vorträge und mehrere Abhandlungen, gelesen in der hiesigen Akademie der Wissenschaften (unter denen die über das historische Element in der geographischen Wissenschaft für politische Geographie besonders wichtig ist), durch ergänzende Bemerkungen in den Vorworten zu den neuesten Bänden seiner Erdkunde, durch öffentlich ausgesprochene Gutachten u. s. w. unausgesetzt bemüht war, die Wissenschaft zu bezeichnen, und einen baldigen und glücklichen Ausgang ihres Gestaltungsprocesses zu bewirken. Schon vor 23 Jahren sagt er unter Anderm am zuerst citirten Orte S. 6:

„Aber nicht nur das allgemeine Gesetz einer, sondern aller wesentlichen Formen, unter denen die Natur im Gröfsten auf der Oberfläche des Erdballs, wie im Kleinsten jeder einzelnen Stelle derselben erscheint, sollte Gegenstand der Untersuchung auf diesem Wege sein: denn nur aus dem Verein der allgemeinen Gesetze aller Grund- und Haupttypen der unbelebten, wie der belebten Erdoberfläche kann die Harmonie der ganzen, vollen Welt der Erscheinungen aufgefafst werden."

Es schien uns aus Gründen, welche auf zahlreichen Erfahrungen über das Resultat des heutigen geographischen Schulunterrichts beruhen, nicht unpassend, diese wenigen, allgemeinen Bemerkungen unserem kurzen Bericht über das vorliegende Lehrbuch vorauszusenden. Dasselbe bestätigt zwar durch ein deutlich ausgesprochenes Streben nach neuer und eigenthümlicher Auffassung und Behandlung der Wissenschaft, und durch Aufnahme einiger Lehrsätze der Geologie und Geognosie, welche indefs dem heutigen Zustande dieser Wissenschaften nicht immer entsprechend und auch nicht hinreichend für die folgenden Abschnitte verwendet sind, durch Einschaltung eines Abrisses der Geschichte der Erdkunde, in welchem sehr angemessen auch auf die grofsen Verdienste v. Humboldt's und v. Buch's um die Erdkunde aufmerksam gemacht wird, dafs er auch seinerseits nicht mit dem bisherigen Zuschnitt der Geographie in Lehrbüchern einverstanden sein kann; gleichwohl vermögen wir keineswegs in ihm eine befriedigende Abhülfe der wahren Bedürfnisse des geographischen Compendiums und Schulbuchs zu erkennen, müssen vielmehr befürchten, dafs durch dasselbe die Zahl der Mifsverständnisse in geographischen Dingen noch vermehrt werde. Die ungünstige Meinung des Hrn. Verfs. von der politischen Geographie: sie wird in der Vorrede sogar ein unglücklicher Ballast, womit man noch immer zu viel Zeit beim Unterricht verschwende, genannt, kann hierzu wesentlich beitragen, wiewohl der Inhalt mehrerer Anmerkungen zu den §§ des 2. u. 3. Buches seiner Schrift nicht allein zur politischen Geographie gehört, sondern auch vortreffliche Winke zu einer neuen, wissenschaftlichen Bearbeitung dieses Theils der Erdkunde giebt, und somit darzuthun scheint, dafs der Hr. Verf. nur mit dem nicht einverstanden sein kann, was bisher als politische Geographie in Schulbüchern dargeboten wird, und welches sich meist auf einige, ohne weitere Vorbereitung, unzusammenhängend hingestellte Lehren und Daten beschränkt, die, nur nach den Weltgegenden geordnet, sich zunächst auf die westlich europäischen Staaten,

dann auf die mittleren und sofort beziehen, anstatt von den nahe liegenden politisch-geographischen Verhältnissen des Vaterlandes auszugehen. —

Das Lehrbuch des Hrn. Verfs. besteht aus drei Büchern. A) Allgemeine Geographie, B) die continentale Erdhälfte, C) die oceanische Erdhälfte. Die 9 Abschnitte des ersten Buches heifsen: 1) die Erde als Weltkörper. Ihre Stellung im Sonnensystem, 2) über die Ausbildung der Erdoberfläche, 3) die Bildung des Landes, 4) die Bildung der Oceane, 5) das Verhältnifs des Landes zu den Oceanen, 6) das Verhältnifs der Erdoberfläche zur Atmosphäre, Klimatologie, 7) die Verbreitung der Pflanzen und Thiere auf dem Erdboden, 8) das Verhältnifs des Menschen zur Erdoberfläche, 9) die Geschichte der Geographie. Die 8 Abschnitte des 2. Buches sind; 1) Afrika, 2) Asien, 3) Europa, Süd-Europa, 4) Mittel-Europa, 5) die isolirten Bergländer Nord-Europas, 6) Ost-Europa, 7) Amerika, 8) der Nordpolar-Ocean. Das 3. Buch zerfällt in die 6 Abschnitte: 1) der Continent Australien, 2) die ostasiatischen Inselgruppen, 3) der grofse Ocean, 4) der atlantische Ocean, 5) der indische Ocean, 6) der Südpolarocean.

Hätte der Hr. Verf. die beiden letzten, den bei weitem gröfsten Theil (c. 560 Seiten) der Schrift einnehmenden Bücher, die reich an interessanten und lehrreichen Bemerkungen sind, ohne das erste, der Begründung der Wissenschaft gewidmete Buch, aber auch ohne das Bestreben sie unsern Schuleinrichtungen anzupassen, (denn nicht diese, sondern nur das logische Gesetz der Wissenschaft mufs bei warhaft scientivischen Leistungen als norm- und maafsgebend angesehen und von ihm auch eine Rückwirkung auf die Schuleinrichtungen erwartet werden), dem denkenden geographischen Publikum übergeben, so würden sie als ein schätzbarer Beitrag zur allgemeinen geographischen, oder wenn man den gröfsern Werth auf die Anmerkungen legt, zur philosophisch-historischen Literatur, von allen Seiten anerkannt werden. Das Eigenthümliche und Charakteristische dieser beiden Bücher besteht nämlich in einer beträchtlichen Anzahl von Anmerkungen, welche theils der Philosophie der Geschichte, theils der Geschichte selbst und auch, wie schon oben erwähnt, der politischen Geographie angehören, und im Zusammenhange stehen mit dem Inhalte ihrer einzelnen Paragraphen, welche bestimmte Erdräume beschreiben. Das erste Buch aber, das Fundament des Ganzen, ist nicht frei von Mängeln und erheblichen Irrthümern, noch weniger aber den Anforderungen der Systematik, für welche die mathematische Geographie ein sich zunächst darbietender, sehr geeigneter Prüfstein ist, entsprechend. So in §. 8., wo die Differenz zwischen Sonnennähe und Sonnenferne, aber weder hier noch irgend anderswo, eine dieser beiden Distanzen in Meilen ausgedrückt wird; so in §. 10. Zeile 6, so in §. 13. Z. 4 u. §. 14. Z. 5 u. 6. von unten; so ist von der Richtung der Rotations-Bewegung der Erde nichts, vom Monde in der mathematischen Geographie nur angegeben, dafs er ein Trabant der Erde sei; so bei §. 23. und der dazu gehörigen Anmerkung; so bei §. 34. u. 35., bei der Definition der Geognosie und der Hauptaufgabe der Geographie, so bei §. 42., in Beziehung auf die Begriffe von Zone und Region, so bei §. 68., die erste Zeile der Anmerkung; bei §. 106. wo die wichtige mittlere Temperatur der Jahreszeiten übergangen ist; bei §. 139., wo die Menschen-Raçen, aber nicht die verschiedenen Völkerstämme namhaft gemacht werden, obgleich sie im Inhalte der folgenden Bücher Erwähnung finden u. s. w. Neben solchen Irrthümern und dem Mangel einer Systematik, finden sich aber auch sehr ansprechende Betrachtungen, selbst in diesem 1. Buche vor; so am Schlufs des §. 8. und im 9. Abschnitt, und so in allen §§. des 5. Abschnitts; wie denn auch das Bestreben, die Gesetzmäfsigkeit der Erscheinungen kennen zu lehren, hier nicht unerwähnt bleiben darf. Wir können daher dem, zu einer gewissen Selbstständigkeit in der Wissenschaft herangebildeten Leser, welcher erfahren hat, dafs volle Genüge nicht in einem einzelnen Lehrbuche zu finden ist, das vorliegende Buch mit der Ueberzeugung eines zum Nachdenken anregenden Einflusses empfehlen. Nur möge auf Schulen nicht versucht werden, die Belehrung im positiven geographischen Wissen durch unzeitige Vermischung der Geschichte und Erdkunde und Philosophie, durch Erörterung apokryphischer Behauptungen zu unterdrücken und zu hemmen, denn der Leser der oben erwähnten, in gewisser Beziehung, z. B. für akademische Vorträge sehr schätzbaren Anmerkungen des 2. u. 3. Buches, wird mit uns die Befürchtung theilen, dafs von Gymnasial-Lehrern, bei ihrer, auf vielerlei Gegenstände des Schulunterrichts zu richtenden Geistesthätigkeit, die Auseinandersetzung und Erörterung jener Anmerkungen im günstigsten Falle, sich auf interessante Conjecturen von einem theils

…theils hypothetischen Standpuncte aus, be… müssen. Referent wenigstens würde sich in … befinden, sollte er über den Inhalt aller …wörter und Anmerkungen, mit Hoffnung auf … reeller geographischer Kenntnisse in Gym…sen sich umständlich verbreiten; diese Ver…nnte durch die Erinnerung an die schon … in der genannten Abhandlung über das hi…ement, ausgesprochene Wahrheit: dafs der … Einflufs mancher Naturverhältnisse auf die …emselben Grade schwächer wird und weni…hervortritt, in welchem der Culturzustand …eigt, im vorliegenden Falle nur erhöht wer… wird man diese Einwirkung immer als höchst …trachten müssen.

v. Bennigsen-Förder.

LXXV.

… Goethe. Von J. St. Zauper. Er…hen auch unter dem Titel: Grundzüge …utschen theoretisch-praktischen Poetik …'s Werken entwickelt. Neue durchge… vermehrte Auflage. Zweites Bänd… unter dem Titel: Aphorismen morali… ästhetischen Inhalts meist in Bezug …e. Aus einem Tagebuche. Nebst Brie…the's an den Verfasser. Wien, 1840. bei … 12.

…über Goethe hat der Verf. sein Werk genannt; wir … Sinn und Charakter desselben richtiger zu be… wir es Studien an Goethe nennen. Wie wir …rüber brauchen wir einfach nur auf die Ueber…ten Bändchens zu verweisen, welche es deutlich … der Verf. den „theoretisch-praktischen" Inhalt … nur dem von ihm gefeierten Meister verdanken, … Werken und aus dem Geiste dieses Meisters als …ntlichen und nächsten Quelle geschöpft haben will. …Bezug auf den ästhetischen, nicht anders verhält …ezug auf den „moralischen" Theil seiner Arbeit. … ist ihm in sittlicher wie in poetischer Hinsicht … ideales Lebenselement, Goethe's Werke das Or…ches ihm allein zu der Welt und den Menschen … Grofsen sich in ein sittliches und intellectuelles … zu setzen gelungen ist. Kurz der Verfasser stellt … im vollen Sinne des Wortes als ein *Jünger* Goethe's … zwar als ein Jünger der edelsten Art, nämlich als ein … welcher gerade durch die unbedingte, rückhaltlose Hingabe an den Meister zur ächten Geistesfreiheit, zur charaktervollen Selbstständigkeit seines Denkens und Thuns gediehen ist.

„Das Anziehendste in Goethe's Schriften ist mir von je das Sittliche gewesen, und weil ich es nur suchte, habe ich es auch gefunden, selbst in Werken und Stellen, die Andere für unsittlich verschrieen haben. Ich klopfte an, und es ward mir aufgethan. Goethe hat das selbst an meinen Worten empfunden, und gebilliget nicht nur, sondern ich glaube selbst, es war das, was ihn anzog. Deswegen kann ich auch nicht an seiner reinen Tugend zweifeln, ich müfste an mir selbst eine sündhafte Untreue begehen, wenn ich zweifeln könnte." Diese Worte unsers Verfassers sind uns unentbehrlich, um den Begriff desjenigen Verhältnisses, was wir hier Jüngerschaft genannt haben, in sein rechtes Licht zu stellen. Es ist nämlich dieses Verhältnifs ein wesentlich sittliches; durchaus analog jener Gesinnung der *Treue*, welche Goethe im Wilhelm Meister als das „Bestreben einer edlen Seele" schildert, „einem Gröfsern gleich zu werden." Solche Gesinnung ist es, welche den *Jünger* von dem *Schüler* unterscheidet, von welchem nur Dankbarkeit, aber nicht Treue gefordert werden kann. Der Schüler ist bestimmt, nach Vollendung seiner Lehrjahre sich von dem Meister zu emancipiren, und dann ihm gleich, oder, dafern es möglich ist, ein Gröfserer zu werden; der Jünger aber, dessen Band ein unauflösliches, dessen Unterordnung unter den Meister eine unwiderrufliche ist, soll, wie dort Goethe von dem treuen Diener sagt, „durch fortdauernde Anhänglichkeit und Liebe seinem Meister gleich werden." Solche Gleichheit scheint ein Widerspruch; und sie wäre es, wenn es sich hier, wie bei der Schülerschaft im eigentlichen Sinne, nur von einem theoretischen Geben und Empfangen handelte; denn dort freilich bleibt es immer wahr, dafs der Geber gröfser ist, als der Empfänger. Die eigenthümliche Natur des Sittlichen aber bringt es mit sich, dafs auf diesem Gebiet auch die Unterordnung zur Gleichheit, die Abhängigkeit zur wahren Freiheit werden kann.

Dafs Goethe, Er, in welchem so Viele nichts, als das Talent des Dichters anerkennungswerth finden wollen, in diesem eben so seltenen als grofsen Sinne eine Jüngerschaft um sich versammelt hat, ist ein Factum, welches seine Widersacher vergebens zu läugnen sich bestreben würden. Der Verf. des gegenwärtigen Büchleins ist mit nichten das einzige Beispiel eines Menschen von der edelsten sittlichen Anlage, der sich an Goethe herangebildet, von seinem Geiste genährt, und in ihm ganz eigentlich und vollständig den sittlichen Halt- und Mittelpunct seines Lebens gewonnen hat. Doch ist er eines der einleuchtendsten und unzweideutigsten dieser Beispiele, und wir tragen kein Bedenken, Alle, die über den Werth von Goethe's Charakter noch nicht im Reinen sind, zum aufmerksamen Studium seines Buches einzuladen, und sich mit Gewissenhaftigkeit die Frage vorzulegen, ob auch nur die Möglichkeit einer solchen Erscheinung denkbar ist, ohne die Voraussetzung einer, der sittlichen Würde, in welcher hier die Vergleichung und Bewunderung Goethe's auftritt, entsprechenden Würde ihres Gegenstandes. Dafs dieser Gegenstand nicht blos, oder nicht überall unmittelbar, der Mensch nach seinen sittlichen Eigenschaften, son-

dern dafs es zunächst allerdings der Dichter ist, dies kann dem Charakter dieser Verehrung, und der Bedeutung, welche wir für sie in Anspruch zu nehmen uns berechtigt wissen, keinen Eintrag thun. Denn Dichten und Sein oder Handeln sind bei einem Dichter, wie Goethe, nicht zwei getrennte Dinge, sondern eines und dasselbe; seine Dichtung selbst trägt, wie auch unser Vf. in den vorhin angeführten Worten andeutet, im höchsten Sinne den Charakter der Sittlichkeit, und ist Gegenstand der Bewunderung seines Verehrers eben vorzugsweise, wiefern sie diesen Charakter trägt.

Die „Poetik", welche das erste der beiden vorliegenden Bändchen füllt, und, als Nachtrag dazu, die „Studien", welche dort mit jener zu einem Ganzen vereinigt sind, waren bereits im Jahre 1821 und dem nachfolgenden als zwei besondere Hefte erschienen und hatten dem Verf. des Dichters persönliche Bekanntschaft und seitdem ununterbrochene fortgesetzte Theilnahme gewonnen, welche Goethe auch in verschiedenen, hier und da zerstreuten Aeufserungen öffentlich bethätigt hat. Diesen Aeufserungen schreibt der Verf. in seinem Vorworte die wiederholte Nachfrage zu, die auch, nachdem jene beiden Hefte bereits aus dem Buchhandel verschwunden waren, noch fortdauerte, und ihn zur Veröffentlichung des Gegenwärtigen veranlafst hat. Wir freuen uns dieser Veröffentlichung um so mehr, als wir das neu Hinzugekommene in der That bedeutender noch finden, als das früher Vorhandene, obgleich uns auch dieses Letztere schon interessant und verdienstlich erscheint. Die Poetik selbst besteht nur in einer kurzen Charakteristik der verschiedenen Dichtungsarten, ohne Anspruch auf wissenschaftliche, philosophische Theorie, mit stetem Hinblick auf Goethe's Leistungen und Beifügung von Belegen, die aus den Werken dieses Dichters entnommen sind. Von Goethe selbst wird in den „Aphorismen" des zweiten Bändchens berichtet, dafs er dem Verf. von einer Vermehrung und Verbesserung jenes Werkchens abgerathen hat; so, wie es vorliegt, mochte es ihm als etwas Ursprüngliches, erfreulich Anregendes erschienen sein, welches durch irgend welche Absichtlichkeit der Ueberarbeitung diesen Charakter nur würde haben verlieren können, ohne die umfassendere theoretische Bedeutung zu gewinnen, welche ihm zu geben nicht in des Verfs. Berufe lag. Eben so wenig, wie dort eine eigentliche ästhetische Theorie, darf man in den der Poetik angehängten Studien, welche aufser einigen aphoristischen Bemerkungen über Kunst und Poesie im Allgemeinen, und über einzelne andere Dichter und Dichterwerke, die gesammte Reihe der Goethe'schen Hauptdichtungen in gedrängter Uebersicht und kurz andeutender Bezeichnung an unserm Blicke vorübergehen lassen, eine eigentliche Kritik oder Analyse dieser Werke suchen. Es sind eben nur prägnante Bemerkungen in aphoristi[illegible],
eben so, wie die ästhetischen und moralischen Ap[illegible]
zweiten Bändchens, welche, jenen des ersten gegenüb[illegible]
unverkennbar die Spuren des freieren und umfasse[illegible]
punctes tragen, den der Verf. in der Zwischenzeit [illegible]
reicheren und gediegneren Einsicht, die er gewonn[illegible] hat. [illegible]
Verhältnifs, in welchem beide Theile zu einander [illegible]
tigt uns in der Ansicht, dafs den Verf. sein Weg v[illegible]
tischen Reflexion aus und durch sie hindurch zur [illegible]
führt hat. Nur zum kleinern Theil betreffen diese [illegible]
Zeit entstandenen und veröffentlichten Aphorismen [illegible]
Goethe den Dichter, und auch wenn sie am Schl[illegible]
zurückkehren, so ist es ungleich mehr die sittlich[illegible]
mein menschliche Seite seiner Persönlichkeit, mit [illegible]
beschäftigen, als die ästhetische seiner Werke. V[illegible]
aber gilt mit Wahrheit, was der Vf. in dem Vorw[illegible]
schuldigung dieses Zusammenbringens scheinbar het[illegible]
mente sagt, dafs sie „wenn auch nicht unmittelbar [illegible]
Goethe, doch durch die Art ihrer Entstehung un[illegible]
Inhalt in so naher Verwandtschaft mit denselben [illegible]
füglich unter demselben Titel begriffen werden kö[illegible]"

Für den inneren Werth und Gehalt dieser [illegible]
sowohl der ästhetischen des ersten, als, in noch h[illegible]
herm Grade, der vorwiegend sittlichen und religi[illegible]
ten Bändchens, ist es gewifs das geringste Zeugni[illegible]
selben durchgehends den Eindruck machen, nicht [illegible]
tigtes, Erarbeitetes, sondern das unwillkührli[illegible]
gereifte Ergebnifs einer Geistes- und Gemüthsr[illegible]
wie die unabläfsige, liebevolle, hauptsächliche, [illegible]
des Inhalts gerichtete Beschäftigung mit den Wer[illegible]
ters, sie in einer reinen und offenen, zum allse[illegible]
nifs des Dichters befähigten Natur erzeugen mu[illegible]
Vf. auf sein Wort zu glauben, dafs er diese A[illegible]
seinem Tagebuche" gesammelt hat; gewifs hat e[illegible]
nur zu seiner Selbstbefriedigung, nicht nur irge[illegible]
damit zu erreichen, aufgezeichnet. Dies aber i[illegible]
achtens allein, oder so gut wie allein, was der[illegible]
sen, nur auf das Innere eines individuellen Gem[illegible]
weisenden Mittheilungen einen Werth verleihen k[illegible]
zu solchen Mittheilungen entschliefst, der gieb[illegible]
nichts objectiv Bestehendes; es gilt von ihm, was [illegible]
oben angeführten Stelle von dem treuen Diener s[illegible]
da er nichts Anderes zu geben hat, sein ganzes Selb[illegible]
ben, und, wenn es einigen Werth haben soll, denen, [illegible]
Gabe empfangen sollen, das Gut auf ewig versichern[illegible]
Eindruck nun hat das Büchlein besonders in se[illegible]
Theile in der That auf uns gemacht. Der Verf., [illegible]
ganzes Selbst, mit allen seinen Geistes- und See[illegible]
Einwirkung des Goethe'schen Genius aufschliefst, [illegible]
vor unsern Blicken offen dar, und macht es zum ge[illegible]
gemüthlichen Eigenthum eines Jeden, der eine s[illegible]
ergreifen versteht. So erreicht er, ohne, wenigste[illegible]
Aufzeichnen, eine bestimmte Wirkung beabsichtigt [illegible]
schönste und wünschenswertheste Wirkung: er zi[illegible]
esse, welches der Leser an der Sache nimmt, un[illegible]
gleich auf seine Person herüber, und läfst uns d[illegible]
Interesse ungetheilt als eines und dasselbe empfinde[illegible]

Die angehängten Briefe Goethe's geben den Bewe[illegible]
Er sich des Verhältnisses zu dem Verf. als eines [illegible]
sönlichen und sittlichen bewufst war, und es in [illegible]
gehegt und gefördert hat.

Anzeigeblatt

zu den

Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1840. (Erstes Semester.) № 1.

der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnifsschriften.

Eine Recension. (Aus den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik besonders abgedruckt.) gr. 8. 1/4 Thlr.

Predigt

am hundertjährigen Kirchweihfeste der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin den 1. September 1839 gehalten.

Nebst dem in die Liturgie eingelegten Altargebet von dem Pastor Kober. gr. 8. geh. 1/4 Thlr.

In demselben Verlage ist erschienen:

J. D. E. Preufs,

Friedrichs des Grofsen Jugend und Thronbesteigung.

Eine Jubelschrift.

gr. 8. Preis 2 3/4 Thaler.

Der Herr Verfasser wollte in diesem Buche eine vollständige Jugend- und Bildungsgeschichte des grofsen Königs geben und den Moment der Thronbesteigung bis zum Einzug in die Hauptstadt Schlesiens urkundlich und so umfassend, als die Quellen es gestatten, schildern. Dadurch ist ein so lebendiges und so ausgeführtes Bild der Zeit entstanden, dafs die gesammten äufseren und inneren Verhältnisse des Vaterlandes zur interessantesten Vergleichung mit der Gegenwart uns vor Augen treten. Was politisch, kirchlich, sittlich und kulturgeschichtlich irgend wichtig ist, das geht wie zur Erinnerung an unserer Väter Zeiten, in frischen Farben wie in Spiegelbildern, uns vorüber, und erfreut uns durch den mächtigen Fortschritt, der nicht zu verkennen ist, und der uns unwillkürlich auf ein späteres Jahrhundert ahnend blicken läfst. Friedrich finden wir durchweg im Vordergrunde, und die 218 ersten Tage aus seinem Königsleben, die uns hier gegeben werden, zeigen klar, dafs sein Jahrhundert würdigst eingeleitet ist. — Beigegeben ist als Einleitung zur festlichen Gelegenheit gewissermafsen: „Das Jubeljahr 1840 in der preufsischen Monarchie, eine historische Erinnerung." Aus dem Anhange heben wir als vorzüglich interessant hervor Friedrichs Gedicht an den Maler Antoine Pesne, als derselbe des Kronprinzen Mutter, die Königin Sophie, im November 1737 in Lebensgröfse treu und schön gemalt, im Original und in poetischer Uebersetzung von J. G. Jacobi. Auch der vom Geh Rath Schlosser in Heidelberg aus den Pariser Archiven mitgetheilte Brief von Voltaire 1753 aus Frankfurt a. M., wo er auf preufsische Veranlassung festgehalten ward, an den Kaiser um Beschützung dürfte Auszeichnung verdienen, nicht weniger des feinen Taktes, als des Inhalts selber wegen. — Schon das Aeufsere dieses Buches verkündet, dafs der Herr Verf. es auf anmuthige Erzählung abgesehen, dafs Ergötzen und Belehren diesmal seine Hauptttendenz gewesen.

D. Karl Daub's

philosophische und theologische Vorlesungen.

Herausgegeben von Dr. **Ph. Marheineke** u. Lic. **Th. W. Dittenberger.** Vierter Band: **System der theologischen Moral.** Erster Theil. gr. 8. Subscriptions-Preis 2 Thlr. Ladenpreis 2 2/3 Thlr.

G. W. F. Hegel's Werke.

Vollständige Ausgabe. 6r Band:

Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse.

Erster Theil. **Die Logik.**

Herausgegeben und nach Anleitung der vom Verfasser gehaltenen Vorlesungen mit Erläuterungen und Zusätzen versehen von Dr. *Leopold von Henning.* gr. 8. Ausgabe auf Druckpapier. Subscr.-Preis (für die Abnehmer des Ganzen) 1 5/6 Thlr. (für die Abnehmer einzelner Abtheilungen.) 2 1/2 Thlr. Ausgabe auf Velinpapier. Subscr.-Preis 2 1/2 Thlr.

Von der **neuen zweiten Ausgabe** von

G. W. F. Hegel's Vorlesungen.

ist so eben erschienen:

Vorlesungen über die Philosophie der Religion.

Zweite verbesserte Auflage. Nebst einer Schrift über die Beweise vom Dasein Gottes, herausgegeben von Dr. Ph. **Marheineke.** Erster Theil. gr. 8. Subscr.-Preis 2 Thlr.

Grundlinien der Philosophie des Rechts

oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. Herausgeg. von *Ed. Gans.* Zweite Auflage. gr. 8. Subscr.-Preis 2 1/3 Thlr.

Ausführliche Anzeigen über diese neue zweite Ausgabe der **Hegel**'schen **Vorlesungen** sind in allen Buchhandlungen zu erhalten,

Eduard Heinel's

Geschichte

des Preussischen Staates und Volkes.

Für alle Stände bearbeitet.

Dritten Bandes, dritte bis fünfte Lief. (Neunzehnte bis ein und zwanzigste des ganzen Werkes.) Subscriptions-Preis à 1/4 Thlr.

L. v. Malinowsky I. und **Robert v. Bonin,** Geschichte der brandenburg. preufs. Artillerie. 2e Lieferung von 12 Bogen. geh. Subscr.-Preis 3/4 Thlr.

Wallfahrt nach Sesenheim, von **Aug. Ferd. Näke,** weil. Professor in Bonn. Herausgegeben von **Varnhagen von Ense.** Geh. Preis 3/8 Thlr.

Nächstens erscheinen in demselben Verlage:

Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem Sächsischen Hause. Herausgegeben von ***Leop. Ranke.*** 2ter Band. Erste Abtheilung. Auch unter dem Titel: Jahrbücher des Deutschen Reichs unter der Herrschaft Kaiser Otto's II. gr. 8. geh. 1 Thlr.

v. Malinowsky und ***v. Bonin,*** **Geschichte der brandenburg. preuss. Artillerie.** 3e Lief. Mit Abbildungen. geh. 3/4 Thlr.

Pischon, **Denkmäler der deutschen Sprache von den frühesten Zeiten bis jetzt.** Eine vollständige Beispielsammlung zu

seinem Leitfaden der Geschichte der deutschen Literatur. Zweiter Theil. gr. 8. 39 Bogen.

Unter der Presse befinden sich:

Heussi, Jac., Die Experimental-Physik, methodisch dargestellt. Dritter Cursus. Mit Kupfertafeln. gr. 8.

Ranke, Leop., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. III. Theil. gr. 8.

Riemer, Friedr. Wilh., Mittheilungen von und über Goethe aus mündlichen und schriftlichen Quellen. gr. 8. Etwa 50 Bogen.

Roon, Alb. v., Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde. 3. Abtheilung. Zweite, ganz umgearb. Aufl. gr. 8.

Willisen, W. v., (Oberst und Chef vom Generalstabe des 5ten Preufs. Armee-Corps) Versuch einer Theorie des grofsen Krieges, angewendet auf den Feldzug 1831 in Polen zur Einführung in ein lebendiges Studium der Kriegsgeschichte. I. Theil. Kl. Lexicon.

Wöhler, F., Grundrifs der Chemie. II. Theil: Organische Chemie. gr. 8.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint und ist demnächst in allen Buchhandlungen zu haben:

Hefs und Vömel, Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische.

Erstes Bändchen auch unter dem Titel:

Hefs, Prof. P. E., Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische, für Anfänger, zur Einübung der Formenlehre. 5te verb. und vielfach verm. Aufl. circa 20 Bogen. 8. 15 gGr.

Trotz der vielen griechischen Uebungsbücher, deren fast jedes Jahr einige neue erscheinen, hat sich dieses nützliche und viel verbreitete Schulbuch in vielen der angesehensten Gelehrtenschulen nicht nur bisher behauptet, sondern der Absatz desselben ist noch fortwährend im Steigen begriffen. Auch bei dieser neuen Auflage, welche mit Recht eine *vielfach verbesserte* und *vermehrte* genannt werden kann, ist alles aufgeboten worden, um die Zweckmäfsigkeit des Buches zu erhöhen. Der Hr. Verf. hat nämlich mit Benutzung der seit 1832 erschienenen Uebungsbücher durchgehends die nöthigen Berichtigungen und Verbesserungen angebracht, viele Zusätze gemacht, und namentlich *die kleinen Erzählungen* für geübtere Schüler vermehrt, so dafs es deren jetzt 60 sind.

Diese so bereicherte Auflage enthält demnach Uebersetzungsstoff, der für untere Klassen auf mehrere Jahre ausreicht. Zur Erhöhung der Brauchbarkeit dieser Anleitung ist von dem Hrn. Verf. überall auf die jetzt gangbarsten Sprachlehren von *Buttmann, Feldbausch, Kühner, Matthiä, Rost, Thiersch* und *Weckherlin* verwiesen worden. Der Unterzeichnete hat durch ein sehr anständiges Aeufsere, die gröfste Correctheit und Billigkeit des Preises sein Möglichstes gethan, um die Einführung des Buches in Gelehrtenschulen zu erleichtern.

Frankfurt a/M. im April 1840.

H. L. Brönner.

In meinem Verlage erscheint so eben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Kathâ Sarit Sâgara.

Die Mährchensammlung

des

Sri Somadeva Bhatta aus Kaschmir.

Erstes bis fünftes Buch.

Sanskrit und Deutsch

herausgegeben

von

Dr. *Hermann Brockhaus.*

Gr. 8. Geh. 8 Thlr.

Diese anziehende und für die Geschichte der Literatur wichtige Sammlung indischer Mährchen und Erzählungen erscheint hier zum ersten Male aus den Handschriften gedruckt.

Leipzig, im December 1839.

F. A. Brockhaus.

Bei K. F. Köhler in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Plutarchi Vita Phocionis.

Recensuit et comment. suis illustr.

Dr. Fr. Kramer.

gr. 8. broch. 1/2 Thaler.

Diese Ausgabe des Leben Phocions empfiehlt sich durch die mit vielem Fleifse gemachten Untersuchungen in kritischer und grammatischer Hinsicht und wird den Freunden des Plutarch eben so willkommen, als andrerseits zur Lecture auf Gymnasien passend sein.

Dissertatio crit. et exeget.

de

Ev. Matth. C. XIX v. 16 et sequ. pp.

C. Tischendorf, Theol. Lic.

broch. 1/6 Thlr.

Für *Philologen, Gymnasiallehrer, Schulbibliotheken, Buchhändler* und *Antiquare* ist so eben im Verlage von *G. P. Aderholz* in *Breslau* erschienen:

Grundrifs der classischen Bibliographie.

Ein Handbuch für Philologen

von

Dr. Friedrich Wilhelm Wagner.

Gr. 8. Geheftet. 35 Bogen. Preis 2 1/3 Thlr., auf geleimtem Velinpapier 3 Thlr.

Es umfafst dasselbe das gesammte, für den Philologen wichtige bibliographische Material, enthalten in den kritisch- und exegetisch-wichtigen, sowohl in Deutschland, als in den übrigen Ländern Europa's erschienenen Ausgaben, Uebersetzungen und

Erläuterungsschriften der griechischen und lateinischen Schriftsteller von Erfindung der Buchdruckerkunst an bis zur Mitte des Jahres 1839. Dazu sind alle vorhandenen bibliographischen und literarisch-historischen Werke benutzt, und namentlich die Erklärungschriften (sowohl die im Buchhandel erschienenen, als alle Dissertationen und Programme in sich begreifend), so wie die Literatur des 19ten Jahrhunderts mit der gröſsten Vollständigkeit gegeben worden. Jedem Schriftsteller ist ferner sein Geburtsort und die Zeit, wann er gelebt, nach den neuesten Untersuchungen beigefügt, und bei den Schriftstellern, die nur noch in geringen Fragmenten übrig sind, ist auf die Sammelwerke verwiesen worden, in welchen diese Fragmente zusammengestellt sind. In Bezug auf die Schriftsteller selbst aber findet man fast alle, von denen nur noch Notizen auf uns gekommen sind, aufgenommen und nachgewiesen, wo das von ihnen Erhaltene zu finden ist. Es wird demnach durch dieses Buch dem *Philologen* leicht, sich in Hinsicht auf das über einen Schriftsteller des Alterthums vorhandene Material Rathes zu erholen; dem *Gymnasiallehrer*, sich mit den neben den gröſseren Ausgaben erschienenen Schulausgaben eines Schriftstellers bekannt zu machen; so wie andererseits hierin *Buchhändler* und *Antiquare* das vollständigste Repertorium für das seit dem Mittelalter im Gebiete der Philologie Geleistete finden. Wir glauben daher, nachdem wir so den Inhalt des Buches angegeben, uns einer weiteren Empfehlung desselben enthalten zu dürfen.

So eben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Denkwürdigkeiten
und
vermischte Schriften
von
K. A. Varnhagen von Ense.
Neue Folge. Erster Band.

Gr. 8. Geh. 2½ Thlr.

Wie die erste Folge der Schriften des berühmten Verfassers, die in 4 Bänden 1837—38 bei H. Hoff in Mannheim erschien, so wird auch diese Fortsetzung gewiſs die allgemeinste Theilnahme finden. Besonders machen wir auf einen groſsen Aufsatz aufmerksam: *„Der wiener Congreſs."*

Leipzig, im März 1840.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von Eduard Leibrock in Braunschweig ist so eben erschienen:

Strümpell, Dr., die Hauptpunkte der Herbart'schen Metaphysik, kritisch beleuchtet. gr. 8. (14 Bogen.) Velinpapier. br. 1¼ Thlr.

Bei H. L. Brönner in Frankfurt a/M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Shakspeare, W., select plays. Adapted for the use of Youth. 15⅙ Bogen. 12. Velinpap. in Umschlag geh. 1 Thlr.

Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist so eben erschienen:

Dr. Thomas Grahams
Lehrbuch der Chemie.
Bearbeitet
von
Dr. *Fr. Jul. Otto,*
Professor der Chemie am Collegio Carolino zu Braunschweig.

1ste und 2te Lieferung mit 56 in den Text eingedruckten Holzschnitten. gr. 8. fein Velinp. geh. 1 Thlr.

Dieses ausgezeichnete Werk, über dessen Plan und besondere Vorzüge wir uns auf die allen Exemplaren vorgeheftete ausführliche Ankündigung beziehen, erscheint in zehn Lieferungen. Der Subscriptionspreis jeder Lieferung ist 12 Ggr.; der bei Vollendung des Ganzen eintretende Ladenpreis 16 Ggr. für die Lieferung.

Wir können dasselbe nicht besser empfehlen, als durch die nachstehenden Worte des Professors Justus Liebig in Gieſsen:

„Mit dem hohen wissenschaftlichen Werth von Dr. Grahams Lehrbuch der Chemie genau bekannt, hat der Unterzeichnete zum Theil mit Veranlassung zur deutschen Bearbeitung desselben gegeben. Sie konnte in keine würdigere Hände gelegt werden, als in die des Professors Otto, welcher durch seine werthvollen literarischen und praktischen Arbeiten seit Langem schon einen ausgezeichneten Platz unter Deutschlands Chemikern einnimmt. Das Lehrbuch Grahams hat durch die gediegenen Zusätze und Erläuterungen namentlich für den Selbstunterricht auſserordentlich gewonnen, ohne an Eigenthümlichkeit und Brauchbarkeit im Uebrigen einzubüſsen. Den Plan der Bearbeitung hat Professor Otto die Güte gehabt, mir vor der Ausführung mitzutheilen; ich habe seine Ansicht in Hinsicht auf die Verwandlung der englischen Atomgewichte in die von Berzelius in Deutschland eingeführten vollkommen getheilt, indem ich der Meinung war, daſs nur durch eine Uebereinkunft aller Chemiker, ohne Nachtheil für die Verbreitung und Cultur der Wissenschaft, eine Aenderung getroffen werden darf. Gewiſs verdient Professor Otto den Dank des Publikums, indem die verhältniſsmäſsig kleine Anzahl der vorzüglichen Lehrbücher Deutschlands um Eins durch ihn vermehrt worden ist, was man den besten an die Seite stellen kann."

Dr. *Justus Liebig.*
